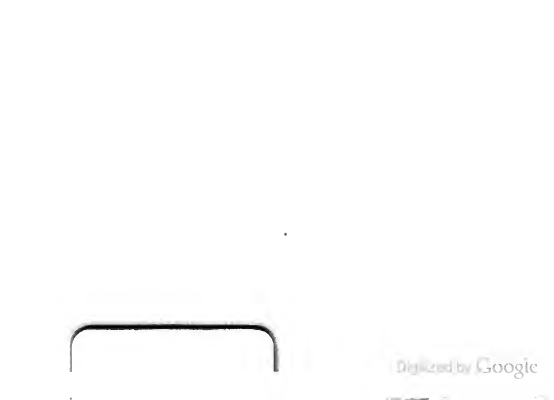


Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag



Westermann's
*DF

Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

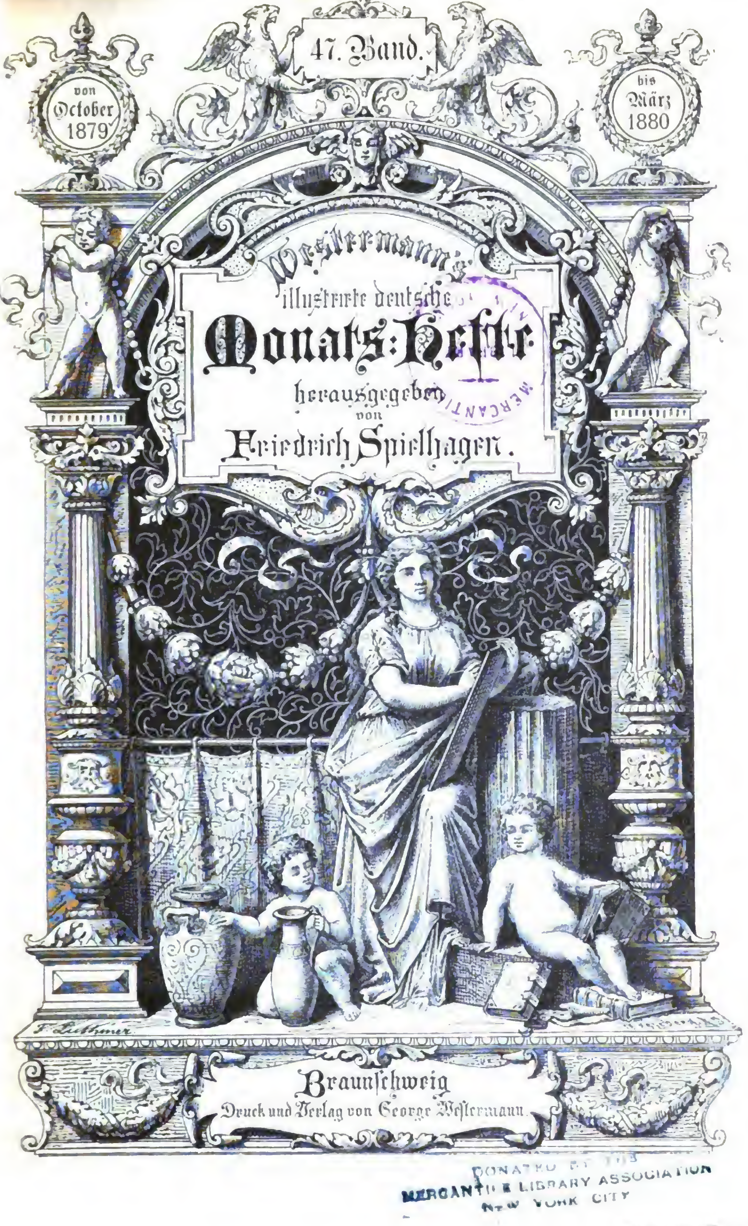
der Gegenwart.

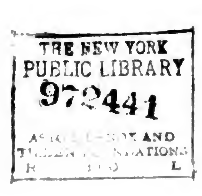
Siebenundvierzigster Band.

Der vierten Folge dritter Band.

October 1879 bis März 1880.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1880.


47. Band.
von October 1879
bis März 1880
Westermann's
illustrirte deutsche
Monats-Hefte
herausgegeben
von
Friedrich Spielhagen.
Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
972441

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

siebenundvierzigsten (der vierten Folge dritten) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Inhalt

des siebenundvierzigsten (der vierten Folge dritten) Bandes.

Namen- und Sachregister

zum siebenundvierzigsten (der vierten Folge dritten) Bande.



Quisisana.

Novelle

von

Friedrich Spielhagen.



„Warum wecken Sie mich, Konski?"

„Sie lagen wieder einmal auf der linken Seite," erwiderte der Diener, indem er seinen Herrn, den er um Brust und Schulter gefaßt hielt, vollends von dem Sopha in die Höhe richtete; „und Champagner haben Sie bei Tisch auch getrunken — über eine Flasche, sagt der Johann; das ist nun das reine —"

Konski brach kurz ab und wandte sich zu den Koffern, deren einer bereits aufgeschlossen war; er begann den Inhalt desselben in die Commode zu packen und sagte dabei, scheinbar mehr mit sich selbst als zu seinem Herrn sprechend:

„Ich thue nur, was mir der Herr Doctor befohlen, noch gestern Abend in Berlin, als ich ihm hinunterleuchtete. Konski, hat er gesagt, wenn Ihr Herr auf der linken Seite liegt und so zu stöhnen beginnt, wecken Sie ihn bei Tag oder Nacht — auf meine Verantwortung. Und, Konski, Champagner ist nicht — für mindestens sechs Wochen und am liebsten gar nicht mehr; und wenn ihr erst in Italien seid, den Wein immer nur mit Wasser, Konski, und —"

„Und nun thun Sie mir den Gefallen und schweigen Sie."

Bertram war von dem Sopha, auf welchem er, die Stirn in die Hand gedrückt, sitzen geblieben war, rasch aufgestanden und trat jetzt, nachdem er ein paar Mal, unmuthige Blicke auf Konski werfend, in dem Gemach hin- und wiedergeschritten, an eines der Fenster. Die Sonne mußte im Untergehen sein; nur noch die bewaldeten Berge drüben waren hell beleuchtet, während der Terrassengarten, der in das Thal hinabstieg, und

das Thal selbst mit dem Dorfe bereits in tiefem Schatten lagen. Das landschaftliche Bild, dessen Anmuth er doch sonst so zu schätzen wußte, übte nicht den mindesten Zauber auf seinen dumpfen Sinn. Konski hatte Recht: der Champagner, den er gegen das ausdrückliche Verbot des Arztes heute zum ersten Male nach der Krankheit getrunken, war ihm nicht gut bekommen; aber er hatte getrunken, um sich die Kehle, die ihm von dem vielen Sprechen trocken geworden, anzufeuchten; und hatte so viel gesprochen, weil die häufigen Pausen, die in der Unterhaltung eintraten, ihn nervös machten. Es war positiv langweilig gewesen; die schöne Freundin und der gute Freund hatten sich in den letzten drei Jahren sehr zu ihrem Nachtheil verändert. Oder war er's, der sich verändert hatte? fing er wirklich an, alt zu werden? Man darf mit fünfzig Jahren nicht schwer erkranken, wenn es nicht auf einmal bergab gehen soll.

Das war nun das zweite energische Memento mori — nach einer Zwischenzeit von zwanzig Jahren! Und das erste — das hatte er ihr verdankt — ihr, die ihm Treue geschworen unter tausend Küssen — da — drüben am Bergeshang, wo die Rieseneiche ihre Krone hoch heraushob aus dem bronzenen Blätterdach der Buchen. Warum, zum Kuckuck, gab man ihm denn immer diese Zimmer? Er wollte sich noch heute Abend andere von Hildegard ausbitten, gleich — ehe der Dummkopf, der Konski, noch Alles auspackt.

„Lassen Sie das!“ rief er, sich umwendend; „ich will nicht in diesen Zimmern bleiben — ich will überhaupt nicht bleiben; — wir reisen vielleicht morgen schon wieder ab.“

Konski, der bereits in der Tiefe des zweiten Koffers kramte, glaubte nicht recht gehört zu haben. Er hob den Kopf und blickte den Herrn verwundert an.

„Morgen, Herr Doctor? ich denke, acht Tage mindestens.“

„Thun Sie, was ich Ihnen sage!“

Konski legte das Packet Hemden, welches er in der Hand hielt, wieder in den Koffer zurück und erhob sich langsam von den Knieen. Der Herr war offenbar in einer grämlichen Laune; aber das hält bei ihm niemals lange an, dachte Konski, und dann der Champagner —

„Es wird mit der Einquartierung nicht so schlimm,“ sagte er; „Sie können sich darauf verlassen, Herr Doctor; ich weiß Alles ganz genau von Mamsell Christinen. Man ein Oberst, ein Major, zwei Hauptleute und ein halbes Dutzend Lieutenants höchstens, und vielleicht noch ein Oberstabsarzt und so was; von unseren Prinzen und von denen hier nun schon gar Keiner. Na, und die paar Menschen verkrümeln sich ja in dem großen Hause wie eine Hand voll Corinthen in einer Stolle, und besonders, wenn Sie in diesen Zimmern bleiben, wo wir noch immer gewohnt haben und kein Mensch nicht hinkommt; und im Garten werden sie ja wohl nicht manövriren —“

„Ich schere mich den Teufel um das Manöver!“ rief Bertram.

Er hatte sich wieder an das offene Fenster gestellt, durch welches ein lebhafter Zug kam; Konski ging und schloß die Thür nach dem Zimmer nebenan, kam dann zurück, trat in respectvoller Entfernung hinter seinen Herrn und sagte in bescheidenem halblauten Ton:

„Nehmen Sie es nicht übel, Herr Doctor; aber was ist denn am Ende daran gelegen, ob das gnädige Fräulein nun wirklich kommt —“

„Was soll das nun wieder?“ sagte Bertram, ohne sich umzudrehen; „was hat das mit dem Bleiben oder Gehen zu thun? weshalb soll die Kleine nicht kommen?“

Konski kraute sich, verstohlen lächelnd,

in dem starren schwarzen Haar, senkte die Stimme noch mehr und sagte:

„Nicht das junge gnädige Fräulein Erna; das andere Fräulein — das nie kommen darf, wenn Sie hier sind —"

„Lydie? Fräulein von Aschhof? sind Sie toll?"

Bertram hatte, sich blitzschnell wendend, den Diener an beiden Schultern gepackt und schüttelte ihn mit einer Kraft, welche dem Getreuen die tröstliche Versicherung gab, daß die Herzbeutelentzündung nach dieser Seite keinen Schaden angerichtet hatte. Er war auch nicht weiter ärgerlich auf den Herrn, schon deswegen nicht, weil er gern aus dem Munde desselben einmal etwas über das Fräulein gehört hätte, welches nicht kommen durfte, wenn der Herr in Rinstedt zu Besuch war, und das er infolge dessen noch nie gesehen, trotzdem er im Laufe der Jahre nun schon über ein Dutzend Male mit ihm hier gewesen. Aber er wurde in seiner Erwartung getäuscht; der Herr, dessen Augen eben noch unheimlich geleuchtet und geblitzt hatten, war plötzlich ganz ruhig geworden, oder gab sich doch wenigstens den Anschein, und hatte auch seine gewöhnliche Stimme wieder, als er jetzt fragte:

„Von wem haben Sie denn das? von Mamsell Christine natürlich!"

„Natürlich von Mamsell Christinen," erwiderte Konski.

„Und die hat es von der Frau Amtsräthin?"

„Directe von der Frau Amtsräthin," bestätigte Konski.

„Und wann wird die Dame erwartet?"

„Heute Abend zusammen mit Fräulein Erna; und außerdem Herr Baron von Lutter oder Lotter — ich hab's nicht recht verstanden; sie sprechen ja hier in Thüringen Alles so kauderwelsch."

„So, so?"

Bertram brauchte nicht zu fragen, wer Herr Baron von Lotter-Vippach sei; er hatte des Herrn über Tisch mehr als einmal von Hildegard erwähnen hören. Auch von Lydie hatte sie, trotzdem er grundsätzlich nie auf dies Thema einging, immer wieder angefangen zu sprechen, wie es jetzt klar war, in der Absicht, ihn auf den Ueberfall vorzubereiten. Aber sie hatte sich verrechnet, die schöne Frau; es war dies eine Rücksichtslosigkeit, ja schlimmer: es war eine Perfidie. Er brauchte sich das nicht gefallen zu lassen, und er wollte es sich nicht gefallen lassen.

„Wo sind die Herrschaften?" fragte er.

„Der Herr Amtsrath ist in den Wald nach den Braunkohlengruben geritten; die Frau Amtsrath ist ins Dorf gegangen; sie haben hinterlassen, daß sie zurück sein würden, bevor Sie aufwachten; und wenn Sie sich nicht auf die linke Seite gelegt hätten —"

„Es ist gut — ins Dorf, sagten Sie? geben Sie mir meinen Hut!"

„Ziehen Sie auch den Ueberzieher an," sagte Konski; „es kommt ganz kalt vom Thal herauf, und vor Erkältungen, sagte der Herr Doctor —"

Bertram, der bereits den Hut auf dem Kopf hatte, wies das dargereichte Kleidungsstück mit einer Handbewegung zurück. In der Thür wandte er sich:

„Machen Sie sich keine unnöthige Mühe mit den Koffern; wir reisen in einer Stunde wieder ab. Und noch Eines: wenn Sie Mamsell Christinen oder irgend Jemand hier im Haus jetzt oder in Zukunft ein Wort — Sie verstehen mich — und ich erfahre es — so sind wir geschiedene Leute — trotz alledem."

Damit war er zur Thür hinaus, und schon in der nächsten Minute sah ihn Konski, der nun, sich das kurz geschorene Haar krauend, am Fenster stand, mit langen Schritten durch den Garten bergabwärts eilen.

„Sollte man denken, daß der vor noch nicht sechs Wochen auf den Tod gelegen

hat?" murmelte er. — „Und heute Abend fort? in einer Stunde! Fällt mir gar nicht ein; erst wird das mit Christinen in Ordnung gebracht, und das geht nicht so fix. — Er hat sich damals von dem Fräulein einen Korb geholt, sagt Christine — na, das verstehe ich nicht: vor zwanzig Jahren muß er doch ein blitzschöner Kerl gewesen sein — ist's ja beinah' noch — und arm war er auch nicht, obgleich wir ja seitdem viel dazugeerbt haben. Ich bin höllisch neugierig auf das alte Fräulein; — daß sie heute Abend kommt, steht bombenfest."

Konski warf einen zweifelhaften Blick auf die unausgepackten Koffer. Es war vielleicht wirklich unnöthige Mühe. Aber es wird ja nichts so heiß gegessen, als es gekocht ist; und daß der Herr vor einem Frauenzimmer weglaufen sollte, wenn sie auch ihre vierzig Jahre oder so was —

Konski schüttelte ungläubig den Kopf und machte sich getrost daran, die Koffer vollends auszupacken.

* *
*

Unterdessen hatte Bertram schon die Brücke, welche am Fuße der Gartenterrasse über den Bach führte, passirt und eilte auf dem Wiesenrain dem Dorfe zu. Hildegard hatte über Tisch gesagt, daß sie heute, wie immer am Donnerstag Nachmittage, ihre neugegründete Spielschule besuchen werde; er glaubte also, die Dame leicht finden zu können. Kannte er doch von seinen häufigen Besuchen in Rinstedt jedes Gäßchen, und die Spielschule sollte an der Hauptgasse, nicht weit von der Pfarre liegen. Was wollte er Hildegard sagen, wenn er sie traf? Zuerst natürlich die Thatsache feststellen. Aber dessen bedurfte es nicht: Konski war ein geriebener Bursche, der sich nicht leicht verhörte, und er stand mit der allwissenden Christine auf einem so guten Fuße! Also sie fragen, was sie bewogen habe, den nun schon durch beinahe zwanzig Jahre festgehaltenen Pact diesmal zu brechen. Unnöthige Frage! wann wären denn jemals Weiber consequent gewesen! wann hätten sie sich denn nicht in solchen Dingen einander beigestanden und in die Hände gearbeitet, selbst wenn sie sich im Uebrigen keineswegs lieben! Und auch die Liebe schien ja jetzt zwischen den Beiden groß zu sein! Hatte die schöne Frau doch, ganz gegen ihre Gewohnheit, Lydie's Lob in allen Tönen gesungen! und der Umstand allein, daß sie die Tochter zu derselben in Pension gegeben, drei Jahre in dieser Pension gelassen, sagte ja mehr als genug. Die arme Erna! drei Jahre unter der Obhut des überspannten Frauenzimmers! das schöne anmuthige Geschöpf mit den großen blauen tiefen Augen! es hätte nicht sein dürfen; es war eine Beleidigung für ihn! hatte er nicht abgerathen, was er konnte? eine vortreffliche Pension in Berlin ausgemittelt? sich erboten, die Oberaufsicht selbst zu übernehmen; dringend gebeten, ihm das Kind anzuvertrauen, dem Kinde Gelegenheit zu geben, einen Blick in größere Verhältnisse zu werfen? Und man hatte zu Allem Ja gesagt; war so dankbar gewesen für seine Bemühungen, seine Güte, um im letzten Augenblicke in den geliebten Sumpf der Misère der kleinen Residenzstadt zurückzuplumpen. Freilich, man war ja selbst in dem Sumpfe groß geworden, schwärmte noch immer sanft von der versunkenen classischen Herrlichkeit, beklagte im Stillen das traurige Loos, welches dem Freifräulein von Unkerode nicht hatte gewähren wollen, sich zeitlebens in den unmittelbaren Strahlen fürstlicher Gnade zu sonnen, wie Lydie; daß sie einen Mann hatte heirathen müssen, der, wie reich auch immer, doch ein Bürgerlicher war mit dem höchst bürgerlichen Namen Bermer; und der bürgerliche Freunde hatte, an welche man die

allerfreundschaftlichsten, liebenswürdigsten Briefe unweigerlich seit zwanzig Jahren mit Sr. Wohlgeboren adressirte! Da war denn freilich ein Baron von Lotter, oder wie der Kerl heißen mochte, vorzuziehen! Und ihm den Menschen aufzudringen, trotzdem er doch ausdrücklich befürwortet, daß er, als halber Reconvalescent, der größten Ruhe bedürfe; und, wenn sie Gesellschaft hätten, lieber auf das Vergnügen, die Freunde zu sehen, jetzt verzichten und vorsprechen werde, wenn er im Frühjahr aus Italien heimkehre!

So! das wär's ungefähr, was er der schönen Frau sagen wollte — in aller Ruhe und Freundschaft natürlich — nur mit einem feinen, ganz feinen ironischen Anfluge — und das neue Gebäude da mußte die Spielschule sein.

Es war die Spielschule; aber das junge Mädchen, welches die in dem Vorgärtchen sich herumtummelnden Kinder beaufsichtigte, sagte durch das Gitter, die gnädige Frau sei bereits vor einer halben Stunde fort; sie glaube, in die Pfarre. Ein paar halbwüchsige Jungen, die herbeigelaufen waren, berichteten, die Frau Amtsräthin sei mit dem Herrn Pfarrer zu dem Herrn Schulzen.

Des Schulzen Hof lag an dem anderen Ende des Dorfes. Bertram wollte dorthin; aber als er bereits den halben Weg gemacht, fiel ihm ein, daß der Pfarrer Hildegard sehr wahrscheinlich zurückbegleiten würde und er dann doch keine Gelegenheit hätte, sich mit jener auszusprechen. Er kehrte also wieder um, sie an der Pfarre, an der sie auf dem Heimweg vorüber mußte, zu erwarten. Indessen wie konnte er warten, da er gar nicht wußte, ob ihm dann noch Zeit blieb, seine Flucht zu bewerkstelligen, er vielmehr jeden Augenblick fürchten mußte, daß der Wagen, der sie aus der Stadt brachte, die Dorfstraße herauf an ihm vorüberkam. Und hier so zu stehen und sie grüßen zu müssen — nimmermehr! Links ab führte ein schmales Gäßchen unmittelbar in den Wald, der sich auf der Höhe bis hart an das Schloß heranzog. Der Weg war ein wenig länger als der, welchen er gekommen, auch etwas steiler, aber jedenfalls viel kürzer als die Fahrstraße, welche, nachdem sie sich am Eingange des Seitenthales von der Chaussee im Hauptthale abgezweigt, erst das ganze Dorf durchschnitt und sich dann in einer langen Serpentine den Schloßberg hinaufwand. So hatte er noch immer den Vorsprung von mindestens einer halben Stunde. Hoffentlich war Otto mittlerweile von dem Braunkohlenwerke, das nach der anderen Seite im Walde lag, zurück. Er wollte dann dem Freunde reinen Wein einschenken und ihn zum Ueberbringer seiner Empfehlungen an Hildegard machen. Es würde ein schlimmer Auftrag für den armen Pantoffelhelden sein; aber schlimm oder nicht: Jeder ist sich selbst der Nächste, und man stand ja einmal in dem Ruf eines eingefleischten Egoisten! Dann brachte ihn ein schnell angespannter Wagen — Konski mochte, wenn es sein mußte, mit den Koffern zurückbleiben — in zwei oder drei Stunden, erst durch den Wald, nachher wieder auf der Chaussee, nach Fichtenau. Er liebte Fichtenau. Er würde in dem immergrünen Thal ein paar Tage bleiben, sich von den Strapazen und dem Aerger des heutigen Tages zu erholen. Auf jeden Fall war er Lydie entgangen, der Schlinge entwichen, welche die Weiber für ihn gestellt — das war eine Genugthuung, die er sich schuldig war, und die ihm den rauhen Waldpfad, den er jetzt betreten, ebnen mochte.

Freilich, der Pfad war rauh, viel rauher, als er denselben in der Erinnerung hatte. Viel rauher und auch viel steiler, in der That abscheulich steil — gleichviel, er mußte — immer an dem Bächelchen hin, das in der Schlucht neben ihm mur-

melte und unten in den Dorfbach fiel — bald an den Steg gelangen, der auf die andere Seite führte; dann ging es glatt oder doch so ziemlich glatt auf der halben Höhe bis zum Schloß.

Was hatte sie nur mit dem Pfarrer bei dem Schulzen zu suchen? Einquartierungsangelegenheiten vermuthlich — die Vielgeschäftige bekümmerte sich ja um Alles! — oder auch wieder irgend ein wohlthätiger Zweck: Armenpflege, Krankenpflege — sie gönnte sich keine Ruhe und Rast in der Verfolgung so edler Ziele, seitdem die Landesmutter mit leuchtendem Beispiele vorangegangen — nur sich bis zum anderen Ende des Dorfes zu begeben, wenn man bereits einen Gast im Hause hatte und andere Gäste jede Minute eintreffen konnten, war doch etwas sehr rücksichtslos von der Rücksichtsvollen. Vielleicht wollte man gerade dem einen aus dem Wege gehen, und der Weg der anderen führte an dem Schulzen-Hause vorüber. Man setzte sich dann zu ihnen in den Wagen und hatte auf der Fahrt durch das Dorf noch Zeit zu ein paar vertraulichen Mittheilungen und nützlichen Winken betreffs der Behandlung des mit solcher Schlauheit eingefangenen dummen Vogels. Noch nicht gefangen, meine Gnädigste, noch nicht!

Aber wo blieb der Steg? er hätte längst da sein müssen. Und die tiefe Schlucht hinunter- und auf der anderen Seite wieder hinaufzuklettern, nachdem man sich unten im Bach nasse Füße geholt — hatte sich denn heute Alles gegen ihn verschworen!

Endlich: ein nagelneuer Steg, den man an Stelle des morschen alten ein verteufeltes Ende bachaufwärts regelrecht gezimmert mit obligaten schmuckhaften Geländern aus geschwungenen und verschlungenen Baumästen.

Der Pfad drüben war neu wie der Steg — ein richtiger Promenadenpfad, jedenfalls in das System der Pfade gehörig, mit welchem Hildegard bereits seit Jahren die Wälder ringsum zu durchflechten sich bemühte. Die Verschönerungsleidenschaft Charlottens aus den Wahlverwandtschaften — das gehörte ja nothwendig zu den Requisiten einer Chatelaine hier zu Lande — selbstverständlich ohne zarte Hinneigung für die wohlgeborenen Freunde ihres Gatten. Nun, er hatte die unnahbare Tugend der schönen Frau nie bezweifelt; und wenn sie sich jetzt ein ganz klein wenig aufs Kuppeln legte, so war das gewiß nur ein Ausfluß der überschwänglichen Güte ihres keuschen, kühlen, menschenfreundlichen Herzens. — Möchte nur wissen, ob die Menschenfreundlichkeit vor dem Klopfen und Bohren hier auch nur fünf Minuten Stand hielte! Jetzt fehlte nur, daß ich mir durch das unsinnige Laufen und Klettern einen Rückfall geholt; dann könnte die Geschichte schließen, wo sie angefangen, und Lydie käme gerade zur rechten Zeit, um sich zu überzeugen, daß, was die Leute vom Herzbrechen erzählen, doch nicht so ganz ein Märchen ist. Pah! wenn meines bricht, so ist's, weil es einen bösen Klappenfehler hat und ich zur Unzeit Champagner getrunken habe.

Er hatte sich auf eine Bank fallen lassen, die an der Wegseite stand, und saß da, zusammengekrümmt, das Taschentuch vor den Mund pressend, damit sein Stöhnen nicht zu laut in den stillen Wald hallte.

Der Anfall ging vorüber; in der Brust wurde es wieder still; mit den wilden Schmerzen war die grimme Leidenschaft entwichen, in die er sich hineingearbeitet. Dafür fühlte er eine peinliche Schwere und Mattigkeit in den Gliedern, und im Kopf war es so dumpf und wüst.

Wenn es nun gebrochen wäre! so hier im Walde, wer weiß wie lange, ein todter Mann, zu sitzen und den Armen, der zu-

erst vorüberkam, grausam zu erschrecken — der Gedanke war nicht behaglich; aber das war denn auch das Schlimmste. Vor dem Tod fürchtete er sich nicht: der Tod war nur das Ende des Lebens. Und das Leben? wenn er sich sagen durfte, daß er Niemandem zu Leide lebte, außer etwa dem braven Konski, den er mit seinen Grillen quälte — so lebte er auch Niemand zur Freude — am wenigsten sich selbst. Die paar armen Schlucker von Studenten und jungen Künstlern würden ihre Pensionen auch nach seinem Tode die bestimmte Zeit ausgezahlt erhalten, und ein paar gemeinnützige Institute mochten sich in den Rest theilen. Das würde ganz glatt und geschäftsmäßig abgehen und keinem Menschen auch nur eine Thräne kosten; es hätte denn Konski sein müssen, nur daß es unmöglich war, sich den leichtlebigen Gesellen in Thränen zu denken.

Auf dem Wipfel der Buche, an deren Fuße er saß, schrie eine Krähe.

„Du wirst dich schon noch ein wenig gedulden müssen," sagte Bertram aufblickend.

Aber der Krähenschrei hatte wohl nicht ihm gegolten, sondern der Dame, die er jetzt den Seitenpfad herabkommen sah, welcher aus dem Walde gerade auf die Bank zuführte. Sein Herz wollte sich wieder zusammenkrampfen; aber er hatte sich mit dem zweiten Blick überzeugt, daß es nicht Lydie war. Lydie war größer und hatte aschblondes Haar, und die Dame hatte dunkles, sehr dunkles; sie ging auch anders: in einem leichten, gleichmäßigen Schritt, so daß es war, als ob sie den ziemlich steilen Pfad herabschwebte, trotzdem er die Füße deutlich unter dem hellen Kleide sich bewegen sah. Und jetzt war sie bis dicht vor ihn gelangt. Sie schrak ein wenig zusammen, denn sie hatte, nach der schreienden Krähe emporschauend, ihn nicht bemerkt, und er war so plötzlich von der Bank aufgefahren; doch faßte sie sich bald wieder, und ebenso schnell entwich die Röthe, die sich über ihre Wangen ergossen.

„Ist es möglich? — Erna!"

„Onkel Bertram!"

Es war ein melodischer Klang in der Stimme, aber nicht die leiseste Spur von der freudigen Erregung, welche er beim Erblicken seines Lieblings empfunden. Sein Herz zog sich zusammen; er wollte sagen: du hast mich sonst anders empfangen, aber er schämte sich, dem schönen Mädchen als ein Bettler gegenüberzutreten, und sagte nur, indem er ihre Hände losließ:

„Du hast mich hier nicht vermuthet?"

„Wie konnte ich?" erwiderte sie.

Sehr richtig! dachte Bertram; wie konnte sie! es war eine dumme Frage.

Er wußte nicht, was er weiter vorbringen sollte, und schwieg verlegen. Die Krähe, welche während der letzten halben Minute still gewesen, brach in ein abscheuliches Krächzen aus und flog über ihre Häupter weg in den Wald. Sie hatten Beide unwillkürlich in die Höhe gesehen und gingen dann schweigend neben einander hin den Waldpfad entlang.

* *
*

Das mattere Licht des hereinbrechenden Abends drang nur spärlich durch das dichte Unterholz, welches den Pfad auf beiden Seiten begrenzte, während die in einander greifenden Kronen der Buchen ihn oft genug gänzlich überdachten; an einer abschüssigen Stelle waren ein paar rauhe Stufen eingefügt.

„Willst du meinen Arm nehmen, Onkel Bertram?" sagte Erna.

Es war das erste Wort, seitdem sie vor ein paar Minuten, die bleiern auf Bertram gelastet, die Bank verlassen hatten.

„Ich wollte dieselbe Frage eben an dich richten,“ erwiderte er.

„Ich danke,“ sagte Erna; — „ich kenne hier jeden Schritt; aber du — und du bist krank gewesen.

Das mochte ja freundlich gemeint sein, nur daß es wieder so kühl herauskam — so almosenhaft, dachte Bertram.

„Gewesen,“ entgegnete er, „und längst hergestellt — völlig.“

„Ich denke, du gehst für den Winter nach Italien zu deiner Erholung.“

„Ich gehe nach Italien, weil ich hoffe, daß ich mich in Rom ein wenig weniger langweilen werde als in Berlin — das ist Alles.“

„Und wenn du dich nun auch in Rom langweilst?“

„Du meinst, langweilige Leute langweilen sich überall?“

„Das meine ich nicht; — es wäre auch recht häßlich gewesen, wenn ich es gemeint und überdies gesagt hätte; — ich wollte nur wissen, wohin man von Rom geht, wenn man noch weiter will — nach Neapel — nicht wahr?“

„Ja wohl: nach Neapel — Capri. Auf Capri steht mitten in Orangengärten mit herrlichstem Ausblick in die blaue Unendlichkeit des Meeres ein weißes, rosenübersponnenes Gasthaus: Quisisana. Ich war vor langen Jahren dort, und seitdem hat's mich immer dahin sehnlich gezogen. Quisisana! Das klingt so tröstlich, so verheißend: Hier gesundet man! Auch wenn man sich leiblich gesund fühlt — zu gesunden hat man immer, zum Beispiel vom Leben, das im Grunde doch eine lange Krankheit ist, von der uns gründlich nur der Tod curirt.“

Wieder trat eine Pause ein. Er hatte eigentlich nur gesprochen, um die Unterhaltung nicht wieder ins Stocken kommen zu lassen, und doch war, was er da eben noch unter dem Eindruck der krankhaften Verstimmung gesagt, wohl recht wenig geeignet, das schöne wortkarge junge Mädchen an seiner Seite zum Sprechen zu bringen. Er hätte es gern gethan; es fiel ihm nicht bei, ihre Schweigsamkeit auf Gedankenlosigkeit oder auch nur Befangenheit zurückzuführen. Im Gegentheil: sie interessirte ihn mit jedem Augenblicke mehr, und er hatte durchaus den Eindruck, daß er es mit einem höchst eigenartigen, in seiner Kraft sicher ruhenden Wesen zu thun habe, in welchem er von dem Kinde, das er gekannt und geliebt und dessen Bild er treu in der Erinnerung bewahrt, kaum einen Zug wieder zu entdecken vermochte.

„Du weißt, Onkel Bertram, daß du Fräulein von Aschhof — Tante Lydie heute Abend sehen wirst?“ begann sie plötzlich.

Bertram zuckte zusammen; der Name hatte aus diesem schönen keuschen Munde einen doppelt häßlichen Klang.

„Ich weiß es — nicht von deinen Eltern — aber ich weiß es,“ erwiderte er.

„Sie werden sich gescheut haben, es dir mitzutheilen,“ fuhr Erna fort; „Mama hat sehr ungern ihre Erlaubniß gegeben, daß Tante kommen durfte; aber Tante hat so sehr gebeten, sie möchte dich nur noch einmal wiedersehen, und sie dachte, jetzt, wo du schwer krank gewesen bist und auf so lange Zeit verreist, wärest du vielleicht in einer milderen Stimmung. Und doch fürchtet sie sich, dir zu begegnen; sie war unterwegs so nervös; es fehlte, glaube ich, nicht viel, so wäre sie ausgestiegen und hätte uns allein weiterfahren lassen. Ich konnte ihre Unruhe kaum noch mit ansehen und fühlte mich ordentlich erleichtert, als ich selbst ausgestiegen war, um über den Berg zu gehen — von Fischbach aus, weißt du — und während ich herüberkam, fragte ich mich, ob ich dich, wenn ich vor ihnen nach Haus käme, nicht bitten dürfte, ein bischen

freundlich gegen die Tante zu sein; du bist es — aber ich weiß nicht, ob ich weiter sprechen darf —"

„Ich bitte dich darum."

„Ich wollte nur noch sagen: du bist es ihr doch schuldig."

„Bin ich das?"

„Ich sollte meinen, denn sie hat doch nichts gethan, als daß sie dich geliebt hat und noch liebt, während du —"

„Ich bitte dich, liebes Kind, sprich ohne Scheu weiter; es liegt mir viel, sehr viel daran."

„Während du sie verlassen hast, nachdem ihr ein ganzes Jahr lang verlobt gewesen seid."

„Und dann habe ich ihr einen Absagebrief geschrieben, nicht wahr? und die Verlassene hat sich in ihrer Verzweiflung vierundzwanzig Stunden später mit dem alten Grafen Finkenburg verlobt, der sich schon lange um ihre Hand beworben? und dem alten Herrn ist die Freude darüber so zu Kopf gestiegen, daß er nach kaum einer Woche vom Schlage getroffen wird und stirbt, ohne nur die Zeit zu haben, die schöne Braut in seinem Testamente zu bedenken? Ist es nicht so?"

„Laß uns abbrechen, Onkel Bertram," erwiderte Erna; „ich höre aus deinen Worten und aus deinem Tone, daß du erregt bist, und ich fühle jetzt doppelt die schwere Unschicklichkeit, die ich beging, als ich um der Tante willen die Rede auf eine Angelegenheit gebracht habe, von der ich freilich nicht einmal wissen, geschweige denn sprechen sollte."

„Ich kann dich leider so noch nicht loslassen, liebes Kind," sagte Bertram; „ich muß dich noch fragen, von wem du es weißt? von Fräulein von Aschhof natürlich."

„Ich finde es wenigstens nicht unnatürlich," erwiderte Erna, „wenn Tante Lydie in der Aufregung, in welcher sie seit dem Tage ist, wo dein Besuch angekündigt war, und sie den Entschluß gefaßt hatte, dich wiederzusehen, — wenn sie da ihr übervolles Herz gegen mich ausgeschüttet und mir Alles gesagt hat, was ich ja zum größten Theil schon wußte oder doch ahnte. Und sie hat mich auf das dringendste gebeten, dir kein Wort wiederzusagen, und ist auch gewiß überzeugt, daß ich es nicht thun würde; aber ich habe es ihr nicht versprochen. Ich habe dich immer lieb gehabt, Onkel Bertram, sehr lieb; und es that mir weh, daß du — daß ich dich nun nicht mehr lieb haben könnte. Ich habe immer in meinem Herzen für dich Partei genommen, wenn sie sagten, daß du kalt seiest und selbstsüchtig und Niemand liebtest als dich selbst. Ich habe immer gedacht: er hat nur Keine gefunden, die seiner werth gewesen wäre. Und jetzt, da ich Alles weiß, möchte ich sagen: vielleicht ist es auch Tante Lydie nicht gewesen; sie hat viele Eigenschaften, die mir gar nicht gefallen — aber sie wäre gewiß anders geworden, wenn du Geduld mit ihr gehabt, wenn du sie nicht verrath— verlassen hättest. Wie kann ein Mädchen gut bleiben, das der Mann, den sie liebt, verläßt! wie kann sie, hat sie ein leicht bewegliches Herz, anders als gefallsüchtig und kokett werden und Manieren annehmen, über welche die Leute spotten und lachen, oder — wenn sie stolz ist und sich ihres Unglücks schämt — kalt und herzlos und voller Verachtung gegen alle Männer, ja gegen alle Menschen."

Die kühle, leise Stimme war bis zum letzten Worte dieselbe geblieben, aber mit dieser Ruhe und Selbstbeherrschung contrastirte auf das eindringlichste der leidenschaftliche Glanz der großen, dunklen Augen, die jetzt zu Bertram aufblickten mit einer wundersamen Festigkeit, wie sich die Alten den Blick der Götter gedacht haben mochten, die nicht wie die Sterblichen mit den Wimpern zucken.

Das schoß durch Bertram's Seele, während sie sich so für ein paar Momente auf der Lichtung, zu welcher sich der enge Waldpfad erweitert hatte, gegenüberstanden; und daß keine Rücksicht ihn verdammen könne, vor diesen Augen als ein Schächer dazustehen, und daß er das graue Gespinnst, welches die Lüge zwischen ihr und ihm gewoben, zerreißen müsse, es koste, was es wolle.

Er nahm ihren Arm, wie um sich zu versichern, daß sie ihm nicht entfliehen könne, und sagte, indem er sie hastigen Schrittes fast mit sich fortzog:

„Und nun höre auch mich und verachte mich, wenn du es noch kannst, nachdem du mich gehört. Verlassen, sagst du, verlassen und verrathen! ja wohl! aber wer den Verrath geübt, das war sie — den schmählichsten, gräulichsten Verrath, dem auch keine Spur einer Entschuldigung innewohnt, wenn anders irgend etwas den Verrath entschuldigt. Ich habe sie geliebt — ich sage nicht, wie nur ein Mensch lieben kann — ich weiß nicht, wie andere Menschen lieben — ich weiß nur, daß ich sie geliebt mit meines Herzens bester, reinster Kraft. Ich war kein Jüngling mehr, als ich die Jugendfreundin deiner Mutter auf deiner Eltern Hochzeit kennen lernte; ich war ein Mann von fast dreißig Jahren — ich lebte in Leipzig, wie du weißt, als Privatgelehrter, wie sie's nannten, denn ich hatte den Plan meiner Studien allzu groß angelegt, und da ich's mit der Wissenschaft und der Kunst ernsthaft nahm wie mit allen übrigen Dingen, arbeitete ich Jahre lang an Aufgaben, die Leute, welche weniger Zeit oder mehr Genie haben, in ebenso vielen Monaten lösen. Auch hatte ich, was ich zum Leben gebrauchte, vielleicht etwas mehr — ich war nicht gewohnt, darauf zu achten. Das wurde nun mit einem Schlage anders, als ich sie liebte und mich wieder geliebt glaubte — wir hatten uns hier bei deinen Eltern noch wiederholt gesehen und hatten uns verlobt, wenn auch nur in aller Heimlichkeit, um die ich selbst gebeten. Ich begriff, daß der Bräutigam, der Gatte eines so glänzenden, gefeierten Mädchens wie Lydie von Aschhof etwas Besseres sein mußte als ein obscurer Privatgelehrter; es kostete mich keine Mühe mehr, mich zusammenzuraffen, entschlossen auf meine Ziele loszugehen. Aber freilich, einige Zeit dauerte es denn doch, bis mein großes Werk vollendet. Ihr dauerte es zu lange; oder zweifelte sie an dem Erfolge, oder galt ihr ein derartiger Erfolg im Grunde doch nichts trotz der Schwärmerei, die sie für meine Bestrebungen affichirte, und trotzdem sie die Güte hatte, mir tausendmal zu sagen, daß mein Geist, mein Talent sie gefesselt habe und gefesselt halten werde, und wenn man ihr eine Krone zu Füßen legte? Es brauchte, wie es sich dann erwies, noch keine Fürstenkrone zu sein, nur eine freiherrliche — auf einem eisgrauen, decrepitem Haupte dazu — und da schrieb sie mir den großmüthigsten Absagebrief: daß sie mein stolzes Streben nur hemme, daß der Künstler, der Gelehrte frei sein müsse, daß ihr mein Ruhm theurer sei als ihre Liebe und so noch ein paar Seiten tönender Phrasen in der zierlichsten Handschrift mit dem selbstverständlichen Schluß der Verlobungsanzeige, durch welche sie, als durch ein fait accompli, ihrem schwankenden Herzen zu Hülfe kommen müsse.

„Der Brief war hier von Rinstedt aus geschrieben; ich stürzte zur Eisenbahn, nahm auf der letzten Station einen Wagen, — die armen, abgetriebenen Gäule konnten nicht weiter, als wir in Fischbach waren; ich erklomm auf dem kürzesten, steilsten Pfade den Hirschstein, über den du eben heraufgekommen bist; ich stürzte hier oben zusammen, raffte mich wieder auf, wankte

weiter, weiter — bis zum Hause. Sie mochte denn doch gefürchtet haben, daß ich es nicht so geduldig nehmen würde; sie war bereits seit einer Stunde fort — nach Fichtenau, den Weg, den ich — nicht kommen konnte. Ich bin ihr nachträglich recht dankbar gewesen für ihre Umsicht und Vorsicht: ich war einfach rasend, und es war für uns Beide ein Glück, daß meine Kraft gebrochen war, daß ich der Entflohenen nicht weiter nachsetzen konnte und deinen Eltern hier zur Last liegen mußte, ein todtkranker, aufgegebener Mann, der sich nach sechs oder acht Wochen doch wieder aufraffte, um weiterzuleben, wie man denn so mit einem halben Herzen — und diesmal nicht bloß im moralischen Sinne — weiterlebt. Was war es mir, daß, während ich hier oben mit dem Tode rang und mich dann an zwei Stöcken durch die Gartenterrassen schleppte, mein Werk herauskam und mich mit einem Schlage zu dem machte, was man hyperbolisch einen berühmten Mann nennt? daß einen alten kinderlosen Geizhals von Onkel in derselben Zeit das Sterben ankam und mir, in Ermangelung anderer Erben, das ganze große Vermögen zufiel? Ich hatte genug erfahren von dem Lug und Trug irdischer Herrlichkeit. Ruhm, Liebe — pah! ich wurde, wofür ich meinen Bekannten gelte und wie sie mich auch dir gegenüber genannt haben: ein kalter Selbstling, der, wenn er trotzdem die Hände nicht in den Schoß legte und weiter arbeitete und ein freies Wort, zu welchem andere, weniger Unabhängige nicht den Muth fanden, hineinrief in den Streit des Tages, und zu gemeinnützigen Unternehmungen anregte oder nach Kräften beitrug, und hier und da einem armen Schlucker über eine Dornenhecke seines Lebensweges half — das Alles nicht that um Gotteswillen, sondern um vor sich selbst das bischen Respect nicht zu verlieren, das zu den nothwendigen Requisiten eines anständigen Egoisten gehört. Und da ich gerade von Respect spreche, fühle ich schmerzlich, daß ich das besagte Bischen stark vermindere, indem ich dir dies Alles sage. Denn ein Gentleman muß in einer Herzenssache der Dame das erste Wort abnehmen und das letzte lassen; und wenn sie behauptet, daß er der Don Juan und sie die Elvira sei, noch obendrein sich für die zugetheilte glänzende Rolle bedanken. So, liebes Kind, und nun sei deinem alten schwatzhaften Onkel wieder so gut, wie du ihm vordem gewesen — willst du?"

Die erwartete Antwort blieb aus; das Gefühl der Beschämung, welches Bertram schon während seiner Erzählung überkommen war und das er durch die humoristische Wendung zuletzt vergeblich hatte abschwächen wollen, wurde durch Erna's Schweigen auf das peinlichste gesteigert. Wie hatte er sich nur so weit vergessen, sich so viel vergeben können: das tiefste Geheimniß seiner Brust, an dem er selbst abgewandten Antlitzes vorüberzugehen sich gewöhnt, einem jungen Mädchen zu enthüllen, das noch ein halbes Kind war, ohne Verständniß für so traurige, schmerzliche, häßliche Erfahrungen! und das überdies mit ihr, die er so leidenschaftlich angeklagt, in dem intimen und zarten Verhältniß der Schülerin zur Erzieherin stand! — Es war abscheulich, unwürdig! wie ein unreifer Knabe hatte er gehandelt! er wünschte sich tausend Meilen weit fort; er verwünschte seinen Mangel an Entschluß, daß er nicht vor einer Stunde Knall und Fall aufgebrochen und so all' diesem Wirrsal entronnen war. Jetzt wollte er, mußte er noch heute Abend, auf der Stelle abreisen, ohne wo möglich Jemand zu sehen, zu sprechen; ohne sich jedenfalls auf eine Erklärung einzulassen. Was bei den Erklärungen herauskam, er hatte es eben gekostet! er würde den bitteren

Nachgeschmack so bald nicht von der Zunge verlieren!

Sie waren aus dem Walde heraus und schritten über einen Wiesenplan dem Pförtchen zu, welches von dieser Seite auf den Schloßhof führte.

„Und du hast dies Alles bisher Niemand gesagt?“ fragte Erna plötzlich.

„Nein,“ antwortete er; — es kostete ihn Mühe, das kurze Wort herauszubringen.

Sie traten in das Pförtchen; auf dem schon von dichter Dämmerung erfüllten Hofe in der Nähe der Rampe vor der Hausthür stand ein großer offener Reisewagen, aus welchem Diener die Sachen der abgestiegenen Herrschaften räumten; ein mit Koffern beladener kleiner Leiterwagen kam eben durch das Hauptthor auf der anderen Seite, dem Pförtchen gegenüber.

„Onkel Bertram!“ sagte Erna.

Sie hatte, gerade als sie die Schwelle des Pförtchens überschreiten wollten, mit leichtem Druck seine Hand gefaßt; er blieb unwillkürlich stehen. Sie blickte wieder zu ihm empor, aber nicht mit dem strengen Ausdruck wie vorhin im Walde. War es das Licht der Mondsichel, die drüben im Abenddämmer über den Häusern schwebte? waren es Thränen, was in den großen Augen schimmerte?

„Du willst fort, Onkel Bertram?“

„Wer hat dir das gesagt?“

„Gleichviel! du willst fort?“

„Ja!“

„Bleib'! ich bitte dich! um meinetwillen!“

Sie ließ die Hand los, die sie bis dahin festgehalten, und eilte über den Hof nach dem Schlosse, während er das Treppchen zu dem Seitenflügel, in welchem seine Zimmer lagen, emporstieg, die Seele erfüllt von dem Bilde des wundersamen Mädchens, dessen Worte, dessen Blicke so zauberkräftig waren, daß er gegen ihren Willen einen eigenen Willen nicht mehr zu haben schien.

* *
*

Das lange Ausbleiben des Herrn hatte nachgerade angefangen, den treuen Konski ernstlich zu beunruhigen. Zwar wußte er aus zehnjähriger Erfahrung, daß er auf Befehle, welche der Herr in solcher Erregung gab, nicht viel Gewicht zu legen brauchte; und je später es wurde, desto unwahrscheinlicher war ja auch die angekündigte Abreise; aber wenn ihm nun unterwegs etwas zugestoßen war? Der Doctor hatte ihm auf die Seele gebunden, ernstlich darauf zu achten, daß der Herr sich wenigstens in den nächsten Wochen vor allen Strapazen sorgsam hüte, und er war ja die Terrassentreppen hinabgesprungen wie toll! Dies vertracte Fräulein, das nicht kommen durfte, wenn sie hier waren! weshalb hatte er nicht reinen Mund gehalten? weshalb dem Herrn die große Neuigkeit brühwarm zutragen müssen?

Er wäre ihm am liebsten in das Dorf nachgeeilt; aber er wagte nicht, seinen Posten zu verlassen. Und nun kam auch der Amtsrath und fragte nach dem Herrn, und schien sehr betreten, als er, um seine eigene Sorge zu beschwichtigen, andeutete, der Herr habe die Nachricht, daß noch andere Gäste erwartet würden, nicht eben gut aufgenommen, und nur so als seine Vermuthung hinzufügte, derselbe sei wohl ausgegangen, um nicht bei dem Empfange zugegen zu sein. Dann ließ ihn die Frau Amtsräthin, die eben heimgekehrt war, rufen, und er mußte der Gnädigen, vor der er einen heillosen Respect hatte, wiederholen, was er dem Herrn Amtsrath gesagt; und die Gnädige hatte ihn mit ihren großen braunen Augen so durchbohrend angesehen, daß er heilfroh war, als er wieder auf seinem Beobachtungsposten an dem Flurfenster stand,

von welchem er den ganzen Hof überblicken konnte. Und da fuhr auch schon die offene Equipage in den Hof; es saßen nur zwei darin: ein Herr und eine Dame — Gott sei Dank! Konski hatte in der Dämmerung Züge und Gestalt der Dame nicht mehr zu erkennen vermocht; aber wer sollte es denn sein als Fräulein Erna? Und vor der lief der Herr sicher nicht weg! nun war Alles gut, wenn er selbst nur erst wieder zurück wäre!

Unten ging die Thür; Konski hörte den Schritt des Herrn auf der Treppe. Er lief ihm entgegen und berichtete freudig seine Beobachtungen; vielleicht wüßte der Herr schon, daß nur Fräulein Erna angekommen sei?

Der aber hatte sich in dem Wohnzimmer, in welchem Konski die Lichter bereits angezündet, in einen Lehnstuhl geworfen und starrte so vor sich hin, strich sich wiederholt über Stirn und Augen, stützte den Kopf in die Hand, richtete sich dann plötzlich auf und fragte: „Was sagten Sie?"

Konski hatte während der letzten Minute gar nichts gesagt, fragte nun aber, ob der Herr sich nicht für die Abendtafel umkleiden wolle? Er glaube, es sei die höchste Zeit.

Bertram erhob sich und ging in das Schlafzimmer, wo Konski einen Anzug, den er für die Gelegenheit passend erachtet, zurecht gelegt hatte. Er leistete die nöthige Hülfe, nicht wenig verwundert, daß der Herr nicht das kleinste Wörtchen sprach, während er gerade beim Anziehen am meisten mit ihm zu plaudern pflegte. Merkwürdig war auch, daß er sich, was er sonst nie that, wiederholt sehr aufmerksam im Spiegel betrachtete und sogar, was Konski sich nie gesehen zu haben erinnerte, an dem Schnurrbart zupfte und drehte. Indessen, da er dabei wohl eine sehr ernste, aber keineswegs verdrießliche oder zornige Miene machte, war es Konski zufrieden. Mit der Abreise heute Abend hatte es unter allen Umständen gute Wege.

Man pochte an die Thür; es war der Amtsrath, der so eilfertig eintrat, als es seine Corpulenz immer gestattete.

„Gott sei Dank, daß du hier bist!" rief er, dem Freunde wie einem sehnlich Erwarteten, eben Angekommenen beide Hände wieder und wieder schüttelnd. „Hast du uns Angst und Sorge gemacht! Hildegard war so bös, daß ich dich allein gelassen! ich sage: er ist ja doch kein Kind mehr, dem man überall aufpassen muß. Das heißt: ich habe es nicht gesagt, sondern nur gedacht; Hildegard ist heute so nervös; ich hatte ihr gleich —"

Der Uebereifrige bemerkte jetzt erst die Gegenwart des Dieners und brach verlegen ab; Bertram war mit seiner Toilette fertig; die beiden Herren verließen das Zimmer. Während sie über den langen Corridor nach dem Haupthause schritten, legte der Amtsrath seinem schlanken Freunde den Arm um die Hüfte und sagte mit vorsichtig leiser Stimme:

„Ich hatte es Hildegard gleich gesagt, daß du es übel nehmen würdest, oder es ihr doch wenigstens angedeutet, denn du weißt, sie verträgt Widerspruch nicht gut; und es war ja auch zwischen den Weibern beschlossene Sache, wie ich bald merkte. Nun sagt mir Erna — ist es nicht ein liebes Kind, wie? ein bischen sehr eigen, sehr apart, aber immer gut gegen mich — wie hübsch, daß ihr euch getroffen habt! — ja, sie sagt mir, du wärst nicht weiter bös, daß Lydie mitgekommen ist. Das heißt: Erna weiß nichts von den alten Geschichten oder hat die Glocken nur läuten hören, daß ihr euch nicht leiden könnt, oder du Lydie nicht — na, das ist ja nun ganz gleich. Sag' mir nur, daß du nicht weiter bös bist!"

„Ich war es im ersten Augenblick, aber bin es nicht mehr."

„Mehr verlange ich auch nicht. Und im Grunde, alter Kerl, na — Mißverständnisse und so weiter, und so weiter! Aber die Schuld liegt doch gewiß auf deiner Seite, oder doch zum größten Theil; liegt ja immer auf unserer Seite — das weiß ich als alter Eheknüppel — wie?“

Der Amtsrath lachte; Bertram, um der Antwort auszuweichen, fragte, wo die Gesellschaft sei.

„Die Damen sind auf der Veranda — der Baron war noch auf seinem Zimmer.“

„Wer ist denn eigentlich dieser Baron?“ fragte Bertram; „ihr habt über Tisch öfter von ihm gesprochen, aber ich gestehe, ich habe nicht recht hingehört.“

„Lotter!“ sagte der Amtsrath. — „Du, höre, das ist ein famoser Kerl, der dir sehr gefallen wird; höllisch gescheidt, hat Alles gelesen, spielt Clavier, malt — prachtvoll, sage ich dir: Porträt, Landschaft — was du willst. Ist auch eigentlich wegen der Malerei hierher gekommen — wegen unserer Akademie, weißt du. Und geht natürlich bei Hofe aus und ein —“

„Aus eurer Gegend?“

„Gott bewahre; aus Württemberg, uralte Familie: Lotter-Bippach; Vater war General, glaube ich, Onkel Minister — kurz in den höchsten Würden. Selbst Offizier gewesen, Campagne von 1870 mitgemacht; aber ein bischen unruhiges Blut — fabelhaft in der Welt herumgewesen: Algier, Südamerika — was weiß ich. Habe ihn dringend gebeten, während des Manövers hier zu bleiben, ein bischen die Honneurs zu machen — war selbst nie Soldat, weißt du. Freut sich riesig darauf, dich kennen zu lernen, hat Alles von dir gelesen — wo sind denn unsere Damen? werde mal nachsehen, bleib' hier — du hast keinen Hut auf.

Das Letzte war bereits in dem Gartensaal gesprochen, in welchem die großen Fensterthüren nach der Veranda offen standen. Der Amtsrath war davongeeilt, die Damen, welche in den Garten gegangen sein mochten, zu suchen; Bertram schritt auf und nieder in dem weiten, halb dunklen Raum. Hatte er sich Erna's Befehl nicht doch zu willig gefügt? Wenn ihm das Gehorchen leicht, wenn es ihm nur möglich sein sollte, durfte sie ihn wenigstens nicht verlassen. Und jetzt war selbst ihr Bild vor seinem inneren Auge entschwunden und das der einst so heiß Geliebten stand da, als wären nicht zwanzig Jahre hingegangen, seit er sie zum letzten Mal gesehen; als ob sie nur eben mit der schönen Freundin in den Garten gegangen, um alsbald unter irgend einem Vorwand zurückzukommen, in seine Arme zu fliegen, ihn mit Küssen zu überschauern — hier, hier — wie oft, wie oft — in diesem Saale, in welchem noch der Duft des Veilchenparfums zu schweben schien, das sie so liebte und das ihm, war er fern von ihr, stets ein Talisman holdester Erinnerung gewesen!

Er befand sich in der Tiefe des Saales, mit dem Rücken nach der Veranda; ein leises Rauschen kam die Stufen herauf; er wandte sich. In dem Rahmen einer der Thüren, auf dem lichteren Hintergrunde des abendlichen Himmels war die Silhouette einer Dame, die auf der Schwelle ein paar Momente zögerte und dann auf ihn, der in banger Starrheit regungslos stand, mit erhobenen Armen zueilte.

Sie war, ehe er es verhindern konnte, vor ihm in die Kniee gesunken, hatte seine Hände, die er, sie emporzuheben, niederstreckte, ergriffen und an ihren Busen, an ihre Lippen gedrückt. Eine dichte Wolke von Veilchenduft wallte zu ihm auf:

„Gnade, Karl, Gnade!“

„Ich bitte Sie — gnädiges Fräulein — um Himmelswillen —“

Er hatte es nur so stammeln können, denn in seinem Herzen schnitt und bohrte es wie von Dolchstößen; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, und eiskalt waren die Hände, welche Lydie noch immer festgehalten und jetzt erschrocken losließ, indem sie sich zugleich von dem Boden aufrichtete.

„Gnädiges Fräulein!“ — murmelte sie — „gnädiges Fräulein — ich wußte es ja!“

Der Krampf an seinem Herzen war vorüber; es schlug nur noch dumpf und schwer, und so hatte sich der zornige Schmerz in Trauer aufgelöst.

„Lassen wir das Vergangene vergangen sein,“ sagte er.

„Wenn das möglich wäre,“ flüsterte Lydie.

„Es muß möglich sein.“

Sie hörte an dem leisen und doch festen Ton, daß sie für den Augenblick nicht weiter gehen dürfe; und wenn sie sich auch sagen mußte, daß sie sich in der Hoffnung, mit einem ersten großen Ansturm sein Herz zurückzugewinnen, betrogen habe, so schien doch gesichert, was in zweiter Linie wünschenswerth und nothwendig war: ein leidliches Verhältniß der Gesellschaft gegenüber.

„Die liebe Stimme!“ flüsterte sie; — „die alte, liebe, sanfte Stimme! und die harten, grausamen Worte! Aber ich habe kein Recht, mich zu beklagen, und ich will nicht klagen: es muß ja möglich sein!“

Bertram wurde zu seiner großen Erleichterung einer Antwort überhoben, denn jetzt kamen der Amtsrath, seine Frau und Erna, zu denen sich mittlerweile Baron Lotter gesellt hatte, aus dem Garten herein; in demselben Augenblicke öffnete der Diener die Flügelthür zu dem Speisezimmer; die beiden Herren wurden einander vorgestellt, der Baron bot der Frau vom Hause den Arm, Lydie hatte sich an den Amtsrath gehängt, so fiel Erna Bertram zu. Sie waren ein wenig hinter den Anderen zurückgeblieben.

„Wie gut du bist!“ flüsterte Erna.

„Und ich komme mir recht erbärmlich vor,“ erwiderte Bertram.

* *
*

In der That war die Empfindung des Unrechts, sich gegen Erna so weit ausgelassen zu haben, Bertram in doppelter Stärke wiedergekommen, da er sich sagen mußte, daß sein Gebot, das Vergangene vergangen sein zu lassen, kurz vorher von ihm selbst in so bedenklicher Weise übertreten sei. Das Vergangene war fürder kein Geheimniß mehr zwischen den Betheiligten; und was nun weiter geschah — jedes Wort, das sie mit einander sprachen, jeder Blick, den sie wechselten — es hatte Alles, Alles Sinn und Bedeutung für ein Drittes: für das schöne, über seine Jahre ernste Mädchen mit den großen, stillen, götterhaften Augen.

So war denn seine Ablehnung von Erna's Lob sehr ernstlich gemeint, aber er hatte doch gehofft, es werde das Schlimmste nun überstanden sein.

Wie sehr er sich darin getäuscht, wurde ihm peinlich klar mit dem ersten verstohlenen Blick, welchen er bei dem taghellen Schein der Kerzen im Speisesaal in das Gesicht Lydie's wagte, die ihm an dem runden Tische gegenübersaß. War das wirklich Lydie? oder hatte ein heimtückischer Teufel eine Caricatur an Lydie's Stelle gesetzt? und das Bild des geistvollen, von Scherz und Neckerei, Laune und Witz übersprudelnden Mädchens mit den unregelmäßigen, pikanten Zügen, den großen, lichtblauen, schelmischen Augen, den frischen, rosigen Farben, dem flatternden, aschblonden Lockenhaar verwandelt in das einer alternden Kokette, welche die dünnen Lippen fortwährend spitzt, selbst beim Lachen, um die plombirten

Zähne nicht zu zeigen; die Lider schauspielermäßig bald senkt, bald hebt, den starren Augen einen Glanz zu verleihen, der ebenso trügerisch ist wie das allzu helle Rosa auf den mageren Wangen oder das allzu dunkle Carmin der Ohren, in deren Läppchen kleine Diamanten funkeln? und den mit Gold durchwirkten weißseidenen Shawl jetzt von den spitzen Schultern gleiten läßt, um ihn sofort wieder hoch hinaufzuziehen und eine malerische Drapirung zu versuchen, die nicht recht gelingen will, so daß das Spiel in der nächsten Minute wiederholt werden muß?

Und dies geschminkte, aufgeputzte, zudringlich gefallsüchtige Wesen hatte er geliebt — mit seines Herzens bester, reinster Kraft, wie er vorhin Erna mit leidenschaftlicher Erregung versichert! Es war fürchterlich. Würde Erna glauben, daß der dürre Strauch da je im Frühlingsblüthenschmuck geprangt? konnte sie es glauben, wenn sie Lydie's Jugendfreundin, die eigene Mutter, ansah, deren hohe Schönheit die Flucht der Jahre kaum gestreift hatte? deren große braune Augen noch immer sammetweich leuchteten? deren rabenschwarzes Haar noch immer in bläulichem Schimmer erglänzte? war aber das Mißverhältniß in der Erscheinung und dem Wesen der beiden Damen jetzt so groß, mußte es nicht immer bestanden haben? und der Geschmack eines Mannes, dessen Gefühl sich so weit verirren konnte, allezeit ein kläglicher gewesen sein?

Und wenn ihm das erbarmungslose Kerzenlicht eine so gräuliche Entdeckung gebracht hatte, wie mochte denn er selbst jetzt erscheinen vor Erna's prüfenden Blicken? War nicht etwa mit ihm eine ebenso schauerliche Metamorphose vorgegangen? Hatten doch die zwanzig Jahre selbst Erna's Vater, der auf der Universität den Beinamen des Schönen mit Recht geführt, in einen übermäßig corpulenten Herrn mit stark verschwommenem Gesicht verwandelt, dessen mächtiger Schädel um die Schläfen herum schon bedenklich kahl wurde! Und er selbst hatte sich nie durch Schönheit ausgezeichnet; das schlichte Haupthaar war zwar noch dunkel wie ehemals, und er hatte vorhin im Spiegel ein blasses und scharfes, aber, wie er wähnte, trotz alledem nicht verwüstetes Gesicht erblickt. Was aber konnte der gefällige Spiegel der blinden Eitelkeit nicht Alles weiß machen, nicht Alles aufbinden? In Lydie's Gemach hing jedenfalls gerade solch' ein Spiegel!

Immer trüber wurde es Bertram zu Sinn; die Augen, die er nicht mehr aufzuschlagen wagte, starr vor sich nieder auf die Teller heftend, welche die Diener wechselten, ohne daß er die Speisen, die er sich mechanisch genommen, berührt hätte, saß er da, kaum ein Wort von dem Gespräch hörend, das hauptsächlich von Lydie und dem Baron geführt wurde. Es schien sich um Verhältnisse bei Hofe zu handeln, die sehr amüsant und pikant sein mußten, denn es wurde, wenigstens von den Beiden, viel gelacht; und die schöne Hildegard erinnerte mehrmals mit erhobenem Finger an den Respect, den man unter allen Umständen den höchsten Herrschaften schuldig sei. Dann kam die Rede auf das bevorstehende Manöver, dessen Disposition der Baron bis in die kleinsten Details zu kennen behauptete, indem er den Damen mit Messerbänken, Dessertlöffeln, Brotkügelchen die ursprünglichen Stellungen der Angreifer und der Angegriffenen zu verdeutlichen suchte und die Eventualitäten erwog, welche eintreten könnten und müßten, je nachdem die Commandirenden so oder so operirten. Unter allen Umständen werde es in unmittelbarer Nähe von Rinstedt, wenn nicht in Rinstedt selbst zum Entscheidungskampf kommen, der freilich, da sich das Terrain für Cavallerie so wenig eigne, fast ausschließlich zwischen Artillerie und In-

fanterie auszufechten sei. Das bedaure er, der gewesene Cavallerist, besonders; aber auf ein glorioses Schauspiel könnten die Damen nichtsdestoweniger mit Sicherheit rechnen; schade, daß er, trotz seiner vielen Verbindungen in der Armee, gerade unter den Offizieren des Regiments, welches in Rinstedt in Quartier kommen sollte, gar keine persönlichen Bekannten habe.

„Ich dafür eine ganze Menge," sagte der Amtsrath; „die Neunundneunziger standen ja bis vor einem Jahre in E.; ich bin oft genug mit den Herren auf den Jagden zusammengewesen."

„Da müssen Sie doch auch einen und den anderen kennen, meine Gnädigste," sagte der Baron, sich zu Lydie wendend; „die Herren sind gewiß gelegentlich zu unseren Hofbällen befohlen worden."

„Natürlich," erwiderte Lydie, „zum Theater kommen sie ja ebenfalls immer in Schaaren herüber — aber wer kann einen rothen Kragen vom anderen unterscheiden! ich nicht! ich liebe einfache solide bürgerliche Farben. Fragen Sie Erna! die muß Bescheid wissen; sie ist noch im vorigen Sommer sechs Wochen in E. bei Tante Adelheid gewesen, und da fliegen ja die Offiziere ein und aus; nicht wahr, Erna?"

„Du vergißt, daß Tante gerade damals Trauer hatte," sagte Erna; „es war von Gesellschaften nicht die Rede."

„Aber man kommt doch auch, ohne geladen zu sein, selbst in ein Trauerhaus, wenn es sechs heirathsfähige Töchter birgt, wie das der Frau Geheimräthin," sagte der Baron.

„Mag sein; so ist mein Unterscheidungsvermögen hinsichtlich der rothen Kragen nicht stärker als bei Tante Lydie; jedenfalls erinnere ich mich keines der Herren mehr."

Das war in einem so herben, abweisenden Tone gesagt — Bertram schaute unwillkürlich auf; das feine Gesicht war vollkommen ruhig; nur die blauen Augen, die sie nicht auf den Baron, sondern auf ihn richtete, schienen einen noch tieferen Glanz zu haben wie von verhaltenem Unmuth. Es war das erste Mal über Tisch, daß ihre Blicke sich begegneten, und ein seltsamer Schauer durchrieselte ihn. Er fühlte, daß ihm das Blut in die Schläfen schoß, und fragte nur, um seine Verlegenheit zu verbergen, wer das vielbesprochene Regiment commandire?

„Oberst von Waldor," erwiderte der Baron prompt.

„Ich kannte einen Offizier seines Namens," sagte Bertram, „vor langer Zeit — in Berlin — er war damals zur Kriegsschule commandirt; ich blieb auch später ein paar Jahre mit ihm in Correspondenz und habe ihn dann aus den Augen verloren. Aber mich däucht, er stand bei einem anderen Regiment?"

„Bei den Zweihundertzehnern," erwiderte der Baron; — „ganz richtig; bekam das Regiment vor einem Jahre etwa. Ein überaus schneidiger Offizier, der in der Campagne viel von sich reden machte."

„Für einen solchen galt mein Freund schon damals," sagte Bertram.

„Es ist kein Zweifel, daß es derselbe ist," sagte der Baron; „so viel ich weiß, existiren auch gar nicht zwei Waldors in der Armee, oder doch nicht unter den Stabsoffizieren, deren Namen ich wohl sämmtlich im Kopfe habe. Ist übrigens ein toller Christ, der Herr Oberst!"

„Was ist das: ein toller Christ?" fragte Lydie, den Arm des Barons mit dem Fächer berührend.

„Das ist leichter gefragt, wie beantwortet, meine Gnädige," erwiderte der Baron lachend.

„So antworten Sie lieber nicht," sagte die Amtsräthin mit einem Blick nach Erna.

„Weshalb nicht, gnädige Frau!" rief der Baron; „es ist doch ganz unverfänglich, wenn man die Thatsachen sprechen läßt, und Thatsache ist, daß Waldor, der — ich kenne ihn nicht persönlich, aber der Herr Doctor wird es gewiß bestätigen — nicht bloß wegen seiner Bravour, sondern auch wegen seiner Schönheit in der ganzen Armee berühmt war, und folglich unzählige Herzen gebrochen hat, bis auf den heutigen Tag unbeweibt geblieben."

„Sie sagen: folglich!" rief Lydie, „und denken folglich sehr klein von unserem Geschlechte."

„Wie das, meine Gnädige?"

„Nun, Sie scheinen anzunehmen, daß die Schönheit eines Mannes allein hinreicht, Frauenherzen zu rühren oder zu brechen, wie Sie es auszudrücken belieben. Ach, lieber Baron, wie wenig kennen Sie das weibliche Gemüth!"

„Bitte tausend Mal um Verzeihung, meine Gnädige! aber ich habe das nicht gesagt. Tapferkeit mit Schönheit im Bunde! nun, und wie kräftig diese Allianz in der betreffenden Richtung ist, darüber wissen, däucht mir, die Dichter viel zu erzählen. Wir haben ja einen Dichter unter uns; er wird für mich sprechen."

Der Baron wandte sich bei diesen letzten Worten an Bertram; der Ton und die begleitende Geste hatten etwas beleidigend Protectorhaftes, wie denn in Bertram's Augen das ganze Wesen des großen, fast hünenhaften jungen Mannes von einer prahlerischen Selbstgefälligkeit, welche auf den Beifall Aller unbedingt zu rechnen schien, durchtränkt war. Aber gewohnt, wie er war, in der Gesellschaft seinen Empfindungen keinerlei Ausdruck zu geben, antwortete er mit ruhiger Höflichkeit:

„Ich halte mich weder für einen Dichter, noch werde ich, so viel ich weiß, von irgend Jemand dafür gehalten, der die Armseligkeiten, welche ich veröffentlicht, gelesen hat."

„Ich protestire dagegen auf das allerentschiedenste!" rief Lydie; „ich habe diese Armseligkeiten — entsetzliches Wort! — gelesen; ich kenne sie auswendig und halte ihren Verfasser für einen Dichter — für einen Dichter von Gottes Gnaden."

„Verbindlichsten Dank," erwiderte Bertram; „indessen, wozu man geboren, das pflegt sich dann doch früher oder später im Herzen laut anzukündigen. Bei mir schweigt die Stimme, und so dürfte ich wohl mit Fug und Recht das von mir gewünschte Zeugniß verweigern. Als Unberufener aber und völlig Unbetheiligter möchte ich davor warnen, den Dichtern gerade in dem beregten Punkte allzu großes Vertrauen zu schenken. Um den Beifall der Menge buhlend, wie ihr Metier es zu erfordern scheint, accommodiren sie sich nur zu leicht dem Geschmack der Menge, die bekanntlich wie ein Kind nach dem Bunten, Glänzenden gierig greift. Wie sollten sie also nicht die Heldin als unvergleichlich schön, den Helden als unbändig tapfer schildern und im Uebrigen alle Ehrenqualitäten auf die gebenedeiten Häupter häufen! Ob die eine Qualität etwa die andere mehr oder weniger ausschließt, ob sie nicht an und für sich alles Maß des erfahrungsmäßig Möglichen überschreitet — ei nun, man wird ja nicht so genau zusehen! und wenn es einer thut, so ist es eben ein Pedant, und für Pedanten existiren Romanhelden so wenig wie wirkliche Helden für ihre Kammerdiener."

„O, Sie Spötter, o, Sie Schalk!" rief Lydie; „werden Sie uns jetzt nicht noch beweisen, daß Schönheit, Tapferkeit und jede Tugend der Welt in das Reich der Fabel gehören! Es ist doch etwas Schreckliches um diese eingefleischten Skeptiker! Aber so war unser Freund immer! Habe ich nicht noch vorhin gesagt, Hildegard: ich glaube nicht, daß er ein Anderer geworden; er kann sich nicht verän-

dern! und siehe: er ist derselbe, der er war!"

„Das wäre ein starkes Stück in Anbetracht der beinahe zwanzig Jahre, die seitdem —"

Der Amtsrath, der diese Worte lachend gerufen, brach vor einem strengen Blick aus den dunklen Augen seiner Gattin mit einem verlegenen Räuspern ab, schenkte sich das erst halb leere Glas übervoll und verlangte zu wissen, weshalb die Herren denn heute Abend gar nicht tränken?

„Fräulein von Aschhof," sagte Bertram, um dem verlegenen Freunde zu Hülfe zu kommen, „beweist nur durch ihre gütige Behauptung meiner Unveränderlichkeit, daß sie allerdings Welt und Menschen durch dichterische Augen sieht. Aber vergessen wir nicht: selbst die Dichter lassen nur das schöne Geschlecht an dem holden Vorrecht der leicht lebenden, ewig jungen Götter participiren, und sie dürfen die Täuschung wagen, weil der Zuhörer getäuscht sein will. Wer wäre je so entgeistert gewesen, einer Antigone, Iphigenie, einer Helena ihre Jahre nachzurechnen; sie sind, was sie waren, oder sie sind nicht; aber selbst des Dichters Schmeichelkunst kann den Mann vor dem Altern nicht schützen, und wen er jung bewahren will, muß er jung sterben lassen wie den Achilleus."

„Ich bestreite das!" rief Lydie mit Lebhaftigkeit; „ich behaupte, daß Heroen so wenig altern wie Heroinen."

„Das würde noch immer nicht für mich sprechen, der ich kein Heros bin," erwiderte Bertram lächelnd, „selbst wenn Sie Recht hätten; aber ich möchte mir einen bescheidenen Zweifel erlauben. Wenigstens erscheint der Held der Odyssee offenbar als ein gereifter Mann, um es milde auszudrücken, an dem Athene erst ihre göttliche Kosmetik üben muß, um ihn bei den Phäaken würdig zu introduciren."

Der Baron hantirte wieder mit Messerbänken und Brotkügelchen, offenbar war er verdrießlich, so lange nicht zu Wort gekommen zu sein; Bertram that, als ob er es nicht bemerkte; er sprach wahrlich nicht um Jenes willen; er wollte sich für sein Theil von dem Verdacht, daß er wie die Kokette drüben eine Jugendlichkeit prätendire, die längst entschwunden, in Erna's Augen frei machen, und er sah diese Augen unverwandt auf sich gerichtet. So nahm er allen Muth zusammen und fuhr in demselben Tone behaglicher Laune fort:

„Goethe — als ein moderner und in diesem Falle auch als tragischer Dichter, der ja Alles baar bezahlen muß — verzichtete in seinen Nausikaa-Fragmenten klüglich auf jene nur dem antik-naiven epischen Dichter erlaubte Verschönerungskunst und nimmt, den klaffenden Abstand der Jahre zu überbrücken und das augenscheinlich Unwahrscheinliche in ein wenigstens Glaubliches zu verwandeln, zur Illusion seine Zuflucht, die aus dem Herzen des lieben Kindes, ihre reinen Augen, ihren klaren Sinn umnebelnd, aufsteigt: ‚Und immer ist der Mann ein junger Mann, der einem jungen Weibe wohlgefällt.' Ein rührendes Wort, rührend wie der Glaube der Kinder an die Allmacht der Eltern, der Glaube der Eltern an die Unschuld der Kinder! Was es mit jener Jugend, die nirgend existirt als in dem holden Wahn einer jungen, unerfahrenen, großmüthigen Seele, auf sich hat — nun, derselbe Goethe hat es uns mit köstlichem Humor, der wie aller echte Humor nicht ohne einen Anflug von Wehmuth ist, erzählt in der Novelle des Mannes von fünfzig Jahren. Der arme Major! er hat mir immer von Herzen leid gethan! wie er sich von dem theatralischen Freund den kosmetischen Kammerdiener ausbittet; wie der vielgewandte Mann den alternden Herrn balsamirt und wattirt und doch

Alles den kranken Vorderzahn nicht retten kann, und ganz gewiß nicht verhindert, daß die schöne Hilarie für den jungen Flavio entbrennt, bloß weil sie ihn für die geistreiche Wittwe entbrannt sieht; bloß weil ihr zum ersten Male in Flavio's Raserei das Bild der echten heißen Jugendleidenschaft vor Augen steht — das ist Alles so wahr wie reizvoll, so reizvoll wie melancholisch — zum wenigsten für den Leser, der in der Lage ist, die Erfahrungen und Empfindungen des Helden an seinen eigenen Empfindungen und Erfahrungen prüfen zu können."

„Freilich, Alter schützt vor Thorheit nicht," sagte der Baron; „das ist denn doch wohl das Lange und das Breite von der Geschichte."

„Wollen Sie in Dingen nicht mitsprechen, die Sie nicht verstehen, Sie prosaischer Mensch!" rief Lydie mit einem Fächerschlage nach dem Hünen; — „hier ist von Alter nicht die Rede; ein Mann von fünfzig ist nicht alt, ist in den besten Jahren und oft zehnmal jünger als ihr sogenannten jungen blasirten Herren. Aber auch gegen unseren gelehrten Freund muß ich Goethe in Schutz nehmen. Ja, ja, mein Freund; ich kenne die Novelle ganz genau, denn ich selbst habe sie vor noch nicht acht Tagen bei Hofe vorgelesen. Wer heißt Sie eine Komödie tragisch nehmen? denn die Novelle ist eine Komödie — eine Komödie der Irrungen. Hilarie bildet sich ein, den Onkel zu lieben, und liebt doch den Flavio; Flavio die junge Wittwe, während er Hilarien liebt; der Major endlich — nun, ich dächte, die letzte Scene in dem Gasthause beweist klar, daß er seine Empfindungen nur an die falsche Adresse, wenn ich so sagen darf, gewandt hat, und daß er und die geistreiche Dame nachträglich ein glückliches Paar geworden sind, ist mir wenigstens völlig gewiß. Oder meinen Sie nicht?"

Ein warnender Blick aus Hildegard's dunklen Augen traf Lydie, welche durch die Schminke hindurch roth wurde: sie hatte ihre Karte allzu offen gezeigt! Bertram überkam nur mit Mühe ein Lächeln; ja, es regte sich etwas wie Mitleid mit der Unvorsichtigen. Er sagte:

„Gewiß, gewiß haben Sie Recht, vor Allem, wenn Sie die Novelle eine Komödie nennen. Wie wenig, wie so gar nicht es Goethe um einen tragischen Conflict zu thun war, geht ja schon daraus hervor, daß er die Verhältnisse für einen heiteren Schluß so günstig wie möglich gewählt und Jedem seine Rückzugslinie von vornherein gesichert hat. Der Major ist der Onkel Hilariens, seiner verwittweten Schwester einzigen Tochter, an der er ohne Zweifel Vaterstelle vertreten, die er bis dahin wie sein eigenes Kind geliebt hat. Der Nebenbuhler, vor dem er zurücktritt, ist sein eigener einziger Sohn, den er wiederum sehr liebt, mit dem er auf dem besten, auf einem kameradschaftlichen Fuße verkehrt. Sodann steht hinter der davongleitenden Hilarie wieder die junge Wittwe, in deren Armen der Major die kleine Demüthigung bald genug vergessen wird. Und schließlich, was mir die Hauptsache scheint: Goethe hat wohlweislich das eine Moment vermieden, durch welches er freilich im Handumdrehen die Komödie in eine Tragödie hätte verwandeln können, ja verwandeln müssen; er hat — aber ich sehe es Ihnen an, liebe Freundin, Sie wünschen die Tafel aufgehoben. Verzeihen Sie meine unschickliche Redseligkeit!"

In der That hatte Hildegard die Wendung, welche das Gespräch genommen, um Erna's willen keineswegs behagt. Sie ergriff die dargebotene Gelegenheit sofort und erhob sich. Erna, die, ohne einen Blick von Bertram abzuwenden, dagesessen hatte, athmete auf wie Jemand, der aus tiefer Träumerei zum Bewußtsein der Gegenwart zurückgerufen wird, und folgte

dem Beispiel der Anderen. Sie und Bertram waren wieder das letzte Paar, das den Speisesaal verließ, um sich in den Gartensaal zurückzubegeben, in welchem mittlerweile die Diener die Lampen angezündet hatten; es kam Bertram vor, als ob sie mit Absicht langsam gehe.

„Was war das Eine, Onkel Bertram?" fragte sie.

„Welches Eine?"

Er wußte, was sie meinte; aber er hatte vorhin abgebrochen, weil er sich selbst vor dem letzten Wort gefürchtet. So zögerte er mit der Antwort, und nun kam Erna's Vater mit Cigarren; man könne auf der Veranda rauchen, während Lydie ein wenig spiele.

„Du weißt doch noch, Karl: die sonate pathétique — das war immer dein Lieblingsstück. Sie hat's seitdem nicht verlernt, unser gnädiges Fräulein — he?"

Lydie war sofort bereit; aber Bertram bat, ihn für heute entschuldigen zu wollen. Er fühle sich doch von der Reise angegriffen; die liebenswürdige Gesellschaft habe ihn vergessen lassen, daß er noch Reconvalescent sei. Kaum ließ er der Amtsräthin Zeit, ihn auf die Seite zu ziehen und ihm zuzuflüstern:

„Sie sind der Liebenswürdige! wie gut von Ihnen, es so freundlich zu nehmen! ich hatte heute Mittag nicht den Muth zu meiner Beichte; ich habe Ihnen überhaupt so viel zu beichten, zu sagen — morgen —"

„Auf morgen also, liebe Freundin!" sagte Bertram, der schönen Frau die Hand küssend und sich mit einer Verbeugung gegen die Uebrigen rasch zur Thür wendend. Aber er hatte dieselbe noch nicht erreicht, als Erna ihn einholte.

„Du pflegtest mir sonst weniger förmlich gute Nacht zu sagen."

Er wagte keinen Kuß auf die Stirn, welche sie ihm bot, sondern nahm nur ihre Hand.

Die großen, ernsten Augen blickten ihn an, als wollten sie lesen, was in seiner Seele vorging.

„Gute Nacht, liebes Kind," sagte er hastig.

„Gute Nacht," erwiderte sie langsam, indem sie seine heiße, zitternde Hand aus ihrer kleinen kühlen Hand gleiten ließ.

„Es ist ein Glück," sprach Bertram bei sich, nachdem er Konski entlassen und nun in seinem Schlafzimmer am offenen Fenster stand; — „ein rechtes Glück, daß es nicht so leicht ist, zu lesen, was in der Seele eines anderen Menschen vorgeht. Sie würde viel dümmstes Zeug zu lesen bekommen haben."

Er lehnte sich an das Fensterkreuz und starrte in die Nacht hinein. Kein Lüftchen regte sich. Aus dem Garten unten stieg der Duft der Reseda und der Levkojen fast betäubend zu ihm empor; laut rauschte der Bach; durch den weißlichen Schleier, der über dem Thale lag, dämmerte hier und da ein mattes Licht. Am wolkenlosen schwarzbläulichen Himmel hing des Mondes goldene Schale, in der Nähe funkelte röthlich ein einsamer Stern.

Bertram dachte einer solchen Nacht vor langen Jahren, als ihm und Erna's Vater in Bonn auf der Sternwarte der befreundete Assistent das Schauspiel des Durchganges jenes Sternes — des Aldebaran — durch den Mond gewährt hatte. Dann hatte er Otto nach Poppelsdorf zurück und dieser ihn wieder von Poppelsdorf nach dem Pförtchen in Bonn geleitet; und so hin und her die laue Sommernacht, bis das Morgenlicht kam und die Vögel in den Kronen der Kastanien zu zwitschern begannen. Und sie hatten von Freundschaft und Liebe geschwärmt — von der Liebe, die sie Beide in brüderlicher Gesinnung für eine und dieselbe schwarzäugige Professorentochter hegten, und waren so beseligt gewesen trotz all' ihres Unglücks, denn die schwarz-

äugige liebte notorisch einen Dritten — großer Gott, wie lange war das nun her? ein volles Menschenalter und sogar noch ein wenig darüber — und heute?

Heute bist du auf dem Wege, dich in die Tochter des Mannes zu verlieben, mit dem du damals dich in holder Jugendeselei überbotest — in ein achtzehnjähriges Mädchen, deren Vater du ebenso gut sein könntest. Das wäre denn wohl nicht mit ein paar durchphantasirten Nächten und diversen mittelmäßigen Sonetten abgemacht. Sei vernünftig, alter Freund! laß fahren dahin, laß fahren! Du weißt doch, daß du auf Erden kein bleibend Quartier hast, so wenig wie der piccolominische Reiter. Auch hinter dir auf dem Gaule kauert der dürre Kamerad und klammert sich an dich mit den Knochenarmen und fühlt so gelegentlich nach deinem Herzen, ob's immer noch dumm genug ist, für ein schönes Mädchen zu klopfen, das da an der Straßenseite zwischen den Gelbveiglein und Rosmarin am Fenster sitzt.

Und hinter der Gardine steht der Liebste und beugt sich über, den tollen Reiter zu sehen, der sich den Hals nach dem Liebchen ausrenkt. Und der plumpe Gesell mit dem Stiernacken runzelt die alberne Stirn, zwirbelt den blonden Schnurrbart, streicht sich den Henriquatre: mort de ma vie! und er ballt die plumpe Faust. Sie aber schmollt und kichert und lacht und fällt dem Eifersüchtigen um den Hals —

Nein — nein! das wäre zu scheußlich! es kann nicht sein! Du willst nur noch von ihr hören, daß es nicht ist. Dann zum Thore hinaus in einen schnellen, ehrlichen Tod — und Gottes Segen über dich, du holdes, du schönes, geliebtes Kind!

Er schloß leise das Fenster und suchte das Lager, ohne alsbald die Ruhe zu finden, deren er innigst bedurfte. Der Bach rauschte so laut — oder war es das Blut in den Schläfen?

Und, wollte er eben entschlummern, fuhr er wieder auf, hielt ihre Hand in der seinen wie am Abend, und sie bot ihm die Stirn zum Kusse.

Nein, nein! führe mich nicht in Versuchung! und frage mich nicht nach dem Einen! — ich würde es dir nicht sagen, wenn es wäre, wie ich zu Gott hoffe, daß es niemals sein wird. Ich will mich von dir nicht in eine Tragödie verwickeln lassen, so wenig wie in eine Komödie von der anderen!

* * *

Der Gedanke, welcher zuletzt die wild erregten Lebensgeister beruhigt, war auch sein erster, als Bertram aus tiefem traumlosen Schlaf spät am nächsten Morgen erwachte: keine Tragödie und keine Komödie! ruhig-klares Dreinschauen und Betrachten, wie es dem Einsamen ziemt, der für sich mit dem Leben abgeschlossen hat! für sich von dem Schicksal weder etwas hofft noch etwas fürchtet; — wohlwollende Theilnahme an dem Schicksal der Anderen, so weit das Wohlwollen verdient, die Theilnahme berechtigt, immer in der Ueberzeugung, daß schließlich Jeder seines Glückes Schmied, Dreinreden und Dreinhandeln selten viel nützt, meistens gründlich schadet und im besten Falle das Mittlergeschäft das undankbarste von der Welt.

In dem hellen Lichte dieser Betrachtungen und des köstlichen Morgens, der warm und sonnig über der lieblichen Landschaft lag, erschienen Bertram die Scenen des vergangenen Abends wie der dunkel-verworrene Traum eines Fieberkranken; ja, es war ihm tröstlich, annehmen zu dürfen, daß er wirklich krank gewesen und mithin für sein wunderliches Gebahren eigentlich nur halb verantwort-

lich sei. Ganz unverantwortlich blieb freilich immer, daß er sich seines Zustandes nicht früher bewußt geworden. Er mochte Gott danken, daß er in der Aufregung nicht noch Tolleres begangen, sich nicht noch seltsamer benommen hatte; vor Allem, daß er sich — zum ersten Male seit der letzten schweren Krankheit — heute frisch und kräftig fühlte wie in seiner besten Zeit. Wahrlich: der Morgen hatte Alles besser gemacht! viel besser, als er erwarten durfte, als er verdiente!

Je heiterer die Stimmung des Herrn war und einen je freundlicheren Ausdruck er derselben gab, indem er nach alter Gewohnheit während des Umkleidens sich zu einer behaglichen Plauderei mit Konski geneigt zeigte, um so verdrießlicher und wortkarger war dieser.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Bertram endlich. „Wenn Ihnen die baldige Abreise, von der ich gestern sprach, nicht paßt, so beruhigen Sie sich: wir bleiben die bestimmte Zeit. Ausgepackt ist, wie ich sehe.“

„Meinetwegen können wir heute wieder einpacken,“ erwiderte Konski mürrisch.

„Also heraus mit der Sprache! was haben Sie? Sie wissen, daß ich die Kopfhängerei nicht ausstehen kann. Ist es etwas mit Mamsell Christine?“

„Nun natürlich!“ erwiderte Konski; „und da soll Einer nicht den Kopf hängen lassen, und die Ohren dazu! Ich hatte ihr geschrieben, daß dies meine letzte Reise mit Ihnen wäre, und wenn wir im März aus Italien zurückkämen, könne es losgehen. Ich hab's Ihnen gar nicht sagen mögen; aber man wird mit jedem Jahre älter, und einmal muß es doch sein, und —“

„Nun wollt ihr gleich heirathen, und Sie wollen Ihren Abschied haben?“

„Hat sich was mit gleich heirathen,“ sagte Konski; „gar nicht will sie, wenigstens nicht mich, nachdem wir nun fünf Jahre lang verlobt gewesen sind! Aber verlaß sich Einer auf die Weiber! und erst auf die alten! Fünfundvierzig ist sie, noch ein Jahr älter als ich, und nun nimmt sie einen Grünspecht von fünfundzwanzig!“

Es dauerte einige Zeit, bis der sonst so Gelassene sich hinreichend beruhigt hatte, um seinem Herrn erzählen zu können, wie schändlich man ihm mitgespielt. Nach seiner Darstellung hatte Mamsell Christine ihm bis vor Kurzem die zärtlichsten Briefe geschrieben und sich mit allen seinen Vorschlägen einverstanden gezeigt, während jetzt aus dem Berichte der anderen Leute, welche er selbst abgefragt, hervorging und die Treulose nothgedrungen bestätigen mußte, daß sie schon seit langer Zeit ein Verhältniß gehabt mit dem Peter Weißenborn, der früher Obergärtner in Rinstedt gewesen und seit einem halben Jahre in W. etablirt sei und nun ja wohl durch die Fürsprache des Herrn Baron Hofgärtner werden solle. Der Herr Baron habe ihr auch bei der Frau Amtsräthin ausgemittelt, daß sie ohne weitere Kündigung jeder Zeit den Dienst verlassen könne; wie denn die Leute sagten, daß, wenn man etwas von der Gnädigen erlangen wolle, man sich nur hinter den Herrn Baron zu stecken brauche, dann sei die Sache so gut wie gewiß. Auch sei die Frau Amtsräthin sehr für die Heirath von Mamsell Christine mit dem Herrn Hofgärtner; sie habe dann doch gleich ein paar von ihren alten Leuten in der Nähe und bei der Hand, so oft sie nach der Stadt komme, und das werde ja wohl demnächst recht häufig geschehen, wenn sie nicht für immer hineinzöge, was allerdings von Einigen behauptet werde, zum Beispiel von der Aurora, ihrer Kammerjungfer, welche nach Mamsell Christinen am besten bei der Gnädigen angeschrieben sei.

Bertram versuchte, den armen Schelm, dem bei dieser Erzählung wiederholt die Thränen in die Augen gekommen waren — noch gestern hatte er daran gezweifelt, daß der Mann weinen könne —, so gut es gehen wollte, zu trösten: er solle froh sein, von einer Person loszukommen, die es offenbar niemals ehrlich gemeint habe und voraussichtlich in der Ehe ebenso treulos gewesen sein würde wie vorher. Diese Ueberzeugung sei denn auch der Grund, weshalb er gar nicht einmal wünsche, daß die Sache sich wieder zurechtziehe, wie das in solchen Fällen, auch in höheren Kreisen, manchmal geschehe; sonst würde er seinen Einfluß bei der Frau Amtsräthin geltend zu machen suchen, welcher denn doch wohl hoffentlich noch so viel bedeute als der des Herrn Baron.

Konski schüttelte den Kopf. „Ich danke Ihnen bestens," sagte er; „ich bin schon ganz zufrieden, wenn Sie mich behalten wollen, nachdem ich mich als ein rechter Esel gezeigt habe. Und was das Sprechen mit der Gnädigen betrifft, das würde nur vergeblich sein; der Herr Baron ist zu sehr Hahn im Korbe. Darüber könnte ich noch viel sagen, aber ich weiß: Sie lieben so etwas nicht."

Bertram stutzte; die letzte Bemerkung des treuen Burschen konnte nur eine Bedeutung haben, und das Bild von dem Mädchen hinter den Gelbveiglein und dem eifersüchtigen Liebsten tauchte wunderlich klar hervor aus den Fieberphantasien von gestern Abend. Er wäre gern seinem Grundsatz, niemals nach dem Geklatsch der Küche und Bedientenstube hinzuhorchen, für dies eine Mal untreu geworden; aber da Konski nicht von selbst weiter sprach, schämte er sich, direct zu fragen, und in dem Moment klopfte auch ein Diener, um zu melden, daß die gnädige Frau gehört habe, der Herr Doctor sei aufgestanden, und ob sie den Herrn Doctor in der Veranda mit dem Thee erwarten dürfe?

Bertram folgte alsbald der Einladung. Unten kam ihm Hildegard, welche allein an dem Frühstückstische gesessen hatte, der an einer schattigen Ecke der Veranda aufgestellt war, entgegen. Als sie sich in ihrem gemessenen Schritt auf ihn zubewegte, mußte er des Gespräches von gestern Abend über die Wandellosigkeit dichterischer Heroinen denken: so jugendlich schlank erschien die hohe Gestalt, so klar und tief zugleich das Incarnat des unvergleichlich schönen Gesichtes, so bläulich leuchtend das tiefe Schwarz des vollen Haares, welches, an den Schläfen glatt herabgestrichen, mit einer dichten, um den Scheitel gewundenen Flechte das herrliche Haupt krönte.

Das Lächeln auf den feinen Lippen vertiefte sich noch ein wenig, als sie die sprechenden Augen des Gastes mit so unverhohlener Bewunderung auf sich gerichtet sah. Während sie sich theilnehmend nach seinem Befinden erkundigte, hielt sie seine Hand fest, bis sie ihn zu dem Tische geleitet, an welchem er nun vor dem brodelnden Kessel neben ihr Platz nehmen mußte.

„Otto ist wie immer in der Wirthschaft," sagte sie; — „der Baron malt auf der untersten Terrasse ein Stück des Dorfes; Lydie leistet ihm, glaube ich, lesend Gesellschaft; Erna finden Sie wohl nachher auf ihrem alten Lieblingsplatz unter der großen Platane — ich habe sie sämmtlich weggeschickt, weil es mich danach verlangt, endlich einmal mit Ihnen behaglich zu plaudern; wir sind ja gestern den ganzen Nachmittag nicht dazu gekommen. Und nun vor Allem Dank, herzlichen Dank, lieber Freund, für Ihre gütige Verzeihung eines Vertrauensbruches, dessen ich mich nothgedrungen schuldig gemacht habe. Nein, lehnen Sie es nicht ab! ich habe wohl gesehen, wie

schwer es Ihnen wurde, unbefangen und heiter zu erscheinen — um so mehr danke ich Ihnen! Aber ich wußte, Sie würden mit Ihrer gewohnten Klugheit sofort den rechten Standpunkt finden: den des Bedauerns. Was auch immer hinüber und herüber zwischen euch geschehen und verschuldet ist: sie ist die Bedauernswerthe. Ein armes, alterndes Mädchen, und wenn sie auch noch in diesem Augenblick fester als je in der Gunst unseres Hofes steht und von den Herrschaften wirklich mit Liebenswürdigkeiten überschüttet wird — es füllt ihren lebhaften Geist nicht aus — aber ich sehe, daß Ihnen der Gegenstand peinlich ist —"

„Er ist mir nicht peinlich," erwiderte Bertram, „oder doch nur so weit, als uns immer die Schilderung einer unbefriedigten, friedlosen Seele sein wird, der Befriedigung und Frieden zu geben, ganz außerhalb unserer Macht liegt."

„Ich verstehe Sie," sagte Hildegard, „wie Sie mich verstehen werden, wenn ich Sie bitte, der armen Seele die völlig thörichte Hoffnung, an der sie leider mit unglaublicher Zähigkeit festhält, nicht ganz zu rauben. Sie können es so leicht: Sie brauchen nur freundlich und höflich gegen sie zu sein, wie Sie es gegen alle Menschen sind – nicht mehr, freilich auch nicht weniger. Wollen Sie?"

„Ich will es versuchen, — weil Sie es wünschen; aber unter einer Bedingung."

„Und diese Bedingung?"

„Ich habe den für mich eigentlich selbstverständlichen Entschluß gefaßt, in dem Schauspiel des menschlichen Lebens fortan meinen wohlerworbenen Platz im Parquet nicht mehr zu verlassen und unter keinen Umständen auf der Bühne selbst eine Rolle zu übernehmen, keine tragische und am allerwenigsten eine komische."

„Vor der letzteren," erwiderte die schöne Frau lächelnd, „sind Sie durch Ihre Klugheit unter allen Umständen geschützt; vor der ersteren —"

„Durch meine Jahre."

„Ich wollte sagen: abermals durch Ihre Klugheit; oder, wenn Sie lieber wollen: durch den kühlen, leidenschaftslosen Sinn, in den Sie sich hineingelebt haben und — um den ich Sie oft so beneide."

Bertram blickte erstaunt auf und beschäftigte sich dann schnell mit seiner Tasse. Hildegard ihn beneiden um seine Kühle! sie, die ihm von jeher als das Urbild selbstbewußter Leidenschaftslosigkeit erschienen war!

„Das mag Sie Wunder nehmen aus meinem Munde," fuhr sie fort; „aber müssen wir denn nicht Alle lernen zu resigniren, früher oder später? und für mich ist längst die Zeit der Resignation gekommen. Ja, sie ist eigentlich immer gewesen; auf was habe ich nicht Alles in meinem Leben resigniren müssen! Oder glauben Sie, daß der Reichthum des Gatten eine stolze Frau über das Bewußtsein wegtäuschen kann, nicht so geliebt zu werden, wie sie geliebt zu sein wünscht und vielleicht verdient?"

Bertram kannte diese Phrasen von altersher; aber er sagte sich, daß er heute, wenn je, gute Miene zu dem Spiele machen müsse.

„Meine liebe Freundin," rief er; „ist es möglich! tragen Sie sich noch immer mit einer hypochondrischen Furcht, die Sie mir auch wohl früher schon geäußert haben, von der ich Sie indessen längst geheilt glaubte! Sie über Mangel an Liebe klagen, die von ihrem Gatten auf Händen getragen, angebetet wird? die keinen Wunsch zu äußern braucht, weil, was sie wünschen könnte, bereits erfüllt ist? oder die nur zu wünschen hat, damit es sofort in Erfüllung gehe?"



„Sie plaidiren für den Jugendfreund," erwiderte Hildegard, die dunklen Augenbrauen hebend; „aber vergessen Sie nicht: ich klage ihn nicht an; ich bin resignirt. Und stürbe ich heute, was ginge ihm verloren? was würde er vermissen?"

„Den Schmuck seines Lebens," erwiderte Bertram galant.

„Wenn er Sinn hätte für den Schmuck des Lebens!" sagte Hildegard; — „ist denn das der Fall? theilt er eine einzige meiner Neigungen, meiner unschuldigen Liebhabereien? giebt er sich nicht nur mühsam den Anschein, ein Interesse für schöne, stilvolle Sachen zu zeigen, mit denen ich mich zu umgeben, meine Räume auszustatten liebe? Hat er nicht mit sichtbarem Widerstreben darein gewilligt, daß unser Haus restaurirt wurde, wie es sich für das ehemalige fürstliche Schloß ziemte? daß ich die alten verwachsenen Parkwege wieder aufsuchte und erneuerte? unterstützt er mich in meinen humanen Bestrebungen? habe ich die paar tausend Thaler für meine Spielschule, mein neues Armenhaus nicht förmlich von ihm erbetteln müssen? lebt er nicht ausschließlich für seine Porzellanfabrik, seine Zuckerfabrik, seine Braunkohlengruben, sein neues Eisenbahnproject? Ich wiederhole: ich habe das Alles als unvermeidlich und selbstverständlich hingenommen, so lange es mich nur selbst betraf, so lange ich nur selbst darunter litt. Aber freilich, auch Erna in dies banale Treiben einzuführen, das liebe Kind in einer Sphäre zu lassen, wo sie nichts sieht, nichts hört, was dem Geiste und dem Herzen die geringste Nahrung brächte, wo Alles sich nur um den Mammon dreht, Alles dem Mammon geopfert wird — das geht über meine Kraft."

„Also, verehrte Freundin, wenn ich Sie recht verstehe: Sie möchten Erna verheirathen?"

Durch den weichen Sammetglanz der braunen Augen zuckte ein tieferes Licht. Die Frage war offenbar nicht erwartet worden oder doch zu plötzlich gekommen; aber schon im nächsten Moment hatten die Augen wieder den gewöhnlichen Ausdruck, und sie gewann dem schönen Munde sogar ein Lächeln ab, als sie im Tone leisen Vorwurfs erwiderte:

„Drücken wir es ein wenig weniger selbstisch aus: ich möchte, daß Erna einen ihrer würdigen Gatten fände."

„Ein sehr begreiflicher Wunsch! Welche Mutter hegte ihn nicht für ihre erwachsene Tochter! und ich für mein Theil, als alter Freund des Hauses, schließe mich diesem Wunsche aus voller Seele an, zweifle auch keinen Augenblick, daß wir uns über die Anforderungen, die wir an Erna's Gatten zu stellen haben, leicht verständigen werden."

„In diesem Punkte bin ich denn doch nicht ganz so sicher."

„Versuchen wir es immerhin. Zuerst: der Mann müßte von Adel sein."

„Das ist nicht Ihre Ueberzeugung!"

„So ist es eine Concession. Wenn man sich verständigen will, muß man immer Concessionen machen."

„Und diese acceptire ich gern; bitte also weiter!"

„Der Mann dürfte kein Gelehrter sein; aber er müßte weltmännische Bildung besitzen, Geschmack an den schönen Künsten, enfin: wir verlangen einen Cavalier, im besten Sinne natürlich."

„Einverstanden."

„Er brauchte nicht reich zu sein; es wäre sogar vorzuziehen, daß er kein Vermögen hätte, er würde dann Erna um so mehr zu verdanken haben."

„Sehr wahr!"

„Kein Gutsbesitzer, oder doch wenigstens kein Mann, dem, auf dem Lande zu leben, Landwirthschaft zu treiben, absolutes Bedürfniß ist. Am liebsten: gar kein bestimmter Beruf, oder doch höch-

stens einer, der keine schweren, lästigen Pflichten auferlegt; eine Stellung, sagen wir, die es von selbst mit sich bringt, daß der Betreffende sich in der besten Gesellschaft bewegt, vielleicht auch mit den höchsten Kreisen gelegentlich in angenehme Berührung kommt."

„Mein Gott, lieber Freund, wie Sie in dem Herzen einer Mutter zu lesen verstehen!"

„So lassen Sie mich ganz auf den Grund blicken, wo der Name des Betreffenden vielleicht schon geschrieben steht. Wenn ich die verschlungenen Züge recht deute, lauten sie —"

„Jetzt bin ich wirklich begierig!"

„Baron Kuno von Lotter-Vippach."

„Das haben Sie von Lydie!"

„Ich schwöre Ihnen, nicht von Fräulein von Aschhof oder von irgend wem."

„Aber das ist geradezu wunderbar!"

„Von einem alten Freunde, mit dem Sie so manches Wichtigste in Ihrem Leben besprochen, den Sie so oft mit Ihrem intimsten Vertrauen beehrt haben? Was wäre denn da so wunderbar?"

„Nun, so ist es desto schöner, desto dankenswerther; und ich danke Ihnen herzlich, innig —"

Sie hatte seine beiden Hände ergriffen; das schöne, von freudiger Röthe übergossene Gesicht war nie schöner gewesen, und doch erschien es Bertram wie eine Fratze.

„Ich kann Ihren Dank nicht annehmen," sagte er, seine Hände mit flüchtigem Druck zurückziehend. — „Ich könnte es ehrlicherweise nur, wenn ich Ihre Wünsche ebenso, wie ich sie errathen, auch billigte, theilte. Das ist leider nicht ganz der Fall; der Eindruck, den Baron Lotter gestern auf mich gemacht hat, war kein besonders günstiger; ganz offen, er war ein ungünstiger."

„Das macht mir keine Sorge," erwiderte Hildegard eifrig; „ihr Männer gefallt einander selten bei der ersten Begegnung und findet euch bei der zweiten charmant. Für Lotter hat es einer zweiten nicht einmal bedurft, er ist des Lobes über Sie voll; er nennt Sie den geistreichsten, liebenswürdigsten Mann; er ist glücklich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben; und ich bin überzeugt, auch Sie, lieber Freund, werden Ihr Urtheil — ich möchte fast Vorurtheil sagen — bald ändern, sobald Sie Lotter näher kennen lernen. Er ist ein wenig verwöhnt wie alle schönen Männer; ein wenig eitel meinetwegen; aber im Grunde der bescheidenste, lenksamste Mensch, ein goldreines Gemüth. Er wird Ihnen gefallen, glauben Sie mir; mehr als gefallen: Sie werden ihn schätzen und lieben."

„Ist die wichtigere Frage, mir die wichtigste, bereits erledigt: denkt Erna ebenso günstig über den Baron? liebt sie ihn? denn daß er sie liebt, muß ich doch wohl annehmen?"

„Das Letztere steht außer allem Zweifel," erwiderte Hildegard; „was Erna betrifft — ich hoffe es, ich glaube es; sie spricht sich wenigstens nicht ungünstig über ihn aus, und das will viel bei Erna sagen, die sehr anspruchsvoll ist und mit ihrer Abneigung, wenn eine solche vorhanden, nicht zurückzuhalten pflegt. Es ist freilich schwer, ein richtiges Urtheil über Erna's Empfindungen zu gewinnen; für mich um so schwerer, als sie jetzt so lange von mir entfernt gewesen ist und wir in unseren Ansichten und Neigungen, wenigstens nicht in allen Punkten, übereinstimmen. Zu Lydie wiederum hat sie nie rechtes Vertrauen gehabt — ich finde das nebenbei auch sehr begreiflich. Ich kenne nur einen Menschen, dem sie völlig vertraut — und das sind Sie, lieber Freund!"

„Ich?"

„Ueberrascht Sie das? aber wie wäre das möglich? hat das Kind denn nicht immer ‚Onkel Bertram' geliebt, daß wir

Eltern wirklich hätten eifersüchtig werden können? ist sie nicht immer Ihr Liebling gewesen? Ist sie es nicht mehr, dann lassen Sie es das arme Mädchen um Himmelswillen nicht merken; sie würde untröstlich sein."

„Jetzt spotten Sie meiner."

„Nein, wahrhaftig nicht. Fragen Sie Lydie! Daß Lydie oft von Ihnen spricht, werden Sie begreiflich finden, und daß dabei manchmal ein bitteres Wort unterläuft, verzeihlich. Erna verzeiht es nicht. In ihren Augen sind Sie ein für alle Mal über jeden Tadel erhaben; Sie sind so zu sagen ihr Ideal. Es ist eine richtige Schwärmerei, die so weit geht, daß sie einmal mit der ganzen Ernsthaftigkeit eines Kindes — sie war damals noch ein halbes Kind — behauptet hat, wenn sie einmal heirathe, so könne es nur ‚Onkel Bertram' sein, und sehr böse wurde, als Lydie und ich sie auslachten."

Die schöne Frau lächelte, und Bertram gelang es, mitzulächeln.

„Das ist freilich drollig genug," sagte er; „indessen die Schwärmerei sehr junger Mädchen für ihre Literaturlehrer ist sprüchwörtlich, und diese erhabene Stelle habe ich von jeher in Erna's Augen bekleidet. Man liebt den Mentor und meint den Telemach. Nun, und der Telemach wäre ja bereits da, wenn — Sie richtig gesehen."

„Gerade das zu entscheiden, darf der Mentor seinen Dienst noch nicht quittiren," sagte Hildegard. „Im Gegentheil, ich bitte ihn auf das dringendste, der Mutter mit seiner Einsicht, seinem Rath zu Hülfe zu kommen, den alten Einfluß bei der Tochter geltend zu machen. Ich darf mich darauf verlassen, nicht wahr, lieber Freund?"

Sie hatte ihm die Hand hingestreckt, die er nahm und an seine Lippen führte.

„Seien Sie überzeugt," sagte er, „daß mir Erna's Wohl theuer ist wie nichts auf der Welt."

Hildegard hatte eine andere, bestimmtere Antwort gewünscht und erwartet; nun blieb es doch zweifelhaft, ob sie sich in ihm wirklich einen Bundesgenossen erworben. Indessen die Hauptsache war erreicht, sie hatte die Initiative ergriffen, die Angelegenheit in ihrem Sinne dargestellt, an Bertram's Freundschaft, an seinen Beistand appellirt, ihm einen Beweis ihres Vertrauens gegeben, das er sicher für unbedingt halten würde. So etwas schmeichelt immer, verpflichtet immer. Man muß den Männern ja schmeicheln, wenn man sie sich verpflichten will.

Auch hatte sie für den Moment keine Zeit, eine bestimmtere Zusicherung von Bertram zu erlangen, denn nun kamen der Baron und Lydie die große Mitteltreppe der Terrassen herauf, der Baron, seiner zeitweiligen Eigenschaft als Künstler zu Liebe, in hellen Beinkleidern, braunem Sammetjacket und einem Panamastrohhut mit ungeheuer breitem Rande; Lydie in einem so abenteuerlichen Morgencostüm, als hätte sie eben dem Künstler zu irgend einer phantastischen Studie Modell gestanden. Allerdings figurirte sie auch auf dem Bilde, aber nur als Staffage des Vordergrundes — eines Stückes der Terrasse, über welche man in das Thal mit dem Dorfe hinabsah, hinter dem sich drüben die bewaldeten Berge erhoben. Der Baron war augenscheinlich mit seiner Arbeit sehr zufrieden, obgleich er ein Mal über das andere behauptete, noch nicht zur Hälfte fertig zu sein; überdies dürfe man an eine flüchtige Skizze nicht den Maßstab eines Atelierbildes legen, da werde natürlich Alles ganz anders herauskommen. Bertram meinte im Stillen, daß dies allerdings sehr wünschenswerth und nur nicht ebenso wahrscheinlich sei. Die sogenannte Skizze war unzweifelhaft ein bereits wiederholt retou-

chirtes, stellenweise doppelt und dreifach übermaltes Bild, in welches dilettantisches Herumtasten vergeblich Harmonie und Stimmung hineinzubringen versucht hatte. Dennoch stimmte er höflich in das Lob der Damen ein, das denn freilich von Hildegard's schönen Lippen reichlicher floß, während sich Lydie gewohnter Weise in Ueberschwänglichkeiten erging. Es sei bewunderungswürdig, welche Fortschritte der Baron mit jedem Tage mache; hier sei endlich einmal wieder ein Künstler mit dem entschiedensten Zuge nach der so sträflich vernachlässigten großen historischen Landschaft. Die Aehnlichkeit seines Genies mit dem eines Rottmann, eines Preller trete immer mehr hervor. Auch stehe sie nicht allein mit dieser Ansicht. Noch neulich, als bei Hofe von den Schülern der Akademie gesprochen und des Barons Name genannt sei, habe Prinzeß Amalie mit Nachdruck gesagt: das ist kein Schüler, meine Damen, das ist ein Meister und ein großer dazu. Der Baron ist keine Acquisition für unsere Kunstschule, er ist ein Triumph."

„Ja, ja, sie ist mir immer sehr gnädig gesinnt, die hohe Dame," sagte der Baron, seinen Henriquatre streichend; „ich bin wirklich begierig, was sie zu meinen neuen Skizzen sagen wird."

Zum Glück für Bertram, der eben unter irgend einem Vorwand der peinlichen Scene entrinnen wollte, kam jetzt der Amtsrath, den Freund zu begrüßen und anzufragen, ob er sich kräftig genug fühle und Lust habe, eine kleine Wagenpromenade mit ihm zu machen. Nur nach der Porzellanfabrik, man könne in einer Stunde zurück sein. Bertram war sofort bereit. — „Der Baron würde euch gewiß gern begleiten," sagte Hildegard, mit ihrem Gatten Blicke wechselnd; „aber ich fürchte, in deinem kleinen Wagen ist kaum für zwei bequemer Platz." Der Baron beeilte sich, zu versichern, er könne so wie so nicht mit, da er Fräulein Erna versprochen habe, ihr ein paar neue Lieder zu begleiten; Hildegard fragte Bertram, ob er nicht erst Erna guten Morgen sagen wolle; sie werde es schmerzlich empfinden, wenn er es nicht thäte. Man rief nach Erna, — vergeblich. Es schien Bertram, als ob Hildegard nur die Zeit gewinnen wollte, ihm auf die Seite zu winken und zuzuflüstern: was sie vorhin hinsichtlich Erna's gesprochen, brauche kein Geheimniß vor ihrem Gatten zu bleiben; im Gegentheil! sie wünsche dringend zu erfahren, wie Otto eigentlich über die Angelegenheit denke; er werde gegen den Freund offener sein, als er leider gegen sie zu sein pflege; und daß Bertram in ihrem Sinne sprechen werde, dessen sei sie ja nun sicher.

„Aber Erna kommt nicht," rief sie; „ich will die Herren nicht länger aufhalten. Auf Wiedersehen also in einer Stunde!"

* *
*

Das Jagdwägelchen war so leicht und der Weg so gut gehalten, daß man trotz der ziemlich bedeutenden Steigung im Trab fahren konnte, selbst als man nach wenigen Minuten in den Wald gelangte. Die angenehm-bequeme Bewegung, der herrliche Morgen, das zum ersten Male völlig ungestörte Beisammensein der Freunde — Alles schien einen vertraulichen Austausch der Gedanken zu begünstigen. Dennoch waren beide Männer schweigsam; kaum daß dann und wann ein gleichgültiges Wort gewechselt wurde. Endlich sagte der Amtsrath, nachdem er den Freund ein paar Mal verstohlen von der Seite angesehen:

„Was meinst du, Karl? glaubst du, daß wir hier ein bischen gehen könnten? der Weg bleibt eine ganze Strecke so gut wie eben."

Bertram nickte; der Wagen hielt; der Amtsrath hieß den Kutscher langsam bis zur Fabrik vorausfahren.

„Man kann niemals sicher sein, daß die Kerle nicht mehr hören, als sie hören sollen,“ fing er an, wie sie jetzt auf dem wohlgehaltenen Fußpfade neben dem Fahrwege hinschritten; „und ich möchte dich etwas fragen. Höre! wie gefällt dir der Baron?“

„Kommen wir ohne lange Umschweife zur Sache,“ erwiderte Bertram, „ich habe mit deiner Frau gesprochen.“

„Ich dachte es mir,“ erwiderte der Amtsrath; „ich hätte es auch gern gethan, das heißt: hätte auch gern mit dir gesprochen — schon gestern, aber Hildegard hatte es mir ausdrücklich verboten; na — man muß ja den Damen immer den Vortritt lassen.“

„Gut also! so will ich mit dir da anfangen, wo ich in der Unterredung mit deiner Frau aufgehört habe: mit der Frage, die sie mir nicht beantworten konnte oder wollte, und die mir doch weitaus die wichtigste scheint: liebt Erna den Baron? habt ihr, hast du irgend einen Beweis, einen Anhalt dafür? irgend eine Beobachtung gemacht, aus der du es schließen könntest?“

„Höre, du,“ sagte der Amtsrath; „du fragst so viel auf einmal; da kann ich nicht nachkommen: Beweis — Anhalt — Beobachtung! großer Gott, wer kann in den Kopf oder in das Herz von so einem Mädel sehen! Mir hat sie nichts gesagt, und ehe ich sie fragte — höre, du, das ist eine curiose Frage, man richtet dadurch am Ende nur Unheil an und erführe schließlich doch nichts, am wenigsten die Wahrheit. Sie ist mir ja wohl gut, obgleich sie in ihrem kleinen Finger mehr Verstand hat als ich in meinem Kopfe; und wie ich sie lieb habe, das weiß wenigstens der liebe Gott; aber Vater und Tochter, weißt du — oder auch nicht: du hast ja nie eine gehabt — das ist so eine schenirliche Sache.“

Der Amtsrath hatte den Hut abgenommen und kraute sich den breiten Schädel; Bertram sah, daß er auf diesem Wege nicht weiter kommen werde. Er sagte nach einer Pause:

„Nehmen wir also an, — so schwer es mir, offen gestanden, wird, gleichviel: nehmen wir an, Erna liebte den Mann; würdest du mit gutem Gewissen dazu Ja und Amen sagen können? auf deutsch: bist du überzeugt, daß der Mann Erna glücklich machen wird? daß er zum mindesten die Eigenschaften hat, welche nach menschlichem Ermessen dieses Glück wenigstens ermöglichen; daß er ein Mann von Ehre, von anständiger, rechtlicher Gesinnung, daß er mit einem Worte ein Gentleman ist?“

„Ein Gentleman?“ rief der Amtsrath erstaunt; — „ja, mein Gott, das — ein Mann von solcher Familie, mit einem solchen Namen, der bei Hofe aus- und eingeht — auf jedem Ball, jeder Soirée und jede Woche ein paar Mal zum Thee im kleinen Kreise — das versteht sich doch am Ende von selbst.“

„Den Teufel versteht es sich von selbst!“ rief Bertram zornig; „wenn du keine besseren Garantien hast als Hofbälle und solchen Firlefanz!“

„Aber was verlangst du mehr?“ sagte der Amtsrath; „was kann man mehr verlangen? wenn das keine Garantie ist, so weiß ich nicht, was du so nennst. Ich habe es positiv von Lydie, daß seine Ernennung zum Kammerherrn im Cabinet bereit liegt, und Lydie selbst muß es wohl wissen, denn gerade sie ist es — entre nous —, die mit unserem Hofmarschall, der ein alter Freund von Lotter's Vater ist, die Sache besonders bei Hof betrieben hat. Lotter ist ihr auch sehr dankbar dafür, sagt ganz offen, daß er ohne sie noch lange hätte warten können — was doch

gewiß ein hübscher Zug von ihm ist —, obgleich ich — davon darfst du dir aber um Gotteswillen nichts merken lassen — überzeugt bin: Lydie hat sich nicht sowohl Lotter's willen so ins Zeug gelegt und alle Minen springen lassen, sondern um sich bei Hildegard lieb' Kind zu machen, weil die durchaus den Baron in einer Hofstelle sehen will; und weshalb Lydie Hildegard auch sonst bei guter Laune erhalten muß, na, alter Junge, sie hat's ja endlich durchgesetzt, daß sie hier mit dir zusammen sein darf — du siehst, eine Hand wäscht die andere."

„Das sehe ich allerdings," sagte Bertram; — „und nun muß wieder Hildegard mich bei guter Laune erhalten, damit ich wieder dich bei guter Laune erhalte — da müßte es ja sonderbar zugehen, wenn wir nicht Alle in der allerbesten wären."

„Was vorläufig bei dir noch nicht der Fall zu sein scheint, trotz deines Lachens," sagte der Amtsrath.

„Ebenso wenig wie hoffentlich bei dir!" rief Bertram.

„Warum hoffentlich?"

Bertram antwortete nicht. Sein Herz war voll Gram und Zorn. Er sah, es war beschlossene Sache — bei den beiden Weibern jedenfalls, und der gutmüthige Pantoffelheld an seiner Seite würde zu Allem Ja sagen, hatte es wohl schon gethan, und dies war nur die zweite Scene heute Morgen in einer wohl arrangirten Komödie mit zum voraus sorgfältig vertheilten Rollen. Offenbar hatte die Spazierfahrt keinen Zweck, als Otto Gelegenheit zu geben, die seine herzusagen. Und er selbst, der sich noch eben erst der schönen Directrice gegenüber feierlich verwahrt, daß er keine mehr übernehmen wolle! Und sie hatte es angehört, ohne gerade herauszulachen! Nun, es ließ sich doch wohl noch Verschiedenes in den Text einlegen, woran die kluge Dame nicht gedacht hatte!

„Du bist mir bös," sagte der Amtsrath kleinlaut, nachdem sie eine Weile schweigend neben einander gegangen.

„Welches Recht hätte ich dazu," erwiderte Bertram; — „ich bin weder verwandt mit euch noch verschwägert; ich bin weiter nichts als euer Freund, habe als solcher keinerlei Rechte, höchstens die Pflicht, ehrlich zu antworten, wenn ihr mich in einer wichtigen Angelegenheit zu Rathe zieht. Und eigentlich ist auch davon hier nicht mehr die Rede — ich meine vom Rath geben. Ihr braucht keinen mehr: ihr, die Eltern, seid entschlossen; es fehlt weiter nichts als die Kleinigkeit von Erna's Einwilligung, die sich ja auch wohl rechtzeitig einstellen wird. Die Sache ist klar und abgemacht, und so sprechen wir denn von etwas Anderem."

„Nein, nein!" rief der Amtsrath; „es ist noch nichts abgemacht! und klar — klar — mir nicht — in meinem Kopfe nicht — Hildegard hat ja keine leiseste Ahnung, wie die Sache eigentlich liegt. Sie denkt, es ist nur so meine Unentschlossenheit. Und weil sie weiß, wie viel ich auf dein Urtheil gebe — ja, wenn ich dir Alles sagen dürfte —"

„Du darfst es aber nicht, und es würde dich nachträglich gereuen; also versuche es lieber gar nicht."

„Ich muß es aber Jemand endlich einmal sagen, und ich habe sonst keinen Menschen auf der Welt, dem ich es sagen könnte. Höre! — ich — ich —"

Durch das volle, gutmüthige Gesicht zuckte es unheimlich hin und her; die starr auf den Freund gerichteten blauen Augen schienen mit Thränen zu kämpfen:

„Ich — ich bin ein ruinirter Mann."

Er hatte es nur eben in heiseren Tönen herauspressen können und war wie gebrochen auf einem Baumklotz zusammengesunken, der hart am Rande des Weges lag.

Bertram hatte im ersten Moment mit dem Entsetzen zu kämpfen, daß der Freund

plötzlich wahnsinnig geworden sei. Aber die Miene, wie verzweiflungsvoll auch immer, war nicht die eines Wahnsinnigen.

„Was redest du, Otto? das ist ja unmöglich!" sagte er, neben dem ganz Gebrochenen Platz nehmend; „oder sprich wenigstens weiter, damit ich sehen kann, was daran ist. Ich bin zum voraus überzeugt, daß nichts daran ist; aber sprich, um Himmelswillen sprich!"

Der Amtsrath nickte und murmelte:

„Ja, ja, ich will's — nichts daran! — großer Gott! — es ist — ich sah's schon lange kommen, lange — seit vier Jahren wenigstens — seit ich nun auch noch die verdammte Zuckerfabrik gegründet — auf Actien — aber ich habe sie jetzt alle auf dem Halse; ich wollte die armen Schelme, die im Vertrauen auf mich die anderen genommen, nicht unglücklich machen. Es hat mich eine Unsumme gekostet, und die ganze Geschichte steht nur für den Abbruch da und wäre schon abgebrochen, wenn es nicht wieder Kosten machte; dazu tausend Morgen von meinem besten Boden für Runkeln, mit denen ich nun die Schweine füttern kann. Und da an der Porzellanfabrik jedes Jahr eine Unterbilanz von Tausenden, und die Gruben — ja, früher! aber jetzt —"

Es war eine lange, lange Liste geschäftlicher Unternehmungen, von denen die eine immer unrentabler und in der Folge verderblicher sich ausgewiesen wie die andere, und die in immer steigender Schnelligkeit immer größere Summen verschlungen und ein sehr bedeutendes Vermögen wenigstens aufs ernstlichste erschüttert hatten. So viel ging für Bertram mit Gewißheit aus den Angaben des Freundes hervor, wenn er auch von den technischen und mercantilischen Details nur den kleinsten Theil verstand.

„Aber wie konntest du ruhiger und vernünftiger Mensch," rief er, „dich um Alles in der Welt auf diese schiefe Ebene begeben? eine waghalsige Speculation auf die andere pfropfen? die schönen, von den Vätern ererbten Güter vernachlässigen, ruiniren? deine Ruhe, dein Glück aufs Spiel setzen? Und wenn's sich nur um dich handelte! aber dein Kind — deine Frau —"

Er brach jäh ab.

„Armer Kerl!" murmelte er; „ich versteh's am Ende doch — armer, guter Kerl!"

Er hatte Otto's Hand genommen und gedrückt. Ihre Blicke begegneten sich; der unglückliche Freund lächelte — ein trübseliges Lächeln.

„Gelte?" sagte er, „ich wollt's nur nicht an die Glocke hängen; ich wußte ja, du würdest es finden. Ich, ich — du grundgütiger Himmel — was hätte ich danach gefragt! Ich hätte mich weiß Gott mit den Gütern und den Gruben begnügt, und mit den Gütern allein, wenn die Gruben doch nichts mehr abwerfen wollten. Du weißt, ich hab' mich als junger Mensch immer des vielen Geldes geschämt, von dem ich keinen Groschen selbst verdient, wenn ich sah, wie sich bessere Leute als ich plagen mußten. Ich wußte ja auch, daß ich nicht gut genug für sie war, daß es eine Gnade von ihr war, als sie mich schließlich heirathete; daß ich ihr immer noch Alles schuldig blieb. Ich hab' ihr von Anfang an völlig freie Hand gelassen — sie sollte nicht sagen, daß so ein bürgerlicher Gutsbesitzerssohn nicht weiß, was sich für ein hochadeliges schönes Fräulein ziemt und schickt. Ach, Karl, lache mich nicht aus: ich selbst wollte mich adeln lassen; sie wünscht es sehr; ich habe Opfer über Opfer dafür gebracht; die ganze unselige Porzellanfabrik — ich wußte, daß man es bei Hofe gern sah — er nimmt ja auch seinen Bedarf aus der Fabrik, aber nur für die Küche und die Dienerschaft — und so noch Manches, Manches! Und

wenn sie die Terrassen und den Park und das Schloß wieder hergestellt haben wollte — im Stil, heißt es ja wohl — und Geschmack findet an all' dem Krimskrams von blinden Spiegeln, wackeligen Stühlen und wurmstichigen Schränken, kaffeebraunen Bildern und alten Töpfen, die mir ein Gräuel sind — großer Gott, ich möchte ihr die ganze Welt kaufen, wenn ich — wenn sie mich nur ein bischen wieder dafür lieben wollte. Aber, siehst du, Karl: es ist umsonst gewesen, ganz umsonst!"

Der große Mann hatte das Gesicht in beide Hände gedrückt und schluchzte wie ein Kind; Bertram's Seele war von Mitleid erfüllt. Des Freundes haltlose Schwäche der schönen, heißgeliebten, kalten Frau gegenüber und die traurigen Consequenzen — er begriff Alles jetzt zu gut, um es nicht bis zu einem gewissen Punkte zu verzeihen. Aber das mochten die Gatten unter sich ausmachen, unter sich tragen — nur Erna sollte nicht in das Verderben mit hineingerissen, nicht der maßlosen Selbstsucht ihrer Mutter auch zum Opfer gebracht werden. Und hier mochte die einzig lichte Stelle in dem dunklen Bilde sein, das der Freund von seiner Lage entworfen hatte.

„Du hast natürlich dem Baron gegenüber eine Klarlegung deiner Situation nicht versucht?" fragte er.

„Um Himmelswillen!" rief der Amtsrath, sich erschrocken aus seiner gebückten Haltung aufrichtend; „das fehlte noch gerade!"

„Und doch wirst du es müssen, sobald er in aller Form um Erna bei euch anhält."

„Wie kann ich ihm reinen Wein einschenken? er würde auf der Stelle zurücktreten."

„Otto, schämst du dich nicht? Und solchem Elenden wolltest du Erna geben?"

„Was soll ich thun?"

„Wozu du, von dem Vater einmal ganz abgesehen, einfach als Mann von Ehre verpflichtet bist."

„Und er erzählt es weiter — hier, in der Stadt, bei Hofe — und mir liegt Alles, Alles daran, daß mein Credit wenigstens noch einige Zeit unangefochten bleibt. Wenn die Eisenbahn hier oben durchgelegt wird anstatt unten im Thal, thut man es hauptsächlich meiner Etablissements willen. Und dann bin ich gerettet, ja ich muß reicher werden, als ich es je gewesen. Nun ist aber die Concession trotz unseres Landtags schließlich in den Händen der Regierung, und gerade Lotter bei seinen Verbindungen, seinem notorischen Einfluß —"

Der Amtsrath stockte und fuhr dann in einem weniger sicheren Tone fort:

„Wenn ich also jetzt nicht gegen ihn mit der Sprache herausgehe, wo es nebenbei noch gar nicht nöthig ist, so handele ich nicht unehrlich, sondern in unserem allerseitigen Interesse. Das wirst du mir doch zugeben."

„Natürlich!" erwiderte Bertram; „nur fürchte ich, du wirst dies vortheilhafte Schweigen nicht lange bewahren können. Es kann ja jeden Tag der Fall eintreten, daß die jungen Leute sich unter einander verständigen und — vielleicht morgen oder heute schon — vor euch hintreten und um euren Segen bitten."

„Es wäre mein Tod!" rief der Amtsrath.

„Es wäre jedenfalls sehr mißlich für dich. Und deshalb möchte ich dir folgenden Vorschlag machen. Ich bin von deiner Frau autorisirt, Erna zu sondiren, ich erbitte mir von dir denselben Auftrag; und du sagst deiner Frau, daß du mit mir in diesem Sinne gesprochen hast. Ihr habt dann also Beide die Sache gewissermaßen in meine Hand gelegt. Nun finde ich Erna euren Plänen entweder entschieden zugeneigt, oder entschieden abgeneigt,

oder schwankend. Im letzteren Falle würde ich diese Empfindung zu verstärken suchen und deiner Frau beweisen, daß ein unbedacht rasches Vorgehen Alles in Frage stellen, ja verderben muß. Aber auch wenn Erna den Baron wirklich liebt, oder, umgekehrt, sich darüber klar ist, daß er nicht der Mann, der ihrem Ideal entspricht — alle Mädchen träumen ein solches Ideal —, nun, so glaube ich, habe ich hinreichenden Einfluß auf sie oder besitze im Nothfalle so viel diplomatisches Talent, daß ich — auf eine oder die andere Weise — die Entscheidung hinauszuschieben vermag. Auf wie lange, ist eine nachträgliche Sorge, wenn wir — du und ich — uns erst so weit verständigt haben."

„Aber, lieber Junge," rief der Amtsrath, „ich gebe mich ja ganz in deine Hände; ich werde keinen Schritt thun ohne dich. Mein Gott, was ist es doch für ein Glück, daß du gekommen bist! was hätte aus mir — aus der ganzen Geschichte werden sollen!"

Er schüttelte und drückte dem Freunde in überfließender Dankbarkeit beide Hände, sah seine Lage bereits in einem viel freundlicheren Licht, kam wieder auf die neue Eisenbahn zu sprechen und die ungeheuren Chancen, die ihm im günstigen Falle, den er plötzlich als höchst wahrscheinlich, ja als sicher annahm, erwachsen müßten. Darüber bemerkte er gar nicht, daß Bertram den Wagen, der sie am Ausgange des Waldes erwartete, hatte umwenden lassen und sie nun den Weg, den sie gekommen, zurückfuhren. Die Inspection der Fabrik war in der That nur ein Vorwand gewesen, um ungestört mit Bertram beisammen sein zu können.

Bertram saß schweigsam neben dem jetzt, des Kutschers wegen, mit halblauter Stimme fortwährend auf ihn einsprechenden Freunde. Er hörte kaum, was derselbe sagte. Er sah auch nur wie im Traum die goldenen Sonnenlichter durch die Wipfel der Riesentannen um die braunen Stämme, auf dem moosigen Grunde spielen und die lieblichen Fernsichten, die hier und da eine freie Stelle auf das prangende Thal tief unter ihnen gewährte. Sein geschäftiger Geist arbeitete und modelte unablässig an der Rolle, die er sich nun doch in dem Familiendrama hatte aufdrängen lassen, die er nicht hatte zurückweisen dürfen — um Erna's willen.

* *
*

Um Erna's willen! wie oft im Laufe des Tages wiederholte er sich die Worte! Er wollte ja nichts für sich. Was hätte er für sich auch wollen können! Nicht mehr als Jemand, der ein unbedachtes Kind auf der Straße im Gedränge der Wagen erblickt und hinzuspringt und das Kind heraus trägt zur sicheren Stelle; nicht mehr als ein Reisender, der den Mitwanderer einen Weg einschlagen sieht, dessen Unsicherheit ihm von früher bekannt ist, und der den Sorglosen vor diesem Wege warnt, ihm räth, lieber einen anderen zu wählen. Man thut dergleichen, weil es Menschenpflicht ist; man thut's, weil Einen das Herz dazu treibt, weil man nicht anders kann.

Ja, man handelt und spricht in solchen Lagen, wie man um seiner selbst willen kaum handeln und sprechen würde. Man ist muthiger oder ängstlicher, als man wäre, wenn das eigene Wohl und Wehe in Frage stände. Man wächst über sich selbst hinaus oder — sinkt unter sein moralisches Alltagsniveau.

Und das Letztere ist vor der Hand mein Fall, sagte sich Bertram, während er mit allem Eifer und, wie er zu bemerken glaubte, mit bestem Erfolge seine Rolle spielte. Die Rolle brachte es mit sich, daß er Hildegard nachträglich eine kleine Strafpredigt hielt, weil sie ihn nicht bereits gestern ins Vertrauen gezogen; daß er mit dem Freunde verstohlene

Blicke des vollen Einverständnisses wechselte; gegen Lydie — zu deren augenscheinlichem Entzücken — einen halb melancholischen, halb scherzhaften Ton anschlug, welcher eine tiefere Empfindung halb auszudrücken und halb verborgen zu halten schien; und in Gesellschaft des Barons die kühle Reserve, die er gestern beobachtet, durchaus fallen ließ. Wie sollte er sonst ein Urtheil über den Mann gewinnen? und wie konnte er Erna ein treuer Berather sein ohne dieses Urtheil?

So durchblätterte er denn mit gebührender Aufmerksamkeit des Barons Skizzenmappe, während dieser die Blätter umwandte und erklärte. Die Mappe wäre ein unermeßlicher Schatz gewesen, hätte die Qualität der Quantität entsprochen. Es fanden sich Skizzen aus fast allen Ländern Europa's, auch die Nordküste Afrika's — Algier, Tunis — war reichlich illustrirt. Und dabei verbreitete sich das Talent des Künstlers über alle Genres: Landschaft, Architektur, Stillleben, Porträt, — nichts war dem Unermüdlichen entgangen, nichts ihm zu schwer erschienen. Im Gegentheil: die extravagantesten Beleuchtungen, die bizarrsten Scenerien, die gewagtesten Standpunkte, welche die tollsten Ueberschneidungen und halsbrecherische Verkürzungen nothwendig machten, — in solchen Vorwürfen schien der Tollkühne förmlich zu schwelgen. Und dabei mußte sich Bertram gestehen, daß hier ein nicht unbedeutendes Talent, welches bei sorgfältiger Schulung schöne Früchte getragen haben möchte, leichtsinnig vergeudet war, wie er denn auch sonst Leichtsinn als den bestimmenden Charakterzug des Mannes zu erkennen glaubte. Wenigstens entsprach der wortreiche Text, mit welchem er seine Bilder begleitete, völlig der saloppen Malerei. Ueberall schlechte und gute, nicht selten originelle Einfälle in dieselbe flüchtige, leichtfertige, oft barocke Form gekleidet; ein rascher, niemals tiefer Blick in die Verhältnisse der Gesellschaft, die Einrichtungen, Sitten der Völker; große und doch sporadische Belesenheit, ausgebreitete und doch unzusammenhängende Kenntnisse. Der Mann sprach, wie er malte, und er malte, wie er musicirte; und so, meinte Bertram: leichtsinnig, oberflächlich, flackerhaft, wie sein Thun und Reden, wird seine Liebe, muß seine Liebe sein.

Konnte eine derartige Liebe Erna auf die Dauer genügen? Es schien unmöglich; aber giebt es in der Wunderwelt des menschlichen Herzens eine Unmöglichkeit? Werden tief sittliche Frauennaturen nicht oft heimgesucht von einer unwiderstehlichen und unausrottbaren Leidenschaft für schwankende, haltlose, ja moralisch unwürdige Männer? Scheint es nicht fast die Ständigkeit eines Naturgesetzes zu haben, daß völlig entgegengesetzte Charaktere trotz des inneren Widerstrebens sich zu einander hingezogen, von einander festgehalten fühlen?

War bei Erna dieser verhängnißvolle Zug erkennbar?

Bertram hielt seine Aufmerksamkeit unverwandt auf den entscheidenden Punkt gerichtet, aber ohne zu einem bestimmten Resultate gelangen zu können, wobei er sich freilich gestehen durfte, daß auch ein schärferer Beobachter an dieser Aufgabe sich vergeblich abgemüht haben würde. Erna nahm heute an den gemeinschaftlichen Gesprächen fast noch weniger directen Antheil als gestern; ja, er glaubte zu bemerken, was gestern nicht der Fall gewesen oder ihm doch entgangen war, daß ihr sonst so fester Blick manchmal ins Leere starrte, dann wieder ganz nach innen gekehrt schien, jedenfalls nicht auf ihrer Umgebung weilte — ein Symptom, welches dem Beobachter gar nicht gefallen wollte, da man aus demselben doch wohl auf eine tiefere, das seelische Leben absorbirende Empfindung schließen durfte. Und

diese Empfindung war schwerlich Abneigung gegen den Baron, mit dem sie sich vielmehr noch am meisten in ihrer ruhigen Weise unterhielt, wiederholt im Laufe des Tages musicirte und nach dem Abendbrot in ihrer aufmerksamen, ernsthaften Weise Schach spielte. Bertram mußte sich zum Ueberfluß diese Einzelheiten von Hildegard deuten lassen. — „Glauben Sie mir," sagte sie, „ich kenne Erna. Denken Sie an meine Worte von heute Morgen! Es mag lange währen, bis sie einem Manne ihre Neigung gesteht; aber wen sie nicht leiden kann, der würde es bald genug erfahren."

„Ich fürchte, ich erfahre etwas der Art," erwiderte Bertram.

„Wie so?"

„Haben Sie nicht bemerkt, daß sie den ganzen Abend nicht drei Worte mit mir gesprochen hat?"

„Sie Unersättlicher! genügt Ihnen Lydie nicht, die alle ihre Register, eines nach dem anderen, aufzieht? es soll Ihnen wohl die ganze Frauenwelt zu Füßen liegen! Ich werde Lotter vor Ihnen warnen als seinem schlimmsten Rivalen."

„Zerstören Sie unsere junge Freundschaft nicht! Aber, Scherz bei Seite, kann er keinen Nebenbuhler haben?"

„Wo denken Sie hin! wäre es der Fall, wüßte ich es unbedingt von Lydie, die wie alle älteren Mädchen nach dieser Seite eher zu viel als zu wenig sieht. Auch haben wir, Lydie und ich, das Kind niemals aus dem Auge gelassen, und in E., wo sie freilich während der letzten Jahre ein paar Mal allein gewesen ist, war sie wieder in beständiger Gesellschaft meiner Schwester und ihrer sechs Mädchen — und nie ein Wort, eine Andeutung! Uebrigens kommt Agathe — die dritte, Erna's liebste Freundin — in diesen Tagen — ein gutes, bescheidenes, verständiges, wenn auch leider wenig hübsches Mädchen. Aber Sie kennen Agathe von früher! Ich werde sie noch ein bischen ausfragen, aber ich weiß im voraus, daß sie nichts wird zu erzählen haben. Sie müssen also Ihre Eifersucht auf den einen Lotter concentriren."

Hildegard mußte sich sehr sicher fühlen, sie wäre sonst nicht gegen ihre Gewohnheit so scherzhaft gewesen. Bertram ging auf den Ton ein und war bei der Partie Whist, zu der er sich dann mit Otto und den beiden älteren Damen niedersetzte, überaus heiter und gesprächig.

Desto düsterer und einsilbiger fand ihn zwei Stunden später Konski, und so zerstreut, daß er den Gutenachtwunsch des Getreuen nicht einmal erwiderte.

Es ist die Alte, die ihm den Kopf warm macht, monologisirte Konski, als er in seinem Zimmerchen nachdenklich die Stiefel des Herrn putzte. — Lieber Herr Konski hier — bester Herr Konski da; das kennen wir: den Sack schlägt man und den Esel meint man. Einen ganzen Thaler! na, sie hat keinen übrig, das sieht man ihr an trotz des Geflinkers und der Bammelage. Und die sollte das Regiment bei uns führen? Prost Neujahr! Nun heirathen wir Beide erst recht; aber ein paar ganz schmucke, junge; und der Teufel hole alle alten Weiber!

* *
*

Es war für heute Morgen nach dem Kaffee eine gemeinschaftliche Spazierfahrt zu einem hochgelegenen Punkte verabredet, von welchem Lotter der Gesellschaft das Manöverfeld demonstriren wollte. Bertram hatte im letzten Augenblick hinabsagen lassen, er habe zu seinem Bedauern vergessen, daß er für die Mittags fällige Post einige nothwendige Briefe zu schreiben habe und zu Hause bleiben möchte, aber dringend bitte, man möge um seinetwillen die Partie nicht aufgeben.

„Sie wollten erst nicht," berichtete Konski; „na, da habe ich einen Trumpf

drauf gesetzt, und eben wird angespannt, für die Damen heißt es; die Herren reiten. Sie können nun ruhig noch eine Stunde schlafen; es war wohl wieder eine miserable Nacht?"

In der That war diese Nacht für Bertram noch schlimmer gewesen als die vorige, und heute hatte der Morgen nicht wie gestern „Alles besser gemacht".

Das mußte er sich sagen, nachdem er sich vergeblich bemüht, den Rath des Getreuen zu befolgen, und endlich verdrossen aufgestanden war und sich angekleidet hatte, um zu versuchen, ob eine Promenade in den Terrassengängen des Gartens ihm die heiße Stirn kühlen und die müde Seele erquicken wollte.

Er durfte nicht müde sein; er mußte, wenn sie zurückkamen, ihnen heiter und frisch entgegentreten — das gehörte zu seiner Rolle; wie soll man Jemand sein Vertrauen schenken, der zu sich selber: der eigenen Kraft, dem eigenen Muth, keines zu haben scheint!

Und er würde alles Muthes bedürfen, um Erna, wenn es sein könnte, tiefer, als es bis jetzt geschehen, in die Augen und in das Herz zu blicken; und all' seiner Kraft, wenn dieser Blick ihm bestätigte, was er gestern noch für eine Unmöglichkeit gehalten und die schlimme Nacht ihm als durchaus möglich, ja als wahrscheinlich gezeigt hatte. Sollte es aber sein, so war damit auch der ganze schöne Plan, welchen er gestern dem Freunde entwickelt, hinfällig geworden. Otto's Verlegenheiten waren schwerlich so groß, als er sie dargestellt; und hatte der Wankelmüthige nicht übertrieben, was konnte es nützen, die Entscheidung hinauszuzögern? Im Gegentheil: je schneller dieselbe eintrat, um so besser für alle Theile. War der Baron ein Ehrenmann, würde er nicht zurücktreten, wenn er erfuhr, daß das Mädchen, welches er liebte, nicht reich sei; hatte er Einfluß bei Hofe, war dieser Einfluß von Bedeutung, so würde er nun erst recht Alles daran setzen, denselben für den zukünftigen Schwiegervater geltend zu machen. Sie mochten sich dann arrangiren, wie sie konnten; und sie würden sich arrangiren: hinüber und herüber Opfer bringen, auf gewisse Hoffnungen verzichten. Was opfert man nicht, worauf verzichtet man nicht, wenn man von Herzen liebt! Dem Schauspiel aber dieser opferfreudigen, herzlichen Liebe zuzusehen — nimmermehr! die Flucht war Feigheit — zweifellos; aber die Tapferkeit ist doch auch wie die Ehrlichkeit nur da am Platz, wo sie nöthig ist und nützt. Man mußte bei Zeiten auf einen schicklichen Vorwand denken, der eine plötzliche Abreise ermöglichte.

So, in trübste Gedanken verloren, war Bertram die Terrassengänge auf- und niedergeschritten, jetzt an sonnigen Spalieren hin, wo durch die breiten Blätter sich die Trauben bereits röthlich drängten, jetzt zwischen Buchenhecken, die über seinem Haupte sich zu dämmerigen Lauben wölbten.

An dem Ende eines dieser Laubengänge angelangt, blieb er erschrocken stehen. Vor ihm auf dem Altan, zu welchem sich die Terrasse erweiterte, saß Erna auf ihrem Lieblingsplatze unter der großen Platane, die den ganzen Platz mit ihren breiten Aesten überschattete. Auf dem runden Tische lag ein Buch aufgeschlagen; nun schrieb sie eifrig, über eine Mappe gebeugt. Die anmuthige Gestalt, das feine Gesicht waren im scharfen Profil auf der grünen Seitenwand der höheren Terrasse abgezeichnet. In dem gedämpften Licht schien die zarte Wange noch bleicher als sonst; und als sie jetzt, die Feder in der Hand behaltend, die lange Wimper hob und nachdenklich zu dem Blätterdach aufschaute, erglänzte das große Auge musenhaft.

Einen Labetrunk für den schattenlosen Rest des Weges, und — geh'! geh'! sprach Bertram bei sich.

Er hätte, ohne daß sie ihn bemerkte, zurücktreten können; er that es nicht; sein starrer Blick hing an dem holden Bilde, wie des Durstigen Lippe an dem Rand des vollen Bechers; und da wandte sie sich.

„Onkel Bertram!"

Sie hatte es ganz ruhig gesagt; und so, ohne Hast, legte sie die Feder hin und klappte die Mappe zu, indem sie zugleich aufstand und ihm, der nun herantrat, die Hand reichte:

„Ich fühlte, daß mich Jemand ansah."

„Während du doch ungesehen, wenigstens ungestört bleiben wolltest. Aber wie konnte ich dich hier vermuthen? Weshalb bist du nicht mit?"

„Ich hatte ebenfalls Briefe zu schreiben."

Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht.

„Du hast wenigstens geschrieben."

„Du nicht? das ist freilich bös. Wenn man sich ausredet, muß man auch mit der Ausrede Ernst machen. Hinterher bildet man sich ein, es sei Einem damit Ernst gewesen."

„Ich will es mir für die Zukunft merken. Aber weshalb sagst du mir so auf den Kopf zu, daß mein Briefschreiben eine Ausrede gewesen?"

„Ich dachte es mir: du mochtest eben nicht; und ich glaube, ich weiß, weshalb."

„Da wäre ich neugierig."

„Ich will es dir sagen — ich wollte es gestern Abend schon — denn ich bemerkte gestern Abend wohl, wie gern du dich von der Partie entschuldigt hättest, nur daß dir vielleicht nicht gleich ein schicklicher Vorwand einfiel — aber ich hätte es in ein paar Worten nicht sagen können und deshalb heute jedenfalls versucht, einmal ungestört mit dir zu sprechen. Wollen wir uns nicht setzen?"

Sie hatten Platz genommen, Erna vor ihrer Schreibmappe, Bertram ihr gegenüber. Die großen Augen waren zu ihm aufgeschlagen — er hatte noch ebenso sehr danach verlangt, tief, bis auf den Grund der Seele, in diese Augen schauen zu können; und jetzt, da es sein konnte, sein sollte, bangte er davor zurück, wünschte er den Moment hinausgeschoben. Er erfuhr es ja noch immer zu früh.

„Onkel Bertram — ich wollte dir sagen, daß —"

Die dunklen Lider waren nun doch herabgesunken; so sah sie wenigstens nicht die athemlose Erregung, mit der er an ihren Lippen hing. Er hörte ja schon die folgenden Worte: — ich mich gestern Abend mit dem Baron verlobt habe. — Die secundenlange Pause dünkte ihm eine Ewigkeit.

„Liebes Kind," sagte er mit tonloser Stimme.

„Daß du dir um meinetwillen nicht eine Last auferlegen sollst, die du auf die Dauer nicht tragen kannst."

Die großen Augen sahen ihn wieder fest an, während er in tödtlicher Verwirrung die seinen senkte.

„Ich verstehe dich nicht," murmelte er.

„Du bist zu gut, um mich verstehen zu wollen; aber das Uebermaß deiner Güte drückt mich, ängstigt mich. Ich weiß, daß du mich lieb hast, daß du es nur mir zu Liebe thust; aber ich habe dich auch lieb, Onkel Bertram, sehr lieb, viel mehr als früher, wo ich dich doch eigentlich noch gar nicht kannte, gar nicht begriff. Ich bin kein Kind mehr, und so solltest du mir auch nicht wie einem verzogenen Kinde jeden Willen thun, noch dazu, wenn ich eingesehen, daß ich etwas verlangt habe, was ich nicht durfte. Ich durfte nicht verlangen, ich durfte dich nicht bitten, daß du gegen Tante Lydie freundlich sein solltest. Und jetzt bitte ich: sei es nicht, nicht in dem Maße! Ich kann es nicht ertragen. Sie hat dich so furchtbar gekränkt, wie — wie nur ein böses Menschenherz ein gutes kränken

mag. Und sie soll deine Hand fassen dürfen, dir ins Auge sehen, mit dir scherzen dürfen, als wäre nichts geschehen? Wenn ich — wenn mir — ich würde es nicht dulden, — nimmermehr!"

Ihre Stimme bebte, ihre Lippen zitterten; die bleichen Wangen waren geröthet, die großen Augen blitzten. Sie hatte ihn nicht gekannt, nicht begriffen; aber was hatte er denn von ihr gewußt? von der Kraft der Empfindung eines Herzens, das so gemessen zu schlagen schien! Seine Blicke hingen unverwandt an ihr in entzücktem Staunen, wie eines Menschen, dem sich ein Göttliches offenbart.

Aber schon im nächsten Moment hatte das wunderbare Mädchen die leidenschaftliche Wallung bezwungen; die Züge gewannen wieder den früheren Ausdruck, und in ruhigem Tone fuhr sie fort:

„Und du, Onkel Bertram, darfst es auch nicht dulden; du am allerwenigsten. Du kannst nicht heucheln, nicht lügen. Das mögen die Anderen thun; dir steht es schlecht, es ist deiner unwürdig. Ich kann nichts Unwürdiges an dir sehen; ich will es nicht. Ich will einen Menschen haben, dem ich unbedingt glauben und vertrauen kann. Dieser Eine bist du, mußt du sein; nicht wahr, Onkel Bertram?"

Sie reichte ihm über den Tisch herüber die Hand. Er konnte sie nicht zurückweisen; und doch, als er die schlanken Finger berührte, durchzuckte es ihn, als habe er sich einer Entweihung schuldig gemacht.

„Du denkst zu gut und zu groß von mir," sagte er; — „so kann ich dir nur erwidern: ich will versuchen, dein Vertrauen zu verdienen."

„Und ich will dir gleich dazu Gelegenheit geben. Auch ich bin mit mir nicht zufrieden; auch ich bin — um Anderer willen — Papa und Mama zu Liebe, die es sehr zu wünschen schienen — freundlicher zu Jemand gewesen, als es mir ums Herz ist, und muß mein Betragen gegen ihn künftig ändern. Du weißt, wen ich meine?"

„Er hat dir einen Antrag gemacht?"

„Einen Antrag? mir?"

Um die feinen Lippen zuckte es spöttisch.

„Verzeihe, liebe Erna! Er war gestern so sehr um dich bemüht; du selbst giebst zu, daß du freundlicher zu ihm gewesen, als es dir nachträglich lieb ist. Und der Mann scheint mir zu denen zu gehören, welche die Hand nehmen, wenn man ihnen den kleinen Finger reicht. Und dann, ich weiß, daß deine Eltern ihn protegiren — sehr; und er weiß das jedenfalls auch. So war denn meine Frage nicht völlig grundlos; dennoch bitte ich dich um Verzeihung."

„Du bedarfst derer wirklich in diesem Falle, Onkel Bertram. Oder sollte ich mich so kindisch benommen haben, daß ein so kluger Mann wie du es auch nur für möglich halten konnte?"

„Nein, nein! bitte, suche zu vergessen, was ich so unbedacht gesagt! oder nimm es als Beweis, daß ich Recht hatte, daß ich weder so gut noch so klug bin, wie du dachtest."

Es klang schüchtern, fast demüthig; aber in seinem Inneren war eitel Stolz und Jubel; und die Vögel oben in den schattigen Tiefen der Platane schienen bisher geschwiegen zu haben und nun alle auf einmal hell zu zwitschern und zu singen, und von den Terrassen unten wogte der Duft der Levkojen und Nelken in süßen Wolken herauf. Wie schön, wie zauberhaft schön war der Morgen!

„Wir wollen gegen einander in Zukunft offener sein," erwiderte Erna, „dann werden dergleichen Mißverständnisse nicht mehr vorkommen. Dies ist freilich für mich beschämend genug. Der Baron

wäre der Letzte, für den ich mich auch nur interessiren könnte. Ich finde das Meiste, was er sagt, dumm und albern, und wenn einmal ein leidlicher Einfall dazwischenläuft, kann man doch keine Freude daran haben, weil man sich fragt, welcher Unsinn wird nun kommen. Uebrigens lerne ich ihn eigentlich jetzt erst kennen; er ist freilich schon sehr oft hier gewesen, aber dann war ich es nicht; und in der Stadt bei Tante Lydie, die er manchmal besuchte, bin ich ihm immer aus dem Wege gegangen."

„Du hast überhaupt noch wenig junge Männer kennen gelernt?"

„Und die wenigen haben mir die Lust verleidet, die anderen kennen zu lernen."

„Das klingt sehr hart; aber, offen gestanden, du bist nicht das erste junge Mädchen, das ich so reden höre."

„Ich wundere mich nur, daß nicht alle so reden oder doch so denken. Ich meine, die Männer sind von Haus aus schlecht, eigennützig, leichtsinnig, eitel und werden erst in späteren Jahren gut und edel und liebenswürdig — das heißt die paar Ausnahmen, denn die meisten bleiben wohl, wie sie waren."

„Ist das dein Ernst?"

„Mein völliger Ernst. Und deshalb habe ich dir vorgestern Abend durchaus nicht Recht geben können, als du behauptetest, ein junges Mädchen könne einen älteren Mann nicht lieben, oder begehe doch damit eine Thorheit, wenn sie es thue; und werde es früher oder später zu ihrem Schaden einsehen, und also je früher, je besser. Es ist auch gar nicht diese Einsicht, was Hilarie abwendig macht und sie dem jungen Menschen, der sich so kindisch und toll benimmt, dem Flavio, in die Arme treibt — der Grund ist ein ganz anderer."

„Du kanntest die Novelle?"

„Nein, ich habe sie erst jetzt gelesen und lange suchen müssen, bis ich sie in den Wanderjahren fand — da liegt das Buch. Und nun weiß ich auch das Eine, wovon du vorgestern sagtest, Goethe habe es nicht angebracht, oder in Anwendung gebracht — wie sagt man in dem Fall? —, weil sonst aus der Komödie eine Tragödie geworden wäre. Das bestreite ich übrigens."

„Davon nachher. Aber was ist das Eine?"

„Daß ihr Onkel sie gar nicht liebt. War es nicht das?"

„Allerdings; ich staune nur, daß du es herausgefunden."

„Und ich, daß Hilarie es nicht früher entdeckt hat. Sie muß sehr blind gewesen sein, nicht zu sehen, wie der Onkel ihre Liebe aus schierer Barmherzigkeit erwidert oder vielmehr nicht erwidert, daß seine Neigung im besten Falle ein matter Widerschein ihrer Liebe ist. Sieh hier: ‚Du machst mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne! rief er aus und fiel ihr zu Füßen.' — Wie matt und geziert ist das! Und sie ist damit zufrieden, — glücklich! Ich hätte mich geschämt."

„Du mußt den Geist der Zeit, die Manieren und Ausdrucksweise der Menschen in Rechnung bringen — da erscheint und klingt es freilich nicht ganz so schlimm. Aber die andere Seite der Medaille! Du meinst: Hilarie habe den Onkel wahrhaft geliebt und würde ihrer Liebe treu geblieben sein trotz aller Flavios, wäre ihre Leidenschaft erwidert worden?"

„Ganz gewiß."

„Gut also: er liebe, liebe mit Leidenschaft. Nun kommt Flavio und liebt, liebt mit Leidenschaft. Der Vater sieht es; sieht, daß seine eigene Liebe das Unglück des geliebten Sohnes besiegelt; — weiter: er ist überzeugt, er muß es sein, wenn er kein eitler Thor, wenn er ein Mann von Herz und Verstand — daß Hilarie die Liebe des Sohnes zweifellos er-

widern würde, wenn er nicht unglücklicherweise zwischen ihnen stände; daß die Liebe des jungen Mädchens zu dem jungen Manne, und umgekehrt, das einzig Natürliche, das heißt Richtige — und eben deshalb, du magst nun sagen, was du willst — Hilarie ihn gar nicht wahrhaft lieben kann, ihre Liebe vielmehr, wenn nicht Unnatur, so doch ein Irrthum, eine Verirrung ist, von der sie zurückkommen wird und muß — habe ich Unrecht, zu behaupten, daß die Komödie sich dann in eine Tragödie verwandelt — eine Tragödie, deren verschwiegener Schauplatz allerdings nur das Herz des älteren Mannes sein wird? Giebst du mir nicht Recht?"

„Ich muß es wohl, wenn ich dir zuvor deine Voraussetzungen und Annahmen zugegeben habe, vor Allem die, daß die Liebe eines jungen Mädchens zu einem älteren Manne in jedem Falle ein Irrthum, eine Verirrung ist. Dann sehe ich aber wieder nicht ein, weshalb die Liebe des älteren Mannes zu dem jungen Mädchen nicht ebenfalls auf eine Selbsttäuschung hinausläuft, hinter die er, als der Weitsichtigere, Klügere, Verständigere, doch um so schneller kommen wird; und wo bleibt dann die Tragödie?"

Die großen Augen blitzten, auf der Stirn lag eine Wolke von Unmuth, die zarten Lippen bebten. In seinem Herzen schrie es: hier! hier! denn ich liebe dich! und es ist unmöglich, daß je in dein jungfrisches Herz ein Funken von dem Brande fällt, der hier lodert; — aber es gelang ihm auch jetzt, den Aufruhr seiner Brust zu bändigen und lächelnd zu sagen:

„Ich hoffte, vielmehr ich wußte, daß du diesen Einwand machen würdest, der vollkommen richtig ist und dem Meister wieder zu der absoluten Souveränität und unfehlbaren Richtigkeit in Herzenssachen verhilft, die ich ihm muthwillig zu bestreiten suchte. Ja, so liegt die Sache, man mag sie drehen und wenden, wie man will: die Liebe Hilariens ist eine Illusion, genauer: eine Vorahnung der echten, wahren Leidenschaft, welche sie einst empfinden wird; die des Majors eine Reminiscenz, eine Erinnerung dessen, wovon sein Herz durchglüht war in seiner Jugend längst entschwundenen Tagen und nun und nimmer wieder durchglüht sein kann. Was dann etwa noch von wärmeren Gefühlen in ihm lebt, das mag ausreichen für eine Vernunftheirath mit der geistreichen Wittwe, bei deren Empfindungen für ihn die Reminiscenz wiederum die Vermittlerrolle spielt, und — aber ist das nicht — wahrhaftig, sie sind schon zurück! Wollen wir ihnen entgegengehen?"

Von der Veranda her hatte sich die laute Stimme Lotter's vernehmen lassen; Lydie rief nach Erna. Bertram war aufgestanden, froh der Unterbrechung; er fühlte, daß seine Kraft zu Ende ging; er ließ die Hand auf der Stuhllehne ruhen, damit Erna, wenn er sie ihr reichte, nicht fühlen möchte, wie sie zitterte. Aber Erna blickte mit demselben düsteren Ausdruck gerade vor sich nieder.

„Ich möchte meinen Brief zu Ende schreiben," sagte sie.

„So will ich dich nicht länger stören."

Er war gegangen, ohne ihr die Hand zu bieten; Erna saß noch eine Weile so, dann schlug sie die Mappe auf und überlas die Seite, an der sie zuletzt geschrieben —

„— immer sehe ich ihn, auch wenn er nicht zugegen ist, sein bleiches, edles Gesicht, die tiefen, sinnenden Augen, den Mund, der so fein spotten und scherzen kann und doch so oft für mich schmerzlich zuckt vor Gram und Weh um ein verfehltes Leben, sein verwüstetes Glück. Für mich! die Anderen sehen's freilich nicht — wie sollten sie! Für sie ist er der

kalte Egoist, der ewige Spötter, der an nichts glaubt, am wenigsten an die Liebe. Freilich, wer so verrathen wurde, wie — ach! Agathe, das ist es ja eben, was mich so unwiderstehlich zu ihm zieht, — daß ich so tief, so tief in sein edles Herz blicken kann, alle Schmerzen nachfühlen kann, die es zerrissen haben und jetzt wieder zerreißen müssen in der Gegenwart der Schlange, die — o, wie ich sie hasse! Und er gewinnt es über sich, noch gütig zu ihr zu sein, weil ich ihn darum gebeten, ehe ich wußte, wie sich Alles verhielt. Er soll es nicht mehr; ich ertrage es nicht, wenn er dann die lieben treuen Augen auf mich wendet, als wollte er fragen: ist es so recht? Nein, es ist unrecht tausendmal! Aber ist es nicht auch unrecht, daß ich in seinem Herzen lesen darf und er nicht in dem meinen? soll ich ihm Alles sagen? es schwebt immer auf meinen Lippen, aber dann — nein, ich würde mich vor dem Gütigen nicht schämen; er würde mich ja verstehen, der Verrathene die Verrathene! er würde mich die letzten heißen Zornesthränen, die mir noch manchmal in die Wimpern kommen und die ich unwillig abwische, an seiner Brust ausweinen lassen, und ich würde seine Gnade dankbar hinnehmen, aber nur unter einer Bedingung, daß ich da weiter ruhen dürfte, daß er mir verstattete, ihn zu lieben, ihm zu dienen — heute und immer als seine Freundin, seine Tochter, seine Sclavin — soll ich es ihm sagen?"

Erna lächelte bitter, nahm das Blatt in beide Hände, um es zu zerreißen. Dann legte sie es wieder hin und griff nach der Feder.

„Die dies geschrieben hat, ist eine eingebildete Närrin, die für ihren Hochmuth eine exemplarische Strafe verdient, welche Strafe darin bestehen soll, daß sie ihrem Großmütterchen dies schickt, um umgehend die nöthigen Schelte zurückzuerhalten, auch wenn Großmütterchen, um was sie flehentlich gebeten wird, übermorgen kommt. Denn gesprochen wird zwischen mir und ihr nicht ein sterbendes Wörtchen hierüber (und über das Andere und — den Anderen erst recht nicht!); und damit, liebes Großmütterchen —"

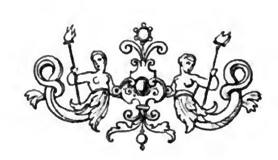
„Da ist ja unser gnädiges Fräulein!" rief der Baron, der eben mit Lydien aus dem Terrassengange heraustrat.

„Wir suchen dich überall," sagte Lydie; „großer Gott, wie sich die Kleine wieder das Köpfchen heiß geschrieben hat! An Agathe natürlich!"

„Wer den Brief lesen könnte!" rief der Baron.

„Sie kommen nicht darin vor — das kann ich Sie versichern, wenn es Sie beruhigt," sagte Erna, indem sie die Mappe mit dem unbeendigten Brief zumachte und sich erhob.

(Fortsetzung folgt.)



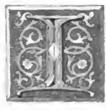


Ein flandrischer

Naturforscher und Sammler aus dem Volke.

Von

Friedrich Oetker.



Im Sommer 1856 hatte nach fünfjähriger Dauer die kriegsgerichtliche Verfolgung und Anklage gegen mich wegen Verbreitung von „Mißvergnügen“ ꝛc. ihr Ende erreicht. Ich konnte nunmehr wieder unbehelligt in Deutschland leben. Doch machte ich von dieser Freiheit nicht lange Gebrauch. Infolge der kurfürstlichen Willkürmaßnahmen blieb mir die rechtswidrig entzogene Anwaltschaft auch ferner vorenthalten, und wiederholte Versuche, mich anderweit in Kassel wieder heimisch zu machen, mißlangen gänzlich; der Aufenthalt wurde mir jedes Mal aufs bitterste verleidet. So kehrte ich nach Belgien zurück, nahm die dort begonnenen Studien und Beobachtungen wieder auf und lebte noch drei volle Jahre von der Heimath entfernt, bis die Zeit zum „zweiten Verfassungskampf“ gekommen war.

Ein Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit in Belgien blieb stets der nationale Racengegensatz und Sprachenstreit. Wie mannigfaltig meine Forschungen und Untersuchungen wurden, die „Vlamische Bewegung“ und ihre Führer standen gewöhnlich meinen Neigungen und Bestrebungen am nächsten, obwohl ich nicht selten mit Menschen und Dingen ziemlich unzufrieden war. Auch hielt ich mich vorzugsweise in den niederdeutschen Landestheilen, hauptsächlich in Brabant und in den beiden Flandern, auf.

Um Alles oder doch Vieles aus eigener Anschauung und im persönlichen Verkehr mit Land und Leuten kennen zu lernen, wechselte ich vielfach den Wohnort. Im Sommer und Herbst war ich der Seebäder und der Küstenstudien wegen großentheils in Ostende oder Blankenberghe; im Winter und Frühjahr weilte ich in Brüssel, Gent, Mecheln, Brügge, Antwerpen ꝛc.

Dabei machte ich auch kleinere Abstecher nach Ypern, Kortrijk, Damme, Sluis, Löwen, und sobald ich der Landessprache einigermaßen mächtig war, suchte ich selbst ländliche Ortschaften und Dünenwohnungen auf. Leider mußte ich aber aus Gesundheitsrücksichten oft allzu beschränkte Grenzen innehalten.

So ergaben sich zahlreiche Wahrnehmungen und Begegnungen, die zum Theil zu den eingehendsten Untersuchungen und zu genaueren Bekanntschaften führten. Manches darüber ist schon vor geraumer Zeit veröffentlicht worden;* Einiges möge noch hier mitgetheilt werden!

Zwei eigenthümliche Erscheinungen der Menschenwelt waren der „zotte“, d. h. narrige Ryckx in Ostende und der Vier-

* Auch in diesen „Monatsheften“, so V, 11, 376; VI, 154; VII, 275; VIII, 149; VIII, 551. Ferner in den „Belgischen Studien“, die bei A. B. Auerbach in Stuttgart 1876 erschienen sind.

brauer Paret zu Slykens, einem Schleusendorfe am Brügger Canal, jener ein Naturmensch und Naturphilosoph der wunderlichsten Art, dieser ein Naturfreund und Naturaliensammler von seltenem Eifer und großer Begabung. Mit Ryckx traf ich meist am Strande zusammen, wenn er bis in den Spätherbst hinein barhäuptig und barfüßig, lediglich mit einem blauleinenen Kittel und mit gleichartigen Hosen bekleidet und mit einem starken Knotenstock in der Hand, so wie er ging und stand, sich ins Meer stürzte und dann so lange spazieren lief, bis er wieder trocken war; Paret dagegen fand ich fast immer am Kochherd sitzen, der zugleich als Stubenofen diente, und niemals sah ich ihn anders als mit dem Hut auf dem Kopfe und mit der Pfeife im Munde. Ryckx stammte aus angesehener Familie, war sehr wohlhabend und hatte sich von früh auf allen Genüssen und Lüsten ergeben; erst als die Aerzte ihn für rettungslos verloren erklärten, ging er zu einer gegentheiligen Lebensweise über, aß nichts als Pflanzenkost, trank nichts als Wasser, schlief nie mehr in einem Bett, ging Sommer und Winter nur in der allerspärlichsten Kleidung und ward so wieder kerngesund; Paret dagegen war in ländlicher Dürftigkeit aufgewachsen, lernte und lebte erst spät und trank Wein und Bier bis an sein seliges Ende, das erst hoch in den achtziger Lebensjahren eintrat.

Er war am 8. Juni 1777 zu Kapelleten-Breelen bei Ypern in Westflandern geboren. Seine Eltern waren biedere Landleute, nicht gerade arm oder nothleidend, aber doch viel zu dürftig und zu einfach, um dem heranwachsenden Knaben mehr Unterricht geben zu lassen, als damals von der katholischen Geistlichkeit gewöhnlich ertheilt und begehrt wurde, bevor die Kinder zur „ersten Communion“ gelangten.

Allein der junge Mensch war regen Geistes und aufmerksamen Sinnes und wußte unter den Arbeiten des Landlebens Zeit und Gelegenheit zu finden, um sich allerlei Beobachtungen, Uebungen und Untersuchungen hinzugeben.

Indessen wurde er selbst nicht Landwirth. Er sollte Schreiner werden, doch sagte ihm die neue Stellung so wenig zu, daß er bald davonlief, zufällig Brauerbursch wurde und um 1803 nach Slykens kam, wo er in der damals bedeutenden Marysſal'schen Brauerei Erwerb und nebenbei auch Muße fand, seine steigende Lernbegierde zu befriedigen und allmälig zu einer Art Naturforscher und Sammler sich zu entwickeln.

Vor allen Dingen forschte er in den schönen Augen von Therese Laurenz, der Stieftochter seines Herrn. Er war dabei so glücklich, eine Neigung zu entdecken, die ihn als angehenden Dreißiger zum Hausherrn und bald auch zum Hausvater machte.

Von nun an entfaltete sich sein Eifer für Naturkunde und demnächst auch für Alterthümer und allerlei sonstige Merkwürdigkeiten mehr und mehr. Er las, beobachtete, sammelte, zerlegte, stopfte aus: kurz, es entstand nach und nach ein Naturalien- und Curiositätencabinet, das ihn später in weiten Kreisen bekannt machte und manche Ehre und manches Trinkgeld eintrug.

Als ich die merkwürdige Sammlung zuerst sah, war ich erstaunt über die Fülle des Wichtigen und Nichtigen, was sich im reichsten Wirrwarr unmittelbar neben und durch einander befand. Da sah man Häute und Gerippe, Blasen und Gedärme, Muscheln und Mammuthszähne, Seesterne und Schneckenhäuser, Wachsbilder und Mißgeburten, kleine Füße und große Hände, Münzen und Aschenkrüge, Ferngläser und Fratzenspiegel, tatarische Schuhe und chinesische Pantoffeln, indische Pfeile und europäische Keulen, einen chinesischen Paß und einen englischen Theaterzettel, vlamische Schwerter und römische Helme; da war der Stoßzahn eines Narwals, die Vulva eines riesigen Delphins; da zeigte sich ein weißer Hase, ein schwarzes Schaf, ein alter Affe und ein junger Esel, ein Kalb mit einem Hundskopfe und einem Pferdeschwanze, ein einäugiger Cyklope, ein zweiköpfiges Lamm, ein dreifüßiges Kalb, ein fünfbeiniges Füllen, eine sechsfüßige Katze, ein achtbeiniger Hund ꝛc. — und zwar Alles ohne wissenschaftliche Ordnung, dicht neben einander, über einander und durch einander aufgestellt. Aber dazwischen befand sich ein höchst werthvoller, gewaltiger Mondfisch, eine Anzahl kostbarer

Gerippe von seltenen und mächtigen Delphinenarten u. s. w.

Einen wichtigen Zeitabschnitt in Paret's Eifer und Streben bildete der Herbst 1827. Am 3. November dieses Jahres bemerkte eine Ostender Fischerschaluppe unweit der Küste einen treibenden Walfisch. Mit Hülfe zweier anderen Bote wurde der riesige Leichnam eine Strecke bugsirt; dann warf ihn am folgenden Tage die Fluth östlich vom Hafeneingange auf den Strand. Das Thier war ein Weibchen und hatte die ungewöhnliche Länge von 27 bis 28 m, also an 100 Fuß.

Natürlich machte ein solcher Fund weit und breit das ungeheuerste Aufsehen. Es ereignet sich zwar dann und wann, daß ein nordisches Walthier bis in die Nordsee gelangt; allein an der flandrischen Küste war seit langen Jahren so etwas nicht erhört worden, und die fast sagenhaften Ueberlieferungen von früheren Vorgängen trugen nur dazu bei, die Neugierde um so mehr zu erregen.

Der erste Fall, von dem sich Nachrichten erhalten haben, ereignete sich um 1178, wo die Stadtbehörde von Brügge dem Grafen von Flandern ein 42 Fuß langes Seeungethüm verehrte, das unweit Ostende's an den Strand gerathen war. Dann strandeten um 1403 acht „Walfische“ auf ein Mal, die gegen 70 Fuß lang waren. Sie wurden „mit der Fluth“ ans Land geworfen und zwar ebenfalls bei Ostende. In demselben Jahre trieb nach der Brügger Chronik von Despars, III, 182. 183 bei Dünkirchen „ein 80 Fuß langer und 19 Fuß hoher Walfisch“ ans Land. Es war gerade am Charfreitage „während des Predigens der Passion“, als die Kunde davon erscholl, so daß die Leute mit aller Hast aus der Kirche an den Strand eilten, um das Ungethüm zu sehen.

Ein anderer Fall ereignete sich am 20. Januar 1762 zwischen Ostende und Blankenberghe. Man war aber nicht sicher, ob man's mit einem „Cachalot of Orca“ zu thun hatte, wie der Jahrbuchschreiber Bowens II, 133. 134 erzählt. Das Thier war 52 Fuß lang und hatte 40 Fuß im Umfange. „Het teeldeel war 6 Fuß 4 Daumen lang und 3 Fuß 4 Daumen beim Beginn dick.“ In beiden Kinnbacken sah man an der Stelle, wo die Zähne stehen (einschlagen) mußten, „ter plaets, daer de taenden moesten staen . . . 42 holligheden, daer die inslooten, buyten rondagtig en wit als Ivoor“.

Hiernach möchte man allerdings, wie Bowens that, an eine Orca denken. Das Thier würde dann ein wahrhaft riesiges Ungeheuer dieser Art gewesen sein; denn die von Paret bewahrten Gerippe zweier weiblichen Ravageurs, wie die Franzosen die reißenden Meerverwüster nennen, welche in den dreißiger Jahren bei Mariakerk und bei Ostende gefunden wurden und eine Länge von 20, beziehungsweise 25 Fuß hatten, nahmen sich schon furchtbar genug aus. Besonders ist das Gebiß dieser Thiere, welches aus mehr als vier Dutzend langer, starker, kegelförmiger, kammartig in einander greifender, elfenbeinfarbiger Zähne besteht, der grauenvollsten Art.

Der Fund von 1762 wurde zum Besten der Landschaft für 192 flandrische Gulden verkauft. Das Gerippe scheint leider zu Grunde gegangen zu sein.

Eine alte Frau in Ostende hat auch von einem angetriebenen Walfische erzählt, durch den ein Arbeiter ums Leben gekommen; dieser sei mit einer Leiter hinaufgestiegen, durchgesunken und in den Eingeweiden erstickt, ehe man ihn habe retten können. Genaueres und Zuverlässiges ist mir aber nicht bekannt geworden.

Wie man sieht, übertraf das 1827 gestrandete Thier alle früheren an Umfang. Die Kinnbacken allein waren an 20 Fuß lang, und das Gewicht des Ganzen ward auf 120000 kg geschätzt.

Kein Wunder also, wenn von nah und fern Tausende von Neugierigen herbeiströmten, um die merkwürdige Erscheinung zu betrachten. Seit undenklichen Zeiten hatte Ostende nicht so von Fremden gewimmelt.

Bald jedoch wurde guter Rath theuer: der ungeheure Leichnam drohte mit Fäulniß und Luftverpestung. Auch fürchtete man, daß eine ungewöhnliche Fluth den Schatz verschwemmen möchte. Man schritt daher nach einigen Tagen zum öffentlichen Verkauf, und zwei Speculanten, der Zollbeamte Herman Kessels

und der Wundarzt Dubar, erstanden den Fund für 2000 oder, wie Andere behaupten, 3000 holländische Gulden.

Zunächst wurde der Speck, der an manchen Stellen zwei bis drei Fuß dick war, abgetrennt und in Sicherheit gebracht; man gewann über 66 Tonnen. Das Hauptaugenmerk der Erwerber war indessen auf das Gerippe gerichtet; namentlich ging Kessels, der den Antheil Dubar's später ankaufte, darauf aus, dasselbe zubereiten zu lassen, um durch Schaustellung oder Verkauf ein gutes Geschäft zu machen.

Hier war es nun, wo Paret herangezogen wurde. Man kann sich denken, daß die Zerlegung, Reinigung und Wiederzusammenfügung eines solchen Thierbaus eben keine Kleinigkeit war. Die Arbeit erwies sich ebenso umfangreich als ekelhaft, da die zunehmende Fäulniß der Eingeweide bald den gräulichsten Geruch verbreitete. Vielleicht hätte kein Anderer das Werk vollbracht; Paret aber ließ sich hier, wie in vielen späteren Fällen, durch nichts abschrecken. Sein Eifer war um so unermüdlicher, als er jetzt Gelegenheit fand, mit manchen naturkundigen Männern zu verkehren und seine Kenntnisse zu erweitern. Namentlich sah er auch den berühmten Naturforscher Cuvier und ließ sich dessen Rathschläge und Anweisungen zur Richtschnur dienen.

Kessels sorgte nämlich dafür, daß so viel wie möglich den Anforderungen der Wissenschaft entsprochen würde. Er zog nicht nur mehrere niederländische Aerzte und Naturgelehrte zu Rathe, sondern unternahm auch mit Paret eine Reise nach Paris, wo, wie aller Welt verkündigt wurde, die Zulassung zu den königlichen Sammlungen, l'explication de l'illustre professeur, l'examen de dessins précieux facilitèrent au naturaliste l'exécution du travail important qui lui était confié.

Das Thier ward nun mit Billigung Cuvier's, wie es scheint, als Baleine rorqual bezeichnet, während man es anfangs Baleine jubarte genannt hatte. Es ist jedoch mancherlei Streit in dieser Beziehung entstanden. (Vergl. Messager des sciences et des arts, Gand 1829, 1830, tom VI, p. 126 etc. et p. 218 etc.; Bijdragen tot de natuurkundige wetenschappen, verzameld door H. C. van Hall, deel 4, Bl. 52.)

Paret arbeitete mit mehr als 60 Mann. Am 14. November wurde mit der Zerlegung begonnen, am 19., dem Geburtstage der Königin von Holland, war die Arbeit so weit vorgeschritten, daß man Alles in einem großen Holzschuppen in Sicherheit hatte. Kessels nahm daher Veranlassung, am Strande ein Fest zu geben, wobei nach einer gedruckten Festbeschreibung „sechzehn Tänzer innerhalb der unteren Kinnladen des Walfisches eine Quadrille tanzten und 134 Personen daselbst die Gesundheit der Königin tranken". Eine mir vorliegende Abschilderung des Tanzes läßt jedoch nur vier Paar Tänzer sich schwenken.

Von jetzt an begann aber für Paret erst die Hauptarbeit, die des Reinigens der einzelnen Theile. Er wirkte den ganzen Winter hindurch mit mehreren Gehülfen. Dann wurden die Stücke in die Stadt geschafft und auf dem Kaiserkai, vor dem Hôtel de Commerce, in einer besonders dazu erbauten Bude mit der Aufstellung begonnen.

Kessels hatte inzwischen seinen Plan zur Reise gebracht. Er machte mehrere Reisen nach dem Haag und erhielt vom Könige ansehnliche Beiträge zu den Kosten; dann ward festgesetzt, daß nach sechs Jahren das Gerippe in die königliche Naturaliensammlung übergehen solle; bis dahin behielt Kessels das Recht, dasselbe in verschiedenen Städten zur Schau zu stellen. Zum Aufseher ward Paret bestimmt.

Am 20. April 1828 fand die Uebergabe an den königlichen Bevollmächtigten Grafen de Baillet statt, wobei eine Musikbande von 26 Mann „im Inneren" des Knochengerüstes aufgestellt war. Dreitägige glänzende Festlichkeiten und mehrere Nachschmäuse und Nachtänze verherrlichten diese Begebenheit, und Ostende war abermals das Wanderziel von Tausenden. Und wie wurde gefeiert! L'air était sans cesse agité par le son de la musique, ou par le bruit du carillon, des tambours et du canon!

Kein Volk der Welt hat mehr Neigung und Ausdauer und zum Theil auch wohl mehr Geschick für Festlichkeiten und Schaugepränge aller Art als die Belgier, namentlich die Vlamingen. Wie hätten

also die Ostender eine solche Gelegenheit vorübergehen lassen können, ohne zu feiern und zu jubeln und den seit langen Jahrhunderten üblichen Pomp in aller Herrlichkeit zu entwickeln! Zumal, da Kessels Mitglied des Vereins der „Rederijker" war, einer jener alten Dichter- und Schauspielgenossenschaften, von denen die belgische Culturgeschichte so viel zu erzählen hat, und von denen ich selbst in meinen „Belgischen Studien" so viel erzählt habe.

Am 20. April und an den folgenden Tagen fanden große Umzüge statt, die von der „dicht'ren schaar" der Rederijkers eröffnet wurden und an denen alle sonstigen Vereine, besonders die Bogenschützen von St. Sebastian und die St. Andreasgilde der Büchsenschützen, mit ihren Fahnen und Ruhmeszeichen Theil nahmen.

Voran zog ein junges Mädchen zu Pferde, figurant la Renommée und gedruckte Zettel austheilend mit folgenden Versen:

Wie vormde een Zeegedrocht, dat onlangs kwam aan strand,
Tot't grooste meesterstuk van't kunstrijk Nederland?
't was Kessels. Zijnen Lof, met uwe duizend monden,
Moet Gij, o vlugge Faam, het aardrijk rond verkonden.

Das ist in genauer Uebertragung:

Wer formte ein Seegeschöpf, das unlängst kam an Strand,
Zum größten Meisterstück im kunstreich'n Niederland?
's war Kessels. Seinen Ruhm, mit euren tausend Münden,
Müßt ihr, o flinke Fam', der Welt ringsum verkünden.

Außerdem hatte man eine Menge mythologischer und allegorischer Figuren und Gruppen gebildet: so Neptun und Amphitrite, denen zwei Knaben vorangingen mit der Inschrift: Ons rijk brengt het grootste gedierte voort! Daneben waren Amor und Psyche, Apollo und Minerva und viele andere Gestalten zu sehen, deren Beziehungen zu dem Fest und zu seiner Veranlassung freilich meist schwer zu erkennen war; auch zwei Blumenköniginnen und mehrere Kindergruppen 2c. zogen einher.

Die verschiedenen Ehrenpreise, welche die Rederijkers bei früheren Wettkämpfen mit anderen Kunstgenossenschaften errungen hatten, waren an ihren Wappenbannern aufgehängt, und diese wurden von zwei „Mameluken", denen ein dritter voranschritt, getragen.

Auf die Umzüge folgten Reden und Concerte im Inneren des Walfisches, Bankette mit Reden und Trinksprüchen, junge Mädchen mit „Gedichten", Bier-, Brot- und Käsevertheilungen, ein Luftballon, Kletterbäume, Sacklaufen, Feuerwerk, zwei Bälle, zweitägige Preisschießen 2c.

Am 29. und 30. kamen brillantes fêtes particulières, welche Herrn Kessels von den Offizieren gegeben wurden; endlich ein glänzendes Bankett, vom Stadtrath veranstaltet, und die Ueberreichung einer Spieluhr an Kessels; und zu allerletzt wollten auch noch die Arbeiter ihre Dankbarkeit und Ehrerbietung bezeugen, welchen sich aber Kessels entzog, indem er am 5. Mai mit dem unter Kanonendonner eingeschifften Gerippe davonfuhr.

Der Mann hatte es verstanden, die öffentliche Aufmerksamkeit für sich und sein Unternehmen zu erregen, und machte glänzende Geschäfte. Der Gesammtbetrag aller Aufwendungen, mit Einschluß der bedeutenden Ausgaben für die Festlichkeiten, wurden zwar auf 112000 Francs berechnet; allein das war eine Kleinigkeit gegen die großen Einnahmen in Gent, Brüssel, Antwerpen, Rotterdam, Haag, Amsterdam, London und Paris.

Doch wie gewonnen so zerronnen! Kessels, von den ersten Erfolgen hingerissen, entfaltete einen ungeheuren Aufwand, und soll zuletzt vermögenslos, aber mit drei Orden begabt, verstorben sein. Er wußte die Ereignisse, namentlich den Aufstand und die Losreißung von 1830, so geschickt zu benutzen, daß er Major in der neuen belgischen Armee wurde; das Gerippe aber kam nicht an den König von Holland, sondern ward nach Amerika verkauft, wie es heißt und wie man leicht denken kann, für eine bedeutende Summe. Was später daraus geworden ist, habe ich nicht erfahren.

Auch Paret wollte bei Herrn Kessels keine Seide gesponnen haben. Zwar lebte er einige Zeit lang lustig und guter Dinge, sah die Welt, lernte und erwarb Manches; aber eine Summe von 10000 Francs, die ihm für seine Arbeit versprochen war, hat er nie erhalten.

Dafür wurden ihm in seinem stillen

Wirkungskreise, zu dem er zurückkehrte, neue Genüsse und Ehren zu Theil.

Im Herbst 1833 besuchte der berühmte Franzose Geoffroy St. Hilaire seine Sammlung und hinterließ ihm einige anerkennende Zeilen im Fremdenbuche:

„J'ai visité avec un véritable intérêt le cabinet d'histoire naturelle de M. Paret. Ce riche cabinet qui peut avoir une importance réelle pour la science, en réunissant tous les animaux du pays, renferme un grand nombre d'objets curieux et plusieurs même remarquables par leur rareté."

Auch die Professoren Cantraine von Gent und Morren von Lüttich nahmen die Sammlung rühmend in Augenschein. „Je ne peut trop recommander," bemerkte der erste, „aux naturalistes indigènes et étrangers qui veulent se faire une idée de la richesse des productions de nos côtes, de visiter la collection de M. Paret."

Am 8. September 1834 trug sich König Leopold in das Fremdenbuch des Herrn Paret ein; zwanzig Jahre später, am 27. September 1854, setzten der Herzog und die Herzogin von Brabant und die Prinzessin Charlotte, die spätere Kaiserin von Mexico, ihre Namen dazu. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß sich auch zahlreiche anderweite Einzeichnungen vorfinden, darunter die klangreichsten Namen, wie Justus Liebig und Johannes Müller.

Am 26. Juli 1838 ernannte die Aachener Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Wissenschaften und Gewerbe Herrn Paret zum briefwechselnden Mitgliede. Die Urkunde darüber ward ihm am 3. September bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier des Königs von Preußen „vom Gründer der Gesellschaft" übergeben. Ein Jahr darauf ward Paret Ehrenmitglied des Vereins für Naturwissenschaften zu Brügge, und 1854 Ehrenmitglied einer Gesellschaft für schöne Künste in Ypern.

Auch an anderen Ehrenbezeugungen fehlte es nicht: der König schickte ihm eine goldene Dose, die Königin ein schmeichelhaftes Schreiben und eine Tuchnadel 2c.

Zu bedauern blieb nur, daß von den vielen gelehrten und ungelehrten Männern, welche den eifrigen Sammler mit Ehrenbezeugungen und Lobsprüchen überschütteten, keiner daran gedacht zu haben scheint, ihm einige Winke zu geben, die manche seiner Schätze weit einträglicher für die Wissenschaft hätten machen können. So war bei den meisten gar nicht zu ersehen, wo, wann und unter welchen Verhältnissen sie angetroffen worden waren. Paret besaß z. B. eine Menge römischer Gegenstände, die man hier und da aus der Erde gegraben oder sonstwie aufgefunden hatte. Sie hätten für die Geschichte der Küstenbildung, namentlich für das Torfalter 2c., von großer Bedeutung sein können, wenn gehörig festgestellt worden wäre, an welchen Stellen, in welcher Tiefe und in welchem Erdreich sie gefunden worden; aber nichts der Art war bekannt oder noch zu erfragen.

„Das kannte ich so nicht," entschuldigte sich Paret fast betrübt. Und sicher war dem trefflichen Manne kein Vorwurf zu machen. Er hatte stets redlich gethan, was an ihm war, und that es noch immer. Kein Weg war ihm zu weit, kein Wetter zu schlecht, keine Arbeit zu schwer und so leicht kein Hinderniß zu abschreckend.

Die häuslichen Geschicke des merkwürdigen Mannes waren nicht ohne Trübniß. Er verlor früh seine Frau, sein einziger Sohn starb, die Schwiegertochter starb und eine Lieblingsgroßnichte, welche lange Jahre bei ihm gelebt, ging zu seinem Kummer ins Kloster.

Paret blieb rüstig und frisch bis ins höchste Alter. Als ich ihn im Sommer 1859 zum letzten Male besuchte, wollte es zwar „mit den Beinen nicht so recht mehr"; doch merkte man nicht, wenn man ihn neben dem Kochofen in der großen Stube des Erdgeschosses sitzen sah — eine weiße Brauerschürze vor dem Leibe, den Hut auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, das Bierglas in der Hand —, daß schon 82 Jahre an ihm vorübergegangen waren.

Paret ist in den sechziger Jahren gestorben und seine Sammlung versteigert, also wahrscheinlich in alle Winde zerstreut worden. So erzählte mir 1872 ein Brüsseler Ministerialbeamter in Wildbad.



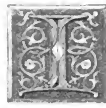
Die Wanderungen der Thiere

in ihrem Verhältniß

zu der jetzigen und früheren Vertheilung derselben auf der Erdfläche.

Von

Carl Vogt.



In einigen früheren Artikeln dieser Monatshefte (October 1877 und October 1878) habe ich an specielle Versteinerungen aus fast allen Welttheilen angeknüpft, um dem gebildeten Laien, der nicht alle Kenntniß der Einzelheiten sich erwerben kann, aber doch mit den Fortschritten der Wissenschaft vertraut bleiben will, zu zeigen, welches die Methoden der Untersuchung sind, durch die man zu einigermaßen feststehenden Schlüssen gelangen kann. Es handelt sich darum, zu finden, nicht zu erfinden, genau beobachtete Thatsachen zu verknüpfen und aus ihnen diejenigen Schlüsse zu ziehen, durch welche man zu allgemeineren Folgerungen gelangen kann, ohne den Boden der Thatsachen zu verlassen.

Darwinist kann heutzutage Jeder sein — es fragt sich nur, in welcher Weise man es sein will. Die allgemeinen Linien sind gegeben; die Beweise für die Richtigkeit ihrer Führung sind noch an den meisten Orten beizubringen. Ich bin, als Anhänger der Descendenzlehre, vollkommen überzeugt, daß alle jetzt lebenden Organismen, Pflanzen wie Thiere, von Voreltern abstammen, die in früheren geologischen Epochen gelebt haben; ich bin nicht weniger überzeugt, daß die Nachkommen eines Urstammes im Laufe der Zeiten mehr oder minder bedeutende Umgestaltungen erlitten haben, die oft so weit gegangen sind, daß die Stammväter entweder gar nicht oder nur mittelst einer langen Reihe von auf einander folgenden Zwischenformen sich erkennen lassen; ich bin endlich felsenfest überzeugt, daß unter den Ursachen dieser Umgestaltungen die Anpassung an äußere Lebensumstände, herbeigeführt durch freiwillige oder unfreiwillige Wanderungen, eine vor-

ragende Rolle gespielt hat. Indem ich aber diese Grundsätze in ihrer ganzen weittragenden Bedeutung als unumstößliche Wahrheiten anerkenne, verlange ich zugleich in einem gegebenen Falle, daß man mir die Anwendung derselben und die Wirkung der Ursachen klar und deutlich vor Augen lege. Ich will mit meinen Fingern die einzelnen Ringe einer Kette bezeichnen können, von welcher man mir spricht; ich will die auf einander folgenden Glieder eines Stammbaumes, die Viertel eines Wappenschildes deutlich nachgewiesen haben. Bis ich Solches mit Augen gesehen, mit Fingern berührt habe, bleibe ich, wenn nicht ungläubiger, so doch zweifelnder Thomas, sehe die Dinge vielleicht für wahrscheinlich, keinenfalls aber für erwiesen an und verwahre mich gegen die Schlußfolgerungen, die man aus diesen Wahrscheinlichkeiten ziehen will, als seien sie festgestellte und zweifellose Wahrheiten.

Zum Beispiel: Ich bin vollkommen überzeugt, daß alle heute lebenden Menschen von Vorfahren abstammen, die früher gelebt haben, und daß man bei der Verfolgung der verschiedenen Generationen aufwärts schließlich nothwendig bei Ahnen ankommen muß, welche wenigstens ebenso alt sind als die ägyptischen Pharaonen. Ich denke, keiner meiner Leser wird diesen Satz bestreiten wollen. Bin ich deshalb im Stande, unter diesen alten Geschlechtern speciell denjenigen Stammvater Michel's nachzuweisen, der in jener entfernten Zeit gelebt hat? Muß ich irgend einem beliebigen Gelehrten, heiße er auch Ebers, Glauben schenken, der mir in den Hypogäen Thebens eine beliebige Gestalt mit der Bemerkung zeigt: „Das ist Michel's Urahn!“ — Man würde mich wahrscheinlich mit Hohn zurückweisen, wenn ich vor einem Capitel des Ritterordens von Malta auf diese Weise meine Adelstitel geltend machen wollte! Im Mittelalter nahm man es damit nicht so genau — alle fürstlichen Häuser wurden damals bis wenigstens auf die Helden der Ilias zurückgeführt. Heute muthet man uns zu, für die Ahnen lebender Thiere ganz ähnliche Stammbäume wie die der trojanischen Helden als baare Münze anzunehmen.

Gehen wir ein wenig weiter. Es giebt in Italien eine Menge Leute, die „Bruno“ heißen, in Frankreich wimmeln die „Brun“, in England und Nordamerika sind die „Brown“ sprüchwörtlich, und „unser Braun“, so einzig er sonst ist, hat unzählige Namensvettern. Was würde man sagen, wenn ich behaupten wollte, alle diese Bruno, Brun, Brown und Braun stammten von einem einzigen Eltervater ab, einem braunen Menschen, der allen seinen Nachkommen, wenn nicht die Hautfarbe, nach der er benannt wurde, so doch den einmal erworbenen Namen hinterlassen hat? Man würde mir wahrscheinlich antworten, daß unter allen diesen Nationen Kinder geboren werden konnten, die man nach ihrer braunen Hautfarbe benannte; daß deshalb die deutschen Braun nicht nothwendig von den französischen Brun, ihren officiellen Erbfeinden, und diese nicht nothwendig von den italienischen Bruno abstammen müssen, und daß ich schließlich meine etwas extravagante Behauptung, die nur auf eine Aehnlichkeit des Namens sich stütze, durch andere Belege beweisen müsse. Ganz Recht! Aber wenn es sich um die Urahnen des Menschen oder um die Stammbäume der Thiergeschlechter handelt, dann nimmt man unbedenklich und ohne nur zu muckſen den gemeinsamen Ursprung aller Braun von einem einzigen Urahnen an, erklärt den monophyletischen Ursprung für den Eckstein des ganzen Gebäudes und beschwört die ganze Rache der Wissenschaft auf das Haupt derjenigen, die Unbewiesenes nicht blind glauben wollen. Protascus, Prothelmis, Promammale — wir können heute die unfehlbaren und unbezweifelbaren Ur-Braune dutzendweise an den Fingern herzählen!

Ich gestehe meine Schwäche für die polyphyletischen Braun mit einigem Erröthen ein; ich finde, daß unsere deutschen Braun einige physische und moralische Charakterzüge besitzen, welche den englischen Brown abgehen, und daß diese sich wieder von den französischen Brun und den italienischen Bruno einigermaßen unterscheiden, und bis man mir durch die Taufregister nachgewiesen hat, daß alle einer Familie als Blutsverwandte angehören, betrachte ich sie nur als Namensvettern. Vielleicht gehe ich schon damit zu weit. Aber den Ur-Braun muß man mir zeigen, wenn ich an ihn glauben soll.

Meine Absicht geht nicht dahin, neue Thatsachen mitzutheilen oder alle Gesichtspunkte erschöpfend zu behandeln. Aber ich glaube, daß die Art und Weise, wie ich die Fragen gestellt habe, einige neue Einblicke ermöglicht, vielleicht auch weitere Forschungen anregt und zur Berichtigung ohne Willen begangener Irrthümer auffordert. Solche Berichtigungen werden mir immer Vergnügen machen, wenn sie durch Thatsachen belegt sind — lyrische oder epische Ergüsse über die Stammbäume der Braun und über die Heldenthaten ihrer sagenhaften Stammväter in fernen Landen und altersgrauer Vorzeit kann ich nur vom literarischen Standpunkt aus nach dem Werthe ihrer dichterischen Einbildungs- und Gestaltungskraft beurtheilen.

I.

Die Thierwanderungen zu Land und im Wasser.

Man hat sich einigermaßen daran gewöhnt, die Wanderungen als eine Ausnahme für gewisse Classen, wie z. B. Säugethiere und Reptilien, anzusehen, während man sie bei anderen, wie Vögeln und Fischen, als eine normale, gesetzmäßige Thätigkeit auffaßt. Ein wandernder Maulwurf würde uns ebenso auffallend erscheinen als eine im Winter zurückbleibende Schwalbe. Betrachtet man aber die Sache genauer, so findet man, daß freiwillige oder unfreiwillige, active oder passive Wanderungen ein für alle Thiere geltendes Gesetz sind und daß eine bald langsamere, bald schnellere Ortsbewegung der Individuen wie der Arten beständig Platz greift, geschehe dieselbe nun durch die selbständige Thätigkeit des Thieres oder durch äußere Momente. Bei tieferem Nachdenken überzeugt man sich sogar, daß diese Ortsbewegungen und Wanderungen in vielen Fällen gerade die Existenz der Gattung garantiren, die ohne sie nicht fortdauern könnte.

Um zu diesem Schlusse zu kommen, braucht man nur die Thiere in Beziehung auf ihre Bewegungswerkzeuge zu betrachten. Mit Ausnahme einiger Fälle, die einem hochgradigen Parasitismus angehören, erfreuen sich alle Thiere, wenigstens während einer gewissen Periode ihres Lebens, der freien Bewegungsfähigkeit. Bei den festsitzenden, sei es an den Boden oder den Körper eines anderen Thieres als Schmarotzer oder Gesellschafter angehefteten Thieren sind es meist die jugendlichen Larvenformen, welche frei beweglich sind; bei anderen wird das Thier erst im reiferen Alter unabhängig; bei noch anderen (dies ist der seltenere Fall) schiebt sich zwischen zwei Perioden freier Ortsbewegung eine Zeit des Festsitzens ein. Bei Korallen, Schwämmen, Moosthieren, Rankenfüßern u. s. w. sind es die Jungen und die Larven, welche, mit Wimpern oder Schwimmfüßen ausgerüstet, im Wasser umherschwärmen, während die alten Thiere festsitzen. Im Gegentheile sind die Hydrarpolypen an den Boden geheftet, während die von ihnen erzeugten Quallen, welche geschlechtlich entwickelt sind, frei im Wasser sich bewegen; bei den Schmarotzerinsecten können meist beide Geschlechter im erwachsenen Zustande oder wenigstens die Männchen sich frei bewegen, während die Larven an dem Orte bleiben, wo das Ei abgelegt wurde; bei den Haarsternen (Comatula) endlich ist ein festsitzender Zustand, derjenige des Pentacrinus, zwischen die Anfangsperiode, wo die Larve mittelst Flimmercilien im Wasser schwimmt, und die Endperiode eingeschoben, während welcher das geschlechtsreife Thier mittelst seiner Arme und Ranken an den Tangen umherklettert.

Nun existirt aber zwischen der Ortsbewegung und der Wanderung kein anderer Unterschied als die Größe des durchmessenen Raumes und die Rückkehr zu festen Wohnsitzen. Die während einer gewissen Zeit zurückgelegte Strecke ist durchaus relativ und steht im Verhältniß zu der Entwickelung der Bewegungsfähigkeit selbst; die Schnecke braucht Jahrhunderte, um den Raum zu durchmessen, welchen die Brieftaube oder der Albatros in wenigen Minuten zurücklegt. Ein nur schwer und langsam bewegliches Individuum wird eine um so größere Zeit brauchen, um eine vorgesteckte Strecke zurückzulegen, je geringer seine Beweglichkeit ist — aber was das Individuum wegen der Kürze seines Lebens nicht zu leisten vermag, das kann die Art im Laufe auf einander folgender Generationen vollbringen. Ein neuer, in durchaus unbepflanztem Terrain angelegter Garten, in dessen Bereich frü-

her, als er noch wüst war, weder Insecten noch Schnecken lebten, da sie dort keine Nahrung fanden, wird bald von Insecten, später erst von Schnecken heimgesucht werden. Diese Thiere werden dort reichliche Nahrung finden; sie werden sich in dem eroberten Garten fortpflanzen, und ihre Nachkommen werden zur Eroberung neuer Gebiete auswandern, sobald eine günstige Gelegenheit sich bietet oder der Mangel an Nahrung in dem von ihnen verwüsteten Garten sie zur Auswanderung zwingt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Menge von Arten der heutigen Schöpfung beständig auf solchen langsamen und fortschreitenden Wanderungen begriffen sind und auf diese Weise neue Gebiete erobern. In Europa läßt sich eine solche langsame Einwanderung von Säugethieren, Vögeln und Reptilien nachweisen, die vorzugsweise in der Richtung von Süd nach Nord, zum Theil aber auch von Ost nach West geht. Die Wanderratte, Mus decumanus, liefert das auffallendste Beispiel unter den Säugethieren. Erst im Jahre 1727 hat dieses Nagethier die Wolga überschritten, um sich seit dieser Zeit nicht nur über Europa, sondern auch mittelst der Schifffahrt über die ganze Erde auszudehnen. In Europa, wo sie mit eigenen Mitteln reiste, hat die Wanderratte fast gänzlich die ursprünglich einheimische Hausratte, Mus rattus, vertilgt, die weniger kräftig und wild war als der Eindringling von Osten. Einmal nach Amerika gebracht, hat sich die Wanderratte über den ganzen westlichen Continent ausgebreitet.

Außer diesen langsamen, Schritt für Schritt gemachten Eroberungen können wir manchmal sehr bedeutende Wanderungen nachweisen, die infolge außerordentlicher Ereignisse oder Veränderungen der äußeren Lebensbedingungen Platz greifen. Wir brauchen hier nur an die Wanderungen der Wölfe in Europa, der Schakale und Hyänen in Afrika im Gefolge der Heere und der Kriegsnoth zu erinnern; an die Wanderungen der Antilopen im Süden, der Lemminge im Norden, welchen zahllose Raubthiere folgen, die sich von ihnen nähren; an die Heuschreckenschwärme, die von Süden und Osten her einbrechen. In dem einen Falle ist es die Reichlichkeit der ohne besondere Gefährdung des Lebens gebotenen Nahrung, welche zur Wanderung lockt; in dem anderen wird die Wanderung nothwendig, weil die Art unter dem Einflusse günstiger Bedingungen sich allzu sehr vermehrt hat oder die von dem Wohnorte gebotene Nahrung nicht mehr genügt. Die so bekannten Wanderungen der Vögel, welche man so oft als das Resultat eines wunderbaren, angeborenen Instinctes bewundert hat, erklären sich ursprünglich vollkommen durch das Nahrungsbedürfniß. Der Vogel baut sein Nest an dem Orte, wo er die reichlichste und für seine Nachkommenschaft passendste Nahrung während der Zeit finden kann, wo er für dieselbe sorgen muß; die meisten unserer Zugvögel nisten im Norden, weil sie dort die für die Ernährung ihrer Jungen nöthigen Insecten finden, die sie im Süden während der Zeit der sommerlichen Dürre vergebens suchen würden.

Aehnliche Wanderungen werden im Meere beobachtet. Die Thiere, welche die Eisregionen beider Pole bewohnen, wandern beständig mit dem Rande der beweglichen Eisfelder, auf welche sie für ihre Existenz angewiesen sind. Die Seehunde, die großen Delphine und Walthiere, die weißen Bären, Moschusochsen und Renthiere dringen im Sommer nach Norden vor, weichen im Winter nach Süden zurück und folgen so allen Zufälligkeiten des Bank-Eises im Meere und der Schneedecke auf dem Lande. Ich konnte mich augenscheinlich von diesen Wanderungen bei einer Excursion in die Nordsee während des Sommers 1861 überzeugen. Die unter dem 71. Grad nördlicher Breite halbwegs zwischen dem Nordcap und Grönland gelegene Insel Jan Mayen ist ein gewöhnliches Stelldichein der Robben. Die Küste der Insel ist fast beständig von Eis blokirt, und jedes Jahr schlägt man dort eine große Zahl Seehunde. Im Jahre 1861 aber hatten sich die Eisfelder gänzlich von der Insel zurückgezogen, so daß wir mit Leichtigkeit an verschiedenen Orten landen konnten. Wir hatten gehofft, bei der Insel nicht nur Mengen von Seehunden, sondern auch von anderen Meerthieren zu finden, die sich in der Nähe der schwimmenden Eisfelder mit Vorliebe aufhalten, wie gewisse

kleine Krebschen und Flügelfüßer (Pteropoden), welchen die Walfische gern nachstellen. Unsere Hoffnung ging gänzlich zu Schanden. Während eines sechstägigen Aufenthaltes an der Insel sahen wir nur zwei Seehunde und fischten keines der niederen Thiere, die wir gern gehascht hätten. Die ganze Fauna der Eisfelder war mit diesen selbst nach Norden zurückgewichen.

Die activen Wanderungen spielen also noch heute sowohl auf dem Festlande als auch im Meere eine wichtige Rolle und können sich über sehr bedeutende Erstreckungen ausdehnen, wenn es sich um Thiere handelt, die eine mächtige Bewegungsfähigkeit besitzen. Wir können auch nicht in Abrede stellen, daß infolge dieser Wanderungen Thiere sich in Gegenden fest ansiedeln, in welche sie zuerst als verschlagene Reisende, dann als Pioniere kamen, und wo die äußeren Bedingungen ihnen das Leben erleichterten. Wir wissen ferner auch, daß selbst für diejenigen Landthiere, welche nicht wie Insecten, Vögel oder Fledermäuse fliegen können, dennoch im Ganzen nur selten sich unüberwindliche Hindernisse finden, die ihnen Halt gebieten. Nur sehr hohe Bergketten, tiefe, breite und reißende Ströme, Meeresarme von mehreren Kilometern Breite, Wüsten, die nicht umgangen werden können, bilden solche während langer Zeit oder selbst für immer unübersteigliche Schranken. So sind die Alpen, die Pyrenäen, die Cordilleren und der Himalaya für viele Arten unübersteiglich; gewisse Arten von Affen wohnen nur auf dem linken, andere nur auf dem rechten Ufer des Amazonenstromes, und der Wolf, der in England erst seit zwei Jahrhunderten ausgerottet ist, hat seitdem den Canal nicht wieder überschreiten können. Doch darf man den Werth dieser natürlichen Schranken nicht allzu hoch anschlagen und namentlich ihren Einfluß nicht so auffassen, als wäre er gleich für alle Arten; man hat Affen (Meerkatzen) bis auf den höchsten Pässen des Himalaya angetroffen, und der Königstiger schwimmt über den freilich engen Meeresarm, der die Insel Singapore vom Festlande trennt.

Was in unseren Zeiten geschieht, fand auch in früheren Epochen statt. Die Eiszeit zeigt uns ein bemerkenswerthes Beispiel ausgedehnter Wanderungen von Thieren, die mit dem Eise vorrückten und zurückwichen. Die Fauna der Diluvialzeit wird in unseren gemäßigten Gegenden durch eine merkwürdige Mischung von Arten gebildet. Die einen, deren Verwandte heute wärmeren Zonen angehören (Elephanten, Nashörner, Hyänen 2c.), sind ausgestorben; andere sind noch heute in unseren Gegenden einheimisch; noch andere sind entweder nach dem Norden oder den Hochgebirgen ausgewandert. Murmelthier und Bobac, Gemse und Steinbock bewohnten in Gemeinschaft mit dem Vielfraß, dem Eisfuchs und dem Renthier die Ebenen am Fuße der Alpen und der Pyrenäen; der Lemming war im Norden Deutschlands, der Moschusochse im Norden Frankreichs heimisch; das Elen, der Wisent und der Ur durchstreiften noch in den historischen Zeiten die Schweiz und Süddeutschland, während sie jetzt entweder an die Ufer der Ostsee zurückgewichen oder in Hausthiere umgewandelt sind. Diese so klar vorliegenden und leicht nachweisbaren Wanderungen erstrecken sich aber nicht allein auf die Säugethiere; die Vögel, Schnecken und Pflanzen nehmen ebenfalls daran Theil, und die Land- und Süßwasserschnecken, welche sich im Löß des Rheinthales finden, sind heute großentheils Bewohner der Vorberge der Hochalpen. Sogar diese Schnecken sind dem Rückzuge der Gletscher gefolgt; sie haben die wärmer gewordenen Ebenen verlassen, um die kälteren Temperaturen der Hügel und der Hochgebirge aufzusuchen.

Wir können eine große Anzahl von Thatsachen aufführen, welche beweisen, daß ähnliche Wanderungen innerhalb früherer geologischer Epochen sich vollziehen mußten als Folge von Aenderungen des Klimas, der Höhen, der Vertheilung von Land und Meer. Das Saharameer trennte ehemals, und zwar jedenfalls im Beginn der Diluvialperiode, das mittelländische Küstenland von dem übrigen afrikanischen Continente, während andererseits das nördliche Ufer des Mittelmeeres mit dem südlichen durch zahlreiche, heute zerstörte Landengen zusammenhing. Die Faunen beider Ufer des Mittelmeeres sind identisch. Löwe und Hyäne fehlen freilich heute auf dem nördlichen Ufer — aber von dem ersteren wissen wir wenigstens

mit Bestimmtheit, daß er noch zu historischer Zeit in Griechenland heimisch war. Der Stummelaffe (Inuus), das Stachelschwein und die Genettkatze finden sich, ersterer in einem einzigen Haufen auf dem Felsen von Gibraltar, letztere in Sicilien und Spanien. Der höchst eigenthümliche Wassermolch, welcher unter dem Namen Pleurodeles Waltli bekannt ist, findet sich auf beiden Ufern der Straße von Gibraltar. Dagegen war die Fauna von Algier und Tunis ursprünglich gänzlich von derjenigen Centralafrika's verschieden, und erst nach und nach fand infolge der Austrocknung des Saharameeres eine theilweise Mischung statt. Es giebt so viel ähnliche oder identische Arten zwischen den mitteltertiären (miocenen) Ablagerungen der Sivalik-Hügel am Fuße des Himalaya, von Pikermi in Griechenland, von Mont Leberon und Sansans in Südfrankreich, daß man an Wanderungen der Thiere über dieses weite Areal zur Zeit der Ablagerung dieser Schichten kaum zweifeln kann.

Alle diese freiwilligen und activen Wanderungen der Säugethiere auf dem Festlande müssen sehr lange Zeiten in Anspruch genommen haben. Wenn auch die meisten Säugethiere, mit Ausnahme der Höhlenbewohner, keine regelmäßigen und festen Wohnsitze haben, so wählen doch die meisten einen zeitweiligen Aufenthalt während ihrer Niederkunft und der Aufjütterung der Jungen. Die Wochenbetten verzögern somit die Wanderungen während längerer oder kürzerer Zeit. Auch äußere Umstände werden oft lange Ruhezeiten im Gefolge haben. Die Grasfresser werden Gegenden mit üppiger Vegetation, die ihnen Weide und Schutz bieten, nicht eher verlassen, als bis sie durch Wechsel der Jahreszeiten, Vermehrung ihrer Feinde oder außerordentliche Ereignisse, wie z. B. Ueberschwemmungen, dazu gezwungen werden; die Fleischfresser werden da bleiben, wo sie leicht zu bewältigende Beute in Menge finden, und erst dann weiter gehen, wenn die Nahrung karg zu werden anfängt. In derselben Weise, wie wir heute die Thiere nur langsam nach neuen Wohnsitzen vorrücken und nur zögernd sich dort fixiren sehen, müssen auch in früheren geologischen Perioden lange Zeiträume über den Wanderungen verflossen sein, um so länger, je weiter entfernt der zu erreichende Zielpunkt war.

Wenn die activen Wanderungen auf dem Festlande die Hauptrolle gespielt zu haben scheinen, so mögen dagegen die passiven oder willenslosen Wanderungen im Schoße der Gewässer und namentlich der Meere vorzugsweise Platz gegriffen haben. Doch dürfen wir billig hierbei die das Meer bewohnenden Wirbelthiere ausnehmen — die meisten Walthiere, Seehunde, Seeschildkröten und Fische sind mit zu mächtigen Bewegungsorganen ausgerüstet, als daß wir glauben könnten, sie seien willenlose Spielbälle der Wogen und der Strömungen. In der That unternehmen diese Thiere oft weite Reisen, theils um ihre Nahrung oder ihnen zusagende Temperaturen des Wassers aufzusuchen, theils auch zur Befriedigung des Fortpflanzungstriebes. Dieser letztere Trieb scheint vor Allem der Grund zur Vereinigung der Stockfische, Häringe, Thunfische, Lachse und so vieler anderer Fische und zu ihrer Wanderung gegen die Küsten zu sein. Wenn wir auch gern zugeben, daß die Ausdehnung dieser Wanderungen früher vielfach übertrieben wurde, so müssen wir doch zugestehen, daß durch sie bedeutende Schaaren von Thieren auf große Entfernungen hin fortbewegt werden, die Hunderte von Kilometern betragen.

Die unwillkürlichen oder passiven Wanderungen haben dagegen für die wirbellosen Thiere, wie Weichthiere, Korallen, viele Krustenthiere, unzweifelhaft die wesentlichste Bedeutung. Die hierauf bezüglichen Thatsachen sind uns hauptsächlich durch die Tiefsee-Forschungen bekannt geworden. Wir wissen jetzt, daß in den Wassermassen der Meere, selbst in sehr großen Tiefen, sich Strömungen bemerklich machen, welche sich häufig in verschiedenen Niveaus vollständig entgegenstehen; daß diese Strömungen zahlreiche Thiere mit sich führen, die aus den Gegenden stammen, von welchen her die Strömung kommt, und daß sie dieselben nach ihnen gewissermaßen fremden Gegenden mit sich reißen, um sie dort abzusetzen. Wir müssen diese für die historische Paläontologie außerordentlich wichtige Frage etwas eingehender besprechen.

Die passiven Wanderungen üben einen vorwiegenden Einfluß auf die festsitzenden oder wenig beweglichen Thiere aus, die namentlich im Meere häufig vorkommen; Thiere mit kräftigen Bewegungsorganen können gegen einen Strom ankämpfen, schwer bewegliche Thiere setzen sich nothwendig da fest, wo der Strom sie fallen läßt. Die meisten dieser Thiere sind freilich in ihrem erwachsenen Alter durch ihre Befestigung oder in anderer Weise geschützt — aber alle diese Arten, welche sich festsetzen oder in dem Boden verkriechen, sind in ihrer Jugend beweglich und werden leicht von einer Strömung weggeführt. Mit Ausnahme der Tintenfische (Cephalopoden) und vieler Krebsthiere, die vortrefflich schwimmen, haben wir unter der großen Menge wirbelloser Seethiere nur wenige Hochseethiere, welche gegen einen Strom ankämpfen könnten; die ungeheure Mehrheit der schwimmenden Thiere, Quallen, Würmer, Flügel- und Flossenfüßer, Krebsflöhe u. s. w., die man an der Oberfläche des Meeres fangen kann, werden widerstandslos von dem Strome fortgetrieben. Ebenso verhält es sich mit den Jungen und Larven der meisten festsitzenden Thiere; die Larven der Weichthiere (Mollusken) besitzen zwar Segel, die der Moosthiere und Borstenwürmer Wimperkränze, diejenigen der Krustenthiere Schwimmfüße, die Larven der Seescheiden Ruderschwänze und die Plattlarven der Korallen einen allgemeinen Flimmerüberzug, aber alle diese Schwimmorgane können wohl den Körper im Wasser schwebend erhalten, befördern indessen dadurch nur den Transport der Thiere in größere Entfernungen. Die Naturforscher, welche auf dem Meere mit dem feinen Netze gefischt haben, wissen recht wohl, daß sie in den Strömungen, welche sich auf der Oberfläche der See abzeichnen, die reichste Ernte machen werden und daß sich unter den so gefangenen Thieren stets eine große Menge beweglicher Larven von festsitzenden Thieren findet. Die Beweglichkeit dieser Larven dauert aber nur eine gewisse Periode ihres Lebens hindurch; sobald diese vorüber ist und die Metamorphose beginnt, müssen sie sich festsetzen oder, wenn die Gelegenheit dazu mangelt, zu Grunde gehen.

Diese beständigen passiven Wanderungen der beweglichen Larven festsitzender Thiere sind somit eine nothwendige Bedingung des unterseeischen Lebens, und nur durch sie ist es möglich, daß Korallen, Muscheln, Schnecken, Rankenfüßer, röhrenbewohnende Borstenwürmer u. s. w. sich in begrenzten Becken oder, wenn die Strömungen mächtig genug sind, über weitere Strecken ausdehnen können. Man kann aus diesen Thatsachen ein allgemeines Gesetz ableiten, nämlich: daß die **Meerthiere in der Richtung derjenigen constanten Strömungen sich ausbreiten müssen, welche in der Tiefenzone herrschen, die sie mit Vorliebe bewohnen.**

Aus den angeführten Gründen bezieht sich dies Gesetz auch noch ganz besonders auf die festsitzenden Thiere, welche nothwendigerweise sich über das ganze Gebiet der Erstreckung des Stromes ausdehnen müssen, wenn nicht besondere Umstände dies verhindern.

Offenbar üben in letzterer Hinsicht die Beschaffenheit des Bodens und die Temperatur des Wassers den wesentlichsten Einfluß aus. Ein aus beweglichem Schlick und Sand gebildeter Meeresgrund wird den Meereicheln (Balanen), Seescheiden, Austern und Schüsselschnecken, die sich an Felsen heften, nicht den mindesten Anhaltspunkt bieten; dagegen werden felsige Ufer diejenigen Muscheln und Würmer nicht beherbergen können, die sich im Schlamme einbohren. Mag auch die Strömung Myriaden von Larven und jungen Thieren herbeiführen, sie werden nichtsdestoweniger massenhaft zu Grunde gehen, wenn der Meeresboden ihnen nicht die Gelegenheit zu weiterer Fortführung ihres Lebens bietet.

Man kann dies leicht durch Thatsachen erhärten. Die Meereicheln (Balanen), auch Seepocken genannt, wimmeln in der Nordsee; alle festen untermeerischen Gegenstände, Felsen, Pfosten, Baken u. s. w., sind förmlich damit überzogen. Mit Ausnahme der eingerammten Pfosten und schwimmenden Körper finden sich keine zu ihrer Anheftung geeigneten Gegenstände in der Nähe der Elbmündung. Der Boden des Meeres ist dort von dem leicht beweglichen Schlick, die Ufer von Sand oder Schlamm gebildet. Nun berichtet

Professor Möbius, daß eine bei Cuxhaven an der Elbmündung befestigte schwimmende Bake, als man sie zur Reparatur hob, gänzlich mit Meereicheln bedeckt war. Man zählte 1115 Thiere auf dem Raume eines Quadratfußes, und da die Bake eine untergetauchte Oberfläche von 43 Quadratfuß hatte, waren 47000 Meereicheln oder Seepocken darauf befestigt. Man wird niemals berechnen können, wie viele Millionen junger Seepocken in der weiten Schlickgegend, wo sie sich nicht befestigen konnten, zu Grunde gehen mußten, damit eine kleine Minorität sich auf der Bake festsetzen konnte, und ganz gewiß müßten alle diese Millionen und Milliarden von Seepockenlarven, die beständig von den Ufern Englands und des Canals mit dem Südweststrome gegen die Elbmündung hin getrieben werden, rettungslos zu Grunde gehen, wenn nicht die eingerammten Pfähle, Leuchtthürme, Hafendämme, Baken, Wacht- und Feuerschiffe einigen wenigen unter diesen Schaaren einen willkommenen Anhaltspunkt für ihre Festsetzung bieten würden.

Die Temperatur des Wassers wirkt nicht minder ein. Die riffbildenden Korallen können nicht über dem 25. Grade nördlicher Breite leben; ihre Existenz hängt offenbar in erster Linie von der Wärme des Wassers ab, denn ihre übrigen Lebensbedingungen, felsiger Boden, Strömungen, Fluthbewegung &c., finden sich ebenso gut in nördlicheren Gegenden. Abgesehen von der Bodenbeschaffenheit wird also die Verbreitungszone der von Strömungen fortgeführten Thiere wesentlich von der Temperatur abhängen, welche der Strom in derjenigen Tiefenzone besitzt, die diese Thiere bewohnen.

Die Existenz von Meeresströmungen constanter Richtung, sei es in der Tiefe, sei es an der Oberfläche, bedarf keines Beweises mehr. Die Sondirungen in großen Tiefen, verbunden mit den genauen Bestimmungen der Temperatur und der Dichtigkeit des Wassers in verschiedenen Tiefen der Oceane, haben uns bewiesen, daß, in ganz allgemeiner Fassung ausgedrückt, ein oberflächlicher Meeresstrom vom Aequator nach den Polen fließt, während in der Tiefe ein Gegenstrom von den Polen nach dem Aequator hin sich richtet. Mit anderen Worten, das am Aequator durch die Sonne erwärmte und dadurch specifisch leichter gewordene Wasser läuft an der Oberfläche gegen die Pole hin ab, während das an den Polen erkältete und specifisch schwerer gewordene Wasser in der Tiefe nach dem Aequator hin fließt.

Wenn diese allgemeine Richtung der Meeresströmungen schon in den durch weite Strecken mit einander zusammenhängenden Becken der Oceane bedeutende Ablenkungen erfährt, so zeigen sich diese Ablenkungen noch weit auffallender in solchen fest geschlossenen Becken wie das Mittelmeer oder die Ostsee. Im Sund wie in der Straße von Gibraltar strömen die Gewässer von West nach Ost und umgekehrt; der oberflächliche Strom richtet sich vom großen Becken gegen das kleine, der Tiefstrom zieht in umgekehrter Richtung. Mittelst eigener Apparate hat man diese Thatsache in überzeugendster Weise nachgewiesen.

Die Bildung der Küsten und die Drehung der Erde wirken vorzugsweise auf die specielle Stromrichtung in den großen Meeresbecken ein. Beide Ursachen wirken zusammen, um dem Golfstrom des atlantischen Oceans die Richtung von Südwest nach Nordost und dem ihm entsprechenden tiefen Polarstrom die entgegengesetzte Richtung zu geben. Selbst abgesehen von der Küstenbildung müßte die Drehung der Erde schon allein die Stromrichtungen im atlantischen Ocean nach der angegebenen Richtung hin ablenken, da die Centrifugalkraft an der Oberfläche der drehenden Erde mehr Kraft entwickelt als in der Tiefe der Oceane.

Die von den verschiedenen Expeditionen ausgeführten Temperaturbestimmungen beweisen uns nun, daß im Allgemeinen im Schoße der Meere eine deutliche Grenze existirt einerseits zwischen den Temperaturen, die an der Oberfläche durch die ungleiche und zugleich veränderliche Einwirkung der Sonnenstrahlen erzeugt werden, und andererseits zwischen den constanten Temperaturen der Tiefe. Die von oben nach unten zunehmende Erniedrigung der Temperatur ist in den oberen Schichten der Gewässer weit bedeutender als in der Tiefe von einigen hundert Faden, und in der Tiefe

von tausend Faden und mehr herrscht in allen Breiten eine fast gleiche Temperatur. Das englische Untersuchungsschiff „Challenger" hat in den Tropengegenden des atlantischen Oceans eine regelmäßige Abnahme der Temperatur bis zu der Tiefe von 600 Faden gefunden; unter dieser Tiefe nahm die Wärme weit langsamer ab; zwischen 1500 und 2000 Faden schwankte das Thermometer zwischen 2,4° C. und 1,6° C., und in noch größeren Tiefen scheint es constant dieselbe Wärme zu zeigen. Nun findet man aber diese Temperatur zwischen 1 bis 2° C. im Meere um Spitzbergen in einer Tiefe von 100 Faden, und nach Martins sinkt die Wärme noch auf ein Zehntel Grad unter 0° in denselben Gegenden in einer Tiefe von etwa 400 Faden (870 m). In der Nordsee, und zwar in der Mitte des Canals zwischen Shetland und den Färöern, fand Carpenter in einer Tiefe von 1170 m eine Temperatur von — 1,2°, d. h. eine solche Kälte, wie sie Martins in unmittelbarer Nähe der in das Meer hinabsteigenden Gletscher von Spitzbergen gefunden hatte.

Um einige Vergleichungspunkte zu gewinnen, gebe ich hier eine kleine Tabelle von Wärmebestimmungen, entlehnt von Dr. Carpenter, welcher sie auf der Forschungsfahrt des „Porcupine" zwischen dem Nordostende Schottlands und Lissabon gesammelt hat; die unsinnigen englischen Grade nach Fahrenheit sind in Grade des hunderttheiligen Thermometers umgerechnet:

Breitegrad	Oberfläche	100 Faden	200 Faden	300 Faden	400 Faden	500 Faden
59,35°	11,4	8,5	8,2	8,1	7,8	7,3
39,0°	20,0	11,7	11,1	10,8	10,5	10,3

Man sieht aus dieser Tabelle, daß die von den Sonnenstrahlen erhitzte oberflächliche Schicht im Norden weit weniger mächtig ist und daß auf dieser verhältnißmäßig geringen Entfernung von zwanzig Breitengraden ein im Norden Schottlands an der Oberfläche des Meeres lebendes Thier sich nur um hundert Faden in die Tiefe zu senken braucht, um in der Nähe von Lissabon dieselbe mittlere Temperatur des Wassers zu finden.

Faßt man alle diese Thatsachen zusammen, so kommt man nothwendigerweise zu dem Schlusse, daß die in den Polargegenden lebenden Thiere sich bis zu dem Aequator verbreiten können, indem sie immer größere Tiefen aufsuchen. Dies freilich nur unter der Voraussetzung, daß sie auch den übrigen durch die Tiefe gebotenen Existenzbedingungen sich anpassen können. Die Küstenthiere, welche in geringer Tiefe leben, werden unter dem Einflusse der Oberströmung gegen den Norden hin wandern — sie werden aber in dieser Wanderung weit früher als die von Norden her wandernden Tiefenthiere durch die Unterschiede der Temperatur aufgehalten werden. In der That beträgt dieser Unterschied zwischen den beiden in unserer Tabelle bezeichneten Endpunkten, die um zwanzig Breitengrade aus einander stehen, 8,6° C., während in einer Tiefe von 100 Faden der Unterschied nur 3,2° C. beträgt.

Aus diesen Verhältnissen leiten sich wieder Umstände ab, welche uns durch die Tiefseeforschungen bestätigt werden. Wenn wir die Faunen verschiedener Niveaus zusammenfassen, so werden wir in den Meeren der gemäßigten Zone und überhaupt da, wo die beiden über einander hergleitenden Strömungen vorhanden sind, ein Gemenge von Thieren vor uns haben, welche verschiedenen Breitengraden entstammen; wir werden häufig in der Tiefe Thiere finden, welche die nordischen Meere bewohnen, während an der Oberfläche bis zu einer Tiefe von einigen hundert Faden Thiere wohnen, welche südlicheren Gegenden entstammen. So fand Carpenter bei einem Dretschzuge, welcher in tausend Faden Tiefe etwa 50 Stunden seewärts von Lissabon auf 40° nördlicher Breite angestellt wurde, unter 186 Arten von Thieren, welche heraufgebracht wurden, außer 71 neuen und 24 bisher nur in den neueren Ablagerungen (Pliocen) Siciliens im fossilen Zustande bekannten Arten außerdem noch 34 nordische Arten, und unter diesen jenen berühmten Seestern mit elf Armen, Brisinga endecacnemos, ein Thier, das bis dahin nur in dem Hardanger Fjord Norwegens in ungeheurer Tiefe gefunden worden war, seitdem aber auch durch die Naturforscher des Challenger und den Grafen Pourtalès an anderen Orten des Oceans als Tiefseethier nachgewiesen

wurde. Zieht man die bisher entweder unbekannten oder nur im fossilen Zustande bekannten Arten von der Gesammtzahl der auf diesem Dretschzuge heraufgebrachten Arten ab, so kommt man zu dem Ergebniß, daß 91 bekannte Arten gefunden wurden, von welchen demnach mehr als ein Drittel (34) nordische Arten sind, welche die Tiefsee bei Lissabon bewohnen.

Die je nach der Tiefe in entgegengesetzter Richtung stattfindenden Wanderungen der Seethiere sind also beobachtete Thatsachen, an welchen sich nicht mehr rütteln läßt, und wenn diese Wanderungen unter dem combinirten Einflusse der Strömungen und der Temperatur noch jetzt vor sich gehen, so läßt sich auch leicht beweisen, daß sie in früheren geologischen Epochen ebenfalls statt haben mußten.

Sie sind offenbar während der Eiszeit. Die Untersuchungen der Geologen haben unzweifelhaft bewiesen, daß eine Menge nordischer Seethiere, man könnte fast sagen alle, in ihren Bewegungen den Schwankungen der Eismeere gefolgt sind, welche damals nicht nur einen großen Theil der nördlichen Continente bis zu einer Höhe von 200 m über dem jetzigen Niveau bedeckten, sondern auch viele südlicher gelegene und heute trocken gelegte Ebenen überflutheten. Die oberen Muschelbänke, welche man im Inneren der Thäler Skandinaviens findet, sind fast ausschließlich von Arten gebildet, welche heute die Küsten von Grönland und Spitzbergen bewohnen. Diese Arten haben sich nachweislich in dem Maße zurückgezogen, als die Erde aus den wärmer werdenden Meeren auftauchte. Das Vor- und Zurückgehen der nordischen Muscheln wurde in ebenso überzeugender Weise von Lyell in den verschiedenen Stockwerken des sogenannten Crag an der Ostküste Englands nachgewiesen; die südlichen Arten haben in den unteren Schichtengruppen dieser Formation die Oberhand, nehmen in den mittleren ab, in welchen nordische Arten aufzutreten beginnen, und verschwinden gänzlich in den oberen Stockwerken, wo die nordischen Arten zunehmen, um schließlich ebenfalls in dem jetzt die Küste bespülenden Meere wieder abzunehmen.* Wir haben demnach hier den evidenten Beweis des abwechselnden Vor- und Rückgehens der Muschelthiere unter dem Einflusse der Temperaturschwankungen einer früheren Periode, welche mit dem Vorrücken und Rückweichen der Polargletscher während der Eiszeit auf das engste verknüpft waren.

Barrande hat in dem böhmischen Uebergangsgebirge sogenannte Colonien, d. h. in jüngere Schichtengruppen eingeschobene Schichten mit Bewohnern älterer Schichten, entdeckt, die nur solchen Wanderungen ihren Ursprung verdanken können.

Aber die in verschiedenen Tiefen über einander hergleitenden Strömungen, welche wir bisher betrachtet haben, sind es nicht allein, welche Wanderungen der Seethiere beförderten. Wir haben auch überzeugende Beweise, daß neben einander liegende Strömungen in einem und demselben Meere existiren und daß somit Wanderungen in entgegengesetzter Richtung auf einem und demselben Grunde in gleicher Tiefe stattfinden können.

Die Hebriden, Nordschottland und die Orkney-Inseln werden durch einen warmen, von Süd nach Nord laufenden Strom, einen Seitenzweig des Golfstromes, bespült, neben dem, weiter nach Westen hin, ein kälterer Polarstrom in entgegengesetzter Richtung sich fühlbar macht. Da die Meerestiefen zwischen den Färöern einerseits und den schottischen Küsten andererseits nicht über 600 Faden betragen, so laufen diese Strömungen neben einander her, statt sich über einander

---

* Lyell giebt folgende Daten: Im ältesten Stockwerke, dem sogenannten Coralline Crag, hat man bis jetzt 317 Arten von Muscheln gefunden; im mittleren, dem rothen Crag, 219 Arten; im oberen Norwich Crag nur 110 Arten. Die noch lebenden Arten finden sich in folgender Proportion: 52 Proc. im Coralline Crag; 60 Proc. im rothen Crag; 85 Proc. im Norwich Crag. Davon leben noch heute in den englischen Meeren: 23 Proc. des Coralline Crag, 30 Proc. des rothen Crag, 74 Proc. des Norwich Crag. Die übrigen vertheilen sich in folgender Weise: im Coralline Crag finden sich 28 Proc., welche in südlicheren, 1 Proc., welches in nördlicheren Meeren wohnt; im rothen Crag 19 Proc. südlicher, 11 Proc. nördlicher Weichthiere; im Norwich Crag endlich 0 Proc. südlicher, 15 Proc. nördlicher Arten. Die südlichen Arten sind demnach während des Absatzes der ganzen Cragformation nach und nach ausgewandert, um nördlichen Arten Platz zu machen, welche allmälig vorrückten, um endlich mit den Gletschern und schwimmenden Eisbergen, die unmittelbar nach dem Absatze des Crag England überflutheten, sich auf einige Zeit festzusetzen.

zu legen. Auf zwei Punkten, die nur um 34 Minuten Breite und 2 Grad 21 Minuten Länge von einander abstanden, fand man in einer Tiefe von 500 Faden eine Temperaturdifferenz von 8,5° C. Diese beiden so benachbarten und doch so verschieden warmen Stromgebiete haben nun sehr verschiedene Bewohner. „Es ist heute erwiesen," sagt Dr. Carpenter, „daß zwei Ablagerungen in derselben Tiefe und in demselben geologischen Horizonte sich in Entfernung einiger weniger Meilen bilden, sich so zu sagen gegenseitig durchdringen können, deren mineralische Bestandtheile ebenso verschieden sind wie ihre Bewohner, indem diese Verschiedenheit einestheils von der Richtung der Strömung abhängt, welche die Materialien herbeibringt, anderentheils von der Temperatur, welche den Strom selbst bedingt. Wenn unser ‚kaltes Stromgebiet' heute durch Hebung trocken gelegt würde, so daß ein Geologe der Zukunft es untersuchen könnte, so würde dieser Geologe Schichten von buntem Sandsteine finden, in welchen Brocken älterer Gesteine und eine Fauna eingebacken wären, welche im hohen Grade den nordischen Charakter zeigen würde; wenn dagegen ein Theil unseres ‚warmen Stromgebietes' in gleicher Weise erhoben wäre, so würde sich unser Geologe über den Zusammenhang dieser Schichten mit einer Kreidebildung verwundern können, die nicht nur eine außerordentliche Anzahl von Schwämmen, sondern auch viele Reste anderer Thiere enthielte, die wärmeren Meeren angehören. Er würde also die Fauna des bunten Sandsteines ihrer klimatischen Verschiedenheit wegen als einer anderen geologischen Periode angehörig betrachten. Und doch haben wir nachgewiesen, daß diese verschiedenen Formationen sich zu gleicher Zeit, in derselben Tiefe, auf weiten zusammenhängenden Strecken des Meeresgrundes neben einander absetzen, einzig und allein infolge des Umstandes, daß das eine Gebiet von einem Aequatorialstrome durchmessen wird, während in dem anderen ein Polarstrom herrscht."

Ganz ähnliche Beobachtungen haben die amerikanischen Tiefseeforscher in und neben dem Golfstrome bei Florida gemacht. Ich kann auf die Einzelheiten derselben nicht eingehen; die Thatsachen selbst sind aber von der höchsten Bedeutung für die Geologie und Paläontologie. Ich gehe auch nicht auf die Identität der in der Kreide des warmen Stromgebietes abgesetzten Globigerinen und anderer Thiere mit denjenigen Arten ein, welche in der weit älteren, vor der Tertiärzeit abgesetzten, eigentlichen weißen Kreide sich finden — ich will hier nur auf den Einfluß hinweisen, welchen die von unterseeischen Strömungen bedingten Wanderungen auf die Zusammensetzung zusammenhängender, gleichzeitiger Bildungen ausüben.

Man schließt in der Geologie auf die Gleichalterigkeit verschiedener Schichtengruppen nach drei Charakteren; — aus der Gleichheit der Uebereinanderlagerung: stratigraphischer Charakter; aus der Identität der Versteinerungen: paläontologischer Charakter; aus der Identität der Zusammensetzung: mineralogischer Charakter. Jeder dieser Charaktere kann uns im Stiche lassen; der mineralogische ist der unsicherste, denn die Ablagerungen, welche die Flüsse und die Erosion der Küsten in dasselbe Meer werfen, sind sehr mannigfaltiger Art; dagegen betrachtet man die beiden anderen Charaktere als beweisend und den stratigraphischen für den sichersten. Oft aber läßt er sich nicht nachweisen; die unterliegenden oder überlagernden Schichten können weggeführt, zerstört sein oder auch deshalb fehlen, weil während der Zeit ihrer Bildung die Gegend über den Wasserspiegel erhoben war. Dann bleibt nur der paläontologische Charakter. Aber auf welchen festen Grund fußt er, wenn man sich solchen Verhältnissen gegenüber befindet, wie die erwähnten Tiefsee-Untersuchungen sie darthun? Wir können, indem wir die Schlußfolgerungen Carpenter's ausführen, dreist behaupten, daß der Zukunftsgeologe, welcher die beiden Stromgebiete trocken und durch eine Spalte, eine Erhebung von Gebirgsknoten oder nur durch eine geologischen Untersuchungen unzugängliche Bildung, wie z. B. ein Torfmoor oder eine Ueberschotterung, getrennt fände, nothwendig zu dem Schlusse kommen müßte, daß diese beiden, durch mineralogische Zusammensetzung und ihre Versteinerungen gänzlich verschiedenen Ab-

lagerungen zwei durchaus verschiedenen geologischen Zeitepochen angehören müssen.

Wir müssen noch auf eine Betrachtung näher eingehen. Alle diese Wanderungen können sich nur sehr langsam und allmälig vollziehen. Die Gestaltveränderungen des Festlandes und Meeres müssen die Bildung neuer Meeresströmungen im Gefolge haben; aber da diese Gestaltveränderungen nur höchst allmälig vor sich gehen, wie uns die Hebung des skandinavischen Festlandes beweist, so können auch die Veränderungen in der Richtung und der Macht der Meeresströmungen nur sehr allmälig Platz greifen. Die Seethiere, welche mit dem Polareise während der Eiszeit vorrückten und zurückwichen, wanderten wie diese Eisfelder selbst mit äußerster Langsamkeit; es bedurfte demnach eines sehr langen Zeitabschnittes, einer ungemessenen Reihenfolge von Generationen, um die um Spitzbergen wohnenden Arten bis an die Küste von England und wieder zurück zu bringen. Den Beweis für eine solche Langsamkeit finden wir in den eben erwähnten Ablagerungen des Crag. Die Schichtengruppen des rothen und des Norwich Crags haben jede etwa 7 m Mächtigkeit; es bedurfte also zur Vollbringung der Wanderungen der nordischen Arten nach England einer Zeit, die nöthig war, um Sand- und Kalkschichten von 14 m Mächtigkeit abzusetzen.

Wir können aus allem Diesem die Schlußfolgerung ziehen, daß Wanderungen der Thiere, sowohl auf dem Festlande als im Meere, in allen geologischen Perioden in großartigem Maßstabe Platz gegriffen haben und daß man diesen Wanderungen Rechnung tragen muß, wenn man die Veränderungen erklären will, welche die Fauna einer Gegend im Laufe der historischen Entwickelung der Erde erlitten hat.

Dies führt mich zu einigen Betrachtungen, die vielleicht etwas verfrüht sind, wie ich gern zugestehen will, die aber nichtsdestoweniger vielleicht bei späteren paläontologischen Untersuchungen Berücksichtigung verlangen dürften.

Wenn die Langsamkeit der Wanderungen einmal festgestellt ist, so kann man die Frage aufwerfen, ob der auf die Identität oder Aehnlichkeit der Versteinerungen gegründete Schluß für die Gleichzeitigkeit gewisser Schichten nicht im Gegentheile in solchen Fällen, wo es sich um weit entlegene Schichten handelt, umgedreht werden müsse und ob dann nicht die Identität der Versteinerungen gerade die Ungleichzeitigkeit des Absatzes dieser Schichten beweisen könne?

Ich will dies durch ein Beispiel erläutern.

Man kennt in Nordamerika weite Erstreckungen von Schichten, deren Versteinerungen denjenigen der Kreideschichten Europa's ähnlich sind. Diese Schichten lassen sich in den Vereinigten Staaten von New-York durch Texas bis zu den Felsengebirgen verfolgen. Die meisten Arten sind verschieden von denen Europa's; doch finden sich einige, die beiden Welttheilen gemeinsam sind, wie mehrere Austern, ein Belemnit, Belemnitella mucronata genannt, und manche andere. Hat man nun damit den endgültigen Beweis, daß diese Schichten, wie man jetzt allgemein annimmt, mit den europäischen Kreideschichten gleichalterig sind? Fast möchte man daran zweifeln, wenn man bedenkt, daß in den „mauvaises terres“ von Nebraska, in Wyoming, am Fuße der Felsengebirge diese Kreideschichten sehr allmälig in die Tertiärschichten übergehen, so sehr allmälig, daß offenbare Tertiärpflanzen so zu sagen mit den Kreidethieren gemischt sind, in den unteren Schichten mit Muscheln, in den oberen mit Reptilien, welche in Europa in der Kreide sich finden. Sollten diese Thatsachen, welche in Beziehung auf die Thiere von so gewiegten Kennern wie Cope und Marsh, in Beziehung auf die Pflanzen von Lesquereux und Newberry festgestellt wurden, nicht vielleicht darauf hindeuten, daß die Schalthiere und Reptilien gegen Ende der Kreideperiode aus Europa auswanderten, um in Amerika und am Fuße der Felsengebirge erst in der Tertiärperiode anzulangen? Ich bin weit entfernt, diese Annahme schon als bewiesen zu betrachten, kann aber nicht umhin, zu bemerken, daß andere Thatsachen zu ähnlichen Schlußfolgerungen leiten. Neben Säugethieren, die offenbar der Miocenperiode angehören und mit denen von Pikermi in Griechenland und Sansans in Südfrankreich die engste Verwandtschaft zeigen, finden sich in den Sivalikhügeln an dem Fuße des Himalaya Elephanten, Fluß-

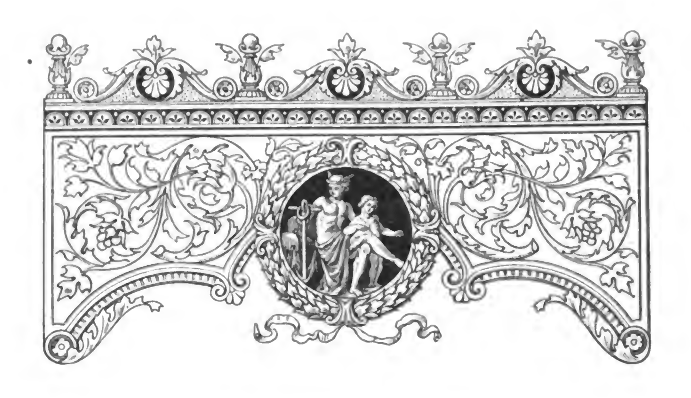
pferde und Ochsen, welche in Europa erst in der Pliocenperiode angetroffen werden. Welche andere Schlußfolgerung kann man aus dieser Thatsache ziehen als die, daß diese großen Thiere sich allmälig von Indien nach Europa ausdehnten und daß diese ohne Zweifel schwierige und langsame Wanderung einen so bedeutenden Zeitraum in Anspruch nahm, daß sie erst in der Pliocenepoche in Europa anlangten? Wenn man nicht annehmen will, daß jede Art da vereinzelt geschaffen oder entwickelt wurde, wo man sie in einem gegebenen Zeitpunkt findet, so muß man wohl zu der Annahme einer langsamen Wanderung seine Zuflucht nehmen, um solche Thatsachen zu erklären.

Was mit drei so bemerkenswerthen Säugethiergattungen, wie Elephanten, Flußpferden und Ochsen, geschehen ist, kann auch mit dem größten Theile oder selbst mit der Totalität einer Fauna begegnet sein. Die Thierwelt eines Gebietes dehnt sich über immer weitere Strecken aus; sie verläßt vielleicht ihre ursprüngliche Heimath ganz infolge von natürlichen Veränderungen des Klimas, des Niveaus u. s. w. und ist dann in andere Länder übergepflanzt. Aber diese Auswanderung verlangt um so längere Zeiträume, je ferner das Ziel ist, und die miocene Thiergesellschaft Indiens findet sich so am Ende ihrer Wanderung im europäischen Pliocen, wie die Ochsen, Elephanten und Flußpferde oder wie die gigantischen Mosasauren, jene mächtigen Seereptilien, in dem jüngsten dänischen Stockwerk der europäischen Kreide, während sie in Amerika schon in der mittleren Kreidezeit lebten.

Man käme somit in Bezug auf das Gesetz der Aehnlichkeit der Versteinerungen zu einem ähnlichen Resultat wie in Bezug auf das Cuvier'sche Gesetz der Wechselbedingung der Charaktere. Dieses Gesetz ist vollkommen stichhaltig, wenn man es auf nahe verwandte Thiergruppen anwendet — es wird unsicher und sogar ganz falsch, wenn man die Organisation entfernt stehender Typen daraus enträthseln will. So würde auch das Gesetz der Gleichheit der Fossilien als Beweis für die Gleichalterigkeit der Schichten seinen vollen Werth behaupten, wenn man es auf benachbarte Gegenden, auf so kleine Landstrecken wie unser Europa anwendet; es würde aber auf entferntere Länder unanwendbar werden und sogar in das Gegentheil umschlagen; die Gleichheit der Faunen in sehr weit von einander entfernten Ländern würde beweisen, daß die Schichten nicht von gleichem Alter sind.

Ich wiederhole es, diese Anschauungen bedürfen noch weiterer Beweise, um ein bis jetzt allgemein angenommenes Princip der Paläontologie erschüttern zu können. Aber so, wie sie sich bis jetzt darstellen, dürften sie vielleicht einige Zweifel wachrufen, und der Zweifel ist der Vater der Erkenntniß.





Das Rettungswesen zur See.

Von

Reinhold Werner.

er Decembersturm braust daher durch die Nacht. Aechzend beugt sich Baum und Strauch unter seiner Gewalt. Auf den Dächern kreischen die Wetterfahnen, und heulend fährt er durch die Gassen; er schüttelt gewaltig die Gebäude und peitscht Regen und Schlossen gegen die Fenster.

Wie schön und behaglich ist es, bei solchem Unwetter sich im warmen Zimmer geborgen zu wissen, wie glücklich ist der Landbewohner, durch das Toben des Sturmes höchstens einmal aus dem Schlafe geweckt zu werden, um im Gefühle vollkommener Sicherheit bald wieder zu entschlummern.

Er denkt nicht daran, wie vielen seiner Mitmenschen derselbe Sturm grause Gefahr bringt, für wie viele er das Todtenlied singt, sonst würde er gewiß beten: „Herr, erbarme dich der Brüder auf der See!"

Die Aermsten! Wohl bedürfen sie der Fürbitte, wenn ihr Schiff ein Spielball des Windes und der Wellen steuerlos dahin- und gegen die Küste treibt; wenn das Tosen der Brandung auf dem nahen Riff den Sturm übertönt und immer lauter und unheimlicher an das Ohr schlägt.

Die Segel sind an den Raaen zerpeitscht, die Stengen gebrochen. Was in dem ungleichen Kampfe gegen die entfesselten Elemente hat geschehen können, das ist versucht worden.

Die Anker sind weggeworfen; einen Augenblick haben sie auch gehalten, doch dann haben die Ketten der auf sie einstürmenden Gewalt nicht länger widerstehen können. Wie Glas sind sie zerbrochen, und damit hat die Macht der Menschen ihr Ende erreicht.

Sie können nur noch willenlos über sich ergehen lassen, was Gott über sie verhängt.

Vergebens starrt ihr Blick in die schwarze Nacht. Nirgends leuchtet ein Hoffnungsstrahl, kein schützender und rettender Hafen öffnet sich.

Der schäumende Gischt nur leckt am Bug und den Seiten des Schiffes empor,

als sei er seiner Beute bereits sicher und wolle sie umfangend in die dunkle Tiefe hinabziehen, und die Brandung bricht donnernd auf den Untiefen zusammen.

Eine gewaltige Woge kommt herangerollt und wälzt sich dem unglücklichen Schiffe entgegen.

Noch gelingt es ihm, dem drohenden Verderben auszuweichen; es hebt sich auf den Kamm der See, und diese stürmt kochend und schäumend unter ihm fort.

Doch als das Fahrzeug in das Wellenthal wieder hinabsinkt, da verkündet ein furchtbarer Stoß den Mannschaften, daß sie auf ein Riff geschleudert sind, und aus dem nassen Grabe, das sich unter ihnen öffnet, grinst der Tod sie an.

Erbarmungslos rollt die zweite nachfolgende See gegen das festsitzende Schiff. Wie über eine Klippe bricht sie darüber fort, Alles mit sich reißend und vernichtend, was sie erreicht. Ein markdurchdringender Schrei gellt durch die Nacht — die halbe Mannschaft ist mit fortgespült und in der Tiefe verschwunden!

Mit dem Anprall der Wassermasse ist gleichzeitig das Schiff um einige Fuß und damit über das Aeußerste der die Küste umgürtenden Riffe fortgehoben.

In dem Herzen der gequälten Menschen schimmert noch einmal eine schwache Hoffnung auf. Ihr Schiff ist wieder in flottem Wasser; das Riff bildet eine Art Schutzwehr, an dem sich die größte Gewalt der Sturzseen bricht, und neu belebt sich der fast erstorbene Muth.

Die Bedauernswerthen! Wie kurze Zeit nur sollen sie sich der neuen Lebenshoffnung erfreuen!

Wiederum erfolgt ein Stoß, das Schiff ist auf das zweite flachere Riff getrieben und sitzt nun unrettbar fest. Zwar stürmen die Wellen nicht mehr mit so furchtbarer Kraft heran wie vorher, aber immerhin noch gewaltig genug, um das ganze Verdeck zu überfluthen, und der Rest der Mannschaft muß Zuflucht in der Bemastung suchen.

Ungeschwächt dauert die Wuth des Sturmes fort; Hagel und Schnee mischen sich mit eisigem Regen und lassen das Blut in den Adern der Schiffbrüchigen fast erstarren. Ihr glanzloses Auge schweift unstät umher, und stumme Verzweiflung spricht aus ihren Zügen.

Um nicht hinunterzustürzen in das Wellengrab zu ihren Füßen, binden sie sich in der Takelage fest. Es währt noch Stunden, bis der Tag anbricht, und auch er wird keine Rettung bringen. Die wüthende See lockert Planke für Planke des verfehmten Schiffes. Wie gut und stark es auch gebaut ist, lange kann es nicht mehr widerstehen. Dann muß es aus einander brechen, die Masten verlieren ihren Halt und die Unglücklichen, denen sie den letzten Schutz geboten, sinken mit ihnen in die unheimliche Gruft.

Langsam verrinnt Minute auf Minute. „Komm', Tod, erlöse uns von unseren Qualen!“ diese Worte entringen sich der gepreßten Brust — eine Hoffnung ist nicht mehr vorhanden.

Ein matter Schimmer erhellt im Osten den Horizont. Der Tag kommt und beleuchtet mit fahlem Scheine die grausige Scene.

Das Schiff hat sich tief in den Sand gewühlt, und diesem Umstande dankt es seine bisherige Erhaltung. Die See läuft darüber fort und findet nicht mehr so viele Angriffspunkte für ihre zerstörende Gewalt.

Aber lange kann der Todeskampf doch nicht mehr währen. Bereits beginnen die Masten zu schwanken, und bald müssen sie stürzen. Wie furchtbar, angesichts der Heimath, kaum tausend Schritte von der rettenden Küste entfernt das junge Leben zu lassen!

Da zuckt es wie Freude über die bleichen Gesichter der dem Tode Geweihten.

Die öden Dünen beleben sich; das verunglückte Schiff ist von den Strandbewohnern gesehen, und sie machen Anstalt zur Rettung.

Wird Hülfe möglich sein bei solchem Sturm, bei solcher See?

Die Mannschaften des Rettungsbootes fragen nicht danach; sie fahren hinaus in die schäumenden Wogen und legen ihr Geschick in Gottes Hand.

„Gedenket eurer Brüder zur See!“ das ist ihr Wahlspruch; dort auf dem Wrack sind Menschen zu retten; und Zoll für Zoll erkämpfen sie mit nervigem Arm ihren Weg zur Unglücksstätte. Ob die Brandung über dem Boote zusammenschlägt, ob es bald hoch auf dem Kamme der Wellen schwebt oder auf ihrem Rücken

jäh hinabschießt in die Tiefe, als sollte es nimmer wieder des Tages Licht schauen — rastlos, unentwegt, auf ihre Kraft, ihr gutes Boot und auf Gott vertrauend, rudern die Leute, und das kundige Auge des Bootsteurers erkennt zeitig genug die Gefahr drohende Welle, um durch geschicktes Steuern des Bootes sie unschädlich zu machen. Es gilt, der See stets den Bug zuzuwenden; faßt sie die Breitseite des Bootes, so kentert es, und seiner Besatzung droht Verderben.

„Haltet aus, ihr Armen dort oben im Maste, die Retter nahen!“ Ach, die Unglücklichen, sie wagen nicht mehr zu hoffen, und doch ist es wahr, die Retter nahen, wenn auch langsam, so doch Schritt für Schritt. Wie oft werden sie von der Brandung zurückgeschleudert, aber immer wieder tauchen ihre Ruder in die Fluth und treiben das Boot vorwärts.

Jetzt ist es in Lee von dem Schiffe angelangt. Weil die See sich an dessen Rumpfe bricht, ist dort verhältnißmäßig stilles Wasser. Die Schiffbrüchigen kommen herab von ihrem eisigen Sitze und werden in das Boot aufgenommen. Nur Einer dort oben rührt sich nicht; er ist todt und starr!

Der Bootsteurer giebt die Commandos; das Boot dreht mit dem Kopfe nach dem Lande und fliegt, von seinen Ruderern getrieben, vor Wind und See der Küste zu.

Doch kaum ist es hundert Schritte vom Wrack entfernt, da stürzen die Masten.

Stumm blicken die Geretteten sich an, Gott half zur rechten Zeit.

Glücklich, ohne weiteren Unfall, unter dem Jubel von Hunderten, deren Auge vom Lande aus angstvoll dem kühnen Boote gefolgt, erreicht es das Ufer.

Seine brave Besatzung hat das Leben eingesetzt, um Leben zu gewinnen; ein warmer Händedruck der Geretteten ist ihr Dank.

* *
*

Von wie Vielen hört man die gute alte Zeit loben und was Alles in ihr besser gewesen! In einem Punkte ist sie jedoch bestimmt nicht besser gewesen und steht weit hinter der unserigen zurück, in der Bethätigung der Humanität, die in den Bestrebungen zur Rettung Schiffbrüchiger ihren schönsten Ausdruck findet.

. . . Peace hath her victories
No less renowned than war!

singt Milton, und wahrlich, die Siege, welche auf diesem Felde errungen sind und in Sturmeszeit so oft noch täglich erkämpft werden, sie zeugen von einem Heroismus, der um so mehr Bewunderung verdient, als er meistens seinen Lohn nur in der eigenen Brust und im Bewußtsein einer guten That findet.

Und doch, seit wie kurzer Zeit erst beseelt ein so humaner Geist die Völker, und wie lange ist es her, daß das Kirchengebet in den Stranddörfern die Bitte um einen gesegneten Strand einschloß?

In England kam dieser Geist zuerst, wenn auch nur vereinzelt am Ende des vorigen Jahrhunderts zur Geltung, aber wir in Deutschland müssen mit Beschämung gestehen, daß noch keine zwei Jahrzehnte verflossen sind, seitdem unser Volk sich thätig für das Rettungswesen zur See zu interessiren begonnen. Der preußischen Regierung bleibt freilich das Verdienst, schon früher dem Beispiele Englands gefolgt zu sein. Bereits im Jahre 1851, nachdem das Rettungswesen in letzterem Lande reorganisirt war und einen allgemeinen Aufschwung genommen hatte, wurden Rettungsstationen an den preußischen Küsten eingerichtet und die Lootsen zu ihrer Bedienung verpflichtet.

Aber wo es gilt, für einen Act der Nächstenliebe das eigene Leben zu wagen, da genügen, um größere Erfolge zu erzielen, die Befehle einer Regierung nicht. Die dazu erforderlichen Impulse müssen von innen kommen. Nur freier Wille, Menschenliebe und das Bewußtsein, im Namen eines ganzen Volkes zu handeln, können den zum eigentlichen Rettungsdienste Berufenen bewegen, solche heroischen Thaten zu vollführen, wie sie die Geschichte des Seerettungswesens in so großer Zahl uns mit hellglänzenden Lettern verzeichnet hat.

Die Erfolge der preußischen Stationen konnten deshalb auch nicht die daran geknüpften Erwartungen erfüllen. Erst als die Nation begann, sich selbst für das Rettungswerk zu erwärmen, als zuerst an der Nordseeküste und dann auch im



Rettungsboot, dem gestrandeten Schiffe zu Hülfe eilend.

Osten des Vaterlandes Stationen aus der Initiative freier Vereine hervorgingen, um sich 1865 nach englischem Vorbilde zu einem einzigen, das ganze Deutschland umfassenden Vereine zur Rettung Schiffbrüchiger zusammenzuschließen, da begannen auch bei uns anerkennungswerthe Leistungen auf diesem Gebiete, weil es ein nationales, vom Volke getragenes Werk wurde.

Aber sollen diese Leistungen dauernd auf ihrer Höhe erhalten werden, so darf die werkthätige Beihülfe ganz Deutschlands nicht erlahmen. Das Interesse für die Sache muß, wo es besteht, lebendig erhalten, muß dort, wo es noch nicht vorhanden, geweckt und in immer weitere Kreise getragen werden.

Dies Ziel läßt sich aber nur erreichen, wenn dem Volke die Kenntniß und das Verständniß des Rettungswesens näher gebracht wird, und es soll der Zweck der nachfolgenden Darstellung sein, dem Landbewohner ein möglichst deutliches Bild von der Entwickelung des ersteren und seinem heutigen Standpunkte, namentlich mit Bezug auf Deutschland, zu geben.

* *
*

Wie bereits erwähnt, ist es England gewesen, das in der Begründung und Förderung des Rettungswesens allen anderen Nationen mit gutem Beispiele voranging und auch jetzt noch als leuchtendes Vorbild dasteht.

Die ersten Versuche, Schiffbrüchigen vom Lande aus auf wirksame Weise zu Hülfe zu kommen, datiren aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Ein gewisser Lukin in London, von Profession ein Wagenbauer, kam zuerst auf den Gedanken, für diese Zwecke ein Boot zu construiren, das nicht sinken könne.

Der damalige Prinz von Wales, nachmalige König Georg IV., welcher von diesem Projecte hörte, wandte ihm sein lebhaftestes Interesse zu, ermunterte persönlich Lukin, an die Ausführung der Idee zu gehen, und trug die Kosten des Baues.

Das 1784 fertig gestellte Boot entsprach bei den auf der Themse angestellten Versuchen auch den gehegten Erwartungen. Wasserdichte Luftbehälter im Inneren, sowohl an den Seiten wie vorn und hinten, und ein starker, den äußeren Bord des Bootes umfassender Korkgürtel gaben die gewünschte Schwimmkraft, während der gegen das Umschlagen sichernde Ballast durch Einfügung eines schweren eisernen Kieles geschaffen war.

Nach diesem Modell wurden auch einige Rettungsboote gebaut und eines derselben bei Bamborough aufgestellt. Obwohl dasselbe schon im ersten Jahre seiner Dienstleistung mehrere Menschen rettete, obwohl der Prinz von Wales seinen ganzen Einfluß aufwandte und Lukin an die ersten Marineautoritäten appellirte, blieb dies Beispiel doch ohne Nachahmung. Es waltete noch zu sehr die von Alters her überkommene düstere Anschauung vor, die Unglücksfälle zur See als eine traurige Nothwendigkeit aufzufassen, gegen die sich nichts machen lasse, eine Anschauung, die sich in dem Ausdrucke wiederfand, welchen die Bremer über die Thür ihres alten Hauses Seefahrt geschrieben: „Navigare necesse est, vivere non necesse est", ein Ausspruch, den zuerst Pompejus gethan haben soll, als die Besatzungen der cilicischen Getreideflotte wegen Sturm nicht in See gehen wollten und Rom eine Hungersnoth drohte.

Erst ein furchtbarer, in unmittelbarer Nähe des Landes und vor den Augen von Tausenden erschreckter Zuschauer sich vollziehender Schiffbruch weckte, wenn leider auch nur vorübergehend, das englische Volk aus seiner Apathie.

Es war im Jahre 1789, als das in Newcastle zu Hause gehörige Schiff „Adventure" in der Mündung des Tyne-Flusses strandete. Obwohl das Fahrzeug kaum 300 m vom Lande entfernt lag, war kein Fischer, kein Seemann trotz der glänzendsten ausgebotenen Belohnungen zu bewegen, den Verunglückten durch die wüthende Brandung mit einem Boote zu Hülfe zu kommen. Einer nach dem anderen von der Besatzung wurde über Bord gespült oder stürzte erstarrt und kraftlos aus der Bemastung, in die er sich zu retten versucht, und trieb als Leiche an das Ufer.

Unter dem überwältigenden Eindrucke dieses schrecklichen Unglücks, das die Herzen der Zuschauer zerriß, beriefen die

Einwohner von Shields eine Versammlung und ernannten ein Comité, das Prämien für die besten Modelle von Rettungsbooten aussetzte, welche im Stande seien, den Gefahren der See, speciell denen der Brandung die Spitze zu bieten.

Unter den vielen eingereichten Modellen erhielt das des Schiffbauers Greathead den Preis.

Seine besonderen Eigenschaften waren ein vorn und hinten aufwärts gebogener Kiel statt eines geraden und Ersatz der Lukin'schen Luftbehälter im Inneren des Bootes durch Korkgürtel, während die äußeren Korkgürtel beibehalten wurden.

Der gebogene Kiel sollte dazu beitragen, das Boot leichter über die Wellen zu heben, der Kork ihm die erforderliche Schwimmkraft und Unversinkbarkeit verleihen.

Das erste Boot dieser Art wurde 1789 gebaut, und mit ihm wurden nicht weniger als die Mannschaften von fünf in der Tyne gestrandeten Schiffen gerettet; aber trotz dieser glänzenden Resultate folgte man außerhalb Shields dem Beispiele nicht, bis der Herzog von Northumberland sechs Jahre später ein zweites Boot auf seine Kosten bauen ließ und es bei North Shields stationirte. Auch dies Boot leistete die ersprießlichsten Dienste. Unmittelbar nach seiner Aufstellung vollführte es schon eine Rettung, in den nächsten Jahren noch verschiedene andere, und diese Erfolge schienen einen Anstoß zur Besserung geben zu wollen, denn bis 1803 erhielt Greathead Auftrag für 31 Boote, davon 23 für England und Schottland.

Bis 1802 wurden mit seinen Booten allein in der Tynemündung 200 Menschen gerettet. Dies gab dem englischen Parlamente Anlaß, ihm eine öffentliche Belohnung von 1200 Pfd. Sterl. zuzuerkennen, und der Kaiser von Rußland ehrte sein Verdienst durch das Geschenk eines Diamantringes.

Unerklärlicherweise wuchs aber das allgemeine Interesse für das Seerettungswesen durchaus nicht in dem Maße, wie nach den erwähnten Leistungen mit Recht zu erwarten war. Im Gegentheil schien es wieder abzunehmen; neue Stationen wurden nicht geschaffen, die alten verwahrlosten allmälig und die Schiffbrüche und mit ihnen die Verluste von Menschenleben mehrten sich in erschreckender Weise.

Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1823. Da erhob ein Menschenfreund, Sir William Hillary von der Insel Man, dessen Name für immer mit dem Rettungswesen auf das engste verknüpft und dankbar genannt bleiben wird, seine Stimme und wandte sich mit einem energischen Ausrufe an die englische Nation. In markigen Worten schilderte er die traurige Sachlage und stellte die kühne Frage, wie England es länger verantworten wolle, an seinen Küsten jährlich Hunderten von braven Seeleuten ihr Grab finden zu lassen, wenn es wirksame Hülfsmittel gebe, um solchem Unglück vorzubeugen.

Der Appell an das Volksgewissen fand Gehör. Mit Beschämung gestand man sich ein, wie wenig man bisher sich seiner Menschenpflicht erinnert, und die ersten Namen Englands vereinigten sich, um das so lange und schmachvoll Versäumte nachzuholen.

In einer 1824 in London gehaltenen Versammlung, der Tausende von Menschen beiwohnten, wurde die „Royal National Institution for the Preservation of Life from Shipwreck“ gegründet.

König Georg IV. übernahm das Protectorat des Vereins, die königlichen Prinzen betheiligten sich lebhaft daran und der Earl of Liverpool wurde Vorsitzender.

Der Zweck des durch freiwillige Beiträge und Schenkungen zu unterhaltenden Instituts war ein dreifacher: die Rettung von Menschenleben aus Seegefahr an den großbritannischen Küsten; die Unterstützung von Schiffbrüchigen und Austheilung von Belohnungen an die Retter; die Erhaltung von Familien, deren Ernährer im Dienste des Rettungswesens vielleicht ihr Leben einbüßen würden.

Nach so glücklichen Erfolgen kehrte Sir William Hillary nach der Insel Man zurück, wo er residirte und wo die große Zahl der dort stattfindenden Schiffbrüche in ihm wohl zuerst den Gedanken an Abhülfe wachgerufen haben mochte. Er gründete einen Bezirksverein und diente der edlen Sache, der er sich geweiht, nicht nur durch Aufstellung von

Rettungsbooten, sondern auch durch thätige Hülfeleistungen.

Im Jahre 1825 betheiligte er sich persönlich bei der Rettung von 80 Personen von drei verunglückten Schiffen, ebenso in den folgenden Jahren, und 1830 holte er unter den schwierigsten Umständen 22 Mann von einem gestrandeten Dampfschiffe.

Diese kühne That bezahlte der edle Menschenfreund fast mit seinem Leben. Er wurde über Bord gespült, nur mit großen Schwierigkeiten gerettet und brach dabei sechs Rippen.

Bei Gründung des oben erwähnten Rettungsvereins wurden sofort gegen 10000 Pfd. Sterl. gezeichnet, und schon nach Jahresfrist konnte das Comité mit Genugthuung berichten, daß 12 Rettungsboote und 16 Mauby'sche Mörserapparate von ihm an den Küsten aufgestellt seien, während gleichzeitig noch andere von der National Institution unabhängige Vereine nicht weniger als 29 Bootstationen geschaffen hatten.

Das war ein vielversprechender Anfang; aber leider hatten die Begeisterung und Opferwilligkeit keine Dauer. Bereits im zweiten Jahre sanken die Beiträge auf ein Drittheil der zuerst gezeichneten Summe herab und hoben sich auch, so lange die Gesellschaft existirte, d. h. bis zum Jahre 1850, nicht wieder.

Im Publikum verlor sich das Interesse an der Sache allmälig immer mehr, und wie schon einmal wiederholte sich das betrübende Schauspiel, daß die Rettungsanstalten aus Mangel an Fonds in Verfall geriethen und im Falle der Noth nicht gebrauchsfähig waren.

Verschiedene schwere Unglücksfälle, die bald hinter einander den Rettungsbooten selbst zustießen und bei denen ihre Besatzungen fast sämmtlich das Leben einbüßten, erweckten Mißtrauen gegen die Construction und Sicherheit der Boote selbst, und so war der Zustand des ganzen Rettungswesens im Laufe der Jahre ein so trauriger geworden, daß das Institut eigentlich nur noch vegetirte.

Von seinen 90 Rettungsbooten waren 1850 kaum noch 12 gebrauchsfähig, und die jährlichen Beiträge hatten sich bis auf 350 Pfd. Sterl. verringert.

Daß trotz alledem die Gesellschaft bestrebt gewesen war, die von ihr übernommenen humanen Pflichten mit allen Kräften zu erfüllen, geht daraus hervor, daß während ihres 25jährigen Bestehens und unter ihrer Aegide nicht weniger als 6716 Menschenleben den Fluthen entrissen worden.

Da war es wiederum ein Menschenfreund, der sich der sinkenden Sache annahm und ihr seine ganze Kraft weihte, diesmal aber mit nachhaltigem Erfolge.

Algernon Herzog von Northumberland unternahm 1850 als Präsident der Gesellschaft ihre Reorganisation und hob damit das englische Seerettungswesen auf eine so ungemein hohe Stufe, daß es das Vorbild aller anderen Nationen geworden ist.

Der Verein nahm den Namen National Lifeboat Institution an, und 25000 gerettete Menschenleben verkünden jetzt der ganzen Welt den Ruhm seiner großartigen Leistungen.

Der Herzog von Northumberland erkannte bei Neubegründung der Gesellschaft, daß vor allen Dingen den Küstenbewohnern das verlorene Vertrauen zu den Rettungsbooten wieder verschafft und eine Construction gefunden werden müsse, welche mehr Garantie gegen Unfälle in schwerer See bot als bisher.

Er setzte deshalb eine Prämie von 100 Pfd. Sterl. für das beste Modell eines Rettungsbootes aus und bestimmte eine gleiche Summe für den Bau eines Bootes nach dem als das beste befundenen Modelle.

Zugleich wurden dabei diejenigen Mängel der bisherigen Boote bezeichnet, auf deren Beseitigung man besonderes Gewicht legte.

Diese Mängel waren hauptsächlich folgende:

1) Die Boote richteten sich nach dem Kentern nicht wieder auf.

2) Sie entleerten sich nicht schnell genug von dem hineinschlagenden Wasser.

3) Sie waren zu schwer, um im Falle der Noth schnell zu Wasser gebracht oder längs der Küste transportirt zu werden.

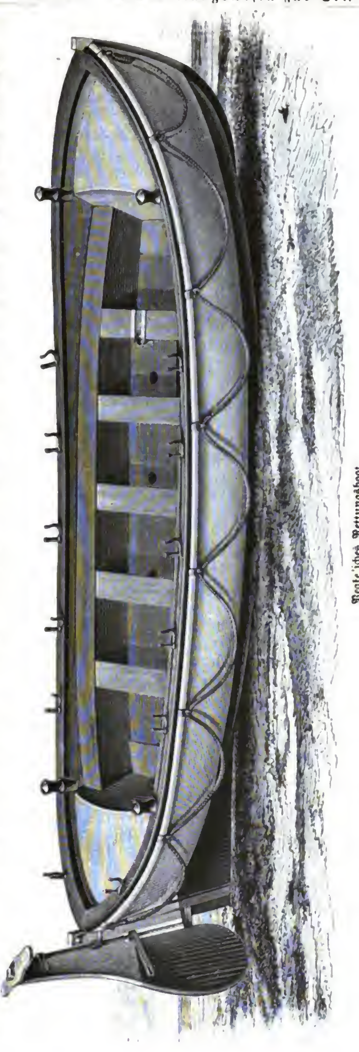
4) Sie waren zu kostspielig.

Alle Bootbauer des In- und Auslandes wurden zur Concurrenz aufgefordert, und nicht weniger als 280 Zeichnungen und Modelle liefen ein.

Man kann sich vorstellen, welche Schwie-

rigkeit es anfänglich machte, aus einer solchen Zahl das nach allen Richtungen wirklich Beste herauszufinden. Man verfiel jedoch auf ein sehr sinnreiches Auskunftsmittel, wodurch sich die Sache ungemein zu vereinfachen und die Frage eine praktische Lösung zu finden versprach. Man theilte nämlich die für ein Rettungsboot nothwendigen Eigenschaften in eine Reihe Kategorien (15) und gab ihnen nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit eine Zahl von Points, deren Gesammtsumme für das Boot 100 ausmachte.

So z. B. stand als die wichtigste Eigenschaft die Fähigkeit obenan, bei jeder Witterung gut zu rudern, und sie war deshalb mit der höchsten Zahl, mit 20, pointirt. Die Segelfähigkeit folgte zunächst mit 18 Points, die Selbstentleerung mit 8, die Kraft, sich nach dem Umschlagen von selbst wieder aufzurichten, mit 6 Points u. s. w.


Peake'sches Rettungsboot.

Mit dieser Eintheilung wurde es nun verhältnißmäßig leicht, zunächst die sechs zweckentsprechendsten Modelle herauszusuchen und diese dann einer nochmaligen sehr genauen Prüfung zu unterwerfen, um das wirklich Beste zu finden. Das eines gewissen Bleeching erreichte die Gesammtsumme von 94 Points und erhielt den Preis.

Wie Theorie und Praxis sich aber im Leben nicht immer decken, so zeigten auch hier die nach dem besten Modell gebauten Boote eine Reihe von Mängeln, und man nahm deshalb von ihrer Aufstellung als Normalboot für die Gesellschaft Abstand, während gleichzeitig das Comité durch eins seiner Mitglieder, den Bootsbauer Peake, einen anderen Plan einreichen ließ, bei dem

die gefundenen Fehler vermieden wurden.

Die neue Construction fand den vollen Beifall des Comités, und die mit dem Boote angestellten Proben fielen sehr günstig aus.

Es hatte eine Länge von 30, eine Breite von 8, eine Höhe von 3½ Fuß engl. und war auf 10 Ruderer berechnet.

Die nöthige Schwimmfähigkeit erhielt es wie bei dem Lukin'schen Boot durch Luftkästen sowohl innen an den Seiten wie vorn und hinten.

Die Kraft, um sich nach dem Umschlagen wieder aufzurichten, wurde durch die vorderen und hinteren Luftkästen, durch die stark concave Form der oberen Bootfläche (Sprung) und durch den zugleich als Ballast dienenden schweren Kiel (7 Centner Gewicht) vermittelt.

Wenn das Boot das Unglück hatte, zu kentern, so ruhte es lediglich auf den erwähnten vorderen und hinteren Luftkästen, lag aber wegen seiner concaven Form sonst ganz hohl auf dem Wasser und über dem nicht im Gleichgewicht. Seine schweren Gewichte (Kiel ꝛc.) befanden sich oben in der Luft, und so war es eine physikalische Nothwendigkeit, daß es bei der nächsten Wellenbewegung diese unnatürliche Lage zu verlassen und sich wieder aufzurichten strebte.

Die Selbstentleerung endlich wurde durch einen wasserdichten doppelten Boden bewerkstelligt, durch den eine Reihe Röhren führte, die, im oberen Boden offen, sich nach unten gegen das Wasser außenbords durch ein selbstthätiges Ventil abschlossen. Sobald jedoch von oben, d. h. vom Boote aus, ein Druck gegen sie erfolgte, so öffneten sie sich.

Die durch die Luftkästen dem Boote verliehene Schwimmfähigkeit war eine so große, daß, wenn ersteres Wasser schöpfte und von dem Gewicht desselben niedergedrückt wurde, es sich sofort wieder mit bedeutender Kraft zu heben versuchte. Dadurch preßte das im Boote befindliche Wasser auf die Ventile und strömte ab.

Die mit dem Peake'schen Boote (siehe Illustr. S. 69) angestellten Versuche ergaben nun folgende Resultate:

1) Wenn es gekentert wurde, richtete es sich in fünf Secunden wieder auf.

2) Mit Wasser gefüllt, entleerte es sich in 55 Secunden.

3) Beim Durchschneiden schwerer Brandung zeigte es ungemein große Schwimmkraft und Stabilität und brachte seine Besatzung trocken ans Land.

4) Es konnte außer seiner Besatzung 30 Personen, also im Ganzen 42 Mann aufnehmen.

Damit war also ein nach jeder Richtung brauchbares und gutes Boot für Rettungszwecke geschaffen, denn das immerhin noch große Gewicht von 46 Centner kam für die englischen Küsten nicht in Betracht. Einmal tritt bei ihnen durchgängig fester Boden bis unmittelbar an das Meer heran, so daß die Bootswagenräder nicht tief einsinken, und sodann sind sie so dicht bevölkert, daß es weder an Menschen noch Pferden fehlt, um das Boot selbst meilenweit schnell zu transportiren.

Im Laufe der Jahre sind nun zwar verschiedene kleinere Aenderungen und Verbesserungen an dem Peake'schen Boote vorgenommen, aber eine bessere Construction seiner Grundzüge ist nicht gefunden, und so ist es Normalrettungsboot Englands und anderer Länder geblieben, deren Küstenverhältnisse die Verwendung so schwerer Boote gestatten, weil es allen Anforderungen entspricht, die man verständigerweise stellen darf.

Mit wenigen Ausnahmen hat es denn auch durch seine Leistungsfähigkeiten und vortrefflichen Eigenschaften das volle Vertrauen der Küstenbevölkerung sich zu erwerben gewußt, und von den 250 Booten, welche der National Lifeboat Institution gehören, sind nur 20 nach anderem Modell gebaut, um besonderen Wünschen der Bewohner gewisser Strandstrecken zu entsprechen, mit denen gerechnet werden muß, wenn man von ihnen verlangt, daß sie in schwerer See Rettungsdienste leisten sollen.

* * *

Weiter oben ist bemerkt worden, daß der großartige Aufschwung, den das englische Seerettungswesen im Jahre 1850 nahm, auch auf andere Länder segensreich zurückwirkte. Frankreich, Holland, Dänemark und Preußen folgten dem gegebenen Beispiele, und letzteres errichtete an seinen

Francis'sches Rettungsboot nebst Transportwagen.

Küsten allmälig zwanzig Rettungsstationen, die theils mit Peake'schen, theils mit Francis-Patent-Booten (amerikanisches Modell) oder mit Manby'schen Mörserapparaten ausgerüstet wurden.

Die an der Nordsee gelegenen Staaten schlossen sich Preußen nach dieser Richtung jedoch nicht an, und noch volle zehn Jahre lang blieben die hannoverschen, oldenburgischen und schleswigschen Küsten ohne irgend welche Rettungsanstalten. Mit ohnmächtigem Bedauern sah man auf die sich ereignenden Unglücksfälle, das war Alles.

Selbst der Untergang des deutschen Schiffes „Johanna“ auf den Riffen von Spiekeroog im Jahre 1854, bei dem außer der Schiffsbesatzung auch noch 34 deutsche Auswanderer ihren Tod an der heimathlichen Küste fanden, vermochte noch nicht den Gedanken an eine in solchen Fällen vom Lande aus zu leistende wirksame Hülfe wachzurufen.

Erst als im Jahre 1860 sich ein zweites schreckliches Schiffsunglück zutrug, als das hannoversche Schiff „Alliance“ auf der Insel Borkum strandete, Niemand von der Besatzung gerettet wurde und eine Leiche nach der anderen an den Strand trieb, da legte man sich die Frage vor, ob es denn nicht möglich gewesen sei, bei diesem und anderen Unglücksfällen Hülfe zu bringen.

Die Antwort lautete bejahend, und dem kleinen bremischen Städtchen Vegesack an der Weser gebührt die Ehre, die Idee eines national-deutschen Seerettungsvereins nach englischem Vorbilde zuerst erfaßt und energische Schritte zu ihrer Verwirklichung gethan zu haben.

Anfang November 1860 erließen zwei Bewohner Vegesacks, der Navigationslehrer Bermpohl und Advocat Dr. Kuhlmay, einen Aufruf an das deutsche Volk zu Beiträgen für Einrichtung von Rettungsstationen, zunächst auf den deutschen Inseln der Nordsee, die man für die am meisten gefährdeten hielt.

Der Seeschiffer-Verein in Vegesack trat auf das wärmste für die Sache ein, gewann die Bremer Handelskammer dafür und das Bremer Handelsblatt empfahl das humane Werk auf das dringlichste der Theilnahme aller Menschenfreunde.

Der Gedanke fand sowohl in Emden wie in Hamburg lebhaften Widerhall. Dort war es vor Allem der Ober-Zollinspector Breusing, in Hamburg der Generalconsul Merk, welche sich thätig für das Rettungswesen interessirten und es mit allen Kräften zu fördern suchten.

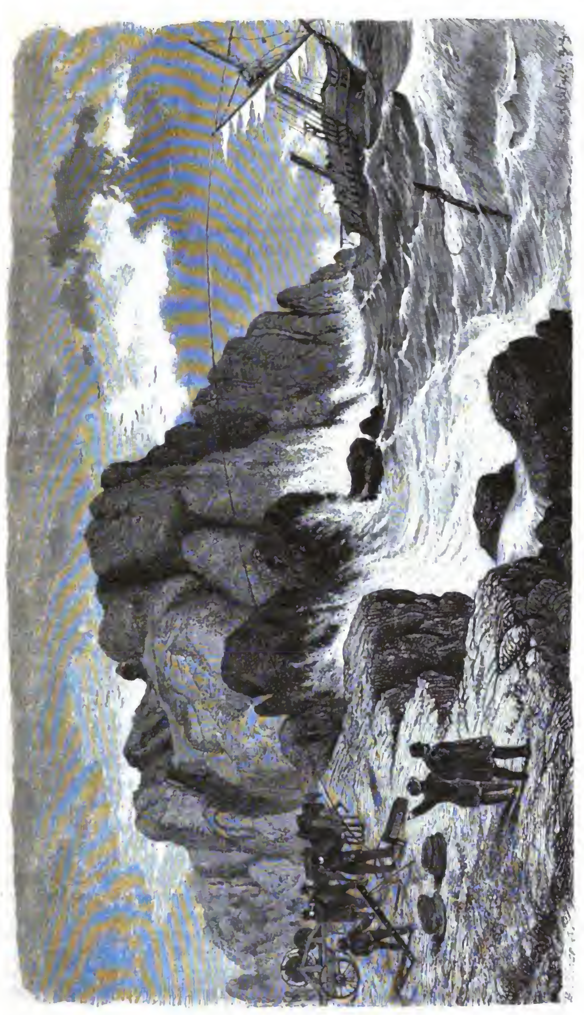
Emden gelangte zuerst zu einem praktischen Ergebnisse. Am 2. März 1861 wurde dort der erste Verein zur Rettung Schiffbrüchiger gegründet. An seiner Spitze standen Breusing und Reemteda aus Emden, Fischer Hibben aus Leer, Rieke aus Papenburg und Steinbömer aus Norden.

Obwohl das Unternehmen, welches auch wirksame Unterstützung der Regierung fand, sehr schnelle Fortschritte machte, zeigte sich der gerade in Hannover so stark ausgeprägte Particularismus auch auf diesem Gebiete. Emden wollte sich durchaus nicht einem „Bremer Centralcomité“ unterordnen, wenngleich dieses doch nur einen allgemein deutschen Verein anstrebte, und ebenso scheiterte Hamburgs Anschluß an der fast überall und bis auf die heutige Zeit zu Tage tretenden Rivalität der beiden Hansestädte. So mußte denn leider von der Gründung des national gedachten Werkes vorläufig Abstand genommen und ein günstigerer Zeitpunkt für seine Realisirung abgewartet werden.

Inzwischen ging der Emdener Verein unter der umsichtigen Leitung seines Vorstandes und lebhafter Betheiligung der Küstenbevölkerung energisch an die Lösung seiner Aufgabe.

Es liefen so viel Beiträge ein, daß schon in den nächsten Jahren auf allen friesischen Inseln, sowie an der festen Küste bei Norddeich, Neuharlinger Siel und Carolinen Siel Rettungsbootstationen eingerichtet und auf der Insel Juist ein Manby'scher Mörserapparat aufgestellt werden konnten. Die besten Erfolge begleiteten dies thatkräftige Vorgehen; die Inselbewohner zeigten, daß es ihnen weder an Nächstenliebe noch an Muth und seemännischem Geschick fehle, um mit dem Meere um seine kostbarste Beute zu ringen, und in den nächsten fünf Jahren wurden mit Hülfe der Emdener Rettungsstationen nicht weniger als 87 Menschenleben gerettet.

Hamburg gründete inzwischen die beiden Bootstationen Cuxhaven und Duhnen und bereitete eine dritte auf einem der äußeren Feuerschiffe der Elbe vor.



Raketenapparat in Thätigkeit.

In Bremen constituirte sich 1863 der Bremische Verein zur Rettung Schiffbrüchiger und stellte Boote auf Wangeroge und bei Bremerhafen auf. Indem das Comité auf diese Weise die Sache zu fördern glaubte, gab es deshalb den nationalen Gedanken doch keineswegs auf, sondern war unablässig bemüht, denselben mit allen Kräften vorzubereiten und für seine endliche Verwirklichung Propaganda zu machen.

Es war deshalb namentlich das Verdienst der bremischen Vorstandsmitglieder und ihres Schriftführers, Dr. Emminghaus, wenn diese Bemühungen trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten doch endlich von Erfolg gekrönt wurden und zur Begründung der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchigrr führten.

Im Jahre 1865 zeigte sich überall, an der deutschen Küste sowohl wie im Binnenlande, ein stets wachsendes Interesse für das Seerettungswesen. An den verschiedensten Orten wurde dafür in Wort und Schrift lebhaft gewirkt; die Presse nahm sich der Sache mit Wärme an, und auf einen Aufruf des „Daheim“ gingen so viel Beiträge ein, daß sowohl ein Rettungsboot wie ein Raketenapparat für Leba und Koppalin beschafft werden konnten. In Danzig, Stettin, Rostock, Lübeck und Kiel bildeten sich Rettungsvereine, und so glaubte das Bremer Comité die Zeit gekommen, um nochmals mit der Idee eines allgemeinen deutschen Vereins hervortreten zu sollen.

Auf seine Einladung fanden sich Delegirte der bereits bestehenden Vereine, sowie andere Freunde und Förderer des Seerettungswesens, etwa 120 an der Zahl, zum 29. Mai 1865 in Kiel ein.

Unter dem Vorsitze des Geheimen Staatsrath Francke wurde die Versammlung abgehalten und nach eingehender Debatte die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger constituirt.

Emden, Hamburg und Danzig schlossen sich der letzteren zwar noch nicht wie die übrigen Vereine als Bezirksvereine an, aber traten mit ihr doch schon in so enge Beziehungen, daß ihr Beitritt nur noch als eine Frage der Zeit erschien und das nationale Werk als gesichert betrachtet werden konnte.

Zum Vorsitzenden der Gesellschaft wurde der Consul H. H. Meyer aus Bremen, zum Schriftführer Dr. Emminghaus gewählt und damit zugleich Bremen als Vorort des Vereins bestimmt. Alle drei Jahre wird der Vorsitzende, der mit dem Stellvertreter und zwei cooptirten Mitgliedern den Vorstand bildet und ehrenamtlich fungirt, neu gewählt. Die beständige Wiederwahl des ersten Vorsitzenden zeigt, daß man den richtigen Mann gleich anfangs gefunden hatte. Der Verein hat sich unter seiner Leitung stetig entwickelt und die Ansicht gerechtfertigt, daß das Seerettungswesen als nationale, vom ganzen Volke getragene Sache besser gedeihe und mehr leiste als in irgend einer anderen Form.

Die drei Vereine, welche sich anfangs noch zurückhalten zu müssen glaubten, überzeugten sich auch bald von der Richtigkeit dieser Anschauung, und schon ein Jahr später ordneten sie sich willig dem großen Ganzen unter. Sie hatten eingesehen, daß die von ihnen befürchteten nachtheiligen Folgen einer Centralisation nicht eingetreten waren und besaßen Gemeinsinn genug, um alle übrigen kleineren Bedenken der guten Sache zu opfern. Bis jetzt haben sie noch keine Ursache gehabt, diesen Entschluß zu bereuen.

Die Grundzüge der Organisation der Gesellschaft sind die nachstehenden:

Sie steht unter dem Protectorat des Kaisers und wird durch die Bezirksvereine gebildet, welche die Beiträge sammeln und sie an den Vorstand abführen. Dieser vertritt die Gesellschaft nach außen und erledigt alle gemeinsamen Angelegenheiten. Im Uebrigen wird den Bezirksvereinen die möglichste Selbständigkeit gelassen. Dem Vorstande stehen als besoldete Beamte der Schriftführer, der Inspector und der Rendant zur Seite, und der Sitz der Gesellschaft ist Bremen.

Alljährlich am 29. Mai, dem Stiftungstage der Gesellschaft, wird eine Generalversammlung an einem das Jahr zuvor dazu bestimmten Orte abgehalten, zu der sich die Delegirten der Bezirksvereine einfinden. Der Vorstand legt den Jahresbericht vor und Rechnung ab, und es wird über die eingegangenen Anträge Beschluß gefaßt.

Kleinere Vereine heißen Vertreterschaf-

ten. Uebersteigt ihre Mitgliederzahl 100, so sind sie auf den Generalversammlungen stimmberechtigt.

Die Einnahmen der Gesellschaft theilen sich in ordentliche und außerordentliche Beiträge. Der geringste ordentliche Beitrag, welcher zur Mitgliedschaft berechtigt, beträgt jährlich 1,50 Mark. Beiträge über 75 Mark berechtigen den Geber zur Aufnahme unter die Stifter.

Während bei Gründung der Gesellschaft 1865 diese sich aus 5 Bezirksvereinen mit 3874 Theilnehmern und 14179 Mark Jahresbeiträgen zusammensetzte, zeigt dieselbe seitdem mit einer höchst geringfügigen Ausnahme (die beiden Kriegsjahre 1870 bis 1871, in denen sich die Mitgliederzahl um etwa 100 verringerte) ein stetiges Wachsthum.

Nach dem letzten Jahresberichte gehörten der Gesellschaft für das Vereinsjahr 1877 bis 1878 nicht weniger als 47 Bezirksvereine, davon 21 Küsten- und 26 binnenländische Bezirksvereine, und 113 Vertreterschaften an. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder belief sich auf 33440 mit 112680 Mark Jahresbeiträgen. Außerordentliche Mitglieder (Stifter) waren 1270 vorhanden.

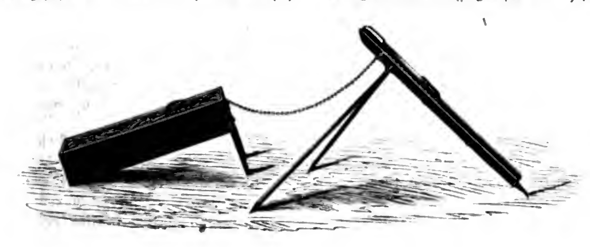
Mit den außerordentlichen Beiträgen stellte sich die Gesammteinnahme der Gesellschaft im letzten Jahre auf 158276 und während ihres Bestehens auf 1568000 Mark, wovon 300000 Mark in Werthpapieren angelegt den Reservefonds bilden.

Die Ausgaben der Gesellschaft betrugen im letzten Jahre über 100000 Mark, werden sich aber für das laufende Jahr durch Neuerrichtung und Vervollständigung von Stationen bedeutend erhöhen.

Die Gesellschaft verfügt jetzt über 87 Rettungsstationen an den deutschen Küsten mit 80 Booten (davon 37 eiserne Francis-Patent-Boote), 43 Raketen-, 18 Manby-schen Mörserapparaten und 11 Cordes-schen Rettungsgewehren.

Wegen der Terrainschwierigkeiten an unseren Küsten haben leider die englischen Normalrettungsboote trotz ihrer so großen und anerkannten Vorzüge vielfach keine Verwendung finden können, sondern es mußten eine große Menge Francisboote (fast die Hälfte) für die Stationen gewählt werden.

Die Francisboote (s. Illustr. S. 71) sind amerikanischen Ursprungs. Als Rettungsboote stehen sie denen von Peake unbedingt nach, aber ihre größere Leichtigkeit (ihr Gewicht beträgt nur die Hälfte der englischen) gab für uns den Ausschlag. Mit wenigen Ausnahmen sind unsere Küsten für Rettungszwecke bedeutend ungünstiger als in England und auch z. B. in Dänemark. Sowohl an der Ostsee wie auf den friesischen Inseln der Nordsee bildet sich der Strand aus Sanddünen. Dabei ist die Küstenbevölkerung sehr spärlich gesäet, und auf den preußischen Nehrungen giebt es gänzlich unbewohnte Strecken von 3 bis 4 Meilen Länge. Bei Strandungen müssen daher meistens die Rettungsapparate auf weite Strecken durch den knietiefen losen Sand geschafft werden; es fehlt an den erforderlichen Kräften, und aus diesen Gründen hat man sich gezwungen gesehen, vor allen Dingen Leichtigkeit der Boote in das Auge zu fassen.



Rakete.

Bei einer durchschnittlichen Länge von $7^1/_2$ bis 8 und einer Breite von $2^1/_2$ m sind die Francisboote aus canellirtem (geripptem) und verzinktem Eisenblech hergestellt, das durch solche Bearbeitung bei großer Leichtigkeit eine bedeutende Elasticität und Widerstandsfähigkeit erhält, und werden sie deshalb beim Aufstoßen auf den Grund oder gegen Wrackstücke nicht so leicht beschädigt.

Vorn und hinten sind sie wie die Walfischfängerboote spitz geformt und etwas aufgebogen. In schwerem Wetter werden sie mit einem Riemen (Ruder) statt mit dem Steuerruder gesteuert. Bei hohem Seegang wird nämlich das überhaupt nur wenige Decimeter tiefgehende Boot oft mit seinem Hintertheile hoch aus dem Wasser gehoben, wodurch das gewöhnlich hinten angehakte Steuerruder jede Wirkung verlieren und dann das Boot leicht in die gefährlichste Lage, d. h. quer zur See gebracht werden könnte.

Durch Luftkästen und Korkgürtungen ist bei den Francisbooten für die nöthige Schwimmkraft und Unversinkbarkeit genügend gesorgt, doch fehlt allen die Eigenschaft der Wiederaufrichtung, und mit einer Vorrichtung zur Selbstentleerung sind sie nur auf den Stationen versehen, wo die Transportverhältnisse die dadurch entstehende Gewichtsvermehrung zulassen. Durch ihre verhältnißmäßig größere Breite sind sie etwas besser als die Peake'schen Boote gegen Umschlagen geschützt, und glücklicherweise haben wir bis jetzt noch nicht dergleichen Unglücksfälle zu beklagen; aber ausgesetzt bleiben sie ihnen immer. Geschieht das Kentern in größerer Entfernung vom Lande und in der Brandung, so sind die Mannschaften, wenn ihnen nicht ganz besonders günstige Umstände zu Hülfe kommen, meistentheils verloren. Das kenternde Peake'sche Boot dagegen richtet sich in wenigen Secunden wieder von selbst auf seinen Kiel; die durch ihre Korkjacken hoch aus dem Wasser gehaltenen Leute können wieder hineinklettern, das Boot entleert sich sofort von selbst und wenige Minuten nach dem Unfalle kann es wieder vollständig gebrauchsfähig sein.

Es ist vorgekommen, daß englische Rettungsboote auf einer Fahrt zweimal gekentert sind und trotzdem ihre Aufgabe heldenmüthig erfüllt und die Schiffbrüchigen gerettet haben.

Unsere übrigen Rettungsboote sind theils englischen Modells, theils mit den möglichen Verbesserungen denjenigen Constructionen angepaßt, wie sie unsere conservativen Fischer und Strandbewohner an einzelnen Küstenstrecken gewohnt sind, zu denen sie allein Vertrauen haben und die man ihnen deshalb lassen muß, wenn man überhaupt auf sie zum Rettungsdienst reflectirt.

Bei allen sonstigen Vorzügen der Rettungsboote haben dieselben insgesammt den Mangel, daß sie allein mit Menschenkraft fortbewegt werden können und deshalb durchschnittlich gegen Sturm und See nur langsam vorwärts kommen, während in so vielen Fällen schnellere Hülfe erwünscht und nöthig wäre. Man hat deshalb alle möglichen Vorschläge gemacht, um die Menschenkraft durch mechanischen Betrieb zu ersetzen, aber ohne damit zu reüssiren.

Die Anwendung von Dampf ist unmöglich. Bei der Masse Wasser, welche stets in ein Rettungsboot schlägt, würden sehr bald die Feuer ausgehen und dann das Fahrzeug gänzlich hülflos und verloren sein. Ein Kentern würde sein Schicksal sofort besiegeln; aber wenn auch beides nicht passirte, müßte bei dem geringen Tiefgange des Bootes die Schraube die halbe Zeit in der Luft arbeiten, weil die Wellen bald das Vorder-, bald das Hintertheil hoch aus dem Wasser heben, und das Boot würde dann noch viel langsamer vorwärts kommen als mit Menschenkraft.

Ebenso unzulänglich und unpraktisch hat sich jede andere Fortbewegungsmethode erwiesen, und so scheint das Rudern die einzig anwendbare bleiben zu sollen. Sie ist jedenfalls die einfachste, den wenigsten Zufälligkeiten ausgesetzte, und es geht dabei die geringste Kraft durch Reibung 2c. verloren.

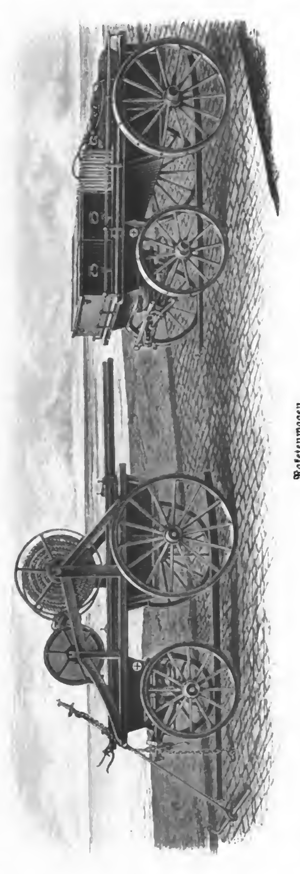
Die Rettungsboote werden in zugehörigen Schuppen gegen Witterungseinflüsse geschützt aufbewahrt. Sie stehen auf Transportwagen, die so eingerichtet sind, daß Vor- und Hinterwagen leicht entkoppelt werden können. Dadurch bildet dann die an einem Ende niedergelassene Bohlenunterlage, auf der das Boot ruht,

eine schiefe Ebene, und es kann von ihr leicht in das Wasser laufen. In der Unterlage befinden sich Rollen, auf denen der Kiel entlang läuft, sobald man die Befestigungen des Bootes am Transportwagen löst.

Während nun die Rettungsboote die einzigen Mittel bieten, um Schiffbrüchigen auf größere Entfernung vom Lande zu Hülfe zu kommen, hat man andere Apparate, wenn die gescheiterten Schiffe nahe an den Strand kommen, wie z. B. auf einer großen Strecke der preußischen und dänischen Küste, die mit drei ziemlich parallel laufenden Sandriffen umgeben sind.

Auf dem äußersten Riff stehen durchschnittlich 4 bis 5 m Wasser, und die strandenden Schiffe werden gewöhnlich von der See darüber fort und auf das zweite Riff geworfen, welches vielfach bis auf 300 m und noch näher an den Strand tritt.

Um in diesem Falle wirksame und gleichzeitig ungefährliche Hülfe zu leisten, dienen die **Rettungsgeschosse**, von denen auf unseren Stationen sich dreierlei Arten, Mörser-, Raketen- und Handgewehre befinden. Alle drei dienen demselben Zwecke, vom Lande ein Tau über das verunglückte Schiff zu schießen und dadurch mit dem letzteren eine feste Verbindung herzustellen.



Raketenwagen.

Der Rettungsmörser ist eine Erfindung des Engländers Manby. In seiner Construction unterscheidet er sich nicht weiter von anderen Mörsern und wirft nur mit schwacher Ladung je nach seinem Kaliber eine Vollkugel von 6, 7 und 10 Pfund, an der ein Stück Kette sitzt, die wieder mit einer Wurfleine verbunden ist.

Die Schußweite beträgt 300 bis 400 m, und die Anwendung der Mörser war früher allgemein. Ihre Nachtheile sind, daß durch den ersten heftigen Stoß der Pulvergase beim Losfeuern öfter die Wurfleine abgerissen wird und sie sich in der Nacht bei schlechtem Wetter nicht gut bedienen lassen.

Die Handgewehre, eine Erfindung des Büchsenmachers Cordes in Bremerhafen, sind leicht zu transportiren; sie tragen die Leine auf 30 bis 50 m.

Die Anwendung der Rakete (siehe Illustr. S. 73) als Rettungsgeschoß ist weit jüngeren Datums als die des Mörsers, aber wegen ihrer Zuverlässigkeit von der deutschen Gesellschaft auf unseren Stationen allgemein eingeführt; die jetzt noch vorhandenen Mörser stammen von früher her und sind mit den

preußischen Regierungsstationen übernommen.

Die deutschen Raketen (s. Illustr. S. 75) sind die vollkommensten. Sie werden gegen Selbstkostenpreis im königlichen Laboratorium in Spandau gefertigt, und ist die Gesellschaft für dies Entgegenkommen dem früheren Kriegsminister Grafen von Roon zu Dank verpflichtet.

Sie tragen nicht viel weiter als die Mörser, aber ihr Schuß ist so viel sicherer, weil wegen der geringeren Anfangsgeschwindigkeit die Leine nicht so leicht reißt und die so viel länger wirkende Kraftäußerung der Rakete dieser und mit ihr der Leine eine bessere Führung giebt.

Die Rettung vermittelst der erwähnten Geschosse wird dann vom Lande aus auf folgende Weise ausgeführt. Nachdem die Kugel oder Rakete mit der daran befestigten dünnen Wurfleine über das Schiff geschossen ist, wird dieselbe von der Mannschaft erfaßt und festgehalten.

Um die Rettungsmannschaft davon in Kenntniß zu setzen, daß dies geschehen, schwenkt einer der Schiffbrüchigen bei Tage eine Mütze oder Flagge oder dergleichen. Bei Nacht besteht das Signal im Abfeuern einer Kanone, Anzünden einer Rakete, eines Blaulichtes oder im Zeigen einer Laterne.

Wenn dann die Schiffsbesatzung eine Person der Rettungsmannschaft bei Tage eine rothe Flagge schwenken sieht oder wenn bei Nacht ein rothes Licht gezeigt wird, holt sie die Wurfleine und mit ihr den daran befestigten Steertblock (Kloben mit Tauende zu seiner Befestigung), durch welchen ein etwas stärkeres Tau (Jolltau, 6 bis 7 cm dick) geschoren ist, zu sich an Bord.

An dem Steertblock befindet sich ein Täfelchen festgemacht, auf dem geschrieben steht, was die Schiffbrüchigen zunächst thun sollen, für den Fall, daß sie es nicht schon wissen sollten. Sie haben nämlich den Steertblock möglichst hoch am Mast oder, wenn die Masten nicht mehr stehen, an dem höchsten festen Gegenstande des Schiffes festzumachen und dann wieder wie oben zu signalisiren.

Danach befestigen die Leute am Lande das eigentliche dicke Rettungstau (10 bis 12 cm im Umfang) an dem Jolltau und holen es mit demselben an Bord. Ein zweites mitgeschicktes Täfelchen sagt, daß das Rettungstau $^1/_2$ m über dem Steertblock befestigt, dann das Jolltau davon losgemacht und das Geschehene durch Signal mitgetheilt werden soll.

Sodann holen die Mannschaften am Lande das Rettungstau mit Hülfe von Flaschenzügen so straff wie möglich und schicken nun mittelst des Jolltaues eine sogenannte Hosenboje an Bord.

Dies ist ein aus Kork gefertigter und mit wasserdichtem Segeltuchüberzuge versehener Ring von 12 cm Durchmesser und großer Schwimmkraft, an dem eine aus starkem Segeltuch gefertigte Hose sitzt, und der ganze Apparat hängt vermittelst eines Gleitringes am Rettungstau.

Die Schiffbrüchigen steigen einer nach dem anderen mit den Beinen in die Hose, legen die Arme über die Boje und werden auf diese Weise einzeln an Land geholt.

Bisweilen lassen Witterung und Zustand des Schiffes die Entsendung des Rettungstaues nicht zu.

Dann wird die Hosenboje an dem Jolltau hingeschickt, und es bleibt nichts Anderes übrig, als die Schiffbrüchigen in der Boje durch die Brandung an Land zu ziehen.

Namentlich an den dänischen Küsten tritt der Raketenapparat vielfach in Thätigkeit. Im Jahre 1877 bis 1878 z. B. strandeten an ersteren 22 deutsche Schiffe, von deren Besatzungen 10 Mann durch Boote und 59 durch Raketenapparate gerettet wurden, während die 55 Menschen, welche im selben Zeitraume an unseren Küsten gerettet wurden, ihr Leben sämmtlich den Rettungsbooten verdankten.

Bei dieser Gelegenheit sei zugleich rühmend der großen Dienste erwähnt, die das vorzüglich geleitete und seit 1852 bestehende dänische Rettungswesen speciell der deutschen Schifffahrt leistet und wofür die nachfolgenden Zahlen ohne weiteren Commentar deutlich sprechen.

Während der 20 Jahre von 1858 bis 1877 strandeten 614 deutsche Schiffe an der dänischen Küste, von denen 403 total verloren gingen. Von den 4121 Mann ihrer Besatzungen wurden 3840 gerettet und davon durch dänische Stationen 829 Mann.

Der Raketenapparat mit sämmtlichem Zubehör wird auf einem besonderen

Wagen, zweckmäßig verpackt, transportirt (s. Illustr. S. 77.)

Eine bedauernswerthe Erscheinung ist es, daß verhältnißmäßig so vielen Seeleuten noch die Handhabung des Küstenrettungsdienstes unbekannt und dies die Ursache von dem Mißglücken verschiedener Rettungsversuche mit Raketenapparaten gewesen ist. Die Schiffbrüchigen wußten durchaus nicht, was sie mit der über das Schiff geschossenen Leine anfangen sollten, und nicht selten war diese Unkenntniß die Ursache ihres Todes.

Die deutsche Gesellschaft hat es sich deshalb zur Aufgabe gemacht, diese Unkenntniß so viel als möglich dadurch zu beseitigen, daß sie seit zwei Jahren ein Büchelchen, betitelt „Seemann in Noth", drucken und unentgeltlich auf allen Schiffen vertheilen läßt, das alles für solche Fälle Wissenswerthe enthält. Somit ist zu hoffen, daß in kurzer Zeit auch diesem Uebelstande abgeholfen ist und daß das deutsche Seerettungswesen von Jahr zu Jahr sich mehr dem Standpunkte der Vollkommenheit nähert, den zu erreichen es so eifrig bemüht ist.

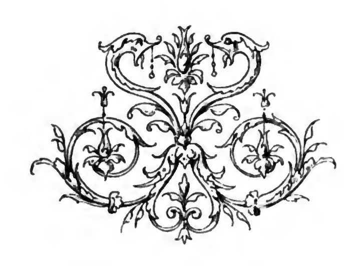
Blicken wir auf die Thätigkeit der Gesellschaft zurück, so verkündet die Zahl der durch ihre Stationen Geretteten, welche bis zum Schlusse des verflossenen Vereinsjahres 1027 Personen betrug, deutlich genug, welche segensreiche Erfolge ihren Bemühungen und der aufopfernden Thätigkeit der Rettungsmannschaften zuzuschreiben sind und wie werth sich das Institut der Sympathien und der thätigen Beihülfe des deutschen Volkes gezeigt hat.

Sein Streben ist darauf gerichtet, durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Humanität die Schuld von Jahr zu Jahr mehr zu sühnen, welche Deutschland durch so lange Vernachlässigung des Seerettungswesens auf sich geladen.

Aber so erfreulich sich auch seine Entwickelung gestaltet, auf so gesunden Grundlagen es ruht und so günstig sich die augenblickliche Finanzlage der Gesellschaft zeigt, so bleibt noch Vieles zu verbessern und neu zu schaffen, um das deutsche Seerettungswesen auf einen möglichst vollkommenen und einen solchen Standpunkt zu bringen, wie er der Größe und Würde unseres Vaterlandes entspricht.

Deshalb darf das Interesse an dem edlen Werke nicht nachlassen, und es müssen ihm nicht nur die alten Freunde erhalten bleiben, sondern stets neue zugeführt werden.

Die Zahl der Geretteten beweist, daß sowohl die Gesellschaft wie die eigentlichen Rettungsmannschaften nach jeder Richtung ihre Schuldigkeit gethan haben. Mögen auch die Bewohner des Binnenlandes ihrer Brüder zur See gedenken und ihr Scherflein dazu beitragen, daß fernerhin kein gefährdeter Punkt unserer Küste ohne Rettungsstation bleibe und ihre Einrichtung in jeder Beziehung eine vorzügliche sei.

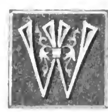




Die Oase Djofra im Jahre 1879.

Von

Gerhard Rohlfs.



ie viele Fehden und Kriege werden unter den tatarischen und halbcivilisirten Völkern geführt, von denen Europa und die ganze gebildete Welt nichts erfährt. Nur zufällige Umstände machen uns damit bekannt, und mit Gleichgültigkeit hört man von ihnen, namentlich wenn die Interessen der gebildeten Nationen nicht davon berührt werden. Was geht es uns in Europa an, ob z. B. Hamarna und Bantschi mit einander im Krieg sind; wir erfahren es vielleicht gar nicht einmal, ja die Gebildetsten wissen kaum, wo jene Länder liegen. Noch weniger ist das der Fall, wenn kleine Gemeinwesen mit einander in Streit gerathen, eine mittelalterliche Fehde auskämpfen, bei welcher allerdings Menschenopfer genug zu beklagen sind, von der Existenz der Orte man aber im eigenen Reiche, in dem der Osmanli, vielleicht kaum eine Ahnung hat. Eine solche Fehde liegt vor und ist jetzt eben beendet worden. Wäre aber die Expedition der deutschen afrikanischen Gesellschaft nicht in diese Gegenden gekommen, so würde man nie davon vernommen haben. Doch bevor wir den Liliputstreit schildern, gestatte man uns ein Bild von Land und Leuten zu zeichnen.

Ungefähr achtzehn oder zwanzig Tagemärsche südöstlich von Tripolis liegt eine kleine Oase, Djofra oder Jofra genannt, was auf Deutsch so viel bedeutet wie Einsenkung oder vielmehr „kleine“ Einsenkung. In der That existirt auch im Verhältniß zu den umliegenden Bergen und Gebirgsketten eine Depression, welche sich nur nach Osten und Nordosten zu öffnen scheint. Im Norden von den Vorbergen des Tar-Gebirges, von der steilen Hon- und Nadan-Kette im Nordost begrenzt, schließt die Oase im Süden und Westen das Djebel Ssoda oder schwarze Gebirge ab. Circa 60 km lang, hat die Einsenkung eine durchschnittliche Breite von 20 km. Die Längsachse geht von Westen nach Osten. Die umgebenden Berge haben keine bedeutende relative Höhe, selbst das schwarze Gebirge, so imposant, wild zerklüftet auch die steilen Ufer erscheinen, erhebt sich über dem Djofra mit seinem Beginn nicht höher als ca. 200 m. Bei Abend- und Morgenbeleuchtung erscheinen die Berge aber dreimal höher. Die Einsenkung selbst dürfte eine durchschnittliche Höhe von 250 m haben.

Unsere Leser wissen, daß Herr Hofrath Gerhard Rohlfs im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland nach Afrika gereist ist. Seine Absicht war, sich zunächst nach Wadái zu begeben, um von diesem sudanischen Königreiche aus dem nördlichen Bogen des Congo zuzustreben; da aber der deutsche Kaiser der afrikanischen Gesellschaft Geschenke für den König von Wadái bewilligt hat, so mußte Rohlfs das Eintreffen derselben längere Zeit abwarten, und er that dies zu Sokna, dem Hauptorte der Oase Djofra. Von da aus hat unser verehrter Mitarbeiter uns auch die obige interessante Skizze durch freundliche Vermittelung des Herrn Dr. G. Nachtigal zugeschickt. Die Red.

Die Formation der Gebirge besteht aus Kalk und kalkigem Sandstein, durchsetzt mit Feuersteinschichten. Gyps kommt namentlich in den Ebenen auflagernd vor, während innerhalb der Oase nirgends Versteinerungsschichten, wie z. B. am Djebel Tar, gefunden werden konnten. Die einzelnen isolirten Berge innerhalb der Einsenkung selbst, z. B. der Djebel Fitri östlich von Sokna, enthalten keine Petrefacten. Nummulithen wurden indeß, sowie zahlreiche Versteinerungen im Djebel Ssoda gefunden. Der Boden zur ebenen Erde besteht aus kalkhaltigem Sand, und darin werden auch die Gärten angelegt.

Eine mächtige Wasserschicht findet sich überall in der Einsenkung bei einer Tiefe von nur durchschnittlich 3 m. Wie in Dachel muß dabei eine Felsschicht von etwa 0,5 m Mächtigkeit, ebenfalls aus kalkigem Gestein bestehend, durchbrochen werden. Das Wasser in den Brunnen ist bei so geringer Tiefe den Temperaturen der Luft entsprechend kalt oder warm. Aber nicht wie in der eben genannten Oase kommt dann das Wasser mit Gewalt an die Oberfläche, sondern es erhält sich auf dem Niveau, auf dem es war. Es giebt Brunnen mit ganz süßem, aber auch solche mit brakigem Wasser. Diese Wasserschicht ist indeß so mächtig, das Wasser in so reichem Maße vorhanden und überall anzutreffen, daß sich dem denkenden Menschen unwillkürlich die Frage aufdrängt, woher dieser Reichthum kommt, wo der Ursprung, die Quelle oder das Herkommen des Wassers zu suchen sei. Wenn man ferner hört, daß dies Quantum Wasser unvermindert ist, wenn auch keine Regen fallen — und wie selten regnet es überhaupt in der centralen Wüste —, dann erscheint Einem die Beantwortung dieser Frage doppelt schwierig. Angesichts der Thatsache, daß der Tschad-See nur etwas über 200 m über dem Meere erhoben liegt, kann man wohl nicht daran denken, daß von seinen Gewässern unterirdisch sich ein Theil bis hierher ergießen könnte. Giebt es vielleicht andere Quellen? denn in der Sahara selbst dürfte schwerlich der Ursprung zu suchen sein.

Was die klimatischen Verhältnisse Djofra's anbetrifft, so dürfte es kaum einen gesunderen Ort in der Sahara geben als diesen. Nach den vorkommenden Producten zu schließen, dürfte die Temperatur im Sommer in den Monaten April bis September nicht höher als durchschnittlich 30° C. sein, während die der übrigen Monate ca. 20° C. erreicht. Frost scheint in der Oase selbst unbekannt zu sein, obschon das Thermometer im Freien vor Sonnenaufgang oft auf + 2° oder + 3° im December, Januar und Februar herabsinkt. Während auf den umliegenden Höhen, auf den Hon-, Nadan- und Ssoda-Bergen, sicher häufig das Thermometer auf — 5° fällt, wird eine solche herabgeminderte Temperatur in der Oase selbst nie wahrgenommen. Ein Gleiches findet ja auch in Aegypten statt, wo im Nilthal nie der Gefrierpunkt erreicht wird, während an denselben Tagen die anliegenden Plateaus Frost haben.

Die herrschenden Winde sind Nordwest und Südost, sowohl in den Wintermonaten als auch in denen des Sommers. Ersterer vorwiegend im Winter, letzterer im Sommer. Jeder etwas stärkere Wind, einerlei aus welcher Richtung er kommt, hat Sand und Staub im Gefolge und kann deshalb Simum oder Samum genannt werden. Regen fällt nur nach jahrelangen Zeiträumen, und dann mehr auf den umliegenden Bergen als in der Einsenkung selbst. Vorzugsweise beobachtet man deshalb auch heiteren wolkenlosen Himmel.

Außer Augenleiden scheint man daher wenig Krankheiten zu kennen. Das Wechselfieber z. B., sonst so oft epidemisch in den Oasen, ist hier so unbekannt, daß man es die „Fesaner Krankheit" nennt. Trotzdem sehen die Eingeborenen nicht gesund aus, was in den mangelhaften Ernährungsverhältnissen begründet ist. Jahr aus Jahr ein leben sie nur von Datteln und von einer Art Gerstenmehlpolenta. Fleischkost ist den meisten unerschwinglich, und selbst der Reiche genießt nur an den großen mohamedanischen Festtagen animalische Kost. Man kann deshalb mit Recht die Bewohner der Oase als Vegetarianer bezeichnen, denn selbst das bischen Fett, welches sie ihrer Basina (Gerstenmehlpolenta) zusetzen, besteht in Oel, welches von Norden her importirt wird. Hin und wieder ein Ei, oder hin und wieder ein Stückchen Ziegenkäse, das ist die einzige animalische Kost, welche sich die besser situirten erlauben, sie gelten dann aber in

den Augen ihrer Mitbürger schon für Sybariten.

Mit dieser traurigen Ernährung steht zweifelsohne der düstere Charakter der Menschen in Wechselbeziehung. Man hat für nichts Interesse. Allerdings spielen die Erwachsenen Karten (mit europäischen), aber ohne besonderes Interesse, da das Spiel um Geld verboten ist; die Kinder belustigen sich mit Stockfechten, und man sieht sie auch sich mit einem Spiel abgeben, ähnlich unserem Dammspiel, wobei die Felder in den Sand gezeichnet werden. Aber alles das geht so ruhig zu, so ohne Lärm, so ohne Interesse, selbst bei den Kindern, wie man es bei uns kaum für möglich halten würde. Nur einförmigen religiösen Gesang hört man den ganzen Tag. Sind alle Bewohner körperlich krank? seelisch leidend? Diese Frage drängte sich mir manchmal unwillkürlich auf; aber, wie gesagt, von wirklichen Krankheiten merkt man nichts, und auch die Belästigungen, denen sonst jeder Europäer ausgesetzt ist, wegen Vertheilung von Medicamenten, kommen fast nie vor. Ja, ziehen wir einen Vergleich hinsichtlich der Augenkrankheiten, welche hier herrschen, und denen, welche man in anderen Oasen beobachtet, z. B. im Nadi Draa, so muß man gestehen, daß auch diese Krankheiten relativ selten genug vorkommen.

Aus dem eben Angeführten wird aber genugsam klar, daß zum Theil das gesunde Klima so günstige Verhältnisse für die Eingeborenen geschaffen hat. Daß der Ozongehalt der Luft auch in diesem Theile der Sahara ein sehr reichlicher ist, fanden wir ebenfalls durch unsere täglichen Beobachtungen bestätigt. Trockenheit der Luft ist ja, kann man dem Körper nur auf andere Weise die benöthigte Feuchtigkeit zuführen, gewiß nicht absolut schädlich. Und dann muß man bedenken, daß in den Ortschaften, in den Oasengärten, wo Brunnen direct an die Oberfläche münden, wo alltäglich große und weite Berieselungen gemacht werden, innerhalb der nächsten Grenze der Oase die Feuchtigkeit der Luft bedeutend größer ist als außerhalb, auf den Hochebenen, in den Dünen, in den Nadis. Und doch leben auch hier Menschen, Thiere und Pflanzen in den trockensten Luftverhältnissen. Erstere, weil sie eben durch das mitgebrachte Wasser das im Körper verbrauchte ersetzen können. Letztere, weil sie sich in der That mit einem Minimum zu begnügen verstehen.

Ja, es unterliegt gar keinem Zweifel, daß es sowohl Thiere wie Pflanzen in der Sahara giebt, welche nie des Wassers, weder des oberirdischen Regens noch des unterirdisch aufgespeicherten, bedürfen. Jeder, der in der Sahara gelebt oder doch während längerer Zeit darin gereist hat, wird diese Thatsache nicht leugnen können. Ich spreche nicht von jenen kleinen Insecten, und wie viele giebt es deren! welche, in der trockensten Jahreszeit geboren, ein Eintagsdasein fristen, um dann zu sterben, oder von jenen Pflanzen, welche hier in diesem Augenblick in den trockensten Nadis ihr Dasein fröhlich fristen, ohne daß von Regen die Rede ist und ohne daß eine unterirdische Wasserschicht ihre Wurzeln speist, sondern von jenen Pflanzen und Thieren, welche längere Zeit leben und perenniren und bei denen man annehmen muß, daß ihnen die geringste in der Luft enthaltende Feuchtigkeit zur Lebensbedingung genügt.

Es giebt z. B. Akazien und Tamarisken in der Sahara, welche Jahre lang keinen Regen erhalten und deren Wurzel eine Wasserschicht nicht erreichen, welche überhaupt keine Wasserschicht unter sich haben: sie grünen und blühen doch. Bei ihnen muß die Annahme gestattet sein, daß sie sich mit der geringen Feuchtigkeit, welche in der Luft enthalten ist, welche vielleicht auch noch den Boden durchdringt, begnügen. Denn selbst die Bethauung ist in den centralen Theilen der Sahara ausgeschlossen, d. h. in Gestalt von wirklichen Ansammlungen von Wassertropfen. Aber auch im Hochsommer offenbart sich Nachts und namentlich Morgens, vor Sonnenaufgang, sowohl der größere relative wie absolute Feuchtigkeitsgehalt der Atmosphäre durch das Hygrometer und Psychrometer. Wo der Mensch nichts mehr wahrnimmt, belehren uns gute Instrumente, daß dann die Luft reichlicher mit Feuchtigkeit geschwängert ist, und diese ist es, welche genügend wirkt zur Erhaltung verschiedener Pflanzen und Thiere.

Und jene große Dubeidechse, welche im Winter, d. h. in der Zeit von November bis April, vollkommen erstarrt und todt

in ihrer Felsspalte liegt, sie trinkt vielleicht während eines Zeitraumes von vielen Jahren nicht ein einziges Mal Wasser, vielleicht überhaupt niemals. Regen fällt in der Gegend, wo sie haust, vielleicht alle fünf Jahre einmal, Quellen oder Wasserlöcher sind nicht in der Nähe, zu weiten Wanderungen ist sie überhaupt nicht eingerichtet oder geneigt, folglich führt sie ein Dasein, ohne Wasser zur Existenz nothwendig zu haben. Vom Chamäleon glaube ich das Gleiche. Ich erinnere noch daran, daß wir einst im libyschen Sandocean, wo seit Jahren eine solche Dürre geherrscht hatte, daß sogar die Akazien gestorben waren (oder waren sie an Altersschwäche oder sonst einer Ursache zu Grunde gegangen?), unter einem Felsen eine große Schlange fanden, lebhaft und wohlausgebildet. Seit wie vielen Jahren hatte sie vielleicht ohne Wasser dort gelebt! Weshalb auch nicht? Ich finde nichts Wunderbares darin, daß Thiere und Pflanzen ihren Wasserbedarf aus der Luft entnehmen, sowie aus dem Minimum von Feuchtigkeit, das in der Erde enthalten ist.

Wir sind nach der Oase Djofra gekommen unter den ungünstigsten Umständen für die Entwickelung der Pflanzen. Seit Jahren hat es im Djebel Ssoda und in den übrigen umgrenzenden Gebirgen nicht geregnet, und der Winter 1878 bis 1879 war für ganz Tripolitanien ein besonders trockener und heißer; während unter normalen Verhältnissen gewiß bis hierher die Feuchtigkeit der Luft durch bedeutend größeren Gehalt im Winter sich kennzeichnet, ist das auch in diesem Jahre nicht der Fall gewesen. Auf dem ganzen Wege, vom Mittelmeer bis hierher, litten wir unter diesen Einwirkungen: überall vertrocknete Pflanzen, fast nirgends frisches Grün und Blumen.

An Baumbestand giebt es wildwachsend in Djofra nur die zwei Geradh- und Talhr-Mimosen, den Sarach- und den Ethelbaum; diese wachsen aber jetzt ebenso lustig, als wären sie gestern begossen. An anderen wildwachsenden Pflanzen findet man jetzt nur vereinzelte Kräuter, welche den Kameelen Weide geben, aber ich zweifle keinen Augenblick, daß während eines anderen Winters sich eine viel üppigere Flora entwickelt.

Unbeeinflußt vom Regen und vom Thau, befinden sich die Palmengärten, welche durch aus dem Brunnen gehobenes Wasser gespeist werden, in wirklich vorzüglichem Zustand. Und es scheint fast, als ob den Palmen auch eine gewisse Grenze des Alters gezogen wäre, um reichlich und alljährlich zu produciren. Denn wenn die Araber behaupten, je älter eine Palme sei, desto besser und voller trüge sie, und sogar von tausendjährigen Dattelbäumen erzählen, so mag Jeder davon halten, was er will. Ich kann mich nur darauf beschränken, anzuführen, daß im Kriege mit dem in Tripolitanien weitbekannten Abd-el-Djelil dieser sämmtliche Palmen abhauen ließ, mit Ausnahme eines einzigen Haines, welcher Besitzthum eines seiner Freunde war. Thatsache ist nun, daß jene so hohen, alten, ehrwürdigen Palmen, welche weit sichtbar aus den jungen hervorragen, lange nicht so ergiebige Ernten liefern wie die frischen, welche neben den abgehauenen Stümpfen herausgewachsen sind. Sie sind etwa 30 Jahre alt. Man kann sich aber auch in der That keinen von Kraft und Stärke strotzenderen Palmenwald vorstellen, als der es ist, der die Gärten von Hon, Kessir, Sokna und Nadan beschattete.

Natürlich ist wie in allen Oasen so auch hier die Palme der Hauptreichthum der Bewohner, sie bildet den Durchschnittsreichthum der Eingeborenen, je nachdem einer mehr oder weniger davon besitzt, kennt man sein Vermögen. Wenn die besten Früchte dieses edlen Baumes sich wohl auch nicht mit denen von Tafilet, Tuat und Draa messen können, so stehen sie doch keineswegs an Aroma und Süßigkeit hinter denen des Djerid und der Oasen Algeriens zurück. Letztere beiden werden, so viel mir bekannt, allein bis jetzt auf den europäischen Markt gebracht. Es könnten die hiesigen Datteln, selbst bei dem ziemlich theuren Transport von hier nach Tripolis, zu 8 Mk. die Kameellast (d. h. 24 Frcs. für ca. 350 Pfd.) dennoch einen lohnenden Gewinn abwerfen. Eine Kameellast Datteln der feinsten Sorte in der Zeit der Ernte gekauft, würde für ca. 12 Frcs. zu beschaffen sein. 350 Pfd. Datteln für 12 Frcs. oder 10 Mk. Und wenn irgend ein Haus sich einrichten wollte, eigene Leute, eigene Kameele zum Fortschaffen zu halten, dann würde sich der

Transport noch billiger beschaffen lassen. Es ist mir nicht möglich gewesen, auch nur annähernd zu constatiren, wie viel Datteln in dieser Oase alljährlich producirt werden. Wenn man aber annimmt, daß etwa 300000 Palmen in der ganzen Einsenkung sein dürften und jeder Palmenbaum ca. 3 Centner liefert, so würde das im Ganzen ca. 900000 Centner Datteln ergeben!

Diese Datteln nun bilden die Nahrung für die Oasenbewohner selbst, und außerdem entnehmen davon die Orfella und zum größten Theil auch die Tarrtona. Beide letztgenannten Stämme beziehen ihre Datteln von Djofra. Sie liefern dafür Oel und Korn. Für etwa $1^1/_2$ l Oel wird an Datteln mindestens ein Neuscheffel (1 hl) gegeben. Natürlich sind dies nicht die feinsten Datteln, aber bei sorgfältiger und namentlich reinlicher Behandlung würden selbst diese auf jeden europäischen Tisch kommen können. Es giebt in Djofra keine schlechten Dattelsorten, wie z. B. in Tuat, in Rhadames oder Fesan. Unsere Kameele z. B. bekommen als Futter dieselben Datteln, von denen auch unsere eingeborenen Diener frühstücken. Die vorzüglichsten Datteln sind die Birni.

Die Palme und ihre köstliche Frucht unterliegt hier demselben Gebrauch wie in allen übrigen Oasen. Der Palmbaum ist so recht der „Diener für Alles“. Es giebt kaum etwas in der Oase, mit dem nicht irgend ein Theil dieses Baumes in directer oder indirecter Verbindung stände. Aus den gekochten Früchten bereitet man auch hier einen vorzüglichen Syrup, der vorzugsweise zur l'Asseda, d. h. süße Gerstenmehlpolenta, genossen wird. Auch werden im Frühjahr zahlreiche Palmen angezapft, um Lakmi oder, wie man häufiger sagt, Lokbi zu gewinnen, jene milchige, süße Flüssigkeit, welche, wenn sie in Gährung übergegangen ist, berauscht. Wenn man den Aussagen der Eingeborenen Glauben schenken darf, so leben in den letzten Wochen, dicht vor der Ernte, wenn die Dattelvorräthe verzehrt sind, die armen Leute fast ausschließlich vom Safte der Dattelpalmen. Die Oasenbewohner behaupten, der Lokbi würde nur süß getrunken, das gegohrene Getränk würde nicht genossen.

Die Zeit der Dattelernte fällt hier zwischen Juli und October; so frühreife wie in Tuat und Draa scheint es hier nicht zu geben. Die frühreifen blühen zuerst im Monat Januar, die große Mehrzahl, namentlich die edleren Sorten, blüht aber erst im März, ja einige erst im April. Mit einem einzigen männlichen Baum kann eine große Zahl weiblicher Palmen befruchtet werden, aber diese ist unbedingt nothwendig, um gute Früchte zu erzielen. Die Fortpflanzung der Dattelpalmen geschieht nur mittelst Setzlingen, welche neben den großen an der Wurzel hervorsprießen, nie aber aus Samen. Letzteres Verfahren würde viel zu viel Zeit erfordern, da die Dattelpalmen sehr langsam wachsen. Ein kräftiger Setzling kann, wenn er gut gepflegt, namentlich regelmäßig oder doch oft begossen wird, schon nach sechs bis acht Jahren Früchte tragen. Die Palmen, welche hinreichend Wasser haben, namentlich die, welche mit ihren Wurzeln die Wasserschicht erreichen — und das ist in sehr vielen Oasen der Fall —, tragen jedes Jahr Früchte.

Die übrigen vorkommenden Fruchtbäume in Djofra beweisen, daß das Klima noch nicht die Hitze erreicht wie z. B. in Fesan. Es muß das der nördlicheren Lage sowie dem Umstand zugeschrieben werden, daß im Süden das höhere „schwarze Gebirge“ sich befindet, während verschiedene Pässe nach dem Norden den kühlenden Winden von dieser Seite Eingang verschaffen. Man findet Oliven, Weintrauben, Feigen, Aprikosen, Pfirsiche, Quitten und Granaten; einige andere Obstsorten würden wohl noch gedeihen, wenn man sie angepflanzt hätte. Man findet außerdem die Baumwollenstaude, obschon die Bewohner nicht Baumwollenstoffe herstellen, sondern höchstens Fäden daraus drehen. An Getreide wird Weizen und Gerste im Winter, Ksol (Negerhirse) im Sommer gebaut. Weiße Rüben, Karotten, Sauerampfer, Zwiebeln, Knoblauch, Tomaten, rother Pfeffer, Eierpflanze und eine Pflanze, Tafrit (sie war jetzt eben erst im Keimen begriffen, die Blätter sahen grasartig aus, sollen sowie die Blüthen gegessen werden) genannt, bilden die Gemüse. Melonen verschiedener Art und Gurken werden auch gezogen. Blumen, selbst Rosen und Jasmin, findet man nirgends in den Gärten, und als besonders auffallend erwies

sich mir die Abwesenheit jeglichen Unkrauts und wild wachsender Blumen und Kräuter in den Gärten. Ein Quakengras und Malven sind das Einzige, was längs der kleinen Wasserrinnen wild wachsend anzutreffen ist. Nirgends ein Blümchen zu erblicken!

Die Bearbeitung der Gärten geschieht in derselben Weise und mit denselben Instrumenten wie in den übrigen Oasen. Bei so kleinen Verhältnissen ist die Anwendung des Pfluges ganz und gar ausgeschlossen. Man bedient sich einer spitzen und einer unten geradlinigen Hacke aus Eisen mit kurzem Stil. Küchenabfälle, Dünger, Straßenkehricht, welches Alles in kleinen Körben auf Eseln herausgeschafft wird, dient zur Auffrischung der Erde. Da die Brunnen nicht tief sind, so hat die Bewässerung keine Schwierigkeit, das Wasser zu heben; sie ist ebenfalls die allgemein übliche: mittelst eines doppelmündigen Schlauches, welcher von einem eine abschüssige Bahn hinabgetriebenen Esel heraufgezogen wird, läuft das Wasser in ein Reservoir, von dem sodann die Berieselung der Felder erfolgt. Zum Begießen der Gärten müssen somit mindestens zwei Arbeiter thätig sein, einer, der den Schlauch und den Esel überwacht, und ein zweiter, der das Berieseln der Felderchen leitet. Diese sind äußerst klein, viereckig und kaum von 1 qm. Man berieselt hier jeden siebenten Tag die Getreide und Gemüse, während das Grünfutter, welches drei bis vier Jahre stehen bleibt, nur alle zehn Tage Wasser erhält.

Die Gärten selbst sind musterhaft gehalten und fast alle von Mauern umfriedigt. In jedem größeren Garten befindet sich außerdem, meist dicht beim Brunnen gelegen, eine Sommerwohnung, von denen einige den Namen Villa verdienen könnten, wenn man sie mit bescheidenen Augen betrachtet. Zur Zeit der Ernte, namentlich wenn man anfängt die Datteln einzuheimsen, siedeln dann die Bewohner der Ortschaften nach den Gärten über, um Alles unter unmittelbarer Aufsicht zu haben. Die Pflege der Gärten, das langweilige Aufziehen des Wassers, das Umarbeiten des Bodens, das Schneiden des Getreides, sowie das Pflücken der Datteln ist fast ausschließlich Arbeit der hier ziemlich zahlreich vertretenen Sclaven.

Die Oase hat drei Ortschaften, welche fast genau auf einer Linie, von Westen nach Osten, liegen: Sokna am westlichsten, Kessir, Oesir oder Guesir ein großer Palmengarten folgt sodann, etwas nördlich davon liegt der zweite Ort Hon und am weitesten nach Osten Nadan oder, wie Lyon und Ritchie, welche zuerst nach Nadan hingekommen sind, in englischer Manier schreiben: Wadan. Bemerkt soll übrigens werden, daß Kessir, ein großer Palmengarten, wie z. B. der, welcher unter dem Namen Mschia bei Tripolis gelegen, bevölkert ist; es wohnen dort Familien von Sokna und Hon, denen er überhaupt zugehört, vorzugsweise jedoch Fesasna oder Fesaner, welche sich hier als Arbeiter der eben genannten Orte ein Heim gegründet haben.

Bei den complicirten Eigenthumsverhältnissen in Nordafrika, wo z. B. dem Grundeigenthümer sehr häufig die darauf stehenden Dattelpalmen oder Oelbäume nicht gehören, sondern einem Anderen,* welcher Fall durch Verkauf, durch Erbschaft, durch Verheirathung &c. oft vorkommt, ist es gar nicht zu verwundern, daß nicht nur häufig Familienstreitigkeiten, sondern auch, wenn Ortschaften sich begrenzen oder doch nahe liegen, blutige Fehden entstehen durch die verschiedenartigen Ansichten über das Mein und Dein.

Ein solcher Fall lag hier in der That vor und kam zum Austrag, wie ich im Anfange dieses Aufsatzes bemerkt habe, während der letzten Dattelernte, im Herbst 1878. — Natürlich handelte es sich hier auch um die Eigenthumsrechte der Palmen, der Feigen, Pfirsiche und der liegenden Gründe und zwar in Kessir.

Topographisch eigentlich zu Hon gehörend, denn die Palmengärten Hons verschmelzen sich mit denen Kessirs, ist es im Laufe der Jahrhunderte aber doch so gekommen, daß durch Verheirathungen, welche zwischen den Bewohnern beider Orte stattfanden, oder auch durch Ankauf von Land und Bäumen seitens der viel reicheren Soknenser thatsächlich zwei

---

* Gerade in diesen Tagen ereignete sich noch in Sokna der Fall, daß ein Individuum, welches längere Zeit krank gewesen war, eine prächtige Dattelpalme der Sanya Sidi Snussi hierselbst einem Kloster urkundlich schenkte; die Palme steht inmitten eines Gartens.

Drittel des Besitzthums sich in den Händen der letzteren befanden. Nimmt man dazu die vorhin angedeuteten verwickelten Eigenthumsrechte, so erklärt sich der Haß und die Abneigung beider Orte gegen einander. Dazu kommt noch, daß die Einwohner Sokna's der Mehrzahl nach Berber, die von Hon Araber sind. Bei dem Einheimsen der Datteln entspann sich Streit, der Streit ging in eine Schlägerei über, und von der Schlägerei kam es zu einem regelrechten Gefecht, bei welchem sechzehn Honenser und zwei Soknenser getödtet und eine verhältnißmäßig große Zahl Verwundeter auf beiden Seiten davongeschleppt wurden. Daß bei den Bewohnern Hons mehr Getödtete und Verwundete vorgekommen sind als bei denen Sokna's, erklärt sich daraus, daß der Palmenwald von Kessir dem von Hon ganz nahe gelegen ist. Die Honenser kamen ohne Waffen alle Tage zur Ernte, waren vielleicht auch nicht vorbereitet, während die ca. 10 km von Sokna kommenden Leute mit ihren Gewehren erschienen und höchst wahrscheinlich den Ueberfall und Angriff vorher geplant hatten.

Bei unserer Ankunft in Sokna war die Feindseligkeit zwischen beiden Orten noch im vollen Gange. Die Bewohner beider Städte hatten allen Verkehr mit einander abgebrochen, keiner wagte sich über das Weichbild seines Heimathortes hinaus. Mit uns kam indeß zur Pacificirung von Tripolis ein Detachement Cavallerie. Als bald darauf auch der Gouverneur von Fesan, der den Rang eines Mutassarif hat und Ali Bei heißt, mit einer Compagnie Soldaten eintraf, dauerte es nicht lange bis zum Friedensschluß; jetzt bedarf derselbe nur noch der Bestätigung des Vali (Generalgouverneur) von Tripolitanien, welch' hoher Posten in diesem Augenblick von Mahmud Damadh Pascha, dem Schwager des Sultans, bekleidet wird.

Der von Ali Bei patronisirte Frieden wurde dadurch eingeleitet, daß beide Orte vor Allem eine Steuer zu entrichten hatten, Sokna 16000 und Hon 8000 Piaster. Sodann wurde den Einwohnern ersterer Stadt eine Buße von 22000 Piastern auferlegt, zu zahlen an die Angehörigen der Getödteten von Hon; diejenigen, welche Sokna im Gefecht verloren hatte, waren bei diesem Strafgeld berücksichtigt worden. Jetzt, wenn das Geld auch noch nicht erlegt worden, ist der Verkehr wieder eröffnet, da beide Parteien sich mit den auferlegten Bedingungen einverstanden erklärt haben.

Im Grunde genommen eine höchst einfache Justiz, über die man in Europa vielleicht lächeln wird. Da wird Niemand wegen schweren Landfriedensbruches persönlich bestraft, obschon man sehr gut die Hauptrádelsführer und Hauptmörder kennt. Da wurden keine Verhöre vorgenommen, da wurde nichts protokollirt, sondern als beide Theile sich mit der Sühnsumme einverstanden erklärten (ursprünglich sollten für jeden Getödteten 20000 Piaster bezahlt werden), wurde darüber ein von beiden Parteien unterschriebenes Protokoll aufgesetzt und dies Schriftstück der Regierung in Tripolis zur Bestätigung zugeschickt.

Wenn ich dies Bild von dem Rechtsleben in den Oasen skizzirt habe, so ist dasselbe nur entworfen in der Absicht, um die Zustände in einem der bestregierten Staaten Nordafrika's wiederzugeben. Denn das kann in der That behauptet werden, daß innerhalb des türkischen Gebietes in Tripolitanien die verhältnißmäßig größte Sicherheit herrscht.* Daß dieselbe aber auch nur relativ ist, geht genugsam aus dem eben Geschilderten hervor. Kehren wir jetzt noch einmal zur Oase zurück.

Politisch bildet Djofra ein eigenes Kaimmakamlik, welches zu Fesan gehört. Fesan selbst ist eins der vier Mutassarifiate des Valayat Tripolitanien. Der Sitz des Kaimmakam ist in Sokna, die übrigen Orte haben eine Midjeles (Rathsversammlung), denen ein Schich vorsteht. Was die polizeiliche Gewalt anbetrifft, so hat der Kaimmakam vier Sabtieh (Polizisten) zu seiner Verfügung, welche uniformirt und besoldet sind, und in gewöhnlichen Zeiten genügt diese Macht auch vollkommen, um die Autorität der Regierung aufrechtzuerhalten. In den übrigen Orten wird keine besondere Polizei geübt, Alles regelt sich dort nach dem Herkommen. An Steuern bezahlen die Bewohner der Oase ca. 100000

* Natürlich kann mit Algerien und selbst mit Aegypten kein Vergleich aufgestellt werden.

Piaster, davon kommen auf Sokna 33000 Piaster, auf Hon 28500 Piaster und auf Nadan nur 7490 Piaster. Die Schürfa dieser Stadt geben aber eine freiwillige Gabe von 25000 Piastern. Keffir entrichtet keine Abgaben, da die dort sich aufhaltenden Fesaner als Fremde oder Gäste betrachtet werden. Zum Militärdienst wird Niemand herangezogen, wie denn überhaupt in ganz Tripolitanien bis jetzt gar keine Bestimmung darüber besteht, wer dienen muß und wer ausgeschlossen ist. Man nimmt eben die Soldaten einfach, wo man sie findet, man preßt sie, man wirbt an durch ein kleines Handgeld, aber von einer regelmäßigen Aushebung ist noch nie die Rede gewesen. Tripolitanien ist eben eine Provinz, um die man sich in Constantinopel gar nicht kümmert; jeder Gouverneur thut, was ihm beliebt. Daher haben auch die allgemeinen Gesetze für das ottomanische Reich in den seltensten Fällen Anwendung in dieser Provinz. Von einer Beschickung des Parlaments in Constantinopel hat man z. B. in Tripolitanien nie etwas gehört. Was sollte dort auch wohl ein Bewohner von Fesan machen? oder ein Beduine aus der Syrte? Der bloße Gedanke ist schon lächerlich.

Es ist äußerst schwer, auch nur annähernd Angaben zu machen über die Zahl der Bewohner der Oase. Sokna wird meist mit einer Einwohnerzahl von über 2000 Seelen angegeben, und doch dürften höchstens 1500 Menschen vorhanden sein. Im Ganzen dürften in der Oase nicht mehr als ca. 5500 Menschen wohnen.* Nach ihnen bestehen sie aus Schürfa (Abkömmlinge Mohamed's, die, wenn sie echt sind, natürlich auch zu den Arabern gerechnet werden müssen), aus Arabern, aus Berbern und Fesasna. Die Abgeschlossenheit der Oase, das Durcheinanderheirathen hat aber eine so große Vermischung aller hervorgebracht, daß bei keinem dieser Stämme von einer vollständigen Reinheit desselben die Rede sein kann. Die Fesasna müssen ohnedies wohl schon als ein Mischlingsvolk betrachtet werden. Mit Ausnahme der Bewohner Sokna's, welche sich von den übrigen doch wenigstens durch ihre Sprache abtrennen, welche dem großen Berbergebiet angehört, sind daher äußerlich die Bewohner der Ortschaften durch besondere Merkmale nicht zu unterscheiden.

Es ist mir absolut unmöglich gewesen, irgend einen bemerkenswerthen Unterschied zwischen den Leuten von Nadan, Hon und Sokna aufzufinden, nur daß letztere, was ja allerdings äußerst wichtig ist, berberisch reden, während die übrigen arabisch sprechen. Die Bewohner von Djofra sind von mittlerer Statur, haben gelbliche, oft bronzene Hautfarbe, schwarzes Haar, welches meist kraus ist, ohne so kurz und wollig wie bei den Negern zu sein. Die Augen, durchweg schwarz, sind nicht übermäßig groß, aber auch nicht so klein und stechend wie z. B. bei den Bewohnern Sinah's. Da es unmöglich war, wegen des Fanatismus und der Vorurtheile der Bewohner Messungen mit dem Tasterzirkel und dem Meßband anzustellen, so muß man sich schon mit diesen Angaben begnügen. Die übrigen Gesichtszüge und namentlich der ganze Aus-

* Es sei mir gestattet, hier meiner Meinung Ausdruck zu geben, daß die in den neuesten geographischen Lehrbüchern angegebene Seelenzahl Afrika's viel zu hoch gegriffen zu sein scheint. Wenn man bedenkt, daß der äußerste Norden, etwa bis zum 30° n. Br., sehr dünn bevölkert ist und, hoch gerechnet, von Marokko bis nach Aegypten hin kaum 15000000 Seelen enthält; wenn man dann erwägt, daß zwischen dem 30° und 15° n. Br. von Bevölkerung kaum die Rede sein kann — hier kann man oft zehn bis zwanzig Tagemärsche reisen, ohne auf einen einzigen Menschen, geschweige auf eine feste oder Nomaden-Niederlassung zu stoßen —, so bleibt für die übrige hohe Zahl von 185000000 Einwohnern der Raum vom 15° n. Br. bis zum Cap. Und selbst wenn wir in dem ebenerwähnten Raum zwischen dem 30° und 15° n. Br. 5 Millionen Seelen annehmen wollen, was aber gewiß sehr reichlich bemessen ist, dann käme auf das übrige Afrika immerhin noch eine Seelenzahl von 180000000. Man betrachte nun einmal auf der Karte den verbleibenden Raum für die 180000000 Seelen, man ziehe den Platz in Erwägung, den die großen Seen einnehmen, man denke an die Kalahari-Wüste und lese dann die Berichte der Reisenden, welche wohl von großen Städten und Ortschaften berichten, aber auch fast täglich vermelden, daß sie stundenlange unbewohnte Gegenden, große Wälder und unbesiedelte Wildnisse durchziehen müssen, und man wird finden, daß die Angabe von 200000000 Einwohnern, welche in den heutigen Lehrbüchern der Erdkunde Afrika vindicirt werden, viel zu hoch, wenn nicht um das Doppelte zu hoch gegriffen ist. Man staunt in der That, wenn man liest: Afrika hat über 200000000 Einwohner.

druck derselben sind weit entfernt davon, regelmäßig oder gar schön zu sein. Es ist indeß eine große Verschiedenartigkeit hinsichtlich der Züge zu constatiren. Und es muß dies auch wohl der steten Vermischung zugeschrieben werden. Man bedenke nur, daß Sokna an der Hauptstraße gelegen ist, welche überhaupt von Tripolitanien aus nach den sudanischen Ländern führt. Es kommt sodann noch hinzu, daß sich ein großes Contingent Schwarzer in der Oase als Freie und Sclaven befinden und Heirathen auch mit den Negern nichts Seltenes und Ungewöhnliches sind. Man wird es deshalb auch nicht wunderbar finden, daß man ebenso vielen Adlernasen wie eingebogenen, ebenso vielen wulstigen Lippen wie schmalen begegnet. Magerkeit — es giebt in der ganzen Oase keinen wohlbeleibten Mann — herrscht vor, Häßlichkeit ist allgemeiner als Schönheit. Ja, durch eigentliche Schönheit dürfte in der ganzen Bevölkerung kein einziges Individuum ausgezeichnet sein. Hände und Füße sind meist ungewöhnlich klein. Vielleicht ist das bedingt durch die geringe Arbeit und das wenige Gehen.

Was Charakter und Temperament anbetrifft, so erlaube ich mir kaum ein Urtheil. Die meisten halbcivilisirten Völker und namentlich die, welche von ihnen Mohamedaner sind, verstellen sich den Europäern gegenüber, heucheln und zeigen sich ganz anders, als sie in Wirklichkeit sind. Erst nach langem Verweilen unter ihnen könnte man es wagen, sich eine Meinung zu bilden. Aber auch unter einander wird Wahrheit, Aufrichtigkeit, Treue und Ehrlichkeit nur dann geübt, wenn es unumgänglich nothwendig ist, wenn man diesen Tugenden nicht aus dem Wege gehen kann. Das ist übrigens bei allen Völkern der Fall, deren ganzes Leben sich nur auf solche religiöse Grundsätze stützt, welche an und für sich schon zur Heuchelei Veranlassung geben. Die Bewohner scheinen nicht streitsüchtig zu sein, trotz des eingangs Dieses mitgetheilten Falles zwischen den Soknensern und den Bewohnern von Hon. Sie sind auch nicht lebhaft, sondern eher indolent. Von Fanatismus ist kaum die Rede, und auch ihren religiösen Pflichten scheinen sie mit keinem großen Eifer nachzukommen. Die Trägheit, welche sie zur Schau tragen, ist Folge ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse, weil die große Zahl der Sclaven für die eigentlichen Bewohner jede Arbeit überflüssig macht. Gastfreundschaft wird gerade nicht sehr geübt, wenigstens nicht wie im nordwestlichen Afrika. Da die Bewohner der Oase hinlänglich durch Palmenzucht und Gartenbau ihren Unterhalt finden, so trifft man bei ihnen weniger jenen Hang zum Reisen an wie in den übrigen isolirten Wüsteninseln, z. B. in Rhadames, Djolo und Sinah. Ihr Gebiet reicht noch hin, sie zu ernähren, und nur Sokna stellt ein kleines Contingent solcher, welche, um Handel zu treiben, sich Jahre lang ins Ausland begeben. Die Frauen sind wie die aller nordafrikanischen Völker bedeutend kleiner an Statur als die Männer. Da von allzu großer Scheu bei ihnen keine Rede ist, hatte ich oft genug Gelegenheit, sie betrachten zu können. Alte Weiber, Frauen, Jungfrauen und Mädchen im zartesten Alter — alle sind häßlich, schmutzig und abstoßend.

Die Tracht der Bewohner ist ganz dieselbe wie die der Nordafrikaner überhaupt, ebenso die der Frauen, bei denen jedoch schon häufig das dunkelblaue Kattungewand vorwaltend ist. Tätowirungen sind selten, dahingegen hat fast jeder Erwachsene einen Ring von Silber oder die Armen auch von Messing am kleinen Finger der Rechten. Amulette am Kopf, auf der Brust, an den Oberarmen, meist in Koransprüchen bestehend, welche sich in kleinen Ledersäckchen befinden, fehlen bei keinem. Alle sind beschuht, und viele tragen im Winter Strümpfe. Ein Drittel der Männer trägt sogar Hosen. Die Frauen tragen Halsbänder aus Bernstein und Glasperlen, große Ohrringe aus Silber oder Kupfer, Fußknöchelringe aus verschiedenem Metall. Männer wie Frauen, Alt und Jung, alle lieben es, die Augenlider mit Kohöl (Antimon) zu umpinseln; außerdem färben die Frauen und Mädchen ihre Hände und besonders die Nägel mit Henneh.

Die Heirathen werden früh abgeschlossen, und jeder Mann ist verheirathet. Die eheliche Verbindung erfordert auch nicht viel. Der reiche Mann muß seiner Zukünftigen zehn Anzüge

schenken (ein Anzug, d. h. ein Hemd, oder ein Umschlagetuch, oder eine Jacke — Alles wird Anzug genannt), darunter einen von Seide. Das Ganze hat etwa einen Werth von 200 bis 300 Piastern.* Der Arme giebt nur einen Anzug. Trotzdem jedes männliche Individuum heirathet und trotzdem — nach den Aussagen der Bewohner — mehr Knaben als Mädchen geboren werden, giebt es alte Jungfern, welche keinen Mann gefunden haben. Ein allerdings seltener Fall, den ich sonst nirgends in Nordafrika gefunden habe. Vielleicht dürfte der Grund darin zu erblicken sein, weil viele Männer sich mit einer Negerin verheirathen, während der umgekehrte Fall, daß ein Neger (wenigstens so lange er ein Sclave ist) eine Weiße heirathet, wohl nie vorkommt. Die Zahl der verabschiedeten Frauen (Hadjela, Wittwen) ist sehr groß und Folge des abscheulichen Religionsgesetzes, nach welchem sich jeder Muselmann wegen eines Nichts von seiner Frau scheiden kann. Vielweiberei kommt fast gar nicht vor, dazu ist die Bewohnerschaft zu arm.

Einen gemeinsamen Verband aus sich selbst heraus bilden die Bewohner nicht; Niemand betrachtet die Oase als sein Vaterland, noch weniger Tripolitanien oder gar das ganze Reich der Osmanli. Jeder kennt nur seinen Ort: Hon, Sokna und Nadan. Die mohamedanische Religion hat ihren Bekennern nie patriotische Gefühle, sondern nur Glaubensgefühle gestattet. Ein Soknenser würde es gar nicht begreifen können, weshalb er sich für ganz Tripolitanien erwärmen sollte, ebenso wenig wie ein Tripolitaner sich irgend etwas aus seiner Eigenschaft als Unterthan der Türkei macht. Einen Glaubenskrieg würde Jeder mitmachen, ebenso in den Kampf gehen, um sein persönliches Eigenthum oder das seiner nächsten Verwandten zu schützen, aber darüber hinaus gehen auch diese Gefühle nicht. Natürlich hat die Türkei nie etwas gethan, um bei den Unterthanen das Vaterlandsgefühl zu wecken. Andere mohamedanische Herrscher auch nicht. Es giebt z. B. keinen Marokkaner, der sein Vaterland liebte, er schätzt nur seinen Stamm oder seine Stadt, in der er geboren wurde oder in der er wohnt.

Die Oasenbewohner bekennen sich zum malekitischen Ritus der mohamedanischen Religion, welcher überhaupt in ganz Nordafrika Norm ist und zu dem sich alle Mohamedaner dieses Erdtheils bekennen, mit Ausnahme der wenigen türkischen Beamten in Aegypten und Tripolitanien. Von religiösen Orden giebt es nur zwei, den der Snussi und den von Muley-Abd-es-Ssalem. Die Mitglieder des ersteren werden von vielen Mohamedanern für Anhänger einer fünften Glaubensrichtung gehalten, was aber thatsächlich nicht der Fall ist, da die Snussi sich innerhalb des malekitischen Ritus bewegen. Was sie allein von den Malekiten unterscheidet, ist, daß sie bei der ersten Position zum Gebet die Hände auf der Brust kreuzen, während Sidna Malek das Herabhängen der Arme für ein erforderliches Attribut der ersten Bewegung beim Gebet erklärt. Im Uebrigen zeigen sich bekanntlich die Snussi durch größeren Glaubenseifer, durch mehr Haß gegen Andersgläubige, durch eine straffe Organisation und Disciplin ihrer Angehörigen und durch große Proselytenmacherei aus. Klug genug, haben die Vorgesetzten und die Stifter dieser Richtung erkannt, daß, um zum Zweck zu kommen, in unseren Tagen nicht mehr das Schwert wie ehedem, also die rohe Gewalt zu benutzen sei, sondern daß man Geld und Güter sammeln, den Einfluß auf die Frauen gewinnen und vor Allem den Unterricht der Jugend zu leiten habe. Auf diese drei Dinge haben sie ihr Hauptaugenmerk gerichtet, und sie zu erreichen und zu gewinnen, gilt ihr ganzes Streben. Es ist ihnen dabei natürlich nicht um Belehrung und Aufklärung der Jugend zu thun, wie denn überhaupt in den Schulen der Mohamedaner davon keine Rede sein kann, sondern nur darum, den Kindern von vornherein einzuprägen, daß nur sie, die Snussi, die wahren Ausleger des Koran seien, daß nur durch die Befolgung *ihrer* Vorschriften das jenseitige ewige Leben gewonnen werden könne. Aber auch für die Mohamedaner kommen heute solche Lehren zu spät, vielleicht haben sie noch Wirkung in einigen ganz abgelegenen Oasen oder in den nördlichen Negerländern, aber innerhalb des

* Ein Piaster hat 19 Pfennige.

türkischen Reiches heißt es auch: zu spät. So ist denn auch in der Oase Djofra der Einfluß der Snussi nicht bedeutender als der der anderen religiösen Genossenschaft. Es ist die türkische Regierung, welche keine Uebergriffe duldet und von einer Herrschaft der Snussi, wie dieselben sie träumen, nichts wissen will.

In den Schulen der Ortschaften wird in der That nichts Anderes gelehrt als Buchstaben malen und Buchstabiren. Einige bringen es zum stümperhaften Lesen und Schreiben, aber Alle wissen einige Capitel des Koran auswendig, welches zum Beten unbedingt erforderlich ist. Wollen besonders wißbegierige Jünglinge weiterkommen, d. h. fertig lesen und schreiben lernen, dann gehen sie auf einige Jahre nach Tripolis, nach Bengasi oder auch die in den Snussi-Schulen Gebildeten nach Sarabul (Sarabul liegt in der Oase des Ammon), dem Religionscentrum derselben.

In jeder der drei Ortschaften ist eine Moschee, in der Freitags das Chotbah, Gebet, verlesen wird, und von allen übrigen Minarets wird zu den vorgeschriebenen Stunden ins Gebet gerufen, welchem die Meisten Folge geben; darauf beschränkt sich aber auch das religiöse und geistige Leben der Bewohner Djofra's.

Es ist möglich, daß unter anderen Verhältnissen — man erinnere sich des eingangs Dieses geschilderten Zwistes, welcher eine starke Execution zur Folge hatte — das Leben der Bewohner eine veränderte Physiognomie trägt; aber in diesem Augenblick hat es den Anschein, als ob aller Orten Trauer wäre. Und selbst Nadau, was doch nicht in Mitleidenschaft gezogen ist, macht davon keine Ausnahme. Von Belustigungen ist nirgends die Rede. Der Gesang der Bewohner ist der monotonste, den man sich denken kann. In Sokna z. B. hört man nichts weiter als die Töne c̆ d̆ e̅s̅, d̆ c̆ e̅s̅; d̆ c̆ e̅s̅, d̆ c̆ c̄, c̆ d̆ e̅s̅; c̆ d̆ e̅s̅; c̆ d̆ e̅s̅. — Das ist ihr Nationallied. Man hört es Nachts, wenn der Mudhen ins Gebet gerufen hat, denn sicher verfehlt er dann nicht, jene Melodie noch mit in den Kauf zu geben. Man hört es früh Morgens, wenn die Leute aufstehen, und Abends, wenn sie sich nach ihrem harten Tagewerk, das im Nichtsthun besteht, zur Ruhe begeben.

Wenden wir uns jetzt den einzelnen Orten zu, so gebührt Sokna vor Allem betrachtet zu werden. Die Stadt verdankt ihre Bevorzugung hauptsächlich dem Umstand, daß sie unmittelbar an der großen Karawanenstraße gelegen ist. Sokna ist der einzige Ort, wo einige kleine Buden sind, in denen alle Tage verschiedene Gegenstände verkauft werden: Kaffee, Zucker, einige Gewürze, Kattunstoffe, wollene Tücher (Abbei, Hanli oder Haïk genannt), rothe, gelbe und gestickte Schuhe, Seife, Kerzen, Zündhölzchen (wie vor Jahren, so auch jetzt noch immer österreichisches Fabricat), Pulver, Kugeln, eiserne Hacken, hölzerne Schüsseln, das dürfte wohl so ziemlich das Waarenverzeichniß einer jeden Bude sein. Diese selbst bilden kleine Zimmer zu ebener Erde, haben nur eine Thür, welche zugleich Fenster ist. Mitten in seinem Krimskrams sitzt der Eigenthümer, der zugleich auch mit allen Gegenständen handelt und statt Geld natürlich auch Nahrungsmittel oder andere Gegenstände in Austausch nimmt.

Eigenthümlicherweise hat sich neben dem österreichischen Maria-Theresien-Thaler vom Jahre 1780, welcher ja überhaupt in Tripolitanien und Nordcentralafrika die bevorzugte große Münze bildet, hier sowie im Gebiet der Orfella, aber auch nur hier, als Kleingeld ebenfalls eine österreichische Münze eingebürgert: das Zehnkreuzerstück vom Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre. Es gilt einen Piaster, während der Maria-Theresien-Thaler 24 Piaster Werth hat. Goldmünzen sind hier nur mit Verlust loszuwerden, im Gegensatz zur Stadt Tripolis, woselbst man dabei verdient. Noch weiter nach dem Süden werden bekanntlich Goldmünzen gar nicht mehr aufgenommen.

Die europäischen Waaren, welche hier verkauft werden, kommen natürlich alle von Tripolis und sind meistens französischen und englischen Ursprungs. Gewöhnlich wird hier schon der doppelte Preis für das verlangt, was man in Tripolis für denselben Gegenstand zahlt. Bei der Weite des Weges — eine Karawane braucht immer durchschnittlich 18 Tage, um vom Meere hierherzugelangen — und bei den Kosten, welche sich von Tripolis bis Sokna immerhin für eine Kameellast

(ca. 4 Centner) auf 8 bis 10 Mahbub (32 Mark = 10 Mahbab) belaufen, kann man gegen einen solchen Aufschlag auch nichts einwenden.

Im Uebrigen sieht es schlimm um Handel und Wandel aus, die Bewohner sind eben Gartenbauer. Es sind z. B. die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, wie Brot und Fleisch, Milch und Gemüse, nur mit großer Mühe zu beschaffen. Ein regelmäßiger Verkauf der genannten Gegenstände findet nicht statt. Für Fremde ist das natürlich sehr unangenehm.

Sokna, ein unregelmäßiges Pentagon, ist von einer ca. 5 m hohen Mauer umgeben, welche natürlich nur gegen Flintenschüsse Schutz gewährt. Von Zeit zu Zeit werden die Mauerlinien durch eine Art von Bastion flankirt. Die Stadt hat sieben Thore, welche Nachts geschlossen werden und die alle einen besonderen Namen haben. Ebenso haben auch alle Gassen, die gewöhnlich nur etwas breiter sind als 1 m, einen Namen. Sie bilden ein vollkommenes Labyrinth, und selbstverständlich fehlen viele Sackgassen nicht. Die Hauptstraße heißt Saka Habaret. Vor der Kasbah, einem ansehnlichen Gebäude, im Südosten der Stadt gelegen, ist ein kleiner Platz. Die Kasbah dient dem Kaimmakam von Djofra als Residenz. Zwei verrostete Kanonen, welche im Inneren des Hofraumes liegen, sollen noch von den Feldzügen Abd-el-Djelil's herrühren. Aber wenn auch die Straßen eng und wegen des sehr häufig nackt zu Tage tretenden Kalkfelsens äußerst holperig und uneben sind, so zeichnen sie sich sehr vortheilhaft durch Reinlichkeit aus. Zu welcher Tageszeit man auch durch dieselben wandern mag, man findet nie Unrath und Schmutz.

Die Stadt besitzt vier Moscheen, von welchen in der einen, Djemma-el-Kebir (die große Moschee), Freitags das Chotbah gelesen wird. Die Djemma-el-Fokara gehört den Snussi. Diese Ordensschaft, sowie die Anhänger des Muley-Abd-es-Ssalem haben eine Sauya (d. h. Kloster, Schule, Asyl 2c.) im Orte. Für die Heranbildung der männlichen Jugend sorgen vier Schulen, welche den Moscheen zugehören. Die der Snussi ist die frequentirteste. Die weibliche Bevölkerung bleibt ohne Schulbildung.

Die Zahl der Einwohner von Sokna ist eingangs Dieses schon erwähnt worden, auch daß die Eingeborenen der Mehrzahl nach zu den Berbern gerechnet sind. Unter sich reden sie nur ihre eigene Sprache, welche, isolirt wie sie sich hier befinden, natürlich eine Menge arabische Ausdrücke aufgenommen hat. Das soknensische Berberisch scheint das unvollkommenste und ärmste von allen zu sein. Der mündliche Austausch mit den übrigen Berbern, die Berührung mit ihnen fehlt fast gänzlich, und es wäre nicht unmöglich, daß das Soknensische ganz ausstürbe. Jetzt müssen allerdings die Kinder Soknensisch lernen. Es giebt hier aber kein Individuum, welches nicht Arabisch verstände. Selbst in dem entfernten Sinah giebt es Leute, welche nur ihre Muttersprache reden.

Höchst eigenthümlich sind einzelne Zahlen im Sokna-Idiom ausgedrückt. So heißt z. B. 50: i fessen-tischka-didjdemnfuhs, d. h. vier Hände, vier Füße und zwei Hände. Die Finger und Zehen derselben nämlich. Es giebt jedoch auch einen einfacheren Ausdruck, der dem allgemeinen Tamersirht oder Masigh (Berbersprache) conform sein dürfte. Nämlich asegin-tmed. Die Zahl tausend heißt neben dem arabischen „Elf“ auch „Abu Mursuk“. Gewöhnlich werden indeß die arabischen Zahlenbenennungen angewandt. Ebenso haben sie auch keine eigenen Benennungen für die Monate. Die Armuth speciell dieses Berberdialektes offenbart sich auch noch dadurch, daß sie für die übrigen Völker und Nationen keine besonderen Benennungen haben; die sudanische Bevölkerung wird z. B. bei ihnen mit dem einen Namen tamur-n-ilalem, alle europäischen Nationen mit dem einen Namen tamur-t-imatar bezeichnet, d. h. die „guten Leute“. So behauptet mein Gewährsmann wenigstens. Ich bin aber geneigt, zu glauben, daß sie uns tamur-t-ingimattar, d. h. die „bösen Leute“, nennen. Schließlich möchte ich noch anführen, daß die Bewohner Sokna's selbst behaupten, von den Berbern Marokko's abzustammen.



D a m a s k u s.

Von

Prof. Dr. J. Sepp.



Wenn es ein Paradies auf Erden giebt, so ist es zu Damaskus, liegt es aber im Himmel, so streitet Damaskus selbst mit dem himmlischen Eden um den Vorrang der größeren Schönheit! Mit diesem Sprüchwort ergeht sich das Morgenland in Bewunderung über die üppige Lage dieser ältesten Weltstadt, und der Geograph Edrisi, der viele Länder und Städte gesehen, bestätigt nur die prägnante Sentenz, die er mittheilt (1153). So spricht der Mund der Sage: drei Himmelstöchter seien aus der Höhe herniedergestiegen und auf Erden gewandelt, die Schönheit, die Fülle und Weisheit; als sie aber ins Thal Gutha gelangten, wünschten sie hier drei Hütten zu bauen und ihre Wohnung aufzuschlagen, um diese Fruchtebene zum irdischen Paradiese zu weihen. Der Prophet von Mekka hatte Damaskus als Handelsmann besucht und sich dreimal glücklich gepriesen, daß Allah's Engel ihre Flügel darüber ausgebreitet. Man möchte dieselben für die Schicksalsgenien halten, die auch der Orient kennt und als Engel einführt, wo nicht für die Grazien oder Houris erklären.

Damaskus heißt die Perle oder das Auge des Orients, und der Großsultan nennt unter seinen Herrschertiteln sich auch den Herrn der Paradiesduftenden. Sie heißt auch die Stadt des Nordens, es Scham, gegenüber dem Süden, Yemen, dazu die Pforte der heiligen Städte Mekka und Medina; denn von da ziehen die Gläubigen des Islam den Pilgerweg, Derb el Hadsch, nach dem gelobten Lande des Propheten, dem doppelt glückseligen Arabien, weil es das Angesicht des Gottgesandten geschaut. Sie gilt für die fünfte Stadt im Reiche des Padischah und weicht nur Stambul, Adrianopel, Brusa und Kairo, den anderen Sultansstädten. Sie war der Sitz des Chalifates unter den Ommajaden, welche zuerst mit griechischer Kunst und Wissenschaft sich befreundeten, auch zum ersten Mal seit Alexander dem Großen ihre siegreichen Heere über den Euphrat bis ins Herz von Indien entsandten und das Schwert der Eroberung über die Meerenge bei den Säulen des Herakles im Sturmlaufe bis jenseits der

Pyrenäen trugen. Uns ist die uralte Hauptstadt Syriens in der Gegenwart darum von besonderem Interesse, weil der Großtürke, wenn im Laufe des Jahrhunderts sein Thron in Constantinopel, der Siebenhügelstadt am Bosporus, zusammenbricht, nirgend anders ihn aufrichten kann als in der Stadt am Chrysorrhoas, und hier dann die weiteren Revolutionen sich abspielen werden. Möglich, daß die Araber von ihren turkomannischen Unterdrückern kaukasischen Stammes sich losmachen und da eine selbständige Herrschaft gründen.

Damaskus ist eine Alpenstadt; am Rande des Antilibanon in einer Höhe von 2400 Fuß hingestreckt, genießt sie die behagliche Ruhe in Baumgärten und Schattenkühle, angesichts der bis Mesopotamien unabsehbar sich ausbreitenden Wüste. Schon im zweiten Buche der Könige V, 12 erhebt Naeman die Frage: „Sind die Wässer Amana und Pharphar in Damaskus nicht köstlicher als alle Flüsse in Israel?“ Diese kühlen Ströme ergießen sich in drei todte Seen im Sandmeere, wo sie versumpfen und keinen Abzug weiter haben. Aber sie treten nicht in die Tiefebene aus, ohne zuvor die blühendste Oase, die Zaubergärten der Fruchtbarkeit des Thales Gutha, ins Leben gerufen zu haben. Die smaragdgrüne Landschaft erstreckt sich vom Berge Casiun an auf zwei Stunden Länge und wird vom „kalten“ Barada oder einstigen Goldfluß, der wie ein Bergbach in fortgesetzten Wasserstürzen auf zwei Tagritte weit die Höhe herabkommt, mit sieben Armen in zwei Hälften getheilt. Siebzig Canäle durchziehen die gesegnete Oase, 360 Adern bewässern die — in runder Summe — dreitausend Gärten und befruchten den reichsten Obstwald von ganz Syrien. Hadschi Chalfa, der reisende Türke im 17. Jahrhundert, nennt die Zahl der Fruchtbäume 130000; was wir aber dahingestellt sein lassen, ist unter diesen der größte Stamm der Welt, den die Einwohner zeigen wollen. Goldäpfel blinken aus dunklem Laub, der Citrus erreicht die Größe eines kleinen Kürbis, Aprikose und Maulbeer wetteifern an Größe mit unseren Waldbäumen, alle Früchte der Erde scheinen über diesen Thalgrund ausgeschüttet. Genug, daß die Orientalen Damaskus und Jerusalem unter dem Bilde der Feige und Olive begreifen. Die Kreuzfahrer lernten hier zuerst die Zwetsche kennen, und sie trägt noch den Namen von Demeschk, d. h. Damaskus.

Die Stadt hatte ursprünglich sieben den Planeten geweihte Thore, angeblich von den Sabäern erbaut; sie standen noch bei der islamitischen Eroberung. Die Citadelle zählt zwölf Thürme.

Wir sagten, Damaskus gilt für die älteste und unverwüstlichste Stadt der Welt — so ist es. Gelagert am unerschöpflichen Lebensbrunnen der Gewässer des Antilibanon, erfreut sie sich ihres Daseins. Brausend zwischen Felsen stürzt in Katarakten der „kalte Strom“ nieder und verschafft dem Bürger des heißen Himmelsstriches Kühle und wonniges Behagen. Das Füllhorn des Segens ist über Stadt und Land ausgegossen. Jedes vornehme Haus hat einen Born im Inneren fließen. Der Effendi kauert im Liwan* am Diwan vor dem melancholischen Sprudel, angesäuselt von den zerspritzenden Wasserperlen, raucht auf gesticktem Polster sein langes Tschibuk, oder Nargile, die Wasserpfeife, und giebt sich dem Keff oder dolce far niente hin.

Die ältesten Urkunden, die von Menschenhand herrühren, die Hieroglyphen über den Eroberungszug des Pharao Thutmosis III. nennen bereits Maskuask, und die assyrischen Keilinschriften kennen Dimaaski. Hier hatte bereits Abraham sein Zelt aufgeschlagen, und aus Damaskus war Eliezer sein Hausvogt. Josephus Flavius nennt daneben sogar eine Behausung Abraham's, und siehe da! noch ist Mashed Ibrahim im Dorfe Berze ein hochgefeierter Wallfahrtsort. Der jüdische Geschichtschreiber erhebt den Patriarchen, wie noch der Römer Justin, zu einem der ersten Herrscher der Stadt. Jedenfalls machte David sie seinem Scepter unterthan, aber unter Salomo riß dieselbe sich wieder los. Zuletzt ward sie ein Spielball in der Hand der Araber, Parther und Römer. Strabo beschreibt sie: „Auf die Wiese des Marsyas folgt das sogenannte Königsthal und die vor allen gepriesene Landschaft von Damaskus.“ Wir

* Liwan nennt man den nach einer Seite offenen Saalraum.

überblicken auf dem Bilde den reizenden Grund von Salahije aus, welcher Name von Salah, d. h. Heil und Segen, abgeleitet ist. Die Oase umfaßt eine halbe Tagereise in der Vierung mit 134 Dörfern und Weilern und 100000 Bewohnern zu den 200000 der Stadt, wobei Salahije, der Sommeraufenthalt, 12000 zählt. Hier hat die Natur sich selbst übertroffen, um im Centralpunkt der Erde einen Garten des Lebens zu schaffen. Von hier ist das Bild des Paradieses, worin Ströme fließen und das den Seligen im Jenseits zum ewigen Lohne angewiesen bleiben soll, in Muhammed's Koran übergegangen. Die Paradiesfeige, Musa Paradisiaca, ist hier am Platze; wir staunen über den Reichthum und Farbenschmelz all' der Gaben der Natur, die zum Genusse einladen.

Wir kommen auf Pferden und Maulthieren über den Libanon geritten, der sprüchwörtlich den Winter auf seinem Haupte, den Herbst am Rücken, den Frühling im Schoße und den Sommer zu seinen Füßen hat. Wir haben den riesigen Sonnentempel zu Baalbeck in Cölesyrien gesehen, auf die Hochterrasse von tausend Fuß Länge gestellt, die großartigste Ruine, welche Vorderasien aufzuweisen hat. Die unzerstörbaren Bauten Aegyptens bis zu oberst in Theben halten allein den Vergleich damit aus. Zu solch einem Werk hat eine ganze Nation ihre Jugendkraft aufgewendet. Von der Höhe aus haben wir die vier Ströme im Auge, die nach den vier Weltgegenden fließen: den Orontes, in dessen Quellbecken zu Baalbeck wir noch im December uns baden, der gegen Norden, wie der Jordan, der im Schnee des Hermon seine Quelladern hat, gegen Süden strömt, und der Leontes oder Löwenfluß, in dessen Felsenthälern noch heute Leoparden hausen, dem Mittelmeere zugleitet. In seinem unteren Laufe bei Tyrus heißt er Kasimije, wie im Triumphgesang der Deborah Kadumim, der Strom, der von Morgen fließt. Gegen Osten entströmt der Goldfluß Chrysorrhoas. Ist es nicht, als ob hier die vier Paradiesesflüsse gegeben wären, um so mehr, als der Name Adana, Eden, an dieser und jener Stätte haftet? Es ist ein Hesperidengarten, der nach der asiatischen Seite diesem Gebiet der vier Ströme nahe liegt. Strabo findet den Paradeisos schon an den Quellen des Orontes.

In ältester Zeit muß man sich in der That mit dem Gedanken befreundet haben, hier die Urheimath der Menschen zu sehen; wir erwähnen dieses der Seltsamkeit wegen. Als der Ritter van Harff auf seiner Pilgerfahrt 1498 von Damasko nach Baruthi (Beirut) in ein gar schönes lustiges Thal (Hohlsyrien) gekommen, ließ er sich rechts einen hohen Berg zeigen, darauf Noah die Arche baute vor dem Sündfluß. Ich selber habe an der Stätte zu Kerak am Ostfuße des Libanon das Grabmal Noah's besucht, das an die Gräber der Riesen Og und Sichon in Basan in Moses' Tagen erinnert, die in eisernen Betten (von Basanit oder Basalt) schliefen. Ich schritt die Länge von hundert Fuß ab; aber der Grabwächter theilte mir im Vertrauen mit, das sei noch nicht die ganze Größe des Patriarchen, sondern nur bis zu den Knieen, von da hingen die Füße in die Tiefe hinab. Die Lage des Hauptes ist durch einen aufgesteckten Turban angedeutet, worüber ein paar maurische Bogen sich wölben. Der Reliquienglaube macht doch in aller Welt selig, besonders aber hier, denn auf der Ostseite des Thales liegt das Grabmal des Seth, und der unglückliche Abel hat auf der Höhe des Libanon im alten Abila Lysanias seine Ruhestatt — und wo sonst ein Ort Abil liegt. Der Damascener Acker, aus dessen rother Erde Adam geschaffen wurde, liegt vollends bei Hebron.

So trägt sich hier Alles mit biblischen Erinnerungen. Die christlichen treten freilich weniger hervor; denn so mächtig ist die Patriarchenreligion oder der Islam, daß das Christenthum daneben nur mit Mühe aufrecht erhalten werden kann. Kaiser Theodosius, welcher nach dem Vorübergang der Christenverfolgungen zuerst die strenge Heidenverfolgung einleitete und den alten Götterdienst gesetzlich verbot, ließ den großen Tempel zu Damaskus, wovon der prächtige Vordergiebel auf Säulen noch zur Hälfte steht, in eine christliche Kirche umwandeln und auf den Namen Johannes des Täufers einweihen. Nur zu bald trat, von entgegengesetzter religiöser Begeisterung er-

füllt, eine kerngesunde, jugendfrische Nation auf die Weltbühne, die, aus Arabien hervordringend, Damaskus zur Hauptstadt des größten Reiches erheben sollte, das je bestanden, und die alten Staaten in drei Erdtheilen über den Haufen warf. Das Kameel hat in die Wüste Leben gebracht und das Pferd die Araber zum welterobernden Volke gemacht. Die arabische Halbinsel, so groß wie Deutschland und Frankreich zusammen, ergoß ihre streitbaren Bewohner über alle Umlande, und zunächst nach Syrien. Der Schrecken ging vor den Moslimen her, welchen der Prophet erklärte: „Das Schwert ist der Schlüssel zu Himmel und Erde!“ also die Religion des Islam auf dem Wege der Eroberung verbreiten hieß. „Wir sind Bluttrinker, wir gieren nach dem süßen Blut der Griechen!“ rief der fürchterliche Kaled und fand Glauben — ebenso wie die Kreuzfahrer für Menschenfresser galten, wenn sie hier und da, um Schrecken zu verbreiten, einen Saracenenleichnam am Spieße brieten. Nach der Siegesschlacht bei Aiznadin 733, also schon elf Jahre nach der Hedschra, erschien Abu Obeida, Omar's Feldherr, vor den Thoren der Paradiesesstadt; und indeß er nach siebzigtägiger Belagerung mit den Griechen wegen der Uebergabe unterhandelte, stürmte während einer Festnacht Kaled auf der anderen Seite unter dem Rufe: „Gott ist groß und keine Gnade!“ Inmitten der Johanniskirche trafen die friedlich Einziehenden mit den stürmenden Schaaren zusammen — die Hälfte derselben sollte darum dem christlichen Gottesdienste verbleiben.

Die Religion wirkt auf noch jugendliche Völker wie eine Naturkraft und macht sie fast unwiderstehlich. Das Christenreich der arabischen Gassaniden, das in vollster Blüthe stand, knickte wie ein Rohr zusammen, und die Stammesbrüder mußten dem neuen Banner und dem neuen Glauben folgen. Der Enthusiasmus für die Lehre von dem Einen Gott, im Gegensatze zum Trinitätsdogma der Nazarener oder Nasrain, wirkte Wunder; ehe das Jahrhundert verlief, fielen die Reiche Aegypten, Syrien, Persien und Indien in Trümmer; schon unter Moawija trieb der Eroberer Afrika's, Olba, an Marokko's Küste sein Roß in die Fluthen des atlantischen Oceans und rief Allah zum Zeugen an, daß nur das Meer ihn aufhalte, sonst würde er den wahren Glauben bis an die Grenzen der Erde tragen. Auch das Westgothenreich in Spanien brach 711 v. Chr. zusammen, und die Sturmfluth wälzte sich bis über die Pyrenäen nach Südfrankreich. „Gott will es!“ riefen lange vor den Kreuzfahrern die fanatischen und fatalistischen Islamiten. Welch ein Geist sie gegen die „Bilderanbeter“ beseelte, drückt noch der Dichter Ibn ul Akbar aus:

Wollt ihr durch Christen euch verhöhnen lassen,
Die an drei Götter glauben und euch hassen!

Ohne den Sieg des Nicänischen Dogmas über den Arianismus wäre der Islam nie ins Entstehen gekommen. Jesus als Gottgesandten feiert schon der Koran, und als solchen ihn anzuerkennen, haben die Anhänger des Propheten von Mekka sich niemals geweigert.

Nach dem Sturze der Familie des Propheten erhob Moawija, der Gründer der Dynastie der Ommajaden, Damaskus zur Metropole des Chalifates, und sie behauptete diese Herrlichkeit von 661 bis 750.

* * *

Das arabische Weltreich stand bereits unter dem Chalifen Walid (705 bis 714) auf seiner Höhe, ausgebreiteter als je das Römerreich oder die Monarchie Alexander's. Die Moslimen entzweiten sich mit den Griechen wesentlich in Sachen der Kunst. Mit geschwungener Axt zertrümmerte dieser Vater der Gläubigen das Haupt des am Altar aufgestellten „Idols“ in der Johanniskirche — wohl das Bildniß des Täufers —, und unter dem Rufe: „Allahu Akbar!“ begann das Werk der Zerstörung. Zwei so entgegengesetzte Bekenntnisse konnten unmöglich länger sich unter einem Dache vertragen.

Doch nun begann der Bau der weltberühmten Ommajaden-Moschee, die seit 1200 Jahren fast unverändert steht und den Stolz der Moslimen ausmacht. Josef v. Hammer nennt sie in seiner „Geschichte des osmanischen Reiches“ die

Peterskirche des Islam. Sie ist das Wunderwerk arabischer Baukunst, wenn wir so sagen dürfen, denn ihre Autoren selbst geben vor, der baulustige Chalif, welcher sein Andenken damit verewigen wollte, habe 40000 Künstler und Werkleute von Constantinopel berufen — was wenigstens zehnfache Uebertreibung ist. Sie mißt 480 Fuß in der Länge, 310 in der Breite (St. Peter in Rom hat die Länge von 622, im Querschiff die Breite von 461 im Lichten, die Façade 372 Fuß). Die prachtvollsten korinthischen Säulen durchziehen das riesige Quadrat und stützen die Decke, jedes der drei querlaufenden Schiffe zählt deren 44, ungeheure Colonnen von Granit, Porphyr, Serpentin und mannigfachen Marmorarten. Vier Portale, nach den Weltgegenden, die Hauptpforte gegen Abend gewandt, gewähren den Moslimen den Eingang, denn ein unreiner Giaur, d. h. der Christ, durfte bisher bei Todesstrafe nicht über die Schwelle, sondern mußte sich glücklich schätzen, vom anstoßenden Hausdache aus einen Blick ins Innere zu gewinnen. Aus der Mitte des Mittelschiffes steigt über vier gewaltigen Pfeilern die große Kuppel auf, die wegen ihres kühnen Hochschwunges die Adlerskuppel heißt; sie zeigt die Melonenform.

Wie wir Rom ohne die Riesenkuppel des Petersdomes uns nicht vorstellen können, womit Michel Angelo das heidnische Pantheon noch um 26 Fuß überhöht, so gewinnen wir von der Paradiesesstadt am Chrysorrhoas keine Vorstellung ohne die wunderbar gekuppelte Moschee, deren Grundstein achtzig Jahre nach dem Aufkommen der Religion gelegt war. Der Riesenbau verschlang die eroberten Schätze Indiens. Vierhundert Kisten Goldes, jede mit 28000 Dirhem, unseres Geldes fünf Millionen Ducaten, erforderte das Werk bis zur Vollendung 717. Darauf versammelte der Chalif die Bürger und redete sie an: „Ihr habt vor der übrigen Welt vier Herrlichkeiten voraus: Luft, Wasser, Gärten und Früchte; ich fügte die fünfte Gabe hinzu, dies Dschami."

Von diesem Dom heißt die Stadt selber die Kuppel des Islam oder die Vollendung des geistigen Domes der Religion. Ein Gebet in diesem heiligen Raume ist so viel werth als 30000 an anderen Andachtsstätten. Durch die Reihe der 74 Fenster in der Höhe strömt das Himmelslicht auf die 12000 Steinplatten des Tempelpflasters nieder, welche den Mosaikboden zusammensetzen und selbst dem Namen nach (Fosaifisa = ψῆφος) ein Werk griechischer Meister sind. Der Vorhof mit seinen auf Granit- und Marmorsäulen erhöhten Hallen mißt 400 Fuß ostwestliche Breite bei 180 Fuß Tiefe und ist in dieser Geschlossenheit der größte von allen Moscheen im Reiche des Islam.

Der große Springbrunnen in der Mitte heißt der pomeranzenhebende. Der Araber Massudi schreibt in seinen „goldenen Wiesen" 957: „Die Hauptmoschee ist das Schönste, was heute die Moslimen besitzen, ihre Säulen sind von schwarzem Monolith und bilden drei weit von einander abstehende Reihen über der Mitte des Baues, dem Mihrab gegenüber erhebt sich die Kuppel. Der Boden ist von weißem Marmor, die Wände zwölf Fuß hoch mit eingelegten Marmorplatten überkleidet und so fort bis zur Decke mit bunter Fosaifisa bedeckt, wobei auf goldenem Grunde Bäume, Städte und Inschriften prangen. Zu oberst auf der Kuppel ist eine Citrone, und darauf eine Granate, beide von Gold."

Das Merkwürdigste sind aber bei diesem Bau die Thürme, und zwar das Minaret el Arus oder der Braut, vierseitig und mit Kegelaufsatz aus Walid's Zeit. Dann Madinel el Isa von 250 Fuß Höhe, und so genannt, weil nach dem Volksglauben Jesus zum jüngsten Gerichte auf ihn niedersteigen soll; ihm ist ein schlankes Minaret mit zwei Rundbalconen aufgesetzt. An der Südwestecke endlich erhebt sich el Garbija, im Achteck sich verjüngend und mit einem Kugelknopf abschließend. Vierzig Mueddin lassen ihren Gebetsruf von diesen Minareten melodisch aus der Höhe erklingen. Ringsum breitet die Stadt wie ein unübersehbares Zeltlager sich aus. Gegen Morgen liegt die unendliche Wüste; schon wegen der Erdwölbung verliert sich der Blick auch beim bestbewaffneten Auge, ohne das Ziel zu erreichen, bis in die Nähe von Palmyra. Abendwärts erhebt sich das Hochgebirge



Damaskus und seine Gärten.

mit fast ewigem Schnee, inzwischen leuchtet neben dem Smaragdgrün der Gärten dahinziehend der Paradiesesstrom, dem Hochgebirge entflossen. Aus dieser Höhe gewinnt man die Umschau über ein Meer von 40000 Häusern und anderthalb hundert kleinerer Moscheen, deren Minarete wie Segelbäume in die Lüfte ragen. Die Gebetsausrufer werden allerdings aus den Blinden erwählt, damit sie die Geheimnisse des Harems nicht erspähen.

Die griechische und römische Architektur kennt keine Thürme. Das Dschamissi el Kebir oder große Heiligthum ist mit seinen Minareten darum so merkwürdig, weil diese auch für die Christenheit den Anstoß zum Thurmbau gegeben haben. Solchem Vorbilde folgte zuvörderst die Moschee zu Kairwan im neunten Jahrhundert mit zwei vierseitigen Thürmen, über Alles erhaben aber der Marcusthurm in Venedig, begonnen 902. Diesem ursprünglich nicht auf Glocken berechneten Campanile stellt der Torracio von Cremona sich an die Seite. Am zierlichsten steigt die Giralda in Sevilla, Spaniens höchster Thurm, bis zu 364 Fuß empor, ein Meisterstück maurischer Baukunst und vom Almohadenfürsten Almansur als Siegesdenkmal 1195 errichtet.

Nun aber höre und staune man: das größte Heiligthum dieses Haupttempels, den die Muhammedaner selbst erbaut und nicht wie die Aja Sophia bloß erobert haben, zugleich den Talisman von Damaskus, bildet das Haupt Johannes des Täufers. Die Kathedrale seines Namens ist der Ommajadenmoschee vorangegangen; es ist im Orient nichts häufiger, als daß, wie im Laufe der Zeit die Cultusorte in verschiedene Hände gelangen, auch die Religionssagen und Heiligen an einander ausgetauscht werden. Man muß aber wissen, daß der Vorläufer Christi sich besondere Verdienste um die Araber erworben hat; denn er vertheidigte gegen die Herodias die Ehre der rechtmäßigen Gemahlin des Vierfürsten Herodes Antipas, einer Tochter des arabischen Königs Aretas, und wurde deshalb enthauptet. Im Koran ist seiner mit der höchsten Ehrfurcht gedacht, so wie von Jesus fast mit höheren Ehren als von Muhammed die Rede ist.

Vor dem nördlichen Stadtthor, Bab ul Faradys oder Paradiesespforte geheißen, besuchen die Juden alle Freitage das Grab des Propheten Elias, denn das Morgenland will nichts von seiner Himmelfahrt im feurigen Wagen wissen. Diese Vorstellung erinnert an Helios im Sonnenwagen und ist mythologisch. Die Bibel bezeugt nur, der Prophetenschüler Elisäus habe diese Vision gehabt; er hat auch das nächste Mal ein Gesicht von den am Himmel streitenden Kriegsheeren.

Damaskus hatte schon in Salomon's Tagen eine Judengasse (1. Kön. 15, 18), den ältesten Ghetto, und ihrer müssen viele da gewohnt haben, weil beim Ausbruch des jüdischen Krieges gleich 11000 auf einmal im Gymnasium erschlagen wurden. Unter ihnen predigte Paulus, und an der Ostseite der Stadt will man noch das Thurmfenster zeigen, wo er vom anstoßenden Quartier hinter den Mauern im Korb aus der Stadt geschafft wurde, da der Befehlshaber die Thore versperren ließ, um ihn gefangen zu nehmen. Das Nämliche geschah bei der Stadtbelagerung unter Kaled, indem die Eingeschlossenen einen Boten am Strick hinunterließen, um Nachricht von dem Anrücken eines Entsatzheeres zu bringen.

Auf die Predigt des heiligen Bernhard von Clairvaux im Kaiserdom der Salier zu Speier, wo der feuereifernde Redner sich an den anwesenden Konrad III. persönlich wandte und angesichts alles Volkes ihn zur Pilgerfahrt aufforderte, hatte dieser das Kreuz genommen und die Deutschen sich den Franzosen unter König Ludwig VII. zum zweiten Kreuzzug angeschlossen, der sie vor Damaskus führte. Herzog Welf VII. von Bayern und Schwaben mißbilligte das Unternehmen und kehrte zurück; aber Heinrich Jasomirgott von Oesterreich, Bischof Otto von Freisingen und sein Neffe Friedrich von Schwaben, Berthold von Andechs mit ihren Vasallen hielten Stand, und die Deutschen stürmten die mit Erddämmen umwallten, von Canälen durchschnittenen Plantagen und lagert.n im Obstwald, um an dessen Früchten sich zu laben. Auf der Höhe des Kasiun schaute an der Hand Nureddin's, seines Vaters, der Kurde Saladin jugendmuthig dem Verlauf der

Dinge zu. Zum ersten Mal standen so zwei Jünglinge einander gegenüber, der spätere Sultan, die Zierde orientalischer Ritterschaft, und der nachmalige Kaiser Barbarossa, der als Anführer des dritten Kreuzzuges die Schlacht bei Ikonium schlug und das Morgenland zittern machte, aber mitten in seinem Siegeslauf als Heldengreis im Fluß Kalykadnus den Tod fand. Ein kalter Trunk aus diesem Strome drohte schon Alexander den Großen verhängnißvoll hinwegzuraffen, als er ganz Asien bis an den Indus umzugestalten im Begriffe stand. Saladin's Grab an der Nordwestecke des großen Moscheehofes ist mit prächtigen alterthümlichen Waffen geschmückt, aber dem Fremden unzugänglich.

Inzwischen verrammelten die Bürger Damaskus mit Balken und Maschinen; es ist das älteste Beispiel von Barrikaden! Kam es zum Sturm, so wäre die Stadt sicher wie Moskau in Feuer aufgelodert; aber — Allah schlug die Abendländer mit Blindheit, sie verlegten den Angriffspunkt auf die Morgenseite, wo der Paulsthurm mitten in der hohen Befestigungsmauer steht und das Heer dem Brande der syrischen Sonne ausgesetzt blieb, und wo man auch keine Sturmleitern anlegen konnte. Den Irrthum einsehend, wandten die Heerhaufen sich zwar zurück; aber schon hatten die Damascener sich des schattigen Waldes bemächtigt, ihn durch Verhaue uneinnehmbar gemacht, und die „Franken" mußten, nach dem viel versprechenden Waffengang gedemüthigt, den Rückzug antreten. Die Deutschen rühmten, ihr Kaiser habe einen Saracenen mit einem wuchtigen Schwerthiebe durchhauen, daß die eine Hälfte rechts, die andere links vom Sattel fiel; indeß die Feldcapelle des Melik el Alaman mit dem Atlaszelt, dessen Goldstickereien allein auf 200000 Dirhem geschätzt wurden, erbeuteten die Feinde. Damals kam die Nationaleifersucht der Franzosen grell zum Ausbruch, und sie riefen ihren Kampfgefährten das Pfui Deutsch! zu. Beide Theile machten einander Vorwürfe, daß das kühne Unternehmen einen so traurigen Ausgang gewann. Seitdem nennt der Damascener seine Stadt den Köcher Gottes (Kinânet Allah), weil von hier aus Allah seine Geschosse zum Verderben der Ungläubigen entsende. Freiligrath's Gedicht: „Der Schwertfeger von Damaskus", giebt diesem Selbstgefühl und der Erinnerung an jene kriegerische Vergangenheit Ausdruck. Laute Verzweiflung erfüllte das Abendland, wie sich dies beim Geschichtschreiber Otto von Freisingen kund giebt. Ein merkwürdiger Umschlag erfolgte in der anfänglichen Begeisterung: Gott will es nicht, er steht auf der Seite der Ungläubigen, die äußerste Anstrengung der Christenheit ist vergeblich! — Zum ersten Mal machte eine Stimmung sich geltend, wie sie in den Cento novelle antiche und in Boccaccio's Erzählung von den drei Ringen zum Ausdruck kommt, die Lessing in seinem Nathan dem Weisen auf die Bühne brachte. Die schwersten Vorwürfe eines falschen Propheten erntete der Cistercienser Bernhard, das Orakel der damaligen Zeit. Er aber suchte sich zu entschuldigen, indem er die Ursache des Mißlingens auf die Sünden des Kreuzheeres schob. Das ist freilich im Geiste des alten Testamentes gesprochen, wir können diese Ausrede nicht gelten lassen. Die Kreuzfahrer waren hier auf eine höhere, wenigstens eine ebenbürtige Cultur gestoßen, deren Träger, die Araber, zugleich die heiligste Begeisterung für die Vertheidigung ihres Vaterlandes beseelte.

Der Erfolg beglückt nicht nothwendig die Tugendhaften. Die gräßlichsten Verbrechen haben glückliche Eroberer und Würgengel der Nationen im Laufe ihrer Thaten nicht aufgehalten, die zeitweise als Geißel Gottes über die Völker kamen; dies zeigt das Beispiel des Welterschütterers Timur oder Tamerlan. Schiltberger der Bayer, der als Knappe die Schlacht von Nikopolis mitgemacht und als Gefangener Bajezid's, des „Wetterstrahls", bei dessen Niederlage zu Angora in die Hand des Tatarenkhans fiel, sah die Ommajadenmoschee noch in ihrer ersten Pracht und Herrlichkeit, als vor seinen Augen der schreckliche Mongole 30000 Männer und Frauen, welchen man das große Heiligthum als Asyl angewiesen, Holzstöße aufschichten und sie bis auf die letzte Seele im Rauch ersticken ließ, wobei auch die sämmtlichen Holzhäuser der Stadt in Flammen aufloderten. Außerdem hieß er 10000 Kinder unter fünf Jahren vor der Stadt versammeln und

seine gräulichen Mongolen darüber hinreiten, daß das kindliche Gehirn unter den Hufen ihrer Rosse verspritzte. Darauf vollbrachte Timur eine andächtige Wallfahrt zum Grabe Noah's, das wir oben beschrieben.

Wir unsererseits ziehen aus dem Unglück der Kreuzritter die geschichtliche Lehre, daß Damaskus eine Stadt des Orients zu bleiben bestimmt ist. Wie Kairo und Bagdad im Saracenenstil erbaut, hat sie nicht bloß das höhere Alter, sondern auch durch ihre Lage die Bürgschaft ewiger Dauer für sich, so lange die Erde ihren Lauf um die Sonne nimmt. Zwei himmelhohe Bergwände, der Libanon und Antilibanon, getrennt durch den ungeheuren Graben von Hohlsyrien, scheiden sie von Europa, ihr Angesicht ist dem Osten zugewandt. Auch ist die Bevölkerung und ihre Religion, soweit nicht Anhänger anderen Glaubens sich künstlich dort erhalten, eine patriarchalisch-orientalische. Auf 15000 bis 20000 Kameelen bewegt sich die jährliche Pilgerkarawane wie eine Riesenschlange durch die Wüste. Gar Mancher verschmachtet unterwegs, läßt in den Sand sich legen und stirbt, das Angesicht nach Mekka gewandt, als wahrer Gläubiger. Dies sind die geistigen Nachfolger des Propheten, aber die Zahl der leiblichen Abkommen ist nicht geringer. Auf Schritt und Tritt begegnet man hier einem Sayid oder Herrn, Träger des grünen Turbans, der sich dadurch, wenn auch im entferntesten Grade der Verwandtschaft, als Glied der Familie Muhammed's legitimirt und Anspruch auf das Almosen der Moslimen hat, welches der Bettelorden der Derwische einsammelt. Das Morgenland wimmelt von echten und unechten Fatimiden, lauter Kindern der Prophetentochter in der Geschlechtsfolge der Märtyrer Husein und Hassan; sie machen allein ein Volk aus. Hier ist keine Stätte für europäische Herrschaft!

* *
*

Wir schreiten durch die Straßen von Damaskus, wo vor den Buden die Kaufleute ihr Sitzbrett einnehmen und die Handwerksleute arbeiten, aber jeden Augenblick zur Andacht benutzen und einander zur Recitation dieser oder jener Sure des Koran einladen. Es ist, wie wenn in katholischen Ländern die Frommen den Rosenkranz auf der Gasse beten, woran auch die Perlenschnur erinnert, die dem Moslem wie dem Griechen durch die Finger gleitet, aber nur um die Zeit zu vertreiben. Plötzlich erschallt ein Ruf, als gelte es auszuweichen — und so ist es. Vielleicht sprengt ein Effendi auf behendem Roß vorüber, doch nein! es ist ein Hadsch, ein Heiliger, der schon so und so oft in Mekka war, ein Derwisch mit thurmhohem Turbanaufsatz, in der Hand den metallbeschlagenen Stock mit Halbmond und Schellen führend, damit man durch deren Klingeln gleich an die Nähe eines Mannes Gottes erinnert wird. Den olivenfarbenen Mekkaner unterscheidet man alsbald an der Haut, die von der weißen des Syrers deutlich absticht; auch ist er an seinem stolzen Gang und der gewählten Kleidung erkennbar und verleugnet nicht das aristokratische Blut und den Charakter der Heimath. Er trägt den weißen Turban und langen Kaftan über einer weißen Tunica, blickt aber mit Verachtung auf die Unzahl sogenannter Prophetenkinder. Nicht minder kühn und wie kampflustig um sich blickend, schreitet der freie Beduine einher mit hoher, breiter Stirn und schön gewölbten Augen, der scharfgeschnittenen, nicht großen, aber etwas gebogenen Nase, zartem Mund und Kinn und wohlgeformten Händen und Füßen, dem Araberroß von edelster Race vergleichbar, das hier auch zur Familie gezählt wird. Er trägt wie der Prophet den grobwollenen, weiß und braun oder schwarz gestreiften Mantel von Ziegenhaaren, häufig Kamelot, dazu das flatternde Schweißtuch (Kefieh), mit einem runden Strick um die Stirn festgehalten. Einen langen Stab, wo nicht eine Lanze, führt er in der Rechten. Der Fremde erhält von ihm einen trotzigen Blick. Gravitätisch sitzt der wortkarge, in sich verschlossene Türke mit buntem Turban und unantastbarem Barte da, er gleicht im Ernst einem Könige. Der türkische Offizier trägt den Halbmond im Brustknopf und achtet unser nicht. Wie ein Blousenmann nimmt sich dagegen der schreiende, zänkische Grenzaraber aus, der durch seine Unruhe sich als Weltmenschen zu erkennen giebt; das Baumwollhemd stempelt ihn zum Proletarier.

Damaskus schließt sich nach Möglichkeit gegen abendländische Bildung ab, auch der Christ hat nichts vom Europäer. Siehe da den reichen Armenier in wallenden Tuchbeinkleidern! Der Maronit in golddurchwirktem Talar mit hochgelbem und rothem Einschlag, blauen Quasten und breitem Besatz gemahnt fast an assyrische Reliefbilder; er ist auch der echte, durch den Einbruch der Saracenen auf seine Bergwelt beschränkte Syrer, und diese patriarchalische Tracht ging allen Ernstes in das priesterliche Altargewand über. Der Druse mit seiner Lehre von wiederholter Menschwerdung und Seelenwanderung vertritt ein besonderes Glaubenssystem und steht bei jedem Losbruch dem Nachbar als Todfeind gegenüber. Aber er ist im gewöhnlichen Umgang doch Weltmann und macht sich nichts daraus, jetzt eine Moschee und darauf auch eine christliche Kirche zu besuchen. Den Turban, um den Tarbusch gewunden, trägt jeder und haben auch Abraham, Isaak und Jakob getragen; er ist klimatisch geboten, um den Sonnenstich zu hindern, der leicht die Schläfe trifft. Den Turban abwinden, ist ein Ausdruck für sterben. Das fast der Jakobinermütze gleichkommende officielle Fes des Beamten steht mit der Natur des Landes im Widerspruch. Der Perser ist an der kegelförmigen schwarzen Lammfellmütze und dem blauseidenen Kaftan leicht erkenntlich; den dunklen trägt der Hebräer, dazu lang herabfallende Stirnlocken. Der Arnaute, von Alters her der Leibwächter der Könige und Statthalter, führt seinen Yatagan und silberbeschlagene Pistolen, ein Arsenal von Waffen, im Gürtel und fühlt sich in seiner Kraft. Dazu kommt noch der griechische Mönch mit vierkantigem Baret und rabenschwarzem geringelten Haar, ein hauptumlockter Romäer. Endlich der Franke mit Hut und schwarzem Rock oder Frack — horribile dictu!

Damaskus ist ein Herd des brennenden Fanatismus und der Intoleranz. Nation ist mit Religion gleichbedeutend. Vor der Eroberung Syriens durch Ibrahim Pascha, Mehemet Ali's Sohn, durfte kein Franke es wagen, anders als zu Esel einherzureiten. Ibrahim aber erklärte den Stockmoslimen: wenn ihr höher sitzen wollt als die Europäer, so setzt euch auf Kameele! Mit den Imamen und Mollahs oder muhamedanischen Theologen gerieth er nicht minder in Fehde, indem er sie um die Größe des Paradieses befragte. Sie konnten ihm die Ausdehnung nicht unermeßlich genug schildern. Und diesen Raum wollt ihr ganz allein einnehmen, fragte der Pascha wieder, und den Christen, die nach ihrer Religion leben, nichts davon gönnen? Das Ende der nur siebenjährigen ägyptischen Herrschaft durch die Intervention der Mächte 1840 wurde von allen Nichttürken als ein schweres Unglück empfunden. Graf Moltke machte diesen Feldzug als anfänglicher Exerciermeister und stiller Beobachter mit, aber es war der ärgste russisch politische Streich, damit das Türkenreich ja keine Regeneration erfahre. Die unausbleibliche Folge der Zurückführung des alten Zustandes war die am 9. Juli 1860 zum Ausbruch gelangte gräßliche Christenschlächterei, wobei allein durch das Blutbad in Damaskus 6000 ihr Leben einbüßten und 3800 Häuser in Gluth und Asche zusammensanken. 8000 weitere Opfer fielen am Libanon und in den Städten und Landstrichen bis zur Seeküste hin.

Und dieses Volk denkt man durch Missionäre zu christianisiren? Eher stirbt der Moslem, als daß er sich den Hut aufsetzen, d. h. sich zum Christen machen ließe. Hätte das Christenthum die semitisch arabische Welt angesprochen, so wäre ja nie die gewaltsame Reaction des Islam dagegen erfolgt, der im Nu die Südwelt eroberte, während die Lehre Jesu in den ersten drei Jahrhunderten nur wenige Millionen zählte. Der starre Einheitsglaube genügt diesen Stämmen der Wüste, sie verabscheuen weitere Dogmen. „Gott ist groß und Muhammed sein Prophet!" bildet ihr tägliches Vaterunser. So spricht der Moslem ablehnend: „Die Menschen haben viele Meinungen erfunden, Allah allein weiß die Wahrheit." Maschallah, Inschallah, „was Gott will, wie Gott will!" er kümmert sich nicht weiter. Der Glaube an die göttliche Vorherbestimmung wirkt beruhigend im Leben und Tode. Der Islam ist die Religion des Friedens und der passiven Ruhe und beherrscht den Orientalen wie eine Naturmacht; die Christusreligion entspricht dem mehr activen Europa. Beide stehen wie Tag und Nacht sich gegenüber, hier ist Aufbau, dort Verfall.

Das Leben erscheint dem Araber wie ein Ritt durch die Wüste. Da sitzt er auf seinem Kameel, und fern vom Geräusch der Städte und den Wohnungen der vielgeschäftigen Menschen erfaßt ihn die Idee der Unendlichkeit. Er blickt empor zum Sternenzelt, mild lächelt ihm der Mond und wird zum Bilde des seligen Friedens, das Reichssymbol, unter welchem der Moslem all' seine Kämpfe als Glaubenskriege ausgestritten. Nichts stört ihn in seinen Träumen, das Reitthier unter sich, fühlt er sich frei wie ein Herr und König. Kein Laut ertönt, aber die Oede und Stille macht auf ihn nicht den Eindruck des Todes. Vielleicht will er sein Dromedar einmal rascher in Gang bringen und hebt einen monotonen Gesang an: es ist das auf Noten gesetzte Geheul des Schakals. Nichts bringt ihn aus dem Tacte, und für europäische Musik ist sein Ohr, wie für stürmischen Tanz sein ganzes Wesen unempfänglich. Er ist genügsam und hat wenig Bedürfnisse: trocken Brot, Ziegenkäs und einige Datteln stillen seinen Hunger. Das Wasser in seinem Schlauche wird warm und ekelhaft; doch kommt es wohl selten dazu, daß der Araber sein nicht mehr fortzubringendes Kameel schlachtet, um seinem Magen eine braune Jauche, etwas bitter schmeckenden aber genießbaren Verdauungssaft, zu entnehmen, was zu dem Märchen Anlaß gab, als ob das Schiff oder richtiger der Wagen der Wüste das Wasser kühl im Leibesschlauch bewahre. Mit den Nüstern wittert das Thier auf Stunden weit, wo eine Quelle rieselt; dahin lenkt es unaufhaltsam seinen Schritt; auch riechen alle Brunnen in Syrien und Palästina, ja so weit man nach Osten vordringt, nach der Anwesenheit von Maulthieren und Kameelen. Eine Palme wiegt daneben wie ein Wegezeiger ihren schlanken Schaft in den reinen Lüften: hier legt der Mann mit seinem Thiere sich zur Ruhe, wenn die Sonne heraufsteigt und rasch glühende Hitze verbreitet. Sie dünkt ihm eher ein Feind als ein Freund auf seiner Pilgerfahrt durchs Leben. Schädel- und Thierknochen am Wege, von Hyänen zernagt und zerstreut, weisen ihm sicher die Richtung. Sein Auge wendet sich der Paradiesesstadt zu, schon ist er halb verschmachtet, dort winkt ihm Erquickung. Endlich taucht der Libanon am Horizont auf, dessen Herzkammer frische Ströme entquellen. Nach dreißigtägigem Ritte durch das Sandmeer gewahrt er die grüne Oase mit ihren unzählbaren Fruchtbäumen, dort mag er sich der Zahl der Gläubigen zugesellen, die in ihm ihren Bruder achten, während der Giaur hinausgestoßen wird. Hier erblüht die Natur in ewiger Jugend, hier bietet sich Alles, was das Herz begehrt. Ist es zu verwundern, daß dieses Damaskus mit seinen Gärten ihm als irdisches Eden, das Gleichniß des himmlischen Paradieses, erscheint? Und so wird es bleiben, so lange die Sonne zwischen Krebs und Steinbock sich hin und wieder bewegt.

Aber der Islam ist, wie alle Nationen, die ihm anhangen, ja doch im Niedergang begriffen und nahe am Verenden? Diese Wahrheit hat der Frieden von San Stefano 1878, dem zwar der Berliner Congreß eine Correctur widerfahren ließ, doch ins Reine gebracht! Gemach! antworten wir. So lange die Menge mehr dem blinden Glauben als der Vernunft folgt, mehr vom Wahn als vom Geist sich imponiren läßt, so lange ganze Völker wie einzelne Menschen lieber gedankenlos hinleben und erschlaffen, als sich aufraffen und die Augen für klare Einsicht öffnen, kann eine tiefuntere Religion es mit einer höheren immerhin aufnehmen. Ja die edelste Ueberzeugung von Gott und den göttlichen Dingen steht gegen die um viele Stufen niedrigere Doctrin summarisch im Nachtheil. Wir sprechen diesen Satz vielleicht zum ersten Mal aus, aber nur um ihn sofort zu beweisen. Zu welcher Energie erhob Zoroaster das Volk der Perser! Die Lehre von der Auferstehung kann nicht edler gedacht werden, und wie sittigend mußte die Forderung der Reinheit in Gedanken, Worten und Werken wirken! Und in einer einzigen Schlacht warfen die fanatischen Muhammedaner das Reich von Iran über den Haufen, unterwarfen die Nation, an deren hoher Bildung und Sprache noch heute Indien zehrt, ihrem mit Fabeln gespickten Koran, und die Anhänger des Zendavesta mußten als ärmlicher Rest nach Hindostan flüchten! Das Brahmanenthum stand ursprünglich viel

höher, hat sich aber mit der Zeit verschlechtert, und wenn es auch die Heimath behauptete, zählt doch der ausgetriebene Buddhismus siebenmal mehr Bekenner, weil er den Menschen gar nichts zumuthet, als nichts denken, nichts wollen, nichts thun. Wie leicht ist es, sich einem indolenten Quietismus und mönchischen Mysticismus zu ergeben, in der Hoffnung, dereinst in Nirwana freuden- und leidensunfähig zur ewigen Ruhe einzugehen. 500 Millionen bekennen sich zu diesem Glauben, und eben rüsten sich Missionäre, ihn auch nach dem Abendlande zu verbreiten. Der Mosaismus mit seiner Gesetzesheiligkeit ist, obwohl die jüngere Religion, gegen den Glauben des alten Aegyptens eher im Rückschritt, ja er hielt nicht einmal die Doctrin des Fortlebens der Seele im Jenseits fest. Welche Erhebung und Ergebung liegt in den ältesten Hymnen und Anrufungen der Gottheit ausgesprochen vor, die in Tempelinschriften und Papyrusblättern auf uns gekommen; unsere ganze heutige Gebetsliteratur läßt sich nicht damit vergleichen. Wie veredelnd und mildernd wirkte der Madonnencult zu Sais, der, von da nach der Akropolis verpflanzt, im Tempel der Pallas Athene das schönste Heiligthum der alten Welt gewann!

Das Christenthum überflügelte gewiß alle früheren Religionen und eröffnete eine neue Ideenwelt; es begründete die Wissenschaft und nahm die bildende Kunst in sich auf, die dem Semiten fast ein Gräuel war. Dasselbe stand offenbar dem Hellenismus und seiner Philosophie näher als dem Judenthum, das erst in der babylonisch-persischen Gefangenschaft den Glauben an die Auferstehung aufnahm. Aber mit nur 20000 Mann erscheint Omar's Feldherr Amru vor Memphis, und die Kopten werfen sich in der Zahl von sieben Millionen aus Haß gegen den byzantinischen Dogmatismus ihm in die Arme. Dreihundert Bisthümer zählte früher Nordafrika — sie sind alle verschwunden, die letzten christlichen Kopten aber üben das gräuliche Geschäft — Eunuchen zu schaffen für den Dienst der Hareme. Der Muhammedanismus sollte machtlos dastehen? und doch haben nur die Deutschen in riesigen Schlachten unter Karl Martell verhindert, daß er halb Europa der Lehre des Propheten unterjochte; ja noch in den letzten Jahrhunderten bekehrte der Türke die Bulgaren in Macedonien, einen großen Theil der Albanesen und selbst der Bosniaken. Gegenwärtig aber fällt das älteste Christenreich in Abessinien dem Islam zur Beute, und von der Hochschule el Azhar in Kairo ziehen die Glaubensprediger nach dem Inneren Afrika's, gewannen bereits die Tuareg und sind bei ihren riesigen Fortschritten nächstens daran, die 200 Millionen im Welttheil der Schwarzen dem Glauben an Allah als neue Bekenner zuzuführen, so daß auch sie wie die Buddhisten den Christen numerisch überlegen werden. Der Islam macht eben an die Natur des Menschen gar keine strenge Anforderung und ersetzt, so zu sagen, die einfache Naturreligion im Anfang der Zeit. Es geht mit den Religionen wie mit den Staatsverfassungen: man will dieselben verbessern und behält die schlechteren Zustände aus Furcht vor noch ärgerer Verschlimmerung. Der Prophet von Mekka förderte jedenfalls die Cultur, wenn auch im orientalischen Sinne, und der Glaube an Eloha oder Allah giebt sich so natürlich, daß einer der Entdecker der Nilquellen, Capitän Burton, in öffentlicher Versammlung in London ihn für die einzig menschenwürdige Religion, für die Confession der Zukunft erklären durfte!!

Dem Islam gegenüber ist das Christenthum in rückläufiger Bewegung, ohne daß man ihm daraus einen herben Vorwurf machen kann — dies liegt in der Natur der Menschen. Active Völker werden freilich die Muhammedaner nie werden, sie widerstreben dem Fortschritt so gut wie die Altjuden, welche nichts geändert wissen wollen, bis der Messias kommt. Es kostete Mühe, die Mekkapilger aus Aegypten und Marokko zu vermögen, sich der englischen Dampfboote (Vampuri) zur Ueberfahrt nach der Hafenstadt Dschedda wie zur Rückkehr zu bedienen, weil dies eine Neuerung war, ungeachtet beim Zug durch die Wüste Hunderte von Leben geopfert, aber freilich sofort der paradiesischen Seligkeit theilhaftig werden. Sie selbst leben halb im Himmel und lassen ihre Länder und Häuser verfallen, werden darum nicht leicht noch Erfindungen machen, um der Mensch-



Damaskus und die Ommajaden-Moschee.

heit den uranfänglichen Fluch, das Joch der Knechtschaft und die Ueberlast der Arbeit, abzunehmen.

Betrachten wir uns dieses Damaskus noch einmal, die urbs aeterna des Morgenlandes. Die Todten reiten schnell. Vielleicht schon im Laufe dieses Jahrhunderts wird es den aus Stambul flüchtigen Padischah aufnehmen und die Hauptstadt des Sultanates, im nächsten der Stützpunkt und Thron eines neuen Chalifates sein. Die Bahn zum Euphrat, welche Hochasien näher ans Herz von Europa zieht, werden freilich die Inglesi bauen, wie überhaupt die Oberleitung der muhammedanischen Staaten in europäische Hände fallen wird, wie zur Zeit in Aegypten. Aber ein neues babylonisch-assyrisches Reich mit dem Sitze in Bagdad, der Stadt des Sieges, wird um so mehr dem Islam angehören, wenn die fünfzig Millionen Muhammedaner in Indien sich von der britischen Herrschaft losreißen. Der Telegraph setzt bereits seit dem Frühjahr 1862 Damaskus mit Aleppo und Diarbekir in Verbindung, er läuft auch die Küste entlang und über die Zeltpflöcke in der Wüste hinweg. Diese Franken erfinden Wunderdinge, brummt der Araberschech, nur haben sie noch kein Mittel gegen den Tod. Ach ja! wir werden das Alles nicht mehr erleben, aber es wird im großen Ganzen nicht anders kommen können. —

Lebe wohl, Damaskus, mit deinem gastlichen Hotel Palmyra! Zauberische Blume am Wüstenrande, wo die Phantasie sich mit reicheren Bildern schmückt und dem Abendländer die Welt des Orients sich aufschließt. Lebe wohl und grolle dem Fremdling nicht, welcher kam, dich zu schauen und deine Wunder für die Fernelebenden zu schildern. Die Schabracke liegt ausgebreitet über der edlen arabischen Stute, deine Hundebestien verfolgen mich bis an den Stegreif; sie haben es in der Nase, daß man kein Einheimischer ist. Bewaffnet mit Damascenersäbeln, die vielleicht aus Chorasan stammen, seit dieses Kunstgewerbe nach Timur's Wegführung der Handwerker von hier auswanderte, bewaffnet mit langen und kurzen Doppelläufen, ziehe ich mit meinen Gefährten durch die lange Straße, die schon in der Geschichte des Apostels Paulus diesen Namen trägt. Wir sind gefaßt, jeden Ueberfall abzuwehren oder zurückzuschlagen, den luxäugige Drusen in einem der Engpässe des Libanon ausführen möchten; wir werden solcher Wegelagerer aber nur in der Morgenfrühe gewahr und stoßen zum Ueberflusse auf ein paar Leichen und abgeschlagene Köpfe, die zum Wahrzeichen türkischer Rechtsvollstreckung am Ort einer an Anderen verübten Unthat den wilden Thieren zum Fraße liegen bleiben. Ich habe Damaskus schon in meiner kräftigen Jugend besucht, aber vielleicht verlängern sich meine Tage, daß ich im Alter noch einmal zu dir zurückkehre. Wer dich, o Paradiesesstadt, einmal gesehen, dem wird die Sehnsucht nach dir niemals aus dem Herzen entschwinden. Nimm ja getrost diese Weissagung hin: dir wird noch eine große Zukunft erblühen!



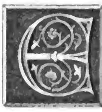


Wilhelm Raabe.

Ein Beitrag zur Würdigung des Dichters

von

Wilhelm Jensen.



Eine für die Dauer Gültigkeit behauptende Würdigung der literarischen Bedeutung lebender Dichter hat von jeher zu den schwierigen Aufgaben gezählt. Das noch fort Geschehende übt anderen Einfluß als das fertig Geschehene. Der Beurtheiler steht selbst inmitten der Bewegung und vermag keinen Uebersichtspunkt zu gewinnen, wo er der beständigen Einwirkung derselben entrückt wäre. Von ihrem Wellenschlag gehoben oder gesenkt, schwankt er zwischen der Charybdis der Ueber- oder der Scylla der Unterschätzung. Der Hauptgrund jedoch darf darin zu suchen sein, daß dem Urtheil für das Neue, Bedeutende, noch Werdende gemeiniglich der richtige Maßstab fehlt. Wer oftmals Gebirge durchwandert hat, weiß, wie sehr die Erhebungen derselben täuschen. Hier durch jäh imposanten Abfall, dort durch andere machtvolle Absonderlichkeit der Gestaltung beirrt, wird er häufig im Zweifel sein, welche Spitze er für die höchste der Bergkette schätzen soll. Und nicht selten geschieht es, daß er erst, weit in die Ebene zurückgelangt, eine Kuppe wahrnimmt, die ihm auf seinen Wegen zwischen den grotesken Felswänden stets von diesen verdeckt geblieben, doch dem richtig entfernten Standpunkt zweifellos als das gebietende Haupt des Ganzen ins Blau ragt.

In der Fähigkeit der Beurtheilung und Würdigung lebender Dichter scheint indeß, soweit die Entscheidung der Volksstimme in Betracht kommt, ein wesentlicher Unterschied zwischen den Völkern romanischer und denen germanischer Abkunft stattzufinden. Wir wissen, daß die ganze griechisch gebildete Welt Bruchstücke der Ilias und Odyssee sang; kein Dichter war populärer als Homer, kein Erzähler allgemeiner bekannt als Herodot. Es galt für eine nicht geringere Schande, den Vorstellungen der Bühnenwerke der großen Tragiker und Lustspieldichter Athens nicht beigewohnt zu haben, als dem Vorgang der olympischen Spiele fremd geblieben zu sein. Vermuthlich waren die Gesänge der Dichter, welche vor Ennius lebten, noch weiter unter der Bevölkerung Italiens verbreitet als die epischen Dichtungen Virgil's, die Metamorphosen Ovid's, die Oden und Satiren des Horaz, mit denen jeder Zeitgenosse, der auf Bildung Anspruch erhob, vertraut war. Auf demselben Boden begeisterte sich in späteren Jahren das neu erstehende italienische Volk an Dante, Tasso, Ariost, an den klangvoll-sentimentalen Sonetten Petrarca's. Kaum ein halbes Jahrhundert nach der weltgeschichtlichen That des Cervantes

waren die Ritterromane in allen Schichten des spanischen Volkes der Lächerlichkeit überliefert. Corneille, Racine, Molière beherrschten zu ihren Lebzeiten nicht nur die Pariser Bühne, sondern die Sinnesrichtung des französischen Volkes; Voltaire und Rousseau dehnten in fast unerhörter Weise diese Herrschaft über Europa aus. Noch in unseren Tagen entstand durch Lamartine das Wort, daß ein Buch eine That sein könne; die Honorare, welche die Verleger der Romane Sue's, Dumas', George Sand's, Victor Hugo's, Balzac's, Daudet's und Anderer bezahlen, die allgemeine Spannung, mit der einem neuen Schauspiel der heutigen hervorragenden Pariser Bühnendichter entgegengesehen wird, liefern den Beweis, daß die Schöpfungen derselben auch jetzt noch als gewichtige Ereignisse in Frankreich betrachtet werden.

Während so in den romanischen Ländern sich das Urtheil des Volkes über seine bedeutenden Schriftsteller fast überall noch zu ihrer Lebzeit feststellte, bedurften die letzteren unter den germanischen Stämmen von jeher beinahe stets einer geraumen Zeit, um von weit geringfügigeren literarischen Zeitgenossen unterschieden zu werden; ja nicht selten ward diesen anfänglich vor jenen der Preis zuerkannt. Ein Jahrhundert und mehr verging, ehe Shakespeare höher geachtet wurde als Marlow, Green, Webster, Beaumont und Fletcher. Die Seichtheit Addison's, die Poesielosigkeit Pope's, der Schwulst Young's und Gray's und die erstaunliche Langweiligkeit Thomson's und Akenside's besaßen mehrere Menschenalter hindurch eine unglaubliche Geltung den originellen und werthvollen Schöpfungen Swift's, Smollet's, Sterne's und Goldsmith's gegenüber. Es mag dem äußerlich-bigotten Sinne des englischen Volkes zugeschrieben werden, daß es zwei Erscheinungen der höchsten dichterischen Begabung, die Europa hervorgebracht, Byron und Shelley, nicht nur der anständigen Abgeschmacktheit der „Lakisten" nachgeordnet, sondern ihre Werke noch heute mit einer Art von Interdict belegt und einen Tennyson als poetam laureatum und nationalen Halbgott weit über jene beiden Olympier emporgehoben — aber wenn wir in unsere eigene Literatur zurückblicken, finden wir nur zu häufig Beispiele, welche eine derartige zeitweilige Beeinträchtigung wohlverdienten Ruhmes zu einem gemeinsamen Zug germanischen Wesens erheben. Es fällt uns bei der jetzigen allgemeinen Verherrlichung unseres weimarischen Dioskurenpaares schwer, zu begreifen, daß ein Werk derselben zu ihren Lebzeiten kein Ereigniß ersten Ranges für das deutsche Volk gewesen. Aber in der That begeisterte sich das deutsche Volk für Gleim und Ramler, für Kotzebue und Iffland, für Vulpius und Lafontaine, und wenn es allmälig gezwungen worden, Goethe und Schiller den ihnen gebührenden Rang zuzuerkennen, rächt es sich dafür noch heute desto consequenter an Geistern, denen erst das kommende Jahrhundert eine Stätte dicht unter jenen Beiden bereiten wird, und strebt, die Namen eines Kleist, Grillparzer, Hebbel vorläufig möglichster Vergessenheit anheimzugeben. Es wird in dieser Bemühung treulich von den deutschen Literarhistorikern unterstützt, welche, mit wenigen Ausnahmen, ohne jegliche Ahnung der eigentlichen Poesie in einer Dichtung, diese nach der ihnen eigenen gründlichen Art classificiren, wie der dickfingerige Commis eines Materialwaarengeschäftes Zimmt und Rosinen, Talglichter und Pfeffer sortirt und abwägt. Mit der ernsthaften Miene eines bebrillten Flickschusters, der den graziösen Tanzschuh einer leichtbeschwingten Sylphide und die Knieschachtstiefel eines Roßkamms über denselben Leisten spannt und Flecke vom gleichen Lederstück auf die ihm verbesserungsbedürftig erscheinenden Stellen setzt, betreiben sie ihr „wissenschaftliches" Metier. Die einzige Verfeindung zwischen dem dankbaren Publikum und dem Handwerk der modernen Literaturgeschichte besteht über die Dichtungen Heine's, deren dämonischer Zauber einmal unwiderstehlich das deutsche Volk ergriffen, so daß es dieselben ebenso leidenschaftlich singt, liest und bewundert, als der sittlich-ästhetisch entrüstete Professor, der für die Zöglinge seines Gymnasiums oder Universitätslehrstuhls deutsche Schriftsteller köpft, rädert oder glorificirt, den Düsseldorfer Poeten zum „bedauerlichen" Typus eines tief verabscheuungswürdigen, „übrigens von Hause aus nicht völlig talentlosen" Dichters aufstellt. In diesem

einen Falle lacht das deutsche Volk über das impotente Geschwätz seiner literarhistorischen Pädagogen und wird vermuthlich auch durch das neueste derartige Leipziger äußerliche Prachtwerk einer christlichen „deutschen Literaturgeschichte als Familien-Erbbuch" nicht erheblich anderen Sinnes werden. Sonst aber macht es gleichfalls ein unübertrefflich ernsthaftes Gesicht zu ihren Demonstrationen und glaubt vorzüglich an den gemeinsamen Fundamentalsatz derselben: daß in unserer „epigonenhaften" Zeit gar kein deutsches Werk — natürlich mit Ausnahme der vorliegenden Literaturgeschichte des jeweiligen Verfassers — mehr erscheinen könne, das ein literarisches Ereigniß bilde.

Zu dieser verdienstvollen Wirksamkeit der deutschen Literarhistoriker zählt auch, daß in ihren Folianten oder Compendien der Name Wilhelm Raabe's im besten Falle mit einigen Zeilen abgethan wird, ja daß derselbe in dem umfangreichsten Sammelwerk der Art — der „Geschichte der deutschen Literatur" von Heinrich Kurz — nur in gleicher Weise wie Hunderte der unbekanntesten, werth- und literarisch bedeutungslosesten Namen im Vorübergehen besprochen wird. Er hat gemeiniglich nicht in dem Register der Vorgänger gestanden und gelangt mithin logischer Weise auch nicht in das der Nachfolger, welche das Ueberlieferte mit der ehrenwerthen Genauigkeit eines achtsamen Copisten weiter — überliefern. Allerdings finden sich vereinzelte Ausnahmen, und unter diesen solche, welche den emsigsten Forscherfleiß entwickeln. Da es jedoch bekanntlich von unmeßbar größerer Wichtigkeit für die Belehrung des deutschen Volkes ist, mit höchster Wahrscheinlichkeit ausfindig zu machen, wo und was Goethe an dem und dem Tage seines Lebens zu Mittag gegessen, als zum Wegweiser unter den heutigen „Epigonen" zu dienen, so besitzt die Ameisenthätigkeit der letzteren Gattung von Literarhistorikern weder Antrieb noch Zeit, sich und Andere über die Schriften lebender Autoren zu unterrichten. Vielleicht hat einer von ihnen einmal nach seinem eigenen Mittagsessen zwischen Schlaf und Wachen ein Buch in die Hand genommen, von dem ihm das Gerücht ans Ohr gedrungen, es werde von einem großen Theil der zeitweiligen Menschheit eifrig gelesen. Er durchblättert einige Seiten am Anfang, in der Mitte, am Schluß — würde er es denn verantworten können, mehr seiner für die Mit- und Nachwelt gleich unschätzbaren Zeit auf ein Epigonenwerk zu verwenden? — und sein Urtheil, nicht allein über dies Buch, sondern über sämmtliche des nämlichen Verfassers, wandert in die Druckerei und in die Literaturgeschichte. Der nächste Anfertiger einer solchen schreibt dasselbe in etwas veränderter Satzform nach, und der Würdigung des Autors und seiner Stellung in der Literatur ist damit Genüge geschehen. Im Grunde schon zu viel, denn möglicherweise ist eine unersetzliche Gelegenheit darüber versäumt worden, aufs evidenteste nachzuweisen, aus welcher Handlung Schiller seine Westenknöpfe bezogen und wie sich der Eindruck, den ihm der Anblick derselben erregt, deutlich durch seine dichterische Thätigkeit an dem betreffenden Tage verfolgen lasse.

Wer die deutschen Professoren, die sich aus eigenen Gnaden mit wenig Grazie, doch desto mehr unverwüstlicher Dreistigkeit auf den Rhadamanthystuhl unserer Literatur niederlassen, einigermaßen kennt, wird über das Alles wenig in Erstaunen gerathen. Ihre „Wissenschaft" hantirt mit den Formen der Dichtung, für welche sie ihre Formeln in Büchern nachzuschlagen vermögen. Was außer dieser Form noch in einer Dichtung enthalten ist, steht nicht in den Büchern, läßt sich somit nicht lernen, und ultra posse nemo obligatur. Wer keinen Geruchssinn besitzt, kann die Blumen nur nach ihren Staubfäden oder höchstens nach ihren Farben schätzen. Das mag ausreichen, ihn zum systematischen Botaniker zu qualificiren; aber derjenige, welcher die Pflanzen nicht zu industriellen Zwecken verwenden, sondern sich einen Rosengarten anlegen und daran erfreuen will, wird sich schwerlich Rath von ihm erholen. Die anerkennenswerthe Leistung der deutschen Literarhistoriker hat denn auch zu dem glücklichen Ergebniß geführt, daß sie das nämliche Ziel mit unseren heutigen Bühnenleitern erreicht, jegliche Fühlung und Zusammenhang mit der lebendig-productiven Dichtung und dem Bruchtheil des Volkes, der wirkliches Verständniß für Poesie besitzt, verloren haben.

Ihre Urtheilssprüche werden niedrigeren und höheren Schulknaben eingetrichtert, und der andere „Wissenschaftler", der die moralische Benöthigung empfindet, in einer müßigen Stunde den Umfang seiner Kenntnisse auch auf das literarische Gebiet auszudehnen, schöpft seine Belehrung aus den Quellen ihrer Weisheit, die ihm den „schöngeistigen Firlefanz" gleichfalls in einer wissenschaftlichen Retorte mundgerecht machen. Halbtodte sind's, die über den Lebendigen zu Gericht sitzen; die Letzteren, sowie diejenigen, welche Leben von ihrem Athem empfangen, lachen, und als das einzig Verwunderliche erscheint ihnen die seltsame classische Bezeichnung des Epigonenthums, da bekanntlich nicht die ersten „Sieben", sondern die Epigonen es gewesen sind, die das Streben ihrer Väter zu Ende geführt und Theben erobert haben.

Neben dieser „wissenschaftlichen" Würdigung dichterischer Leistungen hat unsere Tagespresse in Zeitschriften und Zeitungen und zwar in stets vermehrtem Umfang eine Rubrik für die Besprechung, Beurtheilung und Bekanntmachung der Erscheinungen auf dem Büchermarkt eröffnet. Diese Art mehr oder minder kritischer Behandlung ist aus den ehemaligen „Anzeigen neuer Werke von befreundeter Hand" hervorgewachsen und gereicht in richtiger Verwendung dem Autor, dem Verleger und dem hinweisbedürftigen Publikum gleichmäßig zum Nutzen. Bei der Unvollkommenheit der Erdendinge hat sie freilich vielfach eine schädliche Mißentwickelung genommen und steht gerade zu unserer Zeit im Begriff, wenigstens in der Ueberzahl der kleineren Blätter durch Umwandlung ihres eigentlichen Wesens in Selbstberäucherung, Verlagsreclame und Coterie-Solidarität den Werth und Einfluß der Kritik völlig zu untergraben. So ist die heilsame Wirkung und Glaubwürdigkeit der letzteren ziemlich auf eine nicht gerade beträchtliche Anzahl von achtungswerthen Zeitschriften beschränkt worden, denen die geistigen Mittel und der Wille zu Gebot stehen, so weit dies für menschliche Gemüther möglich erscheint, ein unbeeinflußtes Urtheil über die Schöpfungen der zeitgenössischen Literatur abzugeben. Dann und wann fassen dieselben auch wohl die Summe der bisherigen Wirksamkeit einer hervorragenden literarischen Persönlichkeit noch bei ihrer Lebzeit zusammen, und es ist nicht abzuleugnen, daß sich in solchen zerstreuten Essays meistens die einzige Quelle für die Kenntniß des Lebens und die Beurtheilung der Werke noch nicht verstorbener Schriftsteller findet. Die Verfasser behandeln den Autor und die Dichtungen, über welche sie schreiben, gemeiniglich nicht vom „wissenschaftlichen" Standpunkt, sondern pflegen von Liebe und Verständniß für ihren Gegenstand erfüllt zu sein und auch bei anderem als südlichem Wind einen Kirchthurm von einem Leuchtenpfahl unterscheiden zu können.

Wer sowohl die Persönlichkeit als die dichterischen Werke Wilhelm Raabe's näher kennt, wird indeß nicht besonders durch die Thatsache in Verwunderung gesetzt sein, daß derselbe — von den Einzelbesprechungen seiner neu erschienenen Bücher abgesehen — trotz der vielfachen biographischen, kritischen und literarisch-orientirenden Wirksamkeit unserer Zeitschriften auch in diesen bis heute keineswegs diejenige Beachtung gefunden hat, auf welche seine Bedeutung den vollsten Anspruch besitzt. Es ist unseres Wissens noch nirgendwo über ihn eines jener „Flugblätter" veröffentlicht worden, welchen die Aufgabe zugefallen, an Stelle unserer Literaturgeschichte das deutsche Volk über seine hervorragendsten lebenden Autoren zu unterrichten. So weit unsere Kenntniß reicht, sind kurze Begleittexte zu den Porträts Raabe's in einigen illustrirten Journalen bisher das Einzige gewesen, was ein zusammenfassendes Urtheil über einen der tiefsinnigsten Dichter unseres Jahrhunderts abgegeben. Denn auf wenig Menschen erstreckt in unseren Tagen das Wort Goethe's: „Wer sich der Einsamkeit ergiebt, ach, der ist bald allein", seine Geltung so vollkommen wie auf den deutschen Schriftsteller, der nicht in einem literarischen Mittelpunkt des Reiches lebt und sich nicht mit unter der Fahne einer literarischen Vereinigung ansammelt.

Den äußeren Lebensgang Raabe's geben wenige Zeilen wieder. Er wurde am 8. September des Jahres 1831 zu Eschershausen im sogenannten ostfälischen Lande des Herzogthums Braunschweig

geboren. Sein Vater war ein dortiger Beamter; in der benachbarten Stadt Holzminden, später in Wolfenbüttel besuchte er das Gymnasium. Als er dies absolvirt, trat er in eine Magdeburger Buchhandlung ein, fand indeß wenig Gefallen an dieser Beschäftigung und ging nach Berlin, um dort von 1854 bis 1856 allgemeinen humanistischen Studien obzuliegen. Dann kehrte er nach Wolfenbüttel zurück, das zum Wohnort seiner inzwischen verwittweten Mutter geworden, verheirathete sich mit einer Cousine und siedelte 1862 nach Stuttgart über. Dies verließ er nach achtjährigem Aufenthalt wieder im Jahre 1870 und lebt seitdem in der Stadt Braunschweig, etwas vom Hauptverkehr derselben entfernt am südlichen Rande, in der Salzdahlumerstraße, mit seiner Frau und vier Kindern.

Das ist der einfache Rahmen eines der innerlich reichsten Gedankenleben, die sich der Mit- und Nachwelt in Schriften offenbart haben. Wer bei seinen einstigen und heutigen Hausgenossen und Nachbarn in Berlin, Wolfenbüttel, Stuttgart und Braunschweig Nachfrage halten wollte, würde vermuthlich überall nicht viel weitere, stets die nämliche Auskunft empfangen: Wilhelm Raabe sei ein sehr großer Mann von blassem, ziemlich magerem Gesicht und ungewöhnlicher, gleichsam wie beständig bergansteigender Gangart, der zumeist allein und still seines Wegs wandere und den Gruß der ihm Begegnenden mit einer gewissen höflichen Hastigkeit erwidere. Diejenigen, welche ihn dergestalt draußen im Feld oder in der städtischen Straße antreffen, gewahren allerdings nichts von der oft sehr verwunderlichen Gesellschaft, in der er sich befindet und mit der sein schweigsam scheinender Mund höchst sonderbare Wechselgespräche führt. Vielleicht begrüßt er gerade mit eifrigen Fragen einen Ankömmling aus dem Tumurkielande, der ein halbes Menschenleben unter Sonne und Schatten des Mondgebirges verbracht und durchdacht hat; oder mit steifgrauem Haartoupé schreitet eine uralte, wunderlich überlebte Gestalt, die très noble et très puissante Dame Comtesse de Pardiac, Dame Haute-Justicière du Comté de Valcroissant, née Chevalière de Malte par privilège accordé par le Pape Honorarius III à la très illustre famille de Jehan de Brienne, premier Prince de Tyr et ensuite Empereur de Constantinople, an seiner Seite. In verschnörkelten Complimenten und Redefiguren tauschen sie hastig ihre Meinungen über lang' vergangene Dinge, lang' verschollene Personen mit einander aus, und hastig-höflich grüßt Wilhelm Raabe die ihnen begegnenden heutigen Menschenkinder. Aber andererseits würde auch der sich durchaus täuschen, welcher vermeinte, Raabe sehe und erkenne in seiner absonderlichen Begleitschaft nicht zugleich alles Lebendige um sich her und beobachte nicht unausgesetzt jede Regung, jede Erscheinung, sei sie auffälliger oder gewöhnlichster Natur, auf seinem Wege.

Wir berühren damit eine Seite künstlerischer Begabung, welche er vielleicht am höchsten in sich ausgebildet hat, das Talent der Beobachtung. Seine leiblichen und geistigen Augen sehen Alles und vergessen nichts, was ihr Blick einmal gefaßt. Was derartig Werth besitzt, in seine große Sammlung eingereiht zu werden, liegt als ein Mosaikstückchen sicher in seinem Gedächtniß aufbewahrt und harrt irgendwo einer Stelle der Nutzung. Möglicherweise erst nach langer Zeit, aber es ist ein Samenkorn, das seine Keimkraft nicht verliert und noch wie Mumienweizen aufgeht. Ein beträchtliches Bruchstück des außerordentlichen Detailreichthums seiner Dichtungen leitet sich daraus ab. Sie kennzeichnen sich überall im Kleinsten wie im Großen als lebenswahr, auf eigener und eigenartiger Anschauung der Wirklichkeit ruhend. In diesem Sinne bilden sie keine Schöpfungen umherschweifender Phantasie; die Gestalten, Gesichter, das Schöne und Häßliche, das Erfreuende, Tragische, Humoristische und Wunderliche in seinen Büchern ist ihm selbst im Leben begegnet und besitzt leibhaftig vorhandene Modelle, freilich oftmals so, daß nur sein Auge sie erkannte und sie zu dichterischer Gestaltung auszudehnen, zu vertiefen und zu bereichern im Stande war.

In gleichem Maße wie durch das eigene Anschauungsvermögen wird Raabe für seine productive Thätigkeit durch eine ungemeine Belesenheit auf den verschiedenartigsten Gebieten oder, wie man es zu

bezeichnen pflegt, durch die Universalität seines Wissens und seiner Kenntnisse unterstützt. Der Umfang derselben ist nach vielen Richtungen ein erstaunlicher, ohne dadurch in Bezug auf Tiefe und Gründlichkeit beeinträchtigt zu werden. Er trägt eine Schatzkammer in seinem Kopfe, welche wohlgeordnet eine seltene Auswahl der Gold-, Silber- und Kupfermünzen aller Zeiten enthält. Mit ihnen vermag er vollgültige Zahlung aus jedem Zeitabschnitt der Menschengeschichte zu leisten, und der Aengstlichste kann sich sorglos darauf verlassen, daß er nicht mit einer zu leichten Legirung oder falschem Gepräge getäuscht wird. Aber zwischen diesem reichen Cassenbestand von sogenanntem reellen Werth befindet sich eine Anzahl der absonderlichsten Curiositäten und Seltenheiten, die allerdings auf dem wissenschaftlichen Geldmarkt des Tages keinen Cours besitzen, doch dafür auf den Liebhaber des Ungewöhnlichen, Vergessenen, auf ein feineres Verständniß des Menschenlebens und poetischen Sinn den höchsten Zauber ausüben. Da liegen ungemünzte Metallbarren und Edelsteine in verstäubter, kostbar alterthümlicher Fassung zusammengehäuft; neben wunderlich entwertheten Assignaten die Incunabeln der Prägkunst; mit alten, schwer zu deutenden Bildnissen einst Mächtiger oder sich mächtig Haltender der Erde; mit grüner Patina überzogene Goldstücke, die Jahrhunderte lang irgendwo unter dem Boden geruht und schweigsam die Menschengeschichte über sich hin lachen und weinen gehört. Doch zwischen diese seltsam-zungigen Bracteaten, Tournosen, Soliden, die Spintrien, Tesseren, Contorniaten hinein mischen sich in nicht minderer Zahl die Nothmünzen aus Holz, Eisen, Stein und Leder, welche die Drängniß wirrer Zeiten geschaffen, die Muscheln der Küste von Coromandel und die Taelschnüre, mit denen das Volk des Sonnenaufgangs seinen Handel und Wandel betreibt. Auch mancher Rechenpfennig, der lange Jahre hindurch als Ducaten von Hand zu Hand gewandert und von manchen unkundigen Augen vielleicht noch heute als solcher betrachtet wird; Medaillen, die Krieg und Frieden, Freud' und Leid der Vergangenheit künden, von Geburt und Tod, Menschenstolz und -Niedergang reden. Das Alles beherbergt das reiche Pretiosencabinet des großen Numismatikers, und mit verschwenderischer Hand streut er die funkelnden oder mit Rost bedeckten, nur den Kenner entzückenden Ueberbleibsel der einstigen Werthrepräsentanten in seine Dichtungen hinein.

Das sind die Dinge, welche ihm die Außenwelt und die Vergangenheit entgegenträgt. Die Natur und Uebung haben seinen Blick, dieselben zu finden, schärfer als bei Anderen ausgerüstet, doch sie lägen für Jeden offen oder versteckt da, der nach ihnen suchte. Der Boden der Menschengeschichte enthält sie überall wie die hart gewordene Kruste unserer Erde die versteinerten Reste anfänglichen Lebens; bei einer Abteufung, einem Bergdurchstich wirft Karst und Schaufel tausendfach die verschiedenartigsten Petrefacten auf. Aber für den gleichgültigen, nur auf den Zweck seines praktischen Baues bedachten Arbeiter bleiben sie todtes Gestein, erst dem prüfenden, sinnend-verknüpfenden Gedanken gestalten sie sich zu Leitmuscheln, die als älteste Runen der Vorzeit die Geschichte des Gewesenen offenbaren. Erst durch die Kraft des eigenen lebendigen Denkens giebt der Betrachtende ihnen das entflohene Leben zurück und zwingt sie, ihm von den Gestaltungen untergegangener, überschütteter Weltperioden Rede zu stehen.

Raabe zählt zweifellos zu den tiefsinnigsten Denkern unserer Zeit. Das Gebiet seiner Forschung ist das Menschenleben, und er hat über Alles gedacht, weiß Alles, was dies von jeher bewegt hat und heute bewegt. Er kennt den großen Wogengang auf dem von Wirbelstürmen gepeitschten Ocean der Menschheit, wie das Gemurmel des Baches, der durch stille Wiesen an friedlichen Dorfhütten und alten Städtemauern dahinzieht, wie das spielende Wellengekräusel eines märchenhaft in schweigsame Waldestiefe eingebetteten Weihers, den nur in der Mondnacht die wilden Schwäne besuchen. Er ist ein Mensch, und nichts, was Menschen je empfunden, ist ihm fremd.

Um dies zu erreichen, mußte er all' ihre Gedanken, mit denen sie den Himmel über sich und die Erde unter sich betrachtet, mit denen sie in ihr eigenes räthselhaftes

Innere einzudringen gesucht, selbst nochmals durchdenken, und er hat dies in einem Umfang, einer Tiefe gethan, wie wohl wenig Andere. Jede Seite seiner Bücher giebt beredtes Zeugniß davon. Er ist ein Philosoph in der echtesten, weltumfassenden Bedeutung des Wortes. Sein Verstand und sein Gefühl trachten nach der Erkenntniß der Wahrheit des Menschenlebens und dulden keine Täuschung von Anderen, keinen gaukelnden Betrug vor sich selbst. Ein Anatom und Physiolog steht er, von seinen Zuhörern umringt, am Secirtisch des Lebens und legt mit scharfem Messerschnitt die geheimsten Nervenverzweigungen bloß, welche die Regungen und Empfindungen des menschlichen Hauptes und Herzens veranlassen. Er scheut sich nicht, die vererbte Lüge einer altersehrwürdigen Hülle zu berauben und die Blasen allgemeingültiger Phraseologie hohl zerplatzen zu lassen. Wer zum ersten Mal mit Verständniß eine seiner Dichtungen gelesen, blickt verwundert auf und gewahrt, daß die Welt ein anderes Gesicht trägt, als sie zuvor besessen und die conventionelle Formel ihr anzuheften getrachtet. Es sind die großen Grundlinien des von Arthur Schopenhauer gezeichneten Weltgesichtes, die aus den Raabe'schen Büchern hervorschauen, und insofern vermag man ihn als den dichterischen Bundesgenossen des Frankfurter Philosophen zu bezeichnen, wie man Heine denjenigen Hegel's genannt hat. Wie Schopenhauer, und vielfach von den Gedanken desselben zum Weiterdenken angeregt, sucht er in seinen Schöpfungen stets nach der innersten Begründung des Ursprungs und Zusammenhanges der Dinge, ihres Werthes und Unwerthes, läßt nicht den Schein als Wahrheit gelten, auch wenn er schön ist, zerstört die Sophistik, auch wo sie heilsam erscheint. Er ist ein unbedingter Anhänger der Schopenhauerschen Lehren bis zu gewissen Grenzen, doch wo diese beginnen, weiß Niemand als er allein. Aber irgendwo sind sie vorhanden, denn er ist nicht allein ein Philosoph, der das Truggespinnst, mit dem die Menschheit sich Jahrtausende lang und, der Mehrzahl nach, heute wie ehemals den Blick umnebelt, zerreißt, sondern in gleichem Grade ist er ein Dichter von eines Gottes Gnaden, der aus ihm wirkt, den er in sich fühlt und deshalb auch, weß Namens derselbe immer sei, als ein Erhabenes auf Erden über der Materie des Seins erkennt.

Darin liegt ein Widerspruch, den der ausschließliche Philosoph vielleicht abweisen müßte und würde, aber ein Compromiß des Lebens, dessen der Dichter zu seiner Existenz bedarf. So wenig es ihm in den Sinn kommt, in seinen poetischen Gebilden und für dieselben eine der alten Göttermaschinerien des Himmels wieder zu beleben oder eine zweckbewußte Teleologie darüber walten zu lassen, so wenig genügt ihm doch auch das Schlagwort unserer Tage, der doctrinäre platte Pessimismus als einzige Bedingung des menschlichen Lebens und Handelns. Er empfindet den Gegensatz, die Verfeindung, welche zwischen der Verneinung durch den logisch zerstörenden Verstand und dem edleren Gefühle besteht, das unablässig aus der Einwirkung des Freudigen, Schönen, Erhebenden sich dennoch wieder die Grundvesten einer idealen Welt, einer Welt in der Idee, die kein leerer Herzbetrug ist, zu errichten trachtet. An diesem klaffenden Durchriß zwischen der realen, nackten Erkenntniß der Wirklichkeit und den unabweisbaren Forderungen des Gemüthes, der seinen Abgrund nie weiter gähnend als zu unserer Zeit ausgedehnt, ist manch' hochbegabter Geist, von schwindelnder Betäubung überwältigt, zu Grunde gegangen. Für denjenigen, welcher unfähig zur Selbsttäuschung am Ufer dieser Widersprüche steht, giebt es nur eine Kraft, die es ihm ermöglicht, eine Brücke hinüberzuschlagen, einen farbig und tröstlich grüßenden Regenbogen der Verbindung, Vermittelung, Versöhnung zwischen der schwarzen Wetterwand auf der einen und dem sonnigen Blau auf der anderen Seite des Himmelsgewölbes, dessen stummes Räthsel die Erde überspannt. Die Weltanschauung Raabe's und der dichterische Genius in ihm konnten ihre Vereinigung nur in jener Art der Betrachtung und Darstellung finden, welche, der durch schwer herabströmenden Wolkenguß leuchtenden Sonne ähnlich, durch Thränen lächelt.

So begann Raabe seine ersten dichterischen Gestaltungen als Humorist, ist ein

solcher in allen seinen Schöpfungen bis heute geblieben und wird es bis zur letzten bleiben. Der Humor ist unzertrennlich von ihm, denn er bildet das geflügelte Roß, das ihn flugkräftig durch Nacht und Nebel, über die Schroffen und Abgründe des Lebens fortträgt. Wenn jener ihm die luftbeherrschende Kraft versagte, würden die finsteren Dämonen der Tiefe, die überall begierig die Arme nach ihm aufrecken, Macht über ihn bekommen und ihn hülflos zu sich herabreißen. Aber freilich ist der Humor Raabe's etwas sehr Verschiedenes von Dem, was die Stammgäste in Bierkneipen oder die feine Gesellschaft am ästhetischen Theetisch mit dem nämlichen Wort zu benennen pflegen.

Es hat der Welt seit dem Auftreten des germanischen Volksstammes in der Menschengeschichte nicht an Humoristen gemangelt. Das Alterthum besaß sie nicht, kannte keinen Humor. An die Stelle desselben trat bei den Griechen und Römern die Satire und der Witz. Die aus dem lateinischen Sprachstamm ausgezweigten romanischen Völker sind bis auf unsere Zeit an wahrhaftem Humor äußerst arm geblieben. Als zwei allerdings weitleuchtende, große Ausnahmen stehen fast einzig in Spanien Cervantes, in Frankreich Molière da, die nicht ein Verstandesspiel mit den Raketen des Spottes und Witzes betrieben, sondern in eigenster Empfindung souverän das weite, reiche Gebiet einer echten humoristischen Weltbetrachtung beherrschten. Dem schönklingenden Pathos der italienischen Dichtung blieb dieselbe



Wilhelm Raabe.

beinahe völlig fremd, erst die jüngste Neuzeit scheint in dieser Richtung die Volkspoesie auf eine veredelte, gedankenvollere Bahn lenken zu wollen.

Das eigentliche Geburtsland und die Pflanzstätte des germanischen Humors war England. Derselbe begann dort bereits mit dem „Vater der Dichtkunst" in den Canterbury tales Chaucer's und zog seine buntgewirkten Fäden bis heute durch alle Dichtungsgattungen fort. Die Balladen des „Merry old England" bilden eine Fundgrube für seine älteste Art, Shakespeare zeitigte ihn in der dramatischen Poesie zur Blüthe, Dickens vergoldete mit ihm den Becher, in welchem er unserer Zeit den oft tödtlich herben Trunk tausendfältigen Menschenelends, der Sitten- und Charakterverderbniß credenzte. Doch am dichtesten zusammengehäuft zeigt uns das vorige Jahrhundert eine Anzahl von bedeutenden Humoristen, welche als die Begründer dieser Art des modernen Romans betrachtet werden müssen. Zu einer Zeit, als selbst die gebildetsten Geister Deutschlands sich mit der Lectüre der banalsten, innerlich wie äußerlich erlogenen Historien begnügte, vermochte das englische Volk sich an der Lebenswahrheit und dem unvergänglichen Witz Robertson's, Sterne's, Swift's, Smollet's, Fielding's zu ergötzen. Allein für die heutige Anforderung leiden alle diese glänzenden Erzeugnisse des Humors an einem künstlerischen Mangel. Sie bieten unzweifelhaft einen gewichtigen Theil echter Romaneigenschaften dar. Eine feine Beobachtung des Menschen, treffende, niemals langweilig reflectirte Urtheile über Sitten, Thorheiten und Betrügereien der Zeit sprechen sich darin aus, die überall gleichmäßig unter der Maske des Humors heilsame, oft bittere Arzenei zu reichen suchen und die gefährlichen Auswüchse des Lebens der Lächerlichkeit zu überliefern und durch Spott zurückzubändigen bemüht sind. Doch sie kennzeichnen sich noch immer als andersgeartete Abkömmlinge des alten Schelmen- und Abenteurerromans, der in seiner künstlerischen Form nur bis zur Einheit des Helden, nicht bis zu derjenigen der Handlung gelangt war. Ihnen fehlt die Nothwendigkeit, welche wir von jedem echten Kunstwerk fordern. Mit psychologischer Feinheit verfolgen sie, den Hogarthschen Zeichnungen gleich, die Abenteuer und Lebensschicksale einer einzelnen Persönlichkeit, um diese zum Träger ihrer eigenen Anschauungen zu machen. Derjenige, dem es vorbehalten blieb, diesen Reichthum des Humors objectiv zu vertiefen, ihn mit den Anforderungen der Neuzeit zu vereinigen und so als eigentlicher Urheber des modernen humoristischen Romans aufzutreten, war Oliver Goldsmith. Wir werden auf ihn zurückkommen, da er fast der einzige unter sämmtlichen englischen Humoristen älterer und neuerer Zeit ist, dem nicht die bedenkliche Eigenschaft anhaftet, die Schwächen und Eigenheiten der von ihnen dargestellten Persönlichkeiten vielfach auf eine Spitze zu treiben, daß sie, wenigstens unserer deutschen Empfindung gemäß, oftmals ebenso sehr die Grenze der Caricatur berühren, wie die ihren Werken beigefügten vortrefflich gezeichneten Illustrationen. Es ist das ein Vorwurf, den man Dickens und Thackeray nicht minder als Smollet, Swift, Sterne und Fielding zu machen berechtigt ist, daß sie um des humoristischen Effectes willen nicht selten die Naturwahrheit ihrer Charaktere durch Uebertreibung beeinträchtigen, und in einer Anzahl der Raabe'schen Bücher glaubt man diese Einwirkung der von ihm achtsam studirten Vorbilder zu erkennen.

Auch in Deutschland gedieh der Humor frühzeitig zur Entwickelung; das Hofnarrenthum des Mittelalters, das Lalenbuch, die Schriften Sebastian Brant's, Thomas Murner's und mancher Anderer, die Komödien Hans Sachs' legen vielfaches Zeugniß dafür ab. Im Roman tritt er zuerst gleichfalls in der Form der Abenteurererzählung auf und begründet durch den „Simplicissimus" diese Kunstgattung für die deutsche Literatur. Dann läßt eine lange Zeit hindurch das Elend der politischen und socialen Verhältnisse in Deutschland den Humor völlig verstummen. Mit Ausnahme Wieland's blieb derselbe unserer classischen Dichtungsperiode fast gänzlich fremd. Vergebens durchsucht man die sämmtlichen Werke Schiller's nach ihm; mehr oder minder flüchtige Spuren treten im „Faust" und einigen Gedichten Goethe's auf, doch sie bilden stets nur einen Zierrath, nicht die keim-

treibende Kraft derselben, und in seinen Prosadichtungen belebt kein Hauch wirklichen Humors die ernsthafte, ja in späterer Zeit oft starre Anmuth seiner Diction und Anschauung. Es wurden sogenannte komische Romane veröffentlicht, deren Anspruch auf den Titel allein in der Herstellung lustspielartig lächerlicher Situationen bestand — in den kritischen Schriften Lichtenberg's sprudelte gelegentlich ein Quellstrahl echten Humors auf —, aber die Einzigen, welche diesen auf das Gebiet der Dichtung zu übertragen wußten, waren Hippel, Knigge, Engel, Benzel-Sternau, sowie der zu etwas überschätzter Berühmtheit gelangte Verfasser der „Reise durch die mittägigen Provinzen Frankreichs". Einen tiefsinnig humoristischen Roman indeß vermochte keiner von den Genannten zu schaffen.

Auch die Versuche, welche in unserem Jahrhundert nach dieser Richtung angestellt worden sind, haben sich zumeist darauf beschränkt, die Verschrobenheit einzelner Stände und Classen von Menschen, ja oft nur diejenigen bestimmter Persönlichkeiten mehr der satirischen Peitsche als dem versöhnenden Heilmittel des Humors zu unterziehen. Allerdings besitzen wir der Gattung des letzteren angehörige Werke, auf die jegliche Literatur mit Recht stolz wäre. Der Immermann'sche „Münchhausen" steht vielleicht einzig in seiner Art da; die Fluth moderner Erzählungen vermag nicht das sich noch immer steigernde Interesse an demselben zu verdrängen. Aber es spricht nicht für die organische Einheit des Humors und der Poesie in ihm, daß man im Stande gewesen ist, die letztere von ersterem vollständig zu trennen und die „Idylle" gesondert herauszugeben. Bei einem vollkommenen Roman würde man damit den Lebensnerv getödtet haben. Daß man dies thun konnte und thun zu müssen erklärte, um die allgemeine Theilnahme nicht durch der jetzigen Generation unverständlich gewordene Abschnitte erkalten zu lassen, beweist, daß in diesen nicht unalternder Humor, sondern vergängliche Satire vorwaltet. Und diesem Irrthum sind wir in Deutschland in bedenklicher Weise unterworfen: die brillanten, buntgesternten Cascaden der Satire, wie sie sich am großartigsten bei Heine und Börne offenbaren, für ebenso unvergänglich zu halten als den gleichmäßigen, natürlichen Wasserfall des Humors, der die Werke der englischen Meister durchrauscht. Wie sehr das Bedürfniß der Zeit nach solchen verlangt, hat aufs deutlichste der fast unerhörte Erfolg der niederdeutschen Dialektromane Fritz Reuter's bewiesen, deren Vortrefflichkeit bedauern läßt, daß die nur im Norden verbreitete Mundart weder ein allgemeines Verständniß, noch durch ihre Eigenart eine dem Werth des Originals gleichkommende Uebertragung ins Hochdeutsche zuläßt.

Freilich sind wir noch im Besitz der unerschöpflichen Goldminen Jean Paul's, mit dem Raabe häufig in Vergleich gebracht worden ist. Doch unseres Erachtens sehr mit Unrecht, von einer Auffassung, welche sich nur auf den ähnlichen Gedankenreichthum der Beiden verwendet, ohne die zwischen ihnen bestehenden, weit größeren Unterschiede zu würdigen.

Die aufrichtigsten Verehrer des Baireuther Humoristen geben zu, daß jenes Gold seiner Werke zu weit überwiegenden Theilen nicht gemünzt sei. Die Gesammtausgabe derselben gleicht einer Bank, die unschätzbare Vorräthe an edlen Metallbarren enthält, aber deshalb nur zu Anweisungen auf diese, nicht zu eigenen Zahlungen fähig ist. Die Zahl der Schriftsteller, welche Gedanken aus ihnen entlehnt haben, ist eine ungeheure; der Wunsiedler Dichter ist so reich, daß der Diebstahl eines halben Jahrhunderts kaum eine wahrnehmbare Verringerung seiner aufgehäuften Kleinodien bewirkt hat. Doch durch den Kunstgriff, daß jene manchen Edelstein derselben sorgfältiger abzuschleifen und in kostbarere Fassung zu bringen bemüht waren, wußten sie sich den Anschein rechtlicher Besitzer zu verleihen. Unter ungebildeten Käufern vermag eine Hand voll Scheidemünze mehr auszurichten als ein Kästchen mit echten Perlen, und Jean Paul streute Juwelen mit solcher Verschwendung aus, daß sogar mancher Urtheilsfähige im Beginn geneigt war, sie nur für glänzende Kieselsteine zu halten. Außerdem kam ein wichtiges Moment hinzu, jener Grund, der sogar die Weimaraner Dioskuren bewog, ihn mit mißtrauischen Augen zu

betrachten. Es giebt fast kein Werk Richter's, das den primitivsten Ansprüchen an eine künstlerische Form genügte. Man hat bändereiche Aphorismen aus seinen Schriften gezogen, die dem edelsten, feurig-milden Weine ähneln. Aber ungekeltert, als Trauben, sind sie ungenießbar und verleihen nur einen geringen Begriff von der schöpferischen Kraft des Weinbergs, auf dem sie gewachsen. Und als ob der Dichter absichtlich auf Verdunkelung seines Werthes und Verwirrung des Lesers ausgegangen sei, enthält die Pandorabüchse seiner „Zettelkästen" in ihren Extrablättern und Extraseiten, Schalttagen, Blumen-, Frucht- und Dornenstücken, Hirten- und Zirkelbriefen, Appendixen und Postscripten so viel Unverständliches, Unzusammenhängendes und Verwirrungstiftendes, daß der einfache Bau seiner Romane oft unter der Fülle dieser im Einzelnen häufig schönen, in ihrer Totalität aber zweckwidrigen Ornamentik völlig verschwindet. In seinen Sprüngen gleicht Jean Paul seinen unverkennbaren englischen Vorbildern, doch er führt sie nicht mit der sicheren Berechnung derselben aus, und wo die letzteren den festen Grund erreichen, geräth er nicht selten auf brüchigen und haltlosen Boden, aus dem er sich nur mit Aufwand vieler Zeit und Mühe auf Unkosten der Klarheit und seines ursprünglichen Planes wieder herauszieht. „Doctor Katzenberger's Badereise" ist vielleicht das am wenigsten von dieser abschweifenden Weise beeinträchtigte seiner Werke, und doch muß man einräumen, daß von den meisten Seiten desselben kaum die Hälfte zusammenhängend und ohne Anwendung der verschiedensten wissenschaftlichen Apparate verständlich ist.

Zu derartigen, nicht allein Einzelnes, sondern überall das Ganze berührenden Ausstellungen giebt bei den Dichtungen Raabe's durchaus nichts Berechtigung. Sie bilden ausnahmslos vollkommen geschlossene Kunstwerke in der Form der Novelle oder des Romans. Die künstlerische Oekonomie ist in ihnen aufs sorglichste gewahrt, das Verhältniß der Theile zur Gesammtheit mit äußerstem Vorbedacht abgewogen. So wenig die Darstellungen des Autors den Eindruck von der Scheere ängstlich und widernatürlich gestutzter Gartenanlagen der Barockzeit erregen, so wenig auch gleichen sie einem von ungebändigter Triebkraft des Bodens verwildert überwucherten Quellbruch. Ein mit allen Gesetzen und Mitteln seiner Kunst vollvertrauter Poet herrscht über ihnen und zwingt sie, sich seinem Willen unterzuordnen, ohne selbst jemals den Anwandlungen einer souveränen Launenhaftigkeit die Zügel schießen zu lassen. In keinem der Bücher Raabe's liegt der erste Entwurf vor. Dieser bildet stets, obwohl genau bis ins Einzelne ausgearbeitet, nur eine Totalübersicht seines Planes, die etwa ein Zehntel des Umfangs des vollendeten Werkes darstellt. Eine zweite Behandlung fügt dem anatomischen Knochen- und Sehnengerüst die Musculatur, die Nerven- und Blutgefäßverzweigungen hinzu und erweitert das Manuscript ungefähr bis zur Hälfte der als Endziel vorbestimmten Ausdehnung. Dann erst beginnt der Dichter mit der dritten Schöpfungsperiode seine eigentlich belebende Thätigkeit, weckt den Herzschlag des bis dahin reglosen Gebildes auf und läßt mit tausend Pulswellen bewegend, erwärmend, färbend das Blut allen großen Organen wie dem feinmaschigsten Capillargeflecht des fertig erstehenden Gesammtorganismus zuströmen. So hält er sich gegen allen willkürlichen Einfluß des Zufalls, unbotmäßiger Stimmung gesichert; seine anfängliche Berechnung dient ihm bis ans Ende so genau als Maßstab und Vorschrift, daß er im Stande ist, die schließliche Ausführung eines dreibändigen Romanes vorher für jeden Band auf eine oft gleichmäßig festgesetzte Zahl von Seiten zu fixiren, sowie den Tag der Beendigung seiner ganzen Arbeit Monate lang zuvor im Auge zu halten. Und ebenso durchdacht wie der große Aufbau, wie die Gliederung seiner Dichtungen steht am Schluß jeglicher einzelne Satz des Gefüges da. Derselbe muß seinem Zweck in der möglichst vollkommenen Gestaltung entsprechen, sonst wird er so lange als ungenügend verworfen und durch eine andere Fügung ersetzt, bis er aufs genaueste die Absicht des Autors erfüllt. Ueberall liegt eine hohe Kunst und ein wundersamer Zauber in der zumeist von äußerster Einfachheit erscheinenden Sprache der Raabe'schen Werke

verborgen, ein Klangrhythmus, der freilich nur dem fein aufhorchenden Ohre vernehmbar wird und dem gewöhnlichen Leser als kunstlose Natürlichkeit vorkommt und entgeht.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, wie wenig Uebereinstimmung zwischen Jean Paul und Raabe besteht. Nur der Reichthum der eigenen und eigenartigen Gedanken und manchmal eine gewisse Form der humoristischen Auffassung und Darstellung sind ihnen gemein. Im Uebrigen weichen sie vollständig aus einander. Raabe ist ein Künstler, und Richter der directe Gegensatz eines solchen; in den Schriften des Ersteren ist für den Denkenden Alles ebenso klar, verständlich, anschaulich, wie die Bücher Jean Paul's langathmig, mystisch-verworren und ungenießbar sind. Der Wunsiedler Dichter mag in Vielem eine reichhaltige Quelle des Studiums, der Anregung und Belehrung für den Braunschweigischen gebildet haben, ein Vorbild ist er ihm nicht gewesen und konnte er nicht sein. Dies lag, ob dem Jünger bewußt oder unbewußt, anderswo; jedenfalls erscheint uns nur eine einzige dichterische Persönlichkeit bei natürlich auch hier mannigfacher Verschiedenheit so verwandt mit Raabe, daß wir nicht umhin können, eine frühzeitig tiefe Einwirkung derselben auf seine dichterische Entwickelung anzunehmen. Das ist Oliver Goldsmith, auf den wir oben zurückkommen zu müssen gesagt.

Es ist mehr als ein Jahrhundert verflossen, seitdem der „Vicar von Wakefield“, nachdem er mehrere Jahre vergeblich bei Buchhändlern umhergeirrt war, erschienen. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß seitdem kein vollendeterer Roman hervorgebracht worden ist. Er ist der Inbegriff des Vortrefflichsten, was alle Völker in dieser Gattung geleistet und in ihm für dieselbe ein ebenso untrügliches Vorbild aufgestellt, als Shakespeare es der dramatischen Dichtung geliefert. Ja, da der letztere gezwungen war, in manchen Dingen wider seine Einsicht sich der Geschmacksrichtung seiner Zeit anzubequemen, steht das Werk Goldsmith's in dieser Beziehung als reineres Muster da als selbst die Mehrzahl der Meisterstücke des britischen Tragöden.

Der „Vicar von Wakefield“ ist ein an Umfang nur geringfügiges Werk, aber die Kritik keiner Zeit hat etwas an ihm zu vermissen oder auszusetzen gewußt. Man vermöchte kein Wort aus demselben auszuscheiden oder ihm hinzuzufügen, ohne es zu verschlechtern. Es sollte in keinem Hause fehlen und eine Uebersetzung, die dem Werth des Originals gleich käme, fürstlich belohnt werden. Sein Humor erwärmt wie die Frühlingssonne, ohne die zarteste Blüthenknospe zu verdorren. Die Verwickelung ist von einer so edlen Einfachheit, daß man erstaunt, durch die Lösung überrascht zu werden. Niemals sind gute Menschen parteiloser, niemals verderbte milder geschildert. Es scheint uns, wenn wir das Buch gelesen, als habe die Beschränktheit und Thorheit ein wohlbegründetes Recht zu existiren, weil wir ohne dieselben den Genuß verlieren würden, die Bekanntschaft so liebenswürdig verirrender Charaktere zu machen. Wie der erste Strahl der Welterkenntniß in das schlichte Gemüthsleben des Pfarrhauses fällt, ist es uns, als hätten wir unser bisheriges Dasein in demselben verbracht, und wir fühlen uns innerlich ebenso empört über die Möglichkeit des Familienglück zerstörenden Betrugs als das arglose Oberhaupt des Hauses. Und dennoch überfließt uns die Milde, welche keinen Augenblick aufhört, uns aus den ernst-heiteren Zeilen entgegenzuathmen, mit solcher Duldsamkeit, daß wir an die Reue des Verführers wie des abgefeimten Betrügers und an den unvermeidlichen Sieg des Guten glauben.

Das sind die Wirkungen eines großen Dichters, und wir haben länger dabei verweilt, weil dieser Eindruck, den der „Vicar von Wakefield“ erregt und hinterläßt, im Wesentlichen der nämliche ist, welchen die Hauptwerke Raabe's hervorrufen. Selbstverständlich mutatis mutandis; der deutsche Dichter lebt unter einem anderen Volke, in einer anderen Zeit und anderer Gedankenwelt als der englische. Aeußerlich entspringt daraus sogar häufig scheinbar die größte Unähnlichkeit, aber der innerste Herzschlag des Poeten, der Trieb, aus dem ihre Schöpfungen hervorgehen, ist bei beiden derselbe, und wenn überhaupt für Raabe von einem Vorbild des feinsten Humors, der Empfindung, der einfach lebenswahren und

doch im Tiefsten bewegten Gestaltung geredet werden kann, so steht Oliver Goldsmith als das einzig mögliche, d. h. ebenbürtige da.

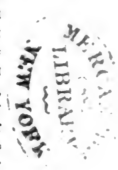
Die Anzahl der Bücher Raabe's übertrifft dagegen diejenige des Engländers in ungezähltem Maße. Er ist einer unserer productivsten Dichter, trotz der Sorgfalt, mit der er bei der Durcharbeitung seiner Romane und Novellen verweilt. In diesen beiden Dichtungsformen begrenzt sich sein Schaffen. So viel uns bekannt, hat er das Gebiet der Prosadarstellung nur ein einziges Mal in einem kleineren epischen Gedichte verlassen, das vor vielen Jahren in diesen Blättern veröffentlicht worden.

Es liegt nicht im Bereich noch im Zweck dieser Zeilen, ausführlich auf die zahlreichen dichterischen Schöpfungen Raabe's einzugehen; sogar die einfache Aufzählung derselben würde schon einen beträchtlichen Raum in Anspruch nehmen. Wir vermögen der Hauptsache nach nur diejenigen, welche uns als die tiefsinnigsten und bedeutungsschwersten erscheinen, kürzerer Betrachtung zu unterziehen.

Zunächst tritt uns eine Zweitheilung, eine Verschiedenheit der Art darin entgegen, daß nicht die Mehrheit, allein doch eine ziemliche Anzahl größerer und zumeist kleinerer Novellen Raabe's ganz oder fast ganz humoristischer Natur sind. In diesen scheint die Wolkenatmosphäre einer schwermüthigen Grundanschauung des Lebens, welche die übrigen Werke Raabe's überlagert, beinahe völlig von der lachenden, Strahlenpfeile niederschießenden Sonne des Humors durchbrochen, zerstreut und aufgetrunken; nur hier und da flattert einmal ein graues Nebelschleierstückchen und mahnt, daß es aus einem kalt-unheimlichen Geklüft aufgestiegen, das sich dem Blick der heiter durch den vergnüglichen Tag vorüber Wandelnden entzieht. Ein Hauch sorglosen Leichtsinns, eine innige köstliche Freude an der Thorheit durchweht diese Gattung der Raabe'schen Dichtungen, vereinigt mit einer Fülle und Tiefe der Beobachtung, umfassendster Menschenkenntniß und Reife des Urtheils, wie sie in allen Literaturen nur selten anzutreffen sind. Hierher zählen als die vorzüglichsten „Horacker — Christoph Pechlin", aus der Novellensammlung „Der Regenbogen": „Die Gänse von Bützow — Keltische Knochen" und andere. Dann mehr oder minder auch „Der Dräumling" und „Ein Frühling". Wie bei den ernsten Werken Raabe's liegt ihnen fast immer eine Idee zu Grunde, welche der Humorist in lachender Weise zum Ausdruck bringt. Aber in diese Kategorie gehören größtentheils auch die letzten Erzählungen: „Wunnigel" und eine Anzahl unter dem Gesammttitel „Krähenfelder Geschichten" veröffentlichter Novellen, in welchen der Autor einer Gefahr nicht entgangen ist, welche bereits früher bedrohlich über manchem seiner Bücher geschwebt. Mehr und mehr hat er darin nach dem Absonderlichen gesucht und oftmals die höchste Potenz desselben gefunden. Während „Die Innerste" noch die alte, fesselnde Vereinigung von Poesie und Humor enthält, überströmen „Wunnigel" — „Vom alten Proteus" — „Eulenpfingsten" — „Frau Salome" den Leser mit einer solchen Fülle von Barockheiten, unorganischen Theilen und Unverständlichkeiten, daß diese — wenn auch in anderer Art — wirklich an Jean Paul erinnern, und ihre vielfachen Schönheiten, die sie mit Nothwendigkeit enthalten müssen, da Raabe ihr Urheber ist, theils unter dem Wust des nicht Zugehörigen, theils unter dem Uebermaß eines erzwungenen Humors erdrückt werden. In anderer Richtung weckt die Erzählung in der Apotheke „Zum wilden Mann" einen unbedingt peinlichen Eindruck. Vielleicht verrathen wenige der Schöpfungen Raabe's gerade so sehr als diese kleine Novelle seine vollendete Meisterschaft, dasjenige zu erreichen, was er bezweckt. Aber unter der humoristisch tändelnden Oberfläche bricht hier eine so bittere Menschenverachtung, ein so höhnisch gellendes Auflachen über den Glauben an eine ideale Lebensauffassung hervor, daß aller theoretische Pessimismus der „Philosophie des Unbewußten" einem harmlos mit Blumen spielenden Kinde gegen diese psychologisch-praktische Verkörperung Raabe'schen Weltunmuths gleicht. Das Büchlein enthält, wie alle Werke des Dichters, nichts im üblichen Sinne Anstößiges, keinerlei Nacktheit, noch verschleierte Zweideutigkeit, kein an sich häßliches, ja kein crasses Wort. Es erzählt in einfachster Weise eine einfache Be-

gebenheit, an der keine Vorsteherin eines Töchterpensionats noch ein sonstiger Moralist der herkömmlichen Gattungen den geringsten Anstoß nehmen würde, und doch sollte es polizeilich verboten werden. Denn es secirt und präparirt aus der Tiefe der Menschenseele mit solcher Schonungslosigkeit die geheimsten Nervenverzweigungen empörendster Selbstsucht hervor, daß der Leser am Schluß, ohne jegliche ethische und poetische Erhebungsmöglichkeit platt zu Boden geworfen, sich von einem Widerwillen gegen das ganze Menschengeschlecht angepackt fühlt, das solche Beispiele aus seiner Mitte hervorbringt.

Das sind Auswüchse verbitterter Stimmungen, gegen welche die Dichtkunst um so mehr protestiren muß, je überzeugender sie sich in der Form und im Inhalt darstellen. Zum Glück stehen sie in derartiger versöhnungsloser Schroffheit nur ganz vereinzelt da. Doch auch die übrigen genannten neuen Erzählungen Raabe's bieten im Ganzen wenig wahrhaft Erfreuendes. Es ist, als sei die Kunst des Autors nur mehr vorhanden, um die Narrheit im Brennpunkt ihres strahlenziehenden Hohlspiegels aufzufangen, ohne daß ein wohlthätiger Gegensatz dieselbe zur Ausnahme erhebt. Man wird häufig unwiderstehlich zum Lachen gezwungen und vermag selten dem Urheber all' dieser wunderlichen Charaktere, ihrer Handlungen, Gedanken und Ausdrucksweise eine gewisse Bewunderung zu versagen. Allein das Ergebniß nach Beendigung der Lectüre ist kein erhebendes, das Gemüth bereicherndes, wie jede echte Dichtung dasselbe hinterläßt. Die Welt, welche vor uns aufgerollt worden, erscheint wie eine Marionettenbühne, auf der verschiedenartige Hanswurste geistreiche Possen getrieben, und wir sind froh, daß der burleske Spuk wieder in den Kasten hinuntergeworfen daliegt und wir, uns umdrehend, leibhaftigen Menschengesichtern, sei es der nüchternsten Vettern und Basen, begegnen. Hinzu kommt in diesen Novellen eine vielfache Art der Redewendungen, die sich im Keim bereits in manchen früheren Büchern Raabe's findet, hier aber vollständig zur Manier ausgeartet ist. Der Autor mischt zahlreiche Unterbrechungen und eigene Betrachtungen in den Gang seiner Erzählung; er häuft Wiederholungen der mannigfachsten Art an, besonders indem er seinen Personen oftmals bis zu einem halben Dutzend anschwellende tautologische Namensbezeichnungen, stets in gleicher Weise ohne Grund aufs Neue kehrende Epitheta ornantia beilegt und dieselben sich ebenso mit den nämlichen gehäuften Namensinterjectionen anreden läßt oder wohl selbst sie damit anspricht. Das sind Stilmanieren, die, wenn sie nicht zur Ueberwucherung gelangen, und vorzüglich, wenn ein ergreifender Inhalt ihnen das Gegengewicht hält, nur flüchtig auffällig berühren, ohne die Wirkung des Ganzen zu beeinträchtigen. Aber in den letzten Schöpfungen Raabe's, vor Allem im „Wunnigel“, drängen sie sich dergestalt auf, daß sie sich oft wie ein dickblätteriges Unkraut über die feinen und nicht selten erkünstelt farblosen Blüthen der Gedanken und Schilderungen lagern, den mit dem Auge über die dicht verrankte Wiese Hinschweifenden ermüden und der Lust berauben, den begonnenen Weg fortzusetzen. Wir haben ausführlich auf den Ausstellungen verweilt, zu denen die letzten Novellen Raabe's uns Anlaß geben, weil der Dichter mit ihnen, nicht nach unserem Urtheil allein, sondern nach dem fast einstimmigen seiner Verehrer, einen Weg beschritten hat, von dem wir ihn, der in der vollen Kraft seines Schaffens steht, auf die Bahn zurückkehren zu sehen hoffen, in der er sich den ersten Preis errungen, von keinem Zweiten Erreichtes geleistet hat und fernerhin zu vollbringen vielleicht der Befähigtste ist.



— — — — — — — — — — — —

Wir sehen uns hier zu einem „Schaltblatt“ nach Jean Paul'scher Art genöthigt. Nachdem wir das Vorstehende geschrieben, ist in diesen Blättern die neueste Erzählung Raabe's: „Alte Nester, zwei Bücher Lebensgeschichten“, erschienen, und es gereicht uns zur höchsten Freude, voll aussprechen zu können, daß unsere soeben geäußerte Hoffnung darin rascher, als wir erwartet, in Erfüllung gegangen. Das genannte Buch bildet selbstverständlich wiederum keine landesübliche Speise für diejenigen, welche fabulas consumere nati sind. Es finden sich in der Composition jene Eigenheiten des Autors, die der Kritiker, der den architektonischen

Aufbau beurtheilt, als Fehler bezeichnen muß. Wenn die Mehrzahl der modernen Romane den Leser zu wenig zum eigenen Denken veranlaßt, so ist hier häufig zu viel zwischen den Zeilen enthalten, dessen klarerer Ausdruck dem Werke unzweifelhaft zum Vortheil gereichen würde. Wir haben manchmal die Empfindung, daß der Autor uns entweder zu geringschätzig behandelt oder im Gegensatz seine eigene intime Kenntniß auch bei uns voraussetzt. Sein Gebäude ist sicher fundamentirt, aber er thäte besser, uns die Hauptstützpfeiler desselben nicht unter einem Uebermaß von Arabeskengerank zu verbergen. Nicht nur während der Lectüre fühlen wir uns vielfach von einem undeutlichen Nebel in Licht und Luft umgeben; auch wenn wir das Buch beendet haben, bleibt uns das Bedauern, daß stellenweise nicht mehr Helle auf den von uns zurückgelegten Weg gefallen. So wundersam die Kindheit Ewald Sixtus' und Irene's von Everstein, Fritz Langreuter's und Eva's vor uns ausgebreitet liegt, so sehr vermissen wir vor ihrer plötzlichen Trennung eine bestimmtere Andeutung ihrer mit den Jahren weiter entwickelten Stellung zu einander. Es läßt sich nicht anders bezeichnen, als daß der Dichter uns hier eine Hauptscene unterschlagen hat. Wie wir ihn kennen, zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß er dies mit voller Absichtlichkeit gethan; doch da er nicht für sich allein geschrieben, hätte er auf das berechtigte Verlangen seiner Leser Rücksicht nehmen sollen. Er tritt im Parlamente derselben mit einer souveränen Willkür auf, welche nicht zur Herstellung des nothwendigen Verhältnisses zwischen ihnen beiträgt. Aber von diesem einen Punkte abgesehen, werden die Zuhörer fast überall mit gleicher Hingebung der Freudigkeit und des Ernstes der goldenen Fülle seiner Worte lauschen. Ein unglaublicher Reichthum einfacher, ungekünstelter Lebensweisheit liegt nicht allein auf den Erntefeldern, sondern nicht minder an den Wegrändern der „zwei Bücher Lebensgeschichten“ ausgestreut. Tiefsinn leuchtet oder dunkelt vom Grunde jeder ihrer Zeilen herauf. Die Menschen, welche darin „auf ihre Schicksale warten“, haben Leben von einem Geiste empfangen, der die Menschen und ihre Schicksale, der die wundersamen Fäden kennt, an denen das Herz im Verborgenen unter übermüthig lachenden, schluchzenden, närrischen, trotzigen und zagenden Gesichtern webt. Die „alten Nester“ beherbergen einen Schatz des echtesten Humors und hoher Poesie, die vielleicht dort am ergreifendsten wirkt, wo sie gleichsam transitorisch nur mit wenigen Worten sich in den Verlauf der Erzählung einmischt. Ein Sonnenblitz, das Aufschauern eines Windstoßes — und das hastige hergebrachte Treiben und Drängen der Lebenswolken geht weiter.

— — — — — — — — — — —

Bis hierher haben wir von den Romanen und Novellen Raabe's gesprochen, die ganz oder doch in weit überwiegendem Grade humoristischer Natur sind. Die Mehrzahl seiner Werke jedoch und zwar die bedeutendsten derselben werden von einer unzertrennlichen Mischung des Ernstes und des Humors gebildet; in ihnen kennzeichnet sich das eigentlichste Wesen des Dichters, und sie erheben ihn auf die hohe Stufe, die er in unserer Literatur einnimmt. Zu diesen zählt auch sein Erstlingswerk, mit dem er seine literarische Laufbahn begann, „Die Chronik der Sperlingsgasse“. Unter dem Pseudonym „Jakob Corvinus“ schilderte er in derselben die Spreegasse zu Berlin, in welcher er während seiner dortigen Universitätsstudienzeit gewohnt, und das kleine Buch erwarb ihm mit einem Schlage in weiten Kreisen verständnißvoller Leser festbegründeten Ruf und Ruhm. Vorher jedoch war das Manuscript — in gleicher Weise wie dasjenige des „Vicar von Wakefield“ und des Scheffel'schen „Ekkehard“ — vergeblich bei verschiedenen Verlegern umhergeirrt, bis der Verfasser sich entschloß, das Wagniß zu unternehmen und seine Dichtung für 50 Thaler auf eigene Kosten drucken zu lassen. Jetzt liegt „Die Chronik der Sperlingsgasse“ in fünfter Auflage vor und bildet eines der Lieblingsbücher unserer Nation. Es ist unmöglich, sich dem unsagbaren Zauber des übermüthigen Humors und der tiefen Wehmuth in dem kaum drittehalb hundert Seiten zählenden Büchlein zu entziehen. Etwas völlig Neues, mit fremden Tönen ans Herz und ans Zwerchfell Greifendes war damit in unsere Literatur eingetreten.

Ein Wirbeltanz ausgelassenster Lustigkeit, des Frohsinns an naturwahren, harmlosen, verwunderlichen, prächtigen Menschenkindern zog den Leser unwiderstehlich in seine Kreise. In kaleidoskopischem Wechsel mußte er mit den Glücklichen sich freuen, mit den Leidenden weinen, über die Thorheit lachen und mit den Verzagenden bangen. Es war ein Buch, das in eine trostlose Zeit fiel und sich ein fröhlich-ernstes Verdienst um sie erwarb. Ein duftig-poesievolles, humoristisch-harmloses Buch schien es zu sein, aber wer tiefer zwischen die Zeilen desselben hineinblickte, sah aus ihnen die vestigia leonis, die Anzeichen eines werdenden großen, Himmel und Erde umfassenden Dichters hervorschimmern.

Der Raum verbietet uns — außer bei den erst zuletzt in Betracht zu nehmenden Hauptwerken Raabe's — ein näheres Eingehen auf die zahlreichen größeren und kleineren Erzählungen, welche, als Kinder des Humors und elegischer Schwermuth in den Grundlinien des Gesichtes ihre Familienzugehörigkeit mit der „Chronik der Sperlingsgasse" deutend, auf die letztere folgten. Wir vermögen nur einige Titel zu nennen, um in ihnen diejenigen dieser Bücher zu bezeichnen, welche auf uns persönlich den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck geübt haben. Mehrere derselben, denen wir unter ihnen unbedingt die ersten Plätze einräumen: „Drei Federn" — „Die Kinder von Finkenrode" — „Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale" erschienen gleichfalls noch unter dem latinisirten Autornamen Jakob Corvinus; in der bereits genannten Novellensammlung „Der Regenbogen" und einer anderen später erfolgten „Deutscher Mondschein" faßte den Dichter mehrfach der von jeher mächtig in ihm wirkende Zug in die Vergangenheit, welchen Gestaltungen aus der Sage und Geschichte wie „Die Hämelschen Kinder" und „Gödelöcke" bethätigen. Als wundervolle Perlen historischer Erzählungen ragen „Unseres Herrgotts Kanzlei" — „Nach dem großen Kriege, eine Geschichte in zwölf Briefen" — „Des Reiches Krone" und „Der Marsch nach Hause" hervor, und besonders das letztere zählen wir mit unter die schönsten Raabe'schen Dichtungen. Ein geheimnißvoll überschleiertes, nicht immer ganz klar verständliches Buch ist „Meister Autor oder die Geschichten vom versunkenen Garten", das von seltsamen Schauern der Poesie durchduftet und durchweht wird und für den sie zu empfinden Befähigten jedenfalls eine der feinsten Schöpfungen Raabe's darstellt. Doch gewissermaßen bilden alle bisher genannten Erzählungen des Dichters nur Abfälle oder Collectaneen seines in drei großen Romanen, dem „Hungerpastor" — „Abu Telfan" und dem „Schüdderump", vereinigten Hauptwerkes, das wir zum Schluß wenn auch nur im Allgemeinen, doch ausführlicherer Betrachtung unterziehen müssen.

Es ist eine neue, eigenthümlich ideale Kunstform, welche der Dichter in den drei bezeichneten Büchern geschaffen. Wir besitzen Trilogien auf dramatischem, hin und wieder auch auf epischem Gebiet, sowohl in Versen wie in der Prosadarstellung. Doch der Gedanke, den wir bisher mit einer solchen verbunden, war unzertrennbar von der Identität der handelnden oder leidenden Hauptgestalten innerhalb des dreifachen Rahmens. Dieselben reiften ihrem Heil oder ihrem Verderben entgegen; das einzelne Stück bot eine in sich abgeschlossene Handlung, die jedoch den Keim zur folgenden schon in sich trug und im Gedanken des Lesers eine Weiterentwickelung erheischte. Eine solche Trilogie schließt nothwendig mit dem Sieg oder dem Untergang des Helden, d. h. eines Charakters, dessen Auf- oder Abwärtsschreiten uns die Dreitheiligkeit zur Einheit erhebt und unser Interesse an dieser Kunstform bedingt.

Was Raabe im „Hungerpastor — Abu Telfan — Schüdderump" zum ersten Mal versucht hat, ist eine Trilogie, in der an die Stelle eines Charakters eine Idee getreten. Er beendet das letzte der genannten drei Bücher mit den Worten: „Wir sind am Schlusse — und es war ein langer und mühseliger Weg von der Hungerpfarre an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurkielande und im Schatten des Mondgebirges bis in dieses Siechenhaus zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges."

Und er hat Recht. Ein langer und mühseliger Weg war es durch das Elend, die Hoffnungen und Täuschungen des Menschenlebens und Menschenherzens,

Wie die Kunst der Neuzeit die Sonne zwingt, bis ins kleinste getreu die Gestaltung der Erdendinge im Bilde wiederzugeben, und zwar so genau, daß dieses Bild die Anwendung des schärfsten Vergrößerungsglases nicht nur erträgt, sondern verlangt, um die höchste Aehnlichkeit zu beweisen — so zwingt Raabe in jenen drei Romanen das geheimste Leben des Menschenherzens auf die weißen Blätter seines Buches, und das Auge, das am meisten geschärft worden, in die Tiefen des Schmerzes, der Wehmuth, der Betäubung, jedes bangen Gefühls, jeder süßen Täuschung hinabzublicken — immer findet es die Wahrheit, als ob die Sonne selbst das Bild entworfen.

Aber von dieser Sonne selbst liegt wenig auf den Bildern. Sie bricht nur hin und wieder einmal hastig aus zackig zerrissenem Gewölk; sie liegt nur dann und wann mit jenem melancholisch grünen Licht darüber, das nicht mit lachendem, wärmendem, geradem Strahl vom Himmel stammt, sondern von irgendwoher trübschimmernd reflectirt wird, fast wie um darzuthun, daß selbst die Sonne, die große leuchtende und ernährende Allmutter des Lebens, nichts sei als eine Täuschung.

Wenigstens für die Menschen. Nur die Natur, die nicht hofft und sich nicht täuscht, badet sich manchmal im wirklichen Himmelsglanz:

„Die Harzberge erhoben sich lachend im blaugrünen Glanz, über den Feldern und Wiesen lag jenes Flimmern und Zittern, welches auch über den Werken der großen Dichter liegt und überall die Sonne zur Mutter hat.“

Es ist sonderbar, so trüb das Licht ist, das die Trilogie Raabe's umbreitet, jenes Flimmern und Zittern liegt doch darin, wie in der heißesten Mittagsgluth, wie in den Werken der größten Dichter, und bezeugt, daß es trotz Allem auch die Sonne, die Wärme des Herzens, zur Mutter hat. Aber es ist eine Mitternachtssonne, wie sie vom Horizont die hochnordische Welt überfließt und mit ihren schrägen Strahlen schaurigeren Eindruck erweckt als lichtlose Nacht.

Trübe Bücher sind es, die drei, die wir genannt. Der hüte sich, sie zu lesen, wer da meint, ein Buch lasse sich abschütteln, und er könne wieder so sorglos lachen, wenn er dasselbe beendet, wie zuvor. Diese Bücher gleichen einer mit Honig belasteten Biene, deren Stich nicht nur schmerzhaft ist, die fortfliegend ihren Stachel in der Wunde hinterläßt. Denn sie enthalten nicht die Schicksale der einzelnen Menschen, von denen sie erzählen, sondern diejenigen, denen die Menschheit vom Anbeginn bis zum Ende unterworfen ist.

Alles Glück ist eitel — das ist der Gedanke, der die einheitliche Idee der Raabe'schen Trilogie bildet. Glücklich ist nur, wer, fruges consumere natus, von Tag zu Tag, ohne umzublicken, unter der täglichen Bürde des Lebens dahingeht; das Glück, das feinere Empfindung und höher aufstrebender Geist suchen, es zerschellt an der Stumpfheit, der Narrheit, der plumpen Materie der Welt. Eine herbere Weltanschauung ist nie in einem Kunstwerk niedergelegt worden. Wir sagten: man hat die Heine'schen Gedichte die Uebertragung der Hegel'schen Philosophie genannt; will man die Raabe'schen Romane in ähnlicher Weise vergleichen, so kann man sie nur als epische Gestaltungen der Reflexionen Schopenhauer's bezeichnen.

Sie haben deshalb bis jetzt und werden für immer nur ein umgrenztes Publikum besitzen. Denn sie wollen nicht allein mit durchdacht, sie wollen in den Schauern, die sie durchrütteln, voll mitempfunden werden. Eine stumme, titanenhafte Anklage liegt in ihnen, ein Schrei, der nicht hervorbricht, sondern, nach innen gepreßt, die edlen Organe des Lebens ertödtet, ehe er die Brust zersprengt; ein „Kampf ums höhere Dasein“, der seinen Lohn in diesem hoffnungslosen Ringen, nicht in der Erreichung seines Zieles finden muß.

Der Kampf um das Edle, das am plumpen Widerstand der Welt erliegen muß, ist das Glück der feiner Organisirten — das ist der Grundgedanke der Roman-Trilogie, die, wo sie nicht einer landläufigen, vom Durchblättern lebenden Kritik in die Hand gefallen, wohl stets in gleicher Weise wie von uns beurtheilt worden. Für jene Art der Kritik sind es allerdings Bücher mit sieben Siegeln, wie Alles, was nicht nach gemeinem Küchenloth, sondern nach speci-

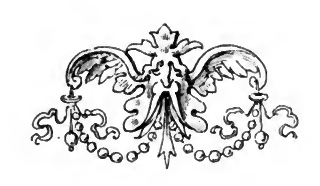
fischem Gewicht bemessen werden muß. Von ihr werden sie mit der Schablonenbezeichnung des „halb humoristischen und halb ernsthaften Romans" abgethan, und der Kritiker ist zufrieden, eine Kategorie gefunden zu haben, in die er das unerquickliche Buch, das nicht nur Gedanken giebt, sondern auch noch zudringlicherweise solche vom Leser fordert, hinein zu registriren vermag, und noch zufriedener, dadurch der Mühe überhoben zu sein, dasselbe wirklich zu lesen. Dies Alles wußte Raabe ebenso wohl als wir und setzte deshalb dem Schlußwerk seiner Trilogie das Bürger'sche Motto vor:

„Ergötztet ihr
Nicht lieber euch am lächerlichen Tand
Der Thorheit? Oder an dem heiteren Glück,
Womit am Schluß des drolligen Romans
Die Lieb' ein leichtgenecktes Paar belohnt? —
Vielleicht! —"

Nicht vielleicht, sondern gewiß. Von tausend Lesenden zieht gewiß höchstens ein einziger die genannten Bücher Raabe's dem „lächerlichen Tand der Thorheit eines drolligen Romans" vor. Denn um die Lippen dieses Einen muß etwas von der weltverachtenden Ironie und zugleich von der tödtlichen Sehnsucht, dem „Hunger" nach dem wahren Glücke, zucken, deren Hauch die Trilogie durchweht und deren Mutter doch auch die Sonne ist.

Doch Eines zwingt sie dem gerechten Beurtheiler noch ab, die Erklärung, daß sie trotzdem nicht nur Wunden schlägt, sondern auch Balsam, und zwar den besten, einzigen, auf Wunden legt. Wenn sie den Glücklichen aus seinen Träumen aufrüttelt, daß er zusammenschauernd auf das dumpfe Rollen des schlimmen Wagens, des „Schüdderump", lauscht, der auch an ihn herannaht, so enthält sie doch auch Trost für den Unglücklichen. Denn Alles ist eitel, auch — das Unglück. Der große Schüdderump nimmt es auf wie alles Andere und kippt es über in die Grube, wo kein Unterschied von Glück und Unglück mehr gilt.

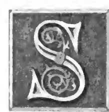
Solche Bücher kann nur ein deutscher Dichter schreiben, und nur deutsche Leser können sie verstehen. Ihrem Tiefsinn widerspricht jeder Effect; er gleicht der Einfachheit der Natur, die um so mehr ergreift, je weniger eine menschliche Hand an dem geheimnißvollen Zauber ihrer Wirkung Antheil zu haben scheint. Doch in der Geschichte der Empfindung, der Lebensauffassung deutschen Gemüthes wird diese Trilogie nicht untergehen. Sie wird wie jene Eichen sein, um die rastlos das lebensfreudige, vergängliche Blüthengesträuch des Waldes sich erneuert, während sie noch nach Jahrhunderten mit ihren dunklen, räthselhaften Wipfeln zum Himmel aufrauschen. Wilhelm Raabe hat sich mit ihr unter die großen, die tiefsinnigsten Dichter des deutschen Volkes eingeschrieben, deren Werke das besitzen, was man auf unserer Erde Unvergänglichkeit heißt.





Literarische Mittheilungen.

Literarhistorische und volkswirthschaftliche Schriften.



Schon einmal ist in diesen Monatsheften an anderer Stelle von berufenster Feder die Bedeutung der neuen Ausgabe von Herder's Werken dargelegt worden; wir haben heute wieder über das rüstige Voranschreiten dieser wichtigen Edition zu berichten. **Herder's sämmtliche Werke.** Herausgegeben von Bernhard Suphan. Bd. I—III. Berlin, Weidmann, 1877, 1878.

Als wir die Edition „Der junge Goethe" von Hirzel und Bernays in diesen Blättern vor Jahr und Tag anzeigten, wiesen wir darauf hin, wie die kritische Methode in der Behandlung der Texte der großen Schriftsteller lange von den Franzosen geübt worden ist, während die Texte der unserigen noch unter unzähligen, ganz entstellenden Fehlern litten. Niemand, der nicht vergleicht, macht sich von dem Umfang dieser Verderbniß einen Begriff. Sie greift überall in den Sinn, in die Schönheit der Form. Jetzt erst erstehen unsere großen Schriftsteller allmälig in fleckenloser Gestalt. Den Anfang machte Lessing, zu welchem sich der große Philologe Lachmann durch Verwandtschaft kritischen Geistes hingezogen fühlte und demselbe daher seine reinigende Arbeit widmete. Goethe und Schiller folgten. Nunmehr tritt auch Herder heraus, und die Arbeit, die ihn wiederherstellt, greift noch viel tiefer in den überlieferten Text der Gesammtausgabe als die eines der anderen Classiker.

Als nach Herder's Tode Heyne eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte, hatte er gegenüber der Wittwe Herder's keinen leichten Stand. Die Frau war nie leicht zu behandeln und reizbaren Gemüthes; in diesem Falle glaubte sie dem späten Herder schuldig zu sein, die Spuren alles jugendlichen Ueberschwangs bei dem früheren zu tilgen; sie glaubte alles allzu Polemische unterdrücken zu müssen, sie hatte kein Gefühl dafür, daß in der gedrungeneren Kraft dieser frühen Schriften zusammen mit der klaren Entwickelung in den mittleren die Bedeutung Herder's liege, nicht in der allzu breiten und oft recht pastoralen Zerflossenheit der späten. So traten die wichtigsten früheren Arbeiten Herder's nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt, in der Gestalt, in welcher sie das deutsche Publikum ergriffen hatten, hervor.

Unter diesen Umständen empfangen wir den wahren Herder erst wieder durch eine kritische Ausgabe, welche an den entscheidenden Punkten, wie bei den weithin wirkenden „Fragmenten", auf die erste Ausgabe zurückgeht, in welcher sie diese Wirkung geübt haben.

Und die Aufgabe ist in die richtigen Hände gekommen, wie die drei uns vorliegenden Bände zeigen. Sie ist musterhaft gelöst. Hierbei kam der kritischen Einsicht des Herausgebers die Vollständigkeit des Materials glücklich zu Hülfe. Der Nachlaß Herder's kann an Umfang und Werth mit dem keines anderen unserer Schriftsteller verglichen werden, selbstverständlich Goethe ausgenommen; und nun

ist derselbe, wie er in der Familie sich erhalten hatte, zum größten Theil vom preußischen Unterrichtsministerium erworben und Suphan zur Verfügung gestellt worden; auch das im Besitz der Familie Verbliebene wurde durch diese dem Herausgeber zugänglich. Dieser Nachlaß bietet nun nicht nur den authentischen Text für die von Herder publicirten Werke, er bietet auch sehr viel bis heute noch nicht Veröffentlichtes. So konnte der Herausgeber sich die Aufgabe stellen, den Inbegriff des gesammten literarischen Wirkens von Herder vollständig, dem Gang seiner Entwickelung folgend, zu geben. Man wird in der Ausgabe außer dem, was Herder selbst veröffentlicht hat, Alles dasjenige aus dem Nachlaß finden, was er in der nämlichen Weise druckfertig ausgearbeitet hatte, besonders Zusätze und Fortsetzungen; nur ausnahmsweise aber, falls historische Bedeutung und eigenartiger Werth es erfordern, werden Schriften auch in älterer, bisher ungedruckter Redaction aufgenommen. Skizzen und Entwürfe gehören nicht in die Reihe der „Werke", geschweige denn Studien und Stoffsammlungen. Arbeiten der letzteren Art bleiben grundsätzlich ausgeschlossen, dagegen sollen Entwürfe, welche zumal für Herder's früheste Epoche eine sehr belangreiche Ergänzung zu dem Bilde seiner schriftstellerischen Thätigkeit liefern, in einem Supplementbande zusammengestellt werden, und in diesem auch alle bis jetzt ungedruckten Schriften ihre Stelle finden, welche sich nicht mit Nothwendigkeit einem größeren Ganzen anschließen.

Wir finden in der Ausgabe zuerst die Prosawerke Herder's, wie seine Entwickelung sie nach einander hervortreten ließ; alsdann kommen die poetischen Werke, selbständige und nachgedichtete, und endlich diejenigen, welche er während seiner amtlichen Thätigkeit geschrieben. Diese stehen gegenüber den künstlerisch ausgebildeten ebenso für sich, wie in Herder's täglichem Leben sich das freie Schaffen von der amtlichen Arbeit trennte. Innerhalb der drei Abtheilungen herrscht die historische Ordnung. Die Ausgabe ist auf 32 Bände veranlagt, und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß dieselben einander rasch folgen werden.

Die ersten Bände bringen die berühmten „Fragmente" Herder's in jener ersten Ausgabe, welche noch von jeder Rücksicht unangekränkelt war, und in der sie ein mächtiges Ferment der literarischen Bewegung bildeten. Sie bringen die „kritischen Wälder", die auf das Andringen der Familie nur in ganz verstümmelter Gestalt in die Gesammtausgabe übergegangen waren, in ihrer echten Form. Und mit eigener Empfindung wird man hier ein Leser von 1767, versetzt man sich in die Zeiten zurück, in denen die Literaturbriefe soeben gewirkt hatten, und nun Herder hervortrat, und, um offen zu sein, man verwundert sich über das, was zu jenen Zeiten in der Literatur eine Bewegung, wo nicht hervorzubringen, doch zu nähren im Stande war.

Einen anderen kritischen Text eines classischen Werkes — freilich noch in weit höherem Sinne eines classischen, als in welchem es die „Fragmente" und „Wälder" Herder's sind — bietet uns: **Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft.** Herausgegeben von Benno Erdmann. Leipzig, Leopold Voß, 1878.

Man kennt den Streit, der über die zwei Auflagen der Kritik der reinen Vernunft, dieses größten philosophischen Werkes, welches der deutsche Geist hervorgebracht hat, entbrannt ist. Kant selbst erklärte von der zweiten Auflage, er habe in ihr schlechterdings nichts in Ansehung der Sätze und selbst ihrer Beweisführung verändert. Nachdem Jacobi's außerordentlicher Scharfsinn zu entdecken geglaubt hatte, Kant habe in der zweiten Auflage mit Vorbedacht den inneren Widerspruch der ersten zu verdecken gesucht, arbeitete Schopenhauer in seiner theils phantastischen, theils böswilligen Art diesen Gedanken zu einem völligen Märchen aus, und Rosenkranz ließ sich verleiten, auf Grund desselben zur ersten Ausgabe in seiner Edition der Werke Kant's zurückzukehren. Das Märchen ist längst, besonders durch Ueberweg's besonnene Untersuchung, zerstört, und so freuen wir uns, hier eine tüchtige kritische Ausgabe des Werkes auf Grund der zweiten Auflage zu erhalten. Der Druck ist sehr gut, die kritischen Bemerkungen geben sich schlicht, klar und kurz.

Die Untersuchung selber, welche im Zusammenhang das Problem beider Auflagen

behandelt, hat der Verfasser mit Recht abgesondert von der eben besprochenen Ausgabe der Kritik vorgelegt. **Kant's Kriticismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft.** Eine historische Untersuchung von Dr. Benno Erdmann. Leipzig, Leopold Voß, 1878.

Benno Erdmann vertritt im Gegensatz zu denen, welche Kant mit der Gegenwart überall in unmittelbare Relation setzen möchten, einen gesunden historischen Standpunkt. Insbesondere eingehende Kenntniß der gleichzeitigen und unmittelbar vorausgegangenen Philosophen wirkt bei Erdmann auf ein mehr historisches Verständniß hin, als das der Neukantianer ist.

Hier sei denn auch der vortrefflichen Ausgabe eines der wichtigsten griechischen philosophischen Werke gedacht: **Aristotelis Ethica Nicomachea,** edidit et commentario continuo instruxit Ramsauer. Leipzig, Teubner, 1878. Auch diese Schrift über Aristoteles verdankt Trendelenburg's Anregungen ihre Entstehung, sie ist durch zwanzigjährige Beschäftigung mit dem Gegenstande vorbereitet und entspricht allen Anforderungen, die an einen musterhaften Commentar des Aristoteles gestellt werden können. — Mit Vergnügen wird man übrigens eine kleine ins Deutsche übersetzte Schrift des bekannten bedeutenden englischen Herausgebers derselben Nicomachischen Ethik lesen, welche einen Ueberblick über die Ideen des Aristoteles in einer auch dem größeren Publikum zugänglichen Weise giebt: **Aristoteles.** Von Sir Alexander Grant. Uebersetzt von Dr. J. Imelmann. Berlin, Gebrüder Borntraeger (Ed. Eggers), 1878.

In der verdienstvollen Sammlung: Pädagogische Classiker, Auswahl der besten pädagogischen Schriftsteller, ist der Neudruck eines Buches erschienen, das viele Jahre hindurch die pädagogische Literatur beherrscht hat: **Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts.** Von Niemeyer. Wien, Pichler's Wwe. & Sohn. Die Ausgabe hat Lindner besorgt. Der Kanzler Niemeyer war lange Jahre hindurch, während weit bedeutendere wissenschaftliche Persönlichkeiten in Halle lebten, die weitaus bekannteste und in allen Kreisen angesehenste Persönlichkeit der Stadt. Durch Verwandtschaft und innere Neigung war er in die Erbschaft der Francke'schen Stiftungen eingetreten; er hatte sie in der französischen Zeit durch seine Weltklugheit in ungeschmälertem Bestande erhalten; er war mit ihnen verwachsen. Das Gesammtresultat seiner Erziehungserfahrungen legte er in der hier neu edirten Schrift vor; da sie bei Gelegenheit verschiedener Auflagen Zusätze empfing, hatte ihre letzte Gestalt etwas Zufälliges, und Herr Lindner hat mit Recht eine Neuordnung derselben vorgenommen. Die Schrift ist ein Ausdruck des pädagogischen juste-milieu. Niemeyer verwirft Pestalozzi's praktische Reformen wie die theoretische philosophische Erneuerung der Pädagogik und hält sich an den Inbegriff der überlieferten einzelnen Lehren. Gegenüber den Versuchen, eine Wissenschaft der Pädagogik zu gründen, beruft er sich auf die damals populären Bedenken gegen die Naturphilosophie, welche doch schließlich die Genesis der Naturobjecte nicht erkläre. Sehr interessant ist, daß Niemeyer's Werk, offenbar unter der Einwirkung des im Waisenhaus von Francke her wehenden Geistes, die Erziehung des Willens dem Unterricht voraus stellt und derselben den Unterricht durchaus unterordnet: das war ein großes Verdienst des Buches.

* *
*

Wir gehen zu Arbeiten der Gegenwart über.

Von Schäffle's bedeutendem Werk liegt wieder ein neuer Band vor. **Bau und Leben des socialen Körpers.** Encyklopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialen Stoffwechsel. Von Schäffle. Zweiter Theil: Das Gesetz der socialen Entwicklung. Tübingen, Laupp.

Als wir die ersten Bände besprachen, hoben wir den Punkt hervor, welcher den Standpunkt Schäffle's charakterisirt, und sprachen unsere Ueberzeugung aus, daß von ihm aus ein unbefangenes Verständniß der Gesellschaft nicht erlangt werden könne. Schäffle gehört zu der von Comte und Herbert Spencer gegründeten Schule, welche von der Grundlage der Naturwissenschaften aus an die geistigen That-

sachen herantritt. Wer mit Natur beginnt, gelangt auch zu nichts Anderem als Natur. Einseitiger noch, als wir es voraussahen, gestaltet sich das merkwürdige und bedeutende Buch in seiner Fortsetzung. Die Analogie der Gesellschaft mit dem Organismus beherrschte seinen Anfang. Die Uebertragung des Darwinismus auf die Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung, die sociale Dynamik würde Comte sagen, herrscht in dem vorliegenden Bande. Schäffle sieht sich, um von der Naturwissenschaft aus zu wirklichen principiellen Ergebnissen zu gelangen, in die Hypothesenwirthschaft der gegenwärtigen beschreibenden Naturwissenschaft hineingetrieben. Wir bedauern das auf das lebhafteste.

In der That, auf diesem Wege mag man leicht auf Eine Formel die Entwicklung des Menschengeschlechts bringen. Wirkliche Erfahrung führt zu mittleren Wahrheiten und durch sie allmälig weiter. Diese neue Schule unbändiger und ungezügelter Generalisation und auf sie gebauter Deductionen, als deren echten Typus man Herbert Spencer betrachten mag, ist so rasch mit Weltgesetzen fertig als nur je die speculative Philosophie. Wenn sich die Naturwissenschaften einem allgemeinsten Gesetze nähern, so ist dies der Ausdruck einer Anzahl von mathematisch formulirbaren Formeln; aber was für Weltgesetze sind dies? Man höre Schäffle; was er giebt, ist Spencer sehr ähnlich. In Einem ungeheuren langen Satze spricht er sein Weltgesetz folgendermaßen aus: „Die fortschreitende Gesellschaftsbildung ist das höchste Ergebniß der vervollkommnenden Auslese der menschlichen Daseinskämpfe. Genauer gesagt — ist sie das unausbleibliche Product aller Daseins- und Interessenkämpfe, welche von den socialen Einheiten jeder Individualisirungsstufe theils unter sich, theils gegen die äußere Natur mit den wachsenden Mitteln der menschlichen Geistes-, Körper- und Vermögensausstattung und innerhalb einer durch Recht und Sitte gesetzten Streitorganisation ausgekämpft, durch den Trieb individueller und collectiver Selbsterhaltung, durch den organischen Vermehrungstrieb, durch den Eigennutz, durch gemeinnützige Verbesserungsbestrebungen erweckt und in immer höherem Grade erneuert, um die Befriedigung nicht bloß der sinnlichen Nothdurft, sondern mehr und mehr um ein steigendes Maß höherer materieller und ideeller Lebensansprüche geführt, durch Zufall, durch Spiel, durch äußeren und inneren Krieg, durch freien Austrag und durch vielgestaltete Urtheilsinstanzen des Wettstreites entschieden werden, und daß im Ganzen ein wachsendes Maß ideeller und materieller Kräfte für die collectivste Führung des menschlichen Daseinskampfes sich anhäuft, daß immer mehr Gesellschaftsbildung, das heißt immer mehr Gliederung und Vereinigung der geistigen und physischen Arbeitskräfte, sowie der zugehörigen Güterausstattungen stattfindet. Die vorstehende Formulirung, welche die Quintessenz der Ergebnisse aller folgenden Specialuntersuchungen wiedergiebt, dürfen wir wirklich als den Ausdruck des Gesetzes der socialen Entwicklung ansehen."

Man mißverstehe nun diesen Zusammenhang der Gedanken nicht. Er ist keineswegs materialistisch gemeint. Wohl fühlt Schäffle, daß eine solche Auslegung, sagen wir besser ein solches Mißverständniß nahe liege. Aber er erklärt sich mit solcher Entschiedenheit in einem entgegengesetzten Sinne, daß bei der gegenwärtig vielbesprochenen Stellung Schäffle's zum Socialismus (wie sie seine „Quintessenz des Socialismus" enthält) diese Erklärung weitere Publicität verdiente.

In ganz entgegengesetzter Richtung sucht ein neu hervortretendes nationalökonomisches System Rösler's zu wirken, welcher bekanntlich in manchen praktischen Consequenzen sich mit Schäffle berührt, der aber principiell den entschiedensten Gegensatz darstellt. **Vorlesungen über Volkswirthschaft.** Von Rösler. Erlangen, Deichert, 1878. Die Vorlesungen des bekannten Rostocker Nationalökonomen liegen hier in zwei kleinen Halbbänden, in großer Concentration vor.

Als seinen Grundgedanken bezeichnet er selber, er wolle an die Stelle blinder Naturgesetze die vernünftige Freiheit des Menschen setzen, in den Formen des Rechts und der Moral und im Anschluß an die geschichtliche Wirklichkeit der Dinge. Vermöge dieses Standpunktes tritt er in den schärfsten Gegensatz zu der sonst in Europa und auch in Deutschland bis auf

Roscher herrschenden Richtung der Nationalökonomie. Er bezeichnet das gesammte, hauptsächlich durch Engländer errichtete Lehrgebäude als „ein Gewebe conventioneller Irrthümer und Einbildungen“. Im Gegensatz zu diesem bekennt sich Rößler zu der von Roscher gegründeten historischen Schule. Man weiß aber, wie scharf er über die Art urtheilt, in der Roscher seinen Grundgedanken ausgeführt hat. Er selber nimmt eine besondere Stellung ein durch die Beziehung, in welche er die Nationalökonomie zur Jurisprudenz setzt. Es giebt nach ihm für kein volkswirthschaftliches System eine dauernde Existenz, welchem die Rechtsidee fehlt. Dem entspricht eine neue Gliederung der Begriffe in seinem System; Rösler geht von der Lehre vom Besitz aus, also von der Lehre von der ökonomischen Rechtsordnung, und darf somit nach seiner eigenen Erklärung als der Vertreter des conservativen Standpunktes auf dem Gebiet der ökonomischen Politik betrachtet werden.

Zwei Reisewerke.

Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868—1871. Von Georg Schweinfurth. Neue umgearbeitete Originalausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen Leipzig, Brockhaus, 1878. Das Werk von Schweinfurth hat sich in der Literatur der Entdeckungsreisen einen hervorragenden Platz erworben und ist in eine Anzahl von Sprachen übertragen. Die vorliegende Ausgabe ist eine verkürzte und durch ihren Preis auch einem größeren Publikum zugänglich. Das Buch gleicht dem spannendsten Roman, und dies ist der Fall trotz der nüchternen Kritik, welche der Verfasser im Gegensatz zu namhaften Vorgängern übt. Besonders möchten wir ihm danken, daß er bei Völkern, deren Sprache bisher den Reisenden unzugänglich gewesen, in Bezug auf ihre religiösen Vorstellungen sich kritische Zurückhaltung auferlegt. „Ich übergehe,“ sagt er bei einer solchen Gelegenheit, „das schlüpfrige Gebiet der religiösen Vorstellungen eines Volkes, dessen Sprache ich mir nicht einmal anzueignen vermochte, es ist jeder Deutung fähig und ein unbeschränkter Tummelplatz der Phantasie.“ In dieser romanhaften Welt tauchen selbst Thatsachen auf, welche als Bestätigung der Märchen alter Zeit sich darstellen. Die Pygmäen des Homer und Herodot begegnen dem Reisenden. Die Akkah, das Volk der Pygmäen, bewohnen einen ausgedehnten Länderstrich im Süden des von den Monbuttu eingenommenen Gebietes, und bei dem Monbuttukönig fand denn auch der Reisende die ersten dieses Volkes, die er mit Augen sah. Besonders interessant ist, wie Schweinfurth eine Kriegsschaar dieser kleinen Leute schildert, welche er im Gefolge ihres Vicekönigs sah. „Ich hatte an jenem Tage einen weiten Ausflug unternommen. Die Sonne war eben ihrem Untergang nahe, als mich der Rückweg durch das große Residenzdorf führte. Nichts wußte ich von des Prinzen Ankunft; da sah ich mich auf dem weiten Freiplatze vor der königlichen Halle plötzlich von einem Haufen übermüthiger Knaben umringt, welche ein Scheingefecht zu meinem Empfange improvisirten, ihre Pfeile auf mich richteten und mich in einer Weise umschwärmten, daß ich ihre Zudringlichkeit mindestens für unziemlich halten mußte. ‚Das sind ja Tiktike,‘ riefen meine Begleiter, ‚du glaubst wohl, es seien Kinder, das sind Männer, die zu fechten wissen.‘ Die Erscheinung des Prinzen entzog mich dieser denkwürdigen Begegnung, ich nahm mir aber vor, am folgenden Morgen das Lager des Vasallen näher zu besichtigen. Leider hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn der Prinz verließ beim frühesten Morgengrauen den Platz und mit ihm die Pygmäen. Einem phantastischen Traumbilde gleich waren sie wieder zurückgesunken in die Nacht, welche das innerste Afrika umfangen hält, so nahe und doch so unerreichbar meinen Wünschen.“

Eine andere Reisebeschreibung, mit ausführlichen historischen Untersuchungen verbunden, liegt vor in: **Die Culturländer des alten Amerika.** Von A. Bastian. Erster Band: Ein Jahr auf Reisen. Mit drei Karten. Zweiter Band: Beiträge zu geschichtlichen Vorarbeiten. Mit einer Tafel. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1878.

Der Standpunkt und die Leistungen Bastian's sind aus einer Reihe von Arbeiten bekannt, deren bedeutendste immer die über Ostasien bleiben wird. Auf Grund der von der Ethnologie gelieferten Materialien soll eine inductive Psychologie erbaut werden. Von diesem Standpunkte aus weist er den Monismus der neuesten Schule leidenschaftlich, mit gesundestem Wahrheitsgefühl ab. „Es liegt in der Natur des Denkens, einen einheitlichen Abschluß anzustreben, und einheitliche Weltanschauung war es, was in den religiösen Offenbarungen sowohl wie in dem Ringen der Philosophie ersehnt wurde. Heutzutage dagegen stehen wir innerhalb einer unendlich zerbrochenen Welt, und hier bleibt es widersinnig, durch willkürliche Machtgebote ungereister Vernunft eine Einheit des Ursprungs herstellen zu wollen. Diese Einheit, deren wir bedürfen, kann uns nur in dem Einklang harmonisch zusammenwaltender Gesetze gewährt werden, indem wir überall das einzelne Zersplitterte sich organisch zu größerem Ganzen in einander ordnen sehen, unter der Herrschaft eines gemeinsamen leitenden Gesetzes, und die Erkenntniß eines jeden solchen und der sie auf's neue verbindenden Harmonie des Kosmos ergiebt sich als das Ziel der Forschung, von den Ahnungen der Consonanz geschwellt und getragen." Ebenso bekannt ist die Art der Leistungen von Bastian in den Kreisen seiner Wissenschaft. Er hat sich ein außerordentliches Verdienst erworben als anregender, belebender, ich sage geradezu in einer höchst fruchtbaren Richtung vorandrängender Geist. Zwei Fehler haben seine Wirksamkeit eingeschränkt. Von der Naturwissenschaft ausgegangen, hat er niemals den strengen kritischen Maßstab an seine Quellen gelegt, den ein in philologischer Schulung Aufgewachsener angelegt haben würde. Auf dem Grenzgebiet der Philosophie und Völkerkunde arbeitend, hat er nie eine so klare einfache Behandlung psychologischer Fragen zu gewinnen vermocht, daß seine durch den erstaunlichsten Fleiß zusammengebrachten Materialien zu einem klaren Bau hätten von ihm geordnet werden können. Daher lesen sich seine Schriften so unbehaglich und mühsam.

Aber noch einmal, seine Richtung ist aus einem großen Gefühl und einer Ahnung des Wahren entsprungen, und er hat sie durch eine Reihe großer Arbeiten festgehalten. Er gehört zu den Köpfen, welche durch Sammlung einer Gruppe von Wissenschaften in sich zu einer neuen Combination gelangen, ohne dieselbe zu classischer Gestaltung ausbilden zu können.

Denn was will Bastian? Er möchte der Psychologie die breite Basis umfassender Völkerkunde geben. Unsere ethnographischen Kenntnisse sollen kein todtes Material bleiben, sondern Stoff zu lebendigen psychologischen Inductionen werden, und andererseits die Psychologie soll anstatt ihres engen Horizontes in der Einzelerfahrung den umfassenden Gesichtskreis der Ethnologie in sich aufnehmen.

In diesem Zusammenhang entwarf er den Plan einer Gedankenstatistik, welche den Inbegriff der menschlichen Vorstellungen von ihren einfachsten Gestalten bis zu den höchsten und am meisten zusammengesetzten Gebilden umfassen soll. Der Plan ist in echt Leibnitz'schem, d. h. die Philosophie durch universelle Gelehrsamkeit fortentwickelndem Geiste gefaßt und hat gewisse Relationen zu Leibnitz' Plan einer allgemeinen Sprache. Das neue Werk giebt noch einmal eine Darlegung des Planes, wie er die Grundlage desselben bildet. „Indem sich psychische Schöpfungen, wie in Religionsauffassung, Staatsverfassung, Brauch und Sitte u. s. w. verwirklicht, der Betrachtung unterziehen lassen, so studiren wir auf einem bequeme Detailvergleichungen ermöglichenden Beobachtungsfelde die makrokosmischen Vergrößerungen dessen, was in den Schichten mikrokosmischer Tiefen zur Gestaltung aufgährt und sich dort einem deutlichen Einblick mehr oder weniger entzieht. Auf jenem Gesichtsfelde dagegen liegen die Beobachtungsformen so klar und bestimmt vor den Augen, daß ihrer Aufzählung und Einregistrirung nach statischer Anordnung,

wenn man will, keine Schwierigkeiten entgegenstehen würden. Im Großen und Ganzen war ja dies auch das Ziel, das sich die Philosophie der Geschichte gesteckt hatte, mit dem Unterschiede, daß es für sie eben nur ‚im Großen und Ganzen‘ galt, da die genetische Methode im Aufsteigen vom Einfachen zum Zusammengesetzten erst seitdem zur vollen Geltung gelangt ist. Dieser Unterschied, ob nun groß oder klein, macht einen vollen und ganzen Unterschied, den Unterschied nämlich zwischen der von menschlicher Weisheit (häufig genug aber Aber-Weisheit) gelehrten Deduction und der aus der Natur erlernten Induction, und diese wird sich auch dem Geistigen gewachsen zeigen, wenn für sie eine adäquate Rechnungsmethode erlangt ist, eine höhere Analysis (mit dem Begriff der Function und der Veränderlichkeit zum Grundprincip), als diejenige Methode, mittelst deren stetige Gesetze der Rechnung unterworfen werden. So lange man den Culturvölkern allein die Aufmerksamkeit zuwendete, mußten die Complicationen der künstlichen Gedankengebilde, die unübersehbare Masse der in einander verschwimmenden Variationen jeder Hoffnung uns berauben, das Chaos solch labyrinthischer Verschlingungen zu bewältigen, und so lange mochte die Bezeichnung der Gedankenstatistik als eines ‚ungeheuerlichen Wahnes‘ nicht ungerechtfertigt erscheinen, zumal die Freiheit des Willens in Willkür zu verlaufen und sich jeder Controle zu entziehen schien."

Vor einem dunklen Gedanken bleibt hier Bastian stehen. Dieser Gedanke liegt wieder in der Richtung von Leibnitz. Es soll ein Calcül erfunden werden, welcher die Anwendung der Mathematik auf Gedankenmassen gestattet.

Von den beiden starken Bänden giebt der erste den Reiseertrag Bastian's, der zweite den Ertrag insbesondere seiner mühseligen ausdauernden Bibliotheksforschung über die Geschichte der interessanten Culturländer des alten Amerika, wie sie mit seinen Reisen von ihm verknüpft werden mußten, um zu einem Bilde dieser höchst merkwürdigen Entwicklung zu gelangen, welche, nunmehr untergegangen und somit gänzlich abgeschlossen, ein Gegenbild unserer europäischen Entwicklung darbietet.

Ein bedeutendes Werk, das Resultat ungeheurer Arbeitskraft und Arbeitsleistung, liegt trotz aller einzelnen Bedenken in den beiden starken Bänden vor uns.

Literarische Notizen.

Zur Geschichte einer astronomischen Episode in Wilhelm Meister's Wanderjahren. In dem jene Episode in so interessanter Weise beleuchtenden Aufsatze unter obigem Titel bemerkt Herr Professor Foerster (s. Monatshefte Bd. XLVI, Juni 1879, S. 330): „Bei dem ersten Zusammentreffen Wilhelm's mit Makarien liest der Astronom eine Abhandlung über Mathematik vor, die uns leider nicht mitgetheilt wird."

Ich erlaube mir darauf hinzuweisen, daß uns diese Abhandlung höchst wahrscheinlich erhalten ist, und zwar unter dem Titel: „Ueber Mathematik und deren Mißbrauch" rc. (Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen. Bd. 34, S. 130 der Hempel'schen Ausgabe.) Dies wird aus folgenden Gründen zur Gewißheit. Zunächst ist an jener Stelle in den Wanderjahren von dem Mißbrauch der Mathematik die Rede, und dies bildet das Thema der Vorlesung des Astronomen. Dieselbe wird ferner folgendermaßen eingeleitet: „In solchen Fällen, wo man irgend eine Mißbilligung, einen Tadel, auch nur ein Bedenken aussprechen soll, nehme ich nicht gern die Initiative; ich suche mir eine Autorität, bei welcher ich mich beruhigen kann, indem ich finde, daß mir ein Anderer zur Seite steht. Loben thu' ich ohne Bedenken, denn warum soll ich verschweigen, wenn mir etwas zusagt? sollte es auch meine Beschränktheit ausdrücken, so hab' ich mich deren nicht zu schämen; tadle ich aber, so kann mir begegnen, daß ich etwas Fürtreffliches abweise, und dadurch zieh' ich mir die Mißbilligung Anderer zu, die es besser verstehen; ich muß mich zurücknehmen, wenn ich aufgeklärt werde. Deswegen bring' ich hier einiges Geschriebene, sogar Uebersetzungen mit; denn ich traue in solchen Dingen meiner Nation so wenig als mir selbst; eine Zustimmung aus der Ferne

und Fremde scheint mir mehr Sicherheit zu geben." Daß der Dichter die Abhandlung an diesem Orte nicht mittheilt, entschuldigt er mit dem Charakter des Romans und bemerkt schließlich: „Die Papiere, die uns vorliegen, gedenken wir an einem andern Orte abdrucken zu lassen..."

Beschaffenheit und Inhalt des Aufsatzes „Ueber Mathematik und deren Mißbrauch" entsprechen nun ganz den soeben citirten Worten des Astronomen; er enthält zum großen Theil Stimmen aus der Ferne und Fremde, die des Dichters Ansichten theilen, Uebersetzungen, und zwar: aus d'Alembert's Discours préliminaire de l'encyclopédie (1754), abgedruckt in den Mélanges de littérature d'histoire et de philosophie Tom. I, p. 43; aus der französischen Zeitschrift „Le Globe" und endlich einen Brief Ciccolini's an Zach aus der von Letzterem herausgegebenen Correspondance astronomique, géographique, hydrographique et statistique 1826, Vol. XIV, No. 1, p. 53. Somit dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß Goethe, wie ich bereits in dem oben genannten, von mir herausgegebenen Bande, S. 255, bemerkt habe, in den Wanderjahren eben den Aufsatz „Ueber Mathematik und deren Mißbrauch" im Sinne hat. Daß der Dichter übrigens in Zach's Correspondance eine Auseinandersetzung fand, welche seinen Ansichten über den mit der Mathematik getriebenen Mißbrauch entsprach und ein Gewicht zu verleihen schien, dürfte eine fernere Bestätigung der von Herrn Foerster ausgesprochenen Vermuthung bilden. S. Kalischer.

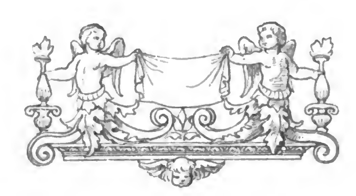
Von dem vortrefflichen Werk: **Die fremdländischen Stubenvögel**, ihre Naturgeschichte, Pflege und Zucht, von Karl Ruß (Hannover, Rümpler), geht uns bereits die neunte Lieferung zu. Das Buch füllt eine wirkliche Lücke aus; die Zahl der aus der Fremde bei uns eingeführten Vögel wächst mit jedem Jahre; eine Naturgeschichte derselben, eine Anweisung zu ihrer Pflege muß allen Vogelliebhabern höchst erwünscht sein. Der Herausgeber der Zeitschrift „Die gefiederte Welt" ist der am meisten geeignete Schriftsteller für die Behandlung des Gegenstandes, und das angeführte Werk verspricht seine Aufgabe meisterhaft zu lösen. Es vereinigt Beschreibung der Gruppen und Familien jeder einzelnen Art fremdländischer Stubenvögel, Schilderung ihrer Eigenthümlichkeit im Freileben wie in der Gefangenschaft mit Rathschlägen für den Einkauf, die Verpflegung und Züchtung derselben, bis hinab auf die Angabe der besten Quellen für die Beschaffung des Futters. — Die Zoologie, durch den Darwinismus zu einer höchst populären Wissenschaft geworden, nicht minder durch die sich immer vermehrenden Thiergärten, besitzt in der Zeitschrift von Noll, **Der zoologische Garten** (Frankfurt a. M., Mahlau), ein schätzenswerthes Organ. Der uns vorliegende neunzehnte Jahrgang enthält tüchtige Einzelarbeiten anerkannter Forscher. — Unter den bekannten Weber'schen Katechismen befindet sich auch ein lehrreicher **Katechismus der Zoologie** von Giebel (Leipzig, J. J. Weber). — Von der im Verlage von Oldenbourg in München erscheinenden naturwissenschaftlichen Volksbibliothek: **Die Naturkräfte**, liegen uns zwei Bändchen vor, die interessante Monographie über „Das Wasser" von Pfaff, welche in zweiter Auflage uns zukommt, und eine andere ebenfalls tüchtig gearbeitete über „Wald, Klima und Wasser" von Liburnau. — Was soll man schließlich zu der Broschüre, die auch uns zukommt und die bekanntlich großes Aufsehen macht, sagen: **Die Folterkammern der Wissenschaft** von Weber. (Leipzig, Voigt.) Wer erwägt, welche ungeheuren Ergebnisse allein für die Erhaltung unzähliger Menschenleben die Untersuchungen über ansteckende Krankheiten gehabt haben, welche doch ohne die anatomische und physiologische Grundlage nicht möglich gewesen wären, der wird über die reactionäre Richtung dieser Schrift zur Tagesordnung übergehen. —

Von historischen kleineren Arbeiten sei erwähnt: **Das Drama vom römischen Reiche deutscher Nation.** Von Wedde. (Hamburg, Grädener.) Eines der ältesten Denkmale dramatischer Poesie in Deutschland, aus den Zeiten Barbarossa's, ein merkwürdiges Denkmal politischen Selbstbewußtseins im damaligen deutschen Reiche, erscheint hier in guter Uebertragung und mit Erklärung. Ein anderes literarisches Denkmal dient zur Grundlage in Todt, **Die Eroberung von Constantinopel.** (Halle, Waisenhaus.) Hier ist nämlich der Kreuzzug von 1204 nach Hardouin, als dem ursprünglichsten und sehr anschaulichen Berichterstatter, erzählt, die Mittheilungen anderer Quellen sind dem Bericht des Hardouin eingeflochten. Der neuesten Zeit gehört Friedrich Müller, **Cassel seit siebzig Jahren.** Bd. 2. (Cassel, Hühn.) Ein, wie uns dünkt, zuweilen zwar in das allzu Kleine und Unerhebliche der dortigen Miseren eindringender, jedoch überall große Unbefangenheit bewahrender Bericht. Es thut wohl, hier nicht etwa Caricaturen der vergangenen Verhältnisse, sondern einer objectiven Darlegung zu begegnen. —

Zeitfragen behandelt zunächst auf pädagogischem Gebiet die Schrift von Bieweger, **Die einheitliche höhere Unterrichtsanstalt.** (Cleve, Boß.) Der Verfasser geht mit Recht von der Unerträglichkeit der Uebelstände aus, welche die Sonderung der Realschulen von den Gymnasien mit sich gebracht hat, und construirt von dieser Einsicht aus eine zwischen beiden stehende höhere Anstalt, in der uns nur auf die neueren

Sprachen zu viel Gewicht gelegt zu sein scheint, die ganz wohl erfahrungsmäßig nebenbei erlernt werden. Hier sei denn auch eines uns zugehenden **Repertoriums der Geschichte der Pädagogik** erwähnt, das von Klöpper verfaßt ist. (Rostock, Werther.) Ein sonderbares Buch, welches zwar den Plato erwähnt, aber anstatt seines großen Erziehungsentwurfs in seiner unsterblichen politischen Schrift uns mittheilt: „Aus seinem Leben ist noch hervorzuheben, daß er dreimal nach Syrakus auf Sicilien reiste, das erste Mal zu Dionys I., der ihn bei einer unliebsamen Aeußerung als Sklave verkaufen ließ, das zweite und dritte Mal zu Dionys II., von dem er gleichfalls nur nach trüben Erfahrungen in seine Heimath zurückkehrte," und welches zwar den Aristoteles bespricht, aber anstatt der Darlegung seiner sehr tiefgreifenden politisch-pädagogischen Gedanken — kein Wort darüber — uns davon benachrichtigt: „Bei seinen Lebzeiten wurde er sehr verschieden beurtheilt. Während z. B. seine Vaterstadt ihm zu Ehren alljährlich ein Fest feierte, wurde er von anderer Seite hart angefeindet. War es einmal das ihn begleitende Glück und der außerordentliche Erfolg seiner Wirksamkeit, wodurch er sich Neid und Mißgunst zuzog, so mag er andererseits durch ein sich offenbarendes Selbstgefühl Widersacher hervorgerufen und ein hartes Urtheil über sich begünstigt haben." Möchten doch möglichst selten Studirende von Hülfsmitteln solcher Art Gebrauch machen. — **Selbsterziehung.** Ein Wegweiser für die reifere Jugend von Blackie. (Leipzig, J. J. Weber.) Ein durch und durch gesundes Buch, das auf einer männlichen Auffassung des Lebens beruht und in den Capiteln: Zucht des Denkens, des Leibes und des Willens, mit einem weiten, durch strenge wissenschaftliche Forschung geschärften Blick die Hauptfragen der Erziehung behandelt. —

Aus den Volks- und Jugendschriften heben wir, wie sich's gebührt, in erster Reihe die unverwüstlichen **deutschen Sagen**, herausgegeben von den Brüdern Grimm (2. Aufl. Berlin, Nicolai), hervor. In keinem gebildeten Hause sollten diese beiden kleinen Bände fehlen, Jung und Alt werden sie abwechselnd zur Hand nehmen. Eine unvergleichliche Belesenheit hat hier mit dem tiefen dichterischen Geiste der herrlichen Brüder zusammengewirkt, ein Werk hervorzubringen, das unvergängliches nationales Besitzthum ist. Dies ist ein Buch, das alle Stufen der Jahre und der Bildung gleichmäßig befriedigt. Wie sticht ein solcher Begleiter, wie die Brüder Grimm ihr Buch bezeichnen, ab von Dutzendschriften wie Reiche, **Führer auf dem Lebenswege** (Berlin, Bichteler); und doch erscheint letzterer bereits in 13. Auflage! Es muß ein starkes Bedürfniß existiren für Lebensregeln wie: „Ehrwürdig ist der Stand des Hausvaters. Er wird dem Fürsten zu Theil wie dem ärmsten seiner Unterthanen," oder: „Wehe dem, der seinem Hauswesen auf üble Art vorsteht, der Weib und Kind versäumt und elend macht." — Von guten Märchensammlungen für Kinder heben wir hervor: **Märchen für Jung und Alt.** Von Giehne. (Wien, Waldheim.) Da findet man die vergnügliche Gesellschaft von Lilliput, Münchhausen, den orientalischen Geschichten, gut erzählt und illustrirt. — Dann: **Illustrirtes Märchenbuch der Großmama.** Mit Randzeichnungen von Carl Merkel. Zweite Auflage. (Basel, Riehm.) Die schönsten Märchen von Goethe, Grimm, Brentano, Andersen sind hier zu einem Kranz zusammengeflochten. — Einen neuen Märchendichter aus dem Norden, dem Ort der Märchen, führt ein: **Märchen** von Richard Gustafsson, aus dem Schwedischen von E. J. Jonas. (Berlin, Bichteler.) Wir können sie in ihrer eigenartigen prägnanten Schönheit nur auf das lebhafteste empfehlen.



Unter verantwortlicher Leitung von George Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Quisisana.

Novelle

von

Friedrich Spielhagen.

II.

aben Sie die Gelegenheit benutzt, um mit Erna zu sprechen?" fragte Hildegard, sobald sie sich mit Bertram allein befand.

Bertram hatte die Frage erwartet und Zeit gesucht und gefunden, sich auf die Antwort vorzubereiten. Seine erste Regung war gewesen, den Triumph voll auszukosten und Hildegard der Wahrheit gemäß zu versichern, daß der Baron nun und niemals daran denken dürfe, Erna's Neigung zu gewinnen. Dann aber kam die Erwägung, wie eine so brüske Erklärung unzweifelhaft einen Sturm des Unwillens bei der stolzen Frau hervorrufen und Erna in eine widerwärtige Lage bringen, vielleicht in unliebsamste Scenen verwickeln würde. An dem schwachen Vater hätte sie keinen Rückhalt gehabt — im Gegentheil! er wünschte ja dringend eine Entscheidung so weit wie möglich hinausgerückt. Und zuletzt, es war ihm ja jetzt völlig klar, daß Hildegard's dringende Einladung zu einem längeren Besuch den ganz bestimmten Zweck gehabt hatte, sich an ihm, dem einflußreichen Freunde, einen Bundesgenossen in der Ausführung ihrer Pläne zu sichern. Nun war seine diplomatische Mission gescheitert; man würde ihm das Vertrauensamt nicht offen abnehmen, ihn aber auch ebenso gewiß nicht mehr zu Rathe ziehen. Was nun geschah, spielte sich hinter seinem Rücken ab, und je früher er den Rücken wandte, desto besser. Und jetzt sollte er gehen? es war ihm, als ob er ebensowohl vom Licht der Sonne Abschied nehmen könnte.

So war denn seine Antwort nichts als

ein geschicktes Ausweichen. Er habe es an nichts fehlen lassen und auch von Erna's Seite das herzlichste, vertrauensvollste Entgegenkommen gefunden. Gerade aber deshalb halte er sich für berechtigt, zu constatiren, daß von einer entschiedenen Neigung für den Baron bei Erna vorläufig nicht die Rede sei und er nur den Rath geben könne, sich in Geduld zu fassen, klüglich abzuwarten und von der allmäligen, aber um so sichereren Einwirkung täglichen Beisammenseins das Beste zu hoffen.

Die scheinbare Treuherzigkeit, mit der dies Alles vorgebracht wurde, täuschte die schöne Frau vollständig. Ihre Annahme, daß Erna sich für den Baron interessire, hatte sich vor Allem auf Lydie's Aussagen gestützt, die immer Heirathsprojecte spann, in ihrer Ueberschwänglichkeit aus einem Nichts Alles machte und in diesem Falle, nur um sich bei Hildegard in Gunst zu setzen und in Gunst zu erhalten, Alles bestätigte und versicherte, was Hildegard hören wollte. Nun, da diese für den Moment durch des Freundes klarere und, wie sie glaubte, unbefangene Augen sah, mußte sie die Richtigkeit seiner Beobachtungen bestätigt finden: es war in Erna's Betragen dem Baron gegenüber doch wirklich von wärmerer Empfindung recht wenig zu entdecken, so wenig, daß die Ungleichmäßigkeit, mit der sie ihn behandelte, sogar noch als ein Trost erschien. Bertram fragte sich, weshalb Hildegard auf ein augenscheinlich ziemlich aussichtsloses Project nicht verzichtete, da doch Erna bei ihrer Jugend und Schönheit wahrlich keinen Mangel an Freiern haben würde; sie ihrerseits von der mißlichen finanziellen Lage ihres Gatten keine Ahnung hatte, mithin bei ihren Heirathsplänen für Erna auch die Anziehungskraft des Reichthums in Rechnung bringen mußte und sogar sehr stark in Rechnung brachte. Es schien ein Widerspruch, mindestens eine starke Wunderlichkeit, für die er aber bei reiflicherem Nachdenken die Erklärung gefunden zu haben glaubte. Die schöne Frau selbst war durch die stattliche Erscheinung, das sichere Auftreten des Barons aufs angenehmste berührt, durch seine Huldigung ihrer Schönheit, ihrer Klugheit, ihrer Güte, welcher er sogar in der Gesellschaft einen sehr verständlichen und in den häufigen Tête-à-têtes sicher den überschwänglichsten Ausdruck gab, aufs höchste geschmeichelt. Und der Umstand, aus welchem nebenbei der Baron gar kein Hehl machte, daß er — nach seinem eigenen Ausdruck — so arm sei wie eine Kirchenmaus, gereichte ihm in ihren Augen zur allerbesten Empfehlung. — „Ich sehe darin die Fügung eines gerechten, ausgleichenden Schicksals," sagte sie zu Bertram. „Ich weiß, lieber Freund, Sie sind zu aufgeklärt, mir meine aristokratische Schrulle nicht zu verzeihen: es sei und bleibe das Beste, wenn der Adel unter sich heirathet und das Bürgerthum, das ich ja achte und ehre, ebenfalls. Nun habe ich, das arme Freifräulein, die erste in meiner Familie, deren Traditionen doch nach Jahrhunderten rechnen, eine bürgerliche Ehe schließen müssen; ich beklage mein Loos nicht — es war eben mein Loos; aber ich habe Gott stets gebeten, daß er meinem einzigen Kinde ein anderes bescheiden möge. Und wird dadurch einer Familie, die noch älter ist als die der Unkerode, wieder zu der Stellung in der Welt verholfen, die ihr gebührt, so wüßte ich wahrlich nicht, was ich mir Lieberes wünschen sollte, vorausgesetzt, daß Erna, wie es ja doch hier unzweifelhaft der Fall sein würde, einen Gatten erhält, der sie liebt, und der, von seinen kleinen Cavalierfaiblen abgesehen, — über die eine kluge Frau gern die Augen zudrückt, weil sie weiß, daß dergleichen sich von selbst giebt, — ihrer Liebe durchaus würdig ist."

Und den ich ebenso vollständig zu beherrschen hoffe, wie ich meinen Gatten beherrsche — fügte Bertram im Stillen hinzu.

Er war überzeugt, daß dieser Gedanke in der Calculation der selbstsüchtigen Frau der bestimmende war, trotz der Sorgfalt, mit welcher sie auch den leisesten Anschein jeder eigennützigen Absicht zu vermeiden suchte. Wie sie ihr Leben als eine Kette von Opfern darzustellen liebte, welche sie für Andere gebracht habe, so war sie auch jetzt bereit, um Erna's willen auf ihr eigenes Behagen zu verzichten. Man werde das Kind selbstverständlich nicht in der Stadt unter fremden, gleichgültigen Menschen allein lassen können und sich entschließen müssen, fortan den Winter dort zuzubringen. Das mache denn freilich die Acquisition eines eigenen Hauses nothwendig; aber der Kostenpunkt dürfe nicht in Frage kommen, wenn es sich um das Glück des Kindes handele; und zufällig stehe eine neu erbaute Villa höchst preiswürdig zum Verkauf — in der unmittelbaren Nähe des Parkes, umgeben von einem hübschen Garten und groß genug, um Eltern und Kindern ein bequemes Beisammensein zu gewähren; mit geringen Kosten werde sich sogar ein Atelier für den Baron anbauen lassen. Ob Bertram nicht heute noch mit Otto hineinfahren wolle? Otto könne — wie gewöhnlich — zu keinem Entschluß kommen, trotzdem die Villa eine ausgezeichnete Capitalsanlage sei, selbst für den Fall — der nicht eintreten werde, trotz der augenblicklich scheinbar so wenig günstigen Abspecten.

„Denn auch darin werden Sie mir beistimmen, lieber Freund," schloß Hildegard ihre Auseinandersetzung, „je sorgfältiger wir alles Nöthige vorbereiten und so dem Kinde gleichsam ein Bild des sicheren, rings umfriedeten Glückes zeigen, das ihrer harrt, um so schneller und lieber wird sich ihre Phantasie mit diesem Bilde beschäftigen, und von dem schönen Bilde zur schöneren Wirklichkeit — il n'y a qu'un pas. Vorläufig bringen wir die Angelegenheit mit der Villa in Ordnung; es wird nicht schwer halten, wenn Sie mit Otto ein ernstes Wort reden."

„Ich verspreche Ihnen, daß ich das thun werde," erwiderte Bertram.

Der Zwischenfall kam ihm sehr gelegen. Hier drohte für Otto, der sich so schon von allen Seiten bedrängt sah, eine neue große Ausgabe, vor welcher seine unselige Nachgiebigkeit, als vor einem unüberwindlichen Hinderniß, doch endlich Halt machen mußte. Die Consequenzen ergaben sich dann von selbst. Es konnte bei der bloßen Weigerung nicht bleiben; es mußte zwischen den Gatten zur Aussprache kommen; es würde ein furchtbares Gewitter geben, das aber nothwendig war, die schwüle Atmosphäre zu reinigen, die gespannte Situation zu lösen. Hildegard's frivoler Plan zerplatzte wie eine Seifenblase, Erna war mit einem Schlage von dem lästigen Bewerber befreit; und Otto's Rettung — nun, er war gestern schon entschlossen gewesen, treu zum Freunde zu stehen durch alle Widerwärtigkeiten, Bedrängnisse und Gefahren, die ja nicht ausbleiben konnten. Heute klopfte sein Herz diesen Gefahren ungeduldig entgegen, denn mit jeder, die er aus dem Wege räumte und siegreich überwand, legte er eine Trophäe ihr zu Füßen, für die er sein Herzblut gegeben haben würde, Tropfen um Tropfen.

Wie erschrocken, wie empört war er nun, als er auf dem Wege nach der Stadt Otto weiter als je von einem mannhaften Entschlusse entfernt fand. — Der Ankauf der Villa, lieber Himmel, wenn Hildegard einmal so großen Werth darauf legte — es war ja doch schließlich im Vergleich mit seinen übrigen Sorgen eine reine Bagatelle! — „Und was ich dir gestern hinsichtlich meiner Lage mitge-

theilt, nun, mein Gott, du kennst mich ja doch nicht seit gestern! Ich bin eben ein Mann des Augenblicks; da sehe ich dann eben, je nachdem, Alles schwarz oder weiß, und gestern hatte ich so einen allerschwärzesten Moment. Meine Fabriken rentiren nicht, freilich, geben auch wohl einmal eine starke Unterbilanz; dafür steht meine Ackerwirthschaft, wie du mir zugeben wirst, im prächtigsten Flor, und ich kann schon noch ein gutes Ende darauf hin sündigen, zumal die Ernteberichte aus Rußland und Ungarn ja ganz miserabel lauten und wir ein Heidengeld machen müssen. Und da! lies mal hier die Notiz in unserer Zeitung über den Stand der Eisenbahnfrage! Sie ist noch dazu unzweifelhaft aus der Feder unseres Landstands-Präsidenten, der nebenbei mein langjähriger Anwalt und guter Freund ist. Was sagst du nun?"

„Daß die Sache noch genau so liegt, wie du sie mir gestern geschildert hast. Dein Freund vertritt offenbar nur seine, meinetwegen eure Ansicht, eure Wünsche; will nebenbei natürlich eine Pression auf die Regierung ausüben, indem er es als eine Unmöglichkeit hinstellt, sie könne sich anders entscheiden, als ihr eben wünscht und hofft."

„Aber die Regierung, und das heißt bei uns der Hof, ist schon mehr als halb gewonnen. Lotter versichert —"

„Laß mir um Himmelswillen den Mann aus dem Spiel!"

„Freilich, wenn du so gegen ihn eingenommen bist, daß du ihm selbst die einfache Glaubwürdigkeit absprichst, die du doch Jedem sonst gewährst!"

„Hier ist von Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit keine Rede," rief Bertram entrüstet, „sondern nur davon, daß du deine Illusionen und Hoffnungen für Wirklichkeiten und Thatsachen nimmst; daß du dich wissentlich verblendest, um den Abgrund nicht zu sehen, in den du hineinrennst. Und bedenke doch nur dies: durch dein unseliges Zaudern beschleunigst du den Moment, den du fürchtest, ja machst ihn um so furchtbarer. Heute kannst du noch vor deine Frau hintreten und sagen: ich habe Verluste gehabt, starke Verluste, wir müssen uns einschränken — so und so; willst du es dahin kommen lassen, daß du gestehen mußt: wir haben nichts mehr zu verlieren? Ich beschwöre dich: wirf den Ballast über Bord, mit dem dein Schiff bis zum Untersinken belastet ist! Du wärst Manns genug, es zu thun, handelte es sich nur um dich; und du kannst es nicht, wo du Weib und Kind an Bord hast, die du mit ins Verderben ziehst, wenn du es nicht thust!"

Otto sagte nicht Ja und nicht Nein, und Bertram schwieg verzweifelt. Was sollte daraus werden?

Man gelangte in die Stadt, ohne kaum noch ein Wort gewechselt zu haben; auch bei Besichtigung der Villa tauschte man nur eine und die andere gleichgültige Bemerkung. Aber Bertram sah recht gut, daß die Verdrossenheit, welche der Freund zur Schau trug, im Grunde wieder eine Maske war, seine Unentschlossenheit zu verbergen. — „Ich weiß schon," sagte dieser endlich mürrisch, „wir Beide kommen nicht zusammen; es wäre wirklich das Beste, wir machten einen gemeinschaftlichen Besuch bei meinem Rechtsanwalt und hörten, was er zu der Geschichte meint. Er ist ja überdies dein politischer Parteigenosse und wird sich sehr freuen, dich kennen zu lernen." — Bertram ergriff mit Freuden einen so vernünftigen Vorschlag, aber, bereits vor der Thür des Anwalts, besann sich Otto, daß er noch einige Aufträge Hildegard's zu besorgen habe; — „wegen der Einquartierung, weißt du; sie kann ja nicht Vorräthe genug anschaffen — na, das ist einmal so ihre Art."

„Und deine, Alles halb zu thun," sprach Bertram bei sich, der breiten Ge-

stalt nachschauend, welche die einsame Straße hinabschritt; „es wäre denn, daß du die Verantwortung ganz auf meine Schultern wälzen könntest."

Das war denn auch des Rechtsanwalts Ansicht.

„Glauben Sie mir," sagte derselbe, als man nach vorsichtiger Annäherung vertraulich geworden war, „er wünscht dringend, daß wir uns gegenseitig offen über seine Angelegenheiten aussprechen, und er hat nur nicht dabei sein wollen, um all' das Mißliebige nicht zu hören, was ihm dann freilich nicht erspart werden könnte, und hinterher jedem Einzelnen von uns unter vier Augen einen Widerstand entgegenzusetzen, zu dem er, wenn wir gemeinschaftlich gegen ihn Front machen, nicht den Muth fände. So halte ich es denn für keine Indiscretion, sondern glaube im Sinn und jedenfalls im Interesse unseres Freundes zu handeln, wenn ich zu Allem, was Sie bereits wissen, einige Erläuterungen hinzufüge, die Sie vollständig au courant setzen werden."

Der Rechtsanwalt schilderte nun eingehend Otto's Lage, und Bertram fand zu seiner Verwunderung seine Auffassung derselben durchweg bestätigt. Selbst das Bild von dem Ballast, der über Bord geworfen werden müsse, um das Schiff wieder flott zu machen, figurirte in der Auseinandersetzung. Freilich erfuhr er jetzt erst, wie schwer dieser Ballast war. So hatte Otto nie mit einer Silbe des Umstandes Erwähnung gethan, daß die Schwester Hildegard's, die verwittwete Geheimräthin von Palm, nebst ihrer ganzen Familie gänzlich aus Otto's Tasche lebe. — „Und das ist ein furchtbares Item," sagte der Rechtsanwalt. „Die Dame ist in jeder Beziehung die Schwester der Frau Amtsräthin. Sie meint sterben zu müssen, wenn sie nicht auf einem großen Fuße leben kann. So ist denn ihr Haus in E. der Sammelpunkt von Allem, was auf die Ehre, dort zu erscheinen, Anspruch machen kann: der pensionirten Generale, Obristen, von denen die Stadt wimmelt, sämmtlicher Offiziere der Garnison und so in infinitum. Die Töchter sind wie die Mutter, mit Ausnahme eines lieben, verständigen, freilich auch nicht eben hübschen Mädchens, das Sie, wie ich höre, demnächst in Rinstedt kennen lernen werden. Und treiben es die Töchter arg, so thun die beiden Söhne, Offiziere, wie Sie wissen, als ob in der Casse des Onkels kein Grund zu finden wäre. Drei oder vier Mal hat er bereits die Schulden der Herrchen bezahlt, die er nebenbei nicht ausstehen kann — Alles in majorem gloriam Hildegardis, seiner geliebten Gattin, geborenen Freifräulein von Unkerode, deren Neffen selbstverständlich mit einem anderen Maßstab zu messen sind als andere gewöhnliche Sterbliche."

„Und sehen Sie keinen Ausweg aus dem verderblichen Cirkel, in welchem unser Freund umherirrt?" fragte Bertram.

„Es ist derselbe, auf den Sie ihn bereits gewiesen haben," erwiderte der Rechtsanwalt. „Aber wie ist Jemand zu helfen, der sich nicht rathen lassen will, oder vielmehr jeden Rath annimmt, ohne ein einziges Mal zu folgen? Auch darin haben Sie durchaus richtig gesehen: es ist noch keineswegs zu spät. Giebt er die unseligen Fabriken auf, die niemals rentiren werden, auch wenn, worauf er seine ganze Hoffnung setzt, die Eisenbahn durch seine Güter gelegt wird; tritt er seiner Gnädigen mit einem Sic volo, sic jubeo! entgegen und trennt mit einem Schnitt die unsinnig kostbare Schleppe von dem Kleide, das dann immer noch ein ganz anständiges bleibt, so kann er seine übrigen Verbindlichkeiten nach und nach ablösen, oder mit einem Male, wenn ihm Jemand zu einem soliden Zinsfuß ein größeres Capital vorstreckte, was allerdings bei den schlechten Zeiten schwer

halten wird, zumal wenn es sich herumspricht, daß er in Verlegenheit ist."

„Wie groß, meinen Sie, daß dieses Capital sein müßte?"

„Ich glaube, ich würde mit hunderttausend Thalern Alles arrangiren können, ohne daß es zu einem Accord, ja nur zu einer freiwilligen Subhastation käme."

„Dann stelle ich Ihnen eventuell die genannte Summe zur Verfügung."

Der Anwalt blickte erstaunt auf.

„Ich wußte nicht, daß Sie so reich seien," sagte er.

„Es ist noch nicht einmal die Hälfte meines ganzen Vermögens. Ueberdies, ich riskire ja im Grunde nichts."

„Gewiß nicht," erwiderte der Anwalt; „ich würde das Geld vollständig sicher stellen können — zu einem sehr niedrigen Zinsfuß, wie ich bereits bemerkte. Aber ich sage zum Voraus, daß Ihr großmüthiges Anerbieten zurückgewiesen werden wird. Ich kenne unseren Freund. Er würde lieber von dem blutigsten Halsabschneider Geld borgen als von Ihnen, vor dem er, wie ich weiß und durchaus begreife, den tiefsten Respect hat. Denn, wie befreundet Sie immer sein mögen, — Sie sind nicht sein Bruder, sein Vetter, nicht verwandt, nicht verschwägert mit ihm. Wenn Sie sagen könnten: du bist es unserer Familie schuldig — einen solchen Appell an die Familienehre, die er überaus hoch hält, würde er schon eher verstehen. So wird sich gerade sein Stolz, — seine Eitelkeit — denn Eitelkeit ist die ruling passion seiner Seele — verletzt fühlen; er wird Ihnen scheinbar überaus dankbar sein, sagen, daß Sie sein Retter sind, und — keinen Heller von Ihnen nehmen, so lange er noch einen anderen Ausweg sieht oder zu sehen glaubt. Vielleicht, daß er zur Vernunft kommt, wenn seine letzte Hoffnung, die Eisenbahn, sich illusorisch erweist, und ich fürchte — denn ich selbst bin, wenn auch aus anderen Gründen, der eifrigste Befürworter des Projects —, es wird das bereits in den allernächsten Tagen geschehen. Inzwischen versuchen Sie immerhin Ihr Heil — oder sein Heil, was richtiger wäre. Ich wiederhole aber: Sie werden mit dem bloßen Freundschaftstitel nicht reüssiren."

Bertram stellte auf der Heimfahrt, zu welcher er den Freund von einem vorausbestimmten Orte abholte, diesen Versuch an. Die Prophezeiung des Anwalts ging buchstäblich in Erfüllung: Otto floß über von Dankesversicherungen für ein Anerbieten, das ganz im Geiste seines großmüthigen Freundes sei und das er — um der alten Freundschaft willen — unbedingt annehmen würde, wenn die Nothwendigkeit vorläge. Das sei denn aber, Gott sei Dank, nicht der Fall.

Und nun kam das alte leidige Lied, welches Bertram bereits auswendig kannte, und dem er doch jetzt nicht wie auf der Hinfahrt mit Widerwillen, sondern mit einer seltsam bangen Beklommenheit lauschte. Es war ja klar: der Freundschaftstitel genügte nicht; es mußte ein anderer sein, der ein Recht gab, zu fordern, um was er so vergeblich bat. Sollte er das Wort wagen, das ihm auf den Lippen zitterte und immer wieder feig zum bebenden Herzen zurückschlich? Feig? Nein! Feigheit, elende Feigheit wär's gewesen, hätte er es gesprochen; Feigheit, die sich die Thore einer Festung, welche dem Muth und der Tapferkeit unbezwinglich ist, mit schnödem Golde öffnen will; Feigheit — und Verrath an der Heiligkeit einer Liebe, die bis jetzt selbstlos gewesen und rein wie das Herz der Wasser. Wenn es so weit kam, wenn es galt, das geliebte Kind vor der gemeinen Sorge des Lebens zu schützen, die der schwache verblendete Vater nicht mehr von dem theuren Haupte abzuwehren vermochte — nun, sie würde groß genug denken; sie würde die Hülfe, die Hand des Freundes, des Beschützers

nicht zurückweisen. Aber wehe ihm, wenn diese Hand nicht makellos war! wenn auf diese Hand nur der Schatten des Verdachtes schnöder Selbstsucht fiel!

Und während sie so in den dunklen Abend hinein heimwärts fuhren, hatte er den Blick aufwärts gerichtet zu den himmlischen Lichtern, die immer zahlreicher und glänzender aus dem Aether hervortraten; und er wiederholte wieder und wieder andachtsvoll das hehre Wort des Dichters von den Sternen, deren Pracht der Mensch sich freuen solle, ohne ihrer zu begehren.

* *
*

Aber kein Dichterwort mochte fürder die Gluth bannen, die in seinem Herzen brannte, und jeder Gedanke, mit dem der Geist nach Ruhe und Klarheit rang, erwies sich als ein feiger Söldner, der die erste Gelegenheit benutzt, zu dem mächtigeren Feinde überzugehen. Vergebens, daß er sich ins Gedächtniß rief, womit er in jener merkwürdigen Unterredung Erna's Behauptungen zu widerlegen gesucht, es war ja eitel Lüge gewesen und höchstens theoretisches Geschwätz. Seine Liebe Reminiscenz? woran denn? an die traurige Verirrung eines dreißigjährigen und doch immer noch gläubigen, unerfahrenen Herzens? oder an die koketten Spiegelfechtereien und brutalen Zerrbilder der Leidenschaft, mit denen ein Herz, das an die Liebe nicht mehr glaubt, sich über seine wahren Bedürfnisse wegzutäuschen sucht? — Dich, rief er, dich habe ich immer geliebt; mein ganzes Leben ist nur eine ununterbrochene Sehnsucht nach dir gewesen; und nun, da ich das gelobte Land endlich erreicht, soll ich nichts weiter dürfen, als es schauen, Gott loben und sterben! Ich bin nicht sterbemüde; wie mir das Leben noch nie so schön erschienen, habe ich niemals so das Verlangen und die Kraft gefühlt, es zu genießen. Und muß gestorben sein — nun denn: man stirbt schließlich am Leben, und wenn es noch so öde war, so stirbt sich's doch besser in der Liebe vollem Glück! Nein, nein! wenn ich sie liebe, so erinnere ich mich an nichts als an die Wüstenweite, die ich mich durchschleppen mußte bis zu ihr; wenn sie mich lieben könnte, — ihre Liebe würde keine Fata Morgana sein einer Oase der Zukunft: Palmen sollten ihr zu Häupten rauschen, Silberbäche zu ihren Füßen rinnen, Liebe hat überall die Zaubermacht, ein Paradies zu schaffen auf Erden.

Und aus diesen gaukelnden Zukunftsträumen schreckte ihn dann der Gedanke auf, Erna's Herz müsse schon einmal einen mächtigen Eindruck empfangen haben. Es war doch auffallend, daß sie so manches der geheimnißvollen Zeichen im Buch der Leidenschaft so gut zu deuten wußte; daß sie offenbar gern in diesem Buche las. Aber da alle seine vorsichtigen Fragen durchaus zu keinem Resultat führten, sie über die wenigen jungen Männer, die sie zu kennen schien, entweder mit Gleichgültigkeit oder gar, wie über ihre beiden Vettern, mit einem sehr merklichen Anfluge von Ironie sprach, mußte er wohl von seinem Verdachte zurückkommen und sich immer mehr in eine Hoffnung einwiegen, vor der er zuerst wie vor einer Verlockung zum Wahnsinn zurückgeschreckt war.

Und er hatte ja doch noch den vollen Gebrauch seiner Sinne, und niemals waren diese Sinne so scharf gewesen. Wie sollte er es denn aber deuten, daß der Ton ihrer Stimme, so oft sie zu ihm sprach, und besonders, wenn er sich mit ihr allein befand, ein so ganz anderer war als sonst: weicher, tiefer, inniger? wie es deuten, daß sie — sicher, ohne es zu wissen — manchmal über Tisch, wenn er lebhaft sprach, minutenlang den Blick auf ihn geheftet hielt — jenen

seltsam festen Blick, den er noch aus keinem Menschenauge gesehen und der ihn wieder und wieder an jenen Blick der Götteraugen mahnte; und sie dann, wenn er zu sprechen aufhörte, wie aus einem Traum erwachte, mit einem tiefen Athemzuge, der den zarten Busen hob und senkte?

An anderen glückverheißenden Zeichen fehlte es nicht. Er hatte guten Grund gehabt, Erna's Gebot, gegen Lydie fürder nicht freundlich zu sein, zu mißachten; ja, er hatte seine Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten verdoppelt, nicht bloß gegen die gefallsüchtige Dame, sondern auch gegen den Baron. Es kostete ihn jetzt so wenig, zu verzeihen, Nachsicht zu üben, Alles von der besten, liebenswürdigsten Seite zu sehen; und die Höflichkeit ist ein Schleier, hinter dem sich so viel verbergen läßt! Nun hatte er sich anfänglich auf Widerspruch oder ernsthaftes Zürnen von Seiten des stolzen, eigenwilligen Mädchens gefaßt gemacht, aber nichts der Art trat ein; sie schien seinen Ungehorsam entweder nicht zu bemerken oder ihn gar zu billigen, denn ein und das andere Mal, wenn er die Komödie allzu weit trieb, spielte ein feines Lächeln um ihre Lippen. Und was noch mehr war: sie folgte, wenn auch offenbar zögernd, seinem Beispiel; sie hatte für Lydie's Ueberschwänglichkeiten nicht jene kurzen, herben Abfertigungen mehr, oder jenes kalte Uebersehen, das tiefer schneidet als directer Tadel; sie fuhr fort, wie in den ersten Abenden, mit dem Baron zu musiciren; sie duldete sogar, daß auch sie auf dem famosen Terrassenbilde angebracht wurde, und hatte die Geduld, ein paar Stunden lang dem Künstler zu sitzen, der immer einen Pinselstrich vorwärts und zwei zurück that und einmal über das andere schwur: dies sei die dankbarste, aber auch die schwierigste Aufgabe, die er je in seinem Leben ausgeführt.

Und noch Eines, was ihm als besonders seltsam und gewichtig aufgefallen. Erna hatte die Gewohnheit, den Namen dessen, mit dem sie sprach, oft in die Unterhaltung zu mischen und selbst gleichgültigen Phrasen und Fragen hinzuzufügen. So klang ihm noch immer aus den ersten Tagen das: wie geht es dir, Onkel Bertram? — ja, Onkel Bertram; — nein, Onkel Bertram! süß im Ohr. Aber süßer, unendlich süßer dünkte es ihn, als er es jetzt nicht mehr hörte, auch nicht ein einziges Mal; daß ihre Rede ja und nein war, nach dem Bibelwort und entsprechend den wilden Wünschen seines Herzens. Auch Hilarie hatte sicher den Liebhaber nicht mehr Onkel genannt! Der arme Major! Aber schließlich war ihm doch nur Recht geschehen; denn nicht sowohl die Jugend fehlte ihm als der Muth und die Kraft der Leidenschaft. „Und immer ist der Mann ein junger Mann, der einem jungen Weibe wohlgefällt"; und er gefällt ihr wohl, weil sie mit dem sicheren Instinct der Liebe fühlt, daß er Liebe für Liebe geben kann und geben wird.

Und als wollte er das Schicksal zwingen, ihm Alles zu gewähren dafür, daß er sein Alles an dies Alles setzte, sah er lächelnden Blickes zu, wie das Feuer seiner Liebe immer gewaltiger auflohte, immer gieriger um sich griff, sein ganzes Wesen in sich schlang. Er war stolz darauf, daß er nichts mehr denken, nichts mehr fühlen konnte als nur sie, einzig sie. War sie entfernt, wie leer und öde erschien ihm die Welt! mit wie schmerzlicher Ungeduld harrte er des Augenblicks, wo er sie wieder sehen würde, und sah er sie wieder, war's, als hätte er sie nie zuvor gesehen, als hätte der Herr nur eben erst sein: Werde Licht! gesprochen, und die Welt läge vor ihm im thaufrischen Glanz des Schöpfungsmorgens.

Dann, wenn die Qual der Lust schier übermächtig wurde, floh er vor ihr, um in der Einsamkeit des Waldes, in tief versteckter Felsenschlucht, auf sonniger Halde hoch oben in den Bergen stundenlang von ihr zu träumen, durch die tiefe Stille dem Nachklang ihrer Stimme in seinem Herzen zu lauschen, den verschwiegenen Gräsern und Bäumen ihren Namen zu flüstern; ihren Namen zu hören aus dem Rieseln der Quellen, dem Rauschen des Windes, aus jedem Vogellaut; ihr holdes Bild zu sehen zwischen weißen Wölkchen, vom blauen Himmel auf ihn niederlächelnd, aus Dämmerschatten des ragenden Waldes ihn ernst und sinnend anschauend mit großen, stillen, göttermächtigen Augen.

Daß diese Augen seltener lächelten, daß sie immer ernster, sinnender blickten, oft mit jener süßen Starrheit innerster Concentration, war ihm nicht entgangen, und er hatte es nicht zu seinen Ungunsten gedeutet: wie sollte, wie konnte es anders sein, wenn in ihre junge Seele auch nur ein schwächster Widerschein des Glanzlichtes fiel, von dem seine Seele bis in ihre Tiefen erfüllt war!

Aber ebenso wenig entging es ihm und er wußte es sich nicht zu deuten, als jener sinnende Ernst, aus dem seine hoffende Liebe — wie eine Biene aus dem sich erschließenden Kelch der Blume — wonnige Nahrung sog, sich in trüben Unmuth wandelte, der nicht bloß die geliebten Augen stetig umschleierte, sondern oft das zarte Gesicht mit den feinen, energischen Zügen ganz in dunkle, von Zornesblitzen durchzuckte Nacht hüllte.

Diese Wandlung war ganz plötzlich vor sich gegangen, und seltsamerweise fiel sie mit dem Tage, fast mit der Stunde von Agathens Ankunft zusammen.

* * *

Er hatte bei früheren Besuchen in Rinstedt Agathen wiederholt gesehen und immer auf dem besten Fuße mit dem stets gleichmäßig freundlichen, liebenswürdigen Kinde gestanden. Nun war sie freilich, eben wie Erna, in den letzten Jahren zur Jungfrau herangereift, wenn man auch nicht sagen durfte, daß sie bei dieser Metamorphose gewonnen hätte. Das blonde Haar fiel jetzt stark ins Röthliche, die Sommersprossen drängten sich auf Stirn und Wangen zur Ungebühr hervor und eine bedenkliche Neigung nach der einen Seite hatte sich in zweifellose Schiefheit verwandelt, so daß man, Alles in Allem, wohl versucht sein konnte, den Spitznamen „Großmütterchen", welchen Erna ihrer Cousine und Busenfreundin gab, nicht bloß in moralischem Sinne zu nehmen. Aber die hellblauen Augen hatten den alten lieben Ausdruck treu bewahrt; ja nur noch offener sprach aus ihnen eine Seele, die aller Welt wohl wollte, mit aller Welt in Frieden und Freundschaft zu leben wünschte und die bedenklichen und schlimmen Regungen und Leidenschaften der Menschenbrust weniger zu verabscheuen als nicht zu begreifen schien.

Ein so gutes, nur zur Mitfreude und zum Mitleid geschaffenes Wesen hätte wohl kaum den Muth gefunden, die banalen Illusionen eines Dutzendherzens grausam zu zerstören, und wäre wohl vor dem bloßen Versuch zurückgeschaudert, gewaltsam in ein Herz wie Erna's einzugreifen, mochten dessen Empfindungen auch noch so sehr von der alltäglichen Schablone abweichen. Wiederum mußte Bertram den Verdacht, der sich ihm in seiner Rathlosigkeit zuerst aufgedrängt: daß Agathe leichtsinnig oder gar absichtlich ausgeplaudert hätte, was ihr Erna etwa anvertraut, alsbald fallen lassen. Eine solche Handlungsweise widersprach völlig dem Charakter des ebenso klugen, wie guten Mädchens; und daß er

sich selbst den Anderen gegenüber verrathen haben sollte, war vollends unmöglich. Er war sich zu genau bewußt, von der ersten Stunde an sein Betragen auf das peinlichste überwacht, jedes Wort erwogen, jede seiner Mienen, jeden seiner Blicke controlirt zu haben. Schauderte er doch schon vor dem Gedanken zurück, daß Erna sein großes Geheimniß entdecken möchte, war er doch sicher, daß sie es nicht entdeckt hatte — wie sollte es jenen gelungen sein?

Aber weshalb sollten sie nicht mit Mißgunst, Neid und Schrecken gesehen haben, was zu sehen ihm die höchste Wonne war? Hatte er sich, im vollen Bewußtsein seiner Liebe, in dem angstvollen Zweifel, ob diese Liebe nicht eine Thorheit, ein Verbrechen sei, den strengsten Zwang auferlegt, — Erna war in dem Ausdruck von Empfindungen, deren wahre Bedeutung sie vielleicht ahnte, aber sicherlich nicht ermessen konnte, keineswegs ebenso vorsichtig gewesen; und wie mochte man selbst das Harmloseste, Unschuldigste — die Aufmerksamkeiten, mit denen sie ihn verwöhnte, die kleinen Dienste, die sie ihm, ohne Aufsehen, im Vorübergehen gleichsam, leistete —, wie mochte man Alles hämisch bekrittelt und gehässig ausgelegt haben, nachdem einmal — so oder so — der Verdacht erregt war?

Und daß dies der Fall sein mußte, darüber konnte er kaum noch zweifeln, indem er jetzt das Verhalten der Anderen ihm gegenüber während der letzten Tage einer nachträglichen Prüfung unterwarf. Da trat denn in dem neugewonnenen Lichte so Manches hervor, was er entweder nicht beachtet oder doch anders ausgelegt hatte. Die schöne Frau, welche sonst jedes Tête-à-tête benutzte, das Gespräch auf Erna und den Baron zu bringen, war nicht wieder auf ihr Lieblingsthema gekommen, während umgekehrt Lydie plötzlich ein unendliches Interesse für Erna affichirte und nicht müde wurde, über die Eigenschaften ihres Zöglings Betrachtungen anzustellen, und wie man sich wohl die Zukunft eines so eigenartigen Wesens zu denken habe. Der Baron war noch immer, so oft er mit ihm zusammen gewesen, von Höflichkeiten übergeflossen, aber hatte ihn doch seltener als sonst mit Aufforderungen zu Billardpartien und zum Pistolenschießen nach der Scheibe heimgesucht, dafür seine einsamen Jagdausflüge — auch Otto war kein Jäger — immer häufiger unternommen und immer weiter ausgedehnt. Otto endlich war ihm ersichtlich aus dem Wege gegangen; wie er anfangs geglaubt hatte, um neue peinliche Erörterungen über seine Lage zu vermeiden; wie er jetzt annahm, um ihn nicht merken zu lassen, daß er ihm um Erna's willen gram sei oder — was ja bei dem Schwachen auf Eins hinauskam — auf Befehl der Gebieterin gram sein müsse.

Es waren seltsam gemischte Gefühle, welche die Erkenntniß der neuen Lage, in die er sich so plötzlich versetzt sah, in seiner Brust wach riefen. Er sagte sich, daß das, was seinen Widersachern Sorge und Schrecken bereite, für ihn ein Gegenstand der Freude und des Triumphes und der klarste Beweis sei, daß er nicht einen wonnevollen Traum geträumt habe. Und seine Liebe konnte doch nicht immer in der Sternenhöhe bleiben; sie mußte einmal in Erdennähe kommen, für die Maulwurfsaugen dieser Menschen sichtbar werden. Aber indem er sich nun auf den Standpunkt dieser Menschen versetzte, mit sich, seiner Liebe ins Gericht ging, wie jene es unzweifelhaft thun würden und thaten, hörte er aufs Neue, und jetzt aus dem Munde wüthender Ankläger, die alten bösen Fragen, die er längst abgethan glaubte: ist dein Sehnen, dein Wollen wirklich rein von jeder Selbstsucht, jeder frivolen Beimischung? hat die Befriedigung

der Eitelkeit, daß du, der Fünfzigjährige, die Liebe eines so jungen, in jeder Hinsicht bevorzugten Mädchens erringen kannst — gegen den Willen der Eltern, vor den Augen derer, die dich einst verschmäht, in Gegenwart und zur Scham und Schande eines so viel stattlicheren Nebenbuhlers — nichts, gar nichts zu thun mit deiner Liebe?

Und wenn er sich durch das Drängen seiner Widersacher zu einer Erklärung zwingen ließ vor der Zeit, oder diese Zeit nicht jetzt war und nie sein würde, wenn er und sie Alle sich geirrt hatten, Erna's Herz nichts von Liebe wußte, sie seine Liebe verwundert, erschrocken, beleidigt zurückwies — was dann? großer Gott, was dann? wo war auch nur die Rückzugslinie, die Goethe seinem Helden so klug gesichert?

Er empfand es als einen jener schauerlich häßlichen Widersprüche des menschlichen Lebens, daß, während sich so vor seinem inneren Blick die Möglichkeiten seines Schicksals wie in einem Brennpunkte concentrirten, er eifrig vor dem Spiegel beschäftigt war, die Cravatte, welche Konski ihm für die Mittagstafel zurechtgelegt — die Glocke hatte schon zum ersten Mal geläutet —, mit einer anderen zu vertauschen, von der Erna einmal gesagt, daß sie ihn besonders gut kleide.

Unwillig trat er von dem Spiegel an das offene Fenster. Durch die blaue, sonnige Luft schwebte ein Sommerfaden heran und heftete sich an seine Schulter. Eine tiefe Traurigkeit überkam ihn.

Eine Rückzugslinie gab's immer: das war der Tod. Hing doch sein Leben vielleicht an einem Faden so schwach wie dieser hier. Aber war nicht eben deshalb seine Liebe ein Wahnsinn und ein Frevel? War das Liebe, die im Grunde doch immer nur an sich dachte, und nicht zuerst und zuletzt daran, ob nach menschlichem Ermessen man auch die Bürgschaft für das Wohl derer übernehmen konnte, die man zu lieben vorgab? ob für sie nicht Wohl in Wehe sich allzu bald verwandeln werde, aus dem ihr, wenn die Zeit und wenn die Jugendkraft, die sich nicht brechen ließ, auch die Wunde heilte, ein ganzes, volles Glück nun und nimmer wieder erblühen konnte? Und so den Tod, dem er doch schon ein und das andere Mal in die hohlen Augen gesehen, von Stund' an fürchten zu müssen wie die Dutzendseelen!

Er fuhr von einem Geräusch hinter ihm erschrocken zusammen. Konski war wieder eingetreten mit einem Briefe. Die Post, die heute Morgen ausgeblieben, sei nun eben doch noch gekommen; auch für die anderen Herrschaften wären Briefe eingelaufen, die wohl von Wichtigkeit sein müßten, denn die gnädige Frau habe befohlen, das Mittagsessen eine Viertelstunde zu verschieben; jedenfalls könne der Herr Doctor seinen Brief in aller Ruhe lesen.

Konski hatte sich wieder entfernt; Bertram hielt den Brief noch immer uneröffnet in der Hand. Wie wunderlich, daß sein Arzt und Freund ihm gerade jetzt schrieb! der Ueberbeschäftigte ihm so schnell antwortete auf einen Brief, in welchem er am zweiten Tage seines Aufenthaltes die gewünschte Nachricht über sein Befinden gegeben und der gar keiner Antwort bedurfte! Kündigte er ihm sein Todesurtheil an? Nun, dann kam es gerade zur rechten Zeit!

Und er erbrach den Brief mit zitternder Hand und las:

„Liebster Freund!

„Lachen Sie mich meinetwegen aus, so viel Sie wollen. Aber wie ich eben Ihren Brief — ich pflege Briefe von Ihnen nicht in den Papierkorb zu werfen — zum zweiten Male lese, kommt mir, und im verstärkten Maße, derselbe Gedanke, den ich schon bei der ersten Lectüre hatte, nämlich: daß, Ihnen vielleicht selbst unbe-

wußt, zwischen Ihren Zeilen eine Frage steht, welche außer dem allwissenden Schicksal nur der ergebenst Endesunterschriebene beantworten kann, und die er, weil auf das Schicksal in dieser Beziehung doch kein rechter Verlaß ist, hiermit zu beantworten sich die Ehre giebt und nebenbei das specielle Vergnügen macht. Die Frage aber lautet, auf die einfachste Formel reducirt: darf ich heirathen? Da Sie, wie ich sehe, nicht lachen, im Gegentheil ein sehr ernsthaftes Gesicht machen, will ich zum Lohn dafür mit meiner Antwort nicht zurückhalten und dieselbe ebenfalls gleich auf den kürzesten Ausdruck bringen: Ja, liebster Freund, Sie dürfen heirathen, trotz Ihrer letzten schweren Attaque, ja seltsamerweise: nun gerade erst recht. Denn wenn ich auch schon vorher nicht daran zweifelte, es werde Ihre selten kräftige Natur noch Jahre lang dem schweren Schaden, der ja leider nicht wegzuleugnen war, Widerstand leisten, so habe ich jetzt nach dieser Seite kaum noch eine Sorge. Ihre letzte Krankheit war nichts als ein überaus energischer Versuch der Natur, sich selbst zu helfen, und dieser Versuch ist so gut wie gelungen. Was ihr zu thun bleibt, ist wenig, und daß dieses Wenige möglichst schnell und gründlich gethan werde — dazu können Sie selbst sehr viel beitragen. Wie das möglich ist? Nun eben dadurch, daß Sie heirathen, daß Sie, der ewig Bedenkliche, übertrieben Gewissenhafte, der immer nur für seine idealen Zwecke und für Andere gelebt, endlich einmal sich selbst leben, endlich einmal ein ruhiges Glück finden, welches Sie in so reichem Maße verdienen, und — in diesem Glücke glücklich sind! zu welchem letzteren freilich mehr Verstand gehört, als die meisten Menschen aufzuwenden haben. Sie, lieber Freund, haben diesen Verstand; ergo: heirathen Sie, in Gottes Namen, zu ihrem eigenen Heil, zum Heil derer, die Sie lieben, und schließlich mit meinem Consens, ohne den Sie es ja doch nicht thun würden.

„Nun aber, da Sie der Leiden zu gewohnt sind, um ohne dieselben mit ruhigem Gewissen leben zu können, bin ich Ihnen für die, von denen ich Sie fürder dispensire, andere schuldig; und so sollen Sie denn gleich eines der allerschlimmsten auf sich nehmen, mit welchen ein freier Mann in dieser schweren Noth der Zeit behaftet werden kann: Sie müssen sich in den Reichstag wählen lassen. Es geht nicht anders. Unser braver S. kann die Last nicht länger tragen; er wird sein Mandat niederlegen; ich würde jetzt peremptorisch darauf bestehen, wenn er nicht schließlich selbst zur Einsicht gekommen wäre. Für ihn, der dem sicheren Tode zuwankt, haben Sie, der mit kräftigen Schritten der völligen Gesundung entgegengeht, einzutreten — par ordre unseres Comité, das gestern noch in später Abendstunde zusammengetreten ist und sich zuletzt einstimmig für Sie entschieden hat. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß anfangs O. und B. und einige Andere dagegen waren, die behaupteten, Sie könnten der guten Sache draußen mehr nützen als drinnen. Gerade die völlige Unabhängigkeit Ihrer Stellung in der Partei habe es Ihnen bisher möglich gemacht und werde es Ihnen fürder möglich machen, gewisse Dinge zur Sprache zu bringen, die ausgesprochen werden müssen und aus Rücksichten, die innerhalb des Hauses zu nehmen sind, von uns nicht ausgesprochen werden können. Die große, ja unschätzbare Wirksamkeit, welche Sie auf diese Weise entfaltet, würde durch Ihren Eintritt in die geschlossene Phalanx der Fraction brach gelegt. Nun bin ich ja immer dieser Ansicht gewesen; aber, Herr, die Noth ist groß! Wir haben außer Ihnen factisch Niemand. So drangen wir denn durch, und die Bitte, welche ich im Auftrage der Partei nun an Sie richte, ist,

wie gesagt, eine einstimmige. Da ich Sie so genau kenne und weiß, daß Sie sich schwer entschließen, um an dem einmal gefaßten Entschluß unverrückbar festzuhalten, gebe ich Ihnen drei Tage Bedenkzeit. Vielleicht überlegen Sie die Sache mit Freund G. in W., dessen Bekanntschaft Sie gewiß mittlerweile gemacht haben, nicht damit er Ihnen das Gewissen schärfe — bei Ihnen ist vielleicht das Gegentheil besser am Platz —, sondern weil er Ihnen, als ein alter Veteran, mit seiner unendlichen Erfahrung doch vielleicht einen und den anderen Wink geben kann, der Ihnen bei Ihrer Candidatur von Nutzen ist. Daß Sie bald auf den Kampfplatz treten müssen, ist sehr wahrscheinlich; die Regierung, die ihrer Sache in B. sicher zu sein glaubt, wird nicht zögern, die Wahl anzusetzen. Binnen vier Wochen kann Alles abgethan sein; Sie behalten dann bis zum Wiederzusammentritt des Reichstags noch immer vielleicht ebenso lange Zeit, sich von den Strapazen der Campagne zu erholen; mit Italien ist es freilich für diesmal nichts. Indessen man kann nicht zween Herren dienen; und die Eifersucht der Herrin — wenn mein obiges Aperçu eben so richtig wie geistreich ist — fürchte ich nicht. Und wäre der Zweifel erlaubt, daß Sie sich in Ihrer Wahl geirrt, oder bedürfte es noch eines Prüfsteins — hier ist der feinste, den es geben kann. Das Gold echter Frauenliebe glänzt niemals heller, als wenn es gilt, ein Opfer zu bringen, auf daß der Werth des Mannes klar hervortrete. Empfehlen Sie mich der holden Unbekannten angelegentlichst, und seien Sie selbst aufs herzlichste gegrüßt."

Die Tischglocke hatte bereits zum zweiten Male geläutet, und noch immer starrte Bertram in den Brief. Ging dies mit rechten Dingen zu? Durch welchen wunderbaren Scharfsinn hatte der Freund aus Andeutungen, die gar keine hatten sein sollen, den Zustand seines Herzens richtig gedeutet? Nun, war's ein Wunder, so war es doch ein gutes, so doch eines, das nur der hohen Kraft echter Freundschaft möglich ist; der Versucher konnte sich nicht in die Gestalt des besten, edelsten der Menschen kleiden!

Er drückte den Brief des Freundes an seine Lippen. Als er aufschaute, sah er den Sommerfaden, der sich bei der Bewegung, die er machte, losgelöst hatte, zum Fenster hinausschweben in die blaue Himmelsluft.

Mit leuchtenden Augen blickte er ihm nach. — So ist's recht! und zieht und flieht mit ihm, ihr feigen Rückzugsgedanken! Jetzt mag sich's entscheiden; und wer den Tod nicht fürchtet, hat schon halb gesiegt!

* *
*

Bertram traf unten im Gartensaale vorerst nur Otto und den Baron, die ein lebhaft geführtes Gespräch bei seinem Eintreten jäh abbrachen; Otto sah sehr verlegen aus, der Baron warf ihm einen bösen Blick zu und wandte sich nach den jungen Damen, welche auf der Veranda promenirten.

„Es scheint, ich habe gestört," sagte Bertram.

„Nimm's ihm nicht übel," erwiderte Otto; „er hat — schon seit gestern Abend — unangenehme Nachrichten von zu Haus, die heute bestätigt werden und ihn zu einer Reise dorthin zwingen — und nun gerade jetzt — in dieser gespannten Lage — er wünscht natürlich — es ist sehr fatal —"

„Mit einem Worte: er hat seinen Antrag officiell bei dir vorgebracht?"

„Nicht eigentlich offieiell — wir wissen ja gar nicht, wie Erna — du wolltest uns au courant setzen, rathen — helfen; aber du läßt uns ganz im Stich. Ich

kann dir sagen: Hildegard ist darüber etwas piquirt."

„Das habe ich gemerkt, und so, um das Versäumte nachzuholen, gebe ich euch jetzt den Rath: macht, daß ihr ihn los werdet! erspart Erna die Demüthigung, dem Menschen einen Korb geben zu müssen."

„Demüthigung! dem Menschen! mein Gott, wie redest du!"

„Wie mir's ums Herz ist. Er ist Erna's unwürdig — völlig."

„Das sagst du! aber warum?"

Bertram antwortete nicht. Was sollte es auch jetzt noch helfen, sich mit Otto über den Werth oder Unwerth des Barons zu streiten!

„Siehst du, daß du nichts Positives vorbringen kannst," sagte Otto triumphirend; und dann, als er die tiefernste Miene des Freundes sah: „Ich weiß ja, daß du es gut meinst — mit Erna, mir — mit uns Allen. Du hast auch vielleicht Recht, wenigstens darin, daß Erna schließlich nein sagt. Thut sie es, — na, dann ist die Geschichte zu Ende und Hildegard und er müssen sehen, wie sie sich darein finden. Wenn es nur noch ein paar Tage währte — ich habe jetzt den Kopf auch ohne das voll genug — die Einquartierung morgen, die Schlußdebatte über die Eisenbahn, und dabei denke ich soeben daran, daß ich, ebenfalls morgen, eine Hypothek, die mir gekündigt ist, zu zahlen habe; es ist nicht viel — fünftausend Thaler — aber es kommt mir sehr ungelegen — sehr — ich wollte schon vorhin zu dir, fürchtete, dich zu stören — vielleicht nach Tisch oder heute Abend — da ist meine Frau — nur keinen Eclat — ich beschwöre dich!"

Hildegard trat herein; Lydie folgte bald; die jungen Damen und der Baron kamen von der Veranda; man ging zur Tafel. Die Conversation wollte nicht recht von der Stelle; Jeder schien mit seinen Gedanken beschäftigt, die, nach den Mienen zu schließen, keine erfreulichen sein konnten, außer bei Hildegard. Sie lächelte wiederholt geheimnißvoll vor sich hin und unterbrach endlich eine minutenlange Pause, indem sie zwei Briefe, welche sie neben ihr Couvert gelegt hatte, in die Höhe hielt und sagte:

„Aber das ist doch zu arg; ich sitze hier mit einem ganzen Schatz der interessantesten Ueberraschungen, und es giebt sich keiner die Mühe, auch nur die mindeste Neugierde zu verrathen. Ihr wäret wirklich werth, daß ich euch kein Wort sagte, aber ich will gnädig sein, wie immer, und euch an meiner Freude Theil nehmen lassen. Also zuerst: deine Mama, Agathe, hat nun doch meinen Bitten nachgegeben. Es ist so lieb von ihr; sie hat morgen selbst eine größere Gesellschaft — an die vierzig Offiziere, schreibt sie — und könne die Kinder eigentlich nicht entbehren; aber sie sehe ein, daß ich sie in unserer Einsamkeit hier doch noch nöthiger brauche, wenn das Gewimmel der Uniformen nicht gar zu monoton werden soll — enfin: sie schickt uns noch zwei von deinen Schwestern, Louise und Auguste — heute schon — wir können jetzt wirklich morgen Abend einen kleinen Ball arrangiren, wenn wir die Oberförster- und Pastormädchen dazu laden und Eckarts aus Fischbach, Sulzers aus Lengefelde und die Anderen kommen. Nun, was sagt ihr?"

Erna antwortete nicht, sie schien es kaum gehört zu haben; Agathe sagte: „Du bist so gut, liebe Tante!" — es kam ein wenig gepreßt heraus.

„Das ist Alles?" rief Hildegard; „freilich bin ich gut, viel zu gut für euch Undankbare, Blasirte, die ihr euch nicht einmal an der Aussicht auf einen Ball erwärmen könnt. Aber Sie, Baron?"

„Ich beneide die Herren, denen Ihre Güte zu Nutzen kommen wird," erwiderte

der Baron; „ich für mein Theil werde, wie Sie wissen, schwerlich daran participiren können."

Hildegard zog die Augenbrauen in die Höhe. „Ich dachte, das wäre ein für alle Mal abgemacht," sagte sie; „Ihre Verwandten mögen sehen, wie sie ohne Sie fertig werden; ich will nichts wieder davon hören. Das ist mein letztes Wort, Sie werden es respectiren."

Der Baron verbeugte sich und murmelte etwas von force majeure; Hildegard achtete nicht darauf, sie hatte bereits den zweiten Brief zur Hand genommen.

„Hier eine andere Ueberraschung," sagte sie, „eine ganz echte, wie Sie mir zugeben werden, wenn ich Ihnen dies gelesen habe. Bitte aber im Voraus um Nachsicht wegen meines schlechten französischen Accentes. Der Brief ist aus unserer Residenz, wie ich zum besseren Verständniß bemerken muß."

„Von der Prinzeß Amalie?" fragte der Baron hastig.

„Nicht von unserer gnädigen Prinzeß," erwiderte Hildegard mit huldvollem Lächeln; „aber doch von einer Prinzessin — Fürstin, wenn Sie wollen, denn so müssen wir ja wohl das ‚la princesse' übersetzen."

„Möchtest du nicht lieber gleich Alles übersetzen?" sagte Otto zaghaft.

„Auch das!" erwiderte die schöne Frau; „ich war sogar schon im Begriff, da ich weiß, du capricirst dich darauf, kein Französisch zu verstehen. Also:

Madame!

Werden Sie einer Ihnen völlig Unbekannten verzeihen, die es wagt, Sie um eine Gunst zu bitten, welche man nur seinen Freunden oder völlig accreditirten Personen zu gewähren pflegt — um die Gunst, für kurze Zeit Ihr Gast sein zu dürfen? Sie staunen, Madame; aber weshalb besitzen und bewohnen sie ein Schloß, dessen classische Architektur und stilvolle innere Ausstattung das Wunder des Landes sind? weshalb werden Sie als Meisterin vollendeter Gartenkunst von allen Einsichtigen gerühmt? Ich bereise Deutschland hauptsächlich zu dem Zweck, das Beste und Schönste in diesen Genres zu studiren, um es auf meinen Gütern wenigstens nachahmen zu können. Ich werde Sie, wie gesagt, nicht lange belästigen — einen, vielleicht zwei Tage; morgen und übermorgen, wenn es Ihnen recht ist, da ich leider über meine Zeit nicht anders disponiren kann. Und was die Unbequemlichkeit betrifft, die ich Ihnen verursachen muß, werde ich mich bemühen, dieselbe auf das kleinste Maß zu reduciren. Ein Gärtner oder Förster, der mich draußen, ein Castellan, der mich drinnen ein wenig umherführt; ein Eckchen an Ihrem Kamin, ein Plätzchen an Ihrem Tisch, ein Kämmerchen, in welchem ich schlafen kann — das ist Alles! zu viel freilich schon, wenn ich bedenke — aber man darf nicht bedenklich sein, wenn man die vollendete Egoistin ist, welche die Ehre hat, sich zu nennen, Madame, Ihre ergebenste — die Fürstin Alexandra Paulowna —"

Hildegard blickte von dem Briefe auf und sagte lächelnd:

„Ja, wer den Hauptnamen lesen könnte!"

Sie hatte den Brief Bertram, der zu ihrer Rechten saß, gereicht.

„Also eine Russin jedenfalls," sagte der Baron zu ihrer Linken.

„Ohne Zweifel — nun, lieber Freund?"

„Ich kann es nicht entziffern," erwiderte Bertram.

„Darf ich?" rief der Baron.

Bertram gab den Brief an Hildegard zurück, die ihn dem Baron reichte.

„Nun, das ist doch ganz deutlich!" rief er; „Bo — Bo —"

Er stockte.

„Vo — Vo — Vo — Vo —," rief Lydie lachend; „geben Sie mir!"

Auch Lydie kam nicht weiter; das Billet machte die Runde über Otto und Agathe bis zu Erna, die, ohne einen Blick darauf zu werfen, es an Bertram reichte.

„Du willst nicht versuchen?" fragte Bertram.

„Nein."

Es kam so kurz und scharf heraus; Bertram blickte erschrocken auf.

„Das ist sehr unfreundlich von dir," sagte die Amtsräthin.

Auch Bertram hatte zuerst diese Empfindung; aber er kannte Erna zu genau, es mußte noch etwas Anderes in ihrer Seele vorgehen, was in dem schroffen Nein einen Ausdruck gesucht hatte. Sie war sehr bleich und hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gepreßt, während ihre Augen mit unheimlicher Starrheit gerade vor sich hinschauten. Es war, als ob sie im nächsten Moment in Thränen ausbrechen müsse. Um die Aufmerksamkeit von ihr abzulenken und die eigene Unruhe zu überkommen, begann er von Neuem eifrig an dem Namen zu buchstabiren und rief: „Ich glaube, ich habe es! Volinzow — Alexandra Paulowna Volinzow!"

„Zeigen Sie, bitte!" rief Hildegard; „wahrhaftig: Volinzow — es ist ja ganz deutlich — wie man doch so blind sein kann — mein Gott, was ist Ihnen, lieber Baron?"

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung," sagte der Baron hinter seinem Taschentuche, das er an das Gesicht gedrückt hatte, indem er sich zugleich von der Tafel erhob und den Saal eiligen Schrittes verließ.

Hildegard schaute ihm mit betrübtem Blicke nach.

„Der Arme!" sagte sie; „wie leid er mir thut! er ist in einer Aufregung — und nun diese Nachrichten aus seiner Familie — wenn ich nur wüßte, um was es sich handelt — er ist die Discretion und das Zartgefühl selbst."

Bertram hatte unterdessen, während er nach einer Erklärung für Erna's Betragen suchte, fast mechanisch den ganzen Brief mit den Augen überlaufen. Er wurde sich dessen erst bewußt, als er an eine Stelle kam, die er sich nicht erinnerte, in Hildegard's Uebersetzung gehört zu haben.

„Hier ist noch eine Zeile, liebe Freundin," sagte er, „die Ihnen entgangen ist und die mir doch von Wichtigkeit scheint; es steht da, — ‚vollendete Egoistin, welche den Muth hat, ihrem Briefe auf dem Fuße zu folgen — und die Ehre' und so weiter."

„Unmöglich!" rief Hildegard.

„Aber es ist nicht anders: sehen Sie! Sie sind aus der drittletzten Zeile gleich in die letzte gerathen."

Hildegard saß erschrocken.

„Aber, mein Gott," rief sie, „was fangen wir an! sie wird noch diniren wollen! doch das ist das Geringste, aber unsere Zimmer sind ja von morgen Nachmittag an sämmtlich besetzt."

„Die Herren Offiziere müssen ein wenig zusammenrücken," sagte Otto; „es wird schon gehen."

„Nein, es wird nicht gehen," rief Hildegard, „wenn jeder von den Herren sein eigenes Zimmer haben soll; und den beiden Majoren und gar dem Oberst können wir doch nicht weniger als zwei zur Disposition stellen."

„So muß ich Ihnen schon aus der Verlegenheit helfen, liebe Freundin," sagte Bertram. „Sie wissen, ich wollte morgen früh fort; bleiben wir bei dem alten Plan, um so mehr, als ich soeben einen Brief erhalten habe, welcher meine schleunigste Rückkehr nach Berlin nothwendig macht."

„Das ist eine Ausrede!" rief der Amtsrath.

„Keine Ausrede, lieber Freund. Der Brief steht dir zur Disposition; ich will übrigens zur Aufklärung gleich sagen, um was es sich handelt: eine Candidatur für den Reichstag, zu der ich von meinen politischen Freunden designirt bin."

„Du wirst dich doch auf dergleichen nicht einlassen!" rief der Amtsrath.

„Ich bin in der That dazu entschlossen."

„Und deine italienische Reise?"

„Bleibt der Zukunft vorbehalten."

„Deine Krankheit!"

„Ich befinde mich, Dank eurer vortrefflichen Pflege, so wohl wie nie."

„Es ist unmöglich!" rief der Amtsrath; „ich dulde es nicht; es wäre geradezu —"

Er war, indem er so in den Freund drang, nur dem Zuge seines gutmüthigen Herzens ohne alle Nebenrücksicht auf seine speciellen Interessen gefolgt; erst jetzt schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß Hildegard erst heute Morgen noch Bertram's Anwesenheit ein positives Unglück genannt und ihn beschuldigt hatte, als einziges Hinderniß zwischen ihr und der Ausführung ihres Lieblingsplanes zu stehen.

So brach er denn erschrocken ab mit einem ungeschickt verlegenen Blicke auf seine Frau.

Hildegard erröthete bis in die Schläfen. Jetzt mußte sie zum Bleiben auffordern, wenn nicht Alles, was sie in diesen letzten Tagen mit Lydie und dem Baron, zuletzt auch mit ihrem Gatten heimlich verhandelt, so gut wie offen vor Bertram liegen und es zu einem endgültigen Bruche kommen sollte, den sie denn doch, so lange es irgend möglich war, zu vermeiden wünschte. Um den wahren Grund ihres Erröthens zu verbergen, ergriff sie, wie von einer übermächtigen Wallung getrieben, seine beiden Hände und sagte: „Sie sehen mich bis zur Sprachlosigkeit bestürzt, lieber Freund! Otto hat vollkommen Recht: es ist unmöglich; es wäre geradezu abscheulich — denn das wolltest du doch sagen, lieber Otto? Sie können, Sie dürfen uns jetzt nicht verlassen — in ein paar Tagen, wenn es denn wirklich sein muß; aber nicht jetzt. Ich habe — ganz abgesehen von uns — schon in der freudigen Ueberraschung geschwelgt, mit welcher Herr von Waldor hier auf der Schwelle eines fremden Hauses einen alten Freund begrüßen wird. Und hat alte Freundschaft keine Macht über Sie — lockt Sie denn nicht die geheimnißvolle Russin, deren Namen Sie allein entziffern konnten, und die sich mit Niemand wird unterhalten wollen als mit Ihnen, wenn sie erst gehört hat, wie wundervoll Sie französisch sprechen? Aber Otto — Lydie — Agathe — so helft doch bitten!"

Man hatte sich in der allgemeinen Erregung von der Tafel, die überdies zu Ende ging, erhoben und war auf die Veranda hinausgetreten; auch der Baron hatte sich wieder eingefunden, aber hielt sich in einiger Entfernung; er schien sich von dem Anfall noch nicht völlig erholt zu haben. Die von Hildegard Angerufenen beeilten sich, der Aufforderung Folge zu leisten, und sprachen durch einander auf Bertram ein. Er hörte nicht, was sie sagten; er sah sie nicht; er sah nur Erna.

Sie war, als ob das Verhandelte kein Interesse für sie habe, aus der Veranda hinab an eines der Beete auf dem Rasenplatz getreten. Plötzlich wandte sie sich, kam langsamen Schrittes zurück, die Stufen herauf und trat vor ihn hin. Ihre vorhin so bleichen Wangen waren lebhaft geröthet, die großen Augen glänzten, während um die zarten Lippen ein trotziges Lächeln spielte. Sie befestigte eine köstliche rothe Spätrose, die eben ihren Kelch entfalten wollte, in seinem Knopfloche.

„Du bleibst hier — mir zu Liebe! Komm, Agathe!"

Sie hatte ihre Cousine an der Hand ergriffen und sie mit sich fort in den Garten gezogen; Bertram war in das Billardzimmer getreten und klapperte dort mit den Bällen; die Uebrigen blickten erstaunt, verlegen, erschrocken, höhnisch drein. Aber, wie sehr ihre verschiedenen Empfindungen nach einem Austausch verlangten und wie gelegen auch der Augenblick schien, sie kamen vorläufig nicht dazu. Denn im nächsten Moment schmetterte von dem Hofe her ein Posthorn und verkündete zu Hildegard's Schrecken, daß die Fürstin Bolinzow ihre Anmeldung buchstäblich genommen hatte und ihrem Briefe auf dem Fuße gefolgt war.

* * *

Der sonnig heitere Tag endigte nach einem plötzlich heraufgezogenen Gewitter mit einem dunkel stürmischen Abend. Von den Wäldern herab, aus dem Thal herauf wallten dicke graue Nebel, die sich in heftigen Regengüssen entluden. Es war empfindlich kühl geworden; die „Ecke am Kamin" in dem Billet der Fürstin erschien keine Phrase mehr, sondern ein sehr berechtigter Wunsch, den Hildegard zu erfüllen sich beeilte, indem sie überall in den Kaminen der Salons des oberen Stockes die sonst nur zur Schau aufgethürmten Scheiter anzuzünden befahl. Man konnte heute Abend fast von einer Gesellschaft sprechen. Eine Stunde nach der Fürstin waren auch Agathe's Schwestern gekommen; dann hatte sich uneingeladen der Oberförster eingefunden, des bösen Wetters wegen ohne seine Damen, aber in Begleitung des Forstcandidaten, der die Woche über verreist gewesen war und, wie er lachend versicherte, sich nun sehr dazu halten müsse, wenn er so viel versäumte schöne Stunden einigermaßen wieder einbringen wolle. Er schien eifrig bemüht, diesen Vorsatz auszuführen, indem er unermüdlich neue gesellschaftliche Spiele und Scherze auf die Bahn brachte und die vier jungen Damen in fortwährendem Lachen erhielt.

„Qu'y a-t-il de plus beau," sagte die Fürstin, wie bisher bald französisch, bald deutsch mit gleicher Geläufigkeit sprechend, „als so aus dem Nebenzimmer das Lachen junger Mädchen zu hören, während man mit einer Freundin behaglich plaudernd am Kamin sitzt. Vergangenheit und Gegenwart fließen da zusammen und sondern sich wieder, wie die rothen und blauen Flämmchen auf den Kohlen; und manchmal blitzt dazwischen eine grüne auf, die wir für ein Licht nehmen wollen, das in die Zukunft leuchtet, schon deshalb, weil es so bald wieder verschwindet. Wie behaglich und schön ist es bei Ihnen, meine Liebe! wie danke ich Ihnen, daß Sie mir so den Vollgenuß Ihres reizenden Heims gewähren!"

Sie hatte Hildegard's beide Hände ergriffen mit einer Lebhaftigkeit, daß die Bracelets an ihren runden weißen Armen klirrten.

„Ich habe Ihnen zu danken, Prinzessin —"

„Um Gotteswillen, nennen Sie mich nicht länger so! Sagen Sie Alexandra! wollen Sie?"

„Wenn Sie Hildegard sagen?"

„Cela va sans dire — Hildegard — ein schöner Name — schön wie sie, die ihn führt! Wovon sprachen wir gleich? von der Zukunft — ja! Ihnen blüht eine herrliche in Ihrer wundervollen Tochter."

„Gefällt Ihnen Erna?"

„Gefällt! mon dieu! so kann doch nur die Bescheidenheit der Mutter fragen! gefällt! sie ist einfach himmlisch. Nicht als ob ich nicht schon schönere Mädchen gesehen hätte — Sie sehen, meine Liebe, ich bin ganz aufrichtig; — aber in ihrer

Haltung — wie sie geht, wie sie steht — jede Bewegung — ihr Mienenspiel — der Aufschlag der Augen — ihr Lächeln — ihr Ernst selbst — das ist von einer Anmuth, einem Zauber, der mich völlig berauscht, die ich doch ein Weib bin. Wie mag es dabei den Männern zu Muthe sein! arme Männer! arme gebrochene Herzen! ich beklage euch!"

„Sie hat bis jetzt kaum Gelegenheit gehabt, Herzen zu brechen," erwiderte Hildegard lächelnd; „sie verläßt eben die Pension."

„Auch diese jungen Damen sollen es manchmal fertig bringen," sagte die Fürstin; „ich fürchte, ich habe selbst ein oder zwei gebrochen, während ich in der Pension war und in einer sehr strengen dazu — Gott sei's geklagt! Aber sprechen wir ernsthaft! Haben Sie schon für das schöne Kind gewählt?"

„Unsere jungen Mädchen pflegen diese Wahl für sich selbst in Anspruch zu nehmen," erwiderte Hildegard, indem sie dabei einen scheuen Blick auf Bertram warf, der mit Otto, durch den Salon auf und ab promenirend, sich gerade jetzt in unbequemer Nähe befand.

„Eine schlimme deutsche Eigenthümlichkeit," sagte Alexandra. „Wenn ein junges Mädchen, das die Welt nicht kennt, die Männer nicht kennt — außer ihrem Vater, vor dem sie sich fürchtet, und ihren Brüdern, die sie lächerlich findet —, sich einen Gatten aussuchen darf nach den confusen Illusionen ihres kleinen dummen Kopfes — es ist ja hundert gegen eins zu wetten, daß dabei eine bêtise herauskommt oder ein malheur — was freilich nach dem Ausspruch des witzigen Franzosen identisch ist."

„Sie sprechen mir aus dem Herzen, liebe — Alexandra," sagte Hildegard, sich mit verbindlichem Lächeln zu der neuen Freundin hinüberbeugend; — „ganz aus dem Herzen."

„Kluge Frauen verstehen sich eben à demi mot," entgegnete Alexandra. „Aber es giebt Ausnahmen, meine Liebe, und Ihre Erna ist eine solche Ausnahme. Ihr würde es nie einfallen, sich in einen Mann zu verlieben, bloß weil er sechs Fuß mißt, sich zu frisiren und zu ajüstiren versteht, es mag dabei unter dem glatten Scheitel noch so wüst aussehen und unter dem gestärkten Cambric ein noch so verrottetes Herz schlagen."

Hildegard wagte sich nicht aus ihrer Stellung zu bewegen; sie hatte bemerkt, daß während der letzten Worte der Fürstin der Baron nur zwei Schritte von ihnen stand, offenbar in der Absicht, sich zu ihnen zu gesellen. Da aber keine der Damen ihn zu sehen oder sehen zu wollen schien, betrachtete er eine Vase, die in der Nähe auf einem Marmortische stand, und kehrte wieder um; Hildegard athmete auf.

„Sie konnten unbesorgt sein," sagte Alexandra; „ich hatte absichtlich, als ich ihn kommen sah, französisch gesprochen; ich habe mich überzeugt, daß er es sehr schlecht spricht und noch schlechter versteht, was übrigens für einen Cavalier, der einen Hofdienst ambitionirt, recht auffällig ist."

Hildegard erschrak, obgleich es ja ganz unmöglich war, daß die Fürstin den Baron mit dem „Mann von sechs Fuß" gemeint haben konnte.

„Sie wissen, daß der Baron mit unserem Hofe sehr liirt ist?" fragte sie etwas unsicher.

„Ich war gestern Abend bei Hofe," erwiderte Alexandra; — „zum Thee. Wir Russen sind ja an Ihrem Hofe sehr accreditirt, wissen Sie; überdies kenne ich die Herrschaften von ihrem letzten Petersburger Besuche — besonders ist mir Prinzeß Amalie sehr gewogen, und sie ist es ja auch, die den Baron protegirt."

„Nicht wahr?" sagte Hildegard eifrig. „Bitte, erzählen Sie! es interessirt mich sehr."

„Ich habe nicht viel zu erzählen; ich erwähnte im Laufe der gemeinschaftlichen Conversation, daß ich Ihnen heute einen Besuch abzustatten gedächte; bei der Gelegenheit wurde denn auch Fräulein von Aschhof's und des Barons Erwähnung gethan. Für die extravagante Dame schien alle Welt nur ein Lächeln zu haben — das ich nebenbei ziemlich begreiflich finde —, über den Baron — nun, chère amie, da Sie sich für den jungen Mann interessiren, muß ich schon die Indiscretion begehen, Ihnen den Inhalt eines sehr intimen Gesprächs mitzutheilen, das ich dann in einer Fensternische mit dem lieben Mann, dem alten Grafen Dirnitz, ihrem Hofmarschall, über den Baron hatte. Er sagte mir, daß die Ansichten über den Baron bei Hofe mindestens sehr getheilt seien; besonders könne der regierende Herr selber eine gewisse Antipathie, die er gegen denselben habe, nicht überwinden, und das sei auch der Grund, weshalb die Bestallung zum Kammerherrn, die übrigens sonst ausgefertigt ist, nicht aus dem Cabinet herauskomme. Er, der Graf, obwohl ein intimer Freund des Vaters des jungen Mannes, wisse nicht, wozu er rathen solle. — In diesem Augenblick trat der gnädigste Herr heran. Er hatte die letzten Worte gehört und sagte lachend: Das passirt Ihnen öfter, lieber Graf; aber um was handelt es sich, wenn man fragen darf? und als Dirnitz, wie er wohl nicht anders konnte, es ihm mitgetheilt: Nun, in diesem Falle geht es mir freilich ebenso; ich möchte der Prinzeß gern gefällig sein, indessen — plötzlich wandte er sich zu mir: A propos, liebe Fürstin, Sie gehen ja morgen nach Rinstedt. Sehen Sie sich doch einmal unseren Mann genau an. Ihrem unbefangenen Urtheil will ich trauen. Wenn Sie finden, daß er für uns taugt — eh bien, so will ich es mit ihm wagen. — Ah, wie charmant ist der Plafond! das ist wirklich ein Kunstwerk!"

Alexandra hatte sich in ihrem Sessel zurückgelehnt und betrachtete durch ihre Lorgnette das Gemälde der Decke.

„Eine freie Nachahmung des Guercino in der Villa Ludovisi," sagte sie — „süperb, ganz süperb!"

Hildegard war in der peinlichsten Aufregung. Die junge Fürstin hatte ihr auch ohnedies höchlichst imponirt; nun diese ungeahnte, freilich sehr erklärliche Intimität mit den Herrschaften, und gar noch eine solche Mission, auf deren Ausführung es vielleicht bei dem Besuche einzig und allein abgesehen war! und von deren Resultat das Schicksal des Barons abhing! Ihr schwindelte fast; sie mußte ihre ganze Kraft aufbieten, um auch nur mit einiger Ruhe sagen zu können:

„Verzeihen Sie, liebe Alexandra! aber Sie haben die Hauptsache vergessen."

„Die Hauptsache? welche Hauptsache?"

„Wie Ihr unbefangenes Urtheil über den Baron denn nun lautet?"

„Ja so!"

Sie blickte jetzt wieder auf Hildegard; um den feinen Mund spielte ein eigenthümliches Lächeln.

„Wenn mein Urtheil doch nur unbefangen wäre! Aber wie kann es das sein, da die Freunde unserer Freunde doch auch die unserigen sind, oder wenigstens sein sollen."

„So entkommen Sie mir nicht!" sagte Hildegard, deren tief gesunkenen Muth das Lächeln der schönen Dame einigermaßen gehoben hatte.

„Ich will Ihnen nicht entkommen," erwiderte Alexandra; „nur daß es mir schwer fällt, Ihnen einen albernen Streich zu beichten, den mir mein übrigens sonst passabel gutes physiognomisches Gedächtniß mit dem Baron spielt. Aber man

kann sich nun einmal von dem Einfluß, den Aehnlichkeiten auf uns ausüben, nicht frei machen; und bei dem ersten Erblicken des Barons kam mir die höchst fatale Reminiscenz einer Episode der letzten Reise, die ich mit meiner verstorbenen Mama durch Italien machte. Uebrigens ist, wie ich zum Voraus bemerken muß, die Sache völlig unverfänglich, da der Baron, den ich selbst darum gefragt, in jenem Jahre gar nicht in Monaco gewesen ist."

„In Monaco?" rief Hildegard.

„Leider! Meine Mama, die Gräfin Lassounska, müssen Sie wissen, war eine große Verehrerin des grünen Tisches. Nun, sie durfte sich eine Leidenschaft verstatten, die bei den Damen unserer Aristokratie nicht selten übrig bleibt oder sich einstellt, wenn sie alle anderen zu Grabe getragen haben. Und meine Mama hatte viel Unglück gehabt mit ihren anderen Leidenschaften; desto größeres Glück hatte sie bei dieser ihrer letzten. So hatte sie auch eines Abends — nebenbei im Herbste zweiundsiebzig — sie starb im folgenden Frühjahr — vier Wochen nach meiner Vermählung mit dem Fürsten, der uns damals nach Monaco gefolgt war und mit dem ich mich eben — sechzehn Jahre alt — verlobt hatte — großer Gott! und er ist nun auch schon zwei Jahre todt — wie schnell die Zeit vergeht! was wollte ich sagen? ja! meine Mama hatte eines Abends ungewöhnlich viel gewonnen, so viel, daß sie zuletzt kaum noch auf ihre Einsätze achtete, und als sie eines Bekannten ansichtig wurde, sich, ohne übrigens ihren Stuhl zu verlassen, zu demselben umwandte und mit ihm plauderte, bis dieser selbst sie darauf aufmerksam machte, ob sie nicht ihren Gewinn einziehen wolle. Sie meinte, das habe Zeit und plauderte ruhig weiter, zum Staunen ihrer Nachbarn und zum Entsetzen der Bank, die in eine Serie gegen Roth gerathen war, auf das meine Mama gehalten hatte. Endlich wandte sie sich — durch die verschiedenen Ahs und Ohs neugierig gemacht — doch in dem Moment, als ein Herr, der bereits den ganzen Abend neben ihr gesessen, den Haufen Geldrollen und Billets, der sich angesammelt hatte, für sich einzog. Meine Mama reclamirte natürlich ihr Eigenthum; der Herr versicherte, daß sie sich irre. Meine Mama wußte, es war nicht der Fall; aber ein Wortwechsel in einem Spielsaal — wissen Sie, meine Liebe — das ist ein Horreur für eine Dame von aristokratischen Nerven wie meine Mama; zumal nun auch der Bekannte, mit dem sie geplaudert, und einige Umstehende sich hineinmischten, so daß das Spiel suspendirt werden mußte. Meine Mama erklärte, wenn der Herr behaupte, es sei sein Geld, so lasse sie für ihr Theil jeden Anspruch darauf fallen, erhob sich, nahm den Arm des Bekannten und verließ den Saal. Damit war für sie die Sache zu Ende, die auch sonst keine Folgen hatte, da der Herr es vorzog, noch in derselben Nacht nach Nizza abzureisen. Da soll er denn seinen Raub bald wieder losgeworden sein, wenigstens zeigte man uns, als wir vier Wochen später dorthin kamen, in dem Spielsaale als eine Merkwürdigkeit einen Herrn, der in der letzten Zeit fabelhafte Summen verloren habe. Bei der Gelegenheit habe ich ihn auch gesehen, zum ersten Male — ich durfte die Spielsäle sonst nicht betreten, — und auch zum letzten Male, denn er war unserer Gesellschaft kaum ansichtig geworden, als er vom Tische aufstand und verschwand, wahrscheinlich auch aus Nizza, wenigstens kam er während unseres Aufenthaltes nicht wieder zum Vorschein. Uebrigens hatte meine Mama unseren Herren strengen Befehl gegeben, sich in keiner Weise um den Abenteurer zu kümmern."

„Und dieser — Abenteurer hatte eine

entfernte Aehnlichkeit mit dem Baron?" fragte Hildegard.

„Eine entfernte? nein, meine Liebe, eine frappante! das ist ja eben das Unglück."

Alexandra lehnte sich wieder in den Sessel zurück und spielte mit ihren Ringen; Hildegard blickte düster vor sich nieder. Der Ausführung ihres lange gehegten Planes, der Erfüllung ihres innigen Wunsches drohte ein Hinderniß, das schlimmer schien als irgend eines der früheren; und sie war doch schon über allen den Widerwärtigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, fast verzweifelt.

„Ein Unglück, in der That," sagte sie, „ein großes Unglück für unseren Freund, der einen Zufall, an dem er unschuldig ist, nun so schwer büßen muß."

„Wie so büßen, meine Liebe?"

„Sagten Sie vorhin nicht selbst, daß die leidige Aehnlichkeit Ihnen ein unbefangenes Urtheil über den Baron unmöglich mache? Nun aber muß ihm so viel daran liegen, daß dieses Urtheil nicht nur ein unbefangenes, sondern ein günstiges sei. Und — um es zu gestehen — auch mir — auch uns liegt daran, sehr viel daran."

Alexandra richtete sich auf, um ihre Lippen spielte wieder das undefinirbare Lächeln.

„Liegt Ihnen wirklich so viel daran?" sagte sie; „verstehe ich Sie recht?"

„Nehmen wir an, daß es der Fall ist," erwiderte Hildegard, mit einem Versuch, das Lächeln der Fürstin nachzuahmen.

„Dann kann ich nur antworten: je n'en vois pas la nécessité!"

„Wovon?"

„Daß gerade dieser Mann Ihre Erna heirathet. Wo liegt da die Nothwendigkeit? Wenn sie ihn liebte, müßte man wenigstens darüber sprechen. So verlohnt es sich gar nicht der Mühe. Ein Mädchen wie Ihre Erna — stolz, eigenwillig, hochherzig — wird niemals einen Mann lieben wie diesen Baron — niemals! es ist unmöglich; es ist gegen die Natur — ich meine gegen die Natur eines genialen Herzens: es giebt geniale Herzen, wie es geniale Köpfe giebt. Man darf beiden, ja man muß ihnen unbedingt vertrauen, selbst in dem Falle, daß sie sich — vor allem Uebermaß der Empfindungen oder Gedanken — selbst nicht zu vertrauen scheinen. Man muß sie nur gewähren lassen; sie können auf die Dauer nicht irren."

„Aber sie können doch irren," erwiderte Hildegard bitter. „Würden Sie es nun keinen Irrthum nennen, würden Sie es mit der Natur des genialen Herzens, von dem Sie sprechen, vereinbar finden, wenn dieses Herz sich für einen Mann interessirte — sagen wir: einen Mann liebte, der an Jahren ihr Vater sein könnte, einen Mann von beinahe fünfzig Jahren?"

Die Frage mußte für Alexandra sehr überraschend kommen. Sie hatte sich fast aus dem Sessel aufgerichtet und starrte Hildegard mit großen Augen an, während ein dunkles Roth auf ihren feinen Wangen brannte. Aber bereits im nächsten Moment waren Miene und Farbe wie vorhin, und sie kauerte sich noch tiefer in den Sessel, indem sie langsam sagte:

„Die Frage läßt sich nicht so unbedingt weder mit Ja noch mit Nein beantworten. Es käme auf die Betreffende und den Betreffenden an. Zuerst die Betreffende. Sie sprechen natürlich —"

„Von Erna."

Unter den langen Lidern der jetzt fast geschlossenen Augen zuckte es wie ein Blitz.

„Natürlich," wiederholte sie gedehnt. — „Und der Betreffende?"

Hildegard winkte mit den Augen nach dem anderen Ende des Salons, wo Bertram jetzt mit dem Oberförster plauderte.

„Ah!“ sagte Alexandra, und dann nach einer langen Pause, in welcher sie den Bezeichneten durch die Lorgnette fixirt hatte:

„Sie sind Ihrer Sache sicher?“

„Vollkommen.“

„Man irrt sich in solchen Dingen nur zu leicht.“

„Hier ist der Irrthum ausgeschlossen.“

„Wodurch?“

Hildegard zögerte mit der Antwort. Aber ihr Herz war zu voll; der mühsam zurückgedrängte Schmerz, den sie über die bedingungslose Verurtheilung des Barons empfand, der Groll gegen Bertram, der Zorn gegen Erna — das Alles wollte sich endlich Luft schaffen, wie sehr auch der Stolz sich dagegen bäumte. Sie bog sich dicht an Alexandra heran und flüsterte mit hastiger Stimme:

„Sie werden eine Mutter nicht verdammen, auch wenn sie in ihrer Verzweiflung zu verzweifelten Mitteln greift, oder doch geschehen läßt, wozu sie selbst sich freilich nie entschließen würde. Ich war sogar völlig ahnungslos; aber Lydie — Fräulein von Aschhof — sie hatte ihre speciellen Gründe, das Benehmen des Herrn genau zu controliren — wollte es herausgefunden haben. In der That theilte sie mir Beobachtungen mit, die sie gemacht hatte — Worte, die sie vernommen, Blicke, die sie aufgefangen — ich fand es so fabelhaft, so unglaublich, so abscheulich; aber mein Vertrauen war erschüttert — ich sah mit anderen Augen, hörte mit anderen Ohren — sah und hörte, was mich schaudern machte. Dennoch hätte ich mich gewiß noch lange gegen eine Ueberzeugung gesträubt, die mir jeder Tag und jede Stunde von Neuem aufdrängte, — da bringt mir Fräulein von Aschhof vorgestern einen Brief, den meine Tochter an ihre Cousine Agathe geschrieben, aber nicht abgeschickt hat — ich weiß nicht, aus welchem Grunde. Ich weiß auch nicht, wie Lydie — Fräulein von Aschhof — zu dem Briefe gekommen ist — ich glaube —“

„Weiter, weiter!“ sagte Alexandra, als Hildegard eine verlegene Pause machte; — „darauf kommt es ja gar nicht an. Die Hauptsache ist, daß Sie den Brief gelesen haben. Und was stand in dem Brief? daß sie den Mann liebte?“

„Nicht mit diesen Worten, aber in Worten, die sich nicht anders verstehen ließen.“

„Haben Sie den Brief noch?“

„Leider nein; Lydie hat ihn wieder —“

„Dahin gelegt, wo sie ihn fand — natürlich, wenn es auch schade ist. Es ließe sich vielleicht doch eine andere Interpretation denken. Indessen, nehmen wir an, daß es sich so verhält. Was haben Sie beschlossen?“

„Lieber zu sterben, als meine Einwilligung zu geben — tausendmal lieber.“

Die Blicke der beiden Damen begegneten sich und ruhten auf ein paar Momente fest in einander. Alexandra nickte und sagte:

„Ich sehe, daß es Ihnen ernst damit ist; ich begreife es — noch mehr: ich will Ihnen helfen, daß Sie nicht zu sterben brauchen; ich verspreche es Ihnen. Werden Sie meine Hülfe verschmähen?“

Sie hatte Hildegard's Hände ergriffen.

„Ich werde Ihnen ewig dankbar sein,“ sagte Hildegard; „aber —“

„Kein Aber! ich gehöre zu den Leuten, die ausführen, was sie sich vorgenommen haben. Sie sollen mit mir zufrieden sein.“

„Ich fürchte, es kommt Alles zu spät.“

„Das werden wir sehen. Fürs Erste: bringen Sie mir den Herrn einmal her und lassen Sie uns allein. Noch eine Bedingung: Sie fragen mich nie, welche Mittel ich in Anwendung gebracht habe. Wollen Sie?“

„Ich will Alles, was Sie wollen — meine gütige Freundin!“

Sie hätte die kleinen beringten Hände, die sie noch immer gefaßt hielt, an ihre Lippen gedrückt, nur daß Alexandra es mit einer raschen Bewegung verhinderte: „Um Himmelswillen, keine Demonstration; man darf nicht sehen, daß wir so gute Freundinnen sind!"

Hildegard war gegangen, Bertram zu holen. Alexandra blickte wieder durch die Lorgnette nach dem Deckengemälde; aber ihre Gedanken weilten nicht bei Apollo und den Nymphen. — „Also jetzt kämen wir erst an den Rechten; der Andere verlohnte sich auch kaum der Mühe; aber dieser ist nicht so leicht zu nehmen. Armer Kurt! es wäre eine süße Rache! Nein, nein! ich habe es mir gelobt, bei der Liebe, mit der ich dich geliebt habe, mit der ich dich noch liebe — wie einen Bruder: ich wolle dir die Geliebte zurückbringen, und sollte ich sie aus der Hölle holen. Ich will meinen Schwur halten; ich will dir morgen mit reinem Herzen vor die schönen Augen treten. Ah, Herr Bertram! das ist freundlich von Ihnen! Ich fing schon an, sehr beleidigt zu sein. Ich bin es nicht gewohnt, von den geistreichen Leuten vernachlässigt zu werden. Sehen Sie zu, wie Sie es wieder gut machen; vor Allem: setzen Sie sich!"

* *
*

Es fiel Bertram nicht schwer, auf den munteren Ton der schönen Dame einzugehen. In seinem Kopfe tummelten sich die heitersten Gedanken, in seinem Herzen wogte ein Meer von Glückseligkeit, die ganze Welt war ihm mit dem Duft der Rose erfüllt, die sie ihm heute Mittag geschenkt, der Rose, die er seitdem auf dem Herzen trug und von der die feindseligen Blicke Hildegard's und der Anderen, wie von einem zauberkräftigen Talisman, machtlos abglitten. Trotz der Menschen Neid, es mußte ja kommen, was die Götter ihm gnädig zugetheilt; es war ja schon da! Hätte es für ihn noch einer Bestätigung bedurft, welche entzückendere konnte ihm werden, als die fast ausgelassene Heiterkeit, in die sich der schwermüthige Ernst des geliebten Kindes plötzlich umgewandelt? Wie holdeste Musik erklang ihm ihr Lachen aus dem Nebenzimmer, wo sie in dem Kreise ihrer Cousinen die scherzhaften Kunststücke des unermüdlichen Forstcandidaten nicht minder unermüdlich bewunderte. Und so mochte er es denn auch in Geduld ertragen, daß sie während des ganzen Abends von den Freundinnen völlig in Anspruch genommen war, wie er von der übrigen Gesellschaft; und er so auch nicht einen Augenblick gefunden hatte, in welchem er sich ihr hätte nähern, ihr hätte sagen können, was — sie wußte, was nicht mehr gesagt zu werden brauchte, nicht anders gesagt werden konnte als mit einem Kusse auf die reinen, süßen Lippen.

In so wonnevollen Träumen wiegte sich seine Seele, während er mit der schönen Russin behaglich plauderte. Und Wonne war's auch wieder, diese fremde Schönheit, von der, trotz ihrer Jugend, der herbe und schwerlich immer reine Anhauch der großen Welt längst den feinen Blüthenduft abgestreift, zu vergleichen mit der keuschen Anmuth des geliebten Kindes. Sie bedurfte nicht funkelnder Diamanten, nicht des Geklirres goldener Armspangen; sie mochte leicht all' dieser raffinirten Toilettenkünste entbehren, dieser Koketterie, welche jede Stellung des kleinen üppigen Körpers, jede Bewegung der runden Arme und weißen Hände, jedes Heben und Senken der dunklen Lider, jeden Blick, jedes Lächeln der schwarzen Augen berechnete; sie war doch die Schönere und die Vornehmere, die geborene Prinzessin!

In dem Gespräch, das von seiner Seite um so lebhafter geführt wurde, je weniger

sein Herz dabei betheiligt war, und zu welchem Alexandra, mit Vogelleichtigkeit von einem Gegenstand zum anderen hüpfend, fortwährend neuen Stoff emsig herzutrug, wurden sie durch lautes Lachen der jungen Mädchen unterbrochen. Es kamen auch zwei der Schwestern in den Salon gestürzt, die dort Befindlichen zur Bewunderung eines ganz unglaublichen Kunststückes aufzufordern, welches der Forstcandidat eben producirt habe und zu wiederholen bereit sei, — aber nur auf ganz allgemeines Verlangen! Sie zogen den Onkel, die Tante, den Oberförster, den Baron mit sich fort.

„Sie möchten auch hin," sagte Alexandra; „geniren Sie sich meinethalben nicht. Ich habe Sie schon zu lange den Uebrigen entzogen."

„Sie schicken mich fort?"

„Man soll den nicht halten, der fliehen will."

„Was aber hat mir einen so schlimmen Verdacht zugezogen?"

„Ihre Augen, die fortwährend, wenn auch noch so verstohlen, nach jener Thür wandern, in deren Rahmen sich die Gruppe der jungen Damen freilich so reizend präsentirt wie ein Tableau von Winterhalter: vier Mädchen, von denen das eine, vermuthlich des Contrastes willen, den geistreichen Einfall hat, häßlich zu sein, während die drei anderen sich an Schönheit zu überbieten suchen. Welches halten Sie für das schönste?"

„Ich dächte, die Frage könnte gar nicht aufgeworfen werden."

„Finden Sie? Aber da ich sie einmal aufgeworfen, werden Sie schon die Galanterie haben müssen, sie zu beantworten. Sie meinen das Fräulein mit dem entzückenden Nacken und dem köstlichen tizianischen Haar? ich wette darauf."

„Thun Sie es nicht; Sie würden verlieren."

„Dann erkläre ich, daß Sie ein parteiischer Richter sind, oder gar ein bestochener — bestochen durch die Rose, die Sie da im Knopfloch tragen."

Alexandra hatte die Lorgnette, durch welche sie die Gruppe der jungen Mädchen betrachtet, fallen lassen und blickte, mit rascher Wendung sich zu Bertram beugend, ihm lachend in die Augen.

„Das war indiscret," sagte sie; „nicht?"

„Durchaus nicht," erwiderte Bertram. „Die Rose ist allerdings das Geschenk einer jener jungen Damen und in der That derjenigen, welche mir als die weitaus schönste erscheint: der Tochter des Hauses, wenn ich es doch einmal sagen soll. Aber es ist kein heimliches Geschenk; ich bin angesichts der ganzen übrigen Gesellschaft damit decorirt worden, nebenbei zur Récompense dafür, daß ich ein paar Tage länger hier bleibe, als ich ursprünglich versprochen. Sie sehen, hier wie in so vielen Fällen steht das geringe Verdienst in keinem Verhältniß mit der großen Belohnung."

„Also so ganz Unrecht hatte ich nicht," sagte Alexandra, „ein bischen Bestechung war dabei, obgleich es derselben gar nicht bedurft hätte. Offen gestanden, ich kann Ihr Urtheil nur bestätigen. Fräulein Erna ist die weitaus schönste, anmuthigste, interessanteste nicht bloß von den paar jungen Damen dort, sondern von allen, die ich in letzter Zeit, die ich vielleicht je gesehen. Und mein Zeugniß ist gewiß unbefangen und unbestochen, noch mehr: es ist großmüthig, denn, ganz unter uns, Fräulein Erna behandelt mich nicht eben freundlich."

„Es ist das sicher nur scheinbar," erwiderte Bertram eifrig; „die Cousinen nehmen sie so in Anspruch; vielleicht auch, daß sie, die noch so wenig in der Welt gewesen, ein wenig Scheu vor der Dame aus der großen Welt hat."

„Mag sein," sagte Alexandra, „obgleich das Letztere wenig schmeichelhaft

für mich wäre, die ich mir einbilde, neben dem bischen Weltdame ein großes Stück bonne enfant geblieben zu sein. Ich habe auch noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, dem lieben Kinde zu beweisen, daß ich ihre Freundin bin. Ich glaube herausgefunden zu haben, daß sie deren bedarf. Meinen Sie nicht?"

Bertram stutzte; aber sie hatte es so treuherzig gesagt, so ganz im Tone Jemandes, der gewohnt ist, sein Herz auf der Zunge zu tragen.

„Wer bedürfte nicht der Freunde!" erwiderte er lächelnd.

„Sehr wahr," erwiderte Alexandra, „und — sehr diplomatisch. Ich begreife diese Diplomatie. Sie sind der Freund des holden Geschöpfes; es ist Ihre Pflicht, anderen Leuten, die sich in die Freundschaft drängen, scharf auf die Finger zu sehen, besonders wenn es unerfindlich scheint, woher denn jenen Leuten die plötzliche Theilnahme kommt, welche sie prätendiren. Aber, que voulez-vous? Eine junge Frau, deren Herz völlig unbeschäftigt ist, und die von diesem unbeschäftigten Herzen in der Welt umhergetrieben wird wie ein Luftballon, der den Ballast verloren, — was soll sie Anderes und was könnte sie Besseres thun, als Interesse an dem Interessanten nehmen, das ihr der Zufall entgegenbringt? Es ist mein Metier. Jedes Metier macht den über kurz oder lang zum Virtuosen, der es ernsthaft nimmt. Ich habe das meinige von jeher ernsthaft genommen und habe es lange genug getrieben, um auf einige Virtuosität Anspruch machen zu können. Hier nun liegen die Verhältnisse so einfach, daß auch der simpelste Verstand in sechs Stunden sich ein erträglich richtiges Bild von denselben machen kann: ein Mann, der seiner Tochter ein Muster von einem liebevollen Vater sein würde, wenn er nicht ein Exemplar von einem gehorsamen Ehemanne wäre; eine Frau, die jeden Eid darauf schwört, daß sie nichts im Sinn hat, als ihr Kind zu beglücken, und es so unglücklich macht, wie nur eben eine bornirte, engherzige Mutter eine geistvolle, großherzige Tochter machen kann; eine alte medisante, intrigante Vertraute, die das Wasser aufrührt, um im Trüben besser zu fischen; ein junger Bewerber, der geborene premier homme auf einem Theater zweiten Ranges; ein älterer Freund des Hauses, der mit seinen klugen Augen natürlich Alles durchschaut, dessen Sympathien, ebenso natürlich, dem schönen Mädchen gehören, das er hat heranwachsen und heranblühen sehen — ich dächte, das läge auf der Hand wie die Geheimnisse eines Dutzendromans. Und wenn es Ihnen um eine complicirtere Fabel zu thun ist, so brauchen Sie nur den Hausfreund für das liebe Kind eine ernsthafte Leidenschaft fassen zu lassen, so haben Sie für einen zweiten Band reichlichen Stoff."

Bertram erschrak. Dies konnte unmöglich noch die Eingebung des Augenblicks und eine harmlose Plauderei sein. Hier war Verrath im Spiel, der offenbar von Hildegard ausging, mit welcher die Dame eben erst so lange und angelegentlich gesprochen hatte. Und wenn die Dame, wie bei der Lebhaftigkeit ihres Temperaments allerdings möglich war, bereits Partei genommen: auf welcher Seite stand sie? auf Erna's? oder auf der der Mutter? vermuthlich das Letztere, sie hatte sich über diese gar zu herb geäußert; man thut dergleichen, um den Gegner herauszulocken. Aber dann mußte die feine Dame es doch feiner anfangen.

„Ich bewundere Ihre Phantasie," sagte er, „und wenn ich ein Dichter wäre, würde ich Sie beneiden. Welche Lust muß das sein, überall poetische Stoffe zu sehen und auch über das Arrangement, das den Herren Poeten so viel Kopfzer-

brechen verursacht, gleich im Reinen zu sein. Sie sollten wirklich daraus ein Buch machen! Wenn auch das Thema nicht absolut neu ist — wo gäbe es noch dergleichen! — der geistreiche Autor gewinnt auch einem alten Stoffe neue Seiten ab. Mich würde natürlich der zweite Band besonders interessiren, der, wo der alte Hausfreund in Action tritt, für den die Geschichte selbstverständlich einen üblen Ausgang nimmt."

„Bitte," sagte Alexandra, „verderben Sie mir meinen Text nicht! Ich habe keineswegs gesagt, daß mein Held alt ist. Er ist im Gegentheil in den besten Jahren, in den Jahren, wo wir Frauen erst anfangen, euch Männer liebenswürdig zu finden, und mit Recht, weil ihr dann erst anfangt, liebenswürdig zu werden; also etwa so um die Fünfzig herum."

Bertram verbeugte sich.

„Tiefgefühlten Dank!" sagte er; „in meinem eigenen Namen, der ich in dem liebenswürdigen Alter stehe, und im Namen meiner sämmtlichen zahlreichen Genossen. Sie nehmen mir wirklich eine Last von der Seele, denn der Ausgang braucht nun ebenso selbstverständlich kein übler zu sein. Die Chancen für und wider stehen sich mindestens gleich."

„Da gehen Sie mir doch zu weit," entgegnete Alexandra; „nothwendig ist der üble Ausgang freilich nicht, wahrscheinlich bleibt er immer."

„Immer?"

„Ich glaube, selbst in dem günstigsten Fall."

„Was würden Sie so nennen?"

„Davon später. Zuerst einen besonders ungünstigen, der vielleicht um so ungünstiger ist, je weniger er es scheint. Es scheint zum Beispiel, um in der Nähe zu bleiben, daß unsere junge Freundin den Unterschied der Jahre und alles Mißliche, was damit zusammenhängt und daraus folgt, weniger schwer empfinden würde. Sie ist — ich beurtheile sie wenigstens so, und das genügt für unseren Zweck — eine jener tief ernsten Naturen, die sehr geneigt sind, die Schwärmerei des Kopfes mit dem Enthusiasmus des Herzens zu verwechseln, und was sie einmal erfaßt, was sie einmal zugesagt haben, gewissenhaft halten werden bis aufs äußerste. Aber ich vermuthe, daß sie ebenso leidenschaftlich ist wie gewissenhaft; und wenn diese Leidenschaft mit dem Gewissen in Conflict geräth, so muß der Kampf ein furchtbarer werden. Sie mag aus dem Kampf als Siegerin hervorgehen, aber was ist das für ein Sieg, der mit der Resignation endet? Da hätten wir denn einen Ausgang, der für den älteren Herrn Gemahl freilich bequem genug sein mag, aber seine Bequemlichkeit und ihr Glück — das sind denn doch sehr verschiedene Dinge."

„Wenn ich Sie recht verstehe," entgegnete Bertram, „so plaidiren Sie für denselben Satz, welchem auch ich unbedingt zustimme, und den ich zufälligerweise in den letzten Tagen wiederholt in unserer Gesellschaft vertheidigen mußte: der ältere Mann kann nicht der Gegenstand der leidenschaftlichen Liebe eines jungen Mädchens sein, oder ist es doch nur gewissermaßen irrthümlicher Weise und dann selbstredend nicht für die Dauer."

„Genau das meine ich," sagte Alexandra eifrig; „wir stoßen da eben auf ein Naturgesetz, das wir zu acceptiren haben, wie andere auch, obgleich sie für unseren Stolz keineswegs schmeichelhaft, vielleicht geradezu beschämend sind. Vielleicht ist freilich andererseits für unseren Fall die Gefahr des Irrthums, und somit des Conflictes, nicht ganz so groß, da der seltsame verschleierte Glanz der wunderbaren Augen des holden Kindes dafür zu sprechen scheint, daß sie von jener bösen Leidenschaft bereits mehr als eine Ah-

nung, — daß sie geliebt, unglücklich geliebt hat, und also die schlimmen Erfahrungen, durch welche wir klug und vernünftig und resignirt werden, nicht erst eine nach der anderen in der Ehe machen müßte. Aber wer in der Welt kann die Bürgschaft übernehmen, daß dies Letztere in der That der Fall ist! Ich könnte Ihnen davon eine merkwürdige Geschichte erzählen, wenn Sie sie hören wollen."

„Sie sind mir die Geschichte einfach schuldig, gnädigste Frau, als einen Beleg unserer gemeinschaftlichen Theorie."

„Auch ist sie glücklicherweise nicht lang, und ich sehe, daß die Gesellschaft bereits an uns verzweifelt. Also, hören Sie!"

Alexandra hatte ihre Blicke durch das weite Gemach schweifen lassen, in welchem sie jetzt völlig allein waren, da alle Uebrigen in dem Nebenzimmer den Tisch des Tausendkünstlers lachend und scherzend umstanden. Sie bog sich, während Bertram ihr ebenfalls höflich näher rückte, in ihrem Sessel vor und begann mit leiserer Stimme, als sie bisher gesprochen, während die schwarzen Augen unter den halbgeschlossenen Lidern fest auf ihr Gegenüber gerichtet waren:

„Die Geschichte spielt in Paris vor ungefähr zwei Jahren. Die Heldin ist eine Freundin von mir, eine Dame aus der vornehmsten französischen Gesellschaft, welche insofern mit mir dasselbe Schicksal gehabt hatte, als auch sie, blutjung — mit sechzehn Jahren — verheirathet, nach kurzer kinderloser Ehe Wittwe geworden war. Damit ist denn freilich die Aehnlichkeit zu Ende. Claudine — ich nenne den Vornamen — der andere thut ja nichts zur Sache, — war nicht nur, wie sich von selbst versteht, viel schöner als ich — in der That ungewöhnlich schön — und viel geistvoller; sie war auch — im Guten, und, wie ich, ohne mich zu rühmen, sagen darf, im Schlimmen — eine viel bedeutender angelegte, energischere Natur. Nicht daß ich ihr etwas sehr Schlimmes nachzusagen hätte, der lieben Claudine, oder doch nichts Schlimmeres, als noch so mancher nachgesagt wurde, die vielleicht nicht so triftige Entschuldigungsgründe anführen konnte. Ihre Ehe, in die sie ihre Mutter, welche ihre Gründe dazu hatte, hineingeredet, war eine sehr unglückliche gewesen. Ihr Gatte, trotzdem er, wenn man den Unterschied der Geschlechter bedenkt, bei der Verheirathung kaum älter war als sie — nämlich zweiundzwanzig, hatte es doch bereits fertig gebracht, anerkanntermaßen einer der vollendetsten Roués von Paris zu sein trotz der eifrigen Concurrenz seiner Standesgenossen. Er hatte in dem jungen unschuldigen Mädchen nur eine Maitresse mehr gesehen, die man nach kurzer Zeit um so ungestrafter vernachlässigen konnte, als man sie ja sicher zu haben glaubte, und sie überdies, trotz oder vielmehr wegen ihres Stolzes, nicht zu den lästigen Weibern zu gehören schien, ‚welche Scenen machen'. Sie machte ihm denn, nachdem sie begriffen hatte, was man ihr von anderer Seite möglichst begreiflich zu machen suchte, in der That auch nur eine Scene, — eine furchtbare Scene, deren Wiederholung ebenso unmöglich wie unnöthig war. Er hatte sie völlig verstanden, und sie war hundertmal die stärkere. Er durfte sein Leben weiter führen unter der Bedingung, daß er sich um das ihre nicht im mindesten bekümmerte. Und ihr Leben? ich habe Ihnen gesagt: sie war eine leidenschaftliche Natur und sie war eine unglückliche Frau; aus solcher Combination kann nur wieder Unglück kommen. Zum Glück für sie fiel bald der schlimmste Anreiz fort, der ihre Leidenschaftlichkeit zur Tollheit vergiftet hatte: ihr Gatte starb. Sie war wieder frei; sie schwur sich, frei zu bleiben. Nicht als ob sie nicht zum zweiten Male hätte heirathen wollen; in den Kreisen, in wel-

chen sie lebte, konnte sie nur auf diesem Wege der Sclaverei jener Verhältnisse entrinnen, in die man hineingezwungen wird wie in die neueste Mode, obgleich man sie abscheulich findet. Die zweite Ehe sollte ihr nur eine klare Position in der Welt garantiren, die anderen Garantien ihres Friedens und ihrer Freiheit glaubte sie in sich selbst zu tragen. Von diesen Gesichtspunkten traf sie ihre Wahl.

„Es war in diesem Stadium meiner Geschichte, als ich Claudinen, der ich auf Reisen flüchtig begegnet, näher trat und ihre Freundin wurde — in Trouville —, man schließt sich ja so leicht in einem Bade an einander an. Sie stellte mir den Sieger in der unendlichen Reihe ihrer Bewerber vor. Ich konnte nach sorgfältiger Prüfung mit ihrer Wahl nicht ganz einverstanden sein. Zwar in den meisten Punkten entsprach der Betreffende völlig dem Programm. Er war über die erste Jugend längst hinaus: in dem Anfang der Fünfziger; ein höherer Offizier der Armee, brachte er ihr zur Mitgift eine rühmliche, ja eine ruhmreiche Vergangenheit, an der, trotzdem er ein wildbewegtes Leben geführt hatte und der Held zahlloser Abenteuer gewesen war, auch nicht der leiseste Makel haftete, wenigstens nicht in den Augen der Gesellschaft. Ueberdies war er, wenn kein geistreicher Kopf, der ihr nur lästig gewesen wäre, doch einer jener Männer, die durch ihre rasche Fassungskraft, ihr lebhaftes Temperament, die Fülle und die Buntheit ihrer Erfahrungen, aus denen sie mit Hülfe eines ausgezeichneten Gedächtnisses und einer natürlichen Beredsamkeit jeder Zeit beliebig schöpfen können, auch eine verwöhnte Gesellschaft in angenehmster Weise zu fesseln wissen. Das Alles war, wie gesagt, so weit vortrefflich; aber Eines fand ich bedenklich: es schien mir nicht unmöglich, daß der Mann noch einer ernsthaften Leidenschaft fähig sei und — was beinahe auf dasselbe hinauskommt — eine ernsthafte Leidenschaft einflößen könnte. Eines wie das Andere lag sicherlich außerhalb des Programms meiner Freundin.

„Ich theilte Claudinen meine Bedenken mit; sie suchte mir dieselben auszureden: Was du für reelles und directes Licht hältst, sagte sie, das ist nichts weiter als der Widerschein einer Sonne, die längst untergegangen, auf eisigen Alpenfirnen. Das sieht wundervoll aus, und die Leute schreien Ah und Oh, und ich möchte es, der Leute halber, nicht entbehren. Aber sich daran erwärmen? davon entbrennen? liebes Kind, mit der ganzen Glorie kann man nicht eine Tasse Thee kochen, geschweige denn ein Frauenherz in Gluth versetzen, das so völlig bittere Asche ist wie das meine.

„Hinsichtlich des Herrn mochte Claudine Recht haben, wenigstens entsprach, so weit ich es zu beurtheilen vermochte, die etwas prahlerische Galanterie, mit der er ihr huldigte, vollkommen ihrer Voraussage; wie sehr sie sich über sich selbst geirrt, sollte schon die nächste Zukunft beweisen.

„Die Heirath kam nicht so schnell zu Stande. Claudine sowohl wie ihr Freund hatten sich aus zarten Verhältnissen loszulösen. Das wollte mit Schonung und Vorsicht gethan sein. Ueberdies war sie mit der Familie ihres verstorbenen Gemahls in einen Rechtsstreit verwickelt, der für sie — ich weiß nicht aus welchen Gründen — einen üblen Ausgang nehmen konnte, sobald es bekannt wurde, daß sie eine zweite Heirath intentirte. Genug, eine unbedingte Geheimhaltung des Verhältnisses war auf längere Zeit geboten, und die Beiden hatten darauf hin ihre Maßregeln getroffen. Claudine hatte sich aus der Gesellschaft zurückgezogen und lebte in tiefer Verborgenheit in der Nähe von Paris auf dem Landgute einer ver-

wittweten Schwester ihres Freundes, welche natürlich von Allem unterrichtet war. Der Freund besuchte sie, so oft es ihm möglich war; aber das war nicht eben oft. Sein gerade damals besonders strenger Dienst erlaubte ihm nicht häufige Abwesenheiten, die auch sonst bei einem Manne, den die Gesellschaft nicht entbehren mochte, und dessen Thun und Treiben sie auf das sorgfältigste controlirte, aufgefallen sein würden. Die Situation wurde noch bedenklicher, als Claudine's Aufenthalt trotz alledem nach kurzer Zeit entdeckt war und sie sich von ihren Feinden auf Tritt und Schritt beobachtet sah. Man wagte sich zuletzt nicht mehr zu schreiben aus Furcht, es könnte durch den Verrath bestochener Dienstleute ein Brief aufgefangen oder entwendet werden. Eine durchaus sichere und zugleich unverdächtige Mittelsperson war absolut nothwendig, und diese fand sich in einem jungen Offizier von dem Regimente des Freundes, dem Sohne eines alten, in der letzten Campagne gebliebenen Waffenkameraden, den der Freund wie einen eigenen Sohn liebte und der seinem Chef ebenso in treuester Liebe ergeben war. Der junge Mann hatte bald Gelegenheit, diese Liebe und Ergebenheit im höchsten Maße zu bewähren."

Alexandra that einen tiefen Athemzug, als ob das leise, schnelle Sprechen sie angegriffen habe. In ihren schwarzen Augen, die sie jetzt nach einem flüchtigen Blick durch das noch immer leere Gemach wieder auf Bertram wandte, flackerte es unruhig, und die weiche Stimme bebte, als sie noch leiser und schneller wie vorhin, so daß es Bertram schwer wurde, ihr zu folgen, fortfuhr:

„Ich muß mich kürzer fassen, wenn ich mit meiner Geschichte zu Ende kommen soll. Weshalb auch einem Manne wie Ihnen ausführlich schildern, was er aus dem Vorhergegangenen ohne Commentar begreift, und weil er es begreift, — verzeiht. Die arme Claudine! Sie glaubte der Verzeihung nicht zu bedürfen; sie glaubte in ihrem vollen Rechte zu sein, wenn sie sich fast ohne Widerstand einer Leidenschaft überließ, die auch keinen Widerstand zu dulden schien. Ich hatte nie bei einer anderen Frau — und, Gott sei Dank, am wenigsten bei mir selbst — etwas Aehnliches beobachtet; ja, ich hatte es nicht für möglich gehalten. Es war ein Orkan, eine Charybdis — es war furchtbar. Ich zitterte für die Vernunft, für das Leben der Unglücklichen. Denn sie konnte sich nicht verhehlen, daß ihre Leidenschaft keine Erwiderung fand, trotzdem sie, auch sonst wenig gewohnt, sich zu beherrschen, und in diesem Falle völlig die Sclavin übermächtiger Empfindungen, dem Geliebten aus ihrer Liebe ein Geheimniß weder machen wollte noch machen konnte. Glücklicherweise für sie kam bald die Katastrophe. Vielmehr: sie führte sie, entschlossen und energisch, wie sie war, und in dem Gefühl, daß sie sich so nur vielleicht noch retten konnte, selbst herbei. Sie zwang ihm das Geständniß ab, daß sein Herz nicht mehr frei, daß es ganz ausgefüllt sei von der Liebe zu einem jungen reizenden Mädchen, das er in einer entfernten Garnisonstadt, in welcher ein Theil des Regiments bis vor Kurzem commandirt gewesen, kennen gelernt und mit dem er sich heimlich verlobt habe. Der junge Mann war blutarm; die Eltern des Mädchens waren reich und hoffährtig; er wollte nur erst mit seinem Capitänspatent vor sie hintreten, und — mein Gott! sie waren Beide so jung und romantisch und sie liebten sich und waren in ihrer Liebe ihrer Zukunft so sicher! Weshalb da mit dem Augenblick geizen! und die Heimlichkeit ist die phantastische Maske, durch deren dunkle Höhlen das Licht geliebter Augen doppelt hell und verführerisch glänzt.

„Claudine war von einem Schlage, der sie trotz alledem — welches liebende Herz läßt den letzten Hoffnungsschimmer erlöschen! — unvorbereitet traf, im ersten Augenblick zerschmettert; dann brach die Eifersucht wie ein rasendes Fieber herein; dann versuchte sie sich in ihren Stolz zu hüllen und in dem Abgott ihres Herzens den letzten der Knechte zu sehen; und dann warf sie sich ihm zu Füßen und flehte ihn an, sie als seine, als seiner Geliebten Sclavin zu betrachten, das Aeußerste von ihr zu fordern, ihr zu gebieten, sie werde es ausführen bei ihrer Seelen Seligkeit.

„Es währte nicht lange, und er nahm sie beim Wort.

„Eines Tages trat er vor sie verstörten Antlitzes, in einem Zustand der Verzweiflung, kaum weniger schlimm als der, welchen sie selbst eben erst überwunden. Jenes Mädchen hatte ihm das halbe Dutzend Briefe, das er ihr im Laufe des Jahres, seit welchem sie getrennt waren, geschrieben, und die kleine Collection von Bändern und Blumen und anderen Zeichen, mit denen unschuldige Liebe sich ihr märchenhaftes Dasein zu beweisen sucht, zurückgeschickt. Auf welche Weise sie sein Verhältniß zu Claudine erfahren, nicht das wahre selbstverständlich, sondern ein Zerrbild, wie es die plumpe Hand der guten Freunde und die subtile der Feinde gleich wirkungsvoll und gleich widerwärtig zu entwerfen und auszumalen versteht — ich weiß es nicht und es kommt auch nichts darauf an. Jedenfalls hatte die junge Dame ihren Entschluß gefaßt, und da sie zu jenen energischen Charakteren gehörte, die auch an ihren Irrthümern mit Zähigkeit festhalten, sah die Sache für Claudinens jungen Freund wirklich verzweifelt aus. Jeder Versuch seinerseits, eine Verständigung herbeizuführen, wurde schroff zurückgewiesen; der Aermste wußte sich nicht mehr zu rathen und zu helfen; er klagte Claudinen sein Leid; sie sagte ihm, daß sie ihm die Geliebte, die er um ihretwillen verloren, wieder bringen wolle; er blickte sie mit ungläubigem Lächeln an; wie wollte sie das anfangen, gerade sie!

„Aber sie hatte sich noch nie durch Hindernisse schrecken lassen, wenn es galt, ihren Willen durchzusetzen, und wäre es eine Caprice gewesen. Hier trieb sie das Höchste, was eine Frauenseele erfüllen kann, zum energischen Handeln. Vor Allem: sie hatte sich selbst und mir, gegen die sie sich so gerühmt, zu beweisen, daß, wenn sie ihrem Programm untreu geworden und sich vor einer Leidenschaft nicht hatte behüten können, die sie die einzig wahre ihres Lebens nannte, doch die Kraft besaß, diese Leidenschaft zu besiegen und den Frieden ihres Herzens zurückzuerobern. Nur persönliches Eingreifen konnte zu dem gewünschten Ziele führen, so viel war ihr sofort klar; aber das allein genügte nicht; auch der Freund, für den sich der junge Mann ebenso geopfert wie für sie, mußte hervortreten. Damit war es denn freilich mit dem Geheimniß ihres Verhältnisses völlig zu Ende, und das in einem Augenblick, wo ihr Proceß entschieden werden sollte und Alles daran lag, den Schleier möglichst dicht zu ziehen. Eine derartige Rücksicht existirte für sie nicht; aber sie war keineswegs sicher, daß der Freund, der ja ihre eigentlichen Motive nicht kannte und niemals kennen lernen durfte und die Angelegenheit folglich viel kühler nahm, ebenso dachte; und noch viel weniger, ob der junge Mann das Opfer acceptiren würde. Es mußte also eine Situation geschafft werden, die jenen Beiden keine Wahl ließ, wollten sie mit handeln oder nicht; und während sie sich noch den Kopf zermarterte, wie sie eine solche Situation herbeiführen könne, hatte ein unerhört glücklicher Zufall bereits Alles nach ihrem Wunsch, ja über ihre kühnsten Wünsche hinaus in unübertrefflicher Weise arran-

girt. Den speciellen Zusammenhang auseinanderzusetzen, wäre zu weitläufig und ist auch unnöthig, genug: zwingende Verhältnisse mußten an einem bestimmten Tage die beiden Herren zu dem Wohnort, ja in das Haus der Eltern der betreffenden jungen Dame führen. Claudine, ohne ein Wort zu sagen, gewann ihnen den Vorsprung eines Tages ab und introducirte sich, — ich habe wirklich vergessen, durch welches Mittel, — in die ihr übrigens völlig unbekannte Familie, von der sie, die sich vermuthlich mit den besten Empfehlungen ausgerüstet hatte, auf das freundlichste aufgenommen wurde, mit Ausnahme natürlich der jungen Dame, die mit leicht begreiflichen Gefühlen die Feindin plötzlich in dem sicheren Lager des elterlichen Hauses sah und derselben auf jede Weise auswich. Claudine war darauf gefaßt gewesen; sie freute sich im Voraus auf den folgenden Tag, der alle Mißverständnisse beseitigen, alle Räthsel lösen mußte. Aber wer beschreibt ihren Schrecken, als sie, die ihre Augen und Ohren überall hatte und nach wenigen Stunden auf dem fremden Terrain völlig orientirt war, in der Gesellschaft, welche sie in dem Hause vorfand, neben einem Bewerber sans conséquence einen Mann entdeckte, den eine Fülle ausgezeichneter Eigenschaften und eine Reihe specieller Verhältnisse, die ihm alle günstig waren, zu einem furchtbaren Nebenbuhler ihres jungen Freundes machen konnten, ja, wenn sie nicht Alles trog, bereits gemacht hatten. Denn —"

Alexandra unterbrach sich, indem sie zu gleicher Zeit einen Blick nach dem anderen Zimmer warf, und sagte mit einem Lachen, das nicht eben natürlich klang:

„Aber ich kann es wirklich nicht verantworten, Sie der Gesellschaft noch länger zu entziehen und die Probe, ob Ihre Geduld oder meine Schwatzhaftigkeit größer ist, bis zu Ende zu führen. Ueberdies gehört, was noch folgt, eigentlich nicht mehr zu der Geschichte, wenigstens nicht zu der, die ich Ihnen erzählen wollte. Kommen Sie!"

Sie hatte sich rasch erhoben; Bertram folgte so zögernd ihrem Beispiel, daß sie nicht wohl alsbald fort konnte. Und auch dann blieb er, den Arm auf den Kaminsims lehnend, stehen und sagte:

„Schade, jammerschade! ich hätte das Folgende so gern gehört! um so mehr, als ich glaube, es enthält noch eine neue Illustration zu der Moral der Fabel. Oder irre ich, wenn ich annehme, daß jener Nebenbuhler, der so unerwartet auftaucht, ebenfalls ein älterer Mann war?"

Seine Lippen lächelten; aber es war Alexandra, als ob die großen, ausdrucksvollen Augen mit einem vielsagenden prüfenden Blick auf ihr ruhten, und unter dem Einfluß dieses Blickes gelang ihr die Miene der Ueberraschung nicht besonders.

„In der That!" rief sie, „wie merkwürdig! aber euch geistreichen Männern ist nichts verborgen."

„Doch, doch! zum Beispiel gleich, wer von den beiden Bewerbern reüssirte: der ältere und jüngere, oder der jüngere und ältere?"

„Ein reizendes Wortspiel! Eure Sprache eignet sich köstlich zu Wortspielen, wenn man sie so in der Gewalt hat! wer reüssirte? nun, selbstverständlich der erstere."

„Mir würde das so selbstverständlich nicht sein; ich würde mich nicht wundern, wenn die Empfindungen der jungen Dame für ihn, trotz alledem, nicht wieder den früheren Wärmegrad erlangt hätten. Ihre schöne geistreiche Freundin — ich bewundere Sie ausnehmend; aber — Sie dürfen mir nicht zürnen — ich mußte, während Sie sie schilderten, immerfort an Circe denken. Es kam nur Einer ganz ungestraft aus dem Palast der Zauberin, und

auch der nur mit Hülfe eines Krautes, welches ihm ein Gott gab. Junge feurige Offiziere sollen dem Gott sehr selten begegnen."

„Aber ich kann die Geschichte doch nicht anders machen, als sie sich in Wirklichkeit zugetragen!" rief Alexandra halb schmollend und halb lachend.

„Gewiß nicht. Und der ältere Mann? was wurde aus ihm? wie trug er den Verlust von Hoffnungen, an die er sich gewiß um so zäher geklammert, als er nicht viele mehr zu verlieren hatte?"

„Das sollen Sie, zur Strafe für Ihren Skepticismus, nun selber sagen."

„Wie kann ich das? Wenn er ein Dichter gewesen wäre — nun, so würde er vielleicht einen Roman im Sinne der Wahlverwandtschaften geschrieben und seine Seele aus dem Fegefeuer der Eifersucht und der Demüthigung erlöst haben. Aber da er kein Dichter war —"

„Woher wissen Sie das?"

„Ich vermuthe es — ich bin ja auf Vermuthungen angewiesen!"

„Nun also?"

„So ist mir sein ferneres Schicksal völlig problematisch. Der Möglichkeiten sind zu viele und verschiedenartige. Vielleicht hat er sich das Leben genommen, oder — er hat Ihre Freundin geheirathet."

„Meine Freundin — Claudine? nein, das ist zu köstlich!"

Alexandra lachte laut und Bertram lachte.

„Eigentlich," sagte er, „ist es gar nicht so lächerlich, zum wenigsten nicht so unwahrscheinlich. Auf der Basis gegenseitiger Leidenschaftslosigkeit, däucht mir, kann man Verhältnisse bauen und umwerfen und andere bauen — wie Kartenhäuser."

„Wie boshaft!" rief Alexandra; „aber auch wie wahr! Das muß Claudine hören, das muß ich Claudinen schreiben!"

„Um Himmelswillen, gnädige Frau! oder nennen Sie mich wenigstens nicht! Ich reise viel, die Dame jedenfalls auch. Wir könnten einmal zusammentreffen, durch einen unglücklichen Zufall, wie der glücklichste mich mit Ihnen zusammengeführt hat. In welche gräßliche Verlegenheit käme ich da!"

„Also nicht in Ihrem Namen! meine Hand darauf!"

Sie reichte ihm die kleine beringte Hand.

„Aber nun muß ich Ihr Tête-à-tête wirklich stören!" sagte Hildegard, durch den Salon kommend.

„Es ist eben beendet!" rief ihr Alexandra entgegen; und dann, wieder zu Bertram gewandt: „Haben Sie Dank für das reizende Plauderstündchen!"

„Ich habe zu danken, gnädige Frau. Ihre Geschichte war so interessant! und Sie haben sie so vortrefflich erzählt!"

Er berührte die zierlichen Finger mit den Lippen; Alexandra eilte auf Hildegard zu, die, mit großen, verwunderten Augen die Gruppe am Kamin betrachtend, stehen geblieben war; und ihren Arm durch den Arm der schönen Frau schlingend und sie mit sich fortziehend, flüsterte sie:

„Sie haben sich total geirrt, oder der Mann ist der größte Schauspieler, den ich je gesehen!"

Bertram hatte sich über den Kamin gebeugt und schürte mit dem Eisen, das er in der Linken hielt, die verglimmenden Kohlen. Aber die Rechte griff nach der Rose, die er auf seiner Brust über dem zusammengekrampften Herzen trug: „Asche zu Asche!"

Die Hand sank schlaff herunter: „Nein," murmelte er, „noch nicht! Ich will es von ihr selber hören."

* * *

Die Gesellschaft war nur noch wenige Minuten beisammen geblieben; die Herren aus der Oberförsterei wollten den regenfreien Augenblick benutzen, Alexandra hatte, Uebermüdigkeit vorschützend, sich alsbald zurückgezogen, und dann Hildegard auch für die Uebrigen das Signal zum Aufbruch gegeben.

„Es wird morgen ein anstrengender Tag für uns werden," sagte sie; „wir bedürfen Alle der Ruhe. Was besonders euch jungen Damen gesagt sein mag! ich bitte dringend, daß heute nicht in gewohnter Weise bis tief in die Nacht hinein getollt und geplaudert wird."

Der unerwartete Besuch der Fürstin hatte die Zahl der Fremdenzimmer, die disponibel blieben, wenn für die Einquartierung morgen hinreichend gesorgt werden sollte, noch um ein Bedeutendes verringert, da Alexandra's Protest gegen den ihr aufgenöthigten prachtvollen Salon nebst Toilettenzimmer und zwei Schlafzimmern für sie und ihre Kammerjungfer vergeblich geblieben war. Es sei überflüssig Raum vorhanden, hatte Hildegard versichert, und sie schäme sich ohnehin, einem so verehrten und lieben Gaste eine so dürftige Wohnung anzubieten. In der That aber waren die beiden Schlafzimmer ursprünglich für die drei Schwestern Palm bestimmt gewesen, von denen Auguste und Louise nun ein kleines Gemach im Thurm beziehen mußten, während für Agathe in Erna's Schlafzimmer ein Bett aufgestellt wurde. Glücklicherweise mündete der Corridor, an welchem Erna's Zimmer lagen, nach wenigen Schritten auf die Thür zum Thurmgemach, und so gab es denn doch, trotz Hildegard's Verbot, für eine Stunde ein Herüber- und Hinüberhuschen und Lachen und Kichern und eifriges, geheimnißvolles Plaudern, bis endlich Agathe das Licht im Gemach der Schwestern auslöschte und, Erna, welche in übermüthigen Possen heute gar kein Ende finden konnte, umfassend, tastend die Thür gewann.

„Ich konnte deine Lustigkeit nicht länger mit ansehen," sagte sie, als sie in ihrem Zimmer angekommen waren; „ich dachte jeden Augenblick — großer Gott! ich wußte es ja!"

Sie hatte angefangen, vor dem Spiegel ihr Haar aufzubinden, und fuhr jetzt vor einem leisen Stöhnen erschrocken herum. Erna saß in einem niedrigen Sessel vor ihrem Bette, das Gesicht in beide Hände gedrückt. Der schlanke Leib wurde wie von Fieberschauern geschüttelt, der zarte Busen hob und senkte sich ungestüm, während der gepreßte Athem in wimmernden Tönen kam und ging. Dann sank ihr Haupt an der Freundin Schulter, die neben ihr niedergekniet war und sie mit beiden Armen umfaßt hielt; die zurückgehaltene Thränenfluth brach gewaltsam hervor; sie weinte, als sollte ihr das Herz brechen.

„Arme, arme Erna, süße, geliebte Seele! weine dich aus! es ist besser so, viel, viel besser als deine fürchterliche Lustigkeit! Dir wird wieder wohl werden! Du wirst wieder meine kluge, verständige Erna sein! du unglückliches, geliebtes Kind! Es wird ja Alles gut; es ist ja unmöglich, dich nicht zu lieben, und so liebt er dich auch noch, glaube es mir!"

„Ich will seine Liebe nicht; ich denke nicht mehr an ihn; ich hasse, ich verabschene ihn!"

„Wenn es wäre, würdest du so weinen!"

Erna richtete sich jäh empor, Agathens Arme von sich schleudernd.

„Ich um ihn weinen!"

Sie war aufgesprungen und schritt in dem Gemach hin und wieder. Das Haar, das sie vorhin schon gelöst hatte, floß ihr in langen, dunklen Strähnen über Busen und Nacken; ihr Gesicht glühte, ihre Augen sprühten Flammen.

„Um ihn! sage das nicht noch einmal!

um ihn! der Schmach habe ich geweint, daß diese Frau es wagt, vor meine Augen zu kommen, daß ich es dulden muß! daß ich nicht vor sie hintreten und ihr in das angemalte Gesicht schleudern darf: fort aus diesem Hause! hier wohnen ehrliche Leute! Auch die Frechheit muß ihre Grenzen haben, und diese ist grenzenlos!"

Agathe hatte sich von den Knieen erhoben und saß jetzt in dem Sessel, kummervolle Blicke auf Erna richtend; geduldig wartend, bis wenigstens der erste Zornessturm sich gelegt hätte.

„Ich bin überzeugt," sagte sie jetzt, „er weiß gar nicht, daß sie hier ist; und — du bist auch davon überzeugt."

„Und wenn es wäre," rief Erna, „was wird dadurch anders? daß sie es wagen kann, darin liegt es. Sie würde es nicht, wüßte sie nicht im Voraus, wie es von ihm aufgenommen wird. Er wird vielleicht im ersten Augenblick erschrecken, ich glaube es wohl, und ihr dann dankbar sein, daß sie die Stirn hatte, ihm zu dem schnöden Triumphe zu verhelfen. Sie sind sich eben Eines des Anderen würdig."

„Es wäre zu entsetzlich," sagte Agathe, den Kopf schüttelnd; „so schlecht können Menschen nicht sein; es ist unmöglich."

„Gewiß!" rief Erna höhnisch; „ganz unmöglich! ebenso unmöglich, wie daß er selber morgen kommt."

„Aber Erna! ein Offizier muß dahin gehen, wohin er commandirt wird! In solchem Falle hat er gar keinen eigenen Willen."

„So sollte er eine Pistole haben, um sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, lieber, als sich von einer schamlosen Frau in einem solchen Schauspiele aufführen lassen, wenn es doch nun einmal ein Schauspiel sein soll, das die Elende arrangirt hat, um mich zu demüthigen. Aber sie irrt sich! ich werde ihr den Triumph nicht bereiten; ich, ich werde es sein, die triumphirt! Mag sie mit ihrer Eroberung prahlen; ich kann sie überbieten tausendmal! Ah! wie ich mich auf morgen freue! wie ich mich freue! was sind tausend seines Gleichen neben dem besten, dem einzigen Mann!"

„Erna, Erna!" rief Agathe, die gefalteten Hände flehend erhebend; „ich beschwöre dich: treibe es nicht zum Aeußersten! mache dich nicht für immer unglücklich! mache Kurt nicht unglücklich —"

„Nenne seinen Namen nicht!" rief Erna, mit dem Fuße stampfend.

„Ich muß seinen Namen nennen, denn ich muß von ihm sprechen, und du mußt mich anhören, damit du nicht thust, was dich ewig und ewig gereuen wird."

„Weshalb gereuen? ich liebe Bertram."

„Du liebst ihn nicht."

„Kannst du in meinem Herzen lesen?"

„Ja, Erna, und besser als du, die du von Leidenschaft verblendet bist. Und wenn du mich noch so zornig anblickst mit deinen schönen Augen, in die ich selbst verliebt bin, und wenn du mich für immer wegschickst und ich mich vor Sehnsucht nach dir todt weine — ich würde dich ja nicht lieben und ich wäre nicht dein armes, unglückliches Großmütterchen —"

Das gute Kind konnte nicht weiter. Wie vorhin Erna, so saß sie jetzt, die Hände vor das Gesicht gedrückt, krampfhaft weinend, und Erna kniete neben ihr und wollte ihr die Hände von dem Gesicht ziehen und bat sie, sich zu beruhigen und sie wieder lieb zu haben und ihr liebes Großmütterchen zu sein.

Dann — sie hätten nicht zu sagen gewußt, wie der Scenenwechsel vor sich gegangen — lag Erna in ihrem Bett, und Agathe, auch schon im Nachtgewand, saß auf dem Rande, und was während dieser Tage zwischen ihnen in vielen abgerissenen Unterredungen verhandelt, kam noch einmal Alles im Zusammenhang zur Sprache. Aber wenn das kluge Mädchen sich geschmeichelt hatte, ihr liebes Beicht-

kind dadurch zur Einsicht zu bringen, wie es doch um seine Seele gar nicht so schlimm stehe, als es in der Aufregung selbst geglaubt, so ging diese Hoffnung keineswegs in Erfüllung; ja das gerade Gegentheil trat ein. Mit jedem Worte schien sich Erna mehr in eine Leidenschaft hineinzureden, an deren Existenz Agathe nicht glauben mochte und doch fast glauben mußte, wie jene nun von der ersten Begegnung im Walde bis heute Abend ihr Verhältniß zu Bertram recapitulirte und aus hundert Einzelheiten, die sie mit erstaunlicher Logik eine an die andere reihte, zu beweisen suchte, daß hier ihrerseits von keiner Grille, keiner Caprice, keiner Verirrung der Phantasie, keiner Befriedigung verletzten Stolzes, keiner Verzweiflung die Rede sei, sondern von echter, wahrer Liebe, die keine Grenzen und nur den einen Zweifel kenne, ob sie selbst des geliebten Mannes würdig. Aber nicht etwa deshalb unwürdig, weil sie vorher schon zu lieben geglaubt! Das sei ein nothwendiger Irrthum gewesen, um sie über sich selbst aufzuklären; sie darüber zu belehren, daß die Liebe kein Rausch, sondern eine klare, tiefe Empfindung, die alles übrige Empfinden und Denken in sich ziehe, wie ein mächtiger Strom die Quellen und Bäche rings um sich her; und in der sich, wie in den Fluthen eines Stromes die Ufer, ihre ganze Existenz: Vergangenheit und Gegenwart, widerspiegele, nur schöner und herrlicher als in der Wirklichkeit.

Dem Gegenstand des Bildes gleich, in welchem sie ihr Leben und Lieben sah, floß Erna's Rede; und ihre Stimme, trotzdem sie leise sprach, hatte einen so eigenen eindringlichen Klang, und die großen Augen, die sie weit geöffnet hielt, glänzten so wundersam in dem flackernden Schein der Kerzen auf dem Nachttisch — die arme Agathe befiel eine entsetzliche Angst. Wußte Erna noch, was sie sagte? phantasirte sie? konnte sie nicht über dem Allen wahnsinnig werden?

„Erna! Erna!“ rief sie, beide Hände der Freundin ergreifend und pressend, „wache auf! — ich habe es ausgerechnet, wenn du achtunddreißig bist wie deine Mama, ist er siebzig Jahre, nur daß er nie so alt werden wird.“

Um Erna's Lippen zuckte ein verächtliches Lächeln.

„Dachte ich es doch!“ sagte sie; „als ob die Zeit etwas mit der Liebe zu thun hätte! als ob nicht ein Jahr, in welchem ich ihm dienen, ihn lieben darf, ein Jahrhundert aufwöge! Ach, Agathe, wie kleinlich denkst du von der Liebe! Und wenn er morgen stirbt, so sterbe ich mit ihm — das ist meine Rechnung; ich denke, sie ist einfach genug.“

Die Verzweiflung gab Agathen Muth, auf den Punkt zurückzukommen, der, wie sie bereits während dieser Tage mehr als einmal erfahren, für Erna der empfindlichste war.

„Ich will dir Alles zugeben,“ rief sie, „ich will dir Alles glauben, was du von dir selbst behauptest; ich kann ja nicht in dein Herz sehen. Aber Herrn Bertram's Herz ist nicht dein Herz, und was in seinem Herzen vorgeht, das mag der liebe Gott wissen: du weißt es nicht; wenigstens hat er es dir nicht verrathen mit keinem Worte und keinem Blicke. Und ich meine, das hätte er längst gethan, wenn er dich wirklich liebte. Welche Gründe hätte er, sich so vor dir zu verstecken?“

„Tausend für einen!“ rief Erna; „oder ist es keiner, daß er sich tagelang mit dem Gedanken gequält hat, ich könnte mich für den Baron interessiren?“

„Davon ist er sicher mittlerweile zurückgekommen.“

„Dann, daß die Mama außer sich sein wird.“

„Darum kann er dir doch sagen, was er für dich empfindet.“

„Und wenn er an meiner Liebe zweifelt?"

„Großer Gott, Erna, wie kann er daran zweifeln?"

„Er kann es sehr wohl. In den ersten Tagen war ich noch selber über mich unklar. Und als ich fühlte, daß ich ihn liebe, bin ich oft so wunderlich gewesen, so launisch und trotzig; und nun gar, seitdem ich entdeckte, daß der Brief aus meiner Mappe fehlte und ich überall nach ihm suchte und er plötzlich wieder da war und während der Zeit jedenfalls in Tante's Händen und ganz gewiß auch von Mama gelesen ist — ich war so empört; ich habe ihm angesehen, er wußte manchmal gar nicht, was er von mir denken sollte."

„An ihm hast du deine Empörung nicht ausgelassen — im Gegentheil! ihm ein Zeichen deiner Gunst über das andere gegeben."

„Und daran habe ich recht gethan, ich wollte Mama zeigen, daß ich mich vor ihrem Zorn nicht fürchte."

„Und die Rose heute! Erna, war das auch recht?"

„Sollte ich ihn morgen reisen lassen?"

„Wenn er nun reisen wollte, durftest du ihn halten? Erna, da fehlt doch nur, daß du zu ihm sagst: ich liebe dich; willst du mich zu deiner Frau haben?"

„Und ich würde mich nicht schämen, es zu sagen, wenn ich überzeugt wäre, daß er es von mir wünschte. Ja, ja, er wünscht es; ich sehe es jetzt ganz klar; er will auch den Schein des Verdachtes vermeiden, als habe er mich bestrickt, mich überredet — er will es meiner Eltern wegen. Nun weiß ich, was ich morgen zu thun habe. Gott sei Dank!"

„Nein, Erna, Gott sei's geklagt, daß du so reden kannst; denn daß du es wirklich denkst, daß du es wirklich thätest, ist eine Unmöglichkeit. So weit kann sich meine stolze Erna nicht vergessen. Ich beschwöre dich bei unserer alten Freundschaft, Erna, folge mir nur in dem Einen: wenn es denn sein soll und muß, lasse ihm das erste Wort; es muß ja zugleich das entscheidende sein; und dann mag Gottes Wille geschehen!"

Agathe hatte die Hände wie im Gebet gefaltet; große Thränen rannen ihr über die Wangen. Der schlichte Ausdruck so tiefen Kummers rührte Erna. Sie umarmte die geliebte Freundin und küßte sie und versprach endlich zu thun, um was jene wieder und wieder bat.

„Und nun geh' zu Bett, du armes Kind! du bist so müde, und ich bin es auch."

Agathe hatte bereits, traurigen Herzens Alles noch einmal überdenkend, wohl eine Stunde, ohne sich zu regen, in ihrem Bette gelegen, annehmend, daß Erna, die sich ebenfalls nicht regte, längst schlafe, als sie plötzlich leises Schluchzen zu vernehmen glaubte.

„Erna!"

Es kam keine Antwort.

„Erna! wenn es sich nun herausstellen sollte, daß Kurt unschuldig ist, was willst du thun?"

Wiederum keine Antwort.

Hatte sie sich verhört? hatte Erna im Schlafe geweint? hatte sie es wirklich gefragt? oder hatte sie es nur gedacht?

* *
*

Es war ein Tag höchster Aufregung für sämmtliche Bewohner Rinstedts. Die große Einquartierung war zwar erst für die vierte Nachmittagsstunde angesagt, aber man wußte, daß die Armee, zu welcher die Neunundneunziger gehörten, seit derselben Morgenstunde von Norden her auf dem Anmarsch war, um in die Stellungen einzurücken, aus denen sie gegen die Festung operiren sollte. Und das konnte ein böses Stück Arbeit wer-

den, denn die Festung war nicht nur sehr stark besetzt, es nahte sich auch von Westen her in Eilmärschen ein bedeutendes feindliches Corps, gegen das man auf der Hut sein mußte, wenn man nicht zwischen dasselbe und das Festungscorps gerathen wollte, welches nur auf den Augenblick wartete, um einen Ausfall zu machen. Da konnten denn die nun zu Angegriffenen gewordenen Angreifer in eine verzweifelte Lage kommen!

So hatte der Schulze den Bauern die Situation erklärt, und der Schulze mußte es wissen. Er hatte vor drei Tagen in der Festung seinen Schwager, den Commandanturschreiber, besucht, war selbst im französischen Kriege Feldwebel gewesen und hatte als solcher in den Kämpfen gegen Orleans eine Compagnie, deren sämmtliche Offiziere todt oder kampfunfähig waren, wochenlang geführt. Und da fast die Hälfte seiner Zuhörerschaft aus alten gedienten Soldaten bestand, welche nur in den Schatz ihrer Erfahrungen und Erinnerungen zu greifen brauchten, um die Angaben ihres Oberen zu bestätigen oder denselben zu widersprechen, hatte es an lebhaften Discussionen in der Dorfschenke nicht gefehlt, — doch war der Widerspruch von Anfang an sehr vereinzelt gewesen und zuletzt völlig zum Schweigen gebracht. Das ganze Dorf stand jetzt wie ein Mann auf Seiten der Angreifer, und die Neunundneunziger hießen nur noch „unser Regiment“. Man sah der Ankunft derselben mit ungeduldiger Spannung entgegen, als brächten sie die Befreiung von einem lange ertragenen Joch. Der dringenden Aufforderung der Frau Amtsräthin, „unserem Regiment“ einen glänzenden Empfang zu bereiten und es auch sonst an nichts fehlen zu lassen, war man um so bereitwilliger nachgekommen, als sie mit gewohnter Liberalität nicht nur die Kosten für alle „Extraordinaria“ — wie der Herr Schulze sagte — auf sich genommen, sondern da, wo es bei ärmeren Leuten hinsichtlich des Quartiers und der Menage mißlich stand, Alles zu vergüten zugesagt, ja im Voraus zu diesem Behufe Geld mit vollen Händen ausgetheilt hatte. Auch sah man, daß das Schloß dem Dorfe mit bestem Beispiel voranging. Der lange Zickzackweg zum Schlosse hinauf war in eine Siegesstraße verwandelt mit ragenden Stangen, von denen die deutschen und die Landesfarben flatterten, mit Tannenguirlanden, die sich von Baum zu Baum schlangen, bis zum reich geschmückten Thor, das sich auf den nicht minder reich decorirten Hof öffnete. Und am Abend großer Ball im Schloß und Feuerwerk auf dem Gemeindeanger vor den unteren Stufen der Terrassen mit bengalischer Beleuchtung — die Dorfjugend wäre nicht zu bändigen gewesen, wenn sie nicht glücklicherweise bis zu den kleinen Jungen und Mädchen herab an dem Aufbau aller dieser Herrlichkeiten schon seit Tagen hätte mitschaffen müssen.

Dennoch stand es dahin, ob man würde fertig werden, zur höchsten Beunruhigung Hildegard's, die wahrlich drinnen von den Vorbereitungen für Diner und Ball bereits mehr als billig in Anspruch genommen war und nun — im letzten Augenblick — das Obercommando der Angelegenheiten draußen in neue Hände legen mußte — in die des jungen Forstcandidaten, welcher bereitwillig an die Stelle Lotter's trat, als diesen gegen Mittag unaufschiebbare Geschäfte in die Stadt riefen.

Noch gestern hätte ihn Hildegard unter keinen Umständen reisen lassen; aber seit gestern Abend war sein Stern in beständigem rapiden Sinken gewesen. Für die Fürstin selbst, nachdem sie gestern Abend ihr Urtheil über ihn abgegeben, war er nicht mehr vorhanden; sie hatte sein Eintreten heute Morgen in den Frühstückssaal nicht gesehen, seine Begrüßung nicht erwidert,

als wäre der beträchtliche Raum, den der Mann einnahm, von Luft erfüllt. Und dieser Mann war dem Landesherrn „antipathisch“! der alte Freund selbst des Vaters, der einflußreiche Hofmarschall, wagte nicht energisch für ihn einzutreten; es protegirte ihn Niemand als Prinzeß Amalie, deren Launen notorisch wechselten wie der Mond! Und die häßliche Geschichte, die in Monaco gespielt! Es war ja nicht möglich, daß Lotter der Held gewesen — um Gotteswillen nein! das hatte ja auch Alexandra nicht behauptet! aber man darf keine unbequeme Aehnlichkeit mit Leuten haben, die im Gedächtniß hoher Gäste so übel figuriren; und — was die Sache für Hildegard so besonders peinlich machte — sie wußte, daß der Baron, wenn er kein Spieler war, so doch gern und hoch spielte. Bis gestern Abend war das eines seiner „Cavalierfaibles“ gewesen; heute war es eine böse Leidenschaft, welcher der Mann nicht fröhnen durfte, der sich um Erna bewarb!

Es war bereits gegen elf Uhr, als der Baron Otto aufsuchte, um einen Wagen in die Stadt zu erbitten und ihm bei der Gelegenheit den „eigentlichen Inhalt der Nachrichten mitzutheilen, die er aus der Heimath erhalten“. Ein jüngerer Bruder, selbstverständlich Offizier, hatte Schulden gemacht und stand auf dem Punkte, cassirt zu werden, wenn diese Schulden — bei deren Creirung es nicht ganz reinlich zugegangen zu sein schien — nicht sofort gedeckt würden. Die Verwandten, sämmtlich vermögenslos, waren außer Stande, für den jungen Mann einzutreten; man hatte sich als letzte Zuflucht an ihn — den älteren Bruder — gewandt, der, wenn er auch schwerlich das Nöthige selbst besitze, es doch vielleicht von den reichen Freunden, mit denen er auf einem so guten Fuße stehe, geliehen erhalten könne. Ob Otto ihm aus einer Verlegenheit helfen wolle, die schwerer auf ihn drücke, als es je eine andere gethan, die er sich selbst bereitet? Es handele sich um keine große Summe, nur um elende dreitausend Thaler.

Otto gerieth in die peinlichste Verwirrung. Seine Baarkasse war durch die unaufhörlichen Forderungen, welche Hildegard in den letzten Tagen gemacht, fast erschöpft, und morgen hatte er die Hypothek von fünftausend Thalern, deren er gegen Bertram Erwähnung gethan, zu zahlen, ohne zu wissen, woher er das Geld nehmen sollte. Der Augenblick, von dem Bertram gesagt, daß er kommen werde, stand bevor, ja war eigentlich schon da: der furchtbare Augenblick, wo er Hildegard seine Lage entdecken mußte. Und wieder war es auch Hildegard, die ihm wenigstens den ersten Stoß abwehren konnte. Er hatte ihr im Laufe der Jahre bei verschiedenen Gelegenheiten bedeutende Schenkungen gemacht, die in sicheren Papieren angelegt waren, wenn sie auch die Zinsen immer voraus verbrauchte. Es war ihm ein gräßlicher Gedanke, ihr einen Theil dieses Geldes wieder abfordern zu sollen, und er hatte sich zugeschworen, es nicht zu thun, es komme nun, wie es wolle. Aber man thut für einen Freund, wozu man für sich selbst nicht den Muth hätte, und so sagte er denn dem Baron, daß er, selbst momentan außer Stande, ihm gefällig zu sein, diese Gefälligkeit von Hildegard erbitten wolle, überzeugt, wie er sich halte, sie werde ihrem Protégé mit Freuden den kleinen Dienst leisten. Der Baron schien zu schwanken, meinte aber dann, dergleichen Angelegenheiten könne man nicht mit Frauen verhandeln; er werde sich auch so Rath verschaffen; bestieg, nachdem er sich von Lydie verabschiedet und sie gebeten hatte, ihn bei den anderen Damen, die nicht sichtbar wurden, zu entschuldigen, den inzwischen angespannten Wagen und fuhr davon mit dem Versprechen, wenn nicht zum Diner,

so doch spätestens zum Beginn des Balles zurück zu sein.

Otto wäre so gern mit ihm gefahren. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Heute war die entscheidende Kammersitzung. Fiel die Abstimmung für ihn, durfte er, ohne allzu sanguinisch zu sein, durch die Steigerung des Werthes seiner Fabriken auf eine Steigerung seines Credits hoffen, mit Hülfe derer er den hereindrohenden Sturm beschwichtigen konnte. Im entgegengesetzten Falle war er, wie er sich selbst im Inneren fortwährend wiederholte, ein verlorener Mann, er hätte denn jenen äußersten Schritt thun und sich an Bertram um Hülfe wenden müssen, der sie ihm ganz gewiß nicht verweigern würde, von dem er sie aber ebenso gewiß nicht verlangen durfte, in Anbetracht des mißlichen Verhältnisses, welches um Erna's willen zwischen dem Freunde und der Gattin obwaltete.

Hildegard hatte nach langem Bedenken ihm vorgestern den Verdacht mitgetheilt, daß Niemand als Bertram der von ihr so sehr gewünschten Verbindung im Wege stehe. Die unlautere Quelle, aus der sie ihren Verdacht geschöpft — sie sprach freilich nicht von Verdacht, sondern von einem Factum —, nannte sie weislich nicht. Der arme Otto mußte natürlich ganz entsetzlich finden, worüber er im Inneren nichts weniger als unzufrieden war. Er hätte Erna gewiß einen jüngeren Gatten gewünscht; aber er selbst liebte und bewunderte den Jugendfreund aufrichtig, und wenn Erna ihn in ihrer Weise liebte, nun — sie hatte immer ihren besonderen Geschmack gehabt; er hatte sie nie begriffen — sie würde schon wissen, wie es um ihr Herz stand; und — wenn ihm der Freund geholfen haben würde, der Schwiegersohn that es gewiß, und er würde dann auch seine Scheu, sich an ihn zu wenden, überwunden haben. Aber es konnte ja nicht sein; Hildegard würde es nimmer zugeben, und nun — in dem Augenblick, wo er in das Haus zurückkehrte, nachdem er den Baron bis zum Wagen begleitet — erklärte ihm Hildegard, daß sie sich völlig hinsichtlich Bertram's geirrt, daß Bertram durchaus unschuldig sei, daß sie ihm viel abzubitten habe und untröstlich wäre, wenn er nun doch abreiste, wie sie aus Mittheilungen, die Konski gemacht, schließen müsse. Otto möge ja sofort hinaufgehen und sich seines Bleibens versichern; sie selbst würde es thun, wenn sie auch nur einen Moment erübrigen könnte; aber er sehe selbst, wie die Fürstin sie nicht von ihrer Seite lasse.

Otto wußte nicht, ob er über die neue Wendung, welche die Angelegenheit genommen, sich freuen oder betrüben sollte. Er hatte unter der Spannung zwischen dem Freunde und der Gattin peinlich gelitten, und daß nun Alles wieder gut und besser als zuvor, war gewiß sehr schön. Aber mit Hildegard's Versicherung, daß Bertram gar nicht an Erna denke, schwand auch wieder der letzte Hoffnungsstrahl, es werde ihm von jener Seite die Rettung kommen. Dabei sagte er sich, Bertram würde nicht reisen, ohne noch einmal — zum letzten Male — die Rede auf das oft Besprochene zu bringen und sein Anerbieten zu wiederholen; und er fürchtete sich vor sich selbst, er könne schwach genug sein, es zu acceptiren. So versicherte er denn Hildegard, er werde alsbald zu Bertram gehen und ihn auf jede Weise zum Bleiben zu bewegen suchen; aber er that es nicht. Es hatte auch wohl keine so große Eile. Bertram konnte nicht fort, ohne ebenfalls einen Wagen zu bestellen. Das war bis jetzt nicht geschehen. Vielleicht geschah es überhaupt nicht; und weshalb sich so die schreckliche Aufregung unnöthig bereiten? Und dann: der Forstcandidat kam ohne ihn mit der Ausschmückung des Thores schwerlich zurecht. Hildegard hatte immer gesagt, daß der alte gothische Bau, als der Endpunkt

der via triumphalis, auch der Glanzpunkt werden müsse. Hildegard sollte zufrieden sein.

Und fünf Minuten später war Otto in hitzigem Streit mit dem Forstcandidaten, welcher die Landesfahne auf dem linken Erker haben wollte, während doch Hildegard ausdrücklich angeordnet, dieselbe müsse vom rechten flattern.

Unterdessen war Hildegard wieder zu Alexandra geeilt; sie hatte nicht übertrieben: Alexandra kam kaum noch von ihrer Seite. Sie wollte durchaus wissen, wie es bei einer solchen Gelegenheit in einem deutschen Hause zugehe. Sie könne sich keine Vorstellung davon machen, da bei ihr zu Lande Alles in den Händen des Hausmeisters und der anderen Leute liege und bei der Aufführung des Stückes die Wirthin ebenso im Parquet sitze wie ihre Gäste. Es gewähre ihr ein unglaubliches Vergnügen, nun auch einmal einen Blick hinter die Coulissen zu werfen; wenn Hildegard sie ein wenig lieb habe, dürfe sie ihr dies Vergnügen nicht versagen. Es fiel Hildegard nicht allzu schwer, die erste Scheu, welche sie bei dieser wunderlichen Zumuthung empfand, zu überwinden. Die Einrichtung ihrer Küchen, Speisekammern und Vorrathsräume war so glänzend und in einem so großen Stil, wie nur immer in einem fürstlichen Palais, ganz entsprechend den kolossalen Vorbereitungen, die man zu dem Feste traf — sie durfte die Ausrufe des Erstaunens, der Bewunderung, in welchen sich die junge Fürstin erging, als einen ihr gebührenden Tribut mit Bescheidenheit entgegennehmen. Aber jene ließ es nicht bei der müßigen Bewunderung; sie wollte selbst Hand anlegen, und die Spitzenärmel von den weißen Armen zurückstreifend und eine Kelle ergreifend, begann sie zum Jubel des ganzen Küchenpersonals einen Pudding zu rühren. Bei diesem Uebermuth war Alexandra von einer so hinreißenden Liebenswürdigkeit, so völlig frei von jeder Affectation, und selbst die tollsten Possen, die sie trieb, standen ihr so drollig — Hildegard war ganz außer sich vor Entzücken und forderte im Vorübergehen Lydie auf, an dem Bilde und Benehmen der Fürstin den Unterschied zu studiren, welcher zwischen einer genialen Frau bestehe und einer, die das Geistreichsein affectire und dadurch nur den Spott der wirklich Geistreichen hervorrufe.

Das grausame Wort war zugleich das erste, welches sie seit gestern Abend an Lydie richtete.

Der Baron konnte nicht in so plötzliche tiefe Ungnade fallen, ohne Lydie in seinen Sturz hineinzuziehen; ja in Hildegard's Augen traf diese womöglich noch schwerere Schuld. War sie es doch gewesen, welche unablässig des Barons Lob gesungen, dem Baron das günstigste Zeugniß ausgestellt, das Ansehen, dessen sich derselbe bei Hofe erfreuen sollte, gar nicht groß genug hatte schildern können, — Alles natürlich nur, um die ahnungslose Freundin zu umgarnen und über ihre eigentlichen auf Bertram gerichteten Absichten zu täuschen. Es geschah der Betrügerin Recht, daß sie sich in diesen Absichten so völlig betrogen hatte! Und nun, als wäre das Maß ihrer Sünden nicht schon übervoll gewesen, zuletzt noch auf den unschuldigen Bertram einen so schweren Verdacht zu wälzen, zur Bekräftigung dieses Verdachtes einen Diebstahl zu begehen, sie — die Mutter — zur Mitschuldigen zu machen, ihr den unglücklichen Brief aufzudrängen, der, wie es sich nun zeigte, nichts gewesen war als die im Grunde harmlosen Ergüsse einer etwas überspannten Empfindung, in welcher sich junge Mädchen so gefallen — nun, die Zeit würde kommen, wo sie der Intrigantin dies lange Sündenregister vorhalten durfte, inzwischen mochte schwei-

gende Verachtung die gerechte, sehr gelinde Strafe sein.

Sie hatte dies verhängnißvolle Schweigen nun doch gebrochen; aber die unglückliche Lydie kannte die Freundin zu genau, um nicht auch ohne das zu wissen, in welche üble Lage sie gerathen war. Und hätte sie noch daran zweifeln können, wäre sie durch die Vorwürfe, mit denen der Baron sie überhäufte, sicher aufgeklärt worden. Bereits gestern Abend hatte er seiner üblen Laune in allerlei bitteren und höhnischen Worten Luft gemacht; heute aber, als er unmittelbar vor der Fahrt in die Stadt, nach der Unterredung mit Otto, unter dem Vorwande, sich bei den Damen verabschieden zu wollen, Lydie im Garten aufsuchte, kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Das also sei die vielgerühmte feste Position, die er in diesem Hause einnehme! Eine beliebige Abenteurerin brauche bloß zu kommen, um ihm im Handumdrehen die Gunst der Mutter zu entwenden — an die der Tochter habe er so wie so schon längst nicht mehr geglaubt! — ihm die Freundschaft des Vaters zu rauben; ihn, Alles in Allem, einer Behandlung auszusetzen, die sich kein Commis voyageur gefallen ließe! Und er werde es sich nicht gefallen lassen, davon möge Lydie überzeugt sein! Er werde der Schleppenträgerin, der Achselträgerin, die ihre Freunde wechsele wie ihre Handschuhe; er werde dem Pantoffelhelden, dem Knicker, der für einen Freund in Verlegenheit nicht einmal ein paar lumpige tausend Thaler übrig habe, beweisen, daß sich ein Lotter-Bippach nicht ungestraft an der Nase führen lasse; und vor Allem solle es ihm der hochmüthige, verliebte Pedant entgelten, der ihm doch schließlich die Geschichte eingerührt habe! Wenn Lydie, wenn die Anderen nicht sehen wollten oder nicht sehen könnten — er habe offene Augen, er lasse sich kein X für ein U machen; er wisse, wie der Hase laufe; aber der Hase möge sich in Acht nehmen vor Jemand, der ihm den Balg noch übel zausen werde, ehe er sich's vermuthe! Es sei noch nicht aller Tage Abend; und was den heutigen Abend betreffe, so werde er jedenfalls — zum Trotz und Aerger Aller, die ihn ins Pfefferland wünschten — rechtzeitig sich einstellen. Ob das gnädige Fräulein die Gnade haben wolle, ihm den ersten Contretanz zu reserviren?

Damit und mit einer höhnischen Verbeugung war er davon gestürmt, Lydien in Kummer und Schrecken zurücklassend. Aber der Schrecken war größer als der Kummer. Sie hatte den Baron nie so gesehen, nie für möglich gehalten, daß der Mann so sein könne. Wenn er seine Drohung wahr machte! Seine Augen waren mit Blut unterlaufen gewesen und hatten so gläsern stier geblickt; und er hatte so gräßlich gelacht; und war ein so großer, starker Mann, dem kränklichen Bertram an Körperkräften gewiß weit überlegen. Wenn er eine Scene provocirte, zur rohen Gewalt griff! wozu greifen diese Männer nicht in ihrer Wuth und Verzweiflung!

Die alte Liebe zu Bertram, die sie denn doch in ihrer Weise empfunden und die sie damals ihrer Eitelkeit und Weltlust zum Opfer gebracht, regte sich wieder. Sie fühlte es zu ihrem Entzücken. Ja, sie hatte gelogen und getrogen, um zu einem Ziele zu gelangen, das die pure Berechnung sich ausgeklügelt. Aber sie war besser, als wofür sie selbst sich gehalten. Sie hatte ihrem Verstande zu folgen geglaubt und war, ohne es zu wissen, ihrem Herzen treu gewesen. Und sie wußte es in dem Augenblicke, da den Geliebten eine ernstliche Gefahr bedrohte. Und seltsam! sie, die in den letzten Tagen jede Hoffnung, den Geliebten zurückzugewinnen, aufgegeben, die ihn voll Neid und Mißgunst in den Banden der Liebe zu der jungen, schönen Nebenbuhlerin gesehen — einer beglückten, erwiderten

Liebe noch dazu —, sie zweifelte plötzlich an der Richtigkeit ihrer Beobachtungen; die alten Träume kamen wieder und behaupteten, daß sie die Wirklichkeit und alles Andere Chimäre. Jetzt konnte, jetzt mußte noch Alles gut werden! Die Lüge freilich und die Heuchelei waren ohnmächtig gewesen; die Wahrheit und die Liebe würden allmächtig sein!

Und indem sie nun den unglückseligen Brief, der sie über Erna's Empfindungen hatte aufklären sollen, in Gedanken recapitulirte und jedem Wort, das sich auf Bertram bezog, eine mildere Auslegung gab, dachte sie auch wieder jener Stelle, welche auf ein früheres Verhältniß Erna's anzuspielen schien. Sie sowohl als Hildegard, erpicht darauf, zu entdecken, was sie zumeist oder vielmehr einzig fürchteten: eine Neigung Erna's für Bertram, hatten auf die betreffende kurze Andeutung das mindeste Gewicht gelegt; eine Tanzstundenliebe, hatte Hildegard gesagt, und sie ihrerseits hatte es bestätigt, schon um von sich den Vorwurf fern zu halten, als habe sie, in ihrer verantwortlichen Stellung als Erna's Erzieherin und zweite Mutter, eine ernsthaftere Neigung des Kindes übersehen oder gar geduldet. Jetzt erschien ihr plötzlich, was sie für Phrase gehalten, als bedeutende und hoffnungsreiche Thatsache. — „Der Verrathene, die Verrathene!" — die Verrathene? das war doch am Ende sehr verständlich und erklärte so Manches, obgleich es in sich selbst wenig verständlich oder geradezu unerklärlich war. Ein so entzückendes Geschöpf wie Erna verräth wahrlich so leicht Keiner, verräth Niemand, der seine gesunden Sinne beisammen hat, wie es denn doch die jungen Herren heutzutage zu haben pflegen. War die Geschichte also mehr als eine flüchtige Phantasie — und das mußte man bei Erna's aller Frivolität abholdem Wesen annehmen —, so hatte Erna's leicht verletzlicher Stolz einen Bruch herbeigeführt, der — sich noch heilen ließ, der, wenn er geheilt wurde, das Kind von ihrer Caprice für Bertram zurückbrachte, Bertram, falls er sich, wie es schien, durch des Kindes unverhehlte Bewunderung hatte captiviren lassen, wieder frei machte — frei für sie, seine erste, seine wahre, seine einzige Liebe!

So irrte die aus Hildegard's Gunst und Nähe Verbannte durch die Gartenterrassen, jetzt in Thränen zerfließend und ihr bitteres Loos beklagend, jetzt selbstgefällig lächelnd und sich zu einem Glück gratulirend, das desto köstlicher war, je länger sie auf dasselbe hatte harren müssen. Wenn sie jetzt Erna begegnete! sich mit ihr aussprechen, sich mit ihr aussöhnen, dem Kinde durch Rath und That beweisen könnte, wie gut sie es mit ihm meine! Sie fühlte sich ganz in der Stimmung dazu, und — da kam Erna ihr entgegen! Die Scheu, die sie stets vor der Stolzen, Eigenwilligen empfand, wollte sich wieder regen; aber ein schneller Blick überzeugte sie, daß Erna noch eben geweint haben mußte und daß sie es wagen durfte.

Erna hatte noch eben geweint; aber das hatte sie freilich seit gestern Abend gethan, so oft sie sicher war, daß Niemand ihre Verzweiflung sah. Das holde Geschöpf war verzweifelt. Die ganze schlaflose Nacht hindurch hatte sie die letzte leise Frage Agathens: Was willst du thun, wenn es sich nun herausstellt, daß Kurt unschuldig ist? wie eines mahnenden Engels Stimme zu hören gemeint, und ihr klarer Kopf und ihr braves Herz hatten nichts antworten können als immer wieder: Dann bist du es, die an ihm zur Verrätherin geworden und ihn unglücklich gemacht hat. Konnte er unschuldig sein? Sie hatte sich ja so lange gesträubt, an seine Schuld zu glauben! hatte es erst gethan, als er erklärte, über

sein Verhältniß zu der russischen Dame sich nicht aussprechen zu dürfen, auch ihr gegenüber nicht, von der er um ihrer Liebe willen erwarten müsse, daß sie ihm vertraue, denn Vertrauen sei die Seele und zugleich der Prüfstein der Liebe. Ach, sie kannte noch einen anderen, fürchterlichen Prüfstein: das war die Eifersucht, die sie heimlich gegen die Unbekannte genährt und die in hellen Flammen aufgeschlagen war, als sie nun gestern vor ihr erschien, die Verhaßte, die Verführerin, in dem Glanze ihrer Jugend, Schönheit und Anmuth. Vergebens, daß sie sich gegen den Zauber wehrte, der von dieser Frau ausstrahlte; vergebens, daß sie Alles an ihr für unecht erklärte, außer etwa ihre Diamanten! sie fühlte sich mit jedem der verstohlenen Blicke, die sie auf die Nebenbuhlerin richtete, mehr und mehr gefesselt, bestrickt, hingezogen; und in demselben Maße gedemüthigt, besiegt, zuletzt vernichtet.

Ein entsetzlicher Zustand, der ihre geängstete Seele in völlige Nacht hüllte, aus der doch alsbald wieder ein Hoffnungsstern aufdämmerte. Wenn Kurt sie je geliebt — und er hatte es doch einmal gethan —, wie konnte er diese lieben, die — wie reizend und verführerisch immer — doch in Allem und Jedem der volle Gegensatz von ihr war? er, der ihr so oft versichert, daß er allen Prunk und alle Eitelkeit hasse, und daß er sie liebe, weil sie nicht prunke und nicht eitel und seine thaufrische Rose sei, die er nicht hingeben würde für eine Welt von strahlenden Treibhausblumen.

Und seine großen braunen Augen hatten dabei so ernst, so liebevoll auf sie herabgeleuchtet, und seine Lippen hatten gezittert vor innerster Rührung, und das wäre Alles nur Lüge gewesen von ihm, den sie wiederum geliebt, weil er ihr als ein hochherrliches Bild der Wahrhaftigkeit und Treue erschienen war?

Es konnte ja nicht sein!

Aber dann, was hatte sie gethan? was sollte sie thun, wenn der Andere, der Gute, Edle, dem sie, wie Agathe sagte und ihr Herz bestätigte, so unzweideutige Beweise ihrer Neigung gegeben, vor sie trat und sprach: Ich komme, dein Wort einzulösen: alle Flavio's der Welt hätten Hilarie nicht verhindert, den Oheim zu lieben, wenn sie überzeugt gewesen wäre, daß er sie wahrhaft liebte. Und du weißt es: ich liebe dich! — was konnte sie thun, als mit Hilarien sprechen: Ich bin dein auf ewig. Er würde ihr nicht zu Füßen fallen und rufen: Du machst mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne! aber sie wußte, er würde glücklich sein!

Ach, weshalb war sie nicht der Stimme gefolgt, die ihr zurief — an jenem ersten Abend, da sie ihn im Walde traf und er ihr sein Herz öffnete —, öffne auch ihm dein Herz, sage ihm Alles! da wäre es Zeit gewesen, die einzige; denn schon am nächsten Tage hatte sie in seinen Augen gelesen, was sie so stolz machte — so glücklich! — glücklich? großer Gott!

Das war das Glück, daß sie jetzt auf der Stelle sterben wollte, um den Qualen zu entrinnen, die ihr das Herz zerrissen.

Ahnte er denn gar nichts von diesen Qualen? weshalb war er nicht gestern Abend zu ihr gekommen? ein Augenblick hätte sich schon gefunden; hatte er doch für die Fürstin eine volle Stunde gehabt. Es mochte für ihn eine Erholung gewesen sein, nachdem er so lange einer geistreichen Unterhaltung entbehrt. War sie die schöne Wittwe der Novelle, welche den Oheim über den Verlust Hilariens tröstete? und Hilarie schon auf dem Punkte angelangt, diesen Trost zu wünschen, herbeizusehnen?

Ihr scheuer Blick irrte zu den Fenstern Bertram's hinauf, unter die sie doch nicht absichtslos gerathen war. Wenn er sich

jetzt da oben zeigte? winkte: Ich komme hinab! warte auf mich!

Wie ein aufgeschrecktes Reh huschte sie in einen der Terrassengänge, hinter dessen Mauer sie von jenen Fenstern nicht gesehen werden konnte, und brach in Thränen aus, als sie sich ihrer Feigheit bewußt wurde. Lydie erschien an dem anderen Ende des Ganges; sie konnte ihr nicht ausweichen; sie bog sich an das Weinspalier, ihre Augen zu trocknen, und da war auch Lydie schon an ihrer Seite, zu ihren Füßen, ihre Kniee umklammernd, das Gesicht in ihr Kleid drückend, schluchzend.

Es war ein Theatercoup, von dem Lydie bei allen möglichen Gelegenheiten, gleichviel ob passend oder unpassend, Gebrauch machte — Erna wußte es wohl; aber heute hatte sie nicht den Muth, sich loszureißen; heute fand sie kein herbes oder ironisches Wort; ja, sie beneidete fast ein Wesen, das für seine Gefühle, welcher Art sie auch seien, einen solchen Ausdruck fand. Sie suchte die Knieende emporzuheben.

„Ich bleibe so liegen, bis du mir verziehen hast," murmelte Lydie.

„Ich thue, was du willst; aber steh' auf — um Himmelswillen!"

Sie hatte Lydie in eine Nische gezogen, welche sich in der Mauer öffnete und wenigstens Schutz vor den Blicken der Leute gewährte, die noch überall, die Terrassen hinauf und hinab, mit den Vorbereitungen zu der Illumination beschäftigt waren. In der Tiefe der Nische befand sich eine steinerne Bank, vor der ein runder steinerner Tisch stand. Lydie ließ sich auf die Bank sinken, bog das mit den Händen bedeckte Gesicht auf den Tisch und murmelte mit einer vor Schluchzen und Weinen oft kaum vernehmlichen Stimme ihr Schuldbekenntniß: Sie habe sich durch Umfrage bei den Leuten überzeugt, daß der Brief, welchen Erna an jenem Morgen unter der Platane geschrieben und von dem sie mit Bestimmtheit angenommen, derselbe sei an Agathe gerichtet, nicht abgeschickt worden, und außerdem durch scheinbar arglose Anspielungen von Agathen selbst herausgebracht, daß diese vor ihrer Abreise keinen Brief erhalten. Da habe sie, durch Erna's Zimmer kommend, die Mappe liegen sehen — unverschlossen, wie sie zu ihrem Staunen bemerkt. Sie habe der Versuchung nicht widerstehen können, nachzuforschen, ob der Brief noch vorhanden. Der Brief habe da gelegen; ein Schwindel habe sie erfaßt —

„Ich sagte mir, daß du vor Agathen keine Geheimnisse hast, daß du ihr geschrieben haben würdest, wie du für ihn fühlst, ob du ihn liebst — ich mußte es wissen —, meine Zukunft, mein Glück, meine Seligkeit — Alles, Alles war in der einen Frage. Habe Mitleid mit einer Unglücklichen, welche die Eifersucht zur Verbrecherin gemacht hat — an ihrem eigenen Kinde; ich habe dich immer so geliebt; ich hätte dir jedes andere Opfer gebracht; nur dieses nicht — es ging über meine Kräfte!"

So jammerte Lydie, und Erna empfand es wieder als etwas Seltsames, daß sie nicht von dem Platze neben der Weinenden aufsprang und sie allein ließ mit ihrer Albernheit und Verlogenheit; daß sie dem sentimentalen, übertriebenen Gerede zuhören konnte, ohne Ekel zu empfinden. Ja, es regte sich etwas in ihr, vor dem sie erschrak; etwas, das wie ein Wunsch aussah, es möchte an dem Gerede etwas Wahres sein.

Lydie bemerkte durch den Thränenschleier, in den sie sich hüllte, sehr wohl, daß Erna ihre Bekenntnisse viel günstiger aufnehme, als sie irgend zu hoffen gewagt. Das gab ihr den Muth, den errungenen Vortheil bis aufs äußerste zu verfolgen.

„Ich kann und will mich nicht von aller Schuld freisprechen," rief sie; „ich bin eitel und leichtsinnig gewesen; ich bin der Lockung, Gräfin von Finkenburg zu werden, erlegen — es würden noch Manche erlegen sein, welche nicht wie wir Aschhofs die Reihe ihrer Ahnen bis zu den Kreuzzügen zurückleiten und drei Mohrenköpfe im Wappen führen. Aber Eitelkeit und Leichtsinn waren es doch nicht allein. Ich war aufrichtig überzeugt, daß ihm die Verbindung mit dem armen adeligen Mädchen, das ihm nichts mitbrachte als ihre Prätensionen, nur hinderlich sei; daß er eine bessere, passendere Wahl hätte treffen können und nachträglich treffen werde, sobald ich ihm sein Jawort zurückgegeben. Wenn ich freilich geahnt hätte, er würde es so schwer nehmen! um nichts in der Welt würde ich gehandelt haben, wie ich es gethan; aber um Alles in der Welt möchte ich gut machen, was ich gethan, so weit es noch möglich ist. Sollte es denn so ganz unmöglich sein, Erna? Sieh, er ist doch nun beinahe fünfzig, und wie lange wird es dauern, so ist er ein alter Mann. Kränklich ist er überdies; ich weiß von seinem Diener, daß er an Herzklopfen leidet und an Schlaflosigkeit und sein Arzt in Berlin ihm alle möglichen Vorsichtsmaßregeln auf die Reise gegeben hat. Da braucht er doch Jemand, der ihn pflegt und seine schlechten Launen geduldig erträgt — denn alle kranken Leute sind launisch. Ich hab's bei meinem Onkel, dem Minister, erlebt, den alle Welt für ein Lamm von Güte und Gleichmuth hielt, und der es auch war, bis seine asthmatischen Anfälle kamen, wo es denn kein Mensch bei ihm aushalten konnte. Ja, das muß man durchgemacht haben, und Gott möge dich bewahren, du liebes, süßes Kind, daß du es erfährst, daß du dein junges, duftiges Leben an der Seite eines gebrochenen Mannes hintrauern solltest, der keine Leidenschaft mehr hat als seine Bücher und seine Politik. Wenn die ihn ruft, da muß er freilich folgen und Konski die Koffer packen. Der arme Mensch — ich habe ihn vorhin gesprochen — er bliebe so gern und machte die Tage hier mit; überdies hat er sich, glaube ich, in die Aurora verliebt; aber da hilft nichts, sagt er; morgen werde unwiderruflich gereist. Es ist vielleicht recht gut, denn der Baron ist in einer entsetzlichen Wuth gegen ihn, und ich weiß nicht, was er in seiner Verzweiflung thut, wenn du ihn nicht überzeugst, daß er sich, daß wir Alle uns geirrt haben. Ach, hätten wir es doch! mein süßes, geliebtes Kind! Du würdest uns Allen Ruhe und Frieden bringen, und ich wollte dir unablässig deine lieben Hände, den Saum deines Kleides küssen."

Sie bedeckte Erna's Hände und Gewand mit Küssen; Erna ließ es geschehen; sie achtete nicht auf Lydie's Thun, auf ihre Rede; sie saß da, starren Auges hinausblickend über den Garten und über das Dorf nach den Bergen drüben, an deren Seite ein Stück der Chaussee sichtbar wurde, welche von Norden her über das Gebirge auf die Chaussee in dem westöstlichen Thale schnitt. Lydie's scharfe Augen nahmen die Richtung von Erna's Blick auf, und sie sah, was Erna sah: die von Blitzen durchzuckte Staubwolke, welche sich mit der Chaussee in Schlangenlinie herabsenkte; und jetzt kam, abgedämpft durch die große Entfernung, aber doch deutlich vernehmbar, ein dumpfer Schall herüber: Trommelschlag; und unten, vom Eingang des Dorfes, krachte ein Böllerschuß, verkündend, daß das Regiment im Anmarsch sei.

Erna war emporgefahren, als habe sie der Schuß ins Herz getroffen.

„Um Gotteswillen, Kind, was ist dir?" rief Lydie, über das blasse Gesicht und die starren Augen erschrocken.

Und abermals erschrak sie, als das seltsame Kind sich plötzlich in ihre Arme warf, wie Hülfe suchend vor einer hereindrohenden Gefahr, sich dann ebenso plötzlich wieder losriß, den Gang hinaufeilte und alsbald hinter einem Mauervorsprung verschwand.

„Was bedeutet denn das?“ fragte sich Lydie.

Wie zur Antwort kam der Trommelschlag „unseres Regiments“ deutlicher als vorhin über das Thal.

„Ah!“ sagte Lydie.

Ein Lächeln zuckte über ihr Gesicht.

„Unmöglich wäre es nicht,“ murmelte sie; „und wenn es ist, will ich es schon herausfinden.“

Sie wandte sich, ins Schloß zu gehen, von dessen Thurm eben die große Fahne emporflatterte, welche „unser Regiment“ in dem Augenblick begrüßte, als die Tête ihren Fuß auf die Dorfstraße setzte.

*   *
*

Auch zu Bertram war der kriegerische Ton gedrungen. Er lehnte sich in dem Schreibsessel zurück und lauschte mit angehaltenem Athem.

„Wie mag nun erst ihr das Herz klopfen,“ sprach er vor sich hin.

Er erhob sich und trat an das offene Fenster. Von seinem höheren Standpunkte konnte er ein größeres Stück der Chaussee überblicken und deutlicher das Blinken der Bajonette sehen durch die Staubwolke, die ein lebhafterer Wind auf Momente aus einander trieb, so daß ein Bruchstück der marschirenden Colonnen hervortrat.

Unten im Dorf wurde der Böller gelöst; von den Bergen drüben rollte das Echo.

„Und wie mag das durch ihr Herz dröhnen!“

Aus dem Schlafzimmer nebenan, wo er für die morgen bevorstehende Abreise die Sachen zusammenzulegen angefangen hatte, kam eilfertig Konski; ob sich der Herr Doctor noch nicht anziehen wolle? es sei nun wohl die höchste Zeit.

„Ich habe keine Eile,“ bedeutete ihn Bertram.

„Es ist nur,“ sagte Konski, „weil die Frau Amtsräthin so dringend wünscht, Sie möchten bei dem Empfang der Herren Offiziere zugegen sein. Die Aurora ist schon zweimal deshalb an der Thür gewesen.

Konski deutete nach dem Schlafzimmer und lächelte.

„Ich will nicht bei dem Empfange zugegen sein,“ sagte Bertram; „aber ich kann mich immerhin zurecht machen.“

Er war Konski in das Schlafzimmer gefolgt.

„Wie stehen Sie mit dem Mädchen?“ fragte er, während Konski ihn bediente. „Sie werden sich beeilen müssen, wenn Sie noch mit ihr ins Reine kommen wollen.“

„Ist bereits Alles in schönster Ordnung,“ erwiderte Konski, — „seit gestern Abend. Bei uns geht so was immer fix, wissen Herr Doctor, und da habe ich denn noch gleich eine recht große Bitte. Die Aurora — curioser Name, nicht wahr, Herr Doctor? und die anderen, die sie hat, sind auch nicht besser: Amanda, Rolline — ich danke! na, dafür kann sie nicht; ich werde sie in Berlin ein bischen umtaufen, aber, was ich sagen wollte, Herr Doctor: sie besteht partout darauf, daß wir schon Anfang October heirathen, weil Ende October die Hochzeit von der Christine und dem Peter Weißenborn sein soll und sie die Christine damit ärgern will — sagt sie; ich glaube aber eher den Weißenborn, der ihr höllisch die Cour geschnitten und ihr ja auch wohl die Ehe versprochen hat. Und wenn der Herr Doctor nun doch erst später und vielleicht in diesem Jahre gar nicht mehr nach Italien geht, so dachten wir —“

„Sie wissen, wie ungern ich Sie verliere," sagte Bertram; „aber ich will Ihrem Glücke nicht im Wege sein."

„Mein größtes Glück wäre es, Zeit meines Lebens bei Ihnen bleiben zu dürfen, Herr Doctor," sagte Konski; „und es gäbe ja eine Möglichkeit, meint die Aurora —"

„Nun?"

Konski zögerte etwas mit der Antwort, faßte sich dann ein Herz und sagte, verlegen schmunzelnd:

„Wenn Sie die große Gütigkeit hätten und auch heiratheten, Herr Doctor!"

„Da müßt ihr schon auf einen anderen Ausweg denken."

Bertram hatte sich abgewandt; Konski entfernte nachdenklich ein paar Stäubchen von der schwarzen Weste, die er in der Hand hielt, und sagte:

„Sie müssen mir nicht bös sein, Herr Doctor. Das Weibsvolk kann's nicht lassen, sich so was in seinem Kopf zurechtzudenken, und die Aurora hat einen sehr anschlägigen Kopf. Sie meint, es wäre doch gar zu pläsirlich, wenn ich Bedienter bei dem Herrn Doctor bliebe und sie Kammerjungfer bei der jungen gnädigen Frau würde; dann könnten die Herrschaften nach Italien gehen oder wohin sie wollten — wir vier wären doch immer schön bei einander."

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen," sagte Bertram; „geben Sie mir meine Weste."

„Dann bitte ich um Entschuldigung," fuhr Konski fort, indem er dem Herrn das verlangte Kleidungsstück reichte und den Frack zur Hand nahm. — „Aber sie läßt mir keine Ruhe und sagt, mit dem Baron, das sei ganz aus; und was sie so gehört habe, wie die Frau Amtsräthin noch heute Morgen mit dem Herrn Amtsrath über den Herrn Doctor gesprochen, so könne der Herr Doctor man dreist fordern und er kriegte sechse, bloß daß sie man eine haben; — und was die eine, das junge gnädige Fräulein, ist, na, das weiß ich doch besser als Alle, wie viel die von dem Herrn Doctor hält."

Der gute Mensch konnte zu seinem Leidwesen nicht wahrnehmen, welchen Eindruck diese Rede auf den Herrn gemacht, denn der hatte sich wieder von ihm abgewandt; und nun kam ein eiliger, schwerer Schritt durchs Arbeitszimmer; es klopfte und der Amtsrath steckte den Kopf zur Thür herein, ob er einen Augenblick stören dürfe? Bertram bat, näher zu treten, und winkte Konski, das Schlafzimmer zu verlassen.

„Ich wollte heute schon zehnmal zu dir," sagte Otto; „Hildegard ist in der größten Sorge, du möchtest doch noch abreisen — und, weiß es Gott — du hast gepackt!"

„Für morgen," erwiderte Bertram, „länger kann ich auf keinen Fall bleiben. Für heute, siehst du, bin ich bereits wie du in Gesellschaftstoilette. Nur müßt ihr freilich entschuldigen, wenn ich erst zum Diner erscheine; ich bin mit meinen Briefen noch nicht fertig; und, offen gestanden, ich möchte mich gern um die Empfangsscene drücken."

„Ich mich auch, wenn ich dürfte," sagte Otto; „sie kommen in höchstens zehn Minuten; ich habe keinen Augenblick zu verlieren — keinen Augenblick."

Aber er rührte sich nicht aus dem Stuhl, auf den er sich hatte fallen lassen. Seine Miene war die eines Zerstreuten, ja mit seinen Gedanken völlig Abwesenden.

„Wenn der Landtag sich gegen die Eisenbahn entschieden hat," murmelte er.

„Wir müssen darauf gefaßt sein," erwiderte Bertram.

„Es ist jetzt halb fünf; die Sitzung ist jedenfalls schon beendet."

„Du erfährst das Resultat morgen noch früh genug."

„Ich denke, Lotter, der in der Stadt ist, wird so lange gewartet haben — ich hatte ihn darum gebeten. Er wollte zum Diner zurück sein. Ich habe übrigens kein Vertrauen mehr zu Lotter's Einfluß."

„Desto besser."

Die Freunde sprachen mit dumpfer Stimme, als ob ein schwerer Druck gleichmäßig auf ihnen laste; Bertram, der an seinen Schreibtisch gelehnt stand, starrte auf den Boden, Otto's Blicke irrten im Gemache umher, er fingerirte mit beiden Händen auf den Lehnen des Sessels, die er nun plötzlich krampfhaft umfaßte.

„Ich muß hinunter," sagte er.

Er hatte sich jäh aufgerichtet und ein paar Schritte nach der Thür gemacht.

„Otto!"

„Du kommst mit?"

„Nein. Ich habe dich um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, die du mir nicht abschlagen wirst."

Bertram war auf den Freund zugetreten mit ausgestreckter Hand, in die jener mechanisch die seine legte.

„Ich wollte dich bitten, über mich zu verfügen, im Falle du, was ich bei dem Wirrwarr, in dem du jetzt lebst, sehr begreiflich fände, für die morgen fällige Hypothek noch nicht anderweitig für Deckung gesorgt hast. Ich habe deswegen noch nicht einmal nach Berlin zu schreiben brauchen. Aus meiner italienischen Reise wird nichts, und ich hatte mich, wie du weißt, auf lange Zeit eingerichtet. Mein Creditbrief lautet auch auf deinen Bankier in der Stadt; ich wollte dort die erste größere Summe entnehmen; ich kann — unter irgend einem Vorwande — das Geld auf einmal flüssig machen. Es reicht gerade."

„Das hatte ja Alles bis morgen Zeit," murmelte Otto; „indessen ich danke dir — für deine gute Absicht. Ich fahre vielleicht morgen, wenn du durchaus fort willst, mit hinein — wir werden ja dann sehen."

Seine Wangen brannten; die Hand, welche Bertram noch immer hielt, zitterte wie eines Menschen, der einen großen physischen Schmerz erduldet. Bertram bemerkte es wohl.

„Es thut mir herzlich leid, daß ich dich so quälen muß," sagte er; „aber du hast mir die Wahl des Augenblicks nicht gelassen. Ich spreche dich ganz sicher heute nicht mehr, und wer weiß, ob morgen. Also kurz und bündig: ich habe außerdem alle Vorbereitungen getroffen, um von meinem Vermögen so viel in kürzester Zeit flüssig zu machen, wie du zum Arrangement deiner Angelegenheiten brauchst. Du erinnerst dich unserer Unterredung, als wir vergangenen Sonnabend aus der Stadt zurückfuhren. Bedingungen stelle ich heute so wenig wie damals; denn daß du das Arrangement unter Mitwirkung des Rechtsfreundes vornimmst, daß du ihm in den Bestimmungen über die Fabriken möglich freie Hand läßt, und endlich, daß deine Frau vollständig eingeweiht wird — sind nicht sowohl Bedingungen als Nothwendigkeiten. Die letzte und dir jedenfalls peinlichste will ich dir sogar abnehmen, wenn du willst."

Aus Otto's Wangen war die Röthe bis in die Stirn gestiegen.

„Es ist unmöglich," stieß er heraus; „ich kann es nicht annehmen."

„Wenn ich dir das Geld schenken wollte! das will ich doch nicht."

„Das Geld — das Geld — aber Hildegard! Der Glanz heute — die Fürstin — all' die Offiziere — die große Gesellschaft — hundertfünfzig Couverts und morgen die Misère — es ist unmöglich! und selbst wenn du wirklich den Muth — wenn du mit ihr sprechen wolltest, meine ich — ihr steht jetzt wieder so gut, sie wollte selbst zu dir kommen — und ich hatte schon gedacht — aber

das — das würde sie dir nie vergeben — nie!"

„Ich bin darauf vorbereitet," erwiderte Bertram; — „offen gestanden: an deinem Wohl liegt mir mehr als an der Gnade deiner Frau. Otto, hier ist keine Zeit zu langem Parlamentiren; ein einfaches Ja von dir, und die Sache ist abgemacht — jetzt oder nie — hörst du!"

Vom Schloßweg herauf erschallte volltönige Militärmusik; auf dem Hofe wurde es laut von durch einander rufenden Stimmen. Otto stand noch immer unentschlossen.

„Es geht nicht," murmelte er wieder; „ich kann es nicht."

Und dann, plötzlich auch Bertram's andere Hand ergreifend:

„So heirathe wenigstens Erna! Hildegard wird sich darein finden, wenn sie Alles weiß. Erna ist dir gut — laß mich mit ihr reden!"

„Ein Wort von dir, und — ich werde meinen Entschluß nicht ändern — er steht ein für alle Mal fest; aber du und ich, wir sehen uns niemals wieder."

Bertram hatte sich heftig losgerissen und ein paar schnelle Schritte gemacht; jetzt kam er zu Otto zurück, der in gänzlicher Rathlosigkeit dastand, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Otto, denke daran, was wir uns geschworen haben in den lieben Bonner Tagen: Freunde zu sein und zu bleiben in Freud' und Leid, in Noth und Tod. Ich meine, das reicht aus; und so bitte ich dich, sprechen wir von Erna nicht, oder bringen wir sie wenigstens nicht mit der Angelegenheit in eine Verbindung, die für mich beleidigend ist, weil sie die Reinheit meiner Motive verdächtigt. Ich kann dir noch mehr sagen, worüber ich mir bis auf Weiteres deine Verschwiegenheit erbitte. Ich habe triftigen Grund, anzunehmen, daß Erna über ihr Herz bereits entschieden hat, was denn auch gewisse Sonderbarkeiten in ihrem Betragen, die euch und auch mir aufgefallen sind, erklären mag. Ich glaube, daß ich bald erfahren werde, wie es damit steht. Ich habe dir und deiner Frau, indem ich euch vor Lotter warnte, einen Beweis meiner scharfen Beobachtung und meiner treuen Freundschaft gegeben. Traut mir auch ferner; ihr werdet es nicht bereuen. Und nun, alter Junge, geh' mit leichterem Herzen, als du gekommen bist, und empfange deine Gäste; oder die große Hauptaction geht ohne dich in Scene, und das wäre etwas, das Hildegard mit Recht nie vergeben würde."

Er drängte den Zaudernden, Fassungslosen zur Thür, als diese von Konski aufgerissen wurde: „Herr Amtsrath, Herr Amtsrath! die gnädige Frau ist außer sich; sie kommen eben auf den Hof!"

Otto war davongeeilt; Bertram stand noch in der Nähe der Thür, auf die sein starrer Blick gerichtet blieb.

„Das war der erste Schritt," murmelte er; „nach Allem, was ich schon erlitten, hätte ich nicht geglaubt, daß er mir so schwer werden würde; aber er mußte gethan werden."

Er ging langsam hin und her und blieb wieder stehen.

„Mußte er gethan werden? und so? wäre es nicht besser gewesen, ich hätte nicht völlig geleugnet? ich habe doch nicht in jedem Falle entsagt; nur in dem, daß Alles sich so verhält, wie ich fürchte? Wenn es sich nun nicht so verhält? wenn der junge Mann, der durch die Schule einer Fürstin Volinzow gegangen, nicht der ist, den eine Erna lieben darf und lieben kann? wenn die schöne Dame sich über diesen ganzen Theil der Geschichte getäuscht hat oder von ihm, der seine guten Gründe dazu haben mochte, getäuscht worden ist? wenn Alles im besten Falle auf eine Tändelei hinausläuft, über die Erna sich längst beruhigt hat? und

ich fachte die fast erloschene Flamme durch meine Diplomatenkünste von Neuem an, triebe sie, die ich von mir stoße, in seine Arme, die sich willig genug öffnen werden?"

Er streckte die Hände wie zur Abwehr von sich. Drangen sie doch alle wieder auf ihn ein im hellen Licht des Tages, jene Grauengestalten, mit welchen er gekämpft im fürchterlichen Dunkel der Nacht. Da hatte er sie besiegt; jetzt sollte er unterliegen? war seine Kraft erschöpft?

Nein, nein! das Schlimmste stand ja noch bevor. Hatte er sich auch eingeredet, es sei einfache Billigkeit und Schicklichkeit, wenn er nicht Zeuge ihrer ersten Wiederbegegnung war — er würde sie ja doch beisammen sehen, mit dem ersten Blicke vielleicht erfahren, daß sie sich bereits wiedergefunden und das große Opfer, welches die schöne Fürstin ihrem Liebling brachte, völlig unnöthig gewesen. Desto besser! so war die Qual der Ungewißheit desto schneller vorüber! so brauchte er doch wenigstens nicht die Donquixoterie der Großmuth auf die Spitze zu treiben und den aufdringlichen Mittler zu spielen, der alle Hindernisse aus dem Wege räumt und schließlich die Hände der Liebenden in einander legt.

Er hatte sich an den Schreibtisch gesetzt, das Programm, welches er seinen Wählern vorlegen wollte, zu beenden. Aber er konnte nicht schreiben, nicht denken. Die Feder in der Hand haltend, saß er da, auf jeden der verworrenen Töne hörend, die vom Hofe, aus dem Garten, aus dem Schlosse zu ihm herauf-, herüberdrangen. Die Musik, die ein paar Minuten geschwiegen, setzte wieder ein in langgezogenen, schmetternden Fanfaren — wohl der Gruß, welchen das Regiment dem Hause brachte, das jetzt seine Fahne barg, und dessen schöner Herrin, wie sie auf der Schwelle erscheint, der stattliche Oberst, seinen Offizieren vorauseilend, galant die Hand küßt. Und nun tritt aus dem Kreise der Damen, welche die Herrin umgeben, eine hervor, bei deren Anblick der tapfere Mann bis ins Herz erschrickt. Sie aber lächelt und winkt mit den beweglichen Wimpern: Ruhig! mein Freund! ruhig! ich werde dir in der ersten Minute, wo wir allein sind, Alles erklären, oder — da das nicht meine Gewohnheit ist — so viel, wie du zu wissen brauchst. Es handelt sich natürlich um jene dort! — Und sie deutet seitwärts nach einem anderen Paar, das sich neigt und verbeugt und — eine flüchtige Bekanntschaft erneuert: Ich weiß nicht, mein gnädiges Fräulein, ob ich noch die Ehre habe —

Ach, der Komödie!

Und ach, der Tragödie, deren verschwiegener Schauplatz sein Herz war — des Verlassenen, Einsamen!

So, in trübem Brüten, dumpfen Träumen, saß er — er wußte nicht wie lange. Draußen war es still geworden. Sollte man ihn vergessen haben? hätte man es doch! und er durfte sich still wegschleichen aus dem Hause — aus der Komödie — aus dem Leben!

Aber man würde nicht so barmherzig sein! Da, das war Konski's eiliger Schritt!

„Ich bitte um Verzeihung! aber die gnädige Frau läßt so sehr dringend bitten! Es soll zur Tafel gegangen werden; man wartet nur noch auf den Herrn Doctor!"

* *
*

Es war ein fürstliches Mahl, das Hildegard ihren Gästen in dem Speisesaale des einstmals herrschaftlichen Schlosses angerichtet hatte. In dem Schein der zahllosen Kerzen auf den drei großen Kronenleuchtern, auf den Wandcandelabern hatte der ungeheure, vom Beginn durch die geschlossenen Vorhänge verdunkelte Raum in Tageshelle gestrahlt; die von Silber und Krystall funkelnde, mit den prächtigsten Blumen geschmückte, schier

endlose, von einer so glänzenden Gesellschaft umgebene Tafel — fünfundzwanzig Offiziere hatte Hildegard gezählt — bot einen zauberhaften Anblick. Alles ging nach der Herrin Wunsch, ja über ihre Erwartung gut. Die aus der Stadt beorderten, in Livree gesteckten Diener konnte sie selbst von den eigenen Dienern kaum unterscheiden; die Capelle des Regiments spielte im Nebensaale, — Oberst von Waldor hatte darauf bestanden, daß die Gnädige dem Regiment diese Ehre gewähren müsse, wenn er auch höre, daß sie eine Capelle aus der Stadt in Bereitschaft habe. Die Toaste, vor denen sie sich sehr gebangt, wurden zu Glanzpunkten. Otto war in dem ersten, welcher selbstverständlich Sr. Majestät dem Kaiser galt, nicht stecken geblieben; dann hatte Bertram, den sie, als man bereits bei Tisch saß, durch einen Zettel darum gebeten, als ältester Freund des Hauses im Namen des Hausherrn die Gäste bewillkommnet und ein Hoch auf das Regiment ausgebracht. Oberst von Waldor antwortete in längerer, überaus gewandter, von übermüthiger Laune und guten Einfällen sprudelnder Rede. Er nannte den glänzenden Empfang, der dem Regimente zu Theil geworden, eine posthume Feier der Thaten, die es in der Campagne verrichtet, und eine kolossale Abschlagszahlung auf die, welche es in Campagnen der Zukunft dereinst noch verrichten werde. Indem er dann diesen Empfang in seinen Einzelheiten schilderte, bezeichnete er unter all' den Ueberraschungen als die ihm köstlichste den Umstand, daß er in dem Vorredner, der mit so herzlichen Worten das Regiment in diesem gastfreundlichen Hause willkommen geheißen, seinerseits einen alten, überaus werthen und lieben Freund nach langen Jahren der Trennung habe begrüßen dürfen; und endlich, mit geschickter Wendung, von dem Vertreter des Hausherrn auf diesen selbst übergehend, ließ er „den übermilden Wirth und die schöne, die gütige, gnadenreiche Herrin des Hauses, an deren Seite er zu sitzen das hohe Glück habe“, leben.

Und die übrigen vierundzwanzig Offiziere waren aufgesprungen wie ein Mann und hatten in wunderbar scharf bemessenen Pausen ein dreimaliges Hoch gerufen, welches das Hoch der übrigen Gäste, wie Kanonendonner das Kleingewehrfeuer, überdröhnte, und die Musik hatte dreimal Tusch geblasen; und Alles hatte sich mit erhobenen Champagnergläsern um Hildegard gedrängt; Hildegard hatte, diese Huldigungen entgegennehmend, strahlend schön ausgesehen, und der Oberst hatte es ihr gesagt, und daß sie die Schönste an ihrer Tafel sei, und ihr, indem sie sich wieder niederließen, feurig die Hand geküßt.

Nun dankte Hildegard aus glückerfülltem Herzen dem bezaubernden Oberst für seinen wundervollen Toast, an welchem sie nur Eines vermißt: eine geistreiche Anspielung, eine feine Hindeutung auf ihren illustren Gast, die Fürstin, welche von ihrem Ehrenplatze aus neben Otto an der entgegengesetzten Seite der Tafel dem Redner mit größter Aufmerksamkeit gefolgt sei und etwas dergleichen augenscheinlich erwartet habe.

Der Oberst zuckte lächelnd mit den Achseln: „Ich habe auch daran gedacht, meine gnädige Frau, aber es ging auf Ehre nicht.“

„Weshalb?“

„Ich sagte der gnädigen Frau bereits, daß ich im vorigen Herbst mit der Fürstin ein paar Wochen zusammen in Teplitz war. Da mir die gnädige Frau nun — wofür ich mich ihr nachträglich zu Füßen lege — gestern Abend wiederholt die Ehre erwiesen, meines Namens gegen die Dame zu erwähnen, ohne, wie es scheint, eine Erinnerung in ihr wachzurufen, durfte ich meinerseits doch wahrlich nicht in Erinnerungen schwelgen. Das verbot

mir peremptorisch die gekränkte Eitelkeit. Und übrigens datirt die Kränkung schon von jener Zeit. Es ist für einen etwas verwöhnten Oberst kein Spaß, wenn ihm ein junger Offizier, noch dazu von seinem eigenen Regimente, vorgezogen wird, und das war damals unzweifelhaft der Fall. Der Herr, welcher wie ich an den Folgen einer schweren, in der Campagne erhaltenen Verwundung laborirte, hatte mich nämlich nach Teplitz begleitet und war mein unzertrennlicher Gefährte, so daß er in der Geschichte als classischer Zeuge gelten darf. Die Reminiscenz jener Demüthigung meiner Eitelkeit ist in diesem Augenblick um so lebhafter, als der Betreffende sich hier am Tische befindet."

Und der Oberst deutete auf einen jungen, schlanken, dunkelhaarigen und dunkeläugigen Offizier, der zwischen Agathe und Auguste saß und sich eben lebhaft mit der ersteren unterhielt, während die schöne und kokette Auguste sehr gelangweilt dreinblickte.

Auf Hildegard hatte die Erscheinung des jungen Mannes bereits bei der Vorstellung einen so angenehmen Eindruck gemacht, daß sie sogar seinen Namen und Rang behalten hatte: Premierlieutenant Ringberg, Regimentsadjutant. Sie glaubte aber klüglich zu handeln, wenn sie jetzt an dem Aussehen des Herrn „nichts Besonderes fand". Zu ihrem Erstaunen nahm der Oberst das fast übel: Ringberg sei wirklich in jeder Hinsicht ein besonderer Mensch, sein kenntnißreichster und zugleich schneidigster Offizier, ein vortrefflicher Charakter, der liebenswürdigste Kamerad, an dem er mit einer Art von Vaterliebe hänge, wie er denn auch an ihm, dem früh verwaisten Sohne eines lieben Freundes, Vaterstelle vertreten habe, und dem er jedes Glück der Erde gönne, auch daß er die schöne Russin mit allen ihren Millionen heimführe.

„Dazu scheint aber wenig Aussicht," unterbrach Hildegard lächelnd den Eifrigen; „so viel ich habe bemerken können, ist Ihr Protégé für meine schöne Freundin gar nicht vorhanden."

„Wenn das keine Maske ist," erwiderte der Oberst; „ich glaube, die Dame hat einen ganzen Laden voll Masken."

„Das dürfen Sie mir nicht sagen; ich bete Alexandra an."

„Aber, gnädige Frau, das thue ich ja ebenfalls; würde ich sonst so schlecht von ihr sprechen!"

„Auch das verbiete ich Ihnen."

„So will ich darauf schwören, daß sie gar nicht weiß, was eine Maske ist, und will es gegen eine Welt verfechten," rief der Oberst lachend, und Hildegard lachte ebenfalls und warf Alexandra über den Tisch hinüber eine Kußhand zu, die von der Russin enthusiastisch erwidert wurde.

Hildegard fühlte sich an der Seite ihres brillanten Cavaliers so glücklich, daß sie sich gar nicht entschließen konnte, die Tafel aufzuheben. Endlich mußte es doch geschehen, nachdem sie mit dem Forstcandidaten, der hinter ihren Stuhl geschlichen war, ein paar Worte gewechselt. In dem Augenblick, als sie dann — ein paar Minuten später — ihren Stuhl rückte, flogen die Vorhänge von den Fenstern und Thüren des Saales, die Thüren thaten sich auf und vor den erstaunten Blicken der Gesellschaft lag der Garten in feenhafter Beleuchtung. Farbige Ballons zogen sich in Guirlanden die Terrassen entlang, die Terrassen hinab, und jeder hervorragende Punkt, deren es nicht wenige gab, war zu einem bedeutenden Effect benutzt: zu einer Sternenpyramide, einem Lichterkranz, einer Strahlenkrone. Und kaum hatten sich die von den Tischen herbeieilenden Gäste auf der Veranda vollzählig versammelt, als sie sich von dem blendenden Schein einer bengalischen Flamme überstrahlt sahen, in deren Purpurgluth die wundervolle Façade des

Schlosses herrlich in die Nacht hineinwuchs, während eine tiefgrüne Flamme ihr sanftes Licht die Terrassen hinauf sandte und auf dem großen Rasenplatz vor der Veranda mit dem rothen Licht zu einer magischen Dämmerung zusammenfloß. Und noch waren die Gluthen nicht erloschen und die bewundernden Rufe der Ueberraschten nicht verhallt, als ein Böllerschuß dröhnte und von dem weiten Anger unterhalb der Terrassen eine Rakete ihre glänzende Bahn aufwärts nahm, der alsbald andere folgten, so schnell, daß die in höchster Höhe zerplatzenden Feuerkörper den dunklen Himmel mit leuchtenden Sternen zu füllen schienen, während in der Tiefe Schwärmer zischten, Frösche sprudelten und Feuerräder prasselten.

Nun aber war die Jugend nicht länger zu halten. Vergebens, daß besorgte Mütter zur Geduld mahnten und nach Shawls und Tüchern riefen; die Mädchen hatten keine Zeit zu warten, und glücklicherweise durfte man in der lauen, windstillen Nacht der schützenden Umhüllungen wohl entrathen; die Herren Offiziere mußten so wie so barhaupt bleiben, wenn sie nicht zu den Helmen greifen wollten, mit denen sie zum Diner erschienen waren. So hüpfte und sprang denn Alles die Treppen hinab; schon in den nächsten Minuten hatte sich das muntere Völkchen über die Terrassen zerstreut, und von überall her ertönte Lachen und Rufen der einander Suchenden, sich unerwartet an einer Wendung des Gartenlabyrinths Begegnenden, auch wohl vor einander Fliehenden — ein lustiges Spiel, in welchem die jungen Damen des Hauses und der Nachbarschaft, als mit der Oertlichkeit völlig vertraute, gern die Führerschaft übernahmen oder ihre bessere Kenntniß zu ihrem Vortheil geschickt ausbeuteten.

Unterdessen hatte sich der größere Theil der übrigen Gesellschaft allmälig in die beide Seiten des großen Speisesaales flankirenden Räume zurückgezogen, die Damen in die Musik- und Theezimmer links, die Herren rechts in das Billardzimmer, an welches sich Rauch- und Spielzimmer reihten. Zwar ging man noch zu den Thüren, die sich sämmtlich auf die Veranda öffneten, aus und ein; aber auf der Veranda selbst war es verhältnißmäßig leer geworden, so daß Bertram nur ein oder das andere Mal den Oberst ermahnen mußte, die sonore Stimme ein wenig zu mäßigen. Die beiden Freunde schritten, Arm in Arm, auf und ab; an Waldor's Uniformrock waren nur noch wenige Knöpfe geschlossen; er dampfte mächtig aus seiner Cigarre, das schöne martialische Gesicht glühte in der Nachwirkung des Champagners und in der Aufregung, in welche er sich mit jedem Wort mehr hineinsprach.

„Glauben Sie mir, lieber Freund,“ rief er, „wenn etwas meine Anbetung für die einzige Frau noch hätte steigern können, so wäre es die Bravour, mit der sie für Ringberg ins Feuer gegangen ist. Aber leider decken sich bei den holden Geschöpfen Intention und Ausführung nie. Eine meisterhafte Ueberflügelung des Gegners, ein Flankenangriff comme il faut; aber nun gleich der kolossale Reinfall! Ich möchte mich todt lachen! Keine Ahnung, daß Sie mir ein so lieber Freund sind! und Ihnen unsere ganze Geschichte haarklein erzählen, wie einem Wildfremden, der die Geschichte nicht, wenigstens nicht in den Details, aus dem Französischen ins Deutsche zurückübersetzen kann, weil ihm die Kenntniß der wahren Persönlichkeiten fehlt. Und diese ungeheure Unvorsichtigkeit — weshalb? um Sie abzuschrecken! wovon? daß Sie sich nicht in das kleine Dämchen verlieben oder, wenn Sie es bereits gethan, sofort gefälligst Retraite blasen sollen! Als ob

Unsereiner, die wir den Rummel kennen, sich durch eine Recognoscirung der Art, und wenn sie noch so forcirt ist, gleich ins Bockshorn jagen ließe! Danken Sie Ihrem Schöpfer, habe ich zu ihr gesagt, daß der Mann bessere Dinge in den Kopf zu nehmen hat als die Kindereien, die Sie ihm imputiren! Sie schwört freilich, davon sei sie schon gestern Abend überzeugt gewesen, denn Sie seien vollkommen ruhig geblieben, und das Gegentheil wäre ihr gewiß nicht entgangen, denn sie hätte jede Ihrer Mienen auf das sorgfältigste beobachtet; aber ihre eigene Miene, als sie mir das sagte, bewies, wie erleichtert sie sich fühlte, daß Alles so glücklich abgelaufen."

„Und was haben Sie nun in Ringberg's Angelegenheit beschlossen?" fragte Bertram. „Wollen Sie sich nicht wenigstens Erna und dann wohl auch selbstverständlich den Eltern entdecken?"

„Den Teufel will ich das!" rief Waldor. „Ich würde mich wahrhaftig nicht besinnen, Ringberg aus einem verlorenen Posten herauszuhauen, es koste, was es wolle; aber hier handelt es sich nicht um ein Opfer, das ich zu bringen habe, sondern um eins, das Alexandra bringen muß und nicht bringen kann, wenn sie nicht ihr halbes Vermögen opfern will, das zum Kuckuck geht, sobald man von unserer Verlobung Wind bekommt. Ich brauche aber das ganze Vermögen und nicht das halbe. Ich habe mir schon als Lieutenant geschworen, daß ich als Feldmarschall sterben und bis dahin wie ein Fürst leben will. Sie können doch nicht verlangen, daß ich mein Wort breche — noch dazu mir selbst?"

Bertram hielt es nicht für gerathen, den Freund auf die Widersprüche hinzuweisen, die er sich in einem Athemzuge zu Schulden kommen ließ. Er sagte:

„Ich meine, das Opfer wäre zu umgehen, wenn man die Betreffenden zur Verschwiegenheit verpflichtete; es würde sich unzweifelhaft jeder dazu verstehen, diese Verpflichtung zu übernehmen."

„In solchen Sachen darf man sich auf keines Menschen Verschwiegenheit verlassen," erwiderte der Oberst; „würde doch jetzt schon Alles verrathen sein, wenn Alexandra mit ihren Indiscretionen an einen Anderen als an Sie gerathen wäre."

„Aber wenn die Fürstin jenes Opfer absolut bringen will?"

„So werde ich es nicht minder absolut verbieten. Die Dienste, die uns Kurt geleistet, sind groß, ich gebe es zu; aber sie gelten doch in erster Linie mir; wie kann ich von ihr verlangen, ja wie kommt sie dazu, so die Uebergroßmüthige zu spielen! Mehr würde man, mehr könnte man doch nicht für einen Geliebten thun! Und so viel ich weiß, liebt sie mich und nicht Ringberg!"

Der Oberst schleuderte die erloschene Cigarre fort und nahm eine neue, die er an einem der auf der Veranda brennenden Windlichter entzündete. So sah er das Lächeln nicht, das Bertram, wie wenig sein Gemüth auch zur Heiterkeit gestimmt war, bei den letzten Worten des selbstbewußten Freundes nicht hatte unterdrücken können.

„Dann müßte freilich die Fürstin mit Domingo sagen: wir sind vergebens hier gewesen," begann er von Neuem, als Waldor sich wieder zu ihm wandte.

„Allerdings," entgegnete dieser; „und ich habe sie auf das dringendste gebeten, morgen wieder abzureisen. Hier, im Kreise meiner Offiziere, von denen einer und der andere ganz gewiß schon mehr weiß, als mir lieb ist, sind wir ja keinen Augenblick vor einer eclatanten Enthüllung sicher. Ich glaube so gute Nerven zu haben wie irgend wer, aber die Situation auf einem Pulverfaß, wenn es ringsum brennt, ist denn doch für den Tapfersten verzweifelt unbehaglich."

„Was ist unbehaglich, mein Herr

Oberst?“ fragte Alexandra's Stimme hinter ihnen.

Der Oberst wandte sich auf dem Hacken und schloß ein paar Knöpfe an der Uniform:

„Ah! meine gnädige Fürstin!“

„Nennen wir uns vor unserem Freunde bei unseren Namen,“ sagte Alexandra. „Geben Sie mir Ihren Arm, lieber Herr Bertram! und Sie, mein Freund, kommen Sie an meine andere Seite. So können wir vertraulich plaudern.“

„Darf ich weiter rauchen?“

„Ich thäte es gern selbst, wenn ich dürfte; aber nun schnell zur Sache! Was haben Sie beschlossen?“

„Das ist genau die Frage, welche ich soeben Waldor vorgelegt habe,“ erwiderte Bertram.

„Ich habe beschlossen, daß die jungen Leute sehen müssen, wie sie zurechtkommen,“ sagte Waldor.

„Das ist ein abscheulicher Entschluß!“ rief Alexandra.

„Aber ein nothwendiger.“

„Nicht für mich; ich werde mit der jungen Dame sprechen.“

„Sie werden es nicht thun, wenn Sie auch nur das Mindeste auf meinen Rath geben. Ueberdies, wenn Sie Ihrer Sache so sicher waren, warum haben Sie es nicht gestern bereits gethan?“

„Weil ich Ihrer Mitwirkung bedarf.“

„Die aber nun eben ausbleibt.“

Es war ein erregter, fast heftiger Ton, in welchem die Beiden diese Wechselrede im schnellsten Tempo führten. Eine Pause folgte, die auch für Bertram unbehaglich war, obgleich er sich sagte, daß die Uneinigkeit des Paares ihm ja nur willkommen sein könne. Er hatte Erna und Ringberg scharf beobachtet: es war zwischen ihnen während der Tafel, an der sie sich schräg gegenüber gesessen hatten, kein Wort gewechselt worden; und während Erna vorhin den anderen jungen Damen in den Garten folgte, war Ringberg auf der Veranda geblieben und dann in den Billardsaal getreten. Eine Annäherung der Getrennten schien, in Anbetracht von Erna's stolzem Charakter, schwierig, fast unmöglich ohne eine wohlwollende und gewandte Vermittelung, zu welcher denn doch so wenig Zeit und Gelegenheit blieb. Uebermorgen ging die Einquartierung zu Ende; sie waren wieder auf lange Zeit getrennt — auf immer, wenn er den Einfluß, welchen er doch unzweifelhaft bei Erna besaß, geltend machen wollte und nur ein etwas von dem robusten Egoismus aufbieten konnte, mit dem sich der ordengeschmückte Soldat da an seiner Seite den Weg zu höchstem Rang und ungemessenem Reichthum ebnete.

„So weiß ich nur noch ein Mittel, das zum Ziele führen kann,“ begann Alexandra mit gepreßter Stimme.

„Ich wußte, daß Sie etwas der Art finden würden,“ rief Waldor; „aber worin besteht es?“

„Es besteht darin, daß —“

Alexandra brach ab, denn als sie sich jetzt, am Ende der Veranda angelangt, Alle zugleich wandten, kam der, mit welchem sich ihre Gedanken beschäftigten, auf sie zu und war nur noch wenige Schritte entfernt.

„Sie wollen etwas von mir, lieber Ringberg?“ rief der Oberst.

„Zu Befehl, Herr Oberst; eine Stafette vom Commandirenden.“

„Hole ihn der —“ zischte der Oberst durch die Zähne.

Er trat an den jungen Offizier heran, der seine Meldung mit leiser Stimme abstattete, während Alexandra und Bertram in der Nähe stehen blieben. Sie sahen, wie Waldor ärgerlich seine Cigarre auf den Boden warf und sich den Uniformrock vollends zuknöpfte.

„Ich danke Ihnen, lieber Ringberg; Sie können hier bleiben; es ist genug, daß

Einem von uns der Spaß versalzen wird. Keine Widerrede, Herr! eine Ordonnanz soll mit, und den Fuchswallach satteln, wenn Sie die Güte haben wollen, es im Vorübergehen zu sagen."

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

Ringberg war gegangen, Waldor wandte sich.

„Da haben sie drüben, scheint es, eine etwas andere Aufstellung genommen, als Excellenz erwartet hatten, und nun trommelt er uns Regimentscommandeure zusammen, um die Omelette mit möglichst viel Geräusch zu backen. Ueber den alten Faselanten! Das sollte im Kriege sein, ich wollte ihm Bescheid sagen, wenn er mich zu einer solchen Stunde eine halbe Meile weit von einem Posten wegrufen wollte, wo ich jeden Augenblick alarmirt werden kann. Indessen, das hilft nun nicht. Ich werde Almansor nicht schonen, aber ich fürchte, ich bin vor ein Uhr nicht zurück, und Punkt zwölf müssen meine Herren Offiziere im Quartier sein; da wird denn auch wohl die übrige Gesellschaft verduften. Ich nehme an, daß wir zwischen zwei und drei Uhr angegriffen werden. Wenn ich Sie also nicht wiedersehe, theure Alexandra, bleibt's bei der Verabredung: Sie gehen morgen bis W. und bleiben dort, bis ich übermorgen hoffentlich auf einen Augenblick vorsprechen kann oder Nachricht sende. Adieu, Theuerste! Sie, lieber Freund, sind wohl noch auf, wenn ich zurückkomme; ich besuche Sie auf Ihrem Zimmer und höre, was die liebenswürdigste und geistreichste der Frauen im Interesse unserer Schützlinge ausgedacht hat."

Der Oberst hatte Alexandra noch einmal die Hand geküßt und eilte davon. Alexandra schaute ihm, die Arme unter dem Busen gekreuzt, düsteren Blickes nach, bis er in der Thür des Billardsaales, wo ihm ein paar der höheren Offiziere entgegentraten, verschwunden war. Dann wandte sie sich mit leidenschaftlicher Bewegung zu Bertram.

„Er irrt sich; Alexandra Bolinzow läßt sich nicht commandiren wie ein Haufe Recruten; ich reise morgen nicht; ich gehe nicht eher von hier fort, als bis ich mein Ziel erreicht habe; und Sie, Sie müssen es mir erreichen helfen!"

Sie hatte heftig den Zipfel ihres Shawls über die Schulter geschlagen und hing sich in Bertram's Arm, ihn von der Veranda in den Garten ziehend, aus welchem die Jugend eben paarweise oder in größeren Trupps lachend und scherzend eilfertig die Treppen heraufkam, angelockt von den Klängen der Capelle, die in dem mittlerweile ausgeräumten großen Saale zur Polka aufspielte. „Und worin soll meine Hülfe bestehen?" fragte Bertram.

„Sie müssen mit Erna sprechen; Sie müssen ihr Alles erklären. Ich bin machtlos ohne Waldor's Mitwirkung; und Sie haben gehört, daß er uns im Stich läßt. Mehr noch: er hat, wie ich vorhin von Hildegard herausgebracht, sein Verhältniß mit mir geflissentlich in Abrede gestellt und, da er mich nicht ganz verleugnen konnte, Alles auf eine oberflächliche Badebekanntschaft zurückgeführt; ja die Perfidie so weit getrieben, den alten Verdacht eines Verhältnisses zwischen mir und Kurt wieder wachzurufen; mit einem Wort: das Aeußerste gethan, meine Glaubwürdigkeit den Eltern gegenüber, Erna gegenüber zu erschüttern, mein Eingreifen, wollte ich es wagen, zu einer lächerlichen, häßlichen Farce zu machen. Sie sind der intime Freund der Eltern; Sie sind Erna's ganz eigentlicher Beschützer, Vormund, — sind ihr mehr als der eigene Vater. Die thörichte Furcht der Mutter, daß Sie das holde Kind in einer anderen Weise liebten, habe ich gründlich zerstört; von allen Seiten wird man Ihnen Vertrauen entgegenbringen; und sollten noch Zweifel obwalten, Bedenken erhoben werden —

Sie sind so klug, so fein, so beredt — Sie werden jeden Einwand mit Leichtigkeit hinwegräumen, mit sicherer Hand Alles zum guten Ende führen, der Retter, der Erlöser jener beiden armen lieben Seelen sein aus der Höllenpein der Eifersucht, des Zweifels, der Verzweiflung. Daß es an mir nicht fehlen wird, daß ich Alles, was Sie sagen, bestätigen, mit meiner Person voll und ganz eintreten werde — das versteht sich von selbst. Es ist mein fester Entschluß; es ist meine einfache Pflicht; ich werde sie erfüllen, mag Waldor es nehmen, wie er will."

Alexandra hatte das Alles mit fliegendem Athem gesprochen; Bertram fühlte das ungestüme Wogen des Busens, gegen den die Leidenschaftliche seinen Arm drückte. Seine Erregung war nicht geringer, dennoch gelang es ihm, in ruhigem Tone zu erwidern:

„Sie fordern viel von mir, gnädige Frau. Sie nennen mich Erna's Vormund, Erna's zweiten Vater. Ich acceptire das; versetzen Sie sich, wenn es Ihnen möglich ist, in die Lage eines Vormundes, eines Vaters in einem solchen Falle! Sie haben mir in der Geschichte Claudine's Ihre eigene Geschichte erzählt, ich zweifle keinen Augenblick: mit dem vollsten Bestreben der Wahrhaftigkeit, in welcher Sie, dem Unbekannten gegenüber, keine Gefahr sahen, und zu der Sie überdies Ihr lebhaftes Temperament und die leidenschaftliche Theilnahme gleicherweise trieben. Aber nun: hat Ihre Wahrhaftigkeit auch die Wahrheit zu Tage gebracht? nicht die Wahrheit von gestern und von heute, sondern die von morgen? die Wahrheit, das wahrhaftige Bild der Zukunft, in welcher Sie den einst so heiß Geliebten in Ihrer fortwährenden nächsten Nähe sehen werden an der Seite einer Frau, die nicht viel jünger ist als Sie, die nicht so schön ist wie Sie, nicht so geistreich wie Sie; die, wie anmuthig immer, jenes namenlosen Zaubers entbehrt, der von einer schönen, geistreichen Dame der vornehmen Welt ausstrahlt und die Herzen der Männer umstrickt — können Sie — ich spreche jetzt nur von Ihnen, gnädige Frau; nur von dem, was in Ihrer Macht steht: können Sie für Ihr Theil, für Ihr eigenes Herz die Verantwortung dieser Zukunft übernehmen? Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist: können Sie mit gutem Gewissen dem Vormund, dem Vater diese Versicherung geben?"

„Bei Allem, was mir heilig ist, ja," erwiderte Alexandra; „und daß ich lieber sterben will, als meinen Schwur brechen."

Sie hatte sich plötzlich herabgebeugt und wollte Bertram's Hand an ihre Lippen ziehen; er wehrte mit sanfter Gewalt ab.

„Wir dürfen einander nicht erweichen," sagte er mit bebender Stimme, „dürfen nicht durch Thränen der Rührung die Klarheit unseres Blickes trüben. Ich nehme Ihren Schwur an. Jetzt bitte ich vom Schicksal nur die Gnade, mir einen Blick, einen tiefen Blick in das Herz des jungen Mannes zu vergönnen, und — in Erna's Herz!"

Er hatte die letzten Worte nur noch eben durch die zitternden Lippen gemurmelt; auch Alexandra war zu bewegt, um sprechen zu können. So waren sie schweigend die Stufen zur Veranda wieder hinaufgestiegen, absichtslos auf die weit offene Thür zu, welche in das Spielzimmer führte. Alexandra blieb mit einem leisen Rufe stehen.

„Was haben Sie, gnädige Frau?"

Sie antwortete nicht, zog rasch ihren Arm aus dem seinigen und eilte von ihm fort in das Spielzimmer. Bertram folgte ihr nicht; verwundert und verletzt, daß sie ihn so plötzlich verlassen konnte, angelockt, wie es schien, durch den großen ovalen Tisch, welchen eine ziemlich dichte Schar Herren umstand, entweder selbst pointirend oder den Chancen des Spiels

folgend, das wohl jedenfalls ein Hazardspiel war, bei welchem Baron Lotter die Bank übernommen hatte. Wenigstens sah Bertram den Verhaßten an der schmalen Seite des Tisches sitzen und die Karten austheilen. Und jetzt hörte er auch die laute, ihm so widerwärtige Stimme rufen: faites votre jeu, messieurs! Alexandra war bis unmittelbar an den Tisch herangetreten, als ob sie sich an dem Spiel betheiligen wolle; Bertram wandte sich unmuthig ab. Wie konnte er beim besten Willen volles Vertrauen zu einem Wesen haben, das jeder Regung des beweglichen Herzens, jeder Lockung der leichtbeschwingten Phantasie zu folgen gewohnt war? Nein, nein! wenn er entsagen sollte, so mußte Erna's Glück auf einem sichereren Grunde befestigt sein!

Er lehnte gegen die Thür des Saales, in welchem sich die Paare eben zu einem Contretanz ordneten. Erna stand mit ihrem Partner, einem jungen Offizier, wenige Schritte von ihm. Sie unterhielt sich in ihrer gemessenen Weise; er konnte jede leise Bewegung der lieben Lippen sehen, wenn sie sprach oder ein Scherzwort ihres Tänzers mit einem flüchtigen Lächeln erwiderte. Das reine Profil wurde manchmal ein wenig von der zarten Wangenlinie überschnitten; er meinte jeden Moment, sie müsse sich vollends wenden und ihn erblicken. — „Ich fühlte, daß mich Jemand ansah," hatte sie an jenem Morgen gesagt, als er sie schreibend unter der Platane fand; jetzt fühlte sie es nicht. Was hatte die Magie seines Blickes gebrochen? daß seine Liebe nicht mehr selbstlos war? daß ihn ein wüthendes Verlangen ergriff, die schlanke weiße Gestalt in seine Arme zu pressen, den süßen Mund mit wilden Küssen zu bedecken? Nein, nein! das war es nicht! Es war, daß ihr Herz nichts mehr wußte von ihm; es war, daß neue junge Götter in den Tempel eingezogen waren, und die alten mochten ruhmlos von dannen weichen und in dem Dunkel der Nacht ihre Schmach verbergen!

Die Musik setzte ein, Erna reichte ihrem Partner die Hand und schwebte nach der anderen Seite des Saales; er stürzte davon, die Verandatreppe hinab, in den Garten.

Dort irrte er ziellos umher, wilde Worte ausstoßend, die Hände ringend, verzweifelt. Der verlassene Garten mit den im Nachtwinde schaukelnden, erloschenen und verlöschenden Laternen erschien ihm als das Bild seines verödeten, verwüsteten Lebens, während die von dem lichterfüllten Schlosse herabrauschende Musik und das Johlen und Singen unten von dem Dorfe herauf den einsamen Selbstquäler verhöhnte. Er fühlte, so konnte es nicht bleiben, wenn er nicht wahnsinnig werden wollte; er fragte sich, die Hände in die pochenden Schläfen drückend, ob er es nicht bereits sei? das unselige Opfer, welches die Furien der Eifersucht vor sich her hetzen, bis es zusammenbricht, es löse sich denn von ihnen durch freiwillige Entsagung? Aber entsagen kann man doch nur dem, was einem gehört, was man zur Noth behaupten, dessen Besitz man wenigstens dem Gegner bis zum letzten Athemzuge streitig machen würde. Die Verzweiflung entsagt nicht; sie läßt nur fahren, was sie nicht festzuhalten vermag. Oder was hatte er denn gethan, um Erna zu halten? was that er in diesem Augenblicke, als wiederum das Feld dem Gegner räumen, für den auch ohnedies Sonne und Wind — die Jugend und das Vorrecht einer ersten Neigung stritten? Er war es werth, besiegt zu werden, er, der weder die Kraft hatte, sich selbst zu besiegen, noch den Muth, sich mit dem Nebenbuhler zu messen. Mochte es sich denn entscheiden!

* * *

Er hatte sich auf der untersten Stufe der Terrassen befunden, als sich aus der verstörten Seele, welche die Qual nicht länger tragen konnte, dieser Entschluß losrang. Eine schmale steile Treppe führte hier an der Grenze des Gartens ohne Absätze hinauf; er nahm zwei, drei Stufen auf einmal; er war oben. Nun wandte er sich rechts über den Rasenplatz nach der Veranda, als plötzlich die Musik im Saale schwieg und auch sofort aus allen Thüren die Tanzgesellschaft strömte, sich in der lauen Nachtluft zu erfrischen. Er wollte ihr in dem bunten Durcheinander der Schwatzenden, Lachenden nicht begegnen. Einzelne Paare kamen die Stufen herab; er wich zurück in das Dunkel der Boskets, die den Wintergarten umgaben. Der Wintergarten war erleuchtet; er konnte durch denselben ungesehen und unbelästigt in die Gesellschaftszimmer gelangen; so weit er durch die Fenster den Raum überblicken konnte, schien sich Niemand dort aufzuhalten.

Er trat hinein. Zwischen Palmen und breitblättrigen Gewächsen führte ein schmaler Gang, welcher von einem kürzeren und breiteren durchschnitten wurde, durch die Länge des Pavillons. Da, wo die Gänge sich kreuzten, ragte die höchste Palme aus mächtigem Kübel fast bis zum Glasdach auf. An dem hinteren Ende des Querganges befand sich in der Wand eine mit zierlichen eisernen Gartenmöbeln ausgestattete Nische.

Er wußte, es war ein Lieblingsplatz Erna's, wo sie bei regnerischem Wetter stundenlang verweilte. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, die Stätte zu betreten, die ihm durch sie geheiligt war. Während er sich in einen der Stühle sinken ließ, beugte er das Haupt über den Tisch auf die gefalteten Hände. Und wie er so in der Geberde des Betenden saß, wurden seine Gedanken zum Gebete: es möge dem Schicksal gefallen, sein Loos zu entscheiden, jetzt und hier, es sei nun Seligkeit oder Tod. Er wolle Eines und das Andere nehmen als ein demüthiger Mensch, der da weiß, daß er den himmlischen Mächten unterthan ist, die mit ihm schalten nach ihrem unerforschlichen Rathschluß.

Er hob den Kopf und richtete sich auf, langsam, zögernd. War sein Gebet nicht erhört? vermochte die Liebe nicht Wunder zu wirken, wie der Glaube, der doch geringer ist denn sie? Ja, sie mußte kommen, die er herbeisehnte mit seines Herzens ganzer Kraft!

Und da — wie er die Augen nach der Thür wandte, wurde die Portière aus einander gezogen, und sie stand da auf der Schwelle, die schlanke weiße Gestalt, vornübergeneigt, in die stille grüne Wildniß hineinspähend, lauschend. Nun kam sie leichten Schritts die Stufen herab, den Gang herauf bis zu der hohen Palme und blieb abermals stehen, von ihm abgewandt, die eine Hand auf den Rand des Kübels stützend, die andere gegen den Busen drückend.

„Erna!“

Er hatte es, in der Furcht, sie zu erschrecken, sehr leise gesagt; doch zuckte sie aus ihrer Stellung, aber wandte sich nicht um zu ihm, der nur durch einen kleinen Raum von ihr getrennt war, sondern lauschte nach der anderen Seite; und in demselben Moment hörte er auch die kleine Thür öffnen, durch die er selbst aus dem Garten eingetreten war; es kam Jemand den Gang entlang eilig auf Erna zu, die eine Bewegung machte, als ob sie fliehen wolle, und dann nicht mehr fliehen konnte, da der Eilende bereits an ihrer Seite war.

„Mein gnädiges Fräulein —“

Sie antwortete nicht, und er schien Kraft und Geistesgegenwart mit diesen ersten, in sehr unsicherem Tone gesprochenen Worten erschöpft zu haben. So stan-

den sie ein paar Secunden regungslos. Dann sagte Erna:

„Fräulein von Aschhof hat mir mitgetheilt, daß Sie mich zu sprechen wünschen. Ich bin nur gekommen, Sie zu ersuchen, Fräulein von Aschhof nicht weiter mit Ihrem Vertrauen zu beehren; ich — ich bin empört, daß Sie es überhaupt thun konnten.“

„Um Himmelswillen, hier muß ein Mißverständniß obwalten. Ich würde nie gewagt haben, mich an Fräulein von Aschhof zu wenden. Sie hat das erste Wort gesprochen mit einer Sicherheit, die keinen Zweifel bei mir aufkommen ließ; ich konnte nicht anders glauben, als daß Sie — Sie selbst, mein gnädiges Fräulein —“

„Das ist zu viel!“

Der athemlose Lauscher vernahm das Rascheln ihres Gewandes und dann ein paar hastige flehende Worte, die sie doch wieder festhielten. Sie hatten dabei ihre Stelle verändert; er konnte durch das dichte Blättergewirr eines hohen Schilfgewächses, das sich zwischen sie und ihn geschoben, kaum noch etwas von ihnen sehen, aber desto deutlicher jedes leiseste Wort verstehen.

„Sie dürfen mich ein Mißverständniß nicht büßen lassen, an dem ich — ich schwöre es Ihnen — unschuldig bin, so daß ich auch nicht einmal ahne, wodurch es hat herbeigeführt werden können. Wie es aber auch sei — ich segne es als eine Gnade des Himmels, der nicht wollte, daß ich ungehört von Ihnen verurtheilt würde. Ich bitte, ich flehe Sie an: hören Sie mich!“

„Was haben Sie mir zu sagen?“

„Was ich Ihnen in meinem letzten Briefe schrieb: lassen Sie mir, wenn Sie meinen Versicherungen keinen Glauben schenken wollen — und ich begreife es ja, daß, wie die Verhältnisse liegen, der Schein gegen mich spricht —, lassen Sie mir Zeit, nur ein wenig Zeit, bis diese leidigen Verhältnisse sich geklärt haben und der Schein damit von selbst in Nichts zerfließt. Nur so viel darf ich, muß ich sagen: ich liebe die Fürstin nicht, habe es nie gethan; habe nie etwas für sie empfunden als Theilnahme, Achtung, Freundschaft — wenn Sie wollen — Gefühle, welche die seltene Frau in Jedem erwecken wird, der sie näher kennt. Sie ist zu keinem anderen Zwecke hier, als für mich zu sprechen; mit Aufopferung großer persönlicher Vortheile das unselige Geheimniß, welches mir Schweigen auferlegt, zu lösen. Aber sie ist dabei auf einen Widerstand gestoßen, den sie nicht beseitigen kann, und der sie und auch mich in der alten schlimmen Lage zu verharren zwingt. Darum noch einmal: lassen Sie mir Zeit! eine Gnadenfrist! Man gewährt sie ja dem Verbrecher; und ich habe keine andere Schuld, wenn es eine ist, als daß ich die Pflichten, die mir Dankbarkeit und langjährige Freundschaft auferlegten, heilig halte, selbst jetzt, wo es mir so unendlich schwer gemacht wird, wo es mich in Gefahr bringt, das Glück meines Lebens darüber einzubüßen.“

„Das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben?“

„Alles. Denn was ich sonst noch sagen könnte, es würde ja keinen Glauben finden, wenn Ihr Glaube an meine Wahrhaftigkeit nicht einmal so weit reicht.“

„Leben Sie wohl!“

„Erna! — ist es möglich! schweigt denn Alles in Ihrem Herzen? spricht denn, regt sich denn da gar nichts mehr für den, welchen Sie doch einst — ich wage das Wort nicht mehr auszusprechen; ich muß ja fürchten, Sie aufs Neue zu beleidigen, erinnere ich Sie an das, was einstmals war. Großer Gott! und ich habe gedacht, wenn deiner Feder keine Kraft inne wohnt, wenn auf dem Papier Alles so ungeschickt und todt ist, — du

brauchst nur wieder ihr gegenüber zu stehen, ihr in die geliebten Augen zu blicken, sie in deine — da wird sie dir glauben, noch bevor du sprichst. Und jetzt — jetzt — mein Blick hat keine Kraft, meine Worte sind leerer Schall — ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll; ich stehe da wie ein Bettler, der seine bittere Noth geklagt hat, und vor dem sich die Thür verschließt, an die er mit zagendem Finger pochte. Bin ich so arm geworden? Nun denn, es kommt mir schwer an, die Hülfe eines Fremden anzurufen; aber Sie lassen mir keine Wahl. Es lebt in Ihrer unmittelbaren Nähe Jemand, der in dem Besitz des Geheimnisses ist, dem es die Fürstin mitgetheilt hat, — halb unfreiwillig, fortgerissen von der Lebhaftigkeit ihres Temperaments, das sie zu zügeln nie gelernt hat, halb aus freien Stücken, in der Hoffnung, sie verrathe dem Manne nichts, als was heute bereits Alle, wenigstens alle Betheiligten, wissen würden. Diese Hoffnung ist nun eben nicht in Erfüllung gegangen; jener Mann weiß das, und so, weil er sich unter diesen Umständen nicht für berechtigt hält, zu sprechen, wird er schweigen, wenn ich ihn richtig beurtheile, trotzdem die Fürstin ihm bereits volle Freiheit gegeben, ja ihn dringend gebeten hat, Ihnen Alles zu sagen. Ich gestehe, ich war bestürzt, als sie es mir vorhin mittheilte; es war mir — abgesehen von allen anderen Rücksichten — peinlich, den Schlüssel zu dem verhängnißvollen Räthsel in den Händen eines Dritten zu wissen. Nun aber, da ich schmerzlich meine Ohnmacht fühle, mag er für uns — für mich eintreten, wenn er will. Und er wird es wollen, wenn auch ich ihn bitte. Ich habe noch nicht drei Worte mit ihm gewechselt; aber eine Miene, so voll Seelenadel wie die seine, kann nicht trügen. Und ihm — ihm werden Sie glauben!"

„Nimmermehr!"

„Sie werden ihm nicht glauben?"

„Ich will lieber sterben, als von ihm hören — mit ihm sprechen über — O, das ist schändlich, schändlich! Das ist das Aeußerste! Was bis jetzt geschehen — aber dies — dies —"

„Großer Gott, was ist Ihnen? was heißt das?"

„Das heißt, daß dies mein letztes Wort ist: gehen Sie!"

„Ich gehe. Doch noch eines — mein letztes Wort, das sich qualvoll aus meiner Seele losringt: es giebt ein größeres Unglück, als seine Liebe verkannt, mißachtet, verworfen zu sehen. Das ist, sich sagen zu müssen, daß sie, die man mehr, tausendmal mehr geliebt hat als sein Leben, von anderen Frauen, die man ihr nie gleichzustellen, kaum mit ihr zu vergleichen wagte, an Güte und Großmuth übertroffen wird."

Ein rascher Schritt über die Fliesen des Ganges, das Oeffnen und Schließen der kleinen Fensterthür nach dem Garten und dann ein Schrei, halb unterdrückt und nur um so fürchterlicher, wie eines zum Tode Getroffenen.

Bertram eilte um das Gebüsch herum auf sie zu, die mit erhobenen Armen und weiten starren Augen dastand.

Und abermals ein Schrei, und im nächsten Moment lag sie an seiner Brust, ihn umschlingend, ihn umklammernd, wie ein Ertrinkender den Felsen umklammern mag.

„Onkel Bertram! ach, lieber, lieber Onkel Bertram!"

„Geliebtes Kind!"

„Rette mich! rette mich!"

Ein Thränenstrom erleichterte den gepreßten Busen; sie schluchzte laut, auf seine Schulter gebogen. So war's erfüllt, was er noch vorhin als das Glück herbeigesehnt, dessen er nur für einen Moment theilhaftig werden wollte, um

dann freudig zu sterben: er hielt sie an seinem Herzen — den schlanken jungfräulichen Leib, den zarten klopfenden Busen — ihr süßer Athem umwehte seine heiße Wange — und wußte, sie war in seine Hand gegeben; er hatte die Macht, sie festzuhalten, es kostete ihn ein einzig Wort, — und war doch Alles nur ein Traumgeschenk, das man noch ein paar Secunden mit geschlossenen Augen bannt und das, so man die Augen öffnet, entweicht auf Nimmerwiederkehr.

„Ich will dich retten vor dir selbst, indem ich dich dir selbst wiedergebe, die du dich verloren hast."

Sie blickte ihn, den Kopf aufrichtend, verwirrt fragend an.

„Heute nicht, liebes Kind, morgen! aber du mußt ein gutes, ein folgsames Kind sein."

„Ich will Alles thun, was du willst, was du mir befiehlst, Lieber, Geliebter! es ist ja Niemand so gut, so edel wie du! ich liebe Niemand, wie ich dich liebe!"

Sie umschlang ihn von Neuem und heftiger als vorhin; ihre heißen Lippen zitterten auf seinen Lippen.

Aber er erwiderte den Kuß nicht, und um seine Lippen schwebte ein melancholisches Lächeln, als er, sie sanft von sich drückend und ihr das dunkle Haar streichelnd, sagte:

„Und nie hat ein Vater sein liebstes Kind besser geliebt, wie ich dich liebe."

Und wieder blickte sie zu ihm auf mit einem seltsamen Ausdruck von Angst und Scham. Er hauchte einen Kuß auf ihre Stirn: „Geh', liebes Kind, geh' jetzt! wir sprechen morgen; ich reise morgen nicht; ich reise nicht eher, als bis — du meiner nicht mehr bedarfst. Auf Wiedersehen morgen! und dann dürfen diese lieben Augen nicht mehr weinen."

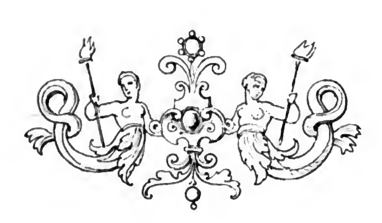
Er ließ sie, die sich noch immer — aber jetzt unsicher, schüchtern — an ihn schmiegte, aus seinen Armen gleiten: „Geh', liebes Kind, geh'!"

Sie ging — langsam, zögernd, das Haupt tief gesenkt. Auf der obersten der Stufen, in der Thür des Theezimmers, blieb sie stehen und wandte sich, als erwarte sie, daß er sie zurückrufe.

Er aber winkte mit Hand und Augen: Geh'!

Sie verschwand hinter der Portière. Er war allein.

(Schluß folgt.)





Die Photographie

im Dienste der Kunstwissenschaft und des Kunstunterrichtes.

Von

Bruno Meyer.

I.



ie nachfolgenden Seiten haben nicht die Absicht, irgend wesentlich Neues mitzutheilen. Sie sollen nur das Vereinzelte sammeln, das Vergessene in die Erinnerung zurückrufen, das Werthvolle und Nothwendige allgemein bekannt machen. Wenn ich mich hierbei auf das Interessen-Gebiet der Kunstwissenschaft und des Kunstunterrichtes beschränke, so fällt es mir nicht bei, beschönigen zu wollen, daß diese Einschränkung eine willkürliche ist; aber ich entgehe durch dieselbe der in Keines Vortheil liegenden gefährlichen Nöthigung, in allerlei mir mehr oder weniger ungenügend bekannte Gebiete abzuschweifen, und ich habe dadurch die Berechtigung, nur von Dingen zu reden, die ich theoretisch und praktisch kenne und größtentheils selbst erprobt habe. Die Uebertragung und Anwendung des hier Gesagten auf andere Fächer liegt zudem nahe und kann von den Berufenen leicht selber gemacht werden. Theilweise freilich muß ich im Namen meiner Fachgenossen das beschämende Eingeständniß machen, daß wir — aus manchen nicht gerade durchweg rühmlichen Gründen — in diesen Dingen hinter den Vertretern anderer Wissenschaften herhinken — oder vielmehr herzuhinken erst noch gar angeregt werden müssen.

Ich rede hier nicht von der Benutzung der Photographie für die Zwecke der Kunstwissenschaft und des Kunstunterrichtes: das reichliche und bequem zugängliche Photographienmaterial wird meist begierig ergriffen; aber man braucht nur einen methodisch geübten Blick auf dieses Material zu werfen, um das Ungenügende desselben vom wissenschaftlichen Standpunkte alsbald zu erkennen. Insgemein haben wir unsere Mühle an das träge und seicht fließende Wasser gebaut, statt das förbersame Ele-

ment kunstgerecht und zweckbewußt auf unsere Räder zu leiten. Davon, daß die Kunstwissenschaft die Photographie in ihren Dienst genommen, ist fast noch nicht die Rede; ein paar mit leidlicher Einsicht veranstaltete Publicationen photographischer Industrieller sind das Beste, was sich aufweisen läßt; daß der oder jener Kunstgelehrte einmal für eine Illustration in einem wissenschaftlichen Werke eine photographische Aufnahme machen läßt, fällt doch wohl kaum ins Gewicht. Die erste und bisher — meines Wissens — einzige Anregung von berufenster Seite, das Versäumte in ausgiebiger und systematischer Weise — wenigstens nach einer bestimmten Richtung hin — nachzuholen, ist ohne Folgen geblieben: Professor Anton Springer in Leipzig beantragte bei dem ersten internationalen kunstwissenschaftlichen Congresse, der 1873 in den Räumen des Oesterreichischen Museums zu Wien tagte, die Gründung einer Gesellschaft „Albertina", welche die Photographie im Dienste der Kunstwissenschaft und des Kunstunterrichtes verwerthen sollte, unter Vorlegung eines Statutes und eines Calcules. Aber trotz des Beifalles, den der Plan fand, ist er nebst dem sonstigen Erbe des Congresses der Vergessenheit anheim gefallen. So mag es an der Zeit erscheinen, die Angelegenheit durch eine öffentliche Besprechung wieder aufzunehmen und vielleicht in Fluß zu bringen.

Es ist überflüssig, hier die Grenzen und Fehler der Photographie vom künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Standpunkte zu erörtern: sie sind Jedem leicht erkennbar, dessen Auge und Verständniß nur ein ganz klein wenig geschult ist, und man braucht sich daher nicht als Besitzer eines besonders künstlerisch entwickelten Blickes in die Brust zu werfen, wenn sie Einem mehr oder weniger nicht verborgen geblieben sind. Selbstredend kommt ja hier die Photographie ausschließlich als reproducirende und vervielfältigende Technik in Betracht; und selbst da, wie vielerlei läßt sich aussetzen! Bald ist sie zu treu, indem sie zwischen Haupt- und Nebensachen nicht zu unterscheiden weiß, den zufälligen Schmutz auf einer Zeichnung, die Firnißsprünge auf einem Gemälde u. s. w. mit derselben peinlichen Genauigkeit wiedergiebt wie die Linien und Töne, die zur Darstellung gehören. Bald ist sie zu untreu, indem sie an die Farben der Dinge einen Maßstab anlegt, der von demjenigen unseres Auges nur zu entfernt ist. Bald ist sie zu glänzend und beleidigt ein künstlerisch empfindendes Auge durch die Beunruhigungen einer fast spiegelnden Bildfläche; bald ist sie zu stumpf und ermüdet den Blick durch Monotonie. Bald ist sie zu dunkel und unterschlägt die Details in den Schatten; bald ist sie zu hell und läßt uns die Modellirung in den Lichtern vermissen. Bald ist sie zu reich an kleinlichen Details, bald fehlen zwischen Schatten und Lichtern die rechten Uebergänge und Abstufungen. Bald zeigt sie handgreifliche Verzeichnungen, bald zwar richtige Linien, aber übertriebene — nicht unwahre, aber unschöne — Perspectiven. Wozu das Sündenregister noch vervollständigen? Es ist schon groß genug, um bei der Benutzung und Verwerthung der Photographie zu kunstwissenschaftlichen Zwecken Vorsicht und Umsicht zur dringenden Pflicht zu machen: mit dem stetigen Beschauen von Photographien wird uns eine Gewöhnung an Abstractionen, an Theilanschauungen, an Detailjagd eigen, der ein Correctiv durch ganz und rein künstlerische Eindrücke zur Seite gehen muß, insbesondere was körperliche Gegenstände angeht.

Ist so die Beschränkung der Photographie eingeräumt, die Nothwendigkeit einer Ergänzung zu den durch sie zu gewinnenden Anschauungen betont, so kann nunmehr auch ohne Bedenken von ihren Vorzügen und von der besten Art, aus ihnen jeden möglichen Nutzen zu ziehen, geredet werden. Denn nur eine Art von kunstkennerischem Philisterium und esoterischem haut-goût kann diese Vorzüge in Abrede stellen, sich des Nutzens aus ihrem Gebrauche begeben und die Photographie als ein kaum einmal für nothwendig anzuerkennendes Uebel wo möglich ganz perhorresciren. Nur ein sehr kleiner Theil der in Photographien überhaupt möglichen Fehler pflegt und braucht in jeder einzelnen Photographie vorhanden zu sein; und wo wären denn die in jeder Hinsicht fehlerfreien anderweitigen Reproductionen?

Stilgetreuer aber, worauf es der Kunstwissenschaft doch vor allen Dingen

ankommen muß, sind die photographischen Nachbildungen immer als selbst die ausgezeichnetsten und bewunderungswerthesten von Menschenhand dargestellten. Krumme Linien an den Rändern und nach oben convergirende Verticalen, die gewöhnlichsten Fehler der Architekturaufnahmen, lassen sich durch Wahl eines passenden Objectives und sorgfältige Aufstellung des Apparates absolut vermeiden. Daß bei Bau- und Bildwerken die Photographie nothwendig hinter der Nachbildung des Zeichners durch Fehler in den Verhältnissen und in der perspectivischen Wirkung zurückstehe, wie gelegentlich behauptet worden ist, beruht einfach auf einem schweren Irrthum: Verhältnisse und perspectivische Wirkung sind in jeder mit einem richtig zeichnenden — d. h. für die Bildgröße wirklich zureichenden — Objectiv aufgenommenen Photographie so absolut correct, wie sie nur bei den einfachsten Körpern auf dem Reißbrett mit größter Sorgfalt zu erreichen sind, und die aus gleichem Standpunkte aufgenommene Photographie und Zeichnung unterscheiden sich, was Richtigkeit der Verhältnisse und der perspectivischen Wirkung betrifft, unter allen Umständen zu Gunsten der ersteren. Freilich kann manchmal der günstigste Augenpunkt weder für Zeichner noch Photographen zugänglich sein, insbesondere bei Architekturen, und gerade hier kann es der Zeichner durch eine geschickte Construction einer für Niemand in Wirklichkeit sichtbaren Perspective dem Photographen zuvorthun; kaum je aber dürfte eine solche Construction bei plastischen Arbeiten, etwa gar Gruppen, befriedigend ausfallen. Und ist dergleichen eigentlich sonderlich zu wünschen? Jedes Monumentalwerk — bei Magazinirungen von Bildwerken in Museen liegt die Sache natürlich anders — soll für seine Stelle componirt sein, an seinem Platze seine Wirkung entfalten. Es kommt darauf an, was der ihm gegenüberstehende Mensch ihm abgewinnen kann, nicht, ob es ein erhebender Anblick für die Engel im Himmel oder Geister, welche durch dicke Wände sehen können, ist. Daher soll man nur unter den zugänglichen Standpunkten den oder die besten für die Aufnahme aussuchen. Dann aber kann die Photographie in der fraglichen Beziehung sehr vortheilhaft mit der Hand des Zeichners concurriren: ein charakteristischer Linienzug, den diese auch nur in einem Detail verfehlt, entstellt und entwerthet die Nachbildung im Auge des kunstwissenschaftlich Betrachtenden ungleich mehr als ein nicht zum Günstigsten gewählter Augenpunkt, der dem Originale gegenüber vielleicht auch nicht schicklicher zu gewinnen wäre. Sehr störend ist freilich bei Photographien nach Gemälden die sehr abweichende Empfindlichkeit unserer Netzhaut und der photochemischen Präparate gegen Lichtstrahlen verschiedener Farbe. Ich pflege daher in den Vorlesungen, wo es möglich ist und darauf ankommt, neben den Originalphotographien, um alle Theile in gleicher Deutlichkeit und das Ganze in gleichmäßig richtiger Haltung zu zeigen, Stiche (oder Photographien nach solchen) und, um von dem wirklichen Eindrucke wenigstens eine annähernde Vorstellung zu geben, Farbendrucke vorzulegen. Auf diese Weise übt sich das Auge, Photographien richtig zu verstehen, wodurch für andere Fälle ohne Correctiv Irrungen mehr und mehr verhütet werden.

Dies ist ein zweiter wichtiger Vorzug der Photographie: ihre Art von unvermeidlicher Untreue ist leichter und zuverlässiger controllirbar als die jeder anderen Art von Reproduction. Was und wie ein Zeichner, ein Stecher, ein Holzschneider sündigt, kann ich nur mit Hülfe des Originales feststellen; dagegen verrathen sich die Fehler der Photographie dem geübten Blicke deutlich von selbst.

Ferner ist die Photographie einfacher und schneller herzustellen als jede andere Nachbildung und bei der heutigen Verbreitung der photographischen Kunst an jedem Ort und zu jeder Zeit zu haben, wo eine künstlerische Nachbildung oft gar nicht zu beschaffen wäre.

Endlich ist die Photographie billiger als jede andere Nachbildung auf der Fläche, die sich an Zuverlässigkeit, Deutlichkeit und Reichthum des Details auch nur entfernt mit ihr vergleichen läßt, also annähernd so viel werth ist wie jene. Die eben gemachte Einschränkung ist freilich nöthig, aber auch nur gerecht. Der Kupferstich, noch mehr die Lithographie, am meisten der Holzschnitt ist im Stande,

Exemplare einer Nachbildung so massenhaft, schnell und billig herzustellen, daß gleich große Photographien weit, zum Theil unsagbar weit dahinter zurückbleiben müssen. Aber die Photographie braucht, um gleich viel in voller Correctheit wiederzugeben und mit Sicherheit erkennen zu lassen, insgemein lange nicht so groß zu sein wie die künstlerischen Nachbildungen; sie kann ferner mit diesen sogar recht vortheilhaft im Punkte der Massenhaftigkeit, Schnelligkeit und Billigkeit concurriren, wenn sie sich mit einem Druckverfahren verbindet und für dieses nur die Druckform schaffen hilft; sie übertrifft endlich jede andere Reproduction ohne jede Einschränkung an Billigkeit, sobald die Anzahl der Abdrücke unter einer gewissen Höhe bleibt. Eine etwa seitengroße Holzschnitt-Illustration dieser „Monatshefte" muß gegenständlich sehr einfach sein und an künstlerischen Werth nur äußerst bescheidene Ansprüche machen, wenn sich Zeichnung und Schnitt für hundert Mark beschaffen lassen. Eine photographische Negativplatte der nämlichen Größe macht Einem jeder Photograph mit Vergnügen für höchstens zehn Mark und bei einer größeren Anzahl von Abdrücken das Exemplar auf einem leichten Carton nur vom Format dieser Zeitschrift für eine Mark. Da sind also neunzig Exemplare fix und fertig, wenn der Holzschnitt erst in der Presse eingerichtet werden muß und dann bei jedem Exemplare noch Papier und Druck kostet. Und der Holzschnitt ist doch in jeder Beziehung die billigste der künstlerischen Reproductionen!

Es könnte überflüssig scheinen, dergleichen nur noch zu erwähnen, da man meinen sollte, es sei für Jeden einleuchtend. Dem ist aber — Dank Vorurtheil und Unklarheit — gerade in den Kreisen, deren Interesse hier wahrgenommen werden soll, leider nicht überall so. Der selbständige Kunstwerth, den ja die schlechteste Radirung oder dergleichen eo ipso hat, und durch den sie in dieser Beziehung außer allen Vergleich mit einer Photographie gestellt wird, begeistert manche Leute so, daß sie ihr Urtheil über das Kunstwerk und über die Reproduction nicht mehr aus einander zu halten vermögen und Wunders was gethan zu haben meinen, wenn sie selbst Facsimile-Nachbildungen, sogar solche in reducirtem Maßstabe, statt durch die Photographie — in Zeichnung auf den Holzstock u. s. w. bringen lassen. Da die Menschenhand, selbst wenn sie bei solchem Beginnen vielfach irrt, offenbar viel mehr zu bewundern ist als der Apparat und der chemische Proceß, die nicht irren können, verschaffen sie sich das Vergnügen, bewundern zu können, wo es keinen größeren Vortheil giebt als den, vergessen zu dürfen, gar nicht erinnert zu werden. Diejenige Reproduction ist kunstwissenschaftlich die beste, bei welcher am wenigsten durch irgend welche selbständige Eigenschaften der Charakter des reproducirten Kunstwerkes der Gefahr einer Verfälschung ausgesetzt ist, das Interesse von dem letzteren selber abgelenkt werden kann. Die Sixtinische Madonna hat noch zu keinem größeren selbständigen Kunstwerke die Anregung gegeben, als der Müller'sche Stich ist; aber als Reproduction steht derselbe glücklicherweise lange nicht in erster Linie — ich meine glücklicherweise für uns, die wir bessere Reproductionen haben, keinesfalls glücklicherweise für den Stich, der noch viel mehr gelten würde, wenn er als Reproduction annähernd so vollendet wäre wie als Grabstichelarbeit.

Nur in einem Punkte haben die Gegner der Photographie bedingungsweise Recht: die photographischen Reproductionen sind wissenschaftlich so gut wie werthlos, haben nur den Nutzen eines momentanen Nothbehelfes, so lange sie nicht die Gewähr der Dauerhaftigkeit in sich tragen. Eine reproducirende Technik, der die künstlerische Erfindung soll anvertraut werden dürfen, damit sie nicht in dem einen Originalwerke beschlossen bleibe und mit ihm untergehe, muß Werke schaffen, die selber wenn auch nicht die Garantie, so doch die Möglichkeit größerer Dauerhaftigkeit als das Vorbild bieten. Davon aber ist bei unseren heutigen gemeinhin als „Photographien" bezeichneten Reproductionen, d. h. den Silberbildern, auch entfernt keine Rede; und Jeder, der in der Lage ist, Anschaffungen für öffentliche Sammlungen zu machen, wird den fortwährenden Gewissensscrupel derjenigen begreifen, welche als Vorstände kunstwissenschaftlicher Sammlungen das photo-

graphische Material unbedingt nicht entbehren können und doch Bedenken tragen, Sachen zu kaufen und zu inventarisiren, deren Werth in unverhältnißmäßig kurzer Zeit spurlos verschwindet. Silberbilder halten sich im günstigsten Falle nur wenige Jahrzehnte: dem Satze widerspricht kein ehrlicher sachkundiger Mann. Die Bilder tragen den Keim ihres baldigen Unterganges in sich selbst, zumal die schönsten, diejenigen auf Eiweißpapier; aber auch die stumpfen Silberbilder, die auf Arrowroot-Papier und dergleichen, sind unrettbar schnellem Verderben geweiht. Es ist daher so zu sagen unverantwortlich, daß große Geschäfte, die fast ausschließlich Reproductionen — und zwar großentheils solche von bedeutendem künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Interesse — machen und das Publikum an wirklich fabelhafte Preise gewöhnt haben — man nimmt bis 45 Mark für große Photographien (von 115—120 Centimeter Diagonale der Bildfläche!*) —, den alten Schlendrian weiter treiben. Es ist unzweifelhaft, daß auch das große Publikum zurückhaltender im Kaufen von Photographien und insbesondere in der Bewilligung so hoher Preise für einzelne Blätter sein würde, wenn es das volle Bewußtsein von der Vergänglichkeit der Waare hätte und nicht allzu großes Vertrauen in das Renommée wohlberufener Verlagsgeschäfte setzte, die freilich ihr Product mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit behandeln, aber eben doch nicht gegen die Natur ankämpfen können und wohl für verpflichtet erachtet werden dürften, von den Fortschritten der Technik zu Gunsten ihrer Kundschaft Kenntniß zu nehmen und Gebrauch zu machen.

Kann denn aber dagegen etwas geschehen? — Gewiß! Auf die einfachste Weise von der Welt! Es giebt schon eine ganze Reihe photographischer „Druck“-verfahren, welche so haltbare Bilder liefern wie nur Kupferstich und Holzschnitt, und es ist zum größten Theil reine Trägheit der Photographen, daß dieselben nicht allgemeiner angewendet werden.

Da ist zunächst das Pigmentverfahren oder der sogenannte Kohledruck, die Technik, in welcher seit einer ganzen Reihe von Jahren der gesammte Kunstverlag von weiland Adolph Braun in Dornach (Oberelsaß) hergestellt wird. Das Pigmentverfahren erfordert gar keine anderen Apparate als der positive Silberproceß, und es giebt in geübter und gewissenhafter Hand so schöne Bilder wie dieser. Natürlich nur eben so schön, wenn man nicht genau dasselbe verlangt. Der hohe Glanz der Silberbilder eignet den „Kohlebildern“ nur, wenn sie im doppelten Uebertrag mittelst Glas hergestellt sind, und die glänzende Schicht ist da nicht so widerstandsfähig gegen Stoß und Reibung (sie besteht aus Collodium) wie das Albumin. Dadurch werden die tiefen Schatten leicht minder durchsichtig und detailreich, um so mehr als die Gegensätze von Licht und Schatten eine größere Scala von Tönen einschließen. Auch liefern die Pigmente nicht die mikrosko-

* Diese meines Wissens nirgend gebräuchliche Formatbezeichnung sollte als die einzige rationelle allgemein und ausschließlich in Anwendung kommen, da sie allein die wahre Leistungsfähigkeit eines Objectives für alle Gebrauchsfälle in einer unmittelbar vergleichbaren Weise ausdrückt. In den Preislisten der Fabrikanten und sonst wird die Bildgröße, welche ein Objectiv (in der Nähe des Brennpunktes) brauchbar zu liefern vermag, durch die Seiten gerader Parallelogramme angegeben, die zwischen dem Quadrat (z. B. bei Steinheil's Weitwinkelaplanaten) und dem Rechteck mit dem Seitenverhältniß 2:3 (z. B. bei den Pantoskopen von Busch) — oft bei den verschiedenen Nummern derselben Objectivgattung sehr beträchtlich! — variiren. Ein Objectiv mit der Bildgröße 40:60 Centimeter und ein solches mit einer Bildgröße von 51 Centimeter im Quadrat sind aber beispielsweise in ihrer Leistungsfähigkeit genau identisch, d. h. beide liefern jede beliebig gestaltete Bildfläche, die in einen Kreis von 72 Centimeter Durchmesser eingeschrieben werden kann. Dieser Kreis, der bei der Reproduction eines Rundbildes, eines Reliefmedaillons oder dergleichen vollständig in Anspruch genommen werden kann, umfaßt 4083 Quadratcentimeter, während das Quadrat 51:51 Centimeter nur 2600, das Rechteck 40:60 Centimeter gar nur 2400 Quadratcentimeter einschließt. All das läßt sich bei Angabe der Bildflächendiagonale mit einem Blicke übersehen, während die Angabe einer viereckigen Bildfläche erst Berechnungen erfordert. — Zur Beurtheilung des im Texte angeführten Preises (allerdings für aufgezogene Photographien) mag es als Maßstab dienen, daß eine römische Aufnahme des Pantheon, 99:75 Centimeter, Diagonale über 124 Centimeter, unaufgezogen für 12 Mark, eine florentiner naturgroße Aufnahme von einem Theile der Ghiberti-Thür am Baptisterium, 107:77 Centimeter, Diagonale 132 Centimeter, für 28, auf Carton für 32 Mark verkauft wird. (Aehnlich große Reproductionen von Gemälden der alten Meister erreichen freilich auch in Italien höhere Preise und selbst den im Texte genannten ungefähr gleiche.)

pische Feinheit wie die niedergeschlagenen Silberkügelchen,* aber doch eine hinreichende Schärfe, um überall, außer etwa bei mikroskopischen Photographien, den sachlich berechtigten Ansprüchen zu genügen; das sogenannte Diapositivpapier leistet sogar auch in dieser Beziehung Enormes. Neben diesen nicht sehr erheblichen Schattenseiten fallen nun aber die Vortheile des Verfahrens sehr stark ins Gewicht. Erstlich kann jedes Farbmaterial angewendet werden, welches sich nicht durch die Einwirkung von doppeltchromsaurem Kali, Alaun, kaltem und warmem Wasser verändert. Zweitens können die Bilder nicht nur auf Papier und Glas dargestellt, sondern auf jede beliebige, ohne Schaden mit Wasser zu benetzende glatte oder mäßig und gleichmäßig gekrümmte Fläche übertragen werden. Drittens sind diese Bilder gerade so haltbar, wie es die Natur ihrer Unterlage erlaubt; in ihnen selbst liegt kein Antrieb zur Zersetzung, da sie nur aus Farbenkörnchen bestehen, welche in einer vollkommen coagulirten Gelatineschicht suspendirt sind und durch diese fest an ihrer Unterlage haften. — Die Papiere zu diesem Verfahren sind theurer als die zum Silberproceß mit Einschluß des nöthigen Silbers, insbesondere, wenn doppelte Uebertragung gemacht werden muß (wie immer, wenn von einem gewöhnlichen Negative Bilder in richtiger Stellung — ohne Umkehrung von links und rechts — abgezogen werden sollen), indessen wird der Mehraufwand durch die kürzere und leichtere Arbeit reichlich aufgewogen, so daß Kohlebilder ganz wohl um denselben Preis abgegeben werden können wie Silberbilder.* Das Photographien kaufende Publikum, auch die Clientel der Porträtphotographen, sollte daher allgemein auf der Lieferung von Pigmentbildern bestehen, der Theil der Photographen, der irgend eine höhere Auffassung von dem Werke seiner Hände hat, schon um seiner selbst willen, um nicht gleich dem Friseur nur gerade für den Tag zu arbeiten, keine anderen Bilder liefern. Auf ein paar Versuche kann es doch nicht ankommen, und die Bequemlichkeit, die abgebrauchten Negativsilberbäder in Positivbäder umwandeln zu können, wiegt doch wohl die trostlose Vergänglichkeit der Arbeiten nicht auf. — In einer Beziehung überragt das Pigmentverfahren alle übrigen (außer dem Silberverfahren), darin nämlich, daß es Bilder von fast unbegrenzter Größe mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit hervorbringt. Die Autotype Company in London, auf deren präparirte Papiere man bis jetzt vorzugsweise angewiesen ist, liefert zwar für gewöhnlich nur Rollen von 76 Centimeter Breite und auf Bestellung auch keine breiteren als solche von 91 Centimeter. Aber Adolph Braun (der bei seinem kolossalen Bedarf seine Papiere selber präparirt) hatte auf der letzten Pariser Weltausstellung eine aus einem Stück gearbeitete, durchaus gelungene Vergrößerung seiner Aufnahme



* Ich muß allerdings eingestehen, daß ich zu dieser Behauptung nicht durch exacte Untersuchungen mittelst des Mikroskopes berechtigt bin, sondern sie auf die bloße Anschauung hin wage. In dem Berliner „Verein zur Förderung der Photographie" hat (laut Sitzungsbericht im neunten Hefte des zwölften Jahrganges der „Photographischen Mittheilungen", December 1875, S. 212) am 19. November 1875 Herr Dr. Schimann „im Mikroskop eine Collodiumsilberschicht und eine Pigmentschicht bei sechshundertfacher Vergrößerung" gezeigt, und „die letztere gab der ersteren an Feinheit nichts nach". Hier ist aber nicht gesagt, was für ein Pigment dem vergleichenden Experiment unterworfen wurde. Sollte die Pigmentschicht von Diapositivpapier gewonnen gewesen sein, so würde das dort mitgetheilte Resultat mit meinen Beobachtungen übereinstimmen.

* Es ist ein gedankenlos weiter getragenes Vorurtheil, daß zu den Silberbildern so enorm viel Silber verbraucht wird, daß sie deshalb theuer sein müssen. Zu einem ganzen Bogen (45 : 59 Centimeter, beschnitten 44 : 55) braucht man höchstens 2,5 Gramm salpetersaures Silberoxyd (Höllenstein), und das Kilogramm Silbersalz wird selbst von Händlern (in den Fabriken ist es erheblich billiger!) mit 120 Mark verkauft. Die Silberung eines ganzen Bogens erfordert also nur für ca. 30 Pfennige Silbersalz, wovon nach Vollendung des ganzen Processes etwa die Hälfte sofort ohne Mühe durch einige Körner Kochsalz, weitere 30 bis 40 Proc. durch verhältnißmäßig einfache und wohlfeile Proceduren aus den Rückständen wiedergewonnen werden! Der Bogen Albuminpapier selbst kostet je nach der Qualität 16 bis 37 Pfennige. Gold wird zum Tonen wirklich verbraucht für noch nicht 6 Pfennige. — Der Bogen gewöhnlichen Pigmentpapieres aber kostet 80 Pfennige, Diapositivpapier gar 1 Mark; dazu gebraucht man noch Uebertragungspapier (25 bis 34 Pfennige) und möglicherweise — bei doppelter Uebertragung — auch Entwickelungspapier (42 Pfennige)! (Der Nebenverbrauch an billigen Materialien wird bei beiden Processen etwa der nämliche sein.)

von einem der Medicäergräber in Florenz ausgestellt, die ich nicht überschätzt zu haben glaube, wenn ich sie auf $1\frac{1}{2}$ Meter Breite bei über 2 Meter Höhe taxirt habe (natürlich ohne weißen Cartonrand). Alle wirklichen Druckverfahren sind aus verschiedenen technischen Gründen, insbesondere, weil die sehr großen Pressen für die seltenen Gelegenheiten zu ihrer Benutzung zu theuer sein würden und deshalb für gewöhnlich von den Fabrikanten gar nicht gearbeitet werden, mit ihren Formaten innerhalb einer nicht eben weiten Grenze eingeschränkt.

Unter den wirklichen photographischen Druckverfahren ist das photographischste, d. h. dasjenige, bei welchem das Licht am meisten mitwirkt, und das Druckverfahren selbst mit keinem sonst gebräuchlichen identisch ist, die Woodburygraphie oder der photographische Reliefdruck. Von diesem Verfahren wird lange nicht genug Gebrauch gemacht. Es beruht darauf, daß eine mit Bichromat sensibilisirte Gelatineschicht nach der Belichtung sich beim Auswaschen in Wasser in ein leichtes, genau nach dem Grade der örtlichen Belichtung abgestuftes Relief verwandelt, welches abgeformt und aus der Abformung abgedruckt werden kann. Warme Gelatinefarbe wird auf die horizontal gelegte Druckplatte reichlich aufgegossen und kräftiges weißes Papier mittelst einer Presse sanft aufgedrückt. Sobald die Gelatine erstarrt ist, zieht sich das fertige Bild (nur durch den hervorgequollenen Wulst der Farbe an den Rändern der Platte festgehalten) leicht von der Form ab. Ein gewöhnlicher Arbeiter kann 5—6 solcher Pressen, die auf einem drehbaren Gestell stehen, bedienen und in höchstens drei Minuten je eine leeren und wieder füllen, d. h. in der Stunde mindestens zwanzig Bilder herstellen (wenn nicht die Kleinheit der Bilder gestattet, ihrer gleichzeitig mehrere in jeder Presse zu erzeugen). Dieses köstliche Verfahren, das man auf der Pariser Weltausstellung ausüben sah, eignet sich leider, wie es scheint, nur für die kleineren Formate, bis 24 : 30 Centimeter höchstens. Innerhalb dieser Grenzen aber dürfte es an Leistungsfähigkeit — insbesondere, wenn man die glänzende Schönheit der Abzüge in Betracht zieht — von keinem anderen wesentlich übertroffen werden. Leider benutzen die Wenigen, die es bis jetzt ausüben, dasselbe bei der frappanten Aehnlichkeit der Drucke mit Silberbildern nur zur schnelleren und billigeren Production, ohne dem Publikum einen anderen Vortheil zu gönnen als den, haltbare Bilder zu bekommen. Es versteht sich natürlich von selbst, daß die Herstellung der Druckplatte sich erst bei einer gewissen Höhe der Auflage bezahlt macht, die z. B. in der Praxis der Porträtphotographie selbst bei Visitenkarten nur ausnahmsweise erreicht wird.

Einer sehr ausgedehnten Benutzung erfreut sich der allerdings auch recht vielfach anwendbare Lichtdruck, die Form, in der die lange Zeit mit überaus mäßigem Erfolge versuchte Photolithographie* endlich befriedigende Resultate ergeben hat. Als Druckplatte dient hier bekanntlich eine — meist noch überflüssiger Weise leicht mattirte — Spiegelscheibe, die mit einer Gelatinechromatschicht überzogen und unter einem (verkehrten) Negative belichtet ist. Eine solche sorgfältig präparirte und behandelte Platte liefert 600—1000 gute Abdrücke. Danach kann sie ziemlich leicht erneuert werden (allerdings nur bei großer Aufmerksamkeit und Sicherheit mit der Gleichmäßigkeit wie eine Woodburyplatte). Das Verfahren giebt sowohl Strichzeichnungen wie Halbtöne mit vollkommener Treue wieder, aber auf gewöhnlichem Papier etwas matt, nur auf stark glänzendem in kräftigen Tönen, die mit Silber- und Kohlebildern wetteifern. Dieser Umstand wie die Zerbrechlichkeit der theuren Spiegelgläser** und die doch ziemlich schnelle Abnutzung der Druckplatten ist dem Verfahren etwas hinderlich und läßt nicht die von einem Druckverfahren zu er-

* Diese selbst muß übrigens auch mit in Rechnung gezogen werden. Sie liefert vortreffliche Reproductionen von ganz reinen Strichzeichnungen auf hellem, klarem Grunde, wenn Striche und Zwischenräume nicht allzu fein werden. Sie ist also etwa in demselben Umfange wie das gewöhnliche lithographische Umdruckverfahren brauchbar, wobei dann für die autographirte Zeichnung die Photographie eintritt. Ihr schließt sich der Negativplattendruck an.

** In neuerer Zeit wird zu Lichtdruckplatten das Siemens'sche Hartglas empfohlen, das zugleich billiger und widerstandsfähiger als Spiegelglas ist.

wartende Billigkeit erreichen. Indessen haben resolute Verleger es doch schon ermöglicht, ein Blatt in stattlichem Quartformat für 10 Pfennige zu verkaufen.

Nicht so einfach sicherer Handhabung scheint die Phototypie oder Heliogravure mit dem ganzen Heere der ihr untergeordneten verschiedenen Manieren bis jetzt fähig zu sein. Sie umfaßt das ganze Gebiet der photographischen Herrichtung von Platten für Kupferdruck und Holzschnittdruck und würde namentlich in der letzteren Richtung vervollkommnet eine ungeheure Wirkung ausüben. Leider ist gerade hier am wenigsten mit Erfolgen zu prunken. Vereinzelte sehr schöne Proben sind bekannt geworden, aber die Feuerprobe, welche für eine derartige Technik darin besteht, daß sie für bestimmten mäßigen Preis befriedigende Leistungen massenhaft und gleichmäßig liefert, hat ein derartiges Verfahren noch kaum bestanden. Jedenfalls haben nur sehr saubere Strichzeichnungen, in denen die einzelnen Linien und Zwischenräume nicht unter einer gewissen Breite bleiben, reproducirt werden können. Immerhin sind selbst künstlerische Vorlagen schon gelegentlich in dieser Art vervielfältigt worden: manche Verleger, die ihre illustrirten Verlagswerke neben den größeren Originalausgaben auch in „Miniatur"- oder „Diamant"-Ausgaben erscheinen lassen, vervielfältigen ihre Holzstöcke in verschiedenen Formaten mittelst dieses Verfahrens und, wie man sieht, mit günstigem Erfolge. Jedenfalls kann bei geeigneten Vorlagen auf dasselbe reflectirt werden. — Bei Zeichnungen, die nicht in Strichen, sondern in Tönen ausgeführt sind, haben die Proben nur vereinzelt und bedingterweise genügt; doch hat man solche Vorlagen in größerem Maßstabe photographirt, diese Reproduction mit Strichlagen sorgfältig durchgearbeitet, dann die photographischen Töne fortgeschafft und die nunmehrige Strichzeichnung in beliebigem Maßstabe photographisch reducirt und photomechanisch in eine Buchdruckform verwandelt.

Weiter vorgeschritten ist man mit der photographischen Herstellung von Kupferdruckplatten, auf denen durch Belichtung eine in den Lichtern (dem Papiergrunde) der Originale gegen Säuren widerstandsfähige Schicht erzeugt und dann die Zeichnung eingeätzt wird. Dieses Verfahren hat natürlich all' das Mißliche der Radirung überhaupt, insbesondere die rauhen Striche und die verhältnißmäßig matten breiteren Linien. Indessen lassen sich bei großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit doch in hohem Grade befriedigende Resultate erzielen, vornehmlich in Rücksicht auf Kleinheit und Feinheit der Zeichnungsdetails: die mikroskopischen Schriften auf Werthpapieren und dergleichen werden jetzt ausschließlich auf diesem Wege erzeugt. Bei größeren und mehr künstlerischen Ausführungen, wo die Aufgaben des Aetzwassers nicht so einfach und gleichförmig sind, ist jedoch ohne die vielfältig nachbessernde Hand des Stechers nicht zum Ziele zu kommen. Unerklärlich wäre sonst auch — abgesehen von der seltenen Verwendung dieser Technik, die ja anderenfalls einen unermeßlich großen Wirkungskreis hätte, — z. B. die vorsichtige Langsamkeit, mit welcher die Herausgabe der Kupferstichfacsimile nach den Werken der alten Meister von Amand-Durand in Paris fortschreitet: nur vier Lieferungen zu je zehn Platten erscheinen im Jahre, jede Lieferung zu dem nicht gerade niedrigen Preise von 40 Frcs. (= 32 M.), der freilich zum Theil durch die niedrig bemessene Auflage begründet ist, und diese ist wohl nicht unbedingt durch die Schwierigkeiten des Verfahrens geboten, da Amand-Durand's Reproductionen auch als Beilagen verbreiteter Zeitschriften (Gazette des Beaux-Arts u. s. w.) und selbst in seiner Ankündigung gefunden worden sind. — Auch gewöhnliche photographische Naturaufnahmen, vorzugsweise nach architektonischen und plastischen Originalen — also mit Modellirung in Halbtönen —, sind schon vielfach direct zur Herstellung von Kupferdruckplatten verwendet worden, indessen allerdings mit recht ungleichem Erfolge, häufig mit „patzigen" Schatten, mit matten, detailarmen Lichtern und mit verschmierten Mitteltönen. Dagegen sind auch schon ganz tadellose Arbeiten hervorgetreten, wie z. B. die herrlichen großen Aufnahmen des Louvre und anderer Gebäude von E. Baldus in Paris.

Eine eigenthümliche Stellung im Umkreise der photographischen Druckverfahren,

der Manier des Abdruckes zufolge den eben genannten sich anreihend, nimmt der nach seinem Erfinder sogenannte **Aubeldruck** ein (Anstalt von Aubel & Kaiser, Lindenhöhe bei Köln). Hier wird eine angeblich von allen organischen Stoffen freie Platte, nachdem auf ihr die photographische Aufnahme gemacht ist, in eine sofort brauchbare stahlharte Kupferdruckplatte umgewandelt. Für alle Halbtöne ist das Verfahren absolut unzulänglich; reine Strichzeichnungen dagegen werden in jeder Größe, auf besonders präparirtem, dem chinesischen ähnlichem Papiere sogar in mikroskopischer Verkleinerung, mit Schärfe und Kraft wiedergegeben. Die Erfindung ist — so scheint es — wenig bekannt geworden, und man erfährt daher selten von ihrer Benutzung; und doch wird sie durch ihre Billigkeit und ihre Zuverlässigkeit für manche Zwecke empfohlen.

Schließlich hat sich die Photographie auch schon der **farbigen Reproduction** bemächtigt. Ich rede nicht von den „Pigmentdrucken“ mit rothen, grünen, blauen und anderen Pigmenten; auch nicht davon, daß der Pigmentdruck bei Anwendung doppelter Uebertragung (wo man einmal das vollständig entwickelte Bild von der Rückseite des die fixirten Pigmentpartikelchen enthaltenden Gelatinehäutchens zu sehen bekommt) bequeme und — zuerst von Adolph Braun in Dornach* — geschickt benutzte Gelegenheit bietet, das Bild mit Localfarben zu unterlegen, die dann durch die eigentliche Photographie ihre Modellirung und Abtönung erhalten. Im ersteren Falle handelt es sich doch eben um einfarbige Bilder, sogenannte Camaïeux, im zweiten um farbige Retouche, bei der die Farben nicht unmittelbar und bindend, am wenigsten aber selbstthätig durch das Original und den photographischen Proceß bestimmt werden. Allerdings aber ist die Technik des Pigmentdruckes zunächst zu Grunde gelegt bei den beiden einzigen bis jetzt angegebenen Methoden zur Erzeugung von fixir- und haltbaren photographischen Abbildern in den Farben des Originales.

Die eine dieser Methoden, von der ich schon im März 1870 (in den „Ergänzungsblättern“ S. 306 fg.) Nachricht gegeben habe, hat allerdings einstweilen noch immer ein rein theoretisches Interesse, und es ist meines Wissens kaum erst schüchtern versucht worden, wie weit die Theorie hier praktisch realisirbar ist.* Sie ist 1869 von **Louis Ducos du Hauron** angegeben worden. Es giebt bekanntlich — abgesehen von den Spectralfarben, also lediglich unter Berücksichtigung der für uns disponiblen Farbstoffe** — nur drei Grundfarben: Roth, Gelb und Blau. Diese sollte man jede in einer so reinen Nüance darstellen können, daß ihre Mischung in bestimmtem Verhältniß ein so reines Weiß ergäbe, wie es durch irgend eines unserer besten weißen Farbenpigmente vertreten wird. Gesetzt nun, man könnte mit solchen reinen Grundfarben, die einzeln sich zur Präparirung von Pigmentpapierbogen eigneten, sei es je für sich, sei es in beliebiger Combination, Glas entweder in der Fritte oder durch Ueberfang oder in einer anderen Auftragsmanier durchsichtig und hinreichend intensiv färben, so wären drei Gläser, je eins in Orange (Roth + Gelb), in Violett (Roth + Blau) und in Grün (Gelb + Blau), zu erzeugen, durch die von durchfallendem weißen oder gefärbten Lichte, beziehentlich die blauen oder die gelben oder die rothen Strahlen zurückgehalten werden würden. Wenn man nun von demselben Gegenstande hinter einander — ohne Gegenstand und Apparat zu bewegen — drei in der Zeichnung vollkommen identische Aufnahmen machte, während man zuerst das rothgelbe, dann das violette, endlich das grüne Glas vor die Objectivöffnung hielte, so würden auf dem ersten Negativ nur die rothen und die gelben Strahlen einen Eindruck (einen die Glasplatte verschleiernden Silbernieder-

* Freilich nach einem Princip, das schon bei den älteren reproducirenden Künsten in Anwendung gebracht worden ist.

* Vor Kurzem sind einige aus dem **Albert**schen Atelier in München hervorgegangene Versuche von kleinen Schnellpressenlichtdrucken in drei Farben ans Licht gekommen, deren Druckplatten auf dem hier in Rede stehenden Wege erzeugt sein sollen. Da mir eine Vergleichung mit den Originalen — Tapetenmuster u. dergl., aber auch ein Landschaftsgemälde — nicht möglich war, beträchtliche Nachhülfen gar nicht in Abrede gestellt werden, und der Erfolg sehr schwankend und wenig befriedigend ausgefallen ist, kann man ein sicheres Urtheil noch nicht abgeben.

** Bezüglich der in den nächsten Absätzen berührten optischen Dinge wird auf die diesem Aufsatze anhangsweise hinzugefügten Erörterungen verwiesen.

schlag) hervorbringen, das Negativ aber um so heller und durchsichtiger sein, je mehr blaue Lichtstrahlen von den correspondirenden Theilen des Gegenstandes ausgesandt worden sind. Wenn man dies Negativ nun in dem blauen Pigmentpapiere copirt, so bleiben hier alle gelben und rothen Theile des Originales um so mehr aus, je intensiver ihre respective Färbung ist, dagegen reproducirt das blaue Camaïeu genau die blauen Theile des Originales in ihrer verhältnißmäßigen Tiefe. Ebenso giebt das hinter violettem Glase aufgenommene Negativ ein gelbes Bild der gelben, das hinter grünem aufgenommene ein rothes der rothen Theile des Originales. Werden nun durch Uebertragung alle drei einfarbigen Bilder auf gemeinsamer weißer Unterlage genau über einander gebracht, so muß jede Stelle genau die Farbe der betreffenden Stelle des Originales haben.

Die Schwierigkeiten dieser durchaus richtigen Theorie für die praktische Verwerthung liegen auf der Hand: 1) nur leblose Gegenstände könnten drei lange Expositionen, ohne sich zu verändern, durchmachen; indessen das wäre das Wenigste; 2) die drei reinen einander zu Weiß ergänzenden Pigmente sind überhaupt noch nicht, geschweige in einer für dies ganze Verfahren passenden Beschaffenheit aufgefunden; 3) die rothen, gelben und blauen Lichtstrahlen sind so ziemlich im umgekehrten Verhältniß ihres Reizvermögens für die Netzhaut des Auges „actinisch", d. h. auf die photographischen lichtempfindlichen Präparate einer Einwirkung fähig; endlich 4) strahlt von dem Gegenstande die fertige Oberfläche ihr verschieden gefärbtes Licht aus; wenn dieses aber in seine drei constituirenden Elemente zerlegt wird, und diese nicht wieder gleichzeitig in ihrem ursprünglichen Verhältniß auf der Oberfläche des Bildes mit einander gemischt auftreten, sondern vereinzelt schichtenweise über einander gelagert werden und eine durch die andere hindurchscheinen müssen, so ist der Gesammteffect ein ganz unberechenbar vom Original abweichender: die angenommenen drei Grundfarben in ihrem normalen Verhältniß zu einander geben z. B. vermischt Weiß, über einander gelegt aber im durchfallenden Lichte Schwarz!

Die erste Schwierigkeit würde das Verfahren für Reproductionen nicht entfernt unbrauchbar machen, also für den ganzen Kreis derjenigen Anwendungen, auf die es uns hier vorzugsweise ankommt. Die zweite Schwierigkeit würde sich bei angestrengten sorgfältigen Versuchen wohl bis auf einen gewissen Punkt beseitigen lassen, auf dem doch die Möglichkeit recht brauchbarer Resultate nicht mehr ausgeschlossen bliebe. Die dritte Schwierigkeit läßt sich nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnisse auch wohl überwinden. Hermann Vogel in Berlin hat — meines Wissens zuerst — nachgewiesen, daß lichtempfindliche Schichten besonders für diejenigen Strahlen empfindlich sind, die sie nicht durchlassen. Wenn man also die Collodiumschicht mit der Complementärfarbe des Glases vor dem Objective färbt, so kann eine ziemlich gleiche Empfindlichkeit für die jeweilig zusammenwirkenden Farben auf die Negativplatte erzwungen werden; im Nothfalle könnte vielleicht eine Ergänzungsplatte unter einfarbigem Glase zum Abdruck in einer gemischten Farbe angefertigt werden. Die vierte Schwierigkeit bleibt die größte. Man muß sich nicht damit verwirren, daß ja beim Farbendruck auch die einzelnen Farbenschichten über einander gedruckt werden und endlich mit dem gewünschten Effecte durch einander hindurch scheinen. Man würde dabei vielerlei Wichtiges übersehen: Die Plattenzahlen bei selbst nur mäßig complicirten (künstlerisch ausgeführten) Farbendrucken sind außerordentlich; dreißig bis vierzig und mehr Druckplatten sind gar nichts Ungewöhnliches; daher ist keine einzelne Farbenschicht so intensiv und dicht, wie die drei Schichten bei den in Rede stehenden Farbenphotographien sein würden. Ferner brauchen Mischfarben, die als irgend bedeutende Localtöne auftreten, unter Umständen gar nicht, keinesfalls aber aus wenigen bestimmten Grundfarben zusammengesetzt zu werden; am wenigsten baut man Weiß und die anderen hellsten Tinten des Bildes aus ihren theoretischen dunkleren Grundfarben auf. Endlich kommt es gar nicht selten vor, daß bei Chromolithographien eine früher angelegte Localfarbe oder Tönung durch die darüber gelegten Farbenschichten unscheinbar und falsch geworden ist; dann



nimmt man eben gar keinen Anstand, sie durch eine neue Platte wieder aufzufrischen: die letzten Platten sorgfältig ausgeführter und künstlerisch befriedigender Farbendrucke enthalten stets nur vereinzelte Flecke, die zu derartigen Correcturen dienen. Daß da also bei einem photochromischen Verfahren starke Modificationen eintreten müßten, von denen nicht abzusehen ist, ob sie schließlich zum Zwecke führen würden, liegt zu Tage. — Kurz einige Möglichkeit, — Alles in Allem aber schwache Hoffnung.

Die zweite Methode der „Photochromie" hat sich dagegen von vornherein auf den Boden der Praxis gestellt und von Anbeginn greifbare Resultate aus Licht gefördert. Schon am 22. December 1872 nahm Léon Vidal in Paris auf sein Verfahren ein Patent, und die Proben, welche sein Institut auf der jüngsten Weltausstellung vorführte, sind ganz geeignet, der Sache Berücksichtigung zu erzwingen. — Von einem beliebigen Negative wird ein sehr gutes Diapositiv (Glasbild) hergestellt, und mit Hülfe des letzteren eine Anzahl von Trockenplatten zu ganz übereinstimmenden Negativen umgewandelt. (Der Kohleproceß kann hierbei nicht in Anspruch genommen werden, weil die häufige Anfeuchtung der Papiere leicht Abweichungen in den Gesammtdimensionen der verschiedenen Negative herbeiführen könnte, welche nothwendig störend wirken würden.) Diese Negative werden an denjenigen Stellen, welche eine gewisse Farbe — sei es allein, sei es in Mischung mit einer anderen — nicht enthalten, mit einer undurchsichtigen Schicht zugedeckt. Je nach dem Reichthum des Originales an Farben und Tönen genügen drei oder vier oder mehr Negativplatten, bis zu zwölf. Von jedem einzelnen Negative wird nun in der dafür bestimmten Farbe ein Pigmentabdruck copirt und auf einem mit Schellacklösung getränkten Pflanzenpapier entwickelt, im Nothfalle retouchirt, mit Alaun fixirt und schließlich mit einer dünnen Gelatineschicht überzogen. Sodann wird einer dieser Farbenabdrücke nach dem anderen auf die definitive Unterlage übertragen, wobei die Transparenz des Pflanzenpapieres gestattet, die genaue Congruenz der über einander liegenden Bilder zu controlliren. Nach dem Antrocknen wird das Schellackpapier in Alkohol abgeweicht und so fortgefahren, bis alle Abdrücke zum fertigen farbigen Bilde vereinigt sind.

Der Vorzug dieses Verfahrens besteht darin, daß an der Zeichnung und Modellirung der in irgend einer Farbe zu druckenden Theile, d. h. also an Allem, was an Formen im Bilde erscheint, keine Hand zu rühren hat: der Farbenton muß durch die über einander liegenden monochromen Einzeldrucke erzielt werden, die Modellirung giebt jedem einzelnen und so auch ihrer Vereinigung die photographische Originalaufnahme ohne Weiteres getreu dem Originale. Die Schwierigkeiten beginnen da, wo zwei Localfarben ohne scharfe Grenze in einander übergehen. Hier würde jedenfalls nur ein sehr geübter Negativretoucheur aus der Noth helfen können. Beschwerlich ist immer die häufige Wiederholung des umständlichen und verhältnißmäßig kostspieligen Pigmentprocesses und die heikele Vereinigung der Einzeldrucke über einander aus freier Hand. Im Verhältniß dazu sind Vidal's Preise mäßig zu nennen: ich habe mehrere Blätter von 34—41 Centimeter Diagonale in eleganter Ausstattung (in flache Passepartouts von 39 : 55½ Centimeter Cartongröße eingelassen) mit je 10 Frcs. bezahlt, ein kleines Oval, 76 : 103 Millimeter, ebenso, mit nur 2 Frcs. Das ist Cabinetformat. In diesem bezahlt man eine gewöhnliche Photographie in der Regel mit einer Mark. Jenes ist wenig über die Hälfte mehr! — Offenbar kann — wie auch Vidal selbst angedeutet hat — das Verfahren (wie auch das vorige!) ebensowohl mit dem Lichtdruck combinirt werden wie mit dem Kohledruck, und so ist es gewiß einer bedeutenden Zukunft sicher.

Nachtrag. Es mag mir nicht verübelt werden, wenn ich zum besseren Verständniß der oben im Text aus Anlaß der farbigen Photographie nach Ducos du Hauron einfach als selbstverständlich vorausgesetzten, zum Theil etwas schwierigen und verwickelten optischen Verhältnisse einige Erläuterungen hinzufüge, um so mehr, als in allgemein verständlichen Darstellungen dieser Dinge sich leider nicht

immer das Richtigste findet.* So ist gleich der Unterschied zwischen Spectralfarben und Farbstoffen genau aufzufassen und zu beachten.

Ein wissenschaftlicher Streit oder Zweifel über die Zahl der Spectralfarben existirt nicht mehr. Das Sonnenspectrum hat weder drei noch sieben Farben, jedenfalls aber noch weniger drei als sieben. Es hat so viel Farben, wie es Theile von verschiedener Brechbarkeit und Wellenlänge in dem farbigen Strahlenbüschel erkennen läßt. Die gewöhnliche Siebenzahl der „Regenbogen"-Farben hat nur die Bedeutung, Farbentöne und Reihenfolge derjenigen Farbengruppen im Spectrum zu bezeichnen, für welche die an präcisen Farbenbenennungen erstaunlich arme Sprache Ausdrücke besitzt; das Indigo speciell aber ist wohl noch deswegen eingeschoben, um in der am stärksten gebrochenen größeren Hälfte des Spectrums nicht bloß die zwei Farben Blau und Violett zu unterscheiden. War man doch vor der Entdeckung der Frauenhofer'schen Linien zur Orientirung im Spectrum lediglich auf die Farbenbenennungen seiner einzelnen Abtheilungen angewiesen. Das „Indigo" des Spectrums ist aber keine „Nüance" des Violett, wie auch Spectral-Orange, -Grün und -Violett keine „Misch"- oder „Uebergangsfarben" zwischen Spectral-Roth, -Gelb und -Blau sind; von allem Wissenschaftlichen abgesehen schon aus dem äußerlichen Grunde nicht, weil Violett gar nicht als Uebergang zwischen seinen angeblichen Componenten Roth und Blau auftritt, sondern am äußersten Ende des (sichtbaren) Spectrums liegt.

Anders steht es bei unseren materiellen Farbstoffen. Von diesen entspricht kein einziger annähernd genau irgend einer Spectralfarbe: sie sind durchgängig Mischfarben; am einfachsten zusammengesetzt und am meisten in Uebereinstimmung mit den entsprechend benannten Spectralfarben sind noch gewisse rothe, gelbe und blaue Farbstoffe, und aus diesen kann man den zusammengesetzteren ziemlich nahe kommende Töne mischen, während es begreiflicherweise nicht möglich ist, den Eindruck der einfacheren Farbstoffe durch bloße Mischung minder einfacher hervorzubringen.*

Man darf nie vergessen, daß die Benennungen der Spectralfarben nur nach ihrer Aehnlichkeit mit den Farben der irdischen Dinge gewählt sind, daß sie aber alle absolut unvermischt sind, mögen ihre irdischen Analoga noch so sehr als Mischungen erscheinen oder durch Mischungen der Analoga anderer Spectralfarben hervorgebracht werden können. Die correcte wissenschaftliche Vorstellung von dem Wesen der Farben mag nicht ganz leicht zu gewinnen sein; aber die Schwierigkeit entschuldigt nicht logische Confusion, die aus ihrer Nichtüberwindung folgt.

Wenn man nun, wie oben im Texte, von drei Grundfarben Roth, Gelb und Blau unter den disponiblen Farbstoffen spricht, so sind das keineswegs drei einzelne bestimmte oder gar gleichgültige, im Allgemeinen mit jenen drei Benennungen zu belegende Farben, wie etwa Zinnober, Chromgelb und Kobalt oder andere, sondern drei correlative Farben, deren sich der Möglichkeit nach eine ganze Anzahl von Gruppen denken lassen. Es werden darunter drei Farben verstanden, die sich dem Auge als unzweifelhaft entschieden roth, beziehungsweise gelb oder blau darstellen, die aber im Spectroskop neben zahlreichen und überwiegenden rothen, beziehungsweise gelben oder blauen Strahlen jede noch eine Anzahl anderer Spectralfarben zeigen, und diese zwar so ausgewählt und vertheilt, daß die Spectra der drei Farben combinirt so genau wie möglich gerade den Umfang und Inhalt des Sonnenspectrums darstellen, oder — anders ausgedrückt — durch abermalige Brechung in entgegengesetztem Sinne (die man nicht „Refraction" nennen darf — Refraction ist einfach gleich Brechung, bedeutet nicht Wiederaufhebung der Bre-

* Selbst in technischen Schriften kommt Unglaubliches vor; so z. B. die heillose Confusion „Photographische Mittheilungen", XIV. Jahrgang, 1878, S. 187.

* Geschähe bei der Mischung von Farbenpigmenten wirklich so etwas wie ein gegenseitiges „Verschlucken" oder „Absorbiren" der den gemischten Pigmenten einzeln eigenthümlichen zurückgeworfenen Farbenstrahlen, wie die Vorstellung davon in unklaren Köpfen spukt, so wäre nichts einfacher, als aus den gemischtesten Farben durch Mischung die allereinfachsten darzustellen; die verhältnißmäßig einfachen Farben Blau und Gelb aber könnten vermischt z. B. nicht, wie jedes Kind weiß, Grün, sondern müßten Schwarz geben.

chungserscheinungen durch umgekehrt dirigirte zweite Brechung —) alle drei auf einem Punkte vereinigt fast ebenso rein weißes Licht bilden wie die wiedervereinigten Farbenstrahlen des einen Sonnenspectrums. Daß irgend welche vorgeblichen drei Grundfarben dies leisten, diese Probe bestehen, ist der einzige, aber auch unerläßliche Beweis dafür, daß sie überhaupt in dem eben erörterten und oben im Texte vorausgesetzten Sinne wirklich als „Grundfarben" angesehen werden können.

Hat man drei solche Grundfarben gefunden, so kann man nicht nur ihre Spectra durch abermalige Brechung nach einem Punkte hin in weißes Licht, sondern auch ihre Pigmente (Farbstoffe) durch Mischung in weiße Farbe verwandeln. Bei der Mischung geschieht wesentlich dasselbe, was bei dem bekannten Experimente mit dem sogenannten Farbenkreisel geschieht. Hier befinden sich durch die schnelle Drehung der Pappscheibe an jedem Punkte der Oberfläche die verschiedenen Farben so schnell nach einander, daß das Auge das Nacheinander nicht erkennen kann; dort befinden sich an jedem Punkte einer mit der Mischung angestrichenen Oberfläche die verschiedenen Farbenkörnchen so dicht neben einander, daß das Auge das Nebeneinander nicht erkennen kann. In beiden Fällen combiniren sich für unsere Wahrnehmung die einzeln ununterscheidbaren nach oder neben einander empfangenen Gesichtseindrücke zu einem einzigen: an Stelle von (Grund-)Farben sehen wir ihre Combination — Weiß. Bei der Mischung, d. h. dem Nebeneinanderlagern der Farbstoffpartikeln kann naturgemäß von einem gegenseitigen Verschlucken der Farben als einem Auslöschen der jeder einzelnen Farbe entsprechenden Lichtstrahlen nicht die Rede sein. Jedes Partikelchen verschluckt von dem auffallenden weißen Lichte alle Farbenstrahlen bis auf diejenigen, die es zurückstrahlt. Diese zurückgestrahlten Farben haben aber bis zum Auge durch kein farbiges — lichtverschluckendes — Medium mehr hindurchzugehen (abgesehen von der Luft, die in dicken Schichten eine etwas abtönende, verschleiernde Wirkung hervorbringt: Luftperspective), können also auch nirgends „verschluckt" werden; ihre Wirkungen müssen sich vielmehr, wenn sie einzeln nicht unterschieden werden können, im Auge combiniren, vermischen, und zwar der vorausgesetzten Auswahl der Grundfarben gemäß zu Weiß.

Man denke sich regelmäßig sechseckige Plättchen von etwa 1 Centimeter Durchmesser in den Grundfarben hergestellt. Diese kann man ohne Zwischenräume auf einer Ebene an einander legen (mosaikartig), und zwar so, daß die verschiedenen Farben in richtiger Menge gleichmäßig mit einander abwechseln. Dieses Mosaik würde man mit einem guten Auge noch in der Entfernung von etwa dreißig Metern als solches deutlich erkennen. Betrachtete man es aber alsdann durch ein umgekehrtes Opernglas oder gar Fernrohr, so würde das Mosaik so weit entrückt erscheinen, daß von einer Wahrnehmung der einzelnen Plättchen keine Rede mehr wäre; die verschieden gefärbten Strahlen, die von einer Gruppe neben einander liegender ausgehen, würden so kleine Stellen der Netzhaut treffen, daß der Eindruck als ein einfacher, und zwar als Weiß empfunden werden würde. Das ist, durch die Entfernung bei großen Farbenpartikeln bewirkt, dasselbe, was die Vermischung fein zertheilter Farbstoffe in der Nähe darbietet.

In bestimmtem Verhältniß aber — keineswegs einfach zu gleichen Theilen — muß die Mischung gemacht werden, weil die Farbstoffe bekanntlich sehr verschiedene Intensität haben, und beispielsweise von selbst einleuchtet, daß von demjenigen Stoffe, der einen größeren Theil des Sonnenspectrums umfaßt als die anderen, im Allgemeinen auch eine verhältnißmäßig größere Menge zu der Mischung wird hinzugethan werden müssen; von anderen physikalischen Eigenschaften der Farbstoffe, die hierbei eine sehr wesentliche Rolle spielen, vorläufig zu geschweigen.

Aus dem Gesagten ergiebt sich auch — beiläufig —, daß man wohl berechtigt ist, zu sagen, Grün liege als Mischfarbe mitten inne zwischen Gelb und Blau u. s. w., daß es aber grundfalsch wäre, zu behaupten, die Misch- oder Uebergangsfarben entstehen (materiell) aus der Mischung zweier Urfarben zu gleichen Theilen.

Gegen diese sicheren theoretischen Ausführungen beweisen Experimente, welche

aus der Vermischung von Roth, Gelb und Blau andere Farben als Weiß hervorgehen lassen, nichts; nichts als dies, daß das betreffende Roth, Gelb und Blau nicht die erforderliche Eigenschaft correlativer Urfarben haben oder wenigstens in unrichtigen Verhältnissen gemischt worden sind. Eine spectroskopische Untersuchung würde das in jedem Falle sofort bestätigen.

Unter den physikalischen Eigenschaften der Farbstoffe — außer ihrer Absorptions- und Rückstrahlungsfähigkeit für Lichtstrahlen von bestimmter Färbung — ist keine wichtiger und bei allen praktischen Experimenten mit Pigmenten berücksichtigenswerther als der Grad ihrer Durchsichtigkeit, von welchem ihre Wirkung auf und durch auf- und durchfallendes Licht in sehr beträchtlicher Weise beeinflußt wird. Diese Verschiedenheiten spielen selbst bei den Mischungen insofern eine wichtige Rolle, als die Dicke der einzelnen Mischfarbenschicht und eine etwa unterliegende andere Farbenschicht ganz anders bei der Gesammtwirkung mitspricht, je nachdem die verwendeten Farbstoffe mehr deckend oder mehr durchscheinend sind.

Die Plättchen des vorher zur Verdeutlichung angeführten Mosaikes könnte man sich z. B. aus farbigem Glase gebildet denken. Das würde an ihrer vorher betrachteten Wirkung nichts ändern (freilich müßten die durchscheinenden Plättchen dann auf einer rein spiegelnden Grundfläche angebracht sein). Wenn man aber ein rothes, ein gelbes und ein blaues Glasplättchen (oder auch nur zwei derselben) auf einander legte und durch dieselben gegen das Licht sähe, würden sie absolut undurchscheinend, lichtlos, schwarz aussehen. Ganz natürlich! Liegen die Platten neben einander von auffallendem Lichte getroffen, daß sie an ihrer Oberfläche reflectiren, so kommen von dem Mosaik Lichtstrahlen aller möglichen Färbungen in das Auge und vereinigen sich, sobald sie einzeln nicht mehr unterschieden werden können und im richtigen Mengenverhältniß stehen, zu Weiß. Liegen die Platten aber auf einander von durchfallendem Lichte getroffen, so läßt die dem Lichte zunächst liegende Platte, nehmen wir einmal an: die rothe, von dem weißen Lichte nur die rothen, aber keine gelben und blauen Strahlen hindurch. (Die übrigen Spectralfarben können hier vernachlässigt werden, da ihr Schicksal in ganz bestimmter Art an das der rothen, gelben und blauen Strahlen gebunden ist.) Das so verarmte Licht trifft unmittelbar darauf die zweite, sagen wir einmal: die gelbe, Platte. Diese würde gelbe Strahlen durchlassen; die hat ihr jedoch die rothe Platte abgefangen; das von dieser an sie einzig weiter beförderte rothe Licht kann sie aber nicht aufnehmen; durch sie dringt also von dem aufgefallenen Lichte bis zu der letzten, in unserem Falle: der blauen, Platte gar kein Licht mehr. Vor dieser ist schon absolute Farblosigkeit des einst weißen Lichtes, Dunkelheit, Schwarz eingetreten.

Es genügt, für alles weitere die materiellen Farben in Mischung und Schichten Betreffende auf ein leider bisher, wie es scheint, nicht genug beachtetes, für die Kunstpraxis wie für die Kunstwissenschaft gleich wichtiges Büchlein hinzuweisen, das Niemand nicht kennen oder übersehen darf, wenn er in diesen Dingen auf ein gesichertes Urtheil oder gar auf Befähigung zur Aufklärung Anderer Anspruch machen will: „Ueber die Grundsätze der Oelmalerei und das Verfahren der classischen Meister." Von H. Ludwig. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1876.) Da finden wir über „sich löschende" Farben, d. h. Complementärfarben, solche, von denen die eine gerade die Spectralfarben besitzt, welche der anderen fehlen, auf S. 45 die Anleitung, durch Legen einer Transparentschicht von Dunkelroth über Dunkelgrün oder von Dunkelblau über Dunkelbraun ein besseres Neutralschwarz (ohne jeden „Stich" in eine Farbe) zu erzeugen, als unsere besten Schwarzpigmente hergeben. Auf S. 165 aber heißt es: „Werden Deckfarben gemengt von der Richtung der sich löschenden Farben, so entsteht Grau." Wären die gemengten Deckfarben (unbedingt deckend und) nicht bloß „von der Richtung" der Complementärfarben, sondern diese selber, so würde das Grau von allen verschmutzenden Zusätzen frei, d. h. rein weiß werden.



Von dem Gehalte der atmosphärischen Luft
an Kohlensäure und organischen Gebilden.

Von

August Vogel.

it vollem Rechte hat sich die neuere Naturforschung eingehend mit der Salubrität der atmosphärischen Luft beschäftigt. Groß ist die Zahl der gesundheitsschädlichen Exhalationen, wie solche namentlich in stark bevölkerten Großstädten dem Luftkreise, welcher uns zum Athmen dient, zugeführt werden.

Vorzugsweise sind es zwei wichtige Momente, welche hier besondere Rücksichtnahme verdienen; nämlich zunächst die außerordentliche Vermehrung der Kohlensäure durch die zahllosen Verbrennungsherde der Industrie und Technik des Kochens und Heizens, sowie durch den unausgesetzten Vorgang der animalischen Respiration; — dann das Vorkommen in der Luft schwebender organischer Gebilde.

Beiden Factoren der Luftverderbniß möchte ich im Folgenden zwei getrennte kurze Betrachtungen widmen.

I. Ueber den Einfluß der Vegetationsdecke auf den Kohlensäuregehalt der Luft.

Man hat überall bisher großen Werth gelegt auf Baumplätze, Gärten, Wiesen, überhaupt grüne, mit Vegetationsdecke überzogene Anlagen in der Mitte großer Städte; zunächst deshalb, weil die Erhaltung von Vegetationsdecken in einer bevölkerten Stadt große Annehmlichkeiten darbietet. Hierdurch wird dem vom beständigen Anblicke der Häuser und Straßen ermüdeten Auge des Städters die Wohlthat gewährt, hin und wieder auf einem grünen, staubfreien Fleck auszuruhen; Personen, welchen Alter und Kränklichkeit weitere Spaziergänge in freier Luft verbieten, ist hierdurch Bewegung im Freien, Erholung im Schatten, Kindern Aufenthalt und Spielen im Grünen ermöglicht.

Aber es ist nicht allein das Angenehme, was die Erhaltung grüner Plätze den großen Städten wünschenswerth erscheinen läßt, es tritt hier, wenn man so sagen darf, auch eine chemische Wirkung — für die Gesundheit der Bewohner von großem Nutzen — ins Spiel. Wir wissen, die grünen Pflanzentheile zerlegen mit Hülfe des Sonnenlichtes die Kohlensäure der Atmosphäre, bemächtigen sich des Kohlenstoffes und setzen das wichtigste Lebenselement, den Sauerstoff, in Freiheit. Die grüne Pflanze, von den Strahlen der Sonne getroffen, eignet sich den Kohlenstoff der Kohlensäure an, sie condensirt ihn, nicht als schwarze, amorphe Kohle, nicht als glänzenden Diamant, sondern in der Form einer bunten, sich mit jedem Frühlinge erneuernden Vegetationsdecke. Die Zerlegung der Kohlensäure, die wir in unseren Laboratorien nur mit Aufbietung von bedeutender Kraft und nur unter wesentlicher Temperaturerhöhung auszuführen vermögen — die Pflanze

vollzieht diese Arbeit in ihrer stillen Werkstätte, wie es scheint, ohne Mühe, ohne besondere Anstrengung, nur unter Beihülfe der milderwärmenden Sonnenstrahlen. Merkwürdig für die Entwicklungsgeschichte der Chemie ist, daß schon einige Jahre vor der Entdeckung des Sauerstoffgases der englische Chemiker Priestley die wichtige Thatsache beobachtete, daß grüne Pflanzentheile, der Sonne ausgesetzt, im Stande sind, eine durch thierische Athmung verdorbene, daher mit Kohlensäure beladene Luft wieder für den Athmungsvorgang tauglich zu machen, somit den gegenseitigen Gasaustausch von Thier und grüner Pflanze so vollständig erkannte, als derselbe überhaupt ohne genaue Kenntniß der dabei betheiligten Gasarten zu erkennen möglich war.

Noch früher schon war beobachtet worden, daß die grünen Blätter der Pflanzen, mit frischem Wasser übergossen und dem Sonnenlichte ausgesetzt, sich mit zahllosen Gasbläschen bedecken. Diese Thatsache, so unbedeutend sie an und für sich erscheinen mochte, zog im Jahre 1752 zuerst die Aufmerksamkeit eines Physiologen auf sich, und mit den Beobachtungen über das Auftreten und die Natur dieser Gasbläschen eröffnet sich die Geschichte der wichtigen Rolle, welche die Kohlensäure im Haushalte der Natur übernimmt.

Es war der Genfer Naturforscher Bonnet (Sur l'usage des feuilles 1752), der die ersten Untersuchungen über die von den grünen Blättern erzeugten Gasausscheidungen anstellte. Sie fallen, wie man aus der erwähnten Jahreszahl (1752) sogleich ersieht, in eine Zeit, da man die Luftmischung noch nicht erkannt hatte. Das Sauerstoffgas war noch nicht isolirt dargestellt worden, und somit gab es auch damals noch keine Eudiometrie. Hiernach darf es keineswegs befremden, wenn Bonnet's Bemühungen das Ziel nicht erreichen konnten. Um zu entscheiden, ob das ausgeschiedene Gas von den grünen Blättern herrühre, oder von dem Wasser, das sie bedeckte, setzte Bonnet Blätter unter vorher ausgekochtem Wasser dem Sonnenlichte aus. Nun entwickelte sich kein Gas an denselben, und daraus schloß er, jene im nicht aufgekochten Brunnenwasser erfolgenden Gasausscheidungen beruhten auf einem Ansammeln der im Wasser gelösten Gase an der Oberfläche der Blätter und beständen aus atmosphärischer Luft.

Wir sind in der That vollberechtigt, der Zusammensetzung unserer Atmosphäre besondere Aufmerksamkeit zu widmen, wissen wir ja doch, daß die Berührung des Menschen mit der Luft eine weit häufigere ist als die Berührung mit dem Wasser. Man rechnet per Kopf täglich im Durchschnitt $1/2$ Liter Wasser, der tägliche Consum der Luft dagegen beträgt 8000 Liter.

Bisher war man allgemein der Ansicht, daß die Wirksamkeit der grünen Blätter im Sonnenlichte überhaupt das Gleichgewicht der Atmosphäre in ihren Bestandtheilen erhalte, indem die Kohlensäure, erzeugt durch unzählige Athmungs- und Verbrennungsvorgänge, in solcher Weise vollkommen unschädlich gemacht werde. Diesem merkwürdigen Vorgange in der Natur — Kohlensäure-Zersetzung im großartigsten Maßstabe, welcher täglich gleichsam unter unseren Augen sich vollzieht — glaubten wir die immer gleichmäßige Zusammensetzung unserer Atmosphäre verdanken zu dürfen.

Einigermaßen auffallend war es bei Annahme hygienischer Wirkung der Vegetation in diesem Sinne stets, daß der Sauerstoffgehalt der Atmosphäre fast keine Schwankungen im Sommer und Winter zeigt, also zur Zeit, da die ganze Natur grün erscheint, und dann, da die Erdoberfläche, des Grünen entbehrend, mit dichter Schneedecke überzogen ist. Ebenso mußte es für die hygienische Bedeutung der Vegetation immerhin etwas bedenklich erscheinen, daß vollkommen vegetationslose Strecken, die Wüste Sahara, das Weltmeer, durchaus keine andere in der quantitativen Zusammensetzung abweichende Atmosphäre über sich tragen, als eine grünende Wiese, ein Wald, sowie denn auch bekanntlich die chemische Analyse der atmosphärischen Luft, ob sie ausgeführt wird mit Luft aus den tiefsten Thälern oder mit den höchsten Luftschichten, wie sie nur durch die Luftschifffahrt erreicht werden können, immer das gleiche quantitative Verhältniß zwischen Sauerstoffgas und Stickstoffgas ergiebt. Auch ist in der Atmosphäre eines mit Bäumen bewachsenen Platzes, eines mit grünen

Pflanzen besetzten Zimmers, eines Gewächshauses, zu keiner Zeit mehr Sauerstoff nachzuweisen, als in geschlossenen Räumen, oder in Stadttheilen, welche keine Vegetation besitzen.

Die berühmten Naturforscher von Pettenkofer und von Nägeli haben darauf aufmerksam gemacht, daß die Bedeutung grüner Plätze als Luftverbesserungsmoment eine weit geringere sei, als man bisher anzunehmen sich berechtigt glaubte. Die abweichende Meinung stützt sich vor Allem darauf, daß man in diesem Falle, wie dies bei hygienischen Betrachtungen so häufig geschieht, die Mengenverhältnisse nicht gehörig in Anschlag gebracht hat. In Nägeli's auch in anderen Beziehungen höchst interessantem Werke: „Die niederen Pilze in ihren Beziehungen zu den Infectionskrankheiten und der Gesundheitspflege" (München 1877) finden sich die auf exacte Beobachtungen gegründeten Ansichten über diesen Gegenstand zusammengestellt und niedergelegt, welche wir im Folgenden auszugsweise in gedrängter Kürze darzustellen versuchen.

Die Sauerstoffgasproduction eines großen mit Bäumen bewachsenen Platzes ist so gering, im Verhältniß zum ganzen Vorrath in der Natur, daß sie für die Gesundheit der Anwohner auch nicht im Geringsten in Betracht kommen kann. Ebenso ist es für das Athmen der Bewohner eines Zimmers, eines geschlossenen Raumes, ganz und gar gleichgültig, ob darin grüne Blattpflanzen als Sauerstoffgasproducenten enthalten sind oder nicht.

Man kann berechnen, wie viel Sauerstoffgas in der ganzen Atmsophäre enthalten ist. Das Gesammtgewicht der Luftmasse, welche die Erdkugel bis zu einer Höhe von etwa 6 bis 7 geographischen Meilen umgiebt, berechnet sich zu dem ungeheuren Gewichte von etwas mehr als 100 000 Billionen Centnern oder genauer nach Marchand zu 5 263 623 Billionen Kilogramm. Da die Atmosphäre in runder Zahl 21 Procente Sauerstoffgas enthält, so würde von dem angegebenen Gewichte ungefähr der 4,8te Theil auf Rechnung des Sauerstoffgases kommen, d. i. 1 199 619 Billionen Kilogramm Sauerstoffgas. Diese Massen, durch die Winde gemischt und rings um die Erde verbreitet, machen den gemeinsamen Vorrath aus, welcher der Pflanzenwelt allenthalben in gleichem Maße zu Gebote steht.

Wir wissen mit einiger Genauigkeit, wie viel Sauerstoffgas eine Hectare Culturlandes im Jahre ausscheidet. Wenn wir nun annehmen wollen, der ganze mit Vegetation bedeckte Theil unserer Erdoberfläche bilde durch Zersetzung der Kohlensäure ebenso viel Sauerstoffgas, als wenn die ganze Fläche mit dichter Buchenwaldung allenthalben überzogen wäre, — eine Annahme, die selbstverständlich viel zu hoch gegriffen ist —, so beträgt doch die Gesammtmenge des von der grünen Erdoberfläche erzeugten Sauerstoffs nur $^1/_{25000}$ des in unserer Atmosphäre enthaltenen Vorrathes an diesem Gase. Würde alles Pflanzenleben von der Erde plötzlich verschwinden, dagegen Thiere und Menschen in ihrer Gesammtzahl fortbestehen, so könnten diese sogar nach Verlauf eines Jahrhunderts noch keine Abnahme des Sauerstoffgases und damit zusammenhängend eine Störung in ihrer Respiration wahrnehmen, dagegen müßten sie schon weit früher wegen übergroßer Kohlensäureanhäufung in der Atmosphäre zu Grunde gehen. Denken wir uns die Vegetation im ganzen deutschen Reiche dauernd vernichtet, so könnten die Bewohner Deutschlands doch gar nicht bemerken, noch empfinden, daß in der Athmungsluft irgendwelche Veränderung vorgegangen sei. Sogar die chemische Analyse der Luft könnte, wenigstens mit ihren bisherigen eudiometrischen Methoden, eine solche hierdurch hervorgerufene Veränderung nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Es ist somit einleuchtend, von der Sauerstofferzeugung durch grüne Plätze in einer Stadt und deren nächster Umgebung wäre wohl niemals die Rede gewesen, hätte man die Mengenverhältnisse richtig erkannt und gewürdigt.

C. v. Nägeli erwähnt zur Illustration seiner Ansichten in dieser Hinsicht ein praktisches Beispiel, welches wir wegen dessen schlagender Beweiskraft hier noch anzuführen uns nicht versagen können. In München handelte es sich vor einiger Zeit um die Verwendung eines mit Bäumen bepflanzten Platzes in der Stadt als Bauplatz. Ein Gutachten begründete die

Erhaltung dieses Baumplatzes (Eschenallee) unter Anderem auch damit, daß der von den grünen Bäumen gelieferte Sauerstoff für die Stadt von großem Vortheile sei. Die Berechnung des hier producirten Sauerstoffes giebt über die hygienische Bedeutung des Baumplatzes in diesem Sinne eine ganz bestimmte Vorstellung. Der hier in Rede stehende Platz faßt ungefähr 1/3 Hectare. Derselbe scheidet vermittelst seiner Vegetationsdecke, wenn man die bekannten Verhältnisse von Wiese und Wald zur Vergleichung zu Grunde legt, jedenfalls jährlich kaum 1000 Kilogramm Sauerstoff aus. Nach Berechnungen, die sich auf den Holzverbrauch in Casernen, Erziehungsinstituten, Spitälern und größeren Familien stützen, treffen im Jahre auf eine Person durchschnittlich 1800 Kilogramm Hartholz. Daraus läßt sich nun leicht die Sauerstoffmenge berechnen, welche zur Verbrennung nothwendig erscheint. Man weiß ferner, wie viel von diesem Sauerstoffgase beim Einathmen im menschlichen Körper zurückbleibt. Die Rechnung ergiebt nun, daß eine Person in unserem Klima für den Respirationsproceß und für die Verbrennungsvorgänge beim Kochen und Heizen jährlich zwischen 2300 und 2200 Kilogramm Sauerstoff verbraucht. Wenn daher in der Nähe jenes Baumplatzes in München (Eschenallee) ein früher unbewohntes Zimmer von einem neuen Einwohner bezogen wird, so geht mehr als doppelt so viel Sauerstoff verloren, als wenn die ganze Eschenallee verbaut würde; — und doch dürfte gewiß Niemand nur irgend gegründete Einsprache erheben, wenn die in nächster Nähe jenen grünen Platz umgebenden Stadthäuser selbst 50 Menschen mehr als Inwohner aufnehmen wollten, wodurch der dortigen Atmosphäre die eventuelle Wohlthat hundert solcher Baumplätze entzogen wird. Die gehörige Lüftung der menschlichen Wohnungen ist somit für die Bewohner einer großen Stadt von hundertmal mehr Bedeutung, als die Erhaltung einzelner an verschiedenen Stellen der Stadt gelegenen grünen Plätze, selbstverständlich von der dadurch bereiteten Annehmlichkeit, wie schon oben erwähnt, vollkommen abgesehen. Ein Hauptgrund, weshalb wir die quantitative Zusammensetzung unserer Atmosphäre allenthalben so übereinstimmend durch die Analyse finden und daher beschränkt locale Vermehrung der Kohlensäurezersetzung durch Vegetationsdecken nur von so geringer allgemeiner Bedeutung sein können, liegt darin, daß durch Massenströmung und Diffusion eine sehr rasche Ausgleichung der Gase in der Atmosphäre stattfindet.

Im hingebenden Vertrauen auf vollste Berechtigung ist die hygienische Bedeutung grüner Vegetationsdecken von uns seit langen Jahren gelehrt und deren praktische Ausführung auf das dringendste wohlmeinend empfohlen worden. Wir meinen immer noch im vollen Rechte mit der Annahme zu sein, daß in der Kohlensäurezersetzung durch die grünen Blätter im Sonnenlichte ein Hauptfactor für die stets gleiche Zusammensetzung der Atmosphäre zu suchen sei, und vertrauen der noch vor Kurzem bona fide ausgesprochenen Behauptung: „Wir wissen sicher, das Gleichgewicht in der Zusammensetzung unserer Atmosphäre ist ganz und gar abhängig von der Einwirkung des Lichtes auf die grünen Pflanzentheile; das Licht der Sonne ist es, welches die Vegetationsdecke überstrahlend, die vom Athmungs- und Verbrennungsproceß in so ungeheuren Mengen erzeugte Kohlensäure zerlegt und somit das Thier- und Pflanzenleben ermöglicht.“ Aber nun stellt sich durch Nägeli's Forschungen heraus, daß die aus dieser Lehre gezogene praktische Folgerung, den hygienischen Vortheil grüner Plätze in großen Städten betreffend, keineswegs eine entschiedene Wahrheit sei. Freilich der berühmte Virchow hat jüngst gesagt: „Jeder einzelne Naturforscher, der in die Außenwelt hineinspricht, muß sich prüfen, wie viel von dem, was er weiß, wirklich entschiedene Wahrheit ist, und er muß sich bemühen, Alles was ihm noch nicht so ganz erwiesen scheint, mit kleinen Lettern unter den Text drucken zu lassen und nur die volle Wahrheit allein in den Text zu setzen.“ Aber wer hätte vermuthen sollen, daß dieser berühmte Ausspruch sich auch auf die allgemein geglaubte und als entschiedene Wahrheit angenommene Lehre der local-hygienischen Bedeutung grüner Vegetationsdecken beziehen könne und daß wir eigentlich von jeher verpflichtet gewesen wären, diese unsere althergebrachte Folgerung mit kleinen Lettern unter den Text

drucken zu lassen? Die exacte Naturforschung in ihrem unaufhaltsamen Fortschreiten hat uns schon manche Freude am poetischen Naturgenuß, an der landwirthschaftlichen Idylle verbittert; jetzt müssen wir in unseren alten Tagen erleben, daß sie uns sogar im gewohnten, hergebrachten Unterricht etwas in die Enge treibt.

II. Von den organischen Bestandtheilen der atmosphärischen Luft.

„Die atmosphärische Luft ist ein mechanisches Gemeng aus Sauerstoffgas und Stickstoffgas." So steht es gedruckt in allen Hand- und Lehrbüchern der Chemie und Physik, „das preisen die Schüler aller Orten." Indeß mag nicht unerwähnt bleiben, daß es viele Mühe und Arbeit gekostet hat, um diese nun allgemein anerkannte Thatsache festzustellen. Wir finden die beiden Gasarten, Stickstoffgas und Sauerstoffgas, in fast unveränderlichen Verhältnissen als Hauptbestandtheile der atmosphärischen Luft, mag dieselbe von den höchsten Bergen oder von den tiefsten Thälern genommen untersucht werden. Sogar aus den höchsten Regionen geschöpfte Luft — Regionen, wie solche nur der Luftschifffahrt zugänglich — hat als deren Hauptbestandtheile 78 Proc. Stickstoffgas und 22 Proc. Sauerstoffgas mit geringen Schwankungen ergeben.

Die Beweise für die Annahme, daß die Luft ein mechanisches Gemeng und nicht eine chemische Verbindung der beiden Gasarten sei, stützen sich auf die Synthese und Analyse der Luft. Wenn sich zwei Körper chemisch verbinden, so ist dieser Uebergang stets entweder von Wärmeentwicklung oder von Raumveränderung begleitet. Wir wissen, bei dem Vermischen von Schwefelsäure mit Wasser entsteht starke Erwärmung, bei dem Vermischen von Wasser mit Alkohol entsteht Contraction u. s. w. Das Wasser geht hier mit Schwefelsäure oder Alkohol eine chemische Verbindung ein. Wenn aus Stickstoffgas und Sauerstoffgas im angegebenen Verhältniß künstlich atmosphärische Luft dargestellt wird, so tritt weder Temperatur- noch Volumveränderung ein.

Von der anderen Seite hat man als Beweis für das mechanische Gemeng der atmosphärischen Luft angegeben, daß die beiden Gasarten durch Schütteln mit Wasser getrennt werden können. Durch längeres Schütteln der Luft mit Wasser in einer Flasche löst sich vorzugsweise Sauerstoffgas und es bleibt zuletzt Stickstoffgas zurück. Man war nun der Ansicht, daß dies nicht stattfinden könne, wenn die beiden Gasarten chemisch verbunden wären. Diese Thatsache dürfte indeß nach meinem Dafürhalten nicht wohl als ein vollgültiger Beweis angenommen werden. Zunächst giebt es der Beispiele gerade nicht wenige, daß auch chemische Verbindungen durch Wasser zerlegbar sind; ich erinnere nur an die bekannte Zersetzung von Antimon- und Wismuthverbindungen durch Wasser. Wir betrachten doch das Glas als eine chemische Verbindung von Kieselsäure und Alkalien, als ein Silicat. Bekanntlich kann aber aus Glaspulver durch längeres Kochen mit Wasser das Alkali in Lösung gebracht werden, wie denn auch der Feldspath $[(KO + Al_2O_3) Si O_3]$ durch ähnliche Behandlung zerlegt wird. Den augenscheinlichsten Beweis für die Möglichkeit der Zersetzung einer chemischen Verbindung durch Wasser liefert übrigens das borsaure Kupfer. Dies ist ein grünes Kupfersalz, bestehend aus Kupferoxyd und Borsäure in bestimmten Mengenverhältnissen. Durch Kochen mit Wasser verliert sich nach und nach die grüne Farbe, und es bleibt zuletzt ein schwarzgraues Pulver zurück, Kupferoxyd, welches nur noch Spuren von Borsäure enthält. Die Borsäure ist zum allergrößten Theile durch Wasser aus der chemischen Verbindung aufgenommen worden.

Auch die Verschiedenheit im specifischen Gewichte beider Gasarten — Sauerstoffgas ist nämlich specifisch schwerer als Stickstoffgas — ist kein Grund für die Annahme einer chemischen Verbindung zwischen Sauerstoffgas und Stickstoffgas in der atmosphärischen Luft. Wissen wir ja doch, zwei Flüssigkeiten von ganz verschiedenen specifischen Gewichten trennen sich nicht wieder in zwei Schichten, wenn sie einmal durch Schütteln oder Umrühren gründlich gemengt worden. Dasselbe findet natürlich in erhöhtem Maßstabe bei Gasarten statt.

Immerhin bleibt es bemerkenswerth, daß das Volumverhältniß des Stickstoffs zum Sauerstoff nicht allein sich dem einfachen:

4 Vol. N auch 1 Vol. O

ziemlich nähert, sondern auch das Gewichtsverhältniß der Formel N_2O. Nimmt man nämlich den Sauerstoffgehalt dem Gewichte nach in runder Zahl zu 23 und den Stickstoffgehalt zu 77 an, so verhält sich:

$$N : O = 2 \text{ Aeq. } N : II$$
$$77 : 23 = 28 : 4 = 8{,}3.$$

Aber es bedarf dieser Beweisführungen gar nicht, die vegetabile Natur liefert uns den schlagendsten Beweis, daß die atmosphärische Luft ein mechanisches Gemeng ist, nicht eine chemische Verbindung der beiden Gasarten sein kann. Die erste Bedingung des Keimens ist die Gegenwart von freiem Sauerstoffgas, wo dieses fehlt, kann niemals Keimung eintreten. Der Same ist nicht im Stande, den Sauerstoff einer chemischen Verbindung zu entnehmen, nicht einmal aus einer Gasart, welche in ihrem Verhältniß zwischen Sauerstoff und Stickstoff der Luft nahe steht, d. i. das Lustgas (Stickoxydulgas), nur mit dem Unterschiede, daß hier die beiden Gasarten chemisch verbunden sind. Wäre die Luft eine chemische Verbindung, so könnte der Keimvorgang nicht stattfinden.

Sauerstoffgas und Stickstoffgas, dies sind also die Hauptbestandtheile der atmosphärischen Luft. Wie es aber bisweilen der Fall ist, daß nämlich die Nebenbestandtheile als Hauptbestandtheile im Vordergrund sich geltend machen, so tritt dies auch ein bei der atmosphärischen Luft. Als Nebenbestandtheile sind zu bezeichnen: Kohlensäure, Wasserdampf, Schwefelwasserstoff, Ammoniak, Salpetersäure, Wasserstoffhyperoxyd, Ozon und außer diesen eine Reihe organischer Körper, welche als Contagien und Miasmen von der Luft getragen werden.

Und diese letzteren sind es, welchen wir eine kurze Betrachtung widmen wollen. Auf sie können wir Goethe's Ausspruch beziehen:

„O, es giebt Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben."

Wohl üben sie eine Herrschaft aus — eine traurige, tückische Herrschaft — indem sie Krankheit und Tod allenthalben erzeugen, sie

„Die wohlbekannte Schaar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr
Von allen Enden her bereitet."

Freilich der Ausdruck „wohlbekannt" dürfte vorzugsweise ihrer Wirkung gelten, denn fast nur aus dieser konnten wir bis vor Kurzem auf ihr Dasein schließen. Leitet man einen andauernden Luftstrom durch concentrirte Schwefelsäure, so setzen sich nach und nach schwarze Flocken ab. Offenbar sind also in der Luft organische Theile suspendirt enthalten. Die feuchte Luft über stehenden Gewässern, Sümpfen, Reisfeldern, in Grüften ist besonders reich an diesen Bestandtheilen. Sie sind die Träger der Vorgänge der Gährung oder Fäulniß; denn reine Luft, die durch ein glühendes Rohr geströmt und, was noch auffallender erscheint, Luft, die durch eine Schicht getrockneter Baumwolle geleitet, hat die Fähigkeit solcher Erregung verloren. Hiermit aber — dies so ziemlich unsere ganze bisherige Errungenschaft — waren wir über die Natur der Organismen in der Luft noch einigermaßen im Unklaren.

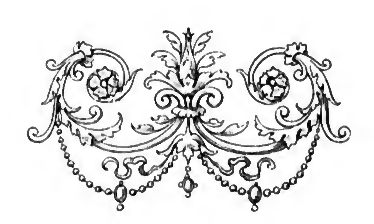
Der wissenschaftlichen Medicin, insonderheit der modernen pathologischen Anatomie, war es vorbehalten, über die in der Atmosphäre schwebenden Organismen neues Licht zu verbreiten. Ihr ist es gelungen, entschieden nachzuweisen, was man bisher doch eigentlich nur vermuthete, daß die Ursache der Epidemien und ansteckenden Krankheiten ausschließlich in der mikroskopischen und ultramikroskopischen Welt zu suchen sei, in der Verbreitung jener Pilzkeime, welche nicht gleichmäßig vertheilt sich in der Atmosphäre finden, sondern hier und da, von Umständen bedingt, in größeren oder kleineren Mengen vorkommen. Aus diesen Thatsachen erklärt sich der Verlauf von Epidemien, welche weitgestreckte Gegenden verheeren und doch hier und dort an einzelnen Landstrichen schonend vorüberziehen, an Landstrichen, die eben durch irgendwelche atmosphärischen Verhältnisse geschützt sind. Vielleicht könnte man sich dieses locale Verhältniß so vorstellen wie das Hereinbrechen eines Orcans, welcher hier ein Stück Landes erfaßt, dort ein

anderes verschont. Wie bei der Heuschreckenplage ungeheure Wolken gefräßiger Insecten über ein Land sich niedersenken, ebenso mag man sich wohl denken, daß größere unsichtbare Organismen-Wolken auf einen Landstrich, eine Stadt oder einen Stadttheil herniederstürzen und hier Epidemien der Menschen und Thiere erzeugen. Jene minimalen Krankheitskeime müssen allerdings da, wo sie sich zu krankmachenden Pilzbildungen entwickeln, günstigen Grund und Boden zu ihrer Lebensfähigkeit finden.

Die in der Luft schwebenden, die epidemischen Krankheiten mit größter Wahrscheinlichkeit hervorrufenden Keime sind zur Zeit mit unseren besten Mikroskopen noch nicht nachweisbar. Erst die aus denselben hervorgehenden Pilze können mit sehr starken Vergrößerungsinstrumenten beobachtet werden.

Das Studium der Lebens- und Entwicklungsweise jener belebten Wesen, die Erkenntniß ihrer Eigenschaften, ihres Lebenslaufes ist selbstverständlich von dem höchsten Interesse. Haben wir doch hierdurch schon eine größere Gruppe von Krankheiten richtig erkannt — Krankheiten, welche in ihrem Grundwesen der älteren Medicin gänzlich fremd geblieben. Bei allen ansteckenden Krankheiten: Typhus, Cholera, Ruhr, Rothlauf, Milzbrand, Blattern, Scharlach, Masern, Diphtheritis u. s. w., hat sich, je mehr Versuche angestellt worden, um desto sicherer herausgestellt, daß es jene mikroskopischen Organismen sein müssen, welche die Schädlichkeiten bedingen. Die erwähnten mikroskopischen Organismen werden Bakterien genannt. Unter Bakterien versteht man im Allgemeinen mikroskopische flächenartige Formen, welche entweder in lebhaften Einzelbewegungen im Blute nachweisbar oder in Ketten aneinander gelagert sind. Eine specifische Bakterie speciell für den Typhus, für Cholera oder Diphtheritis ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen worden. Ob es dereinst möglich, jene feinst vertheilten, dem animalischen Leben so feindlichen belebten Wesen von der Erde zu vertilgen und mit ihnen die epidemischen Krankheiten verschwinden zu lassen, muß ferneren Forschungen der Zukunft überlassen bleiben. Wir wollen es hoffen!

Jedenfalls ist schon mit den bisherigen Resultaten ein großer erfreulicher Fortschritt angebahnt. Freilich, wenn man die unermeßliche Menge mikroskopischer und ultramikroskopischer Keime bedenkt, welche uns allenthalben begegnen und welche gleichsam nur den geeigneten Augenblick abwarten, das animalische Leben zu vergiften, dann möchte man an der Wahrscheinlichkeit verzweifeln, das Leben gegen die Angriffe dieser unsichtbaren, tückischen Feinde dereinst wirksam zu schützen. Doch die Chemie ist noch nicht dahingelangt, sich an jenen mächtigen Forschungen eingehend zu betheiligen. Möge es gelingen, in der Folge, in einer nicht zu fernen Zukunft, auch die chemische Natur jener gefährlichen Feinde des Menschen aufzuklären.





Die Zukunft der Wasserstraßen.

Von

Max Wirth.



Man pflegt in gewissen Kreisen sehr über die Prosa unserer Zeit zu klagen, und doch ist dieselbe wieder im Begriff, eine That zu vollbringen, durch welche erst der Traum der alten Indienfahrer, das Ideal der ersten Weltumsegler verwirklicht wird. Auf der Erforschung des Seeweges nach Indien war es, daß Columbus Amerika entdeckte. Was ist die wenige Jahre darauf erfolgte Umschiffung des Caps der guten Hoffnung von Vasco de Gama, durch welche jene zahlreichen Erdumschiffungen angeregt wurden — welche zuletzt auch noch zur Entdeckung des fünften Welttheils führten —, gegen den Bau des Suezcanals, der den Seeweg nach Indien um 1000 deutsche Meilen abkürzte? Noch besteht aber ein großes Hinderniß, um das geträumte Ideal der Weltschifffahrt zu erreichen und unseren Weltkörper mit einem geraden Schifffahrtsgürtel zu umspannen — das ist die Durchschneidung der Landenge Mittelamerika's, welche der Schifffahrt in die Gebiete des stillen Meeres einen Weg von abermals 1000 bis 1500 deutschen Meilen und eine Zeit von 1 bis 2 Monaten ersparen wird. Durch die Beseitigung des Umweges um das Cap Horn wird für europäische und den Hauptstock der amerikanischen Schiffe auch der Weg nach Ostasien bedeutend verkürzt und erleichtert; namentlich werden Segelschiffe, welche das rothe Meer wegen seiner Gefahren vermeiden müssen, nur den neu zu schaffenden Weg durch die amerikanische Landenge einschlagen. Um sich die ganze Tragweite der Unternehmung zu vergegenwärtigen, durch welche nunmehr der Ausbau des Panamacanals gesichert werden soll, muß man sich in die Zeit vor der Epoche der großen Entdeckungen versetzen und sich erinnern, wie die Länder des Mittelmeeres, und rückwirkend sogar die Städte Mitteleuropa's, sich einst durch den Verkehr mit Ostasien mit Handel und Gewerbfleiß bereichert und eine Blüthe der Gesittung und der Kunst erreicht hatten, von welchen heute noch hehre Denkmale in Venedig und Florenz, in Augsburg und in Nürnberg die Bewunderung der Nachkommen erregen.

Schon die bisherige Entwickelung des Verkehrs durch den Suezcanal hat gezeigt, daß der Handel mit Ostasien in ganz neuen Bahnen sich bewegt und von Jahr zu Jahr größere Dimensionen annimmt. Noch ist das erste Jahrzehnt seit der Eröffnung dieser Weltwasserstraße nicht verflossen, und bereits ist eine Flotte besonders construirter Eisen- und Stahlschiffe entstanden, und der Ertrag des Canalzolls, welcher im ersten Jahre 5 Millionen Francs betragen hatte, ist im verflossenen Jahre auf über 33 Millionen Francs gestiegen, so daß die früher halb

entwertheten Actien bereits 50 Proc. über pari stehen und es gar nicht abzusehen ist, welchen Werth sie noch in der Zukunft erhalten werden.

Der Verkehr in dem künftigen Canal von Panama, dessen Ausführung zwar noch großen Hindernissen begegnet, die aber früher oder später werden beseitigt werden, wird von vornherein bedeutend höher geschätzt als derjenige der Wasserstraße, welche Asien und Afrika trennt, und doch sind es erst 30 Jahre, seitdem durch die Entdeckung der Goldschichten Californiens die Besiedelung jener fruchtbaren Länder begonnen hat. Die Durchstechung der mittelamerikanischen Landenge wird wahrscheinlich eine viel bedeutendere Entwickelung des Weltverkehrs zur Folge haben, ein stärkerer Güterstrom und eine gewaltigere Völkerwanderung wird nach jenen vom Himmel gesegneten Gestaden des stillen Meeres sich wenden, welche ein wahres Paradies genannt zu werden verdienen, wenn nur einmal durch den stärkeren Handelszug allmälig die Gesittung in jenes wilde Volk einkehrt, welches sich aus dem Auswurf der alten Nationen gebildet hat. Waren ja auch die Gründer Roms nicht viel besser als eine Räuberbande, und doch sollte Rom die Gesittung zweimal über die Welt verbreiten! Es ist eine neue Welt, welche sich da in der Perspective zeigt, ein die Erde umspannender Schifffahrtsverkehr, welcher die europäische Cultur, die Erzeugnisse europäischer Wissenschaft und Kunst in immer stärkerem Maße nach allen Theilen der Erde verbreiten wird, — eine Welt der Zukunft, in welcher kleine Gemeinwesen in Amerika, Afrika und Australien zu mächtigen Reichen und neue Ansiedelungen zu Staaten emporgewachsen sein werden!

Diese Bewegung wird noch unterstützt durch den Umstand, daß wir aus der Eisenzeit in das Zeitalter des Stahls getreten sind, durch den Impuls, welchen infolge der neuen Vervollkommnung des Bessemer-Processes mittelst der Entziehung des Phosphors aus dem Roheisen die Gewerbe und das Verkehrswesen erhalten werden. Diese bahnbrechende Erfindung wird nicht bloß eine neue Blüthezeit für die Eisenbahnen inauguriren, sondern auch eine neue Epoche des Schiffbaues schaffen. Schon heute giebt es Werften in England, wo nur noch Stahlschiffe gebaut werden, wie ein Rheder der letzten Versammlung des britischen Eisen- und Stahlinstituts versicherte, und nach wenigen Jahren werden statt Eisen- überall nur noch Stahlschiffe gebaut werden. Die größere Zähigkeit und Dauerhaftigkeit des Stahls ermöglicht einen bedeutend leichteren Bau der Schiffe, wodurch nicht bloß eine bedeutendere Ladungsfähigkeit, sondern auch größere Schnelligkeit der Fahrzeuge erzielt wird, und bei der Unverwüstlichkeit des Stahls und den Ersparnissen, welche er dadurch gewährt, werden in Zukunft auch die Fracht- und Versicherungsspesen vermindert werden.

Diese interoceanischen Canäle, wie sehr sie auch anfangs mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, sind doch zuletzt kaum mehr Anfechtungen ausgesetzt, weil das vorgesteckte Ziel auf keine andere Weise zu erreichen ist. Die Eisenbahn durch die Landenge von Panama ist kein Ersatz für einen Canal — zumal wenn ein solcher, wie beim Suezcanal und im vorliegenden Fall, ohne Schleusen als offener Durchgang hergestellt wird; denn einerseits ist die Fracht auf diesem Schienenweg so hoch, daß sie den Transport von Massengütern gar nicht gestattet, und andererseits werden die Transportkosten durch das zweimalige Aus- und Einladen noch so vertheuert, daß für die meisten Waaren immer noch der ungeheure Umweg um das Cap Horn vorgezogen wird, welcher aber wieder so viel Zeit erfordert, daß auf demselben nur Güter befördert werden können, die dem Verderben nicht ausgesetzt sind. Die maritimen Canäle haben daher keine Concurrenz von einer Eisenbahn zu fürchten. Auch kann ihnen gegenüber von einer Bevorzugung der Eisenbahnen von Seiten des Staats oder des Publikums keine Rede sein.

Ganz anders steht es dagegen mit dem Binnenverkehr der Schifffahrt. Dieser ist seit der Einführung der Eisenbahnen mit wenigen Ausnahmen vom größten Theil des Publikums mehr oder weniger als hoffnungslos angesehen worden. Während die Eisenbahnen sich von vornherein nicht bloß der Gunst des Publikums, sondern der namhaften Unterstützung des Staates zu erfreuen hatten, ist die Bin-

nenschifffahrt von jeher wie ein Stiefkind behandelt worden. Ein Jahrtausend lang war die Benutzung der natürlichen Wasserstraßen Europa's mit einer Strafe in Gestalt hoher Flußzölle belegt, und Jahrhunderte lang wurden die Kaufleute auf den Flüssen auch noch von Raubrittern ausgeplündert, deren Burgruinen noch allenthalben an den Strömen und Flüssen Zeugniß von jener gewaltthätigen Zeit ablegen. Es war keines der geringsten Verdienste Rudolf's von Habsburg, daß er es als eine seiner ersten Pflichten nach Besteigung des Kaiserthrones erkannte, die Burgen der Raubritter, namentlich am Rhein, zu zerstören, wo sie während des Interregnums am zahlreichsten aufgeschossen waren. Ist doch erst in der neuesten Zeit der Zoll der zwei größten deutschen Ströme, des Rheins und der Elbe, abgeschafft worden, obwohl nur ein kleiner Theil seines Ertrages dem einzig zu rechtfertigenden Zwecke einer solchen Abgabe, der Flußregulirung, gewidmet wurde. „Auf der Elbe," sagt der Director der Kettenschleppschifffahrt auf der Oberelbe, Ewald Bellingrath, in seinen bahnbrechenden Studien über ein deutsches Canalnetz,* „wurde die Schifffahrt noch bis zur Errichtung des norddeutschen Bundes, entgegen allen Verträgen, in mittelalterlichen Fesseln erhalten. Unter dem Vorwand der Elbregulirung wurden von sämmtlichen Uferstaaten Zölle erhoben. Noch bis 1858 hatte der Schiffer auf der Fahrt von Hamburg nach Oesterreich vierzehn deutsche Zollerhebungs- und Revisionsstellen zu passiren (Lauenburg, Boitzenburg, Bleckede, Lenzen, Schnackenburg, Wittenberge, Dessau, Roßlau, Coswig, Mühlberg, Strehla, Riesa, Dresden, Schandau), womit unsägliche Aufenthalte und Kosten verknüpft waren. In der That wurde nicht regulirt, der Strom verkam gegentheilig immer mehr, was verbaut wurde, geschah nur zum Schutze der angrenzenden Ufer. Nichtsdestoweniger erhoben Schifffahrtszoll nach dem Durchschnitt der Jahre 1850 bis 1857 Sachsen 15216 Thaler, Preußen 54829 Thaler, Anhalt 21010 Thaler, Hannover 406430 Thaler, Mecklenburg 124531 Thaler, Dänemark 58560 Thaler. Während indessen Preußen pro Meile noch 720 Thaler, Sachsen 433 Thaler für Regulirungen mehr verausgabten, als an Elbzöllen vereinnahmten, schützten die übrigen Staaten nicht nur ihre Ufer auf Kosten der Schifffahrt, sondern erzielten mit ihren Raubzöllen zum Theil enorme Ueberschüsse, und zwar Anhalt jährlich 2167 Thaler, Hannover 370864 Thaler, Mecklenburg 114798 Thaler, Dänemark 53411 Thaler! oder pro Meile Uferlänge Anhalt 147 Thaler, Hannover 14315 Thaler, Mecklenburg 40171 Thaler und Dänemark 19520 Thaler."* Man konnte sich diese Belastung des Flußverkehrs noch gefallen lassen, wenn mit deren Hülfe alle Hindernisse beseitigt worden wären, welche der Schifffahrt entgegenstanden. Allein die Flußcorrectionen wurden nicht nur sehr vernachlässigt, sondern es wurden ihnen auch noch künstliche Hindernisse in den Weg gelegt. Dies zeigen am deutlichsten die Brückenbauten, welche mit gänzlicher Verachtung der Schifffahrtsinteressen erfolgt waren, denn manche gestatteten den Durchgang nur ein paar Stunden täglich, andere waren bei höherem Wasserstande ganz unpassirbar. Daß aus dieser Verkümmerung der natürlichen Wasserstraßen keine Aufmunterung zum Bau von Canälen entstehen konnte, durch welche die Flüsse in ihren oberen Läufen hätten verbunden und ein zusammenhängendes Netz binnenländischer Wasserstraßen geschafft werden können, liegt auf der Hand. Es wurden zwar von den großen Volkswirthen auf dem Throne, der Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josef, sowie von Friedrich dem Großen, infolge der mächtigen Anregung, welche durch die Thätigkeit des Herzogs von Bridgewater und des Ingenieurs Brindley zur Gründung des englischen Canalnetzes gemacht worden war, sowie auch in Frankreich öffentliche Canäle hergestellt, welche noch heute bestehen. In Oesterreich hat man schon Ende des vorigen Jahrhunderts Vorarbeiten zur Ausdehnung des Wien-Neustädter-Canals bis ins adriatische Meer gemacht; in Frankreich und in den Niederlanden, in England und in den Vereinigten Staaten haben die Canäle auch leidliche Dienste geleistet; in Deutsch-

* Verlag von Ernst & Korn. Berlin 1879.

* Die Elbzölle. Actenstücke und Nachweise von 1814 bis 1859. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860.

land und Oesterreich-Ungarn aber haben sie nur ein kümmerliches Dasein gefristet, und auch Frankreich sah sich vor Kurzem genöthigt, die ungeheure Summe von 800 Millionen Francs für die Reconstruction seines Canalnetzes anzuweisen.

Es war indessen nicht die Begünstigung allein, welche von Seiten des Publikums sowohl wie von Seiten des Staates den Eisenbahnen zu Theil wurde und denselben die Concurrenz mit den Wasserstraßen erleichterte, die das Canalwesen in Mißcredit brachte, sondern auch namhafte Mängel in der ursprünglichen Anlage der Canäle selbst, welche sich wie eine erbliche Krankheit bis auf die Gegenwart fortverpflanzt haben. Diese Mängel bestehen hauptsächlich in der Ungleichheit und in der ungenügenden Anlage. Während die Eisenbahnen sich mit wenigen Ausnahmen in ganzen Welttheilen desselben Geleises, derselben Art von Wagen und Maschinen und übereinstimmender Einrichtungen erfreuten, so daß Güterwagen ungehindert von einem Ende bis zum anderen durch Europa laufen, hat fast jeder Canal eine andere Breite und Länge der Schleusen, eine verschiedene Tiefe des Fahrwassers, so daß nur Fahrzeuge von geringer Ladungsfähigkeit, deren Gebrauch sich nur wenig lohnt, überall durchpassiren können. Dazu kommen nun noch zwei von der Natur in den Weg gelegte Hindernisse — der Frost und die Trockenheit. Das erstere Hemmniß, welches die Schifffahrt während mehrerer Wintermonate zum völligen Einstellen zwingt, ist nicht zu beseitigen. Das letztere Naturereigniß aber, welches in den Sommermonaten den Wasserstand vieler Canäle so zu vermindern pflegt, daß der Schifffahrtsverkehr wenigstens bezüglich der größeren Fahrzeuge eingestellt werden muß, ist ein Uebel, an welchem mehr oder weniger die meisten Canäle Europa's leiden, da bis vor Kurzem noch nicht die technischen Mittel gefunden worden waren, um solchem Gebrechen abzuhelfen.

Während aber der Hauptfehler, an welchem die europäischen Canäle leiden, der Wassermangel ist, werden die Flüsse abwechselnd von letzterem und von Hochfluthen heimgesucht, welche von Jahr zu Jahr das Culturland mit steigenden Verheerungen heimsuchen. Wir brauchen nur an die periodischen Ueberschwemmungen zu erinnern, von welchen die Thäler des Rheins, der Rhone, des Po, der Elbe, der Oder, der Weichsel, der Donau, der Theiß heimgesucht zu werden pflegen und denen letzthin eine ganze blühende Stadt von 75000 Einwohnern zum Opfer fiel, um einen Begriff davon zu geben, daß wir einen Gegenstand berühren, an dem das Wohl und Wehe von ganz Europa hängt. Muß doch der Schaden, der allein an Gebäuden und Culturland innerhalb eines Menschenalters durch die Hochwasser in Europa geschieht, nach Hunderten von Millionen berechnet werden — der kostbaren Menschenleben nicht zu gedenken, welche dabei zu Grunde gehen. Die im natürlichen Zusammenhang damit stehende steigende Versandung der Flüsse und Ströme, die unrationelle Ausforstung der Wälder, die Regulirung der natürlichen Wasserläufe, alles das hängt mit dem Canalwesen zusammen, denn die Abwendung ungeheurer Gefahren, welche einem Theil des Culturlandes Europa's in steigendem Maße drohen, ist nur durch den Ausbau und die Erhaltung eines rationellen Netzes der natürlichen und künstlichen Wasserstraßen abzuwenden.

Die Sommersonnenwende ist im Augenblick, wo ich dieses schreibe, längst hinter mir, und doch hat Szegedin, wie ich soeben aus dem Munde eines von dort zurückkehrenden Freundes erfahre, noch nicht das Wasser im Weichbild der Stadt bewältigt, während drüber hinaus die Fluren noch einem weiten See gleichen, und schon waren seit dem Eintritt dieser Katastrophe die Ebenen des Po's von einem gleichen Unglück heimgesucht! Diese Naturereignisse sind jährliche Allarmrufe, welche verkünden, daß Europa bezüglich der Gestaltung seiner Strombetten und ihrer Zuflüsse in eine Krisis eingetreten ist, in welcher der Verfall der Bodencultur und die Verarmung nur durch die Anwendung allgemeiner, nach einem wissenschaftlichen Plan international angewendeter, in einander greifender Schutzmaßregeln abgewendet werden kann. Die Entwaldung des Mittelgebirges, sowie die unter dem Einfluß der atmosphärischen Niederschläge und rascher Temperaturwechsel, des Stur

mes und der Gewitter von jeher und auch für die Zukunft unaufhaltsam sich vollziehende Abbröckelung des Hochgebirges sind die stetig wirkenden Ursachen, welche unter dem Hinzutritt der atmosphärischen Niederschläge, sei es in Gestalt von Regen, von Schnee oder von Gletschern, eine Abwärtsbewegung der Geschieb- und Geröllmassen der Gebirge in die Rinnsale unseres Welttheiles mit sich bringen. Während auf der einen Seite die Flußbetten so allmälig sich erhöhen, werden die Hochfluthen von plötzlichen heftigen atmosphärischen Niederschlägen durch das Ausrotten der Wälder im Mittelgebirge noch vermehrt. Nach den bereits seit einem Menschenalter mittelst genauer hydrometrischer Instrumente gemachten Beobachtungen giebt ein in gutem Stande befindlicher Hochwald in runden Verhältnissen ausgedrückt kaum die Hälfte der auf ihn niederfallenden atmosphärischen Niederschläge an das tiefer liegende Land ab. Die Hälfte verdunstet und befeuchtet die Luftschicht aufs Neue, während die abfließende geringere Hälfte nicht auf einmal in die benachbarten Gründe sich ergießt, sondern nur allmälig und in längerer Zeit die Betten der Bäche und Flüsse nährt. Während so ein normal bewaldetes Land seine Flüsse nach starken atmosphärischen Niederschlägen nicht gefährlich über seine Ufer sich ergießen sieht und dieselben dafür auch in den trockenen Sommermonaten reichlich mit Wasser genährt sind, stürzen in Ländern, deren Höhen von den Wäldern entblößt wurden, die Regenmassen ohne Aufenthalt zu Thal und verursachen zahlreiche Ueberschwemmungen. Die permanente Versandung der Flußbetten hat in vielen Fällen zur Folge gehabt, daß die Flüsse, zum Uebertreten ihrer Ufer gezwungen, sich neue Betten gegraben haben. Diese Gefahr vermehrt sich in steigender Progression namentlich in der Nähe des Hochgebirges. In vielen Theilen des Hochgebirges hatten sich von Alters her große natürliche Schutzbehälter gebildet, in denen sich einestheils die abbröckelnden Geschiebmassen aufstauten und die anderentheils als Wasserbehälter dienen, welche plötzliche massenhafte atmosphärische Niederschläge aufnehmen und zurückbehalten, so daß sie nur allmälig im geordneten Bette abfließen. Die Gebirgsseen sind daher ein wahrer Segen für das unter ihnen gelegene Culturland, und je größer ihre Tiefe, um so länger sind ihre Wohlthaten gesichert. Indessen auch die Dauer der Gebirgsseen ist nicht ewig. Schon heute stößt man überall in den Centralalpen auf Hochthäler, wo frühere Gebirgsseen ausgetrocknet sind, weil sie durch das von den Sturzbächen herabgeführte Gerölle im Laufe der Jahrtausende ausgefüllt worden waren. Manche solche Behälter haben nur noch nach der Schneeschmelze für einige Monate Wasser; bei anderen ist der Wasserstand so seicht, daß ihnen im Laufe von ein paar Decennien das gleiche Schicksal bevorsteht. Im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende werden ihnen Seebecken nachfolgen, welche heute noch von Dampfschiffen befahren werden. Wenn die Regierungen Europa's sich nicht endlich ermannen und ein internationales Uebereinkommen treffen, nach welchem eine förmliche, rationelle, übereinstimmende Reform nach den bewährtesten Erfahrungen der hydrotechnischen Wissenschaft in der Culturtechnik Europa's eingeführt wird, dann geht letzteres dem Verfall entgegen. Ein Bild des Zustandes, welcher ohne eine solche Reform über Europa kommen wird, läßt sich schon heute in denjenigen Flußgebieten überschauen, welche im Gebirge nicht mit solchen natürlichen Schutzbehältern versehen sind. Das Land an den Ausflüssen der Hochgebirgsseen hat niemals an Ueberschwemmungen zu leiden. Wir sehen das an den unteren Partien des Garda-, des Comosees, des Lago Maggiore, des Bodensees. Der Fluß, welcher Oberitalien am meisten mit seinen Ueberschwemmungen heimsucht und da, wo seine Hochwasser nicht durch ein künstliches Canalsystem abgelenkt werden, fast Jahr um Jahr großen Schaden bringt, ist der Po, der in seinem oberen Gebiete von keinem See aufgenommen ist.

Diese Thatsachen und Winke genügen für unseren Zweck, um die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform in der Anlage und Unterhaltung des Systems der natürlichen und künstlichen Wasserläufe Europa's zu beweisen. In die weiteren technischen Einzelheiten dieser Frage einzugehen, ist in diesen Blättern nicht der

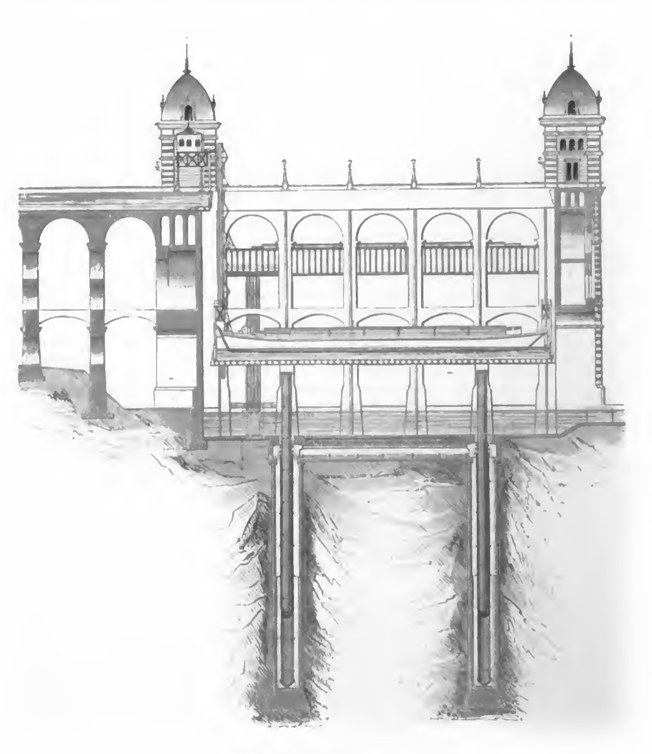
Ort. Es genügt für unsere volkswirthschaftliche Aufgabe, wenn wir uns nur mit den einmal sicher gewonnenen Hauptresultaten umgeben. Die Haupterfahrungen können wir aber in unserer Darstellung nicht entbehren, weil gerade in Wasserbau-Angelegenheiten bis in die neueste Zeit auch von Fachmännern Fehler gemacht worden waren, deren üble Folgen noch heute zu Tage treten. Wie es das Unglück an der Theiß kürzlich gelehrt, waren bei der Regulirung dieses Flusses die Warnungen erfahrener und hochbegabter Techniker unbeachtet geblieben. Im gegenwärtigen Augenblick aber ist die Wasserbaukunde, durch Erfahrungen aus allen Ländern bereichert, bei einem Stande verhältnißmäßiger Vollkommenheit angelangt, daß sie der gefährlichen Krisis, in welcher Europa sich in der genannten Beziehung befindet, als vollkommen gewachsen betrachtet werden kann. Es muß als ein glücklicher Gedanke angesehen werden, daß die ungarische Regierung den Beschluß gefaßt hat, vor der Inangriffnahme der Theißregulirung das Gutachten hervorragender Fachmänner aus ganz Europa zu hören. Vielleicht wird bei diesem Areopag auch für internationale Danachachtung der Grundsatz für alle Zeiten festgestellt werden, daß es auch bei der Flußcorrection keine Universalheilmittel giebt, daß ein langsam fließender Strom anderer Anordnungen bedarf als ein schnell fließender und daß überhaupt alle Maßregeln den Verhältnissen angepaßt werden müssen. Die enormen Fehler, welche bei der Theißregulirung gemacht worden sind, zeigen am deutlichsten die Nothwendigkeit der allgemeinen systematischen Durchführung der Grundsätze der neueren geläuterten Wasserbaukunde in ganz Europa, wenn man ähnliche Katastrophen auch von anderen Gegenden abwenden will. Nach der Inangriffnahme der Theißregulirung im Jahre 1846 hat man bei dem in zahllosen Schlangenwindungen ungefähr fünfundzwanzig Mal langsamer als die meisten Flüsse und Ströme Europa's die ungarische Ebene auf 611 km durchziehenden Flusse 108 Durchschnitte in einer Länge von 131 km gemacht. Dadurch war der Lauf des Flusses um 480 km gekürzt, das Gefälle bedeutend verstärkt, aber dadurch auch die Gefahr der Ueberschwemmung für die unteren Gegenden vermehrt worden, weil man es versäumt hatte, in der Ausführung dieser Durchstiche die richtigen Anordnungen zu treffen. Man glaubte nämlich die Gefahr der Ueberschwemmung in den unteren Gegenden durch Errichtung hoher Dämme, welche sich längs des Ufers hinzogen und die später, als neue Besorgnisse eintraten, noch enorm erhöht wurden, zu beseitigen. Allein im Laufe der Jahre führte die Theiß aus den oberen Gegenden eine Million Kubikmeter Geschiebe herab, durch welches auch in den unteren Gegenden das Flußbett um $3\frac{1}{2}$ Fuß erhöht und dadurch die Dammarbeit nutzlos gemacht wurde. Man hätte bei den Durchstichen das am Rhein und Main seit Jahrzehnten eingeführte System der Querdämme benutzen müssen, durch welche das Wasser permanent nach der Mitte des Flusses gerichtet und dieser gezwungen wird, sich sein Bett selbst tiefer zu graben und das Geschiebe links und rechts zwischen die Querdämme oder Buhnen zu werfen, wo sich allmälig ein undurchdringlicher Naturdamm, ähnlich den Dünen der Meeresküste, bildet. Außerdem hätten an den bedrohtesten Punkten der Theiß längs des Flusses laufende Dämme von 100 bis 200 m ins Land gerückt und so ein Inundationsgebiet geschaffen werden müssen, wo sich die Hochfluthen innerhalb der Dämme ausbreiten und allmälig ohne Gefahr für das benachbarte Land verlaufen können, wie dies z. B. bei dem neuen Donaudurchschnitt bei Wien bewerkstelligt worden ist. Die neuere Wasserbautechnik begnügt sich aber auch nicht bloß mit solchen Anordnungen, sie strebt namentlich danach, die Gefahr der Hochwasser an ihrem gewöhnlichen Ursprunge, im Gebirge, zu verhüten oder abzuschwächen. Ringdämme, wie man sie um Szegedin zu bauen genöthigt ist und wie sie diese Stadt, rechtzeitig errichtet, auch gerettet hätten, sind eigentlich doch nur ein Nothbehelf. In jener Beziehung hatte schon im Jahre 1872 eine Gesellschaft das Richtige erkannt, welche sich anerboten hatte, aus der Theiß in den oberen Gegenden das Gebirge entlang bis weit unter die Mündung des Flusses in die Donau einen Schifffahrts- und Bewässerungscanal herzustellen, durch welchen

einerseits die ungarische Kornkammer directer mit dem Weltmarkt in Verbindung gesetzt, andererseits die Hochfluthen, welche jetzt das Verderben verbreitet haben, aus der Theiß abgelenkt und zur Befruchtung der magyarischen Ebene verwendet worden wären. Leider scheiterte dieser Plan zuerst an dem Widerspruch der Eisenbahninteressenten und bald darauf an dem Ausbruch der Krisis. Die Männer, welche diesen Plan gefaßt, hatten einen weiten Blick in die Zukunft bewiesen. Denn von der Lösung der culturtechnischen Frage im Sinne, wie sie hier versucht worden ist, hängt das Schicksal Europa's ab. Es müssen nicht bloß alte Sünden gesühnt, sondern auch noch durchgreifende Neuerungen gemacht werden, um dem um sich greifenden Verderben zu steuern. Wir stehen in doppelter Hinsicht sogar hinter dem Mittelalter. Damals, wo die Verwüstung der Wälder noch nicht so um sich gegriffen hatte, war man, obwohl zum Theil aus anderen Motiven, bemüht, die Hochwasser in Behältern zu sammeln, welche theils als Mühlteiche, theils als Fischweiher benutzt wurden. Nachdem so viele Klöster säcularisirt worden und so viele Grundherren in die Stadt gezogen, ist eine große Anzahl dieser Teiche aufgelassen und in Culturland verwandelt worden.

Die culturtechnische Reform Europa's müßte mit dem Hochgebirge beginnen. In diesem sollte durch die Einführung strenger Forstgesetze die Wiederbewaldung energischer betrieben werden. Das Geschiebe, welches sich von den verwitternden Hörnern der Alpen abbröckelt und durch die Sturzbäche namentlich beim Hochwasser in die Thäler geführt wird, sollte systematisch aufgehalten werden, indem man an den geeigneten Stellen Schalen und Becken anbringt, mit deren Hülfe das Geröll auf gewisser Höhe zurückgehalten werden kann, bis es sich allmälig wieder mit Rasen und Baumwuchs überzieht und auf die Dauer befestigt. Denn wenn auch mit Sicherheit vorauszusehen ist, daß die Zinnen des Hochgebirges in ihrem seit Hunderttausenden von Jahren bestehenden Zerbröckelungsproceß auch fernere Jahrtausende fortfahren werden, so ist es doch ebenso gewiß, daß dieser Vorgang in der Region, wo die Vegetation beginnt, seinen Abschluß finden sollte, sobald diese ihren schützenden Mantel von Wald und Rasen um das Gebirge hüllt. In denjenigen Ausläufern des Hochgebirges nun, wo keine natürlichen Wasserbehälter zur zeitweisen Bergung von Hochfluthen in Gestalt der Seen existiren und wo es nicht angezeigt erscheint, künstliche Teiche zu graben, hat die Culturtechnik ein anderes Mittel, um jenen außerordentlichen Naturereignissen zu begegnen — das ist die Anlage eines Canalnetzes in großem Stile, welches die überschüssigen Hochwasser aufzunehmen im Stande ist und sowohl zur Bewässerung als zur Schifffahrt dienen kann. Statt eines Factors der Zerstörung würde das Hochwasser dann ein Mittel zur Befruchtung des Landes. Merkwürdigerweise ist uns in dieser Hinsicht ein Volk weit voraus, welches wir als den Typus des Rückschrittes zu betrachten gewohnt sind — die Chinesen. Diese Nation von fast 400 Millionen Menschen ist einzig durch ihr entwickeltes Canalsystem in Stand gesetzt, bis jetzt die Eisenbahnen entbehren zu können. Die meisten Canäle jenes ungeheuren Wasserstraßennetzes, das das ganze Reich durchschneidet, dienen aber nicht bloß der Schifffahrt, sondern sie werden in demselben Maße zu Zwecken der Bodencultur, insbesondere zur Bewässerung der Reisfelder benutzt, welche fast die ausschließliche Nahrung der großen Masse jenes Volkes sind, ohne welche geradezu Hunderte von Millionen Menschen Hungers sterben müßten.

Europa wird es niemals dahin bringen, ein so ausgedehntes Canalnetz zu schaffen, allein schon eine Miniatur jenes Vorbildes würde eine ans Wunderbare grenzende Metamorphose unseres Verkehrswesens bewirken können. Man denke nur an die Ausführung einiger Werke, welche mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwand hergestellt werden können, wie z. B. eines Donau-Moldau-Elbe-Canals, eines Donau-Oder-Canals oder an eine Verbindung der Donau mit dem adriatischen Meer durch die Save oder durch die Bosna und Narenta, und wir haben eine directe Schifffahrtslinie durch unseren Continent aus dem schwarzen Meer bis in die Nordsee und aus der Ostsee bis ins Mittelmeer. Denken wir uns dazu die Ausführung des großen Planes eines

mitteleuropäischen Canalnetzes, welches der Verein für Hebung der deutschen Fluß- und Canalschifffahrt zur Verbindung der mitteleuropäischen Flüsse und Ströme entworfen hat, so wird man gestehen, daß setzt würde, ein fast unüberwindlich scheinendes Hinderniß entgegen — der Wassermangel. Auf der einen Seite haben wir die zunehmende Versandung und Wasserabnahme in den natürlichen Rinnsalen in-



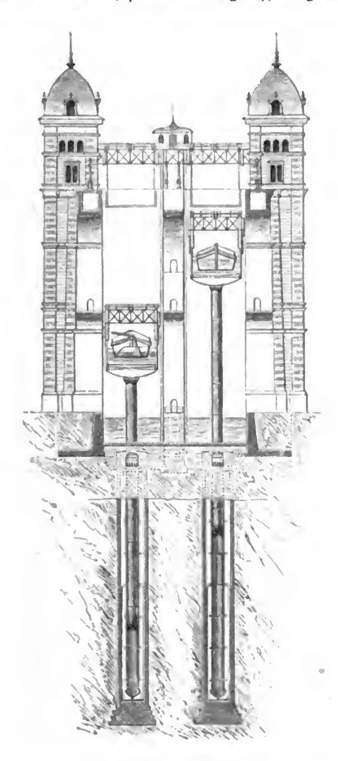
I. Hydraulische Schleusenhebung (Langseite).

das Bild einer ganz neuen Zukunft sich vor unseren Augen entrollt.

Bis vor Kurzem stand einer solchen großartigen Entwickelung des Canalwesens, durch welche die zahlreichen Flüsse und Ströme Europa's erst zur vollen Ausnutzung gelangen und der zerstörenden Gewalt der Naturereignisse ein Ziel ge-

folge der Verwüstung der Wälder, auf der anderen Seite können viele Canäle, welche die Flüsse in ihren oberen Läufen verbinden sollten, nicht ausgeführt werden, weil bei den unvermeidlichen hohen Steigungen an den Schleusentreppen so viel Wasser verloren geht, daß in trockenen Sommermonaten das Fahrwasser der be-

treffenden Canäle nicht mehr genügt, um Fahrzeuge von solchen Dimensionen zu tragen, bei welchen der Wassertransport noch lohnend ist. Das ist das Hauptgebrechen beim Donau-Main-Canal, sowie bei den meisten Canälen Frankreichs. Dieses Gebrechen stellte sich auch bei dem neuen Project eines Elbe-Spree-Canals heraus, wo bei niedrigen Wasserständen die Elbe nicht genug Wasser abgeben könnte, um neben dem Abgange durch Versickerung, Verdunstung auch noch den Bedarf zur Füllung der Schleusen zu decken. Ein anderer Mangel, an welchem die Canäle in fast allen Ländern, besonders aber bei dem sonst doch so rationell verzweigten System Frankreichs, leiden, ist die Ungleichförmigkeit der Anlagen. In Frankreich ist das Ideal eines Netzes der natürlichen und künstlichen Wasserstraßen, wie es uns für Europa vorschwebt, längst ausgeführt. Man kann dort aus dem Rhein bis in die Marne und in die Rhone, aus der Rhone in die Seine und Sambre fahren, man kann aus dem Canal und dem atlantischen Ocean mitten durch



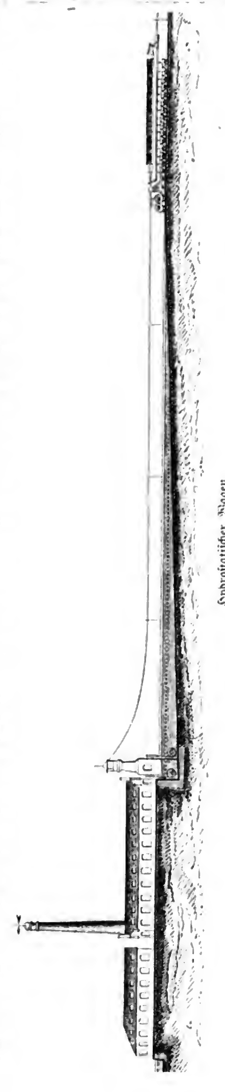
11. Hydraulische Schleusenhebung (Breitseite).

Frankreich bis ins Mittelmeer auf der Wasserstraße sich bewegen, und bereits vor mehreren Jahren ist ein kleiner besonders construirter Schraubendampfer in dieser Weise aus der Themse mitten durch Frankreich bis nach Marseille gefahren — allein gleichwohl läßt das französische Canalsystem noch das Meiste zu wünschen übrig. Abgesehen von zeitweisem Wassermangel sind diese Canäle nämlich zu einer Zeit entworfen worden, wo man nur die örtlichen Bedürfnisse berücksichtigte und nicht daran dachte, eine Gleichförmigkeit in den Anlagen über das ganze Land zu erzielen. Während bei der Einführung der vom Staat so sehr begünstigten und vom Publikum bevorzugten Eisenbahnen die gleichen Dimensionen für die Bahn selbst wie für die Betriebsmittel über fast ganz Europa angenommen wurden, hat in Frankreich fast jeder Canal eine verschiedene Tiefe, eine verschiedene Breite und Länge der Schleusen, so daß auf einer Fahrt von Paris nach Lyon mehrmals umgeladen und mehrmals die Fracht erleichtert werden muß, daß überhaupt eine ununterbrochene Fahrt auf dem französischen Fluß- und Canalnetz nur für Fahrzeuge von kleinstem Kaliber möglich ist, deren Anwendung in Concurrenz mit den Eisenbahnen sich nicht mehr lohnt. Unter solchen Umständen hat die französische Republik, nachdem die Einsicht zum Durchbruch gelangt war, daß der Verlust an äußerer Macht durch die intensive Stärkung der inneren Productionskraft wieder ausgeglichen werden müsse, den Beschluß gefaßt, die ungeheure Summe von 800 Millionen Francs für die Reconstruction des französischen Fluß- und Canalsystems anzuweisen. Mit diesem Capital könnte das ganze mitteleuropäische Netz der Wasserstraßen hergestellt, die directe Verbindung der Donau mit der Oder, Elbe und dem Rhein (durch den Neckar), die Binnenschifffahrt unseres Continents vom schwarzen Meer bis in die Nordsee und aus der Ostsee bis ins Mittelmeer vollzogen werden! Dieser Beschluß sollte daher unseren Staatsmännern als leuchtendes Vorbild dienen. Wir fühlen uns um so mehr berechtigt, ein solches Ansinnen zu stellen, weil in neuester Zeit in der Hydrotechnik so bedeutende, zum Theil sogar geniale Fortschritte gemacht worden sind, daß alle Uebelstände, welche den Aufschwung des Canalwesens bisher verhindert und alle Sympathien den Eisenbahnen zugeführt haben, als überwunden zu betrachten sind.

Schon seit langer Zeit beschäftigt man sich in England mit der Vervollkommnung der Methoden zur Hebung großer Seeschiffe in den Docks mittelst hydraulischer Apparate. In dem Victoria-Dock zu London werden seit vielen Jahren eiserne Schiffe größten Kalibers mittelst eines aus hydraulischen Winden bestehenden Apparates in 20 Minuten aus dem Wasser gehoben und auf Pontons in Bassins zu den Reparaturwerkstätten gebracht. Der Erfolg dieser Einrichtungen brachte englische Ingenieure auf die Idee, die hydraulische Mechanik auch auf die Verbesserung des Schleusenwesens der Canäle anzuwenden. Seit 1875 besteht bei Anderton auf dem Trent- und Mersey-Canal zur Verbindung desselben mit dem Weaverflusse eine hydraulische Schleuse, mittelst deren Schiffe von 2500 Ctr. Tragfähigkeit auf einmal innerhalb 10 Minuten auf eine Höhe von 15,3 m gehoben werden, ohne daß mehr als 1% des Wassers abgeht, welches verloren gehen würde, wenn dieselbe Höhe mittelst einer Schleusentreppe erstiegen werden müßte. Der glänzende Erfolg dieser neuen Einrichtung hat den Director der Kettenschleppschifffahrt auf der Oberelbe, Herrn Ewald Bellingrath, auf Einladung des Comités des Elbe-Spree-Canals veranlaßt, diese Einrichtung zu studiren und einen Plan zu deren Anwendung in größerem Maßstabe zu entwerfen. Herr Bellingrath hat unter Anderem auch diesen Plan in seinem oben erwähnten Werke veröffentlicht. Nach demselben würde es keiner Schwierigkeit mehr unterliegen, Schiffe von einer Ladungskraft von 7000 Ctr. mittelst einer hydraulischen Schleuse auf einmal und in nur 10 Minuten auf eine Höhe von 36 m zu heben, ohne daß auch nur ein nennenswerther Wasserverlust damit verknüpft ist. Durch diese geniale Einrichtung wäre mit einem Male der Wassermangel der Canäle beseitigt. Zugleich ist durch den Gebrauch von Schiffen von großen Dimensionen die möglichst lohnende Ausnutzung des Wasserweges geboten. Wir können hier nicht in alle technischen Einzelheiten des

Apparates eingehen und beschränken uns darauf, dem Leser einen allgemeinen Begriff davon zu geben, wobei wir voraussetzen, daß er bereits Gelegenheit gehabt hat, die erstaunliche Wirkung der hydraulischen Kraft an einer hydraulischen Presse oder Winde zu beobachten. Sobald die Schiffe nämlich in die Schleuse eingebracht sind, werden sie sammt der Schleusenkammer und dem darin befindlichen Wasser auf die erwähnte Höhe gehoben durch zwei $1^1/_3$ m dicke, hohle Kolben, welche in Cylindern von entsprechenden Dimensionen sich auf und ab bewegen, je nachdem das Wasser in den letzteren zu- oder abnimmt. Diese Cylinder sind entweder tief in die Erde fundamentirt oder auch hängend an den vier Thürmen befestigt, innerhalb welcher die Schleusenkammer sich auf und ab bewegt. Um die Operation zu erleichtern, ist die Schleusenkammer doppelt, und die steigende Kammer giebt an die sich senkende einen Theil ihres Wassers ab, so daß ihre Hebung dadurch erleichtert wird. Der Rahmen, innerhalb dessen die Schleusenkammern auf und ab gleiten, ist mit Kautschuk dicht vernietet, um jeden Wasserverlust zu vermeiden. (Siehe Illustrationen S. 224 u. 225.)

Außer der hydraulischen Schleuse hat Bellingrath einen selbständigen Apparat construirt, mittelst dessen der gleiche Zweck erreicht und die



Hydrostatischer Wagen.

Schleusentreppe ersetzt werden kann. Das ist der hydrostatische Wagen. Bei demselben werden ungefähr 14 Wagen an einander gekoppelt, wovon jeder mit zwei hydraulischen Kolben versehen ist, deren mit Glycerin gefüllte Cylinder unter einander in der Art in Verbindung stehen, daß das Schiff, welches auf diesen Wagen ruht, stets ein gleiches Niveau einnehmen muß, auch wenn es auf einer schiefen Ebene aufwärts steigt oder abwärts gleitet. Man hat nämlich auch schon früher in Amerika Versuche gemacht, Schleusentreppen durch schiefe Ebenen zu ersetzen, allein dieselben hatten sich nicht bewährt, weil die Schiffe oft stark beschädigt wurden. Bekanntlich erleidet der Boden eines stark beladenen Fluß- oder Canalschiffes eine starke Biegung, auch während es im Wasser fährt. Auf einen Wagen gehoben und darauf starken Veränderungen des Gleichgewichts und heftigen Stößen ausgesetzt, können Beschädigungen des Schiffsbodens schwer vermieden werden. Diesem Uebelstande ist durch den Gebrauch des hydrostatischen Wagens vorgebeugt, denn da die hydraulischen Kolben bei jeder Schwankung nachgeben und das Gleichgewicht herzustellen suchen, so ruht das Schiff wie auf Springfedern. Die Manipulation der Schiffshebung mittelst dieses Wagens ist zugleich eine äußerst einfache. Ein Doppelgeleise geht auf der

unteren Seite des Canals in die erforderliche Tiefe unter das Wasser hinab und, nachdem es die schiefe Ebene erklommen, auf der hohen Seite des Canals in derselben Weise hinunter. Ein Schiff von 7000 Ctr. Ladung, welches auf der schiefen Ebene auf die Höhe von 36 m gebracht werden soll, wird auf der niedrigen Seite des Canals gerade über den hydrostatischen Wagen gebracht, von welchem vorn zwei starke Hebebäume aus dem Wasser hervorragen, an denen das Fahrzeug befestigt wird. Das von einer stehenden Dampfmaschine in Bewegung gesetzte Zugdrahtseil wird sowohl am hydrostatischen Wagen wie am Schiffe befestigt, und nachdem der Führer das Zeichen gegeben, werden beide Fahrzeuge nach vorwärts gezogen, wobei das Schiff zuerst noch im Wasser schwimmt. Im Verhältniß nun, wie das Geleise auf der schiefen Ebene steigt und der Wagen sich emporhebt, fängt das Schiff zuerst an vorn aufzusitzen und allmälig längs des ganzen Wagens sich zu lagern, um dann, gänzlich aus dem Wasser emporsteigend, auf dem Wagen im Gleichgewicht sich zurechtzusetzen. In ähnlicher Weise wird es oben wieder ins Wasser gelassen. Der hydrostatische Wagen taucht, oben auf dem Geleise vorwärts geschoben (siehe Illustr. S. 227), abermals unter das Wasser, bis das Schiff wieder flott wird und, vom Zugseil gelöst, mit der aufgesammelten Zugkraft von selbst in den Canal hinausfährt.

Diese neuen Vorrichtungen sind nicht nur geeignet, dem wesentlichen Gebrechen der bisherigen Canäle, dem Wassermangel, völlig abzuhelfen, sondern sie führen auch eine bedeutende Ersparniß gegenüber dem gewöhnlichen System bei hohen Steigungen herbei. Will man bei Canälen einen beträchtlichen Höhenunterschied mittelst der gewöhnlichen Schleusentreppen überwinden, dann ist man in der Regel genöthigt, einen sogenannten Zubringecanal anzulegen, d. h. einen Seitencanal, welcher den Canal oberhalb der Schleusentreppe bei dem starken Abgang der letzteren aus der Nachbarschaft mit frischem Wasser speist. Nicht immer ist die Umgegend wasserreich genug, um dieses Hülfsmittel zu gestatten, allein wo es auch der Fall, da verursacht eine Schleusentreppe mit Zubringer doch die doppelten Kosten der hydraulischen Schleusenhebung oder des hydrostatischen Wagens.

Bellingrath hat sich die dankenswerthe Mühe genommen, die Kosten der verschiedenen Anlagen aus ihren Elementen genau zu berechnen, und er ist zu folgendem Resultat gelangt. Die Anlagekosten einer Schleusentreppe mit Zubringer zur Ueberwindung eines Höhenunterschiedes von 36 m für Schiffe von 7000 Ctr. Tragfähigkeit betragen 5 Millionen Mark, die Jahreskosten des Betriebes und der Unterhaltung 65000 Mark, die Summe der Anlagekosten und der capitalisirten Jahreskosten 6300000 Mark und die erforderliche Jahreseinnahme zur Deckung des Betriebes und der Zinsen des Anlagecapitals 315000 Mark. Die Anlage einer zweigeleisigen Ebene mit hydrostatischem Wagen und Fördermaschine erfordert ein Capital von 1042938 Mark, an jährlichen Betriebs- und Unterhaltungskosten 103191 Mark, an Anlagekosten und capitalisirten Jahreskosten ein Capital von 3109758 Mark und eine Jahreseinnahme zur Deckung dieser Kosten von 125102 Mark. Die Anlage einer hydraulischen Schleuse erfordert ein Capital von 2896790 Mark, an jährlichen Betriebskosten 60909 Mark, an Gesammtcapital inclusive der capitalisirten Jahreskosten 4114970 Mark und eine Jahreseinnahme zur Deckung sämmtlicher Kosten von 205749 Mark. Die Dauer der Beförderung eines Schiffes je hin und zurück beträgt bei der Schleusentreppe 20 Minuten, bei der schiefen Ebene mit hydrostatischem Wagen 19 Minuten und bei der hydraulischen Schleusenhebung 10 Minuten. Unter solchen Umständen wird man sich in Zukunft bei sehr lebhaftem Verkehr der hydraulischen Schleusenhebung und bei schwächerer Frequenz des hydrostatischen Wagens bedienen.

Ein weiterer wichtiger Vorzug dieser neuen Canaleinrichtungen besteht darin, daß man mit Hülfe derselben in den Stand gesetzt ist, die Canäle breiter und tiefer anzulegen, so daß sie sich durchweg zur Beförderung von Schiffen mit 7000 Ctr. Ladungsfähigkeit eignen und zugleich je nach Umständen namentlich bei Hochfluthen Wasser für landwirthschaftliche Zwecke abgeben können. Die Canäle werden daher künftig so angelegt werden können, daß sie den Verkehr mit Schraubendampfern

auf dem ganzen europäischen Wasserstraßennetz gestatten. Seit dem Jahre 1875 ist in dieser Beziehung ein namhafter Fortschritt auf dem Erie-Canal eingeführt worden in Gestalt der Baxter'schen Canal-Schraubenboote, welche infolge eines Preisausschreibens von 100000 Doll. construirt worden sind, wobei der Preis dem Ingenieur Baxter zugefallen ist. Mit diesen Schraubenbooten, welche bei starker Ladungsfähigkeit große Schnelligkeit besitzen, wird ein fast ebenso günstiges Resultat erzielt als mittelst des Tauereibetriebes.

Bellingrath hat die Kosten des Pferde-, Schrauben- und Tauereibetriebes nach drei Classen von Schiffen und drei Kategorien von Ladungen untersucht und gefunden, daß der Betrieb von Fahrzeugen mit 7000 Ctr. Ladungsfähigkeit und einer Jahresleistung von 1500 Meilen am vortheilhaftesten zu stehen kommt und daß derselbe sowohl beim Schrauben- wie beim Tauereibetrieb nicht ganz 1/4 Pfennig per Centner und Meile beträgt, wobei noch ein ganz kleiner Vortheil zu Gunsten des Tauereibetriebes sich herausstellt. In dieser Berechnung sind sämmtliche Kosten einschließlich des Gewinnes des Schiffsherrn aufgenommen. Dieses Ergebniß in Verbindung mit den oben aufgeführten Fortschritten des Canalbaues ist ganz geeignet, dem Verkehr neue Bahnen zu brechen. Der Einpfennigtarif der deutschen Eisenbahnen existirt nur auf verhältnißmäßig wenigen Strecken und nur für weite Entfernungen. Der Durchschnittsfrachtsatz der deutschen Eisenbahnen beträgt (1876) für Güter der ermäßigten Classen 1,947 Pfennige per Centner und Meile, für Kohlen und Coaks 1,262 Pfennige. Ein Pfennig per Centner und Meile genügt aber gar nicht zur Deckung des Aufwandes für Betrieb, Amortisation und Zinsen. Die Eisenbahnen müssen deshalb für die Vortheile, welche sie bei bestimmten Artikeln oder bei bestimmten Transportwegen einräumen, anderwärts sich schadlos zu halten suchen. Die hierdurch bedingten künstlichen Tarifcombinationen, die Bevortheilungen einerseits, die Benachtheiligungen andererseits bilden den Gegenstand immerwährender und gerechter Beschwerden. Bellingrath ist daher mit Recht der Ansicht, daß die Eisenbahnen an der Grenze ihrer ökonomischen Leistungsfähigkeit angelangt sind.

Bei der ungeheuren Leistungsfähigkeit und Billigkeit des nach den neuesten Fortschritten reconstruirten Wassertransportes werden in Zukunft alle Waaren, welche im Verhältniß zu ihrem Werthe den größten Umfang und das größte Gewicht haben, welche nicht leicht dem Verderben ausgesetzt sind und deren Transport keine Eile erfordert, den Wasserstraßen zufallen. Auf ihnen werden vorzugsweise die Producte des Bergbaus, der Forst- und der Landwirthschaft verfrachtet werden. Unsere Landwirthe, welche bereits unter der Concurrenz der amerikanischen und russischen Getreideproducenten leiden, welche nur durch die Wasserstraße ermöglicht wird, werden besser als bisher im Stande sein, einen erweiterten Markt zu suchen. Durch den außerordentlich billigen Frachtsatz der Wasserstraßen können diese Producte viel weiter verschickt werden als mittelst der Eisenbahn, und da mit der Entfernung vom Erzeugungsort das Absatzgebiet im quadratischen Verhältnisse wächst, so läßt sich noch gar nicht ermessen, welchen Impuls die verbesserte Binnenschifffahrt der ganzen Production geben wird. Wir leben daher der festen Ueberzeugung, daß wir mit Hülfe der neuen Fortschritte im Canalwesen einer ebenso folgenreichen Entwickelung entgegengehen, wie sie einst die Einführung der Eisenbahnen hervorgerufen hat.



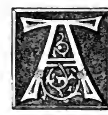


Hans Christian Andersen.

Eine biographische Skizze nebst Briefen aus seinem Nachlasse

von

Emil J. Jonas.



Andersen ist unter allen skandinavischen Dichtern derjenige, dessen Name sich am weitesten über die Grenzen seines Vaterlandes Bahn gebrochen hat; denn er ist bekannt von den eisigen Küsten Grönlands bis an die Gestade Afrika's, von Amerika bis Indien. Die Ursache dieser Berühmtheit ist nicht schwer zu erklären: „Wie die Sprache der Musik von Allen, unerachtet ihrer Muttersprache, verstanden wird, so muß man auf ganz dieselbe Weise zu den Kindern der ganzen Erde sprechen, um von allen verstanden zu werden, und derjenige, welcher das Geheimniß ergründet hat, auf welche Art und Weise man zu den Kindern sprechen soll, um von ihnen verstanden und geliebt zu werden, hat sich dadurch gleichzeitig ein Publikum erobert, das außerhalb des Einflusses der Zeit und des Ortes steht bei der Auffassung eines Dichterwerkes." Dieses Talent besaß Andersen wie Wenige, und daher ist sein Name weit über die engen Grenzen seines Vaterlandes gedrungen, wie derselbe weit über die Zeit hinaus, welche seine Dichtereigenthümlichkeit zur Entwickelung brachte, leben wird.

Im Frühling 1831 machte Andersen die erste Reise nach Deutschland, wo er durch Empfehlungsbriefe von dem dänischen Dichter Ingemann an Tieck in Dresden und durch ein Schreiben des berühmten Naturforschers H. C. Oersted an Chamisso in Berlin introducirt wurde. Andersen sprach damals ein sehr schlechtes Deutsch; aber da Chamisso Dänisch verstehen, wenn auch nicht sprechen konnte, so kam zwischen Beiden bald eine nähere Bekanntschaft zu Stande, die für Andersen von Entscheidung wurde. Chamisso, dem Andersen seine ersten „Gedichte" schenkte, war überhaupt der Erste, der Andersen übersetzte und beim deutschen Publikum einführte. — Schweden hat Andersen erst 1840 erkannt und übersetzt. — Er hatte damals außer den „Gedichten" nur noch die „Fußreise nach Amager" und „Die Liebe auf dem Nicolaithurm" geschrieben, aber in der Heimath nicht nur wenig Anerkennung gefunden, sondern war von Molbech und Heiberg sogar verhöhnt worden. Seitdem sind mehr als vier Decennien verflossen. Dänemark sowohl als alle Länder Europa's, namentlich aber Deutschland, das zuerst Andersen zu schätzen wußte und daher zu seiner Anerkennung in seinem Vaterlande am meisten beitrug, wetteiferten schon lange, dem „Märchendichter" Andersen die verdiente Ehre zu erweisen, die ihm H. C. Oersted einst prophezeit hatte. Des Dichters Heiberg Spott, „berühmt von Schonen bis zum Hundsrücken", ist längst verhallt; aber in seinem Buche: „Das Märchen

meines Lebens" hat Andersen es bezeugt: „Besitzt Dänemark in mir einen Dichter, dann hat es mich nicht dazu durch Liebe erzogen." Es ist daher eine Ehre für Deutschland, nicht unwesentlich dazu beigetragen zu haben, daß der Name des allbeliebten Märchendichters so hell erglänzt. Und Liebe bedurfte er, erkannte er doch diese als seine Lebensluft:

„Gott weiß, ich will ja Niemand verletzen,
Nein, lieben will ich, das ist's, was ich will!"

Aber — erst mußte man daheim lernen, ihn „Kind" sein zu lassen, wie hoch gewachsen er auch war; dann gelangte man dazu, ihm „zu verzeihen", wie er war, und schließlich lernte man ihn „lieben", weil er „ein Kind" war und kindliche Gedanken hegte und nie ablegte, was kindlich war. Eben darin lag seine Größe. Deshalb gerade ist die Sprache seines reinen Gemüths, seiner edlen Gedanken, seines warmen Herzens faßlich für jedes kindliche Gemüth, ohne Rücksicht auf die Grenze seines Vaterlandes — das haben wir erlebt — und ohne Rücksicht auf das gegenwärtige Jahrhundert — das glauben wir.

„Mein Leben ist ein schönes Märchen, so reich, so überaus glücklich," bezeugt er selbst. „Die Geschichte meines Lebens wird der Welt erzählen, was sie mir sagt: es giebt einen liebevollen Gott, der Alles zum Besten lenkt!" *

In dem kleinen Hause, das uns unser Bild vergegenwärtigt, und welches in der „Möndhsmöllestrãde" (Mönchsmühlenstraße) der Stadt Odense auf der Insel Fünen gelegen ist, wurde Andersen am 2. April 1805 in einem Bett geboren, das sein Vater aus dem Katafalk einer gräflichen Leiche gezimmert hatte, an dem noch die schwarzen Tuchreste hingen. Der Vater war Schuhmacher-Freimeister und nicht wenig belesen; die Mutter war eine brave, herzensgute Frau, ohne jede Bildung; aber den Knaben liebten Beide mehr als sich selbst. Die Neigung des Vaters zum Lesen wurde vom Sohn sympathisch erwidert, vor dessen phantasiereichem Geiste die Wände des ärmlichen Heims in prachtvolle Säulengänge sich verwandelten, die dann mit der bunten Figurenwelt aus „Tausend und einer Nacht" bevölkert wurden, und dessen lebhafte Einbildungskraft reichlich die Mängel ersetzte, die seinem Spielen und Dichten mit Marionetten auf dem kleinen Puppentheater, das der Vater ihm gebaut hatte, anhafteten. Seine kindliche Vorstellung vom Theater war ihm Alles, in derselben lebte und athmete er.

Zuweilen kam eine deutsche Schauspielergesellschaft damals nach Odense, und durch die Bekanntschaft mit dem Zettelankleber, dem er bei seiner Beschäftigung auch wohl half, erhielt Andersen manchmal Erlaubniß, hinter den Coulissen der Vorstellung beizuwohnen, der er, das Programm in der Hand, mit Spannung folgte. Aus dem Personenverzeichniß der Stücke verfaßte er dann ein eigenes Stück für sein Puppentheater, und auf diese Weise spielte er, weil er keine Spielkameraden hatte.

Der Vater war ein großer Bewunderer Napoleon's I. und hoffte schließlich, als Krieger mehr Glück zu machen denn als Schuster. Er ließ sich von den Dänen anwerben; aber Marschall Bernadotte verhinderte den Abmarsch der Dänen zur napoleonischen Armee. Es wurde bald Friede geschlossen, und der Vater starb kurz nach seiner Heimkehr. Nun war Andersen noch verlassener wie früher. Die Mutter mußte in fremden Häusern als „Waschfrau" dienen, um für sich und ihren Sohn den Lebensunterhalt zu erringen; er saß allein zu Hause mit seinem Theater und las Theaterstücke, lief barhaupt und in Holzschuhen einher. Eine Predigerwittwe und deren alte Schwägerin, die in der Nähe des kleinen Andersen'schen Hauses wohnten, gestatteten ihm, sie zu besuchen — das war sein erster „gebildeter Umgangskreis". — Dort las er Shakespeare, natürlich in schlechter Uebersetzung; aber von nun an spielte er nur noch Shakespeare auf seinem Theater.

Einige Versuche, den Knaben ein Handwerk erlernen zu lassen, mißlangen. Er wurde confirmirt; die Knaben seines Alters nannten ihn den „Komödienschreiber". Seine stets wache Phantasie — ausgebildet mit dem lebhaftesten Gefühl auf

* Aus: „Das Märchen meines Lebens", übersetzt und bis zum Tode des Dichters ergänzt von Emil J. Jonas. Soeben in zwei Bänden bei E. Bichteler & Co. in Berlin erschienen.

Kosten des Denkens — malte ihm das Leben auf der Bühne mit solch verlockenden, verführerischen Farben aus, daß er mit wenig Thalern in der Tasche und starkem Vertrauen auf Gott, trotz aller Gegenvorstellungen, nach der Hauptstadt Kopenhagen wanderte, um unbekannt, mittellos und ohne Kenntnisse in der großen Stadt sein Glück zu machen, „erst unaussprechlich viel zu erdulden und dann berühmt zu werden". Was er dort wollte, war ihm nicht klar; daß er dahin mußte, um „etwas zu werden", das stand ganz deutlich vor ihm.

* *
*

In dem „Märchen meines Lebens" schildert Andersen ausführlich seine Entbehrungen und sein Mißgeschick, seinen Glauben und seine Ausdauer, die Güte der Menschen gegen ihn und den Verlauf der Jahre. Man weist ihn ab als dramatischen Schriftsteller, als Schüler des Ballets und der Singschule des Theaters. Aber — wie Oehlenschläger ein Decennium später über ihn schrieb — „schon als unerzogener Knabe, gänzlich entblößt von Kenntnissen, zeigte er ein wunderbares Talent, sich rhythmisch in seiner Muttersprache auszudrücken; er konnte fließende, wohlklingende Verse mit Leichtigkeit dichten, bevor er lesen und schreiben konnte". Wohlwollende Menschen nahmen sich Andersen's an, unter welchen vor allen der Geheimrath Jonas Collin zu nennen ist, in dessen Heim er bald wie ein Kind im Hause verkehrte. Durch Collin erhielt Andersen von König Frederik VI. eine jährliche Unterstützung und einen Freiplatz in der Gelehrtenschule in Slagelse, von wo er mit dessen Rector nach Helsingör kam; als aber Collin erfuhr, daß dieser es nicht verstand, das sonderbare Naturkind zu behandeln, nahm er ihn nach Kopenhagen, wo Andersen Privatunterricht erhielt, 1828 Student wurde und 1829 sein philosophisches Examen ablegte.

Jetzt sollte „das Dichterleben" im Ernste beginnen — „Gedichte", die er in der Schule geschrieben hatte, erschienen; es sind dies jene, aus denen Chamisso die ersten Uebersetzungen machte. Seine erste Schrift, „Die Fußreise", die parodistisch gehalten war, machte Glück beim Publikum, obgleich die dünkelhafte Kritik seiner Heimath sie zu vernichten sich alle Mühe gab. Schlimmer erging es seinen Theaterstücken und Gedichten vor dem ästhetisch-grammatikalischen Tribunal. Andersen machte 1830 seine erste Reise in Dänemark, 1831 ging er nach Deutschland und gab dann, heimgekehrt, seine erste Reisebeschreibung heraus — in den „Schattenbildern einer Reise nach dem Harz und der sächsischen Schweiz" (1831) befand sich sein erstes „Märchen". Dann schrieb er eine „Zauberoper" zu Hartmann's Musik, bearbeitete Walter Scott's Romane als Operntexte für andere Componisten und ließ eine Gedichtsammlung, „Die zwölf Monate des Jahres", erscheinen, die er König Frederik VI. widmete. Die Kritik daheim verfolgte ihn unaufhörlich und systematisch, aber seine Beschützer verließen ihn nicht, und zu diesen gehörte der König, von dem er 1833 ein Reisestipendium erhielt, infolge dessen er Deutschland, Frankreich und Italien besuchen konnte. Er sandte das Drama „Agnette und der Meermann" heim, worüber die Meinungen jedoch sehr getheilt waren; — nach seiner Rückkehr 1835 veröffentlichte er seinen berühmten Roman „Der Improvisator" und gab das erste Heft seiner „Märchen, erzählt für Kinder" heraus; er hatte also in einem Alter von 30 Jahren seinen Beruf gefunden und den Namen als Dichter gewonnen; aber es währte fast noch ein Decennium, bevor die Kopenhagener Kritik dies einsehen lernte.

* *
*

Wir sind in kurzen Zügen der Entwickelung des Dichters gefolgt. Ueber seine triumphreiche Laufbahn kann ich mich noch kürzer fassen.

Wie ich bereits erwähnte, war es nicht Kopenhagen, welches Andersen's Größe als Dichter entdeckte, sondern Deutschland, Schweden, England und Frankreich erkannten ihn als Romanschriftsteller, Lyriker und Märchenerzähler von Bedeutung an, während es in Dänemark noch nicht recht ästhetisch und kritisch schulgerecht war, ihn zu loben. Durch seine Stellung als Dramaturg — nach seiner eigenen

Angabe war es eine Arbeit ums liebe Brot — gab er seinen Verfolgern und Lästerern Gelegenheit zu neuen Angriffen, und vielleicht noch mehr durch seine persönlichen Eigenthümlichkeiten. Nur seine alten Freunde verließen ihn nicht, und auch das Publikum war ihm durchaus nicht abgeneigt. Wie früher in König Frederik VI. besaß er später in König Christian VIII. und dessen Sohn Frederik VII. wohlwollende Beschützer.

Zu reisen war und blieb bis an sein Lebensende seine Lebenslust, seine Schule, sein Bedürfniß. Deutschland, das er sehr liebte, Oesterreich, Italien, den Orient, Schweden, England, Frankreich, die Schweiz und Holland durchstreifte er mehrmals, auch Spanien, Portugal und Norwegen besuchte er, bei allen großen Männern war er zu Hause, und ebenso willkommen in den Schlössern der Fürsten; besonders liebte er Weimar und sein Fürstenhaus, „seine zweite Heimath, wo Sonnenschein in sein Herz fiel". Die Früchte dieser Reisen traten in neuen Märchen, Romanen und Reisebeschreibungen hervor.

Von 1838 an hatte er eine nur im skandinavischen Norden bekannte „Dichtergage" von 800 Kronen, die im Laufe der Zeit auf 3000 Kronen (3333 Mark) erhöht wurde; 1851 erhielt Andersen den Professortitel, wurde dann „Etatsrath" und „Conferenzrath". Der erste Orden, welcher Andersen's Brust schmückte, war ein deutscher: König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen verlieh ihm den rothen Adlerorden im Jahre 1846, dann erst folgte der Dannebrogorden, der dritte kam von Schweden 1848 und einer von Weimar folgte dann. Später wuchs diese Zahl immer mehr.

Während seiner letzten Lebensjahre sandte Andersen ein Heft seiner lieblichen Märchen nach dem anderen in die Welt hinaus, die in die verschiedensten Sprachen übersetzt wurden. Seinen Plan und seine Absicht mit diesen Märchen fand er in den von ihm selbst angeführten Worten aus einer deutschen Besprechung einer neuen Märchensammlung klar ausgesprochen: „Das Märchen," so heißt es dort, „hält ein heiteres Gericht über Schein und Wirklichkeit, über die äußere Schale und den inneren Kern. Es herrscht ein doppelter Strom darin. Ein ironischer Oberstrom, der mit Klein und Groß scherzt und mit Hoch und Niedrig Federball spielt, und dann der tiefe, ernste Unterstrom, der gerecht und wahr Alles ‚auf den rechten Platz' stellt. Das ist der wahre, der christliche Humor."

* * *

Die Reiselust verließ Andersen bis ins Alter nicht. Aber wenn er während des Sommers daheim weilte, wohnte er seit einer Reihe von Jahren beim Großhändler Etatsrath Melchior auf dessen Villa „Rolighed" — von der wir hier eine Abbildung bringen — nahe dem Sunde und bei Kopenhagen gelegen. Hier fand er in Wahrheit ein „Märchenheim" und in der Gattin des Besitzers, Frau Dorothea Melchior geborenen Henriques, eine treue Freundin und Pflegerin; denn hier in dieser Villa wurde Andersen von seiner schweren Krankheit — Krebs in der Leber — überwältigt, und kaum war der Monat August angebrochen — der Monat, von dem er 1833 sang:

„Von der Lebenssonne geht's zum Grabesschatten",

erlosch sein Auge im stillen Tode, am 4. August 1875.

Da wurde das Füllhorn des Lobes und Preises über seinem Grabe ausgeschüttet, welches in Gegenwart des Königs, des Kronprinzen, des diplomatischen Corps, der Großen des Landes und der Freunde des Entschlafenen in der Frauenkirche eingeweiht wurde.

* * *

Andersen hatte die Gewohnheit, Alles, was in irgend einer Weise ein Interesse für ihn hatte, aufzubewahren. Darunter befanden sich wichtige und unwichtige Briefe, kleine Billets, die an ihn gerichtet waren, und besonders jede geschriebene und gedruckte Zeile, die seinen Lebenslauf betraf. Er begann früh mit dem Sammeln und setzte es bis an sein Lebensende fort. Während seiner letzten Jahre begann er diese bunten Haufen zu ordnen, die viele Kisten füllten; aber seine neuen Dichtungen, die seine Seele erfüllten und die er oftmals umarbeitete, be-

vor sie ihn selbst befriedigten, und endlich seine Krankheit verhinderten ihn daran, diese Arbeit zu vollenden; wenn er in späterer Zeit zuweilen daran dachte, tauchten beim Lesen der Papiere alle alten Erinnerungen mit merkwürdiger Frische wieder vor ihm auf, und er wurde dann traurig gestimmt. Andersen hinterließ jedoch ein Testament, worin er den Wunsch aussprach, daß alle Briefe von Interesse veröffentlicht werden möchten. Aus der Fülle des vorhandenen Materials werde ich nunmehr das Interessanteste auswählen und hier zunächst aus Andersen's Briefwechsel mit Björnstjerne Björnson Einiges mittheilen. Nur wenige Dichter dürften eine so große Bekanntschaft mit den Berühmtheiten des In- und Auslandes gehabt haben wie eben Andersen. Wir treffen in diesem Briefwechsel Persönlichkeiten wie König Max II. von Baiern, König Frederik VII. und die Königin-Wittwe Caroline Amalie von Dänemark, den Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar, die Dichter Attenbom, Beskow, Friederike Bremer, Castelli, Charles Dickens, Klaus Groth, Mary Livingstone, Robert Schumann, Esaias Tegnér, Henrik Hertz, Georg Brandes, Lorenz Fröhlich, Frau Gyllemborg, Hauch, J. P. E. Hartmann, Heiberg, Emil Hartmann, Ingemann, Jerichau, Molbech, A. Munch, Paludan-Müller, Minister Raaslöff, Chr. Winther, H. C. Oersted, Chamisso, Overskou, Graf Rantzau-Breitenburg, Xavier Marmier, Rachel, Richard Bentley, Dingelstedt, Mosenthal u. A. m. Der Briefwechsel enthält freilich keine Lösung großer Tagesfragen, keine erschöpfende Behandlung der Motive, welche die Zeiten bewegten; aber er ist ein bedeutungsvoller Beitrag zur Personalgeschichte und als solcher von großem psychologischen Interesse; die vertraulichen Mittheilungen von vielen edlen und großen Männern und Frauen, das Verhältniß, worin sie zu Andersen's Individualität und Entwickelung traten — das ist es, was diesen Briefen einen großen Werth und Reiz verleiht.

Björnson machte 1860 Andersen's Bekanntschaft in Rom und gehört daher zu den jüngeren Freunden, welche ihm liebevoll entgegengekommen sind. Er spricht sich in seinen charakteristischen Briefen mit seiner ganzen starken und eigenthümlichen Natur aus. Seine Stimmung ist wahr in dem Augenblick, wo er sie in Worte kleidet, und man vernimmt, daß man es hier mit einem überlegenden, warmfühlenden und dichterisch begabten Geist zu thun hat. Er offenbart eine nach Thaten strebende Natur, welche in die Bewegungen der Zeit eingreifen möchte — man lernt Björnstjerne Björnson erst durch diese Briefe ganz kennen!

Björnstjerne Björnson an Andersen.

1861.

Lieber Andersen!

Sie sind diesmal nur das Convolut, der Umschlag; aber da es sich um den lieben Collin handelt, hoffe ich, Sie werden es entschuldigen.

Ich will Sie in dem Grade dazu benutzen, daß ich nur folgende Sentenz schreibe: Grüßen Sie Frau v. Serre* und sagen Sie ihr, daß ich sie einmal besuchen werde, wenn ich ein berühmter Autor geworden bin — und werde ich das nicht, so ist es leicht möglich, daß ich es dennoch thue, da sie ein gutes Herz hat.

Und lassen Sie mich dann hören, wovon Ihre nächste Erzählung handeln wird. Ich bin unendlich neugierig.

Sie sollen nicht an mich schreiben, ohne daß Sie rechte Lust dazu haben; aber verspüren Sie Lust, dann wissen Sie, daß es mich erfreut!

Ich habe Mynster's Briefe** gelesen, und sie haben großen Eindruck auf mich gemacht: nicht als Briefe, denn sie sind ja wenig bedeutend, aber durch die seltsame Menge von Betrachtungen, welche sie erwecken, theils durch die Zeit, in der sie geschrieben sind, und das höchst staunenswerthe kalte Verhältniß, worin man sich zu derselben (Napoleon's Zeit, dem Bombardement der Engländer) stellte, theils durch die Personen, mit denen man

---

* Die Besitzerin des Gutes Maxen bei Dresden, wo Andersen jahrelang mit allen Capacitäten Deutschlands verkehrte.

** Der Bischof von Seeland, der Primas der dänischen Kirche, welcher freilich orthodox war und mit dem Naturforscher H. C. Oersted in literarischer Fehde lag.

zu thun hat und deren Schattenbilder man an der Wand gewahrt. Auch ist es merkwürdig, dieses Stückchen von Jahresmonologen zu lesen und zuzusehen, wie der Uhrmacher das Werk in seiner Uhr stellt, deren Scheibe dem großen Markte zugekehrt ist. Wie eitel Mynster war! Und dies wuchs! Wie müde war er der Welt, wie wenig glaubte er an deren Fortschritte, als er endlich verschied! Ist es möglich, an Gott zu glauben und an der Welt zu verzweifeln? Seine Briefe sind auch sehr merkwürdig durch das, was sie auslassen. Dann muß man stets in mente haben, daß er selbst sie geordnet hat.

Ich studire Geschichte und Kunstgeschichte und arbeite an „Sigurd", wozu Gott mir seinen Segen schenken möge. Leben Sie wohl!

Ihr herzlich ergebener
Björnstjerne Björnson.

Ariccia, Casa Mancini, d. 3. Juli 1861.

Lieber Andersen!

Sehr viel Dank für Ihren Brief, den ich gestern erhielt. Die Freundschaft, die Sie für mich hegen, bereitet mir Freude und großen Trost, und dennoch verstehe ich nicht recht, woher dies entstanden ist. Daß ich viel von Ihnen halten kann, der Sie so stark ausgeprägt sind, mit solch hehrer Liebe in Rede und Wesen und — verzeihen Sie mir — mit so vielen Schwächen, womit man sich fast immer beschäftigen und zarte Rücksichten nehmen muß — sehen Sie, das verstehe ich. Aber daß Sie so viel von mir halten, der Ihnen zu hart, zu heftig, entweder zu kurz angebunden oder zu gewaltsam ist, und der unter allen Umständen in Ihrer Nähe weder vom Herzen noch vom Geist sonderlich viel abzugeben im Stande ist, weil ich überboten werde und auch — verzeihen Sie wieder — weil Sie stets das Wort führen — — sehen Sie, das verstehe ich nicht ganz.

Aber Ihren Worten glaube ich, und Sie können sich das denken, und Sie werden es auch mit der Zeit gewahren, daß es mich freut!

Ich bin jetzt in Ariccia und werde gebraten, befinde mich aber sehr wohl dabei, da das ja dazu gehört, wohlschmeckend auf den Tisch zu kommen. Ich meine den literarischen, wo ich nachher jedes Jahr das nächste Gericht nach Ihnen sein werde. Das wird sicherlich geschehen, wenn nur die Leute mich genießen wollen.

Zur Zeit sitze ich tief im „Sigurd Slembe" (der Gewaltthätige), ich meine, in seinem zweiten Stück. Wären Sie jetzt bei mir, würde ich Ihnen einen klaren Plan vorlegen; aber denselben aufzuschreiben, nein, damit muß ich uns Beide verschonen.

Ein anderer Stoff, der gegenwärtig für mich sehr viel Reiz hat, ist Correggio zwischen den Nonnen in Sancto Paolo bei Parma, wo er das ganze Jahr 1519 einen großen Saal mit Nymphen, Faunen, Amorinen, Diana auf der Jagd und nicht ein einziges christliches Bild malte. Im Jahre 1524 bekam das Kloster Clausur, und man hat diese herrlichen Bilder bis vor Kurzem, als das Kloster niedergelegt wurde, nicht zu sehen bekommen.

Dieses und jenes kleine Stimmungsgedicht verfolgt mich ferner, aber nichts, was der Rede werth wäre.

Meine Frau kommt jetzt mit ihrem Knaben zu mir. Sie ist, wenn Sie diesen Brief empfangen, bereits auf der Reise durch die Schweiz.

Ich glaube, daß ich deshalb einen anderen Plan, als früher gedacht, ersinnen werde. Ich versuche mit „Sigurd Slembe" zu Weihnachten fertig zu werden, obgleich es vielleicht nicht gehen wird, da ich so lange an meinen Gedichten glätte. Meine Finanzpläne müssen nämlich einen etwas größeren Bogen beschreiben, wenn sie, die Theure, kommt. Die Welt verliert bei Gott nichts dabei, wenn sie auf meine lyrischen und epischen Gedichte noch warten muß.

Wenn ich Ihren Brief lese, muß ich lachen; denn es scheint, daß Sie überall zu viel Zug und Gedränge finden. Ich möchte wissen, ob Sie einmal, wenn Sie ins Himmelreich kommen, sich nicht umdrehen und Petrus bitten werden, die Thür zu schließen, damit es nicht ziehe — das heißt, wenn Sie nicht bereits in der Thür zurücktreten, weil im Himmel zu viel Gedränge ist.

Nun, — wie ich gestern an einen Freund schrieb —: es giebt in Dänemark nicht einen Menschen, über den man so

viel Witze machen kann wie über C. H. Andersen, und in Dänemark giebt es seit Holberg nur einen Mann, der selbst so viele gemacht hat.

Hier draußen in Ariccia führe ich ein herrliches Leben, und ich würde gegen die Schweiz nicht tauschen. Zwar wird man an manchen Tagen förmlich gebraten, wenn man ausgeht, aber da geht man nicht aus. Ich fühle mich froh und frei gleich einem Vogel und beneide diese nicht nach der Art und Weise vieler Poeten, wenn ich im Walde umhergehe. Ich studire ferner Geschichte und Kunstgeschichte und lebe daher nur mit großen Männern und großen Gedanken; ich fühle mich selber sehr vornehm und glücklich dabei. Indessen fühle ich doch, daß diese Einsamkeit, wie glänzend sie auch sein mag, für die Dauer nicht genügen würde, und daß es sich auch ohne Landsleute und Unterhaltungen mit einigen Menschen, die derselben Wurzel entsprossen sind, nicht leben ließe. Denn in diesem Falle sind wir wirklich wie die Bäume; soll unser kleiner Zweig Früchte tragen, so muß er an seinem Baume bleiben. Keiner von uns Beiden würde einen längeren Aufenthalt im Auslande ertragen, ohne bald zu verdorren.

Ich habe viele Stoffe zu besprechen, aber ich weiß ja nicht einmal, ob Sie meine Handschrift, worüber Alle klagen, lesen können. Ich weiß auch nicht, wo und wie Sie sich befinden. Ebenso wenig bin ich Briefschreiber, obgleich ich ebenso gern schreibe als Antwort erhalte. Die Kunst ist es also, einen Anknüpfungspunkt zu finden, der weiter geht als der einzelne Stoff, damit man sich recht mit Freiheit bewegen kann und sicher ist, daß das Band dennoch hält. Dies, glaube ich jedoch, wird sich finden und ist zwischen uns gefunden, und deshalb warte ich auf Ihren nächsten Brief, um dann zu beginnen. Aber nicht lange Briefe, wie dieser, so lange der Geist nicht eines größeren Herzensraumes bedarf, entweder weil er ungewöhnlich froh oder ungewöhnlich traurig ist. Ich glaube, daß für die lange Zukunft viel Gutes aus unserer Frühjahrsbegegnung in Rom ersprießen wird, auch für Andere als für uns Beide; denn in jedem unserer respectiven Länder können wir in Einigkeit für die Ideen, welche uns lieb sind, und für die Menschen, welche wir erfreuen wollen, sehr viel thun. Es hat im Norden niemals eine Gemeinschaft zwischen den Männern der Kunst und der Dichtung stattgefunden, es herrschte dagegen viel Neid und viele Kleinlichkeit, unterstützt von der lauwarmen Luft rundum, die Gott sei Dank nunmehr etwas freier geworden ist, seitdem sowohl die einzelnen Länder des Nordens wie der Norden selbst von einem nationalen Bande umschlungen und einem frischen Hauche aus einem höheren Ideenkreise: der gemeinsamen Zukunft, durchweht ist. Und darin sind wir (übrigens unter vielen Anderen) uns ganz gleich, daß wir keinen Neid nähren, großen Drang nach Liebe haben und — ich wenigstens — auch zu der Staatsgesellschaft, um etwas durchzuführen. Es scheint mir auch stets, daß unsere Dichter zu sehr ihre Lorbeeren genießen wollen, indem sie sich ängstlich davor hüten, jemals einzugreifen, wo sich Parteien für und wider bilden könnten. Sie wollen diese Lorbeeren nicht „zum zweiten Male“ wagen. Aber ohne in dem Streit und Kampf des Tages verloren zu gehen, werde ich freilich bis zum letzten Moment in jeder Weise auftreten, wo ich glaube, nützen zu können, und jeden Schilling Autorität, den man mir nach und nach giebt, werde ich redlich einsetzen und aufs Neue wagen.

Grüßen Sie Collin, der mich in mancher Hinsicht besser kennt als Sie. Denn Sie können in einem Augenblick den Kern und die Aeußerlichkeiten ergreifen, aber dann gehen Sie zu etwas Neuem über. Grüßen Sie ihn, und Gott segne Sie und Ihr warmes Herz!

Björnstjerne Björnson.

Rom, den 10. December 1861.

Lieber Andersen!

Zu der Zeit, als ich mich in der Stimmung befand, um folgenden Vers zu schreiben, der vielleicht so viel erzählt, daß ich gar wohl des Weiteren enthoben bin, —

Sei froh, wenn Schicksals Schwere
Der Gaben Kraft dir mehre.
Je größ're Sach'
Voll Ungemach,
Je größ're Siegesehre.
Gehn Stützen dir zu Stücken,
Und Freunde selbst voll Tücken,

So sagt dies Spiel,
Daß du zum Ziel
Sollst gehen ohne Krücken.
Denn wer
Auf sich nur traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut —

zu der Zeit, als ich, der Mann der Freundschaft, ja ein Product derselben, mich in der Stimmung befand, dies zu schreiben, kam es mir ganz wie ein Weihnachtspsalm vor, unter Fremden zu hören, daß Sie mir Ihre letzten vier Märchen gewidmet hatten. Sie, der Freund einer Sommerbegegnung, flüchtig, eilfertig, zwischen tausend fremden Eindrücken, — Sie hatten das Herz, sich meiner zu erinnern, während viele Freunde aus trüben Zeiten es nicht mehr hatten.

Das rührte mich, meine Frau ebenso, und Sie hatten an dem Tage hier in Rom zwei Menschen, welche niemals einander begegneten, ohne von Ihnen zu reden, sich mit Ihnen zu beschäftigen und Ihnen alle möglichen herrlichen Wünsche und Ueberraschungen zu gönnen. Ich nahm Ihre Märchen vor, um zu sehen, welches ich wiederlesen sollte, und entdeckte zu meiner Verwunderung, daß es noch eins gab, welches ich nicht gelesen hatte. Das mußte Schicksalsfügung sein. Als Theaterdirector ließ ich einmal einen Schüler einige Uebergänge mit der Stimme machen und benutzte dann gewöhnlich Ihre Märchen zu diesem Zweck, ich traf damals dieses Märchen, in welchem der betreffende



Hans Christian Andersen.

Schüler aber so stecken blieb, daß die Stimme und die Erinnerung daran gleich der Schale der Schildkröte wurde, in welcher die schöne Seele des Märchens eingeklemmt lag. Ich hatte gleichsam Angst, derselben näher zu kommen und den Zauber zu lösen, und in dieser Angst lag das Schwanengefieder bis zur rechten Zeit verborgen. Gestern kam die Botschaft, nunmehr den Zauber zu lösen, welcher durch die Luft mit Liebe und Erinnerung sauste. Ich sprang hinzu, die Schale fiel, ich zog das Schwanengefieder an und brauste davon mit Ihrem ganz wunderbaren, geheimnißvollen und in die fernste Ferne im Reiche der Gedanken führenden Störcheschwarm. Und niemals früher hat mich dasselbe so weit, niemals so hoch getragen. Es ist nicht allein Ihre beste Reise, sondern es ist eine Wehmuth darin, ein kluges, großes Auge vom Himmel, ein federleichtes Dasein bei dem Großen und Geringen, so geistig durchwogt, daß ich während der ganzen Zeit an nichts Anderes denken konnte als an das, was wir „Schwanengesang“ nennen, etwas zum Himmel Erhebendes, aber so hoch, daß es das letzte Mal wird. Es ist gewiß, daß der Tag, an dem man mir meldet — ich hoffe, es wird spät geschehen —, daß Sie nicht mehr die Geheimnisse des Ungeahnten verrathen können, sondern selbst zwischen den Ursprung der Räthsel und deren Lösung versetzt sind — an dem Tage nehme ich „Die Tochter des Schlammkönigs“* wieder vor, küsse das Buch und lese das Märchen langsam, gleichwie man nach der Musik zum Begräbniß folgt. Und am Rande desselben, draußen auf der Veranda des Märchens, wenn ich dann dort stehe und ins Freie hinausblicke, bin ich sicher, es wird mit Thränen geschehen und mit einem Gefühl der Sehnsucht nach den Minuten der Ewigkeit. Ich vermochte mir als Kind die Seligkeit niemals anders als das Peinvollste, was zunächst der Hölle existirt, zu denken. Ich hatte hier ein Gefühl dessen, so groß in dem Unendlichen, daß alles Erlebte und Erwünschte nicht einmal in deren Herrlichkeit das Gewicht des Strohhalms erreichte, und gerade dadurch erlangte dieser kurze Augenblick auf der Veranda den Rang eines der schönsten Lebensmomente. Man kann niemals in der Freude weiter kommen als zu der Ahnung einer Minute dessen, was die ewige Seligkeit ist.

Wäre ich bei Ihnen gewesen, als dieses Märchen geschrieben wurde, dann hätte ich gefürchtet und absolut glauben müssen, Sie würden niemals mehr schreiben. Ich begreife auch nicht, welcher Eindruck dasselbe geschaffen hat. Das Talent, das Sie besitzen, um die besten Menschen und in diesen Menschen das Beste zu finden und alles Andere zu meiden, muß ja zuletzt zu dem Höchsten hinaufführen, so gewiß wie das Gute mit Gott verwandt ist. Und Sie müssen gerade dadurch höher kommen, näher ihm im Verständniß, um es besser wiedergeben zu können als wir Anderen, welche, im Suchen nach dem Verständniß, dasselbe im unreineren Umgange vermischen, — in jenem prosaisch schweren, oft bösen, oft abseits führenden, oft versuchenden Verkehr, gleich Irrlichtern, welche umherhüpfen und winken.

Möchten Sie jetzt, beschützt von dem Umgange jener Liebe, uns recht große Botschaft von dem Höchsten bringen! Bald so, daß zehn Gedichte vom Paradiese dadurch erspart und überflüssig gemacht würden, bald so, daß wir das Höchste in unseren geringsten Dingen leuchtend fänden, und dadurch mit der Erde nach dem Paradiese versöhnt würden, daß wir uns selbst und unsere Familie fänden, dieselbe umarmen und Freude fühlen könnten — aber bald wieder so, daß der Tempel des Höchsten gereinigt würde, wir mit unseren Gewohnheiten und unserem täglichen Thun aus den Stätten der heiligen Stille hinausgepeitscht würden.

Dann bin ich mir bewußt, daß ich manches Mal im Verständniß Ihres Schaffens mich im Irrthum befand, wenn ich nämlich ein Märchen gelesen hatte, das mich peinigte. Nun ist es mir gar oft ein sehr starkes Bedürfniß, auszusprechen: wie ich zum Verständniß der Liebe gelangt bin. Und da ich mir auf der anderen Seite bewußt bin, daß ich mit Ihnen über andere Dinge als Ihre Tugenden und Verdienste gesprochen habe, bin ich sicher, daß ich nicht als Schmeichler angesehen werde. Ja, Botschaft und Gruß,

* Eines der schönsten Märchen Andersen's.

lieber großer Dichter und Freund; Gott segne Sie!

Jetzt hätte ich Lust zu schließen, denn mir ist so warm von Ihrer Umarmung. Aber ich weiß ja, Sie fragen, wie es mir geht und was ich thue. Ich habe es gut sowohl innerlich als äußerlich; ja, ich habe niemals glücklicher gelebt, obgleich ich gerade jetzt sehr viele Kränkungen erlebt habe. — Und an „Sigurd Slembe's“ letztem Theil arbeite ich jetzt; es wird eine große Arbeit werden. Das Andere schrieb ich in Ariccia. Ich las es neulich im skandinavischen Verein — es ist in drei Acten — vor, nachdem ich den ersten Theil erzählt hatte, der in einem Acte ist. Ich hatte eine aufrichtige Freude davon. — Ich habe ein großes Musikstück für Heise* gearbeitet, nämlich: Bergliot über der Leiche ihres Mannes, Ejnar Tambarskelve, und der ihres Sohnes, Ejndride in Drontheim; sie fielen nämlich Beide durch Verrath des Harald Haardraade. Heise hat hierzu eine Musik geschrieben, welche das Beste ist, was er bisher vollbrachte, und es wird schwer fallen, diese Musik anzuhören, ohne zu weinen.

Meine Frau und mein Knabe verschaffen mir viel Freude und verleihen mir viel Poesie. Ja, ich bin so glücklich, und ich fühle mein Dichten so in der Klarheit des Herzens und der Stärke des Geistes wachsen, daß ich wie neu belebt wieder heimkehre.

Ihm, dem „Handfesten“,** werden Sie dies erzählen und ihn herzlich von mir grüßen, so herzlich, daß es nicht als bloße Ceremonie gelten könne. Ich würde an ihn schreiben, aber was und worüber soll ich schreiben? Ich habe den Muth, dies gerade herauszusagen; denn ich weiß, daß Sie mich verstehen. Wenn wir wieder beisammen sind und Ideen austauschen, dann wollen wir uns aussprechen, denn jetzt bin ich über Vieles seit dem letzten Male, daß wir mit einander sprachen, hinweggekommen. Aber die Erinnerung an ihn bei mir ist dieselbe, klar und fest. Er wird mir ein Gewinn sein, so aufrichtig und sicher, wie er ist; denn so bewegt, wie mein Leben gewiß stets sein wird, bedarf ich es vielleicht sehr, daß solche Leute oft meine Stube betreten!

Meine Frau grüßt Sie innigst! Dank! Leben Sie wohl!

Ihr dankbarer Freund
Björnstjerne Björnson.

Rom, d. 16. Februar 1862.
Piazza Barberini.

Lieber Andersen!

Ich muß schon wieder dasselbe dünne Papier nehmen; aber Sie müssen ein anderes Stück Papier dazwischen legen, und ich werde nur auf der einen Seite und sehr deutlich schreiben. — Vielen Dank für Ihren Brief! Wenn man ein Schreiben von Ihnen erhält, ist man weise. So vielen Stimmungen, wie Sie auch unterworfen sind: die Verhältnisse Ihres Herzens und Ihres Charakters sind dieselben, während die so vieler Anderer wechseln. Ein schnelles, klares Lächeln, einen starken, frischeren Herzensschlag fühlt man aus Ihren Briefen in demselben Augenblick, wo ich den ersten Worten begegne. Die Eindrücke jagen einander mit einer gewissen Eilfertigkeit, während die Fülle des Gefühls in denselben sie bleibend für uns macht, und insoweit sie sich um eine Person, eine Sache gruppiren, geben sie eine so feste, abgeschlossene Vorstellung, daß man fühlt, auch Sie selbst haben es in sich aufgenommen, um es niemals mehr zu vergessen. — Ich bin sehr froh darüber, mit in der Kette derjenigen zu sein, welche sich die Hand zur Freundschaft mit Ihnen reicht, und dadurch einen Platz für immer in Ihrem Herzen und Ihrer Phantasie erlangt zu haben. Ich füge mit Absicht das letzte Hauptwort hinzu, denn die Aufnahme eines neuen Bildes — wie ich bemerkt habe — geschieht bei Ihnen nicht bloß, damit es an seinen Platz in einem Buche gesteckt werde, sondern es muß so lange umherschwirren, bis es Ihnen etwas gegeben hat, entweder etwas, das Sie früher nicht bemerkt haben, oder das Ihnen lieb und erinnerungswerth erscheint. — — —

Ihre Erzählungen und Märchen waren für mich ein wahrer Segen. Jetzt werde ich Ihnen offen meine Meinung sagen. Zuerst über die Märchen, weil sie vollkommen vollendet und zart sind. Das

* Gestorben am 12. September dieses Jahres in Kopenhagen im Alter von 50 Jahren.

** Wahrscheinlich ist Eduard Collin, der treue Freund Andersen's, damit gemeint.

Märchen, welches Sie hier unten in Italien geschrieben haben, „Die Schnecke und die Rosenhecke", ist etwas von dem Besten, was Sie geschaffen haben. Ich wünschte, es würde bei den Worten schließen: „Das ist meine Erinnerung, mein Leben!" Das Folgende beeinträchtigt nur diesen schönen Schluß. — Der „Schmetterling" ist ja auch eines jener vollendeten Bilder, welchen Sie Schwingen gaben, aber solche Schwingen, daß sie niemals mehr Puppen werden können, niemals den Herbst erleben und die Auferstehung des Geistes erwarten dürfen. — „Psyche" machte einen mächtigen Eindruck auf mich; aber man weigert sich, dieselbe zweimal zu lesen. — Die „Eisjungfrau" hat einen solchen Anfang, daß es in der Luft jubelte und sang, mit dem Grünen und Blauen und den Schweizerhäusern lachte. Sie haben darin einen Burschen geschildert, daß ich Lust hätte, einen solchen Bruder zu besitzen; und die ganze Scenerie, Babette, der Müller, die Katzen und sie, welche ihm über die Berge folgte und ihm ins Auge blickte, — ich wurde bis zur Ekstase begeistert und mußte mehrmals im Lesen innehalten. — Aber, lieber, milder Mann! Daß Sie das Herz hatten, dieses Bild für uns zu zertrümmern! — Der Gedanke, welcher dem letzten Theile zu Grunde liegt, hat etwas Göttliches in sich und imponirt mir: dieser Gedanke, daß zwei Menschen auf dem Höhepunkt ihres Glücks gewaltsam getrennt werden; noch mehr, daß Sie zuvor klar, wie wenn ein plötzlicher Stoßwind das stille Wasser kräuselt, uns haben ahnen lassen, daß in der Seele dieser beiden Menschen etwas wohnte, was dieses Glück hätte vernichten können. — Aber, daß Sie es vermocht haben, dies diesen beiden Menschen anzuthun! Vielleicht ist es nur eine Art moralischer Schwäche von mir, vielleicht würde ich bei irgend welchen anderen Menschen — wenn Sie bis zu diesem Punkte gelangt wären — die Hand vorgehalten und Sie gebeten haben, es nicht zu thun. Aber ich wage doch auch zu glauben, daß gerade Sie ihr vergangenes Leben so hätten schildern können, daß der Tod (für uns) als eine Fortsetzung des Glückes, nicht aber als grausamer Zerstörer erscheine, wiewohl es so für das liebende Paar und dessen Verwandte erscheint. — Ich erinnere mich noch der „Tochter des Schlammkönigs". O, wie fühlte man da nicht den Tod als den höchsten Segen! Ich räume ein, daß hier die Heldin denselben selbst wünschte, fast ohne es zu wissen, und daß unter jenen Voraussetzungen in der „Eisjungfrau" der Betreffende weit entfernt ist, denselben zu wünschen, daß sie Alle sogar (besonders die Ueberlebenden) von ungeheurem Schreck ergriffen werden müssen. Aber können Sie das Eine, so können Sie auch das Andere, und durch diesen ihren Schrecken können wir dann wie Gott durch die Wolken gutes und klares Wetter dahinter und ewiges Glück sehen. Nun aber sitzen wir die ganze Zeit da und protestiren: weshalb mußten diese beiden unschuldigen Menschen getrennt werden? Weshalb gerade sie? So klar, so ganz eins, daß die Sünde kaum einen Riß zu finden scheint, um hineinzukommen — o, weshalb sie? Das, was ich die „letzte Abtheilung" nenne, ist der ganze letzte Halbtheil, nämlich von dem Augenblicke an, wo der Engländer auftritt. Ihre Naturschilderung ist eine solche, wie ich nie vorher die Schweiz von einem Bewohner des Nordens gezeichnet gefunden habe, und ich habe mir selbst das bestimmte Versprechen gegeben, daß ich die Schweiz nächstens sehen will. In dem, was ich die letzte Abtheilung nenne, scheint mir, daß die Beschreibung der Scenerie zu selbständig auftritt und nicht in ihrer ganzen Ausdehnung von der Handlung getragen wird. Allein sie hat für uns das Interesse der Neuheit, für Andere das Interesse der Erinnerung, und deshalb ist sie dennoch gut. — Ferner habe ich in einem Almanach oder Neujahrskalender ein Märchen von Ihnen vom heimischen Gelde („Der Silberschilling") gesehen. Es hat uns köstlich amüsirt, da die Idee eine höchst humoristische ist; nur scheint mir die Erzählung etwas zu weitschweifig zu sein.

Das ist, was ich oben „meine Meinung offen aussprechen" genannt habe, und Sie werden sehen, daß Sie einen sehr aufmerksamen und dankbaren Leser gehabt haben. Und wenn ich etwas zu bemerken hatte, dann war es nur als „Mann von Fach". Mein Genuß ist sehr groß ge-

wesen. Wir haben Ihr Buch gewöhnlich dazu verwendet, um bei den Zusammenkünften unserer Landsleute etwas vorzulesen, namentlich an den Sonnabenden und bei unseren Weihnachtsgesellschaften. Richardt* liest Ihre Märchen ganz ausgezeichnet, mit trockenem Humor und feiner Nüancirung. Die Erzählungen dahingegen versteht er nicht zu lesen; die muß ich lesen.

Im Mai reise ich nach Neapel, dann nach Florenz, Bologna, Verona, Innsbruck, München. Ich bleibe in Deutschland bis zum December, gehe dann nach Paris und bleibe dort während des Sommers. — Kürzlich habe ich einen Plan zu einer dreiactigen Oper für Heise entworfen und ihm den ersten Act ausgearbeitet. Ich will jetzt meine Verse darin üben, daß sie etwas von der Bürde,



Andersen's Geburtshaus in Odense.

Mein Junge spricht jetzt schon mit den Wirthsleuten geläufig italienisch und übersetzt es für die Mutter, da er glaubt, sie verstehe es nicht. Ich habe unglaublich viel Freude an ihm. Meine Frau ist in Rom bald so bekannt, wie sie es vor 20 Jahren in ihrer Kinderstube war. Ich gebrauche absichtlich dieses Bild; denn die Art und Weise, wie sie bekannt ist, hat Aehnlichkeit mit jener.

* Ein dänischer Schriftsteller, der sich ebenfalls damals in Rom aufhielt.

die ich fühle, tragen. Mit meinem Stück geht es gut, mit meinen Studien und Wanderungen ebenso.

Die dänischen „Gedichtsammlungen" habe ich alle gelesen. Hauch's ist die beste. Ja, dieselbe hat mich auf eine seltsame Weise ergriffen. Sprechen Sie mit ihm, so danken Sie ihm von mir.

Lieber, lieber Andersen! Wie ich Sie liebe! Ich glaubte so fest und bestimmt, daß Sie mich weder richtig verstehen noch lieb haben, obgleich Sie bei Ihrem guten Herzen Beides gern möchten. Aber

jetzt sehe ich, daß ich mich sehr angenehm geirrt habe, und das hat gerade dazu beigetragen, meine Liebe zu Ihnen zu verdoppeln. Von Ihren Freunden hier unten sind Sie herzlich gegrüßt, besonders von Ravnkilde und Frau Schwartz und Fräulein Kjerulff. — In dieser Session hält N. N. grandiose Gesellschaften. Ich bin in jeder anwesend und langweile mich tüchtig, aber ich esse gut und mache Bekanntschaften mit Berühmtheiten (die alle etwas langweilig sind). Das, was man „feine Gesellschaften" nennt, ist etwas, was bald seinen Holberg finden wird. Ich bin auch gar nicht mehr in Zweifel darüber, daß sie die heimlichen Stätten für viel Sünde sind, daß die Häuser der Sünde nicht mehr Geld von seiner Bestimmung abziehen als sie, nicht mehr Eitelkeit zur Schau tragen, nicht mehr sündige Gedanken gebären und bei weitem, weitem nicht: so lügen. — Nun, es giebt Ausnahmen; aber ich habe genug gesehen, die es nicht sind. — Das Papier gebietet den Schluß. Tausend Grüße an Frau Hall, Hammerichs und Alle, die ich kenne, von meiner Frau und mir, aber die meisten an Sie selbst!

Ihr
Björnstjerne Björnson.

Christiania, 6. März 1864.

Lieber H. C. Andersen!

Weshalb ich Ihnen nicht früher geschrieben habe, mein lieber Freund, verstehe ich nicht. Ich habe ja auch ein Buch hier für Sie liegen (Sigurd Slembe) mit einem hübschen Gedichte darin, wenn ich das selber sagen darf. Weshalb dieses Buch nicht abgesandt ist, weiß ich dahingegen: ich bekam es erst während des Winters. Aber wie wenig auch äußere Zeichen gewesen sein mögen, — hier in mir selber blühen sie trotz des Winters, und ich habe Sonnenglanz und Wärme von Ihnen trotz der Entfernung. Ich liebe Sie, ja fast wie ein junges Mädchen. Mir gefallen Ihre Fehler, Ihre Thorheiten, ich freue mich über Ihre Arbeiten, wenn ich sie laut lese. Ich erzähle, was Sie mir erzählt haben, und sehne mich nach Ihnen, Sie während des Sommers hier oben zu sehen; denn es wird wohl zur Wahrheit, daß Sie kommen? — Und Ihre Gedichte auf König Frederik und die Begebenheiten nach seinem Tode scheinen mir die besten unter allen, welche auf Eurer Insel während dieser Zeit emporsproßten; denn sie waren natürlich, mit Thränen in den Augen. Diese standen auch mir in den Augen, als ich sie las. In diesem Brief, worin ich mir vorgenommen hatte, Sie zu liebkosen, wollte ich Ihnen all' das Schöne sagen, was hier lange gelegen und auf Sie gewartet hat; aber die Freude des Wiedersehens selbst, sowie Sie jetzt vor meinem inneren Auge stehen, führt kein ordentliches Buch, und ich muß Ihnen deshalb nun erzählen, was mir einfällt, nämlich daß mein kleiner Björn alle Bilder in Ihren Büchern — („Andersen-Buch") — kennt und erklärt; und außer ihm sind hier viele Tausende, welche auf Sie warten; Sie werden sicherlich von all' den Huldigungen, welche Ihrer hier von Groß und Klein harren, nervös werden. — Und dann werden Sie sich über die Sympathie freuen, welche hier für Ihr schönes, tapferes Land herrscht, für die heilige Sache des Nordens, welcher Ihr mit Eurem Blut und täglicher Angst dient. Sie werden sehen, daß es nicht an den Norwegern liegt, wenn wir nicht vom ersten Tage an mit dabei waren, so gewiß wie ich hoffe, daß wir bald mit dabei sein werden. Der König wird an dem Tage, an welchem er hier seinen Einzug hält, auch fühlen, hören und sehen müssen, daß er sich unter Männern des Nordens befindet, und daß er selbst ein nordischer, worthaltender Mann sein muß, wenn er will, daß unsere Liebe und nicht bloß das Gesetz seinen Thron stützen soll.

Selbst habe ich in dieser Zeit nichts thun können; mein täglicher Gedanke ist Dänemark, mein stetes Bestreben hier draußen ist das Suchen nach Neuigkeiten von dort. Ich halte Eure Zeitungen, ich correspondire dorthin und wirke hier zu Hause. Um nicht ganz in Spannung und Zweifeln zu vergehen, habe ich begonnen, mich mit prosaischen Theaterangelegenheiten zu beschäftigen; denn vom Dichten kann jetzt gar keine Rede sein. Ich sehe, daß Sie, gerade jetzt, ein großes Dichterwerk vollendet haben. Ich erstaune darüber, ich begreife es

nicht, außer vielleicht mit Hülfe des Umstandes, daß ich durch die Ereignisse geschlagen bin. Es brennt, es kämpft in mir, ich bin außer Stande, die Phantasie unabhängig von den äußeren Begebenheiten zu erhalten. Fragt Jemand etwa nach mir, so erzählen Sie ihm die Ursache, weshalb während des ganzen Jahres nichts von mir erschienen ist.

Diesen Brief habe ich auf grünem Papier mit italienischen Farben und Emblemen geschrieben,* theils um Sie an unsere erste Zusammenkunft und all' den Sonnenschein, welcher diese Tage umglänzte, zu erinnern, — theils auch weil wir in dieser Stunde über die Angelegenheiten des Nordens auf einem Grunde schreiben müssen, welcher Verheißung in sich und das Versprechen einer siegenden Nationalität trägt, die mich in den letzten Tagen so viel beschäftigt hat, — sei es, um ein siegreiches Beispiel vor Augen zu haben, sei es, um uns selber zu gestehen: die Dichter des Nordens waren wie die Italiens nicht die Abendröthe, sondern die Morgenröthe; es war die Sehnsucht der Nationen, die sie besangen, nicht nur ihre Erinnerungen, es war die Schöpfergabe der Nationen, womit sie schufen. — — — Bildhauer Borch kommt gerade in diesem Augenblicke und bittet mich zu sagen, daß „der tapfere Landsoldat"** in Fredericia abgehoben werden muß, um nicht durch Schüsse verletzt zu werden, — aber der Lebende möge stehen!

Gott segne Euch Alle!

Björnstjerne Björnson.

Andersen an Björnstjerne Björnson.

Kopenhagen, den 27. November 1865.

Lieber Freund!

Vielen Dank für „Die Neuvermählten"! Ich war natürlich bei der ersten Aufführung zugegen. Das Stück interessirt sehr, die Charaktere sind vorzüglich gezeichnet, der Dialog ist frisch und markig und besitzt dazu eine Gedankentiefe, so daß man in der That etwas mit nach Hause bringt. Das war für mich ein ganz besonders interessanter Theaterabend; die Vorstellung begann mit dem ersten Act von Oehlenschläger's „Das Land gefunden und verschwunden", den man hier als eine Abtheilung für sich giebt. In diesem Act liegt so unendlich viel Poesie, daß man wirklich einmal wieder über das Alltägliche emporgehoben wird; es war auch, als verbreite sich ein dichterischer Hauch von der Bühne über das Publikum, so daß wir uns sofort für Ihr gesundes und wahres Lebensbild empfänglich fühlten. Es wurde ganz vorzüglich gespielt; es ist lange Zeit her, daß ich so reich begabt heimgekehrt bin wie an diesem Abend. Innigen Dank, lieber Freund! Der zweiten Vorstellung konnte ich nicht beiwohnen, weil ich in der Collin'schen Familie der silbernen Hochzeit beiwohnen wollte und mußte. Aber nach dem, was ich gehört habe, ist das Stück auch an dem Abend mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden. Ich freue mich schon darauf, den morgigen Abend wieder mit den „Neuvermählten" zu verleben. — Nur vierzehn Tage noch bleibe ich hier in der Stadt, dann reise ich aufs Land, wo ich bis zu Neujahr verbleibe. Bis dahin werde ich erfahren, ob die Cholera noch in Frankreich und Portugal herrscht; denn nun lebe ich von Anfang September vollkommen auf dem Fuße eines Reisenden. Mein ganzer Besitz besteht aus einem Koffer, einem Mantelsack und einer Hutschachtel, was ich sonst besitze und mein Eigen nenne, habe ich bei Freunden untergebracht. Die Sache ist nämlich, wie ich Ihnen gewiß schon im Sommer erzählt habe, daß mich der dänische Consul in Lissabon eingeladen hat und seit dem Septembermonat erwartet, allein bisher hat mich die Cholera davon abgehalten, nach dem Süden zu gehen. Ich machte, wie Sie wohl aus den Zeitungen ersehen haben werden, eine kleine Reise nach Stockholm und begegnete dort der wärmsten Theilnahme bei allen Menschen. Aber meine Zugvogelnatur ist noch ebenso lebhaft, und so Gott will, geht es Anfangs Januar gen Süden. Ich hoffe indessen, daß ich noch vor Weihnachten einen Brief von Ihnen erhalte. — — Sagen Sie mir dann auch, wie es in Christiania mit

* Dieser Brief ist wie mehrere andere aus Rom auf halb rothes, halb grünes Papier mit Italiens Wappen und Emblemen in Wasserzeichen geschrieben.

** Eine Bronze-Statue von Professor Bissen, errichtet in Veranlassung des Sieges bei Fredericia am 5. Juni 1849.

der Aufführung meines Stückes „Als die Spanier hier waren“ geht. Nach Allem, was ich gehört habe, hat mein kleines Zaubermärchen „Fliedermutter“ wohl ein gewisses Glück gemacht. Ich habe „Aftenbladet“ und „Morgenbladet“ gelesen; das eine sprach sich günstig über meine kleine Arbeit aus, das andere sprach über das Stück und mich. Durch meinen Verleger Reitzel sandte ich Ihnen kürzlich das neueste Heft meiner „Märchen und Geschichten“, mein lieber Björnson! Haben Sie das kleine Buch erhalten? Sie waren bei Ihrem Hiersein schon günstig für den „Goldschatz“ gestimmt; wie gefallen Ihnen die anderen?

Das Wetter ist hier unten noch immer hübsch; heute, wo wir uns in den letzten Tagen des November befinden, scheint die Sonne warm, und in den Gärten blühen noch viele Blumen. Der junge Jonas Collin sendet Ihnen seinen Gruß, und ich kann Ihnen von Vielen Grüße bringen, die sich Alle an Ihren „Neuvermählten“ wie an so vielen anderen Dichtungen, die Sie uns schenkten, sehr erfreut haben.

Gott erfreue und behüte Sie, lieber, vortrefflicher Freund! Aber weshalb schreiben und sagen wir Beide „Sie“ zu einander? Sollen wir es nicht zukünftig mit dem zutraulicheren „Du“ vertauschen? Man kann dies doch wohl thun, ohne gerade das volle Glas in der Hand zu halten. Ein warmer Handdruck ist wohl ebenso kräftig, und einen solchen schließe ich hier in diesen Brief ein. Grüße Frau und Kinder! In nicht gar langer Zeit erhalte ich eine Epistel!

Herzlichst
H. C. Andersen.

Björnstjerne Björnson an Andersen.

Den 21. September 1871.

Lieber Freund!

Zu derselben Zeit, als Du reistest, starb mein geliebter, rechtschaffener Vater, bis zur letzten Minute von uns Allen umringt, mit herrlichen Worten des Glaubens auf seinen Lippen, und die allerletzten waren: „Nun sehe ich David!“ Das ist eine große Prüfung, die ich gehabt habe, und das erste Todtenbett, an dem ich stand. Gott gebe uns einen Heimgang wie der seinige, so geduldig und so erbauend an Glauben und Seligkeit!

Alle, mit denen ich gesprochen habe, reden nur von dem günstigen Eindruck, den Du hier hinterlassen hast, so wahr, so heiter, so kindlich gut, wie Du Dich unter uns bewegtest. Sie danken Dir durch mich für die späte, aber wohlthuende Bekanntschaft, die sie mit Dir machten, Du jüngstes Kindesauge der Jugend!

Meine Frau soll Dir die innigsten Grüße von Allen senden! Du verstandst sie ja gleich ganz und gar; wie Du mich damit erfreutest! — — — Ich reise nach Stockholm und halte dort im November Vorlesungen. Vielleicht gehe ich weiter im Lande herum, vielleicht auch nicht. — Mir geht es nicht gut. Meine Frau ist unwohl, viele Verhältnisse peinigen mich, der Tod meines Vaters hat mich wehmüthig gestimmt, und die Menschen hier verstehen mich nicht. Das Letztere ist das Schlimmste. Wie viele Jahre soll ich das noch aushalten? Wie lange soll ich kämpfen, bis meine Ideen im Volke Anklang finden, oder doch wenigstens bis man mir das Recht einräumt, meine eigenen Meinungen zu haben, und mir zugesteht, daß ich ein braver Mensch bin, wenn ich auch mit dem Alten breche?

Dies soll kein eigentlicher Brief sein; ich bin so wenig aufgelegt, etwas zu schreiben. Ich will Dir nur danken für Deinen lieben Brief und Dir sagen, daß man hier oben viel von Dir hält! Grüße unsere gemeinsamen Freunde!

Dein innig ergebener
Björnstjerne Björnson.

Andersen an Björnstjerne Björnson.

Anfangs 1872. (?)

Lieber Freund!

Niemals höre ich von Dir! Wie geht das zu? Du warst so liebenswürdig und gut gegen mich während meines Besuches in Eurem herrlichen Lande, Du kamst mir damals so kindlich gut entgegen! Ich fühlte mich sehr beglückt dadurch, und Du wirst Dich entsinnen, ich bat Dich: „Laß jetzt Niemand mehr das klare, reine Wasser unserer Freundschaft trüben!“ Das kann auch unmöglich geschehen sein; denn ich glaube, daß Niemand mir Uebles will, daß Alle eine freundliche Auffassung mei-

ner Person, so wie Gott unser Herr mich geschaffen hat, gewonnen haben. Du mit Deinem von Deiner nächsten Umgebung anerkannten Kindergemüth und mit Deiner von der ganzen Welt anerkannten, großartigen Begabung wirst und mußt

Es versetzte mich in trübe Stimmung, daß Dein Brief an mich über „Sigurd Jorsalfar“ — wie ich Dir mitgetheilt hatte — mir abhanden gekommen war, in welchem sich einige Aufschlüsse befanden, um die ich Dich gebeten hatte,



Villa Rolighed, Andersen's Sterbehaus bei Kopenhagen.

mich verstanden haben, wie hoch ich Dich schätze, wie sehr ich Dich liebe, und Du wirst einsehen, daß es mich betrübt, mich von Dir vergessen zu glauben, was sicherlich nicht geschehen. Aber es sind neue Strömungen in Dein Leben hineingekommen, und unter diesen — ich will dies so gern glauben — stehe ich auf dem Grunde Deines Herzens geschrieben.

weil ich von dem Wunsche beseelt war, diese Arbeit auf unserer „dänischen Schaubühne“ aufgeführt zu sehen. Dieser Brief hat sich jedoch wiedergefunden, und Du wirst nun hören und begreifen, daß ich nicht Briefe von Leuten, die ich hoch verehre und liebe, gleichgültig hinwerfe. (Der Schluß fehlt.)

H. C. Andersen.

Björnstjerne Björnson an Andersen.

Den 27. September 1871.

Lieber Freund!

Deinen Brief, welchen ich vor allen anderen, die ich von Dir erhalten habe, bewahre, obgleich ich so viele erhalten habe, liebevolle, voller Rücksichten, welche mich aber nicht zur Selbsterkenntniß zu bringen vermögen, — Deinen Brief muß ich sofort beantworten, und dann muß ich wie meine Frau sofort voll Innigkeit, dankbar Dir um den Hals fallen, wenn auch nur in Gedanken, doch immer so, daß Du es weißt und es in Deinem Herzen fühlst. Thut man wohl, so muß man es wissen, und am liebsten sofort, dann thut man sofort auch doppelt gut, und das vielleicht gegen Jemand, der dessen möglicherweise am meisten bedarf.

* *
*

Dein Märchen* entzückt mich vorweg. Der Gedanke: „Was von oben kommt", welchen Dein Alter und Dein Geistesreichthum zu heben und durchzuführen vermag, zur Warnung und zum Schreck für alle Bäuche, die ästhetischen Genußmenschen, alle flinken, wühlenden, eilfertigen kleinen Fische, alle schnappend, alle gemächlichen oder müden Austern, alle eleganten, glänzenden Schellfische auf der Oestregade, alle ernsten, bejahrten Amts- oder Geschäftsdorsche, alle ehrwürdigen Flunder, alle flinken Rothfische, die alle Welt bereisenden Lachse, alle die civilisirten Mitglieder der Haifisch-Gesellschaft — nun, du guter Vater im Himmel, der Gedanke begeistert mich; Alles läßt sich nicht mitnehmen; es ist gerade die Kunst, Auswahl zu finden. — Aber welch' bedeutsame Erzählung es durch seinen Sand aufwühlenden Spaß werden kann! — —

* Die große Seeschlange.

Meine Kinder gedeihen ausgezeichnet. Die kleine Bergliot und Erling sind daheim bei mir, wie es sein soll, und zwitschern empor. Ejnar geht nun in die Schule und hört Märchen über einen niedrigen Schuh; Björn liest am besten von Allen, aber auch ihn ließ ich damit spät beginnen. Meiner Frau geht es so ziemlich! Etwas häusliche Sorgen machen sie schwächer, als sie es vielleicht sonst sein würde.

Lebe jetzt wohl, Du lieber Freund, in welchem ich den Menschen noch mehr als den Dichter liebe. Du hast selber eine reiche, sympathische Natur, durch welche Du Alles verstehst, und dieses Verständniß strahlt noch wohlthätiger aus Deinem Umgange, Deinen Augen, Deinen Gesprächen und Briefen wie aus den Gedichten hervor, da ich meinestheils stets mich an das persönlich Individuelle halte, selbst in dem, was ich lese.

Dein innig ergebener

Björnstjerne Björnson.

NB. Ich sende Dir drei Nummern von „Norsk Folkeblad" (Norwegisches Volksblatt), und darin mußt Du lesen, was von mir ist, nämlich in der einen die Gedichte, in der anderen, unter Christiania, und in der Nummer, worin Walter Scott steht, „Unser Programm"! Thue das, selbst wenn es Dich langweilt, ich muß wissen, ob Du mich verstehst.

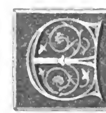




Canarische Männer und Frauen im Mittelalter.

Von

Franz v. Löher.

in kleines Kriegsschiff segelte zwischen den Inseln. Es war von Lanzarote auf Raub ausgelaufen, und ließ sich, je nachdem der Wind hierher oder dorthin strömte, nach Teneriffa oder Palma oder Gran Canaria treiben, strich dort an der Küste hin, und schien die Gelegenheit günstig, so wurden rasch die Boote ausgesetzt und zum Lande gefahren, um durch plötzlichen Ueberfall oder aus einem Hinterhalte Menschen einzufangen, die sich auf Feld und Wegen oder in einer Ortschaft überraschen ließen. Denn die Canarier waren gesucht auf allen Sclavenmärkten in Marokko, Spanien und rings am Mittelmeer, sie waren hochgewachsen und kraftvoll, schlank, behende und gelehrig, und dabei redlich und über die Maßen gutmüthig.

Jenes Schiff — es war zu Anfang der sechziger Jahre im fünfzehnten Jahrhundert — hatte in der Nacht die Insel Gran Canaria angelaufen, und zwar in der Gegend von Galdar, wo der König Egonaiga Hof hielt. Im ersten Morgengrauen brachte ein Boot eine kleine Mannschaft, die sich am Ufer im Gebüsche verbarg. Die Leute warteten zwei oder drei Stunden nach Sonnenaufgang, da sahen sie aus ihrem Versteck, wie drei Frauen zur Küste kamen und sich anschickten, ein Bad zu nehmen. Sie trugen Gewänder, die aus weichen Fellen gemacht und zierlich gesteppt waren. Die Unterkleider bestanden aus einem Zeug, welches die Eingeborenen aus Palmfasern zu weben und zart und anschmiegend zu machen verstanden. Als die drei sich ihrer Gewandung entledigt hatten und ins Wasser gehen wollten, sahen sie plötzlich sich umringt von den fremden Männern, die leise herbeigeschlichen waren. Ihr Hülfegeschrei verhallte wirkungslos, denn um das Vergnügen des Seebades zu genießen, hatten sie eine einsame Küstenstelle gewählt; sie wurden ergriffen und auf das Schiff geschleppt, das alsbald mit ihnen nach Lanzarote abfuhr.

Das war nämlich der Mittelpunkt eines kleinen castilianischen Lehnskönigthums, das aus den vier Inseln Lanzarote, Fuerteventura, Gomera und Ferro bestand, die in den letzten fünfzig Jahren erobert und zum großen Theil mit Spaniern besiedelt waren. Ihre Urbevölkerung hatte sich erst nach langen blutigen Kriegen und Aufständen ergeben und zum Christenthume bekehrt.

Die drei anderen canarischen Inseln aber — Palma, das herrliche Inselkleinod, Teneriffa mit seinem gewaltigen Pik und die wald- und triftenreiche, fruchtbare Canaria — hatten sich frei erhalten und spotteten aller Angriffe der Franzosen, Spanier und Portugiesen. Die Eingeborenen nannten sich selbst Wandschen, auch Windschen; im Spanischen wurde dies Gwandsches — so wird Guanches ausgesprochen —, und im Deutschen entstand daraus der indianisch klingende

Name Gu-anchen. Die alten Canarier aber hatten mit Indianern gar wenig gemein, das bezeugten nicht nur ihre weißröthliche Gesichtsfarbe, Schädelbildung, glattes blondes oder braunes Haar und blaue Augen, sondern noch vielmehr ihr dem germanischen so ähnliches Staats- und Rechtswesen, ihre religiöse Anschauung, ihre Verehrung der Frauen, die Reinheit ihrer Sitten, das Stolze, Freie und Hochgemuthe ihres Charakters, die Löwenkühnheit gegen den Angreifer und der schonende Edelmuth gegen den Wehrlosen. Auch die leider verstümmelten Ueberreste ihrer Sprache lassen sich auf keine indianische zurückführen. Ihre Geschichte ist reich an romantischem Zauber, und dieser Zauber verflüchtigt sich auch dann nicht, wenn man mit kritischem Auge prüft und vergleicht, was in den alten canarischen Chroniken reichlich über Geschichte und Alterthümer dieses Volkes berichtet wird.

Von jenen drei Canarierinnen erschien die eine jung und schön, ihre Gewänder waren hübsch ausgeziert und Kopfputz und Schuhe fremder Art. Die Dolmetscher brachten heraus, daß sie eine Nichte des Königs zu Galdar sei und Thenesoya Widinja heiße. Von ihren Begleiterinnen war die eine, Tazirga, ihre Amme und etwa vierzigjährig, die andere eine junge Magd, Ortschena. Sie wurden von Diego Herrera, dem Lehnskönig auf Lanzarote, und seiner klugen Gemahlin Ines liebreich aufgenommen, da sofort einleuchtete, wie sehr dieser Fang dienen könne, um eine nützliche Verbindung mit dem königlichen Geschlechte auf Canaria einzuleiten.

Diego und Ines waren ein Fürstenpaar voll Unternehmungslust, von stolzer Energie und Härte des Charakters, das fort und fort all' sein Vermögen daran setzte, von den drei unabhängigen Inseln wenigstens die nächste und üppigste, Gran Canaria, zu erobern. Diego hatte bereits eine Reihe von räuberischen Einfällen ausgeführt. Oefter kam es dabei zu blutigen Zusammenstößen, die gewöhnlich unglücklich für die Spanier endigten. Denn man rechnete auf Gran Canaria allein an Edelfreien sechstausend Wehrmänner, ohne die Krieger niederen Standes, welche die „Geschorenen" hießen, weil sie kein langes Haar tragen durften. Diego wagte jetzt eine größere Unternehmung.

Mit einer ansehnlichen Macht, auch Reiter dabei und fünf Franziscaner, landete er an der Küste von Telde. Sofort aber standen die Canarier streitgerüstet. Vergebens suchte Diego mit ihnen in friedliche Verhandlung zu treten und sandte ihnen die fünf Franziscaner zu, welche auf das eindringlichste vom Christenthum predigten. Der Kampf entbrannte. Vergebens schossen die Spanier ihre Pfeile ab, vergebens setzte die Reiterei an: der wüthende Andrang der Wandschen wurde unwiderstehlich. Die Spanier wurden zurückgeworfen und flüchteten in ihre Boote. Die Canarier aber sahen die Mönche, die zurückgeblieben und schmähten und zeterten, als Kundschafter und Wegmacher an, ergriffen sie alle fünf, führten sie auf eine Felshöhe und stürzten sie hinab in den Tod.

Diego eilte nach Lanzarote zurück, rief alle wohlhabenden Leute seiner Inseln auf, wie zum heiligen Kampfe, und wußte sie mit seinem Zorn und seinen Hoffnungen anzufeuern, so daß sie versprachen, ihr Aeußerstes daran zu wenden, daß man der grimmen Heiden Herr werde.

Während nun aus allen Kräften gerüstet wurde, erhielt Diego große Hülfe. Der König von Portugal behauptete, daß die canarischen Inseln ihm gehörten, und sandte im Jahre 1466 ein Geschwader unter dem Befehle des Grafen Portalegro, Diego von Silva, sich der Inseln zu bemächtigen. Allein Herrera stand bereit, ihn blutig zu empfangen. Der portugiesische Feldherr erkannte, wie stark des Gegners Macht und wie ungewiß der Sieg und hielt es fürs Klügste, sich mit Herrera in Unterhandlungen einzulassen, um zu sehen, ob sie Beide sich nicht vereinigen könnten, um auf gleiche Gefahr und gleichen Gewinn die noch freien Inseln zu erobern. Wahrscheinlich hatte Silva für den Nothfall Befehl, so zu handeln. Diego ging mit Freuden darauf ein, und seine Gemahlin Ines empfing den portugiesischen Herrn mit schönster Bewirthung und stellte ihm ihren Hofstaat und die Herren und Damen ihres Lehnsadels vor. In diesem prunkenden Kreise von Spaniern und Franzosen gab es keinen edleren Glanz, als der die Königstochter Thenesoya umfloß. Ihr Benehmen war ebenso anmuthig und

natürlich als würdevoll, und alle Welt bewunderte das zarte Weiß ihrer Hautfarbe. Sie war, wie ein altes Gedicht eines unbekannten Verfassers sagte, „so schön, daß sie bei dem Baden Gluth im Meer entzündete, und so weiß, daß ihr der Schnee nicht gleich kam",

Tan bella que en el mar enciende llamas,
Tan blanca que à la nieve mas se empina.

Da ihr und ihren Gefährtinnen, wie es canarischen Frauen leicht begegnete, Sitte, Tracht und Religion der Spanier gar bald gefielen, so wurden sie Christinnen und Thenesoya unter dem Namen Luisa Guan-Arteme getauft, Tazirga als Maria und Ortschena als Ines. Auch dauerte es nicht lange, so stellte sich ein Bräutigam für die liebliche Thenesoya ein, und es war kein Geringerer als der Erbe der erlauchten Bethencourt, des Eroberers und ersten Königs der canarischen Inseln, und, sagt das Gedicht:

Y de estos dos, como del jardin flores,
Proceden los illustres Bethencoures,

„Von diesen Zwei wie Blumen aus dem Garten sproßten die edlen Bethencourts auf Lanzarote".

Auf den portugiesischen General aber machte mitten in den Festen, die ihm zu Ehren veranstaltet wurden, eine andere Dame tiefen Eindruck: es war Diego's und Ines' Tochter Maria, die durch Adel und Schönheit sich auszeichnete. Da nun auch ein Schiff die Nachricht brachte, die Könige von Portugal und Castilien seien wieder gute Freunde, so feierte man unter großer Festlichkeit die Verlobung, und die Braut erhielt ein Drittel der Einkünfte von Lanzarote und Fuerteventura zur Mitgift.

Nun endlich, dachte Herrera, sei er stark genug, seine höchste Sehnsucht zu befriedigen und die tapferen Canarier zu bezwingen, die bisher all' seine Anstrengungen vereitelt hatten. Silva hatte 800 Mann zu Fuß und 100 zu Pferd unter seinem Befehle, Diego stellte dazu 500 zu Fuß, unter diesen besonders kriegslustige Eingeborene von Lanzarote und Gomera. Mit dieser Macht fuhren beide Feldherren hinüber nach Gran Canaria, landeten an der Ostseite im Gandohafen zwischen Telde und Agwimes all' ihr Kriegsvolk und marschirten ins Land hinein. Die Canarier, welche des Feindes Landung wohl beobachtet hatten, waren sich sofort darüber klar geworden, wie stark er diesmal erschienen, und warteten klüglich, bis er zwischen die Hügel und Höhen komme. Da standen sie in starken Streithaufen verdeckt hier und dort, wo der Platz ihnen besonders günstig. Als nun das feindliche Heer sich der schwierigen Pässe wegen zertheilen mußte, da geschah ihr Angriff an mehreren Stellen zugleich, und zwar mit solchem Ungestüm, solcher Todesverachtung und so blutigem Erfolge, daß Spanier und Portugiesen einsahen, sie müßten eilen, daß sie wieder ins freie Land kämen, oder es bleibe kein Mann am Leben. Mit Schrecken hatten sie wahrgenommen, daß die Canarier nicht allein ihre gewohnten eigenen Waffen führten, die sie mit so furchtbarer Gewalt zu brauchen verstanden, den sausenden Wurfspieß und die wuchtende Keule, sondern in Menge auch mit europäischen Waffen versehen waren. Diese hatten sie in den vielen Kämpfen erobert, die sie mit Franzosen, Spaniern, Portugiesen und Italienern zu bestehen gehabt, bald mit geordnetem Kriegsvolk, bald mit Sclavenjägern, die auf eigene Hand wollten Beute machen.

Unter beständigen Gefechten und Verlusten ging der Rückzug Diego's und seines Schwiegersohnes vor sich, bis sie die Küste wieder erreicht hatten. Da faßten sie bei Gando Fuß auf einer Anhöhe und arbeiteten in Hast und Aengsten, Verschanzungen aufzuwerfen, während das mörderische Anstürmen der Canarier nicht aufhörte.

Der spanische Feldherr überschaute mit bitteren Gefühlen, wie furchtbar sein Heer zwischen den Anhöhen und auf dem Rückzug gelitten. Um nun einen Theil der Feinde von sich abzulenken, ließ er, als es dunkel wurde, seinen Schwiegersohn, den Grafen Silva, mit zweihundert Mann drei kleine Schiffe besteigen und gab ihm den Johann Mayor und Wilhelm Castellanos mit, zwei Offiziere, die geschickt waren im canarischen Raubkriege und der Wandschen Sprache verstanden. Sie sollten auf der Nordseite der Insel ans Land steigen und die Ortschaft Galdar, wo der Oheim Thenesoya's wohnte, angreifen. In Nacht und Nebel kamen sie an, landeten glücklich und rückten in

guter Ordnung vorwärts, bis sie in erster Morgenfrühe einen steilen Höhenzug vor sich hatten, der mit Gebüsch und Bäumen und Palmen besetzt war. Silva wollte rasch auf die Höhe, um sich umzuschauen, wo er Posto fassen könne. Man stieß auf Eingeborene, die nichts ahnend in der Frühe auf ihre Feldarbeit gingen; sie wurden umringt und niedergemacht. Allein noch ehe zwei Stunden vergingen, wußte der König zu Galdar, daß der Feind im Lande sei. Seine Boten flogen umher, und alsbald waren so viele Wehrmänner bei ihm, daß ihrer acht waren gegen einen Europäer. Nun rückten sie aus und kamen eilends dem Feinde in den Rücken. Hier setzten sie Gebüsch und Wald in Feuer, daß er nicht zurück könne zu seinen Schiffen. Dann griffen sie an mit furchtbarem Geschrei und weithin schrillendem Pfeifen, wie es ihr Brauch war. Silva beeilte sich, daß er auf der anderen Seite des Höhenzugs herabkomme aufs freie Feld. Die Wandschen aber waren stürmisch hinter ihm her und trieben ihn mit seinen Leuten nach Galdar zu.

Nun ersahen die Verfolgten einen breiten Platz, der mit einer starken Mauer umzogen war. Es war die Stätte, wo die Wandschen ihre Landtage und Gerichtstage hielten, und wo auch die Verbrecher hingerichtet wurden. Am einen Ende innerhalb des Mauerringes standen im Halbkreis dreizehn Steinsitze, der mittelste für den Fürsten, die zwölf anderen für seine Schöffen. Auf diesem Platze wurden auch die Volksfeste gefeiert mit Ring- und Wettkämpfen, Tanzen und Singen. Die Spanier und Portugiesen, um sich zu retten aus dem Hagel von Steinen und Wurfspießen, zogen hinein in den Mauerring, und als der Letzte darin war, da erhoben die Wandschen ringsum ihr Siegesgeschrei, denn ihre Feinde hatten sich selbst auf die Richtstätte der Verbrecher geliefert. Von allen Seiten rückten frische Scharen herbei und umlagerten den Mauerring. Die Europäer verrammelten alle Zugänge und vertheidigten sich tapfer den ganzen Tag, die Nacht und noch den folgenden Tag. Aber sie saßen in der Falle und hatten zwei Tage lang nicht das Geringste zu essen oder zu trinken. Draußen aber wurde immer mehr des wild fröhlichen Volkes, das ihnen zurief, sie sollten sich als Sclaven ergeben, oder sie müßten sterben alle mit einander. Vor Erschöpfung gaben sie verzweifelnd Freiheit und Leben verloren.

Da rettete sie eine christliche Canarierin, eben die Tazirga, die als Thenesoya's Amme mit dieser gefangen und nach Lanzarote gebracht worden. Sie war, als ihre Herrin dort heimisch wurde, öfter in den Häusern der beiden Offiziere Mayor und Castellanos gewesen und kannte sie daher sehr wohl, hatte auch vortrefflich Spanisch gelernt und das Christenthum lieb gewonnen. Im Austausch gegen spanische Gefangene war sie in ihre Heimath zurückgekehrt. Es erbarmte sie der armen Christen, die vor Durst und Hunger elend umkommen mußten. Als sie nun am zweiten Tage erfuhr, man wolle der Sache ein blutiges Ende machen, schlich sie, sobald es Abends dunkel wurde, heimlich an eine Stelle der Ringmauer und sagte den Eingeschlossenen: Es sei beschlossen, daß sie in dieser Nacht sterben müßten; sie sollten sich nur alle gleich in die Gnade des guten Königs ergeben; sie kenne ihn zu wohl, als daß sie nicht wisse, er werde edelmüthig gegen sie handeln und sie in Frieden ziehen lassen. Silva berieth sich mit den beiden Offizieren, und sie erkannten, daß Maria's Rath noch die einzige Hoffnung. Castellanos sagte, er kenne sie und wisse, daß man sich auf ihr Wort verlassen könne. Also baten sie die Frau: sie möge ihre Fürsprecherin sein, sie verlangten weiter nichts als das Wort des Fürsten, daß ihres Lebens geschont werde, dann wollten sie sich ergeben. Wirklich ließ König Egonaiga sich durch Maria's Bitten rühren. Er versammelte seine Wehrmänner und trug ihnen der Spanier Anerbieten vor. Da aber brach ein Sturm los. „Was? diese Räuber, diese Todtschläger frei ziehen lassen? Zehnmal haben sie den Tod verdient!“ Der König ließ aber nicht nach mit Vorstellungen, wie es wenig Ehre bringe, elende, halb verhungerte Leute zu erschlagen. Da man ihm aber kein Gehör schenkte, so trat Egonaiga, er allein, furchtlos in den Mauerring zu den Eingeschlossenen. Silva kniete vor ihm nieder und küßte seine Hände. „Thut so, als wolltet ihr mich erschlagen, und

wenn sie kommen, so sagt ihnen: ich müsse sterben oder ihr müßtet frei sein." Da legten die Portugiesen Hand an ihn. Als die Wandschen sahen, daß die Fremden ihren König angriffen, stürzten sie heran mit Wuthgeschrei. Er aber rief ihnen zu: „Wollt ihr mein Tod sein? Ich sterbe, sowie ihr sie angreift." Da machten sie Halt, damit dem König kein Leid geschehe.

Nun stellte Egonaiga ihnen vor, wie diese Christen nur auf Befehl ihres Oberen gekommen und nicht anders hätten können als gehorchen, und so brachte der edle Fürst es dahin, daß man den Fremden das Wort gab, ihr Leben zu schonen. Sie legten die Waffen nieder, und der König und Silva kamen hervor, hinter ihnen folgten die Anderen. Der gute König aber nahm die Zweihundert mit nach Galdar und beköstigte sie aufs beste zwei Tage lang.

Als sie sich wieder erholt hatten, geleitete er sie mit seinem Gefolge zu ihren Schiffen. Diese waren aber durch Sturm etwas weiter verschlagen. Um dorthin zu kommen, mußte man längs einer steilen Felsküste niedersteigen, wo der Weg so schmal war, daß nur einer hinter dem anderen gehen konnte. Die Spanier und Portugiesen waren zu Tode erschrocken, ein tiefer Abgrund öffnete sich zu ihren Füßen, sie erbleichten und konnten vor Furcht nicht sprechen, denn sie glaubten nicht anders, als man werde sie kopfsüber hinabstürzen. Silva sagte zu Egonaiga: „Ach, ich sehe wohl, ihr habt uns hierher geführt, um Rache zu nehmen; heißt das Wort halten?" Der König lächelte über die Furcht der Portugiesen und begnügte sich zu sagen: „Bei einem Fehltritt halte dich nur an meinen Mantel," und rief seinen Leuten zu: „Laßt sie sich an euch festhalten!" Und so stiegen sie den gefährlichen Weg an der Felsküste hernieder, bis sie glücklich zum Meere kamen. Hier aber bei dem Abschiede hielt der König Silva und seinen Leuten vor: wie tief sie ihn und die Seinigen gekränkt, daß sie ihnen eine solche Gemeinheit zugetraut, ihr Wort zu brechen. Silva war außer sich über solchen Edelmuth und schenkte, als er wieder an Bord war, dem Fürsten einen vergoldeten Degen und einen spanischen Mantel von Scharlach, den zwölf vornehmsten Adeligen aber jedem ein schönes Gewehr. Zum Andenken an diese Begebenheit heißt der Felsensteg, auf welchem die Portugiesen damals solche Angst ausstanden, noch jetzt die Silvaküste.

* * *

Der spanische Feldherr aber, sobald er Silva's Abtheilung wieder an sich gezogen, rückte noch einmal mit ganzer Macht von der Küste ins Innere vor. Bald entspann sich wieder ein Gefecht, das zum heißen blutigen Treffen wurde. Die Canarier wurden zurückgeworfen, zogen sich aber nur Schritt für Schritt zurück und ohne die geringste Unordnung. Als die Gefangenen ins Lager gebracht wurden, erkannte Silva unter ihnen Maninidra, einen der Vornehmsten, die er zu Galdar gesehen. Er ließ nicht ab mit Bitten, bis Diego, wenn auch mit Unwillen, ihm den Mann freigab. Silva entließ ihn mit dem Geschenk eines Rockes und einer Mütze mit Aufsatz nach maurischer Art.

Im letzten Treffen war eine Menge Europäer gefallen, und die Portugiesen, die am glücklichen Ausgang verzweifelten, fingen an zu murren und verlangten fort von Canaria. Da mußte auch Diego die Unternehmung aufgeben.

Nach der Rückkehr aber fing er gleich wieder an, zu einer neuen Kriegsfahrt zu rüsten aus allen Kräften. Es erhoben aber seine Lehnsleute laute Klagen und Beschwerden, daß die unaufhörlichen Rüstungen und Kriegsfahrten ihr Gut und Blut verschlängen, daß sie nichts mehr vermöchten, daß doch Alles vergebens sei. Die wachsende Erbitterung nahm ein gefährliches Aussehen an. Diego berieth sich lange mit Illeskas, dem Bischof der Inseln, und folgte seinem Rathe. Er versprach öffentlich, jetzt solle ein fester Frieden mit den Canariern geschlossen, ihre Freiheit geachtet, ein freundlicher Handelsverkehr eingerichtet werden. Viele Canarier, die man auf den Streifzügen gefangen und nach Fuerteventura oder Lanzarote geschleppt und getauft hatte, wurden herbeigeholt und auf die Schiffe gebracht. Zugleich wurden diese mit Bauhölzern und Steinen bela-

den, wie man sie brauchte, um rasch ein Castell zu bauen.

In Begleitung des Bischofs Illeskas und nur zweihundert Mann fuhr nun Diego nach der Küste von Gando und schickte, ehe er selbst ans Land stieg, die getauften Canarier an den Fürsten von Telde voraus mit der Botschaft: Diego Herrera, der König von Fuerteventura, Lanzarote, Ferro und Gomera, sehe ein, wie all' seine Macht viel zu schwach sei gegen die Canarier, freimüthig erkenne er deren große Stärke, Tapferkeit und Ueberlegenheit an und komme jetzt, nur von Wenigen begleitet, um für ewige Zeiten Frieden und Freundschaft zu schließen zu Handelsverkehr und beiderseitigem Vortheil; zu diesem Ende möge der König von Telde die Oberhäupter von ganz Canaria zu sich einladen. Dies Alles gefiel den Wandschen sehr, besonders was ihnen der Spanier über ihre kriegerische Stärke sagte. Der König von Telde sandte zu Diego zwei Greise mit dem Verlangen: er müsse Sicherheit geben, daß er redlich Frieden halte, oder es werde den Gelandeten schlimm ergehen. Diego war zu Allem bereit.

Nun trat ein allgemeiner Landtag zu Galdar zusammen. Jeder Vollfreie hatte auf dem Landtag das Recht mitzusprechen, das große Wort aber führten die vornehmsten Adeligen und insbesondere die Mitglieder der Königsfamilie. Es waren da König Ventagoye von Telde und sein Faykag Wan-arimura, der König von Galdar Egonaiga und sein Faykag Tschamben-eder. Diese alle Vier waren Blutsverwandte. Der Faykag aber war eine Art Majordomus oder Großvezir. Mit ihnen erschien ein anderer fürstlicher Verwandter, Aymedeya-Coan, der Vater Thenesoya's, welcher den Christen besonders zugeneigt war. Dieser auf Seiten der Canarier und Bischof Illeskas auf Seiten der Spanier waren es besonders, welche das Friedenswerk förderten. Mehrere Tage wurde verhandelt. Diego stellte nur noch zwei Forderungen: die eine, daß er ein Gebäude errichten dürfe, worin die Christen, wenn sie zum Waarenaustausch herüberkämen, beten und herbergen könnten, — die andere, daß man ihm alle Orseille zubringe, die wüchse, wogegen er die Sammler dieses kostbaren Färbekrauts für ihre Arbeit bezahlen wolle. Dieser Tribut von Orseille sollte eine Art Anerkennung seiner Oberhoheit sein. Auch ließ Diego dem König von Telde einflüstern: wenn die Spanier ihr Gebäude auf seinem Grund und Boden hätten, so könnten sie ihm in einem Kriege mit dem Könige von Galdar, gegen welchen er eine alte Feindschaft hegte, von großem Nutzen sein. Man trug sich daher auf der einen Seite mit geheimen Hoffnungen, während auf der anderen, am Hofe von Galdar, längst Zuneigung zum Verkehr mit Christen bestand. Orseille aber wuchs wild und wurde wenig geachtet. Die Canarier gestanden daher die spanischen Forderungen zu, verlangten aber, was hauptsächlich ihnen zu Gute kam, daß die Gefangenen auf beiden Seiten sollten frei gelassen werden. Noch entschiedener bestanden sie darauf, daß die Spanier zur Bürgschaft des Friedens Geißeln gäben, und zwar dreißig Knaben, alle unter zwölf Jahren und aus den ersten Familien. Diego sperrte sich lange gegen den letzten Punkt, sandte aber zuletzt nach Fuerteventura und Lanzarote, daß man mit Güte oder Gewalt die dreißig Knaben herbeischaffe.

Als die Geißeln überliefert, alle Artikel des Friedens feierlich verkündet und zu halten versprochen waren, überließen sich die Wandschen ihrer arglosen Fröhlichkeit und Herzlichkeit. Sie halfen bei dem Castellbau, der rasch emporstieg, fällten Holz, schleppten die Bäume herbei und hatten ihre Freude daran, die Balken behauen zu lernen. Das Castell erhob sich am breiten Meeresstrand auf einer Anhöhe, die freie Rundsicht gewährte, anderthalb Stunden von Telde und eine Stunde von Agwimes. Der viereckige Thurm maß in der Länge 62 und in der Breite 48 Fuß, Alles festgemauert und mit Strebepfeilern versehen, auf deren Höhe Thürmchen standen mit Zinnen und Brustwehren, um die Seiten zu beschützen. Als das Castell vollendet war, legte Diego zweihundert Mann Besatzung hinein unter dem Befehl des Obersten Peter Chemida, der unter den Wandschen wohl bekannt und beliebt war und ihre Sprache redete.

Oberst Chemida hatte aber heimlich Befehl, den Eingeborenen im Verborgenen

allen Schaden zu thun, in dunkler Nacht sie zu erschlagen und gleich einzuscharren, und ihnen ihr Vieh wegzutreiben. Er sollte aber wohl Acht haben, daß er sich als Unschuldiger stets herausziehen könne und die Canarier unter einander verhetze und verfeinde. Blinden Heiden, so dachte ja damals fast jeder Spanier, brauchte man keine Treue zu halten; Verträge mit ihnen schienen nur gleich Stricken, die man nöthig hatte, Stiere zu binden, und wieder zerschnitt nach Gefallen.

Als die Canarier von den nächtlichen Freveln hörten, gingen sie mit einander zu Rathe und waren bald überzeugt, daß nur in der Burg die Verbrecher zu finden seien. Tief empört waren sie, daß so schändlich heilige Verträge gebrochen wurden. Die Erbitterung erreichte den höchsten Grad, als freigeborene Jungfrauen verschwanden und verlautete, sie würden von den Spaniern im Castell versteckt gehalten. Ihre Räuber wurden ausgekundschaftet. Ein Weib verunehren, galt den Wandschen als der Frevel ärgster. Die Brüder und Verwandten der Entführten verlangten stürmisch Auslieferung und Genugthuung. Der Oberst weigerte sich. Da fand er eines Tags fünf von den Schuldigen erschlagen. Nun schrien die Spanier über Verrath und Friedensbruch. Darüber kam es zum offenen Kriege, Chemida ließ Verstärkung kommen, und es gab Tod und Schaden auf beiden Seiten.

Ein gefeierter Held der Canarier war Maninidra. Dieser machte einen Anschlag, wie sie die Burg gewännen. Eine Schar Spanier, die auf Raub ausgezogen, wurde durch scheinbar Fliehende so geleitet, daß sie plötzlich sich alle umringt sahen und ihr Leben verloren. Nicht ein einziger entkam, der ihr Schicksal im Castell hätte melden können. Maninidra ließ die Todten entkleiden, seine Krieger ihre Waffen nehmen und sich in die spanischen Kleider stecken. In der folgenden Nacht schlich in größter Stille ein Haufe so nahe als möglich an die Burg und verbarg sich. Als der Morgen eben graute, es aber noch nicht hell war, hörte die Besatzung des Castells auf einmal von draußen einen schrecklichen Lärm. Die Soldaten sahen, wie ihre Landsleute, die etwas Vieh vor sich hertrieben, eilends auf die Burg zukamen. Hinter ihnen zeigten sich in ihren Mänteln die dunkeln Gestalten der Verfolger, deren schrilles Pfeifen und Kriegsgeschrei durch die Lüfte scholl. Schon schlugen ihre Steinwürfe an die Mauern. Chemida, völlig getäuscht, stürmte heraus, den Seinigen zu helfen. Auf einmal wimmelte es ringsum von Canariern. Die vermeintlichen Spanier stürzten sich in die offenen Pforten, der Oberst sah sich von der Burg abgeschnitten und niedergerissen, seine Leute fielen um ihn her. Mit Siegesruf drangen die Wandschen in die Burg ein und erschlugen oder fesselten den Rest der Besatzung. Dann legten sie Feuer an, und die aufgehende Sonne beleuchtete eine rauchende Ruine. Mehr als zweihundert Spanier gingen in dieser Nacht verloren, und es wären ihrer noch mehr gewesen, hätte nicht der christenfreundliche Aymedeya sich ins Mittel gelegt und bewirkt, daß Chemida und die am Leben Gebliebenen nicht den Tod erlitten, sondern in die Gefangenschaft fortgeführt wurden.

Eine Barke, welche dem Fort Lebensmittel zuführen sollte, sah die Zerstörung auf der Castellhöhe und kehrte eilig nach Fuerteventura zurück. Da gab es Weinen und Wehklagen, man hielt auch die dreißig Geißelknaben verloren, und ihre Verwandten wußten sich nicht zu lassen vor Jammer und Empörung, daß Diego und Gemahlin fort und fort die theuersten Opfer forderten, bloß um sie in Tod und Verderben gehen zu lassen. Die gesammte Bevölkerung wandte sich feindselig von ihnen ab, laut beschuldigte man sie der Willkür, der Härte, der unaufhörlichen Plackerei. Die Vornehmsten traten zusammen, und zwölf aus ihrer Mitte, an der Spitze Peter von Aday und Ludwig von Casañas, beschlossen, an den spanischen Hof zu gehen und dort sich über des Befehlshabers blutiges, recht- und nutzloses Benehmen zu beschweren. Mit dem nächsten Schiffe, das nach Europa ging, fuhren sie ab.

Ueber diese traurige Wendung der Dinge waren Diego und Frau Ines sehr bestürzt, und da sich wenig daran ändern ließ, so konnten sie ihre Niedergeschlagenheit nicht verbergen. Das sah Frau Luisa von Bethencourt, jene canarische Fürstentochter Thenesoya, die einst im Bade an der Seeküste ergriffen und fortgeführt war.

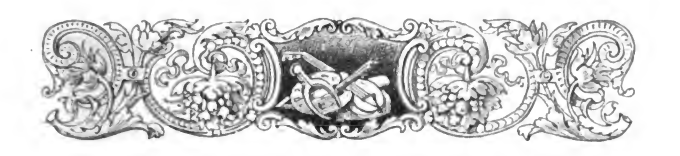
Sie fühlte das innigste Mitleid, denn sie hatte sich ihren Pathen und Freunden von Herzen angeschlossen. Hin und her bedachte sie, was helfen könne, und endlich kam sie mit einem Vorschlag. Man solle alle gefangenen Canarier, die noch nicht ausgewechselt seien, aus den Dörfern zusammenholen und in zwei Schiffe bringen, mit diesen wolle sie hinüberfahren in ihre alte Heimath. Sie sollten aber an der Küste warten, bis sie Nachricht schicke; denn sie wolle allein mit ihrer Magd, beide in ihrer canarischen Kleidung, damit Niemand sie des Weges hindere, zu ihrem königlichen Oheim in Galdar, und dorthin seinen Bruder, ihren Vater, von Telde rufen lassen. Sie zweifelte nicht, daß es ihrem Flehen, und wenn sie die Menge der Gefangenen, alle mit einander, zurückbringe, gelingen werde, das Herz ihrer Verwandten zu rühren, damit sie die Knaben und wer von der Besatzung des Castells noch am Leben herausgäben.

Man sah ein, daß nichts übrig bleibe, als den guten Rath zu befolgen, und Alles ging nach Wunsche. Der Herr von Bethencourt begleitete seine Gemahlin und wartete mit beiden Schiffen an der Küste, während sie in der Landestracht die wohlbekannten Pfade nach Galdar einschlug. Mit größtem Jubel und Erstaunen wurde die Todtgeglaubte im Königshofe begrüßt; man hatte nicht anders gemeint, als sie habe damals im Morgenbade sich zu weit ins Meer hinausgewagt und sei von den Wellen fortgerissen. Auch ihr Vater kam eilends von Telde herüber, und beide Brüder waren so herzensfröhlich, weil sie ihre Thenesoya wieder hatten, und so gutmüthig, daß sie gleich all' die Geißelknaben und Spanier hätte nehmen können, noch ehe die gefangenen Canarier ausgeschifft waren. Sie aber dachte auch an das traurige Geschick ihrer alten Heimathsgenossen und sandte zu den Schiffen, man solle sie alle frei ans Land setzen. Zugleich ließ sie sich ihre spanische Tracht holen; sie wollte ihren Verwandten doch zeigen, wie prächtig sie darin sich ausnehme und wie man sie durch kostbare Kleider und Kleinodien in ihrer neuen Heimath zu ehren suche.

Als nun die Schar der Christen sich zur Abreise versammelte und Chemida Abschied nahm, war König Egonaiga über seinen Verlust sehr betrübt. Denn er hatte sich mit Chemida, der des Landes Sprache wußte, trefflich unterhalten. Der Oberst hatte ihm immerfort von den Sitten und dem ganzen Leben der Spanier erzählen, ja sogar seinen Lehrmeister machen müssen im Spanischen.

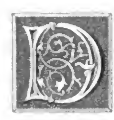
Thenesoya hatte ihrem Gemahle sagen lassen, er möge warten, bis sie komme. Schon in der nächsten Nacht gelang es ihr, allein sich fortzuschleichen. Auch die starken Hunde, welche im Hofe wachten, hatte sie zu beschwichtigen gewußt. Als sie nun mit den dreißig Knaben und den übrigen Gefangenen und Verlorengeglaubten in Diego's Residenz anlangte, wurde sie unter großem Jubel und Zusammenlauf empfangen wie eine Heldin und Retterin.

Es folgten ihr bald noch andere Friedensboten. Das Herüberbringen all' der gefangenen Canarier, sowie Thenesoya's und Chemida's Vorstellungen hatten Eindruck gemacht. Vielleicht spielte auch bei den beiden Fürsten die Sehnsucht nach der Entwichenen mit und ein Verlangen, mit deren christlichen Verwandten in Verkehr zu treten. Sie gingen mit den Häuptern ihres Volkes zu Rathe, und man hielt es fürs Beste, den Friedens- und Freundschaftsvertrag, der durch die Frevel der Besatzung von Gando und durch die Zerstörung des Castells gebrochen war, zu erneuern. Zu dem Ende kam von den zehn Gauen der Insel je ein Gesandter nach Fuerteventura, die, von Frau Ines aufs schönste bewirthet, mit den Spaniern den neuen Vertrag am 11. Januar 1476 förmlich abschlossen.



Literarische Mittheilungen.

Eine Geschichte der Nordpolfahrten.



ie Frage, ob das Meer um den Nordpol unseres Erdballs von ewigem Eise starrt, oder ob auch dort die schöpferische Natur auf bisher unbekannten und unwirthbaren Gestaden junges Leben ausgebreitet, hat lange die kühnsten Seefahrer, die größten Gelehrten beschäftigt. Zahlreiche Expeditionen wurden ausgesandt von Frankreich, England und anderen Staaten, seit der nationalen Wiedergeburt Deutschlands hat auch dieses sich an der Lösung betheiligt — und es ist sicher, daß wir der endgültigen Entscheidung dieser Frage in nicht zu ferner Zeit gegenüberstehen. Eine Geschichte aller dieser Versuche, die schon mit dem ersten Nordpolfahrer Pytheas lange vor Christi Geburt beginnen und bis in unsere Tage hineinreichen, ist bis jetzt — wie Julius Payer richtig bemerkt — unbegreiflicher Weise nicht geschrieben worden. Freilich, es gehörte dazu eine vollständige Beherrschung des Stoffes, kritischer Scharfsinn und eine nicht gewöhnliche Belesenheit.

Friedrich v. Hellwald vereinigt diese Eigenschaften mit einer gefälligen Darstellungsgabe und war somit geeignet, das Werk zu schreiben, welches nun unter dem Titel: **Im ewigen Eis** im Verlage der J. G. Cotta-schen Buchhandlung erscheint. Soweit man nach den bis jetzt erschienenen sieben Lieferungen urtheilen kann, hat Hellwald seine Aufgabe in meist befriedigender Weise gelöst. Klare Anordnung und Vertheilung des Stoffes, eine populäre und doch wissenschaftliche Darstellung machen das Werk für den Laien wie für den Gelehrten gleich lesbar und interessant.

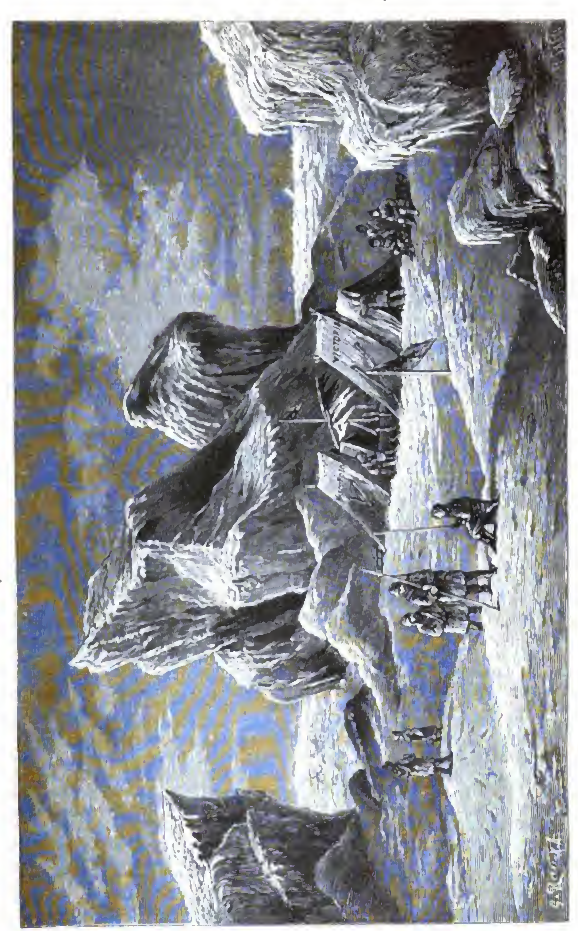
Haben doch jene Polarregionen stets auf uns Alle die geheimnißvollste und unwiderstehlichste Anziehungskraft ausgeübt, mit ihren furchtbaren Schrecknissen wie mit ihren eigenartigen Schönheiten, mit ihren wunderbaren Lichteffecten; in die Geheimnisse dieser arktischen Region, deren thatsächlichen Rahmen Hellwald bis etwa zum 60° n. Br., also von der glanzvollen Metropole des Nordens, St. Petersburg, bis zu der Südspitze des unwirthsamen Grönlands ausdehnt, von kundiger Hand eingeführt zu werden, ist gewiß für jeden empfänglichen Natursinn von höchstem Interesse.

Hellwald beginnt die ungewöhnlich schwierige Lösung seiner Aufgabe mit einer interessanten Darstellung der Vergangenheit der arktischen Zone, er schildert ferner — an der Hand der besten Quellen — die Natur in der nördlichen Polarregion, erzählt sodann die erste Nordpolfahrt des bereits erwähnten Pytheas von Massalia, des Entdeckers der Germanen. Hierauf führt er uns die Irländer im Norden, die Heimath der Normannen und der Menschen im hohen Norden Europa's, sowie Island und Grönland vor.

In den nun folgenden Lieferungen — etwa noch 25 an der Zahl — werden die ersten Polarfahrten der Deutschen im Mittelalter, das Polarvolk der Eskimos, die Fahrten der Holländer, Willoughby und seine englischen Nachfolger, Nowaja Semlja und Spitzbergen, die Entschleierung der asiatischen Nordküsten im 19. Jahrhundert, die Entdeckungen der Russen im nördlichen Asien, die Aleuten, Bering und seine Forschungen, ältere und neuere Reisen zur nordwestlichen Durchfahrt, Franklin und die Entdeckung der Nordwestpassage, sowie die Ueberlandreisen im nördlichen Amerika geschildert werden. Mit der ausführlichen Darstellung der Polarforschung der Gegenwart — seitens der Deutschen und Oesterreicher, Schweden und Engländer u. s. w. — sowie mit einem Resumé der gesammten Forschung über die große Frage der Erreichbarkeit des Pols überhaupt gedenkt Hellwald sein Werk abzuschließen.


König-Wilhelmsland in Nordost-Grönland.

Ein besonderer Schmuck des Buches, dessen bis jetzt noch nicht erwähnt worden, sind aber die demselben beigefügten Illustrationen, welche, von Künstlerhand ausgeführt, den Text in ausgezeichneter Weise erläutern und veranschaulichen. Wir haben hier zwei derselben ausgewählt, um sie den Lesern der „Monatshefte“ als Proben vorzuführen: „König-Wilhelmsland in Nordost-Grönland“ und „Die Männer des Alert im äußersten Norden“, weil sie uns als besonders



Die Männer des Alert im äußersten Norden.

charakteristisch erscheinen für jene arktische Welt mit ihren Schrecknissen und Reizen, wie für den Muth jener kühnen Entdecker, die bis an die äußersten Grenzen menschlichen Seins, „wo kein Hauch mehr weht und der Markstein der Schöpfung steht", durch Nacht und Eis sich muthig vorgewagt und die nun ihren Historiker gefunden haben.

Neuigkeiten des Kunstverlags.

Unter den neu hervorgetretenen Vervielfältigungen nimmt eine der ersten Stellen eine Sammlung von Aquarellen ein, welche den Reichthum der Alpenwelt anschaulich zu machen bezweckt. Seit den berühmten Skizzen Hildebrand's ist kein Aquarellwerk von größerer Schönheit dem Publikum zugänglich gemacht worden. **Aus den Alpen.** Ansichten aus der Alpenwelt. Nach Aquarellgemälden von Franz Alt u. A. Erste bis fünfte Lieferung. Enthaltend 15 Blätter. (Wien, Eduard Hölzel.)

In erster Linie stehen hier natürlich die Blätter von Franz Alt selber. Die Verbindung des Architektonischen mit der Landschaft gelingt ihm vor Allem in der glücklichsten Weise. Das schönste seiner Blätter vergegenwärtigt den Marktplatz von Innsbruck, wie wir ihn nur je an einem sonnigen Tage erblickt haben: in die stattlichen und doch alterthümlichen architektonischen Massen blickt das Hochgebirge herein. Dann Kufstein, seine Feste wie herauswachsend aus der Felsenhöhe, und der Ort unten heimlich gelagert zwischen Berg, Wald, Ebene; Natur und menschliche Wohnungen zu einem Ganzen verschmolzen. Nichts geht über die Heiterkeit, mit welcher Salzburg aufgefaßt ist; der Ort ist so gewählt, daß man Stadt und Schloß ganz überblickt; ein goldenes Licht ist über das Ganze ausgegossen. Berchtesgaden ist dann wieder anders aufgefaßt, an einen Vordergrund einzelner Häuser die Berge zusammengerückt: denn das ist die außerordentliche Kunst in der Auffassung dieser Alpenstädtebilder, daß schon in der Wahl des Standpunktes, von dem aus gesehen, des Lichtes, in welchem erblickt wird, die künstlerische Concentration des Gesammtcharakters der Landschaft arbeitet. Auf einen einfachen zusammengehaltenen, im Bilde klaren Stimmungseindruck eine Landschaft zurückzuführen, aus diesem heraus alle Theile zu gestalten: das ist doch stets die Aufgabe. Und nicht alle Aufgaben vertragen Preller's stilistische Umarbeitung der Landschaften; Vertiefung in das Mannigfaltige und Verschiedenartige muthet gerade in dieser Sammlung so erfreulich an. Welch ein Contrast ist in den beiden zuletzt zu besprechenden Landschaften Alt's; Riva am Gardasee, sonnig ausgebreitet, der meisterhaft behandelte See selbst, mit den Lichtern und Schatten auf ihm den ganzen Vordergrund füllend; schon werden die Schatten länger, während röthlich goldenes Licht auf dem Städtchen und den Bergen hinter ihm liegt. Und dagegen Bruneck der Typus eines alpinen Ortes.

Auch H. Varrone in Wien bietet Eminentes nach beiden Richtungen der Hochgebirgs- wie der Seelandschaften der Alpen. Ferleiten im Pinzgau ist ein in der Totalwirkung der tiefen Hochgebirgseinsamkeit mit ihren Matten und dem Contrast von Schnee und Gletschern zu Matten und Luft meisterhaftes Bild. Gewiß, es sind künstlerisch genommen Wirkungen gröberer Art, welche auch in so vollkommenen Darstellungen der Alpennatur zum Ausdruck kommen. Die Contraste des Weiß, Blau und Grün, wie sie eine Alpenlandschaft zu zeigen pflegt, treten unvermittelt, hart, in ganz reinen Farbengegensätzen in der Wirklichkeit an uns heran; darauf gerade beruht die Macht des Eindruckes in Beziehung auf die Farben, daß hier das Auge so zu sagen in ihren Urphänomenen, in ihrer intensivsten, reinsten Erscheinung schwelgt und sich badet. So kann diese Wirkung nicht malerisch verwandt werden; das Gemälde verlangt eine Abtönung der Farben, welche gerade den stärksten Effecten der Alpennatur fremd ist. Ein Bild wie das vorliegende, wie die von Alt, weit entfernt, wie heute ein Kamecke im Gegensatz zu aller wahren Kunst und unter dem Beifall der Menge mit Vorliebe thut, die stärksten Effecte zu suchen und drastisch hinzustellen, sucht eben solche Momente dieser großen Natur, die leisere, combinirtere Farbenwirkungen gestatten. Nicht minder grob sind die Massenwirkungen, welche die Alpennatur darbietet und durch welche sie den Eindruck der Erhabenheit auch dem ödesten, der wahren Schönheit gegenüber sonst ganz stummen Gemüth abzwingt. Auch hier gilt es, nicht gleich den bekannten Paradebildern, welche die Kette der Berner Riesen womöglich in greller Beleuchtung wirken lassen, das Gewaltigste massiv hinzustellen: es gilt jene eigenthümliche Verbindung des Heimlichen mit dem Grandiosen, jene Mischung der Empfindungen zu suchen, wie sie etwa den Wanderer beschleicht, wenn er mit dem Abend in eines jener Hochalpenthäler herabsteigt. Lange haben wir daher das Bild Varrone's betrachtet, weil es die wirklich malerische Schönheit des malerischsten Hochgebirgsthals zu ergreifen vermag, weil es uns den ganzen Zauber der Stimmung einer Einsamkeit, die ganz von den Bergriesen gegen die Welt abgeschlossen ist, zurückrief. Weniger glücklich ist der Obersee von demselben Varrone aufgefaßt; die Gliederung der Berge ist vortrefflich gesehen, doch will das Bild, zumal mit der Reisegesellschaft im Vordergrunde, zu keinem einheitlichen Eindruck zusammengehen. Den schönsten Contrast zu dem zuerst herausgehobenen alpinen Bilde Varrone's bildet der Hallstädter See in dem edlen, ruhig heiteren Stil seiner Formen, der hier mit schöner künstlerischer Vertiefung erfaßt wird.

C. Hasch in Wien bietet wirkungsvolle Bilder der südlichen Seen. So die Bucht von Palanza am Lago Maggiore, virtuoser noch das Castell Teuno oberhalb Riva. Wem wäre die zauberische Contrastwirkung nicht erinnerlich, der in jenen Gegenden gelebt hat, wenn man durch das Laub mit seinen satten grünen Farben das in einander fließende Blau von Wasser und Luft erblickt, wie es in der Ferne zu immer matteren, duftigeren Farben abdämmert? Diese Contrastwirkung ist in beiden Bildern geschickt benutzt, der kräftige Baumschlag des Vordergrundes bildet einen malerischen Contrast zu den Fernen des Sees. Auch Zell am See zeigt in minderem Grade eine ähnliche Wirkung. Dagegen tritt die Behandlung des Details der Landschaft, die gründliche Durchbildung der Bergmassen allzu sehr hinter diesem Totaleffect zurück.

Adolf Waagen in München steuerte eine Darstellung des Königssees bei, welche die eigenthümlichen Lichtwirkungen gut wiedergiebt, die solche Gebirgsmassen, wo sie so nahe, Wasser zwischen sich, an einander rücken, heranbewirken.

Aus der Schule des großen Märchenpoeten Schwind, das heißt unter seinem Einfluß entwickelt, sind die neun Blätter des Aschenputtel, welche wir von Aigner erhalten. **Märchen und Sagen**: Aschenputtel, componirt von H. Aigner. (München, Theo. Ströfer.) Es sind Zeichnungen Aigner's, in photographischer Nachbildung, und sie sind ein schön empfundener, klar dargestellter Ausdruck dieses unsäglich lieblichen Märchens. Aschenputtel ist in ihrem rührenden, hold bescheidenen Wesen sehr schön erfunden, das blonde Märchenkind mit den für diese Märchengestalt charakteristischen Zügen. Die Trachten, die Landschaft, Blumen und Vögel um sie her, die ihre Welt zu bilden scheinen, sind virtuos behandelt. Hier machen sich andere Einflüsse als die Schwind's geltend. Am wenigsten behagt uns Aschenputtel's Flucht aus dem Schlosse: es ist etwas Gewaltsames, Künstliches — ein wenig Kaulbach in der Zeichnung. Das schönste ist das märchenhafteste der Blätter, in welchem die Tauben des Märchenkindes ihm die Kostbarkeiten des Ballanzuges bringen; es sitzt da mit andächtigem, mädchenhaftem Erstaunen über all' die Herrlichkeit.

Nicht ganz denselben Reiz haben für uns ein paar Blätter aus: **Otto der Schütz** von demselben Künstler. (München, Theo. Ströfer.) Diesem Stoff fehlt das kindlich Märchenhafte, welches zu vergegenwärtigen Aigner so besonders gelingt. Das uns liebste der Blätter ist, wie die beiden Liebenden in der Waldestiefe zwischen hoch aufgeschossenen Blumen sich finden.

Schon einmal haben wir unsere Leser auf ein unvergleichliches Lehr- und Bildungsmittel aufmerksam gemacht, das für jeden Stand und jede Lebenslage beinahe in gleicher Weise zugänglich ist — bei Kunstveröffentlichungen ein seltener Vorzug. Es sind das die **Kunsthistorischen Bilderbogen** aus dem Verlag von E. A. Seemann in Leipzig, deren zehnte Sammlung nunmehr vorliegt und das ganze Unternehmen abschließt.

Der Seemann'schen Verlagshandlung standen für diese Publikation ganz einzige Vortheile offen. Im Verlauf einer langen Reihe von Jahren haben sich in ihrem Besitz die trefflichsten Nachbildungen aufgehäuft; sie hat die glücklichsten Verbindungen mit trefflichen Holzschnittarbeitern geschlossen. Und so ist es ihr möglich geworden, diese kunstgeschichtlichen Bilderbogen um einen kaum der Rede werthen Preis dem Publikum zugänglich zu machen. Für eine kleine Summe, welche lange nicht den Ankauf eines ordentlichen kleinen Kupferstichs gestattet, steht hier eine umfassende Einführung in die gesammte europäische Kunstgeschichte zu erwerben.

Blicken wir auf das ganze Unternehmen zurück. Die ersten sechs Sammlungen umfassen in 144 Bilderbogen die Geschichte der Architektur und Plastik von den ältesten Zeiten bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts; es folgen 42 Bogen, welche die Entwickelung des Kunstgewerbes und der Decoration bei den Völkern des Orients und in den europäischen Culturländern vom beginnenden Mittelalter bis zur Gegenwart umfassen; für Jeden, der als Mitarbeiter oder Freund schöner Verzierung der eigenen Umgebung an decorativer Kunst Antheil nimmt, ein wünschenswerther Besitz; 60 Bogen umfassen dann die Geschichte der Malerei. Jede einzelne Sammlung, ja jedes einzelne Blatt ist für sich zugänglich.

Auch wer größere und künstlerisch werthvollere Nachbildungen in größerer Menge besitzt, wird wie der Schreiber Dieses gern zu ihrer Vervollständigung und Ergänzung diese Blätter erwerben. Die Nachbildungen sind ohne alle Effecthascherei mit gesunder, kräftiger Treue gemacht. Am besten sprechen sie für sich selber; man betrachte das Facsimile einer Radirung von Salvator Rosa: würfelnde Soldaten, in einer Wucht hingesetzt, welche außerordentlich ist. Dann aus dem deutschen Volksleben des 16. Jahrhunderts, welches die Kupferstiche jener Zeit uns so köstlich reproduciren, die kleine Nachbildung des Kupferstichs von Behaim, der einen Landsknecht durch den Wald ziehend darstellt, oder — was für ein Contrast zu dem wüsten, einsamen Strauchdieb! — ein vornehmes Paar aus dem Hochzeitszug Aldegraver's, ebenfalls Nachbildung eines Kupferstichs. Diese Nachbildungen mögen einen Begriff von dem Genuß geben, den diese Bilderbogen gewähren.

Literarische Notizen.

Giacomo Leopardi. Deutsch von Paul Heyse. 2 Bände. (Berlin, Wilhelm Hertz.) Wer uns den Dichter Leopardi näher bringen will, dessen höchste Sorge wird es sein müssen, vor Allem den Eindruck einer geschlossenen Persönlichkeit wieder hervorzurufen, alle Worte und Wendungen, die das Original zu interpretiren versuchen, aus einem möglichst einheitlichen Sprachgefühl hervorquellen zu lassen, überhaupt nicht eher ans Werk zu gehen, als bis er mit eigener künstlerischer Kraft das geistige Grundwesen des fremden Dichters in seinem Inneren nachgeschaffen hat. Dieses Programm, welches Paul Heyse den früheren Uebersetzern Leopardi's, Kannegießer, Hamerling und Brandes, gegenüberstellt, hat er selbst am treuesten von Allen erfüllt. Er hat sich mit liebevoller Innigkeit in die Individualität Leopardi's versenkt; durch seine Dichterseele zieht der gleiche Hauch von Schwermuth und Schmerzesfülle wie durch die des italienischen Dichterfürsten, und seine Weltanschauung athmet denselben Pessimismus, dem Leopardi in seinen Gedichten wie in seinen philosophischen Schriften so beredten Ausdruck giebt, obwohl Heyse sich dagegen sträubt und auch dem Pessimismus Leopardi's eine andere als die schulgerechte philosophische Deutung unterlegt. Von dem feinen Sprach- und Stilgefühl des Uebersetzers Paul Heyse brauchen wir wohl nichts hinzuzufügen; es hat sich bereits des Oefteren und besonders glänzend in der Uebertragung der Gedichte von Giusti neuerdings wieder erprobt. Und so darf man wohl mit Recht sagen, daß Heyse vollauf erreicht, was er angestrebt: nämlich nicht bloß den Inhalt der Dichtungen Leopardi's in möglichster Treue und fließenden Versen zu verdeutschen, sondern den Dichter selbst, soweit ein so viel spröderes Idiom es gestatten wollte, „als eine ganze, von Einem geistigen Hauch beseelte Gestalt, die ihre eigene Sprache spricht, nachzuschaffen und unserem Volke vorzuführen.“ Besonders dankenswerthe Zugaben sind die Abhandlung über „Leopardi's Weltanschauung“, selbst wenn man die philosophischen Anschauungen Heyse's nicht durchweg zu acceptiren geneigt ist, und die reizende Novelle „Nerina“.

Ideale Fragen in Reden und Vorträgen behandelt von Prof. Dr. M. Lazarus. (Berlin, A. Hofmann u. Comp.) Wie wenige Fachgelehrte versteht es der geistvolle Begründer der „Völkerpsychologie“, philosophische Fragen in populärer Form zu erörtern. Die Studien über „Das Herz“, über „Zeit und Weile“, über „Gespräche“, der „Psychologische Blick in unsere Zeit“ sind für den Forscher wie für den gebildeten Laien von gleichem Interesse. Dem Ersteren bieten diese Abhandlungen eine Fülle befruchtender und anregender Ideen, dem Anderen eröffnen sie den Blick in eine neue ideale Welt und zugleich das Verständniß derselben von dem Standpunkte der modernen Weltanschauung und des reinsten Humanitätsprincips. Die „Gedanken über Aufklärung“ sind ebenfalls diesen Anschauungen entsprossen, indeß werden sie doch hüben wie drüben Gegner finden; die goldene Mittelstraße in der Religion ist in Deutschland gerade nicht die beliebteste in unseren Tagen. Von außerordentlicher Geistesschärfe und Klarheit ist die „Rede auf Herbart“, eine der besten Gedächtnißreden, die unsere gerade in diesem Genre nicht allzuarme Literatur aufzuweisen hat.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Quisisana.

Novelle

von

Friedrich Spielhagen.

III.



Die Festlust hatte ihren Höhepunkt erreicht. Um zwölf Uhr mußten, nach der Ordre des Chefs, die Herren Offiziere — auch die in die Oberförsterei, in das Haus des Schulzen und andere ansehnliche Häuser des Dorfes gewiesenen — in ihren Quartieren sein, und es war bereits über elf. So galt es, aus dem Becher der Freuden, welche das gastliche Haus schier im Uebermaß bot, die letzten vollen Züge zu schlürfen. — „Vivat Champagner!" rief Kamerad von Saldern, das volle Spitzglas von dem Teller des präsentirenden Dieners nehmend. — „Und schöne Mädchen!" rief Kamerad von Köppingen zurück, indem er das mit einem Zuge geleerte auf den Teller setzte und sich auf den Hacken wandte, um zu Auguste von Palm zu eilen, mit der er den Rheinländer tanzen sollte, dessen erste Tacte eben vom Orchester herabrauschten. — „Wo haben Sie denn gesteckt, Ringberg?" fragte Kamerad von Mollwitz; „ein bischen gejeut?" — „Sie wissen, ich spiele nicht," erwiderte Kurt, der in der Saalthür lehnte. — „Und tanzen auch nicht? na, Sie sind, wie immer, der Vernünftige. Mir sind die Beine wie gerädert, auf Ehre; und dabei bin ich zum Rheinländer mit der Ballkönigin engagirt. Ich suche sie überall; haben Sie sie nicht gesehen? ah! da ist sie!"

Von Mollwitz flog quer durch den Saal auf Erna zu, die eben aus dem Theezimmer hereintrat. Eine Minute später wirbelte das Paar an Kurt vorüber; von Mollwitz mit glückstrahlendem, glühendem Gesicht, selbst während des

Tanzens schwatzend; Erna still und bleich, die dunklen Wimpern tief gesenkt.

Kurt blickte ihnen mit düsteren Blicken nach; dann wandte er sich nach der Veranda, auf der er ein paar Mal hin- und herschritt. Wieder einmal an dem einen Ende derselben angelangt, sah er, umkehrend, an dem anderen Ende einen Herrn die Stufen heraufsteigen, in welchem er, sobald derselbe in das hellere Licht trat, Bertram erkannte. Der junge Mann machte ein paar schnelle Schritte und blieb dann zaudernd stehen. — „Weshalb das noch?" murmelte er; „es ist ja doch nun Alles vergebens."

Bertram, der an eines der Fenster des Ballsaals getreten war, kam langsam die Veranda herauf. Es war Kurt peinlich, dem Manne zu begegnen, an welchen er sich noch vor wenigen Minuten als Bittender hatte wenden wollen. So schlüpfte er denn in das Spielzimmer, vor dessen Thür er sich gerade befand.

Er weicht mir aus, dachte Bertram; da muß denn freilich der Berg zum Propheten kommen.

Im Begriff, Kurt im Spielzimmer aufzusuchen, sah er, an den Thüren des Ballsaals vorüberstreichend, Lydie, welche dort mit einem der älteren Offiziere in ihrer gewohnten Weise unter vielen Bewegungen und lebhaftem Fächerschwingen conversirte. Er näherte sich ihr, die nur wenige Schritte entfernt stand; und sie, deren Blicke immer überall umherfuhren, hatte ihn, wie er gehofft, alsbald entdeckt. Ein Winken mit den Augen genügte der Vielerfahrenen. Sie rief dem Major noch lachend ein Scherzwort zu und tänzelte zu Bertram.

„Sie haben mir etwas mitzutheilen, lieber Freund?"

„Wenn Sie mir eine Minute schenken wollen."

„Eine Minute? Ihnen?"

Sie sah Bertram mit einem schmachtenden Blicke an und erschrak.

„Großer Gott," rief sie, „Sie sind krank! wir sollen nach dem Arzt — aber hier ist ja einer — zwei sogar — ich bitte, lassen Sie mich —"

„Und ich bitte, bleiben Sie," sagte Bertram, sie, die bereits fort wollte, an der Hand ergreifend. „Ich fühle mich allerdings etwas angegriffen — Folge der Unruhe und des Lärmens, an die ich nicht gewöhnt bin — aber sonst vollkommen wohl. Bitte, setzen wir uns dort!"

Er deutete auf einen Divan in der Nähe und ging voran; Lydie folgte mit wankenden Knieen, am ganzen Körper zitternd, während ihr das Herz bis in die Kehle schlug. Die ganz ungewöhnliche Annäherung des sonst so Zurückhaltenden, seine Blässe, seine Feierlichkeit, — es konnte ja nur einen Grund, eine Bedeutung haben — was sollte sie erwidern? die Ueberraschte, Erschrockene spielen — jedenfalls! aber nicht zu lange, nur ein paar Momente halber Ohnmacht — mit an die Wand zurückgelehntem Kopf und nach dem Kronenleuchter gerichteten verzückten Augen.

„Liebe Freundin — denn ich muß an Ihre Freundschaft appelliren — an Ihre Liebe —"

„Großer Gott!" murmelte Lydie.

„An die Liebe, mit der Sie doch unzweifelhaft an Erna hängen, und die Sie auch, nehme ich an, zu dem letzten, allerdings recht bedenklichen Schritt verleitet hat."

„Großer Gott!" murmelte Lydie abermals, aber diesmal mit dem Ausdruck tiefsten Schreckens, wie Jemand, dem der Boden plötzlich unter den Füßen versinkt.

„Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen," fuhr Bertram fort, „zu denen ich kein Recht habe. Im Gegentheil: ich selbst empfinde es als ein Unrecht, daß ich Ihnen in Erna's Angelegenheit nicht

das nöthige Vertrauen schenkte, mich in Schweigen und Geheimniß hüllte und Sie dadurch fast zwang, allein und selbständig vorzugehen, um unserem lieben Kinde zu seinem, hoffen wir, dauernden Glücke zu verhelfen. Aber das von Ihnen angewandte Mittel kam zu plötzlich, war zu stark; es hat nicht gut gewirkt, wenigstens nicht für den Moment, wo die Sache vielmehr ein verzweifeltes Aussehen angenommen hat. Fragen Sie mich nicht, wie ich das erfahren. Ich sage es Ihnen wohl später, wo Sie mir dann vielleicht auch mittheilen, auf welchem Wege Sie hinter das von den Beiden so sorgfältig gehütete Geheimniß gekommen sind. Das Alles ist vor der Hand gleichgültig; aber von der äußersten Wichtigkeit ist — und eben darum möchte ich Sie herzlich bitten: wir müssen von jetzt an gemeinschaftliche Sache machen, Niemand ins Vertrauen ziehen, von dem wir nicht überzeugt sein können, daß er dasselbe will, was wir wollen: Erna's Glück; und ich glaube, Sie thun am besten, wenn Sie das Urtheil darüber, ob dies der Fall ist, mir überlassen. Sind Sie einverstanden?"

Lydie befand sich in bitterer Verlegenheit. Für die schreckliche Enttäuschung war es immer ein Entgelt, daß Bertram doch offenbar keine Absichten auf Erna hatte; daß er ihr seine Bundesgenossenschaft, seine Freundschaft antrug. Wie gern hätte sie eingeschlagen! wie gern zu Allem ja gesagt und daß er nur zu befehlen brauche und sie werde blindlings gehorchen! Und nun hatte sie neben der ersten Unvorsichtigkeit, die er so gütig verziehen, bereits eine zweite begangen, die er schwerlich verzeihen würde!

„Ich komme zu spät," sagte Bertram, den der verstörte Ausdruck ihrer beweglichen Miene nicht entgangen war; „Sie haben bereits Hildegard von Allem unterrichtet!"

„Nein, nein — nicht Hildegard — schlimmer! viel schlimmer!" murmelte Lydie mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen; — „in meiner Angst, meiner — großer Gott, ja, ich kann mich nicht anders entschuldigen — meiner zärtlichen Angst um Sie — Sie — der Baron —"

„Sprechen Sie deutlich," sagte Bertram, seinen Zorn zurückdrängend; „ich muß Alles wissen. Der Baron —"

„Er war so wüthend auf Sie, seitdem der unselige Brief — mein Gott, ich kann Ihnen das nicht sagen — ich schäme mich zu sehr; aber Erna hat mir schon verziehen und Sie werden es auch. Wir hatten Alle den Kopf verloren. Er behauptete, Sie allein wären schuld, daß er nicht bei Erna reüssirt. Und wenn Otto ihm nicht das Geld gegeben — eine horrende Summe — dreitausend Thaler — so ständen Sie wieder dahinter. Schon heute Morgen, als er wegfuhr, schwur er Ihnen in meiner Gegenwart die fürchterlichste Rache, und über Tisch — er saß ja neben mir — hat er so gräßliche Reden geführt und so viel Champagner getrunken — und ich wußte, ich glaubte zu wissen, zu sehen, daß Erna und Ringberg — Erna hatte ihn doch ganz verleugnet, und von den Mädchen — Auguste und Luise — erfuhr ich: er hat so viel in dem Hause verkehrt, und als das Regiment kam, war Erna so aufgeregt, und —"

„Das ist ja Nebensache," rief Bertram, „weiter, weiter!"

„Und Sie sollten nun dafür büßen! und ich sollte es zugeben, die ich selbst vielleicht dazu beigetragen, daß der Baron gegen Sie —"

„Und da haben Sie dem Baron Alles gesagt?"

Lydie saß mit starren, thränenerfüllten Augen da und fuhr entsetzt mit in die Höhe, als Bertram sich schnell erhob.

„Was haben Sie vor?"

„Versuchen, ob ich das einigermaßen wieder repariren kann."

„Lassen Sie mich! ich beschwöre Sie; ich will dem Baron sagen —"

„Und ich will, daß Sie ihm nichts sagen, daß Sie hier bleiben und möglichst unbefangen thun gegen alle Welt, vor Allem Erna, wenn sie zu Ihnen kommt — ich glaube freilich nicht, daß sie es thun wird —, kein Wort von dem, was wir hier gesprochen haben, verrathen. Versprechen Sie mir das?"

„Alles, Alles — was Sie wollen!"

„Sie verpflichten sich keinen Undankbaren!"

Lydie blickte dem Enteilenden mit schwimmenden Augen nach: „Sie verpflichten sich keinen Undankbaren" — und dabei hatte er ihr die Hand gedrückt — zum ersten Male während dieser ganzen Zeit! wenn es sich nun doch noch erfüllte!

Der Major von Keberstein trat wieder zu ihr und rief lachend:

„Das war ja eine lange, intime Unterredung mit dem Herrn, der Sie mir in so ungalanter Weise entführt hat! Dabei soll nun ein alter Hagestolz wie ich nicht eifersüchtig werden!"

„Ich will mein Möglichstes thun, es wieder gut zu machen."

„Da müssen Sie sich dazu halten, mein gnädiges Fräulein; noch zehn Minuten, und dann: marsch, marsch! in die Quartiere!"

„Legen Sie noch eine halbe Stunde zu!"

„Nicht um eine Welt!" rief der Major, die Uhr wieder einsteckend; „ich habe strenge Ordre."

„Dann bitte ich wenigstens um die zehn Minuten!"

„Wären es doch zehn Jahre!" rief der corpulente Herr, indem er sich mit sauersüßer Miene neben sie, die ihre Robe zusammenraffte, in den Divan sinken ließ.

Auch im Spielzimmer suchte man die letzte Feststunde nach Möglichkeit auszubeuten, indem man die bereits allzu hohen Einsätze verdoppelte und verdreifachte. Die Spielenden waren jetzt ausschließlich Herren vom Civil: Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, substantielle Leute, die den Verlust von ein paar hundert Thalern verschmerzen konnten. Von den Offizieren hatten sich allerdings ein paar an dem Spiel betheiligt, aber nur im Anfang und mit ganz kleinen Einsätzen, wie um zu zeigen, daß es sich für sie höchstens um einen unschuldigen gesellschaftlichen Scherz handle. Auch hatten sie sofort aufgehört, als größere Summen zu rouliren begannen, und sich dann einer nach dem anderen entfernt. Der Oberförster, der ebenfalls nur zuschaute, wollte wissen, auf einen Wink, welcher vom Commandirenden selbst ausgegangen war in dem Augenblicke, als er, im Begriff fortzureiten, durch das Spielzimmer kam. — „Desto besser," hatte der Baron ironisch gemeint, „so bleiben wir gemüthlich unter uns; faites votre jeu, messieurs!"

Der Baron hatte allerdings, nach der Ansicht der Herren, alle Ursache, die Situation gemüthlich zu finden. Er gewann fast unaufhörlich; die neben ihm ausgebreitete Masse der Goldstücke und Billets war in beständigem Zunehmen; unter den Billets fanden sich bereits nicht wenige Zettel, auf welche der Betreffende die Höhe seines Einsatzes und seinen Namen verzeichnet hatte; man taxirte seinen Gewinn allgemein auf mehr als tausend Thaler. Er behauptete, es sei nicht annähernd so viel, und erbot sich wiederholt, die Bank, die er von Anfang an gehalten, abzugeben; aber es fand sich keiner, der sie übernehmen wollte; so durften die Verlierenden denn freilich nicht murren, obgleich sie fast ohne Ausnahme schon seit geraumer Zeit nur noch, wie einer unter ihnen es bezeichnete:

ihrem eigenen Gelde nachliefen. Sie mußten sich sehr beeilen, wenn sie das immer fliehende einholen wollten. Man hatte — auf den Antrag des Barons — ausgemacht, daß das Spiel pünktlich um ein halb zwölf — dem Moment, für welchen auch das Ende des Balles angekündigt war — aufhören solle, und es war beinahe ein viertel. Der Baron sah bereits bei den kolossalen Einsätzen, die man riskirte, da die Karten mehr als je für ihn schlugen, seinen Gewinn verdoppelt; eine tolle Lustigkeit gab Zeugniß von der Aufregung, in der er sich befand; er begleitete jede Karte, die er austheilte, jeden Gewinn, den er einstrich, mit einem übermüthigen Wort, während seine Augen glühten und die geschäftigen Hände zuckten. Plötzlich wandte sich das Blatt. Einer der Spieler hatte seinen ganzen bisherigen Verlust auf einmal gesetzt und gewonnen; das geglückte Wagniß reizte die anderen; man verzehnfachte, verzwanzigfachte die früheren Einsätze, und alle Karten schlugen wie durch Zauberei gegen den Bankier; im Nu war die Masse auf die Hälfte zusammengeschrumpft; es war ersichtlich, daß, wenn die Bank während der restirenden fünfzehn Minuten von eben solchem Unglück verfolgt würde, sie mit einem namhaften Deficit enden mußte. Die Scherzreden des Barons nahmen einen immer bittereren Beigeschmack an; dann pfiff er nur noch durch die Zähne oder murmelte Verwünschungen; große Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn; seine unruhig umherschweifenden Blicke schienen wiederholt Jemand in der Gesellschaft zu fixiren. Plötzlich hielt er mitten im Austheilen der Karten inne und rief mit einem halblauten Fluche:

„Sie bringen mir Unglück, mein Herr! Sie geniren mich, mein Herr!"

Diese im heftigsten Tone herausgestoßenen Worte waren von einem abermaligen wüthenden Blicke auf Kurt begleitet, welcher, seitdem er vor wenigen Minuten, Bertram auszuweichen, in das Zimmer getreten war, mit untergeschlagenen Armen unter den Zuschauern gestanden hatte, die, von dem rasenden Spiel angelockt und festgehalten, sich mit jedem Moment dichter um den grünen Tisch scharten. Für ihn hatte die Scene keine Anziehungskraft gehabt; er hatte so mechanisch hingestarrt, ohne etwas zu sehen; er hatte auch die Worte des Barons nicht vernommen; er empfand es nur als etwas Unbehagliches, daß er die Augen mehrerer Herren in seiner unmittelbaren Nähe auf sich geheftet sah. Einer derselben glaubte ihm flüsternd mittheilen zu müssen, daß der Baron „ihn gemeint habe". Kurt, der nicht anders glaubte, als daß Lotter eine Aufforderung an ihn gerichtet, sich am Spiel zu betheiligen, erwiderte, da er es nicht laut sagen wollte, dem Herrn, der ihm zugeflüstert, in leisem, höflichem Tone: „Ich bedaure, ich spiele nie," und begleitete diese Worte mit einem entschuldigenden Achselzucken nach dem Baron, worauf er sich wandte und, sobald er aus dem ihm umgebenden Knäuel heraus war, auch schon die Thür nach der Veranda erreicht hatte, auf welcher er hoffen durfte, sich selbst und seinen traurigen Gedanken überlassen zu sein.

Der Baron war, als Kurt sich zum Gehen anschickte, in ein heiseres, höhnisches Gelächter ausgebrochen, während er mit zitternden Händen die Karten weiter vertheilte. Plötzlich sprang er auf die Füße.

„Ich muß denn doch den Herrn fragen, wie ich sein Achselzucken zu verstehen habe. Entschuldigen Sie!"

Er hatte den Rest der Karten auf den Tisch geschleudert und stürzte durch die Erstaunten, Erschrockenen, die er rücksichtslos auf die Seite schob, wenn sie ihm nicht schnell genug Raum gaben, nach der Thür. Aber er hatte dieselbe noch

nicht erreicht, als ihm Bertram den Weg vertrat.

„Was wollen Sie?“ knirschte der Baron durch die Zähne.

„Ich wollte Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie der Gast dieses Hauses sind und daß Sie im Begriff stehen, die Ihnen gebotene Gastfreundschaft in schnöder Weise zu verletzen.“

Bertram hatte in festem Tone, aber so leise gesprochen, daß ihn allein der Baron verstehen konnte. Dabei war seine Miene vollkommen ruhig, selbst die zunächst Befindlichen, die nur sein Gesicht sehen konnten, während ihnen der Baron den breiten Rücken wandte, mußten glauben, es handle sich um eine indifferente Mittheilung.

Den Baron hatte der Zorn sprachlos gemacht; Bertram ließ ihm keine Zeit, auszubrechen; er fuhr in demselben leisen eindringlichen Tone fort:

„Ich sehe, Sie haben mich vollkommen begriffen; übrigens brauche ich wohl kaum hinzuzufügen, daß ich jeder Zeit zu Ihren Diensten stehe, falls Sie trotzdem noch eines Commentars zu der Lection zu bedürfen glauben.“

„Sie werden von mir hören! und das sofort!“

„Je früher, desto besser.“

Er verbeugte sich leicht und sagte, die Stimme erhebend, indem er sich zu den Uebrigen wandte:

„Ich bitte dringend um Verzeihung; aber ich hatte von unserem liebenswürdigen Wirth den Auftrag, daran zu erinnern, daß die Herren vom Militär sich leider schon zurückziehen müssen und sich Ihnen werden empfehlen wollen.“

Wie zur Bestätigung von Bertram's Worten schwieg in diesem Momente nebenan im Ballsaale die Musik, zugleich sprang die Thür auf, und ein Schwarm von Offizieren drang in das Zimmer. Von einer Wiederaufnahme des Spiels, auch wenn man dazu geneigt gewesen wäre, was aber keineswegs der Fall war, konnte nicht mehr die Rede sein. Bereits waren ein paar ältere Damen eingetreten, die ihre Gatten suchten; es folgten andere, auch von den jungen; das Zimmer war förmlich überschwemmt; die Spieler hatten Mühe, wieder an den Tisch zu gelangen und ihre Gelder einzustecken. Nicht wenige hatten noch mit dem Baron ihr Conto zu regeln; sie umdrängten ihn, der den Rest seiner Kasse — Gold, Billets, Bons — Alles durch einander in die Taschen schob, mit mürrischer Miene und kurzen Worten die mancherlei an ihn gerichteten Fragen mehr zurückweisend als beantwortend: man möge sich morgen melden; heute in dem Wirrwarr möge der Teufel Bescheid wissen oder geben.

Bertram hatte in der Nähe der Thür nach der Veranda die Scene aufmerksam beobachtet. Er überzeugte sich, daß der Baron vorläufig durchaus in Anspruch genommen war und nicht daran denken konnte, Kurt aufzusuchen und etwa eine neue Veranlassung zum Streit, da die erste Gelegenheit erfolglos vorübergegangen, vom Zaun zu brechen. Unter allen Umständen hatte der Mann sich erst mit ihm abzufinden; und da sah er, wie derselbe, sich aus dem Knäuel der ihn Umdrängenden frei machend, dem Forstcandidaten, der eben erhitzt aus dem Ballsaale trat, entgegeneilte. Die beiden Herren standen, so viel Bertram wußte, als Jagdgenossen wenn auf keinem freundschaftlichen, so doch auf einem guten Fuße; jedenfalls konnte kein Zweifel darüber sein, was sie jetzt mit einander in der fernsten Ecke des Zimmers verhandelten, der Baron mit vielen heftigen Gesticulationen, der Forstcandidat eifrig zuhörend, zuweilen den Kopf schüttelnd, zuletzt aber mehr höflich als beifällig nickend. Es war hohe Zeit für Bertram, daß er sich ebenfalls nach einem Secundanten umsah.

Er entdeckte den, welchen er suchte, auf der jetzt ebenfalls von den Gästen überschwärmten Veranda in einer kleinen Gruppe von Offizieren, die, bereits behelmt und in Paletots, wie es schien, von ihm Abschied nahmen. In der That waren es die im Dorf einquartierten Kameraden; sie hatten es sehr eilig; auch standen bereits zwei Diener mit Laternen bereit, den Herren den kürzeren Weg die Terrassen hinab zu leuchten; die vorsichtige Hildegard hatte eben für Alles gesorgt. Bertram paßte den Moment ab, wo jene den Rücken wandten, und trat dann rasch auf Kurt zu.

„Können Sie mir eine Minute gönnen, Herr Lieutenant Ringberg?"

Kurt war augenscheinlich sehr überrascht; aber er verbeugte sich sofort zustimmend.

„Freilich wird es mit einer Minute nicht abgethan sein, wenn Sie mir meine Bitte gewähren, wie ich hoffe."

Die braunen Wangen des jungen Mannes färbten sich noch tiefer:

„Ich bitte, sprechen Sie; und seien Sie von vornherein überzeugt, daß es mir ein Vergnügen und eine Ehre sein wird, Ihnen auf irgend eine Weise dienen zu können."

„Dann haben Sie die Güte, mir Ihren Arm zu geben und mich in den Garten zu begleiten, damit ich Ihnen ungestört mittheilen kann, um was es sich handelt. — Die Sache ist in aller Kürze die: der Baron Lotter — ich weiß nicht, ob Sie das zweifelhafte Vergnügen seiner Bekanntschaft bereits gemacht haben — ein Freund des Hauses nebenbei, mit dem ich die letzten acht Tage hier zusammen gewesen bin — fühlt sich von mir beleidigt und hat auch, nach den landläufigen Begriffen und nach meiner eigenen Ueberzeugung, gegründete Ursache dazu. Es ist eine alte Fehde, — hervorgegangen aus einer gewissen gegenseitigen Rivalität hinsichtlich des respectiven Ansehens und Einflusses, auf welche der Herr und ich hier in diesem Hause Anspruch machen, oder glauben, machen zu dürfen — welche endlich zum Austrag gebracht wird, so daß die actuelle Veranlassung eben nur eine Gelegenheitsursache und als solche völlig irrelevant. Ich bemerke das ausdrücklich, um die Bitte daran zu knüpfen, daß Sie in den folgenden Verhandlungen — angenommen, daß Sie — gut, gut! — ich danke Ihnen herzlich — also daß Sie auf jene Veranlassung absolut kein Gewicht legen, ja es vermeiden, dieselbe auch nur zu berühren. Die Bedingungen des Rencontre acceptiren Sie, wenn ich bitten darf, wie dieselben von der Gegenpartei beliebt werden; ich habe specielle Gründe, in dieser Beziehung coulant zu sein. Nur macht mir die Anberaumung des Ortes und der Stunde einige Sorge. Hier kann das Duell selbstverständlich nicht stattfinden; ich schlage deshalb einen Platz in der Nähe der Stadt vor. Das würde mir um so mehr conveniren, als ich meine Abreise von hier für morgen angekündigt habe und also dort ohne Aufsehen so lange bleiben kann, während andererseits auch der Baron morgen abreisen wollte und mithin, da er ebenfalls durch die Stadt muß, der verursachte Aufenthalt für ihn von möglichst kurzer Dauer ist. Es fragt sich nun freilich, ob Sie und wann Sie selbst sich losmachen zu können glauben?"

„Vor morgen Nachmittag keinesfalls," erwiderte Kurt; „dann aber zweifellos, da ich, auch wenn die Verhältnisse weniger günstig lägen, vom Obersten, ohne übrigens selbstverständlich die Veranlassung zu melden, Urlaub erhalten würde. Die Verhältnisse liegen aber sehr günstig insofern, als, wenn unsere Voraussetzungen irgend eintreffen, das Regiment nach Abbruch des Gefechtes morgen um die Nachmittagszeit zwischen hier und der

Stadt zu stehen kommen, nebenbei zur Nacht bivouakiren wird. Unter allen Umständen werde ich die vereinbarte Stunde pünktlich einhalten können."

„Vortrefflich," sagte Bertram, „so wären wir auch dieser Sorge überhoben, und das wäre wohl Alles, über was wir Beiden uns vorläufig zu verständigen hätten. Nun dürfte es das Beste sein, wenn Sie sich alsbald mit dem Forstcandidaten, Herrn von Busche, in Verbindung setzten. Ich zweifle nicht, daß er dem Baron secundiren wird; eine Frage von Ihnen, ob er etwa Aufträge für mich hat, würde Sie eventuell darüber ins Klare bringen."

Sie hatten sich der Veranda wieder genähert, als eben der Forstcandidat aus dem Spielzimmer trat und sich suchend umzublicken schien. Sie gingen schneller auf ihn zu, und er seinerseits hatte Bertram kaum erblickt, als er sich lebhaft zu ihm wandte.

„Ich bin glücklich, Sie endlich getroffen zu haben, Herr Doctor," sagte er, „da ich mir die Ehre geben wollte, einen Auftrag an Sie auszurichten, der einigermaßen eilig ist. Ich suchte Sie bereits vergeblich in allen Zimmern."

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," erwiderte Bertram; „inzwischen bin ich in der betreffenden Angelegenheit nicht müßig gewesen und erlaube mir, Ihnen hier in der Person des Herrn Premierlieutenant Ringberg —"

„Hatte bereits die Ehre," sagte der Forstcandidat, sich verbeugend.

„Desto besser. So will ich die Herren nicht länger stören. Sie treffen mich auf meinem Zimmer. Auf Wiedersehen also."

Er schüttelte Kurt die Hand, verneigte sich vor dem Forstcandidaten und ging, während jene Beiden in das Halbdunkel der Boskets zurücktraten, an der Veranda und dem Seitengebäude hin bis zu einer Thür, die eine Treppe abschloß, auf welcher er unmittelbar aus dem Garten zu seinen Zimmern gelangte.

* *
*

Konski hatte auch an diesem bewegten Abend seiner Pflicht nicht vergessen. Er wußte aus Erfahrung, daß sein Herr aus einer Festlichkeit sich gern vor dem Schluß zurückzog, und so fand dieser, als er die Zimmer betrat, die Lichter bereits angezündet und die Vorbereitungen für die Nacht getroffen. Er lobte den Getreuen wegen seiner Sorgfalt, sagte aber, es habe heute mit dem Zubettgehen keine Eile; er erwarte noch den Besuch des Lieutenants Ringberg; Konski möge immerhin dem Zuge seines Herzens folgen und wieder zu seinem Schatz eilen.

Er hatte es in seinem gewöhnlichen scherzhaften Ton gesagt, zu Konski's wahrhafter Freude, der daraus entnahm, daß seine Befürchtung, es möchte dem Herrn der Trubel wieder einmal schlecht bekommen sein, unnöthig gewesen war. Er erlaubte sich eine Bemerkung in diesem Sinne.

„Ich wundere mich selbst darüber," erwiderte Bertram; „es scheint, daß Sie Recht haben: wir hatten uns zu früh ins Altenregister geschrieben."

Er lächelte, und Konski meinte nicht anders, als daß seine Mahnung von heute Mittag auf fruchtbaren Boden gefallen sei und sein Lieblingswunsch trotz alledem noch in Erfüllung gehen werde. Vielleicht wußte Aurora etwas Näheres. Die Frau Amtsräthin hatte zwar strengen Befehl gegeben, daß zehn Minuten, nachdem der letzte Wagen fortgefahren, Niemand im Schloß sich noch regen dürfe, damit die Herren Offiziere nicht im Schlaf gestört würden. Aber Aurora würde schon für ein verschwiegenes Plätzchen Rath wissen.

Der Getreue hatte das Zimmer ver-

lassen, und sofort war Bertram's heitere Miene in eine ernste, angstvolle verwandelt. Er stand da, lauschend, ob der Schritt des Erwarteten sich nicht bereits mit dem des sich Entfernenden kreuze; dann, als das letzte Geräusch auf dem Corridor und der Treppe nach dem Hof verschwunden war und Alles still blieb, fing er an, mit leisen Schritten hin und her zu gehen, und blieb dann wieder lauschend stehen. Wenn Kurt erführe, daß das Duell um seinethalben stattfand? so war Alles gegen nichts zu wetten: er würde die Priorität für sich beanspruchen und den Baron fordern. Mußte er sich doch schon ein Gewissen daraus machen, den jungen Mann über den wahren Sachverhalt nicht aufgeklärt zu haben und ihn so der Möglichkeit auszusetzen, daß einer oder der andere der Herren, die Zeugen des Auftritts gewesen, sein Verhalten mißdeutete und behauptete: er habe die beleidigenden Worte Lotter's nur nicht verstehen wollen, was dann, nach Offiziersbegriffen, mit dem Vorwurf der Feigheit identisch gewesen wäre.

Aber hoffentlich hatte in dem wüsten Durcheinander und der tollen Aufregung kein Einziger Zeit gehabt, den kleinen Zwischenfall genau genug zu beobachten, um sich oder Anderen hinterher darüber Rechenschaft ablegen zu können. Zank und Streit und Wortwechsel gab's ja immer bei solchen Gelegenheiten; und von den Anwesenden hatte Niemand so ausgesehen, als ob er die Gewohnheit habe, dergleichen Vorkommnisse mit einem Ernst zu nehmen, der an und für sich schon dem munteren thüringischen Blut sehr fremd war. Von den Kameraden Kurt's war aber in jenem Moment glücklicherweise kein einziger zugegen gewesen, auch der Forstcandidat erst ganz zuletzt gekommen. Es fragte sich also, ob der Baron selbst die, wie er überzeugt sein mußte, ohne Kurt's Verschulden wirkungslos gebliebene Beleidigung nachträglich an den Mann zu bringen versuchen würde, wozu ihm ja nun die beste Gelegenheit gegeben war. Er brauchte nur seinem Secundanten den wahren Sachverhalt mitzutheilen, dieser wiederum gegen Kurt ein bezügliches Wort fallen zu lassen und es geschah — früher oder später —, was er durch seine Intervention zu verhindern gehofft hatte.

Doch sagte er sich, daß er noch nicht ganz daran zu verzweifeln brauche. Freilich wußte Lotter jetzt, wer sein eigentlicher Nebenbuhler war; und diesen Nebenbuhler seinen Zorn fühlen zu lassen, ihn, wo möglich, zu vernichten — wie sollte dies Verlangen nicht übermächtig werden in der Brust eines raschblütigen, jähzornigen, von Gewissensscrupeln nicht behelligten, um seine Mittel niemals verlegenen Mannes, der Erna leidenschaftlich liebte? Aber war das der Fall? nein, und abermals nein! Der Mann hatte Erna niemals geliebt; seine ganze Bewerbung von Anfang bis zu Ende war nichts gewesen als eine gemeine Speculation auf Erna's vermeintlich kolossales Vermögen, durch das er sich aus seinen momentanen Verlegenheiten zu befreien und die Mittel zu gewinnen dachte, sein nichtsnutziges Schlaraffenleben in großem Maßstabe fortzusetzen. Diese glänzenden Zukunftsträume waren aber schon vor Kurt's Erscheinen sehr eingedunkelt; man hatte ihn bereits fallen lassen; und er war sicher scharfsinnig genug, um bald herausgefunden zu haben, wer ihm dies Schicksal bereitet. Seine wüthenden Auslassungen Lydien gegenüber bewiesen zur Genüge, daß er völlig genau wußte, wer vom Anbeginn zwischen ihm und Erna selbst gestanden, durch seine Künste die Entscheidung hinausgezögert, jede weitere Annäherung verhindert, das Mißtrauen der Eltern erregt, den Sinn der Tochter gewandt und schließlich Alles

zum Schlimmen und Schlimmsten verkehrt hatte. — Gab's Einen, der seinen Zorn, seinen Haß verdient, den seine Rache treffen mußte — der Mann war es. Weshalb sich noch einen Anderen auf den Hals laden? Man war kein Feigling — Gott bewahre! — aber hier hatte man, als ein vollendeter Pistolenschütze, mit einem Gegner, der kaum einmal die Scheibe traf, leichtes, glattes Spiel; man giebt doch nicht der anderen Partei die Atouts, wenn man sie selbst in der Hand behalten kann?

So, seinen ganzen Scharfsinn aufbietend, jedes Für und Gegen sorgsam abwägend, calculirte Bertram, während ihm die Minuten zu schleichen schienen und jede folgende schwerer auf seiner Seele lastete. Erfuhr er es denn nicht noch immer früh genug, daß sein kühner Versuch, für Erna's Geliebten einzutreten, ihr junges, schon so gefährdetes Glück vor einer neuen, sehr ernsten Gefahr zu bewahren, mißglückt sei? und — daß er für sich selbst die günstige Gelegenheit, zu sterben, verpaßt habe? dies Leben, das seinen Inhalt verloren, das keinen Sinn mehr für ihn hatte, weiter leben müsse? Bereits eine halbe Stunde war verflossen; sie hätten längst mit ihrer Berathung zu Ende sein können, da es ja kaum etwas zu berathen gab, — es wäre denn das andere Duell gewesen!

Auf dem Hofe, von wo fortwährend das Rollen der abfahrenden Equipagen, Rufen und Lärmen aller Art ertönt war, fing es an still zu werden — Bertram konnte die Ungeduld nicht länger zügeln; er trat auf den Corridor an eines der Fenster, die auf den Hof gingen, über welchen der Erwartete kommen mußte. Da hörte er bereits einen schnellen, elastischen Schritt auf der Treppe; er ging rasch dem Eilenden entgegen, die Hand ausstreckend:

„Es ist Alles in Ordnung?“

„Alles!“

Ein Gott sei Dank! wollte Bertram's Lippen entschlüpfen; er verkehrte es noch eben in: „Haben Sie besten Dank!“

Er hatte Kurt's Hand festgehalten, während er denselben in sein Zimmer führte. Hier drückte er ihn in das Sopha und nahm an seiner Seite Platz. Kurt meinte, daß man einen lieben Freund, der mit den erfreulichsten Nachrichten kommt, nicht wärmer und froher empfangen könnte. Diese Empfindung wurde noch verstärkt, als der seltsame Mann alsbald wieder aufsprang und aus seinem Reisevorrath, welcher unter diesen Umständen schwerlich andere Verwendung finde, eine Flasche Wein herbeiholte, die er selbst entkorkte, dazu die nöthigen Gläser; auch eine kleine Kiste mit Cigarren, die er für Liebhaber stets bei sich führe, obgleich er selbst kein Raucher sei.

Er hatte die Gläser gefüllt und hielt das seine Kurt entgegen:

„Daß Alles nach Wunsch ausfalle!“

„Von Herzen!“ erwiderte der junge Offizier.

Er hatte es mit einem tiefen, fast traurigen Ernst gesagt, der in einem wunderlichen Gegensatz zu der aufgeregt fröhlichen Stimmung des älteren Mannes stand. Auch nippte er nur eben, indeß dieser hastig, gierig sein Glas leerte und alsbald wieder voll schenkte.

„Ich habe fast den ganzen Tag gefastet,“ sagte er wie zur Entschuldigung; „eine große Gesellschaft raubt mir immer Stimmung und Appetit; aber nun, bitte, erzählen Sie! Man war also mit Allem einverstanden?“

Kurt berichtete in knapper Weise, als gelte es die Erstattung eines Rapports. Die einzige Schwierigkeit habe die Feststellung der Zeit gemacht, da der Baron anfänglich behauptet, seine Reise nicht länger als bis morgen Mittag spätestens hinausschieben zu können; schließlich habe

er doch die proponirte sechste Stunde des Nachmittags acceptirt; als Rendezvous sei ein Platz in dem großen fürstlichen Walde, ziemlich genau in der Mitte zwischen Rinstedt und der Stadt gewählt, an dem Ufer eines kleinen Sees, von wo man sich tiefer in den Forst begeben würde, falls der vorüberführende, sonst ganz vereinsamte Weg morgen infolge des Manövers frequentirt sein sollte.

„Ich kenne die Stelle von früheren Spaziergängen her sehr genau," warf Bertram ein.

„Das beseitigt eine andere Schwierigkeit," fuhr der junge Mann fort; „wie Sie nämlich von der Stadt aus den Weg dorthin finden möchten. Für mich ist der Ort besonders bequem, da unser voraussichtlicher Bivouakplatz keine Viertelmeile entfernt sein wird. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß ich mich bereits der Assistenz unseres sehr geschickten Stabsarztes versichert habe, und daß Herr von Busche für einen Wagen sorgen will. Zuletzt: es schien uns im Interesse der Geheimhaltung der Affaire wünschenswerth, daß sich der Herr Baron nicht direct von hier zum Rendezvous begebe. So hat er denn unter dem Vorwande, mit Herrn von Busche morgen einen Ausflug auf das Manöverfeld machen zu wollen, um am Abend wieder zurück zu sein und übermorgen definitiv abzureisen, sich bei den Herrschaften hier bis morgen Abend entschuldigen lassen und ist bereits in diesem Augenblick mit Herrn von Busche nach der Oberförsterei unterwegs, dort die Nacht zuzubringen."

„Das ist ja Alles vortrefflich," rief Bertram; „Alles mit so viel Umsicht und Vorsicht arrangirt! — ich danke Ihnen sehr. Auch Herr von Busche scheint ja recht traitabel gewesen zu sein?"

„Er war von der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit," erwiderte Kurt; „ja, er sagte mir ganz offen, daß er den Dienst, um welchen der Herr Baron ihn gebeten, sehr ungern, sehr wider Willen, nur aus Rücksichten der hergebrachten Courtoisie leiste und viel darum geben würde, wenn es in seiner Macht läge, die ganze Affaire beizulegen. Ich gestehe, in dem letzten Punkte völlig mit ihm zu sympathisiren. Es war uns Beiden ein überaus schmerzlicher Gedanke, daß ein Mann wie Sie gegen einen Baron Lotter, der sich, wie es scheint, bei Niemand einer besonderen Sympathie erfreut, sein Leben aufs Spiel setzen sollte, noch dazu mit allen Chancen gegen sich —"

„Wie so mit allen Chancen?"

„Herr von Busche sagte, Ihr Gegner sei einer der eminentesten Pistolenschützen, die er kenne, von einer fast unfehlbaren Sicherheit des Auges und der Hand. Herr von Busche hat Sie freilich nicht auf dem Scheibenstand gesehen, aber er fürchtet — und ich mit ihm — daß —"

„Ich ein miserabler Schütze sei," rief Bertram lächelnd; „sprechen Sie es nur dreist aus! Ja, ja, ihr Herren traut uns Gelehrten in solchen Dingen herzlich wenig zu. Aber ihr irrt euch glücklicherweise: ich bin etwas aus der Uebung freilich; indessen ich stehe meinen Mann, noch dazu in der kurzen Entfernung."

„Ich freue mich außerordentlich, das von Ihnen zu hören," erwiderte Kurt; „dennoch möchte ich mir die Frage erlauben, ob denn gar keine Möglichkeit ist, die Sache gütlich beizulegen. Es wäre dazu noch immer nicht zu spät. Das ist auch Herrn von Busche's Ansicht, nur daß wir Beide bei der gänzlichen Unkenntniß über die eigentliche Veranlassung —"

„Aber ich sagte Ihnen bereits, daß es eine alte Fehde sei, die hier zum Austrag komme!" entgegnete Bertram mit einiger Ungeduld. — „Die momentane Veranlassung — nebenbei eine kleine Lection in der gesellschaftlichen Höflichkeit, die ich

dem Baron gegeben — spielt gar keine Rolle."

„So ungefähr war auch Herr von Busche von seinem Auftraggeber informirt, und wir sind übereingekommen, uns dabei zu beruhigen, in Anbetracht, daß ein Mann wie Sie nicht anders als mit vollem Bedacht in einer solchen Sache zu Werke gehe, und daß wir Jüngeren seine Beweggründe ehren müßten, auch wenn dieselben uns leider verborgen bleiben."

„Um so mehr danke ich Ihnen Beiden für das Opfer, das Sie mir bringen," rief Bertram, dem jungen Manne die Hand reichend.

„Dann will ich mich für jetzt empfehlen; Sie werden der Ruhe bedürfen."

Kurt wollte sich erheben; Bertram hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie noch ein wenig," sagte er, „wenn Sie nicht zu müde sind. Ich bin es gar nicht. Nun macht mir freilich das Rencontre morgen auch nicht die mindeste Sorge, ich bin vielmehr von meinem guten Glück so fest überzeugt, wie Cäsar von dem seinen, und hoffe zuversichtlich, daß wir Beide uns noch recht oft im Leben begegnen werden; aber man soll, was die Gegenwart bietet, nicht von der Zukunft fordern, und da lassen Sie mich denn den gegenwärtigen Augenblick benutzen, um ein wenig von einer Angelegenheit zu sprechen, die Sie sehr speciell berührt, und die mir, weiß es Gott, mehr am Herzen liegt als die leidige, mit der wir nur schon zu viel kostbare Zeit verloren haben."

Auf den Wangen des jungen Offiziers flammte ein tiefes Roth; seine dunklen Augen irrten seitwärts vor dem intensiven Licht der großen blauen Augen, deren ungewöhnliche Klarheit und Schönheit er bereits wiederholt im Laufe der bisherigen Unterredung bewundert hatte.

„Sie wissen, wovon ich sprechen will?" fragte Bertram weiter; und wieder fiel es dem jungen Mann auf, wie der Klang dieser Stimme doch so ganz mit dem milden Glänzen der Augen harmonirte.

„Ich glaube, es zu wissen," erwiderte er leise.

„Dann werden Sie auch im Allgemeinen das Verhältniß kennen, in welchem ich zu Erna stehe —"

Kurt wagte noch immer nicht aufzuschauen; er nickte zustimmend.

„Aber Sie können nicht wissen," fuhr Bertram fort, „wie sehr innig dies Verhältniß ist, so daß ich für dasselbe keine ganz zutreffende Bezeichnung finde. Ich würde sagen: des Vaters zu einem liebsten Kinde, wenn sich nicht in meine Empfindung für sie ein Ton mischte, den ich — Sie werden mich vielleicht verstehen — ritterliche Zärtlichkeit nennen möchte. Doch mag diese Nüance auch wohl sonst in der Liebe eines Vaters zu seiner Tochter vorkommen — ich habe leider selbst nie eine gehabt; und ich erwähne dieses Moment nur, weil es mir erklären hilft, weshalb Erna, die mir sonst unbedingt vertraut, ihre Liebe vor mir geheim gehalten hat. Vielleicht war das auch nur die einfache Folge der langen Zeit, in welcher wir uns nicht gesehen, — wo ja dann immer eine Art von Entfremdung eintritt, die freilich, sobald sie erst überwunden, eine desto herzlichere Annäherung im Gefolge zu haben pflegt. Vor Allem aber: das liebe Kind wähnte sich verschmäht, verrathen. An ihrem Glück würde sie den väterlichen Freund gern haben Theil nehmen lassen — das Unglück verschließt stolzen Seelen stets den Mund; und doch weiß ich, daß mehr als einmal das Geheimniß auf ihren lieben Lippen gezittert hat. Hätte sie die Scheu überwunden! sie würde sich und Ihnen, mein Freund, viel Leid erspart haben; und die Palmen im Wintergarten hätten vor einer Stunde sich über zwei Glücklichen, Seligen gewölbt, anstatt

über zwei jungen Thoren, die sich vor aller Liebe die armen Herzen gegenseitig zerrissen."

Kurt zuckte zusammen und machte eine schnelle heftige Bewegung, als wollte er vom Sopha aufspringen; aber die Augen des Mannes leuchteten wieder so herrlich und um den Mund schwebte ein so gütiges Lächeln. Ein seltsamer Schauer durchrieselte des jungen Mannes Herz, wie vor etwas unnahbar Hohem, dem sich demüthig unterzuordnen, gläubig anzuvertrauen gebieterische Pflicht sei. Er senkte die Augen, die zornig aufgeblitzt waren.

„Ich danke Gott, daß er Sie zu der Stelle geführt hat," sagte er leise.

„Und ich danke Ihnen für das Wort, das mich von jeder Zurückhaltung befreit und mir die letzte Scheu nimmt," erwiderte Bertram, indem er beide Hände des jungen Mannes nahm und drückte. — „Wer empfände diese Scheu nicht, wenn es gilt, die zarten Fäden zu berühren, die sich von Herz zu Herzen spinnen und sich, so Gott will, zu jenem starken Gewebe vereinigen, das selbst der Tod nicht trennen kann? Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden; was Gott scheidet, soll der Mensch nicht zusammenfügen wollen. Hier nun, was sich zwischen euch gedrängt hat, ist eitel Mißverständniß, hervorgerufen durch ungewöhnliche Verhältnisse, die auch dem Aelteren, Erfahreneren zu rathen aufgegeben haben würden, und in denen ihr Jungen, Leidenschaftlichen, Unbedachten euch nicht zu rathen und zu helfen wußtet. In dieser eurer Rath- und Hülflosigkeit habt ihr denn sicher Beide hinüber und herüber Fehler begangen, über die der Dämon des Stolzes, der die Engel zu Fall gebracht, seine helle Freude gehabt haben wird. Nicht, damit ich euch eure gegenseitigen Fehler registrire, nur auf daß wir, die Vergangenheit recapitulirend, klarer in die Zukunft blicken, sagen Sie mir ein wenig, wie Alles gekommen ist. Wo lernten Sie Erna kennen? in dem Hause ihrer Tante in E.? nicht wahr?"

„Ja," erwiderte Kurt, „und sie kennen und lieben, war dasselbe; ich darf ohne Uebertreibung sagen: sie sehen und sie lieben. Eines Abends — in größerer Gesellschaft — ich verkehrte schon lange in dem Hause und interessirte mich, glaube ich, ein wenig für Auguste, die jetzt auch hier ist, während ich mit Agathe, dem lieben Mädchen, gute Freundschaft geschlossen. Aber auch sie hatte mir nicht gesagt, daß Erna zum Besuch kommen würde — sie wollte mich überraschen. Und so sah ich sie, ganz unerwartet, in dem Kreise der jungen Damen. Es wäre ganz vergeblich, versuchte ich zu schildern, was da in meinem Herzen vorging. So muß den Menschen zu Muthe gewesen sein, habe ich später oft gedacht, von denen die Bibel erzählt, daß sie einer himmlischen Erscheinung gewürdigt wurden. Der Athem stockte mir in der Brust; die ganze übrige Gesellschaft verschwand; ich sah nur sie, und eigentlich nicht sie, nur ihre Augen. Und das war wie ein Doppelstrom überirdischen Lichtes, der doch wieder ein Strom war, auf dem ich machtlos, widerstandslos fortgetragen, emporgehoben wurde in Gefilde der Seligen, von welchen ich eine Stunde vorher nichts gewußt, nichts geahnt hatte, und die doch — ich fühlte es völlig klar — meine eigentliche Heimath waren, zu der ich zurückkehrte aus ziel- und zwecklosen Irren in der Fremde."

Die Stimme des jungen Mannes bebte; er leerte das Glas, welches er bis dahin kaum berührt hatte, auf einen Zug. Bertram füllte es von Neuem; der Andere bemerkte nicht, wie die einschenkende Hand zitterte, und wie eigen verschleiert der Ton war, in welchem

Bertram, die eingetretene Pause unterbrechend, sagte:

„Sonderbar, oder vielmehr weniger sonderbar als hoch erfreulich, daß ich endlich einmal jene zündende Wirkung von der Liebe Götterstrahl, welche die Dichter aller Zeiten und Orte gepriesen und besungen, in der Wirklichkeit bestätigt finde. Ich schäme mich fast, einzugestehen, ich habe es, trotzdem ich kein hoffnungslos prosaischer Mensch zu sein glaube, immer nur für einen holden Traum der Phantasie gehalten."

„Und ist ja auch insofern ein Traum," erwiderte Kurt, „als die Verhältnisse der Wirklichkeit sich in demselben auf das wundersamste verrücken und verschieben und man von dem, was geschieht, was man thut, kaum bessere Rechenschaft zu geben weiß als ein Schlafwandelnder. Ich erinnere mich nicht, wie ich an jenem Abend nach Hause gekommen bin; ich weiß schlechterdings nicht, ob nun mehrere Tage dazwischen liegen, oder ob es bereits an dem folgenden war, daß ich, auf einer Landpartie, abseits von der Gesellschaft mit ihr durch einen Hain wandelte. In den vom Abendlicht durchzitterten Bäumen tönten ein paar leise Vogelstimmen. Sonst tiefe Stille. Und wir gingen stumm neben einander; sie bückte sich manchmal, eine Blume zu pflücken für den kleinen Strauß, den sie in der Hand hielt, und als sie sich wieder einmal bückte und ich ihr zuvorkommen wollte, berührten sich unsere Hände. Und richteten uns dann Beide erschrocken auf und blickten uns in die Augen, und der Strauß glitt aus ihrer Hand und — es war eben ein Traum, ein wonnevoller kurzer Traum. Wer kann einen Traum erzählen!"

Der junge Mann war aufgestanden und an das offene Fenster getreten. Bertram blieb sitzen; er hatte den Kopf in die Hand gestützt. Als Kurt wieder zum Tisch zurückschritt, wollte es ihn bedünken, als sei das edle Gesicht, das jetzt freundlich lächelnd zu ihm aufschaute, bleicher als zuvor.

„Verzeihen Sie," sagte er; „ich glaube, Ihnen anzusehen, Sie bedürfen der Ruhe. Lassen Sie mich hier abbrechen. Was nun kam, wissen Sie ja."

„Aber nicht so ganz, wie es kam," erwiderte Bertram; „und das ist für mich von höchstem Interesse. Bitte, setzen Sie sich wieder zu mir, Sie müßten denn selbst zu müde sein. Was mich betrifft, ich bin eine alte erprobte Nachteule. Wie es kam — ja! wie kam zum Beispiel die Kunde von Ihrem Verhältniß zur Fürstin Erna zu Ohren? Es mußte sich da doch ein Verräther gefunden haben und ein recht böswilliger dazu."

„Wäre das doch nur der Fall gewesen," erwiderte Kurt; „einen Verräther würde Erna mit ihren klaren Augen bald durchschaut haben. Aber der ihr die Mittheilungen machte, war ein lieber Freund von mir, ein Kamerad, welcher auf einem Besuch in unserer alten Garnison sie kennen lernte, keine Ahnung von unserem Verhältnisse hatte und, als die Rede auf mich kam, unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Geheimniß ausplauderte, jedenfalls auch in seiner Weise ausschmückte und vervollständigte, um das enorme Glück, das ich zu machen im Begriff stehe, im höchsten Glanz schimmern zu lassen. Da er notorisch mit mir sehr liirt war, ich ihn selbst an das Palm'sche Haus, in welchem er früher nicht verkehrt, speciell an Erna empfohlen hatte, mußte sie wohl glauben, daß seine romantische Geschichte pure Wahrheit sei, ja, es stieg der fürchterliche Gedanke in ihr auf, ich — ich selbst hätte den Freund zu diesen Mittheilungen autorisirt, oder, wenn das auch freilich allzu schmachvoll gewesen wäre: er sei von mir beauftragt, sie vorzubereiten, und habe nur seinen Auftrag in plumper Weise ausgeführt,

so daß ich, wenn nicht für die Form, so doch für die Sache selbst verantwortlich sei. Ihr nächster Brief — die Briefe gingen durch Agathens Hände unter dem Deckmantel einer Correspondenz derselben mit einer Freundin in meiner Garnison — enthielt weiter nichts als die Frage, ob es wahr sei, daß ich mit der Fürstin in irgend einer Verbindung stehe? Ich konnte die so gestellte Frage nicht anders als mit ja beantworten, indem ich sie zugleich bat, über Alles, was diese sogenannte Verbindung angehe, Niemand, es sei, wer es sei, Gehör zu schenken als nur mir selbst. Die Bitte kam freilich sehr spät, verfehlte aber doch ihre Wirkung nicht auf Erna's Herz, das sich gewiß mit äußerstem Widerstreben dem schrecklichen Verdacht geöffnet hatte und nun befreit aufjauchzte. Sie neckte den Kameraden wegen seiner fruchtbaren Phantasie, die sich Geschichten erdichte, an denen kein wahres Wort sei, wie sie jetzt von anderer zuverlässiger Seite erfahren. So, in die Enge getrieben und empfindlich darüber, daß ihm alle Glaubwürdigkeit abgesprochen wurde, erklärte der Kamerad, er habe es, wenn nicht aus erster, so doch aus zweiter sicherer Hand, denn sein Gewährsmann sei kein geringerer als der Oberst, dessen Zeugniß Erna doch schwerlich zurückweisen werde. Er bat abermals um Verschwiegenheit, ließ aber durchblicken, daß auch andere Kameraden von der Sache unterrichtet seien und ebenfalls durch den Oberst. Jetzt verkehrte sich für Erna der Zweifel, welchen sie besiegt zu haben glaubte, in Verzweiflung. Sie kannte durch mich selbst das intime Verhältniß, welches zwischen mir und Herrn von Waldor bestand, den ich wiederholt meinen besten, gütigsten Freund, meinen Beschützer und zweiten Vater genannt hatte. Eine neue Anfrage von Erna: ob Herr von Waldor meine Beziehungen zur Fürstin kenne. Und wiederum mußte ich diese Anfrage bejahen, ohne den Verdacht hinzufügen zu dürfen, der jetzt — und jetzt zum ersten Male — in mir aufstieg, daß Herr von Waldor diese Beziehungen in seinem, Ihnen ja wohlbekannten Interesse geflissentlich falsch dargestellt habe. Was soll ich weiter die unselige Lage schildern, in die ich nun gerieth: wie sich das Netz, in das ich mich verstrickt — oder in welches man mich verstrickt — immer enger und verderblicher über mir zusammenzog, so daß ich alle Hoffnung aufgegeben, mich daraus zu lösen, um so mehr, als Erna, wie Sie ja selbst gehört, gerade Ihre Vermittelung, die ich anrufen wollte, mit so leidenschaftlicher Entrüstung zurückgewiesen hat — ich gestehe, nicht zu ahnen, aus welchem Grunde."

Die dunklen Augen des jungen Mannes hoben sich fragend zu Bertram, ohne daß dieser für den Moment den Blick erwiderte. Er hatte sich eben ein wenig gewandt, die Gläser aufs Neue zu füllen; er schien nicht zu bemerken, daß er das zweite übervoll goß und der Wein reichlich auf die Tischdecke floß.

„Ah!" sagte er, „Verzeihung! ich war so in Gedanken. Aus welchem Grunde? Nun, ich denke mir, es wird derselbe sein, welcher erfahrungsmäßig junge Mädchen abhält, ihre Väter zu Vertrauten ihrer Herzensgeheimnisse zu machen. Sie fürchten die väterliche Eifersucht, die väterliche Voreingenommenheit gegen den, der es sich herausnimmt, die Hand zu begehren, für welche ja der Beste der Besten selbstverständlich weitaus nicht gut genug ist. Aber seien Sie ohne Sorge: Erna soll an mir einen Freund und Beschützer und Berather finden, der den Beweis zu liefern hofft, daß man wie ein Vater lieben kann, ohne wie ein Vater verblendet zu sein, und der es vor Allem ehrlicher mit ihr meint, als ich leider von Herrn von Waldor in Bezug auf Sie sagen kann."

Ueber das offene Gesicht des jungen Mannes flog ein dunkler Schatten.

„Ich danke Ihnen," sagte er mit leiser Stimme, „danke Ihnen aus tiefstem Herzensgrunde für so viel Güte, die zu verdienen die schönste Aufgabe meines Lebens sein wird; aber schelten Sie mir Herrn von Waldor nicht! Es ist unmöglich, ihn mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messen. Todesverachtung und Lebensgier, königliche Großmuth und kleinlicher Egoismus, zarteste Liebe und stahlharter Haß — das Alles liegt in der Seele des Mannes dicht neben einander, durchkreuzt sich in einer Weise, die selbst mir, der ich ihn besser zu kennen glaube als irgend wer, oft ein völliges Räthsel ist. Aber wenn ich mich dann einmal gar nicht in ihn zu finden weiß, wenn ich wie in diesem Falle sehen muß, daß er selbst mich und mein Glück — ich darf nicht sagen: opfern, aber aufs Spiel setzen kann, meint er, dadurch das eigene gewagte Spiel zu gewinnen — dann brauche ich nur zu gedenken, was er dem verwaisten Knaben gewesen ist, nachdem er meinen zum Tod verwundeten Vater auf den eigenen Schultern aus dem Kampfgewühl der Düppeler Schanzen getragen — wie er — der ungeduldigste der Menschen — mit der Geduld einer Mutter an meinem Bette gewacht hat, wenn ich krank war, und von Neuem zu studiren begonnen hat, um meine Studien überwachen und leiten zu können; und wie er mich auf der Cadettenanstalt unterhielt, den Fähndrich, den jungen Offizier equipirte, unterstützte; dem Blutarmen, Bürgerlichen, damit er in dem aristokratischen Regiment standesgemäß leben könne, überreichliche Zuschüsse aufnöthigte und außer sich gerieth, als ich mich weigerte, dieselben länger anzunehmen, weil ich erfuhr, daß er sich das Geld zu Wucherzinsen borgen mußte — gewiß, Sie werden mir einräumen: wer so tief in der Schuld ist, wie ich es gegen Herrn von Waldor bin, der hat das Recht, ja, er hat die Fähigkeit verloren, sich zu sträuben und zu widersetzen, auch wenn die Hand, die ihm so viel Gutes erwies, schwer, furchtbar schwer auf ihn drückt."

„Ich glaube, Ihnen das nachfühlen zu können," erwiderte Bertram, „obgleich Waldor in meinen Augen dadurch nicht entschuldigt wird — im Gegentheil: ich halte mich streng an das Bibelwort, daß die rechte Hand nicht wissen soll, was die linke thut, und daß, wer Dank begehrt, seinen Lohn dahin hat. Ueberdies war denn das Opfer, das Waldor Ihnen zumuthete, indem er Sie in eine so verhängnißvolle Lage drängte, nothwendig? Im moralischen Sinne ist das gleichgültig, aber ich möchte über diesen Punkt, der mir bis jetzt dunkel geblieben ist, womöglich aufgeklärt sein."

„Wie sich die Sache genau verhält, wüßte auch ich nicht zu sagen," entgegnete Kurt; „ich nehme an, daß in dem Ehecontract der Fürstin gewisse Bedingungen enthalten sind, welche ihr den größten Theil ihres jetzigen Vermögens, sobald sie eine neue Ehe eingeht, entziehen. Oder vielmehr zu entziehen scheinen. Denn um die richterliche Interpretation dieses fraglichen Punktes handelt es sich in dem Proceß, der jetzt in die letzte Instanz getreten ist. Es läßt sich weiter annehmen, daß die Auffassung der Fürstin nach den Gesetzen einer gesunden Logik die einzig richtige; aber sie fürchtet — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht — man werde sich gegen sie entscheiden, sobald man erfährt, daß sie ihre Wahl auf einen Ausländer gelenkt hat und im Begriff steht, denselben zu heirathen."

„Aber Sie waren doch auch ein Ausländer," warf Bertram ein.

Kurt zuckte die Achseln: „Ein obscurer bürgerlicher Lieutenant und die Fürstin Bolinzow! das brauchte man nicht ernst-

haft zu nehmen, das würde man nicht ernsthaft genommen haben, ebenso wenig wie ein Dutzend andere Verhältnisse —"

Der junge Mann brach ab, bis in die Schläfen erröthend.

„Pfui!" rief er, „das war schändlich von mir! Mag ein Anderer über das unglückliche Opfer gräulichster Mißerziehung und der entsetzlichsten Verhältnisse den Stab brechen, ich darf es nicht, ich darf gegen sie nichts empfinden als Bewunderung und Dank und immer wieder Dank, ich, der ich weiß und es an mir erfahren, daß sie sich durch alles Schlimme und Arge, das sich an sie herangedrängt von ihren Kindesbeinen, die Fähigkeit einer großen heroischen Liebe bewahrt hat, deren wir Männer wohl nie und von den Frauen auch nur die allerbesten, alleredelsten fähig sind."

Kurt hatte erst bei den letzten Worten den Blick zu erheben gewagt und senkte ihn sofort wieder. Die großen Augen des Mannes ihm gegenüber leuchteten in einem wundersamen Glanz, während ein seltsames, halb wehmüthiges, halb ironisches Lächeln um seine Lippen schwebte.

„Gewiß," sagte er langsam, „Sie haben vollkommen Recht: nur die alleredelsten Frauen! Wir Männer sind egoistische Hallunken; das ist unser stolzes Herrenrecht; und wer sich dieses Rechtes begiebt, ist werth, daß er zwischen elenden Schächern ans Kreuz geschlagen wird."

Er hatte sich vom Sopha erhoben, schritt ein paar Mal im Zimmer auf und ab und trat dann an das offene Fenster. Kurt war sitzen geblieben, meinend, daß jener sich bald wieder zu ihm wenden werde. Aber das geschah nicht. Der junge Mann gerieth in Verlegenheit. Den Träumer dort zu stören, verbot ihm die Ehrfurcht. Er war nie einem Menschen begegnet, dessen Nähe ihn so durchschauert hätte mit dem Anhauch des höchsten, reinsten Lebens. Und zu diesem Bewußtsein, mit dem er sich über sich selbst hinausgehoben fühlte, gesellte sich die schmerzliche Empfindung, die ihn vor sich selbst erniedrigte, daß er eben noch klein genug gewesen, über die Frau ein herbes Wort zu sprechen, von der er doch wußte, sie war hierher gekommen, der Opfer größtes zu bringen, das ein liebendes Herz bringen kann. Und jener wußte es nicht minder — hatte ihm doch Alexandra gestanden: ich habe ihm Alles gesagt. Welcher schrille Mißton mußte für des Mannes reingestimmte Seele das schlimme Wort gewesen sein! Und nun hatte der Mann dem, welchen er als einen Undankbaren erfunden, die auf guten Glauben hin geschenkte Sympathie entzogen, und hatte sich von ihm gewandt, — für jetzt und für immer.

Er wollte, er mußte fort.

Aber es war, als ob er von unsichtbaren Banden an seinen Platz gefesselt sei; und jetzt, wie er so, mit sich selbst grollend, in dumpfem Brüten dasaß, waren es nicht bloß die müdeschweren Glieder, die ihm den Dienst versagten. Die Gedanken schweiften und zerflatterten. Ueber seine Augen senkte es sich wie ein dichter Schleier, durch den er nur noch auf Momente undeutlich die Umgebung sah; die Lichter auf dem Tisch schienen Bivouakfeuer in weiter Ferne und dann röthliche Sterne, die in Dunkel erloschen.

Bertram hatte die Lichter nach dem Schreibtisch getragen, so daß nun Schatten über den Schläfer fiel; dann kam er zum Sopha zurück und breitete ihm eine Decke über die Kniee.

„Armer Junge, ich sah, wie du mit dem Schlafe kämpftest; das Examen war gar zu lang, aber ich konnte es dir nicht ersparen, und du hast es gut bestanden."

Lange stand er in Anschauen versunken.

„Und so wird sein Haupt neben dem ihren ruhen — auf einem Kissen."

Er strich sich über die Augen.

„Schäme dich!"

Er setzte sich geräuschlos an den Schreibtisch, und leicht und leise glitt seine Feder über das Papier.

„Mein liebes Kind! Ich darf dich von jetzt mit Recht so nennen, jetzt, wo mir das Schicksal selbst eine Gelegenheit nach der anderen giebt, mich als ein guter und ich hoffe auch einsichtiger Vater dir gegenüber zu bewähren. Vor einer Stunde kaum hatte ich mein geliebtes Kind zu beruhigen, zu trösten, und durfte ihr doch den rechten Trost nicht geben, durfte ihr nicht meine volle Ueberzeugung aussprechen, daß ein gutes, gerades Herz mit seinem ersten vollen Schlage immer das Rechte und den Rechten trifft. Denn gut und gerade, wie das Herz meines lieben Kindes ist, so ist es doch auch ein gar trotzig Ding, das lieber nach seiner Façon unselig als nach der von anderer Leute Herzen selig sein will; und sich gegen mein Zureden verschlossen und mein Zeugniß verworfen hätte, und immer wieder darauf zurückgekommen sein würde: du kennst ihn nicht! Nun aber sage ich dir: ich kenne ihn; und du mußt mein Zeugniß annehmen, als eines Vielerfahrenen, Herzenskundigen, dem die Liebe zu dir, die Sorge um dein Glück die menschlich scharfen Augen mit göttlicher Klarheit gefüllt hat. Ich kenne ihn nach dieser einen Stunde, die ich hier auf meinem Zimmer im vertraulichsten Gespräch mit ihm verbracht, als hätte ich ihn von seinen Kindesbeinen gekannt, den stattlichen Jüngling, der, während ich dies schreibe, unter meiner Obhut den süßen Schlaf erschöpfter Jugendkraft schläft, trotz seiner schmerzlichen Sorgen und seines Herzens bitterer Noth. Ich habe den Schläfer beobachtet. Der Schlaf ist ein furchtbarer Verräther für die engen Geister und die schlaffen Herzen. Hier hatte er nichts zu verrathen; hier hatte er nur seinen weichen und doch untrüglichen Stempel zu drücken auf das schöne Abbild einer großen und edlen Seele. Und so, wie diese Seele, gleichsam wehr- und widerstandslos, mir ausgeliefert ist, empfange sie denn, du Liebe, aus meiner Hand, als ein hochherrliches Geschenk der Götter, die mich gewürdigt haben, der Bote und Vollstrecker ihres heiligen Rathschlusses zu sein.

„Ich habe dir versprochen, nicht zu reisen, so lange du meiner noch bedürftest. Du bedarfst meiner nicht mehr; so reise ich denn morgen früh, ohne Abschied von dir zu nehmen. Auch deiner Mutter werde ich mich nur schriftlich empfehlen: sie kennt meine Passion, geräuschlos aus der Gesellschaft zu verschwinden. Es ist eine lange Reise, die ich vorhabe, und wir sehen uns wohl so bald nicht wieder. Trennung ist ein zeitweiliger Tod, und die Zeit wieder nichts als ein winziger Erdenwinkel, der zu seinem Complement die Unendlichkeit hat. Der edlere Mensch sollte sein Denken und sein Handeln nicht auf jenen, sondern auf diese berechnen; und so lasse dir denn, was für die kurze Spanne, die wir einander nicht sehen werden, gesagt ist, für immer gesagt sein: lebe wohl! das heißt: lebe nach dem Gebote deines Herzens, wie du es vernimmst, wenn du in heiliger Stille und hingebender Andacht seiner Stimme lauschest! Wie es sich dann gestaltet, dieses unser Leben — es ist nicht mehr unsere Sache, sondern die von Mächten, über welche wir ein für alle Mal keine Gewalt haben, und geht uns deshalb gar nichts an. Also noch einmal: lebe wohl!

„Grüße mir die liebe Agathe auf das herzlichste! sie ist deine wahre Freundin; mir war immer, als könne sie dir nichts rathen, was nicht auch ich dir rathen würde.

„Und eine Andere ist deine Freundin, obschon du sie nicht dafür hältst. Du weißt, daß ich von der Fürstin spreche. Auch sie wird sich morgen von euch ver-

abschieden, nicht ohne den Versuch gemacht zu haben, dir zu beweisen, daß sie deine Freundin ist. Empfange sie gut um meinetwillen; dann, bin ich überzeugt, wirst du mit freundlich dankbaren Gefühlen von ihr scheiden, die sie selbst dir eingeflößt hat. Was immer sie dir mittheilt — ich übernehme die Bürgschaft der Wahrheit. Sie gehört zu den Herzen, die oft irren mögen, aber niemals lügen.

„Solltest du mir noch eine Botschaft zu senden haben — gieb sie deinem Vater mit, den ich im Laufe des morgenden Tages noch in W. sehe. Falls ich dir noch etwas zu sagen hätte, soll es dir Kurt überbringen, den ich ebenso morgen noch sehe und spreche.

„Und nun gedenke deines Versprechens, mein gutes und gehorsames Kind zu sein, und zum letzten Male: lebe wohl!"

Er hatte den Brief couvertirt und wandte sich in seinem Sessel nach dem Sopha. Sein junger Gast lehnte in derselben Stellung; nur der Kopf war ein wenig mehr hintenüber gesunken. Und mochte es nun sein, daß die Schatten tiefer auf die Stirn und die geschlossenen Augen fielen, während Kinn und Lippen in ein helleres Licht traten — die vorhin so weichen Züge schienen schärfer und der Ausdruck fast frauenhafter Milde und Sanftheit in den mannhafter Entschlossenheit, ja zürnenden Unmuths umgewandelt.

So mochte Simon Petrus die Brauen zusammengezogen, so mochte es um seine Lippen gezuckt haben — in jener Nacht!

Und konnte doch schlafen, obschon er wußte, was geschehen würde! wie dieser hier es weiß, und doch schlafen kann!

Er stand wieder am offenen Fenster, sich gegen das Kreuz lehnend.

Tiefe Stille; nur manchmal strich der Nachtwind vorüber; dann rauschte und raunte es in den Büschen und Bäumen. Aus dem Dorfe dämmerte hier und da durch dichte Nebelschleier ein röthliches Licht. Jezuweilen kam ein dumpfes Geräusch herauf wie von Rosseshufen und dem gleichmäßigen Schritt eines Kriegshaufens und Waffengeklirr. Dann wieder tiefe Stille, und durch die tiefe Stille das halb erstickte Krähen eines Hahns. Ueber dem Rand der Berge drüben hing der beinahe volle Mond blutroth in dem Dunst, der ihm aus den Wäldern entgegendampfte.

Hast du auch ihn so trübselig angeblickt in jener Nacht? und mußten auch ihm alle himmlischen Sterne verlöschen, damit er des Himmels eingedenk sei, den er in seiner Brust trug?

Ach, und er wußte, daß er für die Welt starb; ich verlange ja in Demuth nichts, als für sie zu sterben, die meine Welt ist.

Man kann sich sein Gethsemane nicht wählen; man muß es nehmen, wie es kommt: unter dem Klange der Posaunen des Weltgerichts, der durch die Herzen aller nachwachsenden Menschengeschlechter dröhnt, oder in tiefer, weltverschollener Heimlichkeit, in welche nie ein Menschenauge schauen wird, so wenig wie in den Abgrund des Meeres.

Und dies hier nun ist mein stilles Gethsemane.

Der Mond war hinter den Bergen versunken; der Morgenwind wehte kühl herein; er war im Begriff, das Fenster zu schließen, als aus der Ferne ein kurzer dumpfer und doch starker Ton herüberklang, dem alsbald andere ähnliche folgten, so schnell, daß das Echo bereits die zerstückten Töne zusammenfassen und als anschwellenden Donner zurückbringen konnte. Und nun schmetterten aus dem Dorf langgezogene Trompetentöne und die Trommeln rasselten drein.

Bertram hatte sich schnell zu dem Schläfer gewandt, der nicht um seinethalben die Pflicht des Dienstes versäumen sollte. Der aber war bereits von seiner

Sophaecke aufgetaumelt mit weit offenen Augen, welche doch noch der Schlaf umschleiert hielt, und weit ausgestreckten Armen, die in der Luft wie nach Waffen griffen.

„Ich, ich! nicht Sie! ich will's ausfechten! geben Sie mir die Pistole!"

Bertram berührte seine Schulter:

„Man schlägt im Dorf Generalmarsch."

„Ja so! ich meinte —"

Er fuhr sich mit den Händen über die Augen.

„Ich habe geschlafen — verzeihen Sie! wie sind Sie so gut, daß Sie für mich gewacht haben! — Ist das schon lange?"

Er deutete nach dem Fenster.

„Keine halbe Minute."

„So komme ich noch zur rechten Zeit."

Er hatte den Degen bereits angesteckt und den Helm ergriffen.

„Verzeihen Sie meine Eile — Sie wissen —"

„Keine Entschuldigung! das versteht sich von selbst. Auf Wiedersehen!"

Er hatte dem jungen Mann die Hand gereicht. In dem schönen männlichen Gesicht, das jetzt wieder zum vollen Leben erwacht war, zuckte es seltsam. Er wollte offenbar etwas sagen, für das er nicht den rechten Ausdruck fand. So drückte er nur kräftig die Hand, die er in der seinen hielt.

„Nun denn — auf Wiedersehen!"

Kurt war davongeeilt; Bertram's Blick blieb auf die Thür geheftet, durch welche die schlanke Gestalt entschwunden.

„Gott sei Dank! es ist wenigstens keine Unehre, ihm zu weichen; an ihm ist Kern und Schale süß."

* *
*

In dem eben noch so stillen Schloß war es laut geworden von durch einander rufenden Stimmen; vom Hofe erscholl Pferdegetrappel. Ein schneller, wuchtiger Schritt kam den Corridor herauf:

„Welche Thür?"

„Die zweite, Herr Oberst; erlauben der Herr Oberst!"

Aber Bertram hatte bereits geöffnet; Waldor stürmte herein.

„Guten Abend, lieber Freund, oder guten Morgen! ein Glück, daß ich gleich Ihren Diener traf — hätte lange suchen können — habe nur fünf Minuten Zeit — wo ist Ringberg? Ihr Diener sagte, er sei hier?"

„War hier — bis zum Generalmarsch."

„Das kam unerwartet? he?" rief der Oberst. „Eine Stunde früher — hab's auf meine Kappe genommen — Excellenz werden außer sich sein — Angriff abwarten — ja wohl! bei der exponirten Stellung! zurück müssen wir schließlich doch — da will ich ihnen wenigstens das Leben sauer machen. Aber das geht Sie ja nichts an. Hier etwas, das Sie ein wenig angeht und sehr freuen wird. Lesen Sie!"

Waldor hatte zwischen ein paar Knöpfen seiner Uniform ein zusammengefaltetes Papier hervorgezogen und Bertram gereicht. Es war eine Depesche in französischer Sprache: „Der Frau Prinzessin meine aufrichtigsten Glückwünsche — Proceß definitiv gewonnen — Ihr sehr ergebener Diener Odintzow."

„Odintzow ist unser Rechtsanwalt und chargé d'affaires in Petersburg; absolut zuverlässig," erklärte Waldor. — „Was sagen Sie nun?"

„Daß ich ebenfalls von Herzen gratulire. Wie kam das in Ihre Hand?"

„Man muß eben Glück haben. Wußte, daß die Entscheidung in der Luft schwebte, obgleich Alexandra es nicht glauben wollte. Hatte in W. Auftrag gegeben, bei Tag und bei Nacht jede einlaufende Depesche durch einen Reitenden unverzüglich hierher zu senden. Wie ich eben von meinen Vorposten komme, dicht bei Rinstedt, überhole ich auf der Chaussee

einen Kerl, der vor mir hertrabt. — Depesche nach Rinstedt? — Jawohl. — Fürstin Volinzow? — Jawohl! — Her damit! — Kerl war die Depesche los, ehe er wußte, wie ihm geschah. Beim Schein meiner Cigarre gelesen — deshalb der Brandfleck. Bitte, geben Sie mir ein Convert — oder wollen Sie die Güte haben, sie der Fürstin morgen früh zu überreichen mit meinem ehrfurchtsvollen Gruß? Wird ihr doppelt Freude machen; kann Ihnen sagen: haben noch immer das alte Glück bei Frauen; Alexandra schwärmt für Sie. Richtig! und da mögt ihr denn auch gleich eure klugen Köpfe zusammenstecken, wann und wie ihr nun die gewonnene Schlacht im Interesse unserer jungen Schützlinge ausbeuten wollt. Gebe auch plein pouvoir. Ich dächte, wir ließen sie bis morgen Abend zappeln; käme dann mit Kurt herüber, dem natürlich kein Wort sage. Kleines behagliches Souper: meine Herrschaften, habe die exquisite Ehre, Ihnen in der Prinzessin Alexandra Paulowna meine theure Braut — prachtvoll! die verwunderten Augen von der schönen Frau Amtsräthin! — das ist ja allein den Spaß werth! und dann die jungen Leute gleich hinterdrein — ihr müßt natürlich die Kleine vorher ordentlich ins Gebet nehmen — scheint mir ihren Kopf für sich zu haben — na, ihr werdet's schon machen. Adieu, mon cher! adieu! sehen verteufelt abgespannt aus! kommt vom Stubensitzen! ich bin seit heute Morgen um vier auf den Beinen und fühle mich frisch, wie wenn ich aus dem Bett käme. Ist das Kurt's Glas? nein, keine Umstände! es wäre nicht das erste Mal, daß er und ich aus einem Glase getrunken!"

Waldor hatte sich das Glas voll geschenkt und auf einen Zug geleert.

„Ein vortrefflicher Wein! Siebenundsechziger! Adieu! und à revoir!"

„Und so erobert man die Welt," sagte Bertram lächelnd; „es nimmt sich vielleicht schwerer aus, als es in Wirklichkeit ist."

Er hatte sich wieder an den Schreibtisch gesetzt und ein neues Blatt zur Hand genommen.

„Meine gnädige Fürstin!

„Soeben verläßt mich Waldor, nachdem er mir die Einlage, zu welcher ich schönstens gratulire, zur Weiterbesorgung an Sie übergeben hat. Ich muß das leider schriftlich thun, da ich in wenigen Stunden — heimlich vor aller Welt — von hier aufbreche, um nicht zurückzukehren. Auch Waldor habe ich den letzteren Umstand, welchen mir unabweisliche Geschäfte octroyiren, verschwiegen. Er hofft vielmehr, mich am Abend noch hier zu finden, damit ich Zeuge des Erstaunens sei, welches die Ankündigung Ihrer Verlobung, der ja nun nichts mehr im Wege steht, in dem hiesigen Freundeskreise hervorrufen wird. Es thut mir aufrichtig leid, ihm diese Freude — es würde wirklich eine für ihn sein — nicht machen zu können.

„Und noch mehr, daß ich ihm eine schlimmere Enttäuschung bereiten muß.

„Ich halte es nämlich — im Interesse unserer Schützlinge — für wünschenswerth — für nothwendig, wenn Sie wollen — daß Sie, meine gnädige Frau, ebenfalls morgen abreisen, ohne Waldor's abendlichen Besuch zu erwarten. Die Mittheilungen, welche Sie unserer jungen Freundin zu machen entschlossen waren, noch bevor Ihnen Waldor ‚plein pouvoir' gegeben — wie er es jetzt durch mich thut — werden die rechte beruhigende Wirkung nur haben, wenn Sie den in Erna's Herzen angeschlagenen Accord voll und rein ausklingen lassen. Im Leben wie in der Komödie muß man auf gute Abgänge sehen. Man verfehlt dieselben, wenn man nach dem letzten entscheidenden Wort noch auf der Bühne zögert.

„Was die Mittheilungen selbst betrifft?

„Ich würde es für anmaßend halten, der klugen Freundin Claudine's nach dieser Seite einen Rath geben zu wollen. Sie weiß, daß man nur vor dem Gerichte verpflichtet ist, die ganze Wahrheit zu sagen. Im Leben genügt es, ja ist es oft im Interesse der Menschlichkeit geboten, freilich nichts als die Wahrheit, aber von der Wahrheit nur so viel zu sagen, wie es — um mit dem weisen Nathan zu reden — nöthig ist und nützt.

„Und jetzt — zu allen diesen Bitten — einen Dank, einen tiefgefühlten: den Dank, daß Sie mich gewürdigt haben, Claudine kennen zu lernen und — Sie selbst. Ihre Freundin ist vielleicht interessanter und geistreicher — Sie behaupten es wenigstens —, aber Sie, Sie haben tausendmal das edlere Herz.

„Ich für mein Theil machte stets die schuldige Reverenz vor dem geistreichen Kopf; aber vor dem edlen Herzen beugte ich immerdar willig meine Kniee."

Längst war es wieder still im Schloß; auch das in unmittelbarer Nähe engagirte Gefecht hatte sich weit weggezogen und grollte nur noch in dumpfen Donnern wie ein fernes Gewitter. Die Lichter auf Bertram's Schreibtisch waren fast bis in die Sockel heruntergebrannt; er wandte die müden Augen nach dem Fenster, durch welches der Morgen grau hereinblickte. Konski trat in das Zimmer.

„Was ist die Uhr?"

„Eben fünf, Herr Doctor."

„So spät! nun, ich bin fertig. Wie steht's? haben Sie einen Wagen aufgetrieben?"

„Hält schon unten an der Brücke."

„Vom Schulzen?"

„Ja, Herr Doctor. Er machte zuerst etwas Sparrenzen; sie wollen nämlich aufs Manöver fahren; und Herr von Busche hat für den Nachmittag auch einen bestellt. Der kriegt nun einen Leiterwagen mit Strohsäcken; na, das ist am Ende nicht so schlimm."

„Weshalb machen Sie denn dazu ein so trübseliges Gesicht?"

„Dazu noch lange nicht, Herr Doctor."

„Nun?"

„Daß ich den Herrn Doctor so allein wegfahren lassen soll. Können Sie mich denn nicht mitnehmen?"

„Unmöglich. Sie sehen selbst, daß Sie noch ein paar Stunden zu thun haben. Die versiegelten Packete kommen in den kleinen Koffer, den Sie bei sich behalten. Die Briefe dort geben Sie an die Herrschaften, sobald dieselben auf sind. Das Geld ist zu Trinkgeldern an die Leute. Daß Sie mir keinen vergessen! und nicht geknausert, Konski! Grüßen Sie auch Ihre Aurora von mir. Und nun meinen Mantel! Adieu, Konski!"

„Ja, soll ich denn den Herrn Doctor nicht wenigstens bis zum Wagen bringen?"

„Nein."

„Herr Doctor, seien Sie mir nicht bös! Ich meine es gewiß gut mit Ihnen und die Aurora auch. Wir haben noch vorhin wieder von nichts Anderem gesprochen. Und sie schwört Stein und Bein darauf, wenn der Herr Doctor nur wollten, Sie könnten das gnädige Fräulein jeden Tag haben."

„Dann sagen Sie Ihrer Aurora, der Herr Doctor wolle nicht; der Herr Doctor habe mehr zu thun, als verliebte Narrenspossen zu treiben wie ihr Beide."

Er hatte dem treuen Menschen die Hand gereicht und war gegangen. Eine Minute später sah jener, der traurig am Fenster stand, die dunkle Gestalt rasch an dem Rasenplatz hinschreiten und hinter einer Terrassenmauer verschwinden. Seufzend schloß er das Fenster.

Bertram aber hemmte seinen Schritt, sobald er sich unbeobachtet wußte. Langsam stieg er die Stufen zu der zweiten Terrasse hinab. Es war der Lauben-

gang, welcher links auf den Altan unter der Platane mündete. Er warf einen scheuen Blick nach jener Seite. Sein Fuß hatte schon die nächste Treppe berührt; er wollte hinab — fort; aber wie mit magischer Gewalt zog's ihn doch hin.

Da, in jenem Stuhl hatte sie gesessen; er hier, ihr gegenüber. Und die goldigen Sonnenstrahlen waren durch das dichte Gezweig geschlüpft, in welchem die Vögel jubilirten; von den Beeten herauf wogte der Blumenduft, und in seinem Herzen war eitel Licht und Jubel und Frühlingswonne gewesen. Und nun! und nun!

„Du heilige Morgenfrühe, vergieb mir! ihr stillen Büsche und Bäume sagt's nicht weiter! ich habe ertragen, was ein Mensch ertragen kann; ich kann nicht mehr!"

Und die Hände in sein Gesicht drückend, weinte er lange bitterlich.

* *
*

In dem kleinen Garten unter breitkronigen Kastanien saßen um die vierte Nachmittagsstunde der Rechtsanwalt und Bertram an einem mit Büchern, Acten und Papieren bedeckten Tische. Aus dem kleinen Garten sah man über einen schmalen Hof in die Fenster der Expedition, wo man eben angefangen hatte, das nach langer Berathung festgestellte Testament ins Reine zu schreiben.

„Und nun, Sie Ernsthaftester und Gewissenhaftester aller Menschen, der Sie in die Wahlcampagne gehen wie in einen wirklichen Krieg, lassen Sie uns darauf anstoßen, daß der Sieg auf Ihrer, das heißt auf unserer, das heißt auf der Seite der Freiheit und des Rechtes ist, und daß dem Sieger als Dotation eine stattliche Reihe rühmlicher Jahre — mindestens so viele, als dieser Rüdesheimer Achtundsechziger zählt — zu den ihm sonst beschiedenen extra zugelegt werde!"

Der Anwalt füllte aus einer ehrwürdigen Flasche von einem Nebentischchen die grünen Kelchgläser und hielt das seine Bertram entgegen.

„Ich thue Ihnen Bescheid," erwiderte Bertram, „obgleich ich, wie Sie wissen, gegründete Ursache habe, anzunehmen, daß Ihr freundlicher Wunsch nicht in Erfüllung gehen wird."

„Ei was!" rief der Anwalt, „ich bin ebenfalls kein Riese, aber des guten Glaubens, daß ich sämmtliche gleichalterige Riesen überleben werde. Es ist der Geist, der sich den Körper bauet, sagt Wallenstein, und ich sage: er ist's auch, der das Gebäude zusammenhält, kracht's gleich in allen Fugen, was denn doch bei Ihnen wahrhaftig noch lange nicht der Fall ist."

Bertram lächelte zerstreut. Sein Blick schweifte nach der Gartenpforte.

„Wo nur Otto bleibt," sagte er. „Ich hatte ihn auf das dringendste gebeten, bis spätestens vier Uhr hier zu sein."

„Ich habe gar keine Eile," erwiderte der Anwalt; „nachdem ich Sie den ganzen Vormittag warten lassen mußte, steht Ihnen dafür mein ganzer Abend zur Verfügung. Oder, wenn Sie durchaus um fünf aufbrechen wollen, nehmen wir einen anderen zweiten Zeugen, und Sie theilen dann unserem Freunde diejenigen Punkte, welche sich speciell auf ihn beziehen, brieflich mit."

„Es liegt mir viel daran, daß es mündlich geschehe."

Auf dem schlimmen Pflaster der schmalen Straße, welche hinter der Gartenmauer hinlief, donnerte ein eiliger Wagen heran.

„Lupus in fabula," rief der Anwalt; „von Rinstedt muß man durch diese hohle Gasse."

Und da erschien auch schon Otto's breite Gestalt auf dem kleinen Hofe.

Die Beiden unter den Kastanien hatten sich erhoben und waren dem Kommenden entgegengegangen.

„Was machst du für Streiche," rief dieser schon von weitem, „bei Nacht und

Nebel fortzufahren in einem Wagen, den man sich aus dem Dorfe requirirt! Was müssen die Leute von mir denken! doch wahrhaftig, daß ich meine Gäste aus dem Hause jage! Aber natürlich, ihr geistreichen Leute könnt nichts thun wie, wir andere Sterbliche. Das muß immer was Apartes sein. Gelte, alter Kerl?"

Er schlug Bertram lachend auf die Schulter; aber das Lachen war gezwungen, wie denn auch sonst aus seinen Mienen und seinem Wesen eine peinliche Hast und Unruhe sprach.

„Ich muß die Herren zu meinem Bedauern ein wenig allein lassen," sagte der Anwalt mit einem Blick auf Bertram. „Sie können mich aber jeden Augenblick aus der Expedition abrufen. Apropos! da steht noch ein leeres Glas, Vermer! Sie werden durstig sein nach dem heißen Wege, und einen besseren Rüdesheimer führen Sie selbst in Rinstedt nicht."

Der Anwalt hatte den Rücken gewandt, und sofort war auch die letzte Spur der forcirten Lustigkeit aus Otto's Gesicht verschwunden. Er hatte sich in einen der Gartenstühle geworfen und saß da, mit den Ellenbogen auf den Knieen, die vollen Wangen in die Hände drückend, starren Auges vor sich niederblickend.

„Das war ein Tag," sagte er, „an den werde ich denken!"

„Du hast mit deiner Frau gesprochen?"

Otto nickte.

„Ausführlich?"

„Nun ja; das heißt — "

„Daß du ausführlicher hättest sein können. Indessen darauf kommt es nicht an, wenn du sie nur im Ganzen und Großen von deiner Lage unterrichtet hast. Das ist doch geschehen?"

„Ob es geschehen ist!" rief Otto; „großer Gott, es war furchtbar. Sie meinte wohl anfangs, ich sei verrückt geworden; wenigstens sah sie mich so an — so scheu, weißt du, — und wollte klingeln. Ich sagte aber, ich sei noch leider ganz gut bei Sinnen und völlig nüchtern, wenn ich auch gestern vielleicht in meiner Verzweiflung ein wenig zu viel getrunken hätte. Und nun weiß ich nicht mehr, wie es kam: ein Wort gab das andere; und als sie mir sagte, das sei Alles einzig und allein meine Schuld und die Folge meiner schlechten Wirthschaft und meiner vornehmen Passionen — womit sie doch höchstens sagen wollte, daß ich gern ein gutes Glas Wein trinke und eine anständige Cigarre rauche —, höre, du, da ging etwas in mir vor, was ich nicht beschreiben kann: als wenn sich mir das Herz im Leibe umdrehte und als ob ich sie in meinem Leben nicht geliebt hätte. Und da brauchte ich nicht länger nach Worten zu suchen; es kamen mehr und härtere, als mir schließlich lieb war. Es war grauenhaft."

Otto seufzte tief und leerte sein Glas.

„Es ist wirklich ein guter Wein," sagte er, die Flasche zur Hand nehmend und nach der halb vermoderten Etiquette sehend; „wo mag er den nur her haben? Aber, was geht's mich an? für mich sind die Trauben von jetzt an sauer geworden."

„Ich hoffe nein," sagte Bertram; „jedenfalls danke ich dir, daß du, was ich dir heute Nacht geschrieben, so beherzigt und so treulich befolgt hast. Es war in der That der erste nothwendige Schritt, sollte die Ausführung meines Planes, von dem ich dir gleich die Details mittheilen werde, möglich sein. Vorher noch eine Frage: du hast nichts von dem Inhalt der Unterredung zwischen dir und deiner Frau gegen Erna verlauten lassen? und wie ich deine Frau kenne, wird sie, so lange es möglich ist, vor Erna geheim halten, was sie weniger für ein Unglück als für eine Schande ansieht?"

„Darauf kannst du dich verlassen," erwiderte Otto; „sie würde sich eher die Zunge abbeißen. Aber wie lange kann

es denn dauern, so muß Erna doch Alles erfahren."

„Ich hoffe, das wird nie der Fall sein," erwiderte Bertram; „und nun zur Sache. Ich habe dich gebeten, dich heute hier einzufinden, um mir als Zeuge bei Abfassung meines Testamentes zur Seite zu stehen. Ich hätte dir auch den Inhalt des Testamentes mittheilen können. Ich habe es nicht gethan, weil ich — ganz offen gestanden — wollte, daß der Eindruck der ganzen, durch nichts abgeschwächten Wahrheit auf deine Frau möglichst stark und nachhaltig sei. Wenn sich nun doch Alles zum Besseren wendet, wird sich — sie ist ja nicht bös, deine Frau, nur verwöhnt und ohne tiefere Einsicht — etwas von Dankbarkeit in ihrer Seele regen. Und wäre es wirklich nicht der Fall, beherrsche ich ein wenig so zu sagen die Situation, und ihr werdet euch fügen: du gutwillig, sie, weil sie muß. Also: in meinem Testament, welches sie da eben in der Expedition mundiren, habe ich, abgesehen von einigen kleineren Legaten, unter denen sich auch eine auskömmliche Rente auf Lebenszeit für Lydie befindet, Erna zur Universalerbin eingesetzt. Von ihrer dereinstigen Erbschaft wird sofort die Summe abgezweigt und flüssig gemacht, deren du bedarfst, um, unter Assistenz unseres Rechtsfreundes, völlige Ordnung in deine Angelegenheiten zu bringen. Er garantirt dafür, daß, wenn du dich seinen Anordnungen, vor Allem hinsichtlich der Fabriken, fügst, der größte Theil deines Vermögens noch zu retten sei. Jene Summe wird zu sicherer Hypothek — unser Freund soll dir sagen, wie das trotz alledem zu ermöglichen ist — auf deine Güter eingetragen zu einem mäßigen Zinssatz, dessen Gesammtbetrag Erna zufließt von dem Tage ihrer Verheirathung. Hinsichtlich dieser etwaigen Verheirathung hat Erna selbstverständlich absolut freie Wahl; obgleich ich für mein Theil hoffe, daß sie den Wünschen, die ich ihr nach dieser Seite ans Herz gelegt, nachkommen wird. Und nun gieb mir die Hand, lieber Otto, und verzeihe, wenn ich zu der schlimmen Stunde, die ich dir heute schon bereitet, eine zweite fügen mußte. Tu l'as voulu! Von mir wolltest du nichts nehmen; ich hoffe, mit deinem eigenen Kinde wirst du weniger Umstände machen."

„Es bleibt doch immer dein Geld," murmelte Otto.

„So lange ich lebe; wer weiß, wie lange das ist. Und da kommt unser Freund mit dem ausgefertigten Instrument, das du dir nun vorlesen lassen und mit deiner Unterschrift, als einer der zwei Zeugen, verzieren sollst."

„Der andere wird hier mein Herr Casper sein," sagte der Anwalt, der eben mit seinem Büreauvorsteher herantrat. „Nehmen Sie Platz, Casper, und lesen Sie!"

Während der Lectüre des ziemlich umfangreichen Actenstückes wechselte auf Otto's Gesicht die Farbe fortwährend; die gerötheten Augen hielten nur mit Mühe die Thränen zurück. Als ihm der Anwalt dann zur Unterschrift die Feder reichte, zitterte die mächtige Hand; kaum daß er ein paar Züge, welche seinen Namen bedeuten sollten, zu Stande brachte.

Das Document war in allen Formen Rechtens hergestellt; der Anwalt war selbst gegangen, es an sicherem Orte in Verwahrung zu thun, kam aber sogleich zurück. Die Herren möchten entschuldigen: der Oberhofmarschall, Excellenz Dirnitz, sei eben im Büreau erschienen und wünsche ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.

„Es wird wohl nicht so wichtig sein," sagte der Anwalt; „ich hoffe, es ist in wenigen Minuten abgemacht; wir plaudern dann noch gemüthlich."

Die Freunde waren abermals allein. Otto schien das Kommen und Gehen des Anwalts gar nicht beachtet zu haben; er

saß noch an dem Tisch, den Kopf aufgestützt, düsteren Blicks vor sich hinstarrend; Bertram bog sich zu ihm hin und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Otto, du darfst die Sache nicht so tragisch nehmen."

„Man soll es wohl noch lustig nehmen, wenn man sein Todesurtheil selbst unterschrieben hat," murmelte Otto, ohne sich aus seiner Stellung zu rühren.

„Das hast du nicht gethan," erwiderte Bertram; „ich möchte sagen: im Gegentheil, es beginnt für dich von heute ein neues Leben, ein Leben der Klarheit, der Nüchternheit, der Energie, der Selbständigkeit, so wunderlich dir auch gerade das Letztere klingen mag. Aber bis heute lebtest du kein selbständiges Leben; nur ein Scheinleben, nur eines, das in dem sclavischen Dienste der Launen deiner Frau stand, der du dein Vermögen und, was schlimmer ist, deine bessere Einsicht zum Opfer brachtest. Jetzt, da du zur Einsicht gekommen, kannst du mit einer Unterstützung, die doch wahrlich kein Almosen, sondern ein Darlehn ist, für das du in jeder Beziehung verantwortlich und haftbar bist, mindestens dein Vermögen oder doch den größten Theil desselben zurückerobern; und, wer weiß, ob nicht dazu, was du nie besessen: die Liebe, mindestens die Achtung deiner Frau, die sie nur dem Willenlosen vorenthielt, dem thätigen, selbstbewußten, willenskräftigen Mann aber nicht versagen wird."

„Ja, ja," sagte Otto, „das klingt Alles sehr schön, und ich will gewiß versuchen, wieder gut zu machen, was ich so mordsmäßig schlecht gemacht habe; aber das weiß ich heute schon: es wird doch nichts, — ich meine, ich werde die Energie, von der du sprichst, nicht haben, ja, ich werde mir wie ein ganzer Lump vorkommen und nicht meiner Frau und keinem Menschen in die Augen zu blicken, geschweige denn fest entgegenzutreten wagen, so lange ich keine Möglichkeit sehe, meine ungeheure Schuld gegen dich abzutragen. Nicht bei Heller und Pfennig — das mag ja möglich sein — sondern in meinem Herzen — ich weiß es nicht so recht auszudrücken, du wirst mich schon verstehen — dadurch, daß ich dir etwas als Entgelt gebe, was dir kein Anderer geben kann."

Er hob die Augen mit ängstlicher Frage zu Bertram auf. Bertram schüttelte den Kopf.

„Ich glaubte, wir wollten nicht wieder davon sprechen," sagte er.

„Auch hätt' ich's sicher nicht gethan," erwiderte Otto; „denn, wenn man Jemand noch so lieb hat und ihm noch so sehr verpflichtet ist, — das einzige Kind bleibt das einzige Kind, und gar jetzt — mich von ihr trennen zu sollen, — in dem großen Hause allein zu leben mit — aber ich kann den Gedanken nicht los werden, wenn nun auch auf einmal gar nichts daran sein soll, nachdem sie — meine Frau und Lydie — mir erst schwarz auf weiß zu beweisen suchten, daß ihr einander liebtet, oder wenigstens Erna dich —"

„Ich weiß kaum, wovon du sprichst," unterbrach Bertram ungeduldig den Freund; „und was heißt das: schwarz auf weiß?"

„Eine dumme Geschichte," erwiderte Otto verlegen, „in die mich die Frauenzimmer hineingerudert haben, und von der ich dir auch gestern noch nichts sagen mochte, weil ich Hildegard schonen wollte. Aber jetzt mag das so mit dem Anderen in eines weg gehen. Also höre!"

Und Otto erzählte von dem Brief, den Erna an Agathe geschrieben und Lydie auf einige Stunden entwendet hatte. Der Brief war ihm von Hildegard vorgelesen worden, und er vermochte mit seinem vortrefflichen Gedächtniß wenn nicht den Wortlaut desselben, so doch den Inhalt zu reproduciren. Auch die Stelle, die sich auf ein gewisses Verhältniß bezog,

das Erna gehabt zu haben schien, und der die Damen keine weitere Bedeutung beigemessen, hatte er wohl behalten.

„Nun siehst du," schloß er seinen Bericht, „weshalb dir meine Frau, die doch partout Lotter zum Schwiegersohn haben wollte, in den letzten Tagen so gram und aufsässig war; und ich weiß auch nicht, was daraus geworden wäre, wenn die Fürstin sie nicht gestern zur Raison gebracht hätte. Wie die es angefangen, ist mir ein Räthsel; aber das Factum steht fest: Lotter ist ein für alle Mal abgethan. Hildegard ging heute Morgen sogar so weit, zu behaupten, ich wäre es gewesen, der Lotter protegirt hätte, und — um dir doch Alles zu sagen — du erschienst ihr plötzlich, als Gatte Erna's, nicht nur acceptabel — sie sah vielmehr in eurer Verbindung die einzige Möglichkeit, wenn wir auch durch meinen Leichtsinn zu Grunde gerichtet wären, wenigstens Erna zu salviren und ihr eine Position in der Gesellschaft zu erhalten, für die sie nun einmal geboren sei. Na, alter Kerl, nun habe ich Alles vom Herzen herunter; und es wäre trotz alledem und alledem der schönste Tag meines Lebens, wenn du mir sagen könntest: es kommt das freilich ein Bischen spät, aber doch noch nicht zu spät."

„Es kommt zu spät!" erwiderte Bertram.

Er hatte es in heftiger Bewegung herausgestoßen, indem er zugleich von seinem Stuhle aufsprang und mit ungleichen Schritten unter den Kastanien hin- und herzugehen begann. Aber er kam alsbald zu Otto, der erschrocken sitzen geblieben war, zurück und sagte in seinem gewöhnlichen ruhigen Tone:

„Es würde zu spät sein, auch wenn Alles wäre, wie es nun eben nicht ist. Ich wollte nicht davon sprechen, weil ich keinen Auftrag dazu habe und es mir also die Betheiligten mit Fug und Recht verübeln könnten, hätte ich euch davon benachrichtigt, bevor sie selbst den Zeitpunkt für gekommen hielten. Ich wollte mich damit begnügen, Alles so weit herzurichten, daß der Erfüllung ihrer Wünsche nichts im Wege stehe. Nun aber, da du von der wunderlichen Idee einer Verbindung mit mir und Erna nicht loskommen zu können scheinst, deine Frau selbst seltsamerweise daran Gefallen findet und ihr am Ende gar in dem Umstande, daß ich Erna zu meiner Erbin mache, eine indirecte Bestätigung eurer Meinungen seht, so sage ich dir: ich weiß, daß Erna ihr Herz bereits vergeben hat, daß sie seit einem Jahre den Lieutenant Ringberg liebt und von ihm geliebt wird. Es ist mein innigster Wunsch, es mögen sich der Verbindung der Liebenden keine Hindernisse in den Weg stellen, und mein fester Glaube, es werde diese Verbindung zu Erna's höchstem Glück ausschlagen. Und nun, damit auch ich dir gegenüber nichts auf dem Herzen behalte: ich habe mich nicht umsonst so beeilt, meine und hoffentlich auch deine Angelegenheiten zu ordnen und Erna's Zukunft zu sichern; ich habe schon in der nächsten Stunde einen Gang zu thun, von dem ich nach menschlicher Voraussicht nicht mit heilen Gliedern und möglicherweise nicht einmal mit dem Leben davonkomme."

Und Bertram erzählte nun dem Freunde in möglichster Kürze seinen Wortwechsel mit dem Baron gestern Abend und die Folgen desselben. Die eigentliche Veranlassung verschwieg er auch jetzt, wie er sie heute Nacht Kurt verschwiegen.

Otto gerieth über diese Mittheilung völlig außer sich.

„Das darf nicht sein, das soll nicht sein!" rief er einmal über das andere; „das ist ja absoluter Wahnsinn! wie kannst du auf Pistolen losgehen, du, der kaum weiß, wie er abdrücken soll! und mit Lotter, der jedes Paré annimmt und auf zwanzig Schritt das Aß aus der Karte rein herausschießt! das ist kein

Duell, das ist Mord und Todtschlag — das gebe ich nimmermehr zu!"

„Ich bitte dich, sprich wenigstens weniger laut," sagte Bertram; „sie können es ja dort in dem Büreau hören."

„Desto besser," rief Otto, „alle Welt soll hören, daß du dich mit dem Menschen nicht schießen darfst. Da ist doch, weiß es Gott, der Ringberg vernünftiger, der gestern Abend gethan hat, als ob er die Impertinenz des Menschen nicht bemerkte und, ohne ein Wort zu erwidern, vom Spieltisch weggegangen ist."

„Von wem hast du das?" rief Bertram erschrocken.

„Vom Oberförster," erwiderte Otto; „er war heute Morgen zum Frühstück gekommen; die Ereignisse von gestern wurden durchsprochen — ich war nicht recht bei der Sache, denn die Scene, die ich mit Hildegard haben würde, lag mir auf der Seele, aber jetzt fällt es mir wieder ein. Die Damen stritten sich noch, ob Ringberg recht gethan, Lotter's Unverschämtheit zu ignoriren. Lydie meinte: ja; aber die Fürstin behauptete, es könne sich nicht so verhalten, weil — ich weiß nicht mehr, warum nicht; es interessirte mich nicht; wenn ich hätte ahnen können, daß Ringberg und Erna — daß du —"

„War Erna zugegen?"

„Erna? gewiß, das heißt, ich weiß nicht — ich war sehr zerstreut — sie ist nachher mit der Fürstin ausgeritten, die mir sagen ließ, ich möchte nur allein zur Stadt fahren. Der verdammte Kerl! mit aller Welt anzubinden! und wir sind schuld — ich bin schuld, daß du — großer Gott! ich dachte, schlimmer könne es nicht kommen; dies ist schlimmer als Alles. Aber ich geb' es nicht zu — nimmermehr. Wann, sagst du, daß es vor sich gehen soll? und wo?"

„Ich sage dir gar nichts mehr, und es thut mir leid, dir überhaupt etwas gesagt zu haben."

Bertram erhob sich rasch, Otto sprang ebenfalls auf: „Ich gehe mit dir!" rief er.

„Die Herren sind im Begriff, aufzubrechen?" fragte eine dünne Stimme hinter ihnen.

Beide hatten in ihrer Aufregung nicht bemerkt, daß der Anwalt und der Oberhofmarschall in den Garten getreten waren und sich ihnen bereits bis auf wenige Schritte genähert hatten.

„Wollen Sie die Güte haben, mich mit dem Herrn Doctor bekannt zu machen," sagte der Oberhofmarschall, nachdem er verbindlich Otto die Hand gereicht.

Der Anwalt stellte vor.

„Es ist eigentlich unrecht, daß ich so spät die Ehre habe," sagte der Oberhofmarschall. „Ich höre, Sie sind bereits über acht Tage auf Rinstedt bei unserem Herrn Amtsrath zu Besuch und haben keine Minute für uns gehabt? nicht für unser Theater, nicht für unsere Kunstschule, unser Museum? von meiner Wenigkeit gar nicht zu sprechen, obgleich ich seit Jahren gewohnt bin, daß distinguirte Fremde nicht achtlos an meiner Schwelle vorübergehen. Sie müssen das nachholen, wahrhaftig, das müssen Sie!"

Bertram erwiderte dem alten Herrn ein paar höfliche Worte, indem er zugleich dem Anwalt einen bittenden Blick zuwarf.

„Excellenz wollen entschuldigen," sagte der Anwalt, „wenn ich mir erlaube — bei der knapp bemessenen Zeit des Herrn Doctors —"

„Ganz recht, ganz recht!" sagte der alte Herr; „ich bemerkte ja bereits selbst, daß die Herren im Begriff seien aufzubrechen. Kommen wir zur Sache — einer leidigen, leidigen Sache, in der ich auf den Rath unseres gemeinschaftlichen Rechtsfreundes, mit dem ich ursprünglich nur die juridische Seite des Falles in Betracht ziehen wollte, Ihre Beihülfe, mein lieber Herr Amtsrath, in Anspruch zu nehmen mir verstatten möchte."

„Ich darf dann wohl um die Erlaubniß bitten, mich entfernen zu dürfen," sagte Bertram, dem der Boden unter den Füßen brannte und der so die günstigste Gelegenheit sah, von Otto loszukommen.

„Ich bitte, bitte dringend, verehrter Herr Doctor, bleiben Sie!" rief der Oberhofmarschall lebhaft. — „Ganz abgesehen von dem schmerzlichen Interesse, das einem so tiefen Menschenkenner die Sache vom rein psychologischen Standpunkte gewähren wird, so ist es mir ein moralisches Bedürfniß, eine Angelegenheit, die dem Richter entzogen werden soll, von einem Forum erleuchteter Intelligenzen und ehrenwerther Charaktere abgeurtheilt und — leider, leider! — verurtheilt zu sehen. Die Sache ist —"

„Wenn Excellenz mir verstatten wollen," sagte der Anwalt auf einen zweiten dringenderen Blick Bertram's.

„Bitte, bitte sehr!" erwiderte der Oberhofmarschall, indem er die Prise, die er eben aus der Dose genommen, etwas schnell an die Nase führte.

„Die Sache ist," fuhr der Anwalt fort, ohne sich an die Empfindlichkeit des alten Herrn zu kehren, „Ihr Bekannter, lieber Bermer, der Baron Lotter, hat sich eine Handlung zu Schulden kommen lassen, die sich als Betrug und Urkundenfälschung qualificirt. Er hat ein paar Racepferde, mit deren Ankauf er im Laufe des Sommers — in Baiern irgendwo — von unserem Hofe betraut war und wozu er das Geld — dreitausend Thaler nebenbei — auf eine Anweisung von Excellenz aus der Privatkasse Seiner Hoheit enthoben, nicht mit diesem Gelde, sondern mit einem Wechsel bezahlt, auf welchem er das Accept des Hofmarschallamtes, respective Seiner Excellenz gefälscht hatte."

„Ist es nicht unerhört?" rief der alte Herr; „als ob das Oberhofmarschallamt jemals mit Wechseln bezahlte!"

„Die Frechheit ist in der That ganz kolossal," fuhr der Anwalt fort, „in Anbetracht des Factums, das Excellenz soeben constatirt hat und das auch dem Herrn Baron bekannt war. Er hatte denn auch wirklich die Vorsicht gebraucht, den Rendanten, in dessen Hände der präsentirte Wechsel nothwendig zuerst kommen mußte, zu avisiren, indem er dem Dinge einen möglichst unverfänglichen Anstrich zu geben suchte; der Rendant dürfe ganz unbesorgt sein: noch acht Tage vor der Verfallzeit werde er ihm das Geld einhändigen; der kleine Dienst solle ihm — dem Rendanten — nicht unbelohnt bleiben, sobald er — der Baron — erst einmal den Fuß im Bügel habe, auf Deutsch, sobald er Kammerherr sei. Der arme Mensch war schwach genug —"

„Es ist unglaublich," murmelte der Oberhofmarschall, „völlig unglaublich."

„Gewiß, Excellenz," sagte der Anwalt; „nichtsdestoweniger war er schwach genug, auf den offenbaren Betrug einzugehen, bis ihn denn heute, zwei Tage vor der Verfallzeit, als noch immer das vom Baron versprochene Geld nicht eingelaufen, die Angst getrieben hat, sich Seiner Excellenz zu entdecken. Unterdessen war der Wechsel bereits gestern Abend an einen hiesigen Bankier zur Einkassirung geschickt worden. Der Mann, dem so etwas selbstverständlich in seiner Praxis noch nie vorgekommen war, hielt es für gerathen, sich bei Excellenz melden zu lassen, um bei Excellenz, vorläufig vertraulich und privatim, anzufragen, wie es sich wohl damit verhalten möge. Das war in derselben Stunde, als der Rendant sein Bekenntniß abgelegt, und so hatte denn Excellenz den Beweis in Händen."

Der kleine, alte Herr, der den Bericht des Anwalts mit manchem Kopfnicken und lebhaftem Mienenspiel begleitete,

öffnete den Mund, der Anwalt fuhr schnell fort:

„Excellenz begab sich sogleich zu Seiner Hoheit —“

„Verzeihung!“ rief der Oberhofmarschall; „ich habe eine Stunde lang gekämpft, ob ich unserem gnädigsten Herrn nicht den Schmerz ersparen könnte. Ueberdies, der Vater des jungen Mannes war mein alter lieber Freund, der sich im Grabe umdrehen würde, könnte er hören, daß ein Lotter, daß sein eigener Sohn — es ist entsetzlich! Und seien die Herren versichert, wenn ich der reiche Mann wäre, der ich, wie alle Welt weiß, nicht bin, so —“

„Würde sich Excellenz nicht zu Serenissimus begeben haben,“ fuhr der Anwalt fort, „was nun freilich nicht zu vermeiden stand. Der hohe Herr, großmüthig wie immer, resolvirte stehenden Fußes —“

„Das heißt,“ unterbrach der Oberhofmarschall — „auf meinen dahin zugespitzten Vortrag —“

„Natürlich! auf Excellenz dahin zugespitzten Vortrag, daß der Wechsel bezahlt werden solle, als ob Alles in bester Ordnung wäre, unter der Bedingung, daß ihm der Herr Baron nie wieder unter die Augen komme und ohne Verzug abreise. Den letzteren Punkt erklärte Serenissimus mit sehr begreiflicher Erregung —“

„Bitte dringend,“ sagte der Oberhofmarschall ablehnend.

„Mit sehr entschiedenem Nachdruck als die conditio sine qua non der Gnade, die er ergehen lassen wolle, anstatt des Rechtes, das denn freilich kurzen Proceß mit dem Schuldigen machen würde. Und hier nun ist der Punkt, wo —“

„Ich Ihre guten Dienste in Anspruch nehmen muß,“ fiel der Oberhofmarschall ein, indem er sich zu Otto wandte. „Sie haben, verehrter Herr Amtsrath, das — ich kann ja leider nur sagen: große Unglück, mit dem Herrn Baron befreun — wollte sagen, bekannt zu sein — er ist in diesem Augenblick ein Gast Ihres Hauses. Mein Erscheinen dort, wie hoch ich auch eine lange ersehnte Ehre zu schätzen wüßte, würde vielleicht ein Aufsehen erregen, welches gerade Serenissimus um jeden Preis zu vermeiden wünscht. Schon Serenissimus deutete an — und unser gemeinschaftlicher Freund hier verstattet sich, direct vorzuschlagen, ob Sie —“

„Lieber Bermer,“ fuhr der Anwalt fort, „nicht dem jungen Herrn den betreffenden deutlichen Wink geben möchten, welcher durch einen Brief, den Excellenz eben in meinem Büreau aufgesetzt —“

„Und den ich hiermit zu produciren mir verstatte,“ sagte der Oberhofmarschall.

„Noch einen besonderen, allerdings nur im moralischen Sinne, sehr wünschenswerthen Nachdruck erhalten würde,“ schloß der Anwalt.

„Ich bitte, vertrauen Sie mir den Brief an, Excellenz,“ sagte Bertram. „Zufällig weiß ich, wo der Herr Baron, der schon seit gestern Abend meines Freundes Haus verlassen hat, eben jetzt zu finden ist. Ich muß freilich, um den Augenblick nicht zu versäumen, unverzüglich aufbrechen. Ich denke, du begleitest mich, Otto?“

„Versteht sich,“ rief Otto; „mein Wagen hält noch vor der Thür.“

„Und deine Pferde sind schneller, als es die Miethsgäule sein würden, die ich zu fünf Uhr hierher bestellt habe. Es ist bereits drei viertel. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren.“

„Aber mit möglichster Schonung, ich flehe Sie an!“ rief der Oberhofmarschall den Freunden nach, als sie bereits über den kleinen Hof schritten.

Bertram winkte und grüßte zurück.

Eine Minute später rasselte der Wagen

durch die schmale Gasse hinter dem Garten des Rechtsanwalts der breiteren Straße und dem Thore zu.

* * *

Bertram hatte gleich im Einsteigen Otto die Stelle im Walde bezeichnet, wo am Ufer des kleinen Sees das Rendezvous sein sollte, und Otto erwidert, daß sie in einer halben Stunde bequem dorthin gelangen könnten, erst auf der Chaussee, dann rechts ab auf Feldwegen, die letzte kürzeste Strecke durch den Wald.

Aber sie waren kaum zum Thore hinaus, als sich ihnen unerwartete Hindernisse entgegenstellten. Die Chaussee, welche noch vorhin, als Otto kam, völlig frei gewesen war, wimmelte von den Truppen des siegreich vorgedrungenen Corps, welche die bequeme, in ihrem Besitz verbliebene Straße benutzten, um sich für das Gefecht, das morgen wieder aufgenommen werden sollte, zu rangiren. So berichtete sehr höflich ein höherer Offizier, der an den Wagen herangesprengt kam, während sich Otto vergeblich gegen die Bedienungsmannschaft eines Geschützes ereiferte, das in dem Chausseegraben umgeworfen war und dessen Bespannung quer über den Weg stand. Die Herren thäten besser, einen Umweg zu machen, als die Chaussee zu forciren, welche weiterhin noch stärker occupirt und an einzelnen Stellen für die nächste halbe Stunde vermuthlich ganz unpassirbar sei.

Man konnte dem vernünftigen Rathe sofort folgen, da sich gerade hier ebenfalls nach rechts ein Feldweg abzweigte.

„Er ist freilich ein verteufeltes Theil länger," sagte Otto — „wir müssen über Neuenhof und Viehburg, indessen das ist doch nun nicht anders, wir kommen immer noch zur rechten Zeit."

„Wir haben bereits eine Viertelstunde verloren," sagte Bertram.

„Bringen wir reichlich wieder ein," erwiderte Otto; „du siehst, der Weg ist gut und ganz frei. Fahr' nur ordentlich zu, Johann! schlanken Trab!"

Otto war weit entfernt, den Eifer, welchen er an den Tag legte, wirklich zu empfinden. Im Gegentheil trug er sich mit der Hoffnung, der Umweg werde sich schließlich als zu lang erweisen. Und dann, wenn sie wirklich noch zur rechten Zeit kamen: das unsinnige Duell konnte ja unter diesen Umständen unmöglich stattfinden. Damit war die einzige Sorge gehoben, die noch etwa auf sein elastisches Gemüth drückte. Im Uebrigen hatte sich ja Alles in einer vortrefflichen Weise arrangirt. Wie hätte er das vor einer Stunde denken können, als er in heller Verzweiflung zur Stadt fuhr, auf seinem gepreßten Herzen den Alp der schrecklichen Scene mit Hildegard! Was würde sie jetzt sagen? wie würde sie es nehmen? schlecht, natürlich: eine entsetzliche Demüthigung! eine schmachvolle Abhängigkeit! Unsinn! es war das einfachste, loyalste Verhältniß von der Welt. Weshalb sollte Bertram, der weder Kind noch Kegel hatte, Erna, die er von jeher so lieb gehabt, nicht zu seiner Universalerbin machen? Daß Erna Bertram Onkel nannte, war Hildegard immer widerwärtig gewesen; in Zukunft würde sie wohl nichts dagegen haben. Und die große Anleihe? gerade die Größe war das Gute daran. Ein paar tausend Thaler hier, ein paar tausend Thaler da — wie unwürdig, wie gemein! Aber hunderttausend — das war anständig, dabei vergab er sich nichts, das würde selbst Hildegard einsehen müssen. Und überdies, wenn Erna es doch einmal erben sollte, blieb das Geld ja, so zu sagen, in der Familie. Ob sich Hildegard wohl mit dem Lieutenant stellen würde, den sie, den er gestern zum ersten Male gesehen? Nun, schließlich muß man seinen Schwiegersohn

immer einmal zum ersten Male sehen. Ein reizender Mensch, allem Anscheine nach! Wäre er nur von Adel! denn das war doch wohl in Hildegard's Augen Lotter's hauptsächliches Verdienst gewesen. Der arme Kerl! leid konnte er Einem doch thun! Wozu ein Mensch in seiner Verlegenheit nicht kommt! Gräßlich! um lumpige dreitausend Thaler! wenn er sie ihm nur gestern gegeben oder Lotter sie im Spiel gewonnen hätte, so wäre vielleicht die ganze Geschichte vertuscht und der Mensch nicht wie ein Berserker in der Gesellschaft umhergerannt, um alle Welt zu insultiren. Er war doch sonst im Grunde ein gutmüthiger Kerl, mit dem es sich leicht leben ließ! Und welcher Satan war nur in Bertram gefahren, der doch sonst allen gesellschaftlichen Reibungen und Conflicten aus dem Wege ging? und, schlimmsten Falles, mit einem Scherz, einer höflichen Wendung klug einzulenken, die bedenklichste Situation im Handumdrehen zu beseitigen wußte? der, selbst als Student, nie ein Duell gehabt, aus seinem Abscheu vor Duellen nie ein Hehl gemacht hatte? Und wo war hier die Nöthigung zu einem Duell? Er wußte doch, daß Lotter seine Rolle in Rinstedt ausgespielt, daß Hildegard ihn unwiderruflich hatte fallen lassen! Dem fliehenden Feind soll man doch goldene Brücken bauen, anstatt ihm einen Knittel zwischen die Beine zu werfen! Nun, hoffentlich war wenigstens Lotter mittlerweile zur Einsicht gekommen und hatte das Feld geräumt. Ja, ja, so würde es sein: der geriebene Bursche hatte diese ganze Duellgeschichte nur entrirt, um die Verfolger, die er schon hinter sich wußte, auf eine falsche Fährte zu bringen, und während sie ihn im Walde suchten, war er längst über alle Berge.

Wenn der leichtlebige Mann sich bei diesem tröstlichen Resultat nicht vergnügt die Hände rieb, war es nur aus Rücksicht auf den Gefährten, der so stumm und düster neben ihm saß, als bereite ihm das Nichtzustandekommen des Duells den schwersten Kummer.

Und so war es in der That. Bertram war zu Muthe wie einem Todtmüden, der zum vielwillkommenen Schlaf die Decken um sich zieht und jäh durch Feuerlärm aufgeschreckt wird. Er hatte den Tod gewollt, aber freilich von einer ehrlosen Hand konnte er ihn nicht empfangen um seiner selbst willen und der Anderen willen, die sich auf einen Handel eingelassen, welchen sie für ehrenhaft hielten und der nun unwiederbringlich entehrt war. So sollte er denn weiter leben und durfte Niemand merken lassen, daß ihm dies Leben eine Qual, — Niemand und am wenigsten Erna. Nicht einmal ahnen durfte sie, daß er sich hatte opfern wollen. Wie aber sollte ihr diese Ahnung nicht kommen, wenn sich allmälig der Zusammenhang herausstellte zwischen der Beleidigung Kurt's durch Lotter und seiner eigenen Intervention, die an demselben Orte und in der nächsten Minute stattgefunden? Bewies doch die Aeußerung des Oberförsters, daß man bereits auf der richtigen Spur war! Hatte er denn gar nicht daran gedacht? oder hatte er's und dabei sich beruhigt, sein Tod werde einen dichten Schleier über den eigentlichen Sachverhalt breiten, und wenn dieser Schleier sich wirklich einmal vor Erna's Augen hob und sie sich sagen mußte, daß er für sie gestorben, so würde es nur eben ein schwermuthsvoller Ton sein, der sich rein auflöste in dem vollen Accord ihres längst befestigten Glückes. Ja, so war's! Er hatte noch zu guter Letzt doch Komödie gespielt und sich die leichteste und dankbarste Rolle zugetheilt, sich im Sterben heroisch drapirt auf Kosten seines Nebenbuhlers, der hinterher sehen mochte, wie er mit der mißlichen zweiten Rolle zurechtkam. Und jetzt war das Stück nicht zu Ende; er blieb auf der Bühne in der

heroischen Attitüde, und Erna würde Zeit haben, Vergleichungen anzustellen, die alle zu Ungunsten Kurt's ausfallen mußten. Und das sollte die stolze Erna ihrem Liebhaber vergeben? und das war das Resultat seiner selbstlosen Hingabe für Erna's Glück?

Der Selbstquäler stöhnte unter der Last der Vorwürfe, die er auf sein Gewissen wälzte.

„Ja, ja," sagte Otto, „das ist nun nicht anders, wenn man so darauf losfährt. Na, jetzt wird es wohl wieder eine Zeit lang dauern."

Sie waren nach rascher, kurzer Fahrt in das erste Dorf gelangt und hier auf die Arrièregarde des sich gegen die Wälder zurückziehenden zweiten Corps gestoßen. In der engen Dorfstraße hatte sich eine compacte Masse gestaut, die nicht vorwärts konnte, da die Vormarschirenden noch den Ausgang sperrten. Man hatte die Gewehre zusammengesetzt; an der Straßenseite, auf der Straße selbst hockten, lagerten ermüdete Leute, andere drängten sich um die Thüren der Häuser, aus denen ihnen mitleidige Hände Wasser in allen möglichen Gefäßen zulangten; vor der Schenke hatte sich die Menge zu einem undurchdringlichen Knäuel zusammengeballt. Der Kutscher war gezwungen, in ein Seitengäßchen zu lenken, aus dem er sich mit Mühe auf das freie Feld herausarbeitete, um endlich über Stoppeläcker weg den Weg zurückzugewinnen, auf welchem es dann, manchmal neben marschirenden, widerwillig Raum gebenden Colonnen hin, langsam weiter ging.

Viel zu langsam für Bertram, dessen fieberhafte Ungeduld mit jeder Minute wuchs, trotzdem er nichts zu erwidern wußte auf Otto's Einwand, daß denn doch gar nichts daran liege, wenn man nun auch wirklich eine Viertelstunde oder so zu spät eintreffe. Und was in diesem Falle überhaupt zu spät heiße? Zu der leidigen Auseinandersetzung mit Lotter komme man immer noch früh genug. Ja, er wolle nur gestehen, er hoffe sehr, Lotter nicht mehr zu finden.

„Ich glaube doch," erwiderte Bertram, „trotz seiner sittlichen Verwilderung, ein Feigling ist er nicht. Ein Mann mit schwächeren Nerven hätte die Gefahr, entdeckt zu werden, nicht so lange ertragen. Und er muß ja annehmen, daß er bis übermorgen Ruhe hat."

„Jedenfalls können wir nicht schneller vorwärts kommen," sagte Otto, mit den breiten Achseln zuckend.

Auch ging es jetzt, nachdem man das zweite Dorf passirt und die marschirenden Truppen hinter sich hatte, im schnellsten Trabe auf glattem Wege bis zu dem nahen Walde. Hier freilich mußte wieder Schritt gefahren werden. In den weichen Boden des alten, schlecht gehaltenen Weges hatten die Räder von Kanonen fußtiefe Furchen gedrückt. Es waren auch sonst Spuren genug, daß hier ein hitziges Gefecht stattgefunden: Patronenhülsen lagen überall zerstreut, Zweige waren abgebrochen, Büsche geknickt; und nun stießen sie auf einen Verhau, den man nicht umfahren konnte, da nach beiden Seiten hochstämmiger Wald den Weg einsäumte.

„Die verdammten Kerls," sagte Otto; „sie treiben es wie in Feindesland. Wir müssen absteigen und zu Fuß weiter, während Johann das Ding, das glücklicherweise nicht sehr fest scheint, so weit abräumt, daß er durchkommt. Uebrigens ist der See nicht hundert Schritte von hier."

In der That that sich der Wald alsbald zu einer mäßig weiten Lichtung auseinander, auf welcher der Weg zwischen dem schilfbewachsenen Ufer des kleinen Sees links und dem Rande des Forstes rechts hinlief. Dieser Wegabschnitt war für das Rendezvous bestimmt. Anfänglich hinderte das hohe Schilf den freien Blick; aber bald hatten die Eilenden die

Mitte erreicht, von wo sie den anderen Theil, bis wo der Wald sich wieder schloß, übersehen konnten. Es war Alles leer und still.

„Als sie kamen, wird es ihnen hier wohl noch zu lebhaft gewesen sein," sagte Otto; „verlaß dich drauf, sie sind durch die Schneise gegangen und auf der zweiten Lichtung; komm' nur, ich kenne jeden Fuß breit. Siehst du, hier hat ein Wagen gehalten und ist dann in die Schneise eingebogen. Und Hufspuren die schwere Menge — ich weiß nicht, wo die alle herkommen."

Wagen- und Hufspuren setzten sich in die Schneise fort; aber kaum hatten sie in derselben ein paar Schritte gethan, als Otto einfiel, Johann könne, wenn er auf der bezeichneten Stelle Niemand finde, den Waldweg weiter fahren, womöglich bis nach Rinstedt. Dumm genug sei der Kerl. Er wolle zurück und ihm Bescheid sagen; Bertram möge nur ruhig weiter gehen. Fehlen sei unmöglich.

Otto lief davon; Bertram eilte vorwärts. Schon bezeichnete eine hellere Stelle die von Otto angekündigte Lichtung, zu welcher die Schneise allmälig aufstieg, so daß er noch immer keinen Blick auf dieselbe gewinnen konnte, trotzdem er schon ganz nahe sein mußte, denn er vernahm Menschenstimmen und ein einzelnes Pferdewiehern. Und jetzt trat wenigstens ein Theil der Lichtung heraus, auf welcher zu seiner Verwunderung eine beträchtliche Anzahl Pferde von Reitknechten gehalten wurde. Ein zweiter Blick ließ ihn gewahren, daß mehrere der Pferde Damensättel trugen. Eine jähe Ahnung durchzuckte ihn. Unwillkürlich prallte er zurück und ein paar Schritte seitwärts, wo sich ihm, der nun hinter ein paar dicken Tannenstämmen hart am Rande der Lichtung stand, in seiner unmittelbarsten Nähe eine Scene darbot, die ihn im ersten Moment vor Schreck erstarren machte.

Vier oder fünf Männer — unter ihnen der Oberst und Herr von Busche — hoben eben einen Verwundeten oder Todten auf den niedrigen, mit Stroh ausgepolsterten Leiterwagen, wo derselbe von dem Arzt und seinem Gehülfen in Empfang genommen und im Stroh sorgsam gebettet wurde, so daß das Haupt aufgerichtet blieb. Das Abendlicht fiel hell in das bleiche Antlitz — Kurt's! Gott sei gepriesen: des verwundeten, nicht des todten! die Augen waren geöffnet, und jetzt flog ein Lächeln über die bleichen Züge, als von der anderen Seite Erna, die auf den Wagentritt gestiegen war, sich über ihn beugte. Ihr holdes Antlitz, das der Reithut überschattete, war so bleich wie seines; aber auch sie lächelte und beugte sich noch tiefer und schloß die Lippen, die sprechen wollten und nicht sprechen sollten, mit einem Kuß, und sprang hinab, um sich sofort mit Herrn von Busche's Hülfe in den Sattel des Pferdes zu schwingen, das unterdessen herangeführt war. Auch der Oberst war bereits im Sattel; sofort setzte sich auch der Wagen in Bewegung, auf welchem der Gehülfe geblieben war, während der Arzt sich ebenfalls beritten machte und sich dem Zuge anschloß, der in die Fortsetzung der Schneise auf der anderen Seite der Lichtung einbog und alsbald im Walde verschwand. Es blieben auf dem Plan nur Herr von Busche und Alexandra, die Bertram erst sah, als der Wagen fortfuhr, und zwei Reitknechte, welche die Pferde nun heranführten, bei denen sich noch ein lediges befand, das Kurt geritten haben mochte.

Die ganze Scene hatte sich binnen weniger Minuten abgespielt, in welchen Bertram freilich Zeit genug gehabt, das erste lähmende Entsetzen zu überkommen. Was ihn dann festhielt in dem schützenden Dunkel der Bäume, war eine Fluth von gemischten Empfindungen, aus denen

mit zwingender Kraft die Mahnung auftauchte: tritt nicht noch einmal zwischen sie, die sich gefunden haben für Tod und Leben! laß endlich die plumpe Hand von dem feinen Räderwerk des Schicksals, das deiner Berechnungen also spottet!

Er wäre am liebsten, von Niemand gesehen, fortgeschlichen; aber jetzt kam Otto, laut seinen Namen rufend, die Schneise herauf. Alexandra, die im Begriff stand, sich von Herrn von Busche in den Sattel heben zu lassen, stutzte; Herr von Busche antwortete dem Rufenden; Bertram trat unter den Bäumen hervor; Alexandra lief auf ihn zu, ihr langes Reitgewand mit der einen Hand zusammenraffend und ihm die andere entgegenstreckend.

„Lieber Freund! Sie! Gott sei Dank! ich überlegte eben, ob ich Sie nicht doch lieber selbst erwarten solle, anstatt einen der Leute hier zurückzulassen!“

„Ist Kurt schwer verwundet?“

„Woher wissen Sie — gleichviel — nein! das heißt: es wird eine langwierige Cur werden, aber der Doctor verbürgt völlige Heilung, und eine Gefahr für sein Leben sei ausgeschlossen. Er hat die Kugel sofort gefunden; wir waren bereits hier — großer Gott, welch' heroisches Geschöpf ist Erna!“

Otto war unterdessen herangekommen; es gab hinüber, herüber ein Fragen und Antworten, aus welchem sich wenigstens der ungefähre Zusammenhang dessen, was geschehen war, schnell ergab. Herr von Busche war freilich am besten im Stande, die gewünschte Auskunft zu ertheilen. Er hatte von dem Oberförster, als dieser aus Rinstedt zurückkam, die Scene erfahren, in welcher Kurt, offenbar ohne sein Wissen, die sonderbare, mit der Offiziersehre unverträgliche Rolle eines Mannes gespielt, der für eine schwere, angesichts einer großen Gesellschaft ihm zugefügte Beleidigung keine Antwort hat als stummes Ausweichen. Der Oberförster war noch ganz erregt gewesen von dem Disput, welchen er über den Fall mit den Damen in Rinstedt gehabt; er hatte hinzugefügt, daß auch andere Herren, die gestern Abend zugegen waren, ihm ihr Erstaunen über das Benehmen des jungen Offiziers zu erkennen gegeben hätten.

„Ich bin selbst Offizier — in der Reserve —“ fuhr Herr von Busche fort, „und meine Pflicht war mir klar. Ich mußte so schnell wie möglich Ringberg den ehrenrührigen Verdacht mittheilen, welcher über ihn umlief. Von dem Baron Auskunft zu erbitten, war unmöglich: er hatte bereits seit mehreren Stunden die Oberförsterei verlassen, um, wie er mir sagte, Abschiedsbesuche in der Nachbarschaft zu machen, in Wahrheit aber, bin ich überzeugt, sich das Pferd zu verschaffen, auf welchem er nachher zum Rendezvous gekommen ist. Unsere Verabredung war, daß wir erst eben hier uns wiedertreffen wollten. Hier mußte ich ja auch Lieutenant Ringberg finden; aber das wäre zu spät gewesen. Es hätte zwei Ehrenhändel statt eines gegeben, und der Ringberg's mußte offenbar vorangehen. Auch war für Ringberg kein Secundant da, es hätte denn der Herr Doctor hier diese Rolle übernehmen müssen, was auch wieder nicht wohl anging. Mit einem Worte: ich setzte mich auf und ritt das Manöverfeld die Kreuz und Quer, bis ich, nachdem ich die Hoffnung bereits aufgegeben, Ringberg doch fand in dem Augenblick, als das Regiment die Gewehre zusammensetzte. Das war um fünf Uhr; halb sechs sollte das Rencontre stattfinden. Ringberg war im Begriff, sich beim Oberst abzumelden, den er schon vorher unter einem anderen Vorwande, glaube ich, um Urlaub für zwei Stunden gebeten. Ich sagte ihm, was ich zu sagen hatte. Er ersuchte mich, mit zum Oberst zu kommen, dem er den Fall melden müsse. Sie

kennen den Herrn Oberst: Ich bin Ihr Secundant, rief er; und den Baron wollen wir Mores lehren. Nach wenigen Minuten waren wir — dazu der Stabsarzt und ein Gehülfe — im Sattel und jagten hierher. Wir fanden den bestellten Wagen bereits am See, und in demselben Moment erschien der Baron. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er nicht nur nicht in Abrede stellte, die beleidigende Aeußerung gethan zu haben, sondern sich auch sofort bereit erklärte, die verlangte Satisfaction zu ertheilen. Wir begaben uns hierher; der Ausgang war leider, wie ich es bei der immensen Fertigkeit des Barons erwarten mußte, oder vielmehr: der Ausgang würde wohl noch betrübender gewesen sein, wenn nicht eben, als die Schüsse fielen, die Damen erschienen wären. Ich bin überzeugt, der Baron, der mit dem Gesicht nach der Schneise stand, hat sie kommen sehen, bevor wir Anderen den Hufschlag auf dem weichen Boden hörten, und der unerwartete Anblick ihm die sonstige untrügliche Sicherheit geraubt. Ich finde es auch sehr begreiflich, daß er unter diesen Umständen vorzog, das Feld zu räumen. Vermuthlich erwartet er mich auf der Oberförsterei, obgleich, offen gestanden, meine Sehnsucht, ihn wiederzusehen, nur mäßig groß ist."

Während der junge Mann in seiner lebhaften Weise so erzählte und Otto dann kurz berichtete, infolge welcher Hindernisse sie eine halbe Stunde zu spät gekommen, hatte die Gesellschaft das Ende der Schneise und den Weg erreicht, auf welchem Otto's Wagen hielt.

„Wie klug war es, daß wir schon vorhin beschlossen hatten, uns zu theilen," sagte Herr von Busche. „Die Escorte des Verwundeten wäre wirklich gar zu groß geworden. Ohne einiges Aufsehen wird es freilich auch so nicht abgehen, obgleich sie erst kurz vor Rinstedt aus dem Walde herauskommen."

„Wenn wir uns nun abermals theilten?" sagte Alexandra. „Ich fühle mich, offen gestanden, denn doch ein wenig angegriffen und möchte gern die Nachricht über das Befinden des Patienten, dessen Zustand mir nach den positiven Versicherungen des Arztes keine Sorge einflößt, in der Stadt abwarten, wo man mich überdies heute Abend bei Hofe erwartet. Ich weiß, lieber Herr Amtsrath, Sie überlassen mir gütigst Ihren Wagen und besteigen dafür das Pferd vom Lieutenant Ringberg. Es wird Ihnen ja auch daran gelegen sein, möglichst schnell nach Hause zu kommen, obgleich Ihre Frau Gemahlin durch einen Diener, den wir sofort abgeschickt, auf Alles vorbereitet ist."

„Aber, meine gnädigste Frau," sagte Otto, „Sie können doch unmöglich allein —"

„Ich hoffe, der Herr Doctor erweist mir die Freundlichkeit und begleitet mich."

Alexandra hatte sich bei diesen Worten zu Bertram gewandt, der in Sinnen verloren dastand, wie er auch sonst an den bisherigen Gesprächen kaum Antheil genommen. Jetzt hob er die Augen, und die Blicke der Beiden begegneten sich.

„Ich wollte eben um die Ehre bitten," sagte er.

Otto schaute verwundert drein, wagte aber keinen Einwand. Ein Achselzucken hinter Alexandra's Rücken schien Bertram sagen zu sollen, daß er denselben für das beklagenswerthe Opfer einer Damencaprice halte. Er wies den Kutscher an, auf dem kürzesten Wege die Chaussee zu gewinnen, welche mittlerweile sicher wieder frei sei und den Herrschaften ein schnelleres und glatteres Fortkommen gewähre. Die Frau Fürstin möchte, wenn es kühl würde, nicht versäumen, sich der im Wagen liegenden Decken zu bedienen. Alexandra dankte ihm für seine Güte; sie werde sich morgen persönlich überzeugen, wie es in Rinstedt stehe.

„Dasselbe nehme ich von dir an, Karl," sagte Otto.

Bertram nickte.

„So will ich die Herrschaften nicht länger aufhalten."

Man reichte einander die Hände; die beiden Herren bestiegen die Pferde und sprengten, gefolgt von den Reitknechten, davon, während sich der Wagen langsamer nach der anderen Seite in Bewegung setzte.

* * *

Eine Zeit lang saßen Alexandra und Bertram stumm neben einander; dann sagte Alexandra:

„Wir sind uns in der Ueberzeugung begegnet, daß es im Interesse unserer Schützlinge ist, wenn wir jetzt den Platz räumen?"

„Durchaus," entgegnete Bertram; „ich leide nur schon zu schmerzlich unter der Erkenntniß des Frevels, den der Mensch begeht, welcher für andere die Vorsehung spielen will."

„Dann hätte ich mich desselben Frevels schuldig gemacht," sagte Alexandra; „aber ich bin keineswegs mit mir unzufrieden; im Gegentheil, ich glaube, es ist gut, daß es so gekommen ist; es war nothwendig. Und Sie werden mir Recht geben, wenn Sie Alles wissen. Sie müssen es wissen, um der Zukunft willen, die noch große Anforderungen an uns stellt; also hören Sie geduldig zu.

„Ich habe mich streng an Ihre Instruction gehalten. Ich kündigte heute Morgen meine Abreise für die Mittagsstunde an; bereits gegen zehn fuhr die Kammerfrau mit dem Gepäck voraus; der Amtsrath wollte es sich nicht nehmen lassen, mich persönlich in die Stadt zu geleiten. Dann ließ ich mich bei Erna melden. Wir hatten eine lange, merkwürdige Unterredung, die ich in ihren Einzelheiten nicht wiedergeben kann, deren Resultat aber dieses war: Erna zweifelte nicht länger an meinem aufrichtigen Wunsche für ihr Glück; aber ihr Stolz sträubte sich, dies Glück aus meiner Hand zu empfangen, oder, wenn das zu viel gesagt ist, sie hatte das peinliche Gefühl, daß dieses ihr Glück nur auf Kosten meines Glückes zu Stande komme, mit anderen Worten, daß ich Kurt noch immer liebe und meine Verheirathung mit Herrn von Waldor, die ich ihr als demnächst bevorstehend ankündigte, ein Act der Resignation, wenn nicht der Verzweiflung sei. Sie sprach das natürlich nicht aus; sie deutete es nicht einmal an; so etwas fühlt man eben nur, hört man nur zwischen den Worten. Und nun ein Zweites, das sich zwischen sie und die Aussicht auf ein ruhiges Glück an Kurt's Seite stellte. Lieber Freund, leugnen Sie es nicht länger — mir nicht länger, wenn auch sonst aller Welt: Sie lieben Erna! — Ich danke Ihnen für diesen Händedruck. Er verräth mir kein Geheimniß, und doch danke ich Ihnen von ganzem Herzen. Sie waren mir für Claudine's Geschichte diese Genugthuung schuldig, und wie Claudine's Geschichte in Ihrem Busen begraben ist, so wird es die Geschichte des edelsten der Herzen in dem meinigen sein."

Alexandra zog ihre Hand mit freundlichem Druck aus Bertram's Hand zurück. Beide waren zu bewegt, um für eine Zeit lang sprechen zu können. Endlich sagte Bertram:

„Und Erna glaubt sich noch immer von mir geliebt nach Allem, was ich gethan, sie davon abzubringen?"

„Ich möchte nicht behaupten, daß ihr Glaube nicht erschüttert gewesen wäre," erwiderte Alexandra; „aber sie stand doch noch immer unter der Herrschaft jenes instinctiven Gefühls, das uns Frauen ja fast immer richtig leitet und sich bei ihr in hundert Wendungen verrieth, die alle Ihr künftiges Wohlergehen, Ihr Glück

zum Gegenstande hatten. Und nun, lieber Freund, hatten Sie zu guter Letzt das directe Gegentheil von dem gethan, was Sie thun mußten, um Erna zu beruhigen und ihre Zukunft aufzuhellen. Danken Sie Gott, daß Erna das eigentliche Motiv, das Sie geleitet hat, nicht ahnt; daß sie zwischen den beiden Duellen mehr, ich möchte sagen, einen mechanischen Zusammenhang der Zeit und des Ortes sieht als den wirklichen seelischen. Aber trotzdem: wären Sie in dem Duell gefallen, nun und nimmer hätte Erna in eine Verbindung mit Kurt gewilligt, nun und nimmer hätte sie es ihm auch nur im Herzen vergeben, daß er nicht der Erste auf dem Wahlplatz war. Ob es ihm möglich gewesen wäre, Ihnen zuvorzukommen, danach frägt ein weibliches Herz nicht. Der Geliebte muß der Beste, der Tapferste, der Edelste und Klügste sein; wie er es anfängt, das ist seine Sache. Ich freilich, in deren nächster Umgebung Dutzende von Duellen ausgefochten sind, deren directe Veranlassung ich leider manchmal selbst war, ich durchschaute den Zusammenhang — als der geschwätzige Herr Oberförster den Vorfall am Spieltisch erzählte und ich dann von Ihrem Diener, den ich examinirte, Ihre lange Unterredung mit Kurt erfuhr, der wiederum Verhandlungen zwischen Kurt und Herrn von Busche vorausgegangen waren, und mir schließlich auch noch Fräulein von Aschhof, die tolle Person, die gräulichen Indiscretionen gegen den Baron beichtete, und Ihre Aeußerung, lieber Freund, Sie wollten versuchen, das zu redressiren — ich durchschaute den Zusammenhang, sage ich, als hätte sich Alles vor meinen Augen abgespielt. Damit wußte ich denn auch, was ich zu thun hatte. Ich begab mich abermals zu Erna und sagte ihr, daß Ihr Leben, daß Kurt's Ehre auf dem Spiele stehe, wobei ich natürlich Sorge trug, die Sache so darzustellen, daß der Gedanke, Sie hätten sich direct für Kurt opfern wollen, bei Erna nicht wohl aufkommen konnte. Sie wies die Möglichkeit, Kurt habe sich nur den Anschein gegeben, die Beleidigung des Barons zu überhören, mit Verachtung zurück; ich brauchte ihr nicht erst zu sagen, daß Kurt auf der Stelle Alles erfahren, daß sie selbst ihm die Waffen in die Hand drücken müsse. Ich bin überzeugt, sie fühlte, daß sich jetzt und hier ihr Geschick entschied; überzeugt, daß sie sich jetzt und hier wieder ihrer Liebe zu Kurt voll und ganz bewußt wurde. Die große, willensstarke Natur des herrlichen Mädchens trat hervor in leuchtender Klarheit; ich hätte vor ihr niederfallen und sie anbeten mögen. Ich darf sagen, ich vergaß mich völlig; und daß ich ihn, für den diese Leidenschaft himmelhoch aufflammte, selbst geliebt. Ich ging so weit, zu verschweigen, was ich wußte: daß der Baron, in welchem ich gestern Abend, als ich ihn am Spieltisch sah, definitiv den Mann wiedererkannte, der meine Mama einst, ebenfalls am Spieltisch, um hunderttausend Francs betrogen — daß der Baron, sage ich, nicht satisfactionsfähig sei. Ich fürchtete, durch diesen Einwand zu zerstören, was ich jetzt so prächtig sich aufbauen sah. Wie wir nun über das Manöverfeld geirrt, das Regiment endlich fanden, unmittelbar, nachdem die Herren fortgeritten; ein Gehülfe, den sie zurückgeschickt, vergessenes Verbandszeug zu holen, uns auf die rechte Spur brachte; wir in schnellstem Rosseslauf auf dieser Spur nachjagten, ans Ziel gelangten, um Kurt stürzen zu sehen, während der elende Gegner die Pistole auf den Boden schleuderte und vor meiner Gegenwart die Flucht ergriff — Sie wissen das Alles oder mögen sich Alles leicht vorstellen und ausmalen. Ich aber male mir aus, wie Erna jetzt den Geliebten in ihr elterliches Haus führt, um ihn da ganz zu eigen zu haben — denn was ist

mehr, was wird mehr das Eigen einer Frau als der geliebte Mann, den sie pflegen, um dessen Besitz sie mit dem Tode ringen muß; wie sie jetzt erst schaudernd erkennt, welchen unermeßlichen Schatz sie um ein Weniges eingebüßt hätte durch zu weit getriebenen Stolz und Eigenwillen, und welche Paradiesesseligkeit auf die Beiden herabschauert. — Und wenn ich dann uns Beide hier sehe, wie wir, die wir ihnen denn doch ihr Paradies erschlossen, zwei Ausgestoßenen und Vertriebenen gleich, in den dunklen Abend hineinfahren — sagen Sie, mein Freund, hätten wir wirklich Ursache, uns der Rolle, die wir gespielt, zu schämen? oder nicht vielmehr Fug und Recht, uns unseres Erfolges zu freuen und stolz auf unseren Erfolg zu sein? Ja, mein Freund, wir müssen uns freuen, wir müssen stolz sein. Woher sollen wir sonst die Kraft nehmen, zu gesunden, die wir krank sind, todtkrank? und doch nicht sterben dürfen, sondern leben und glücklich leben müssen, um jenen Beiden zu beweisen, daß sie glücklich sein dürfen um unseretwillen? Ich, lieber Freund, ich will leben; ich will gesunden und ich werde es. Ich werde heute Abend bei Hofe erscheinen und womöglich schön und geistreich, und auf alle Fälle munter und in bester Laune sein. Und wie heute, so morgen und alle Tage, gar an Waldor's Seite, der die Fürstin Alexandra wahrlich nicht heirathet, um eine Kopfhängerin zur Frau zu haben. Irgend ein heimlich stiller Winkel, in welchem man sich einmal ordentlich ausweinen und die Wunde ausbluten lassen kann, findet sich schon. Und Sie, lieber Freund, was werden Sie beginnen? was werden Sie thun, um zu gesunden? Ich hätte keine ruhige Stunde, müßte ich denken, Sie könnten es nicht. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie gesund werden, geben Sie mir Ihre Hand darauf!"

Bertram's Antwort kam nicht sogleich. Er hob die Augen und sah rings in der Runde von den Bergen herab, durch die weite Ebene hin die Wachtfeuer lodern. Sein Ohr vernahm den Ruf der Runden, Pferdewiehern, das Sprechen und Lachen der Lagernden, dumpfes Getös marschirender Colonnen. Es war ein Bild des Krieges nur, aber es mahnte ihn wundersam an einen wirklichen Krieg, an einen sehr ernsthaften Kampf, zu dem er jetzt berufen war, einzutreten als ein Soldat in Reih' und Glied, seine Pflicht zu thun, so lange seine Kraft vorhielt — es mochte nun Jahre währen oder Monate.

Und er reichte Alexandra die Hand und sagte: „Ob ich gesunde — ich weiß es nicht. Aber ich schwöre Ihnen, daß ich's versuchen werde."

* * *

„Sie bleiben also dabei, morgen in die Debatte eingreifen zu wollen?" sagte der Arzt.

„Ich schmeichle mir, daß es nothwendig ist," erwiderte Bertram.

„Als Parteimann muß ich concediren; als Ihr Arzt wiederhole ich: es ist unmöglich."

„Bitte, lieber Freund, Sie sagten vorhin: nicht wünschenswerth; das scheint mir denn doch eine kühne Steigerung. Ich denke, wir bleiben bei dem bescheidenen Positiv."

Der Arzt, welcher bereits seit einigen Minuten Hut und Stock zur Hand genommen, legte Beides wieder hin, drückte Bertram in seinen Arbeitssessel vor dem Schreibtisch, nahm abermals ihm gegenüber Platz und sagte:

„Daß Sie sich mindestens ein paar Tage vollkommen ruhig verhalten, ist für den Augenblick — ich meine: nach Ihrem momentanen Befinden, allerdings nur wünschenswerth; ich fürchte aber sehr, die Aufregung, ohne die es morgen nicht abgeht, wird Ihren Zustand verschlimmern,

und die Nothwendigkeit tritt alles Ernstes ein, und nicht bloß für ein paar Tage. Lassen Sie mich ganz offen sprechen, Bertram; ich weiß, ich erschrecke Sie dadurch nicht, obgleich ich es eigentlich möchte. Sie bereiten mir ernsthafte Sorge. Ich beklage tief, Sie im Herbst von Ihrer italienischen Reise zurückgehalten, in die Strapazen der Wahlcampagne, die Mühen und Sorgen des parlamentarischen Lebens gedrängt und getrieben zu haben. Ich nahm an, diese energische Thätigkeit werde zu Ihrer vollkommenen Genesung beitragen — ich habe mich arg verrechnet. Und dabei weiß ich nicht, wo der Rechenfehler eigentlich steckt. Sie haben sich die Handgriffe des Berufs mit einer so spielenden Leichtigkeit zu eigen gemacht, Sie traten so von Kopf zu Fuß gerüstet auf den Kampfplatz, Sie handhaben die Waffen mit der Virtuosität eines alten Meisters, Sie werden, was doch auch nicht zu unterschätzen ist, so vom Erfolg getragen — nach aller menschlichen Einsicht und Erfahrung müßte die glanzvolle und relativ leichte Erfüllung eines Berufs, zu dem Sie so augenscheinlich auserwählt sind, zu Ihrem Wohlergehen beitragen, und — das gerade Gegentheil tritt ein. Ich finde, so viel ich auch grüble, dafür nur eine Erklärung. Trotz des schönen Gleichmuths, den Sie stets bewähren, trotz der ungetrübten Heiterkeit Ihrer Stimmung und Ihrer Miene, durch welche Sie Ihre Freunde entzücken und Ihre Gegner so oft entwaffnen — es muß in Ihrer Seele ein verborgenes Etwas sein, das an Ihrem Leben nagt, ein tiefer, dunkler Unterstrom von Gram und Leid. Habe ich Recht? Sie wissen, ich frage nicht aus müßiger Neugier."

„Ich weiß es," erwiderte Bertram, „und so antworte ich Ihnen: Sie haben Recht und auch nicht Recht; oder das erstere doch nur, wenn Sie mich für die Wirkung einer Ursache verantwortlich machen, die ich nicht verschuldet habe."

„Sie antworten in Räthseln, lieber Freund."

„Lassen Sie mich's mit einem Bilde versuchen. Es ist Jemand gezwungen, in einem Hause zu wohnen, bei dessen Fundamentirung oder bei welchem wichtigen Punkte immer der Baumeister ein arges Versehen begangen hat. Der Bewohner ist ein ruhiger, ordentlicher Mann, der das Haus gut und sauber hält; aber da kommt ein Sturm, und das schlecht construirte Gebäude kracht in allen Fugen. Der ordentliche Mann reparirt die Schäden nach besten Kräften, und so geht's eine Zeit lang wieder, eine lange Zeit, bis ein zweiter, noch schlimmerer Sturm kommt und ihm das Haus über dem Kopf zusammenwirft."

Des Arztes dunkle Augen hatten prüfend und theilnahmvoll auf dem Sprecher geruht. Jetzt sagte er:

„Ich glaube, Ihr Bild zu verstehen; es geht ihm wie allen Bildern: es deckt die Sache nur theilweise. Ich kenne das Haus, von dem Sie sprechen, zufällig sehr genau; es war freilich an demselben, trotz seiner übrigens sehr soliden Construction, von vornherein ein schwacher Punkt; aber —"

„Kein Aber, lieber Freund!" rief Bertram lebhaft. „Räumen Sie mir den schwachen Punkt ein, so resultirt daraus alles Andere mit Nothwendigkeit. Ihnen, dem treuen Anhänger Spinoza's, brauche ich doch wahrlich nicht zu demonstriren, daß Denken und Ausdehnung nur Attribute einer und derselben Substanz sind, daß es keinen pathologischen Fall giebt, der nicht, recht betrachtet, in einen psychologischen sich verwandelte und umgekehrt; daß ein so erregliches Herz wie das meinige sich eben auch Alles anders zu Herzen nimmt, als es andere Herzen thun, deren Reifen nicht springen, es geschehe,

was auch geschehe, und stürme auf sie ein, was da wolle. Oder sind Sie nicht überzeugt, wenn Sie die Herzen von Werther oder dem Eduard der Wahlverwandtschaften zu untersuchen gehabt hätten, Sie würden da Dinge gefunden haben, von denen sich die Herren Aesthetiker nichts träumen lassen? Ich nun, ich bin aus ihrem Geschlecht. Ich rühme mich dieser Abstammung so wenig, als ich mich ihrer schäme; ich constatire eben ein Factum, das zugleich mein Fatum ist, unter dessen Gewalt ich mich beuge, vielmehr: dessen Gewalt mich beugt, trotz meines Widerstrebens. Denn, wie sehr ich vielleicht meiner Naturanlage nach in das vorige Jahrhundert gehöre, ich bin doch auch ein Bürger meiner Zeit und nicht taub gegen ihre Gebote. Ich weiß sehr wohl, daß der moderne Mensch nicht mehr seinen privaten Freuden und Leiden ausschließlich leben und sterben darf; ich weiß sehr wohl, daß ich ein Vaterland habe, dessen Ruhm und Ehre und Größe ich heilig halten muß und dem ich verpflichtet bin, so lange noch ein Athemzug meine Brust hebt. Ich weiß es und glaube es bethätigt zu haben, nach meinen Kräften, früher und wieder jetzt, wo —"

Er bedeckte sich Stirn und Augen mit der Hand und saß so eine Weile in tiefer Bewegung, die der ärztliche Freund durch sein Schweigen ehrte. Dann fuhr er, aufschauend, mit leiser Stimme fort:

„Lieber Freund, der letzte der Stürme war sehr, sehr hart. Er hat den morschen Bau bis in seine Grundfesten erschüttert. Was Sie jetzt so in Sorge versetzt, es ist in der That nur Folge jenes fürchterlichen Sturmes. Die schauerlich süßen Einzelheiten — es kennt sie bis jetzt Niemand außer einer Frau, welche ein fast identisches Schicksal zu meiner Vertrauten machte, die mein Geheimniß unverbrüchlich bewahren wird. Auch Sie würden es; ich weiß es. Und Sie sind ja so oft mein Rather und mein Beichtiger gewesen. Also vielleicht ein ander Mal, wenn Sie es wünschen und es Ihnen nöthig scheint. Für heute nur noch dies — zu Ihrer Beruhigung, denn ich lese in Ihrem ernsten Gesicht dieselbe inhaltschwere Frage, welche auch die Freundin an mich richtete: ob ich genesen will? Ich will darauf antworten nach meinem besten Wissen und Gewissen. Ja; ich halte es für meine Pflicht, daß ich es will. Für eine Pflicht einfach meinen Wählern gegenüber, die mir mein Mandat nicht darauf hin gegeben haben, daß ich mich hinlege und an unglücklicher unerwiderter Liebe sterbe. Wenn mir das Letztere — ich meine das Sterben — doch passirt, so werden Sie mir bezeugen, daß es sehr gegen meinen Willen geschah, nur infolge des bewußten Constructionsfehlers, welchen sich der Baumeister zu Schulden kommen ließ. Aber damit mir es nicht oder doch nicht so bald passire, lieber Freund, müssen Sie mir gerade das erlauben, was Sie mir vorhin verboten haben. Der Traum, den ich geträumt, war seltsam schön, und das wirkliche Leben kommt mir, offen gestanden, im Vergleich dazu recht kahl und nüchtern vor. Der Gegensatz ist zu groß, ich kann ihn nur ungefähr dadurch verwischen, daß ich in die schale Speise die Würze der Aufregung mische, wie sie uns unsere parlamentarische Küche in bester Qualität gerade jetzt liefert, und von der unser Oberkoch morgen noch ganz besonders reichlich zustreuen wird. Und deshalb muß ich morgen meinen gewöhnlichen Platz an unserer Tafel einnehmen und meine Tischrede halten. Quod erat demonstrandum."

Er reichte lächelnd dem Freunde die Hand. Auch der Freund lächelte; aber es war ein sehr trübes Lächeln und verschwand auch alsobald wieder.

„Daß doch gerade die geistreichsten

Patienten immer die untraitabelsten sind," sagte er; „aber ich habe mir vorgenommen: nach Ihnen nehme ich keinen wieder an."

„Ich mache Ihnen auch wahrlich mehr als billig zu schaffen," erwiderte Bertram. „Sie lieber, guter Freund kommen da zu mir in beinahe nachtschlafender Zeit, wo Sie jedenfalls von Ihres Tages schweren Mühen längst ausruhen sollten, getrieben von treuer Sorge um mein Wohl, um schließlich, mit Undank belohnt, den Heimweg anzutreten. Nun, Gott besser's! und auf Wiedersehen morgen."

Konski war eingetreten, um dem Doctor, da die Hauslichter bereits verlöscht waren, hinabzuleuchten. Die Herren reichten sich zum Abschied nochmals die Hände; die des Arztes glitt nach dem Gelenk der Freundeshand hinauf. Er schüttelte den Kopf.

„Konski," sagte er, sich zu Jenem wendend, „wenn Ihr Herr in diesen Tagen einmal ein Glas Champagner trinken will, so können Sie ihm ausnahmsweise eines geben; aber auch nur eines."

„Merken Sie sich das, Konski!" sagte Bertram.

„Wird wohl nicht mehr passiren," brummte Konski.

„Er will mich morgen verlassen," sagte Bertram erläuternd.

„Will? gar nicht will ich; aber —"

„Schon gut," sagte Bertram, „wir dürfen den Herrn Doctor nicht mit unseren Privatangelegenheiten behelligen. Leben Sie wohl, lieber Freund! Wenn es Ihnen recht ist, speise ich morgen bei Ihnen."

Der Arzt war gegangen; Bertram hatte sich sofort wieder an seinen Schreibtisch gesetzt und die Arbeit vorgenommen, in welcher ihn der späte Besuch unterbrochen. Es war eine verschleppte Wahlprüfungsangelegenheit, über welche er morgen referiren sollte. Im Interesse seiner Partei lag es, daß die Wahl, bei der einige Unregelmäßigkeiten vorgekommen waren, annullirt wurde; mit desto größerer Gewissenhaftigkeit hatte er den ziemlich complicirten Fall bis dahin geprüft. Aber jetzt war ihm der Faden der Untersuchung entschlüpft; er blätterte hin und her in den Acten; dabei fiel ihm ein feines zusammengefaltetes Blatt entgegen — ein Brief —

„Mein Gott, wie kommt er dahin?"

Er hatte hastig danach gegriffen, wie ein irrender Bettler nach einem Goldstück, das aus dem Straßenstaub zu ihm heraufblinkt. Das Blut siedete ihm aus dem kranken Herzen in die Schläfen, die Hand, die das leichte Blatt hielt, zitterte.

„Jetzt würde er wohl nicht mehr über meinen matten Puls schelten."

Gestern morgen hatte er den Brief bereits erhalten, aber es nicht über sich gewinnen können, mehr als ein paar Zeilen zu lesen. Vielleicht wenn er aus dem Reichstag zurückkam, war er in gesetzterer Stimmung. Dann hatte er den bei Seite gelegten Brief nicht wiederfinden können, trotzdem er, zuerst allein, dann mit Konski, stundenlang gesucht.

Und nun — die Acten hatte er bei Seite geschoben — starrte er wieder wie gestern auf das Blatt, und wieder wie gestern tanzten und schwammen die Zeilen durch und in einander; aber er schüttelte unwillig den Kopf, fuhr sich über die Augen und las:

Capri, den 24. April.

„Geliebter Onkel Bertram!

„Wenn ich heute zum ersten Male von unserer Reise an dich schreibe, so nimm es als gelinde Strafe dafür, daß du nicht zu unserer Hochzeit gekommen bist; nimm es — nein! dir darf ich auch im Scherz nicht lügen. Wir — ich meine Kurt und ich — empfanden wohl dein Fortbleiben schmerzlich, aber zürnten nur der leidigen Politik, die dich nicht loslassen wollte gerade in den Tagen, in welchen es sich,

wie mir Kurt erklärte, um so wichtige Dinge handelte. Nimm also, ich bitte dich, mein langes Schweigen nur als einen Beweis der Verwirrung, die sich meiner unter den tausend neuen Eindrücken der Reise bemächtigt, und der Eile, mit der wir gereist sind. Kurt hat nur vier Wochen Urlaub; da müssen wir uns freilich beeilen; und so sind wir denn auch direct von Genua mit dem Dampfer (er legt nur in Livorno an) nach Neapel gefahren, wo wir gestern Abend ankamen, um heute Morgen bei dem köstlichsten Wetter mit frischer Tramontana hierher nach Capri zu segeln.

„Und so schreibe ich denn diesen meinen ersten Brief von dem Balcon eines Hauses —

„Kennst du, geliebter Onkel Bertram, auf Capri ein Haus, das ‚mitten in Orangengärten steht mit wundervollem Blick auf das blaue unendliche Meer? ein weißes, von Rosen übersponnenes Haus?‘

„Es sind deine eigenen Worte, und weißt du, wo und wann du mir das sagtest? an dem ersten Abend, als ich dich im Walde auf dem Hirschstein traf. Du hast's gewiß vergessen, aber ich habe es sehr behalten und ist mir immer in der Seele herumgegangen auf unserer Reise: ich wolle von allen Herrlichkeiten Italiens zuerst das Haus sehen, welches dir so lieb in der Erinnerung geblieben, daß ‚du dich immerdar nach ihm sehntest‘ und dessen Namen ‚so tröstlich, so verheißend klingt: Quisisana!‘

„Und da sind wir nun, wir, die keines Trostes bedürfen, wir, an denen, was immer an Paradiesesseligkeit auf Erden verheißen werden kann, erfüllt ist — und trinken die blaue Himmelsluft und athmen den süßen Duft der Rosen und Orangen.

„Du aber, geliebter Onkel Bertram, du weilst — das Herz voll Sehnsucht nach dem holden Quisisana — da oben im grauen Norden, vergraben unter Parlamentsacten, abgearbeitet, müde — und, siehst du, Onkel Bertram, dieser Gedanke, das ist die graue Wolke, die einzige am weiten blauen Himmelsgewölbe, welche da drüben über der schroffen Felsenstirn des Monte Solaro schwebt, und von der Federigo, der junge Wirth, behauptet, daß sie uns eine ‚burrasca‘ bringen werde. Ich habe ihn ausgescholten und gesagt, ich wolle Sonnenschein, viel Sonnenschein, nur Sonnenschein, und dabei nicht an uns, sondern an dich gedacht. Und nicht wahr, du Guter, Edler, auch dir scheint die Sonne — auch du wandelst im Licht — im Sonnenlicht des Ruhmes! Ja, Onkel Bertram, wie bescheiden du auch bist, es muß dir doch Freude bereiten, es muß dich doch mit Stolz erfüllen, zu sehen, wie du anerkannt und bewundert wirst — ich spreche nicht von deinen Freunden — das versteht sich von selbst, sondern auch von deinen politischen Gegnern. In Genua an der Table d'hôte hatten wir die Bekanntschaft eines vornehmen Herrn gemacht, — eines Grafen aus Pommern — ich habe den Namen vergessen — mit dem Kurt viel über Politik geplaudert. Am Abend brachte der Graf Kurt eine Berliner Zeitung, in welcher deine letzte große Rede stand. — Sehen Sie, sagte er, das ist ein Mann, von dem können wir Alle lernen, auf den müßte jede Partei stolz sein! — Er hatte keine Ahnung, wie nahe du uns standest und warum ich, als ich deine herrlichen Worte las, in Thränen ausbrach.

„Nein, denke dir, Onkel Bertram! — da bringt mir eben Signor Federigo, den ich darum gebeten, ein altes Fremdenbuch — aus dem Jahre 1859 — dem Jahre, in welchem du, wie ich wußte, hier gewesen. Es waren viele Blätter herausgerissen, aber das, auf welchem du

dich eingeschrieben, war erhalten und das Datum des Tages, — desselben Tages, an dem ich geboren! Ist das nicht wunderbar? Signor Federigo hat mir natürlich das kostbare Blatt schenken müssen, was er mit der anmuthigsten Verbeugung — in der einen Hand das Blatt und die andere auf dem Herzen — that, und wir haben beschlossen, den Tag deiner Ankunft auf Capri und meiner in der Welt hier zu feiern. Weshalb sollten wir auch so schnell weiter reisen; schöner wie hier kann es nirgends sein. Sonne, Rosenduft, Himmelsbläue, das ewige Meer — meinen Kurt und die Erinnerung an dich, dessen liebes Bild mir jeder Fels, jede Palme — Alles, Alles vor die Seele zaubert — nein, nein, wir bleiben hier bis zu meinem Geburtstage.

„Signor Federigo ruft aus der Veranda herauf, Madama müsse in fünf Minuten fertig sein, wenn der Brief heute noch fort solle. Freilich soll er fort, wenn ich nur nicht die schreckliche Empfindung hätte, bis jetzt noch gar nichts geschrieben zu haben. Aber das hilft nun nicht. Also das nächste Mal von Allem, was heute nicht drangekommen ist: von den Eltern, die sehr zufriedene Briefe schreiben, besonders Papa, der ja ganz glücklich darüber scheint, daß er — zu meiner großen Verwunderung — die Fabriken aufgegeben; von der Verlobung Agathens und Herrn von Busche's, über die ich mich nicht gewundert habe, denn ich sah es schon an meinem Polterabend kommen; von —

„Signor Federigo, Sie sind unausstehlich —

„Lieber Kurt, ich kann dir den übrigen kleinen Raum von zwei Zeilen nicht geben, denn ich brauche ihn nothwendig selbst, um meinem geliebten Onkel Bertram vielherzlichen Gruß und Kuß zu senden aus Quisisana."

Bertram hatte das Blatt leise auf den Tisch gelegt; er beugte sich, einen Kuß darauf zu drücken; aber bevor seine Lippen es noch berührten, richtete er sich jäh empor.

„Nein! so wenig wie sie selbst! sie weiß nicht, was sie thut. Du weißt es — deines Nachbars Weib! Schmach und Gram! reiß das Auge aus, das dich so ärgert, und das verbrecherische Herz dazu!"

Er griff nach den Acten.

„Bis zu ihrem Geburtstage! — ein paar freundliche Worte — sie erwartet sie sicher, darf sie erwarten; mehr noch: sie könnte es anders auslegen — ob es wohl noch Zeit ist? Wann mag es sein? sie hat das Datum nicht genannt — mir däucht: so im Anfang Mai. An welchem Tage bin ich denn dort angekommen?"

Er brauchte in den alten Tagebüchern, die er methodisch geführt und sorgfältig aufbewahrt hatte, nicht lange zu suchen. Da: „Am ersten Mai. In Capri angekommen und in einem Hause abgestiegen, zu dem ich mühselig hinaufgeklettert, weil der Name mich unwiderstehlich lockte: Quisisana. Sit omen in nomine!"

Am ersten Mai! der war morgen. Ein Brief natürlich nicht, aber ein Telegramm, wenn es noch jetzt in der Nacht abgeschickt wurde. „Konski!"

„Lieber Konski, es thut mir leid, Sie müssen noch auf das Haupttelegraphenamt. Fräulein Erna's — nun, Sie wissen — ihr Geburtstag ist morgen. Da darf ich doch nicht fehlen."

Er hatte die paar Zeilen deutsch geschrieben; dann fiel ihm ein, ob er sie nicht zu größerer Sicherheit gleich in der Sprache des Landes abfassen sollte. So schrieb er sie noch einmal italienisch.

Konski, der sich unterdessen zu dem Gange zurechtgemacht, trat wieder ein.

„Sie werden vor zwölf schwerlich zurück sein und — ja, Konski, wir müssen den morgenden Tag festlich begrüßen. Stecken Sie den Kellerschlüssel zu sich

und bringen Sie eine Flasche Champagner mit herauf! Keine Widerrede! ich schreibe Ihnen sonst morgen in Ihr Zeugniß: Entlassen wegen Ungehorsams."

* * *

Es war gegen drei Uhr, als der Arzt, zu welchem Konski, der den Herrn nicht hatte verlassen wollen, den Hausdiener entsandt, eilig hereintrat. Konski nahm ihm Hut und Stock ab und deutete — sprechen konnte er nicht — nach dem großen Divan in der Tiefe des Zimmers. Der Arzt ergriff im Vorübergehen die Lampe vom Schreibtisch und leuchtete in das bleiche Gesicht. Konski war ihm gefolgt und hielt nun die Lampe, während der Arzt seine Untersuchungen anstellte.

„Er muß bereits über eine Stunde todt sein," sagte er, aufblickend, „weshalb haben Sie erst jetzt zu mir geschickt? Tragen Sie die Lampe auf den Schreibtisch zurück und sagen Sie mir, was Sie wissen."

Er hatte sich in Bertram's Sessel gesetzt.

„Nehmen Sie sich einen Stuhl! erzählen Sie!"

Und Konski erzählte.

Er war ein viertel nach zwölf vom Telegraphenamt zurückgekommen und hatte den Herrn emsig schreibend gefunden, als er die Flasche Champagner, die der Herr ihm mit heraufzubringen anbefohlen, hereingetragen. Der Herr hatte ihn ausgescholten, weil er nur ein Glas gebracht; er, Konski, solle sich auch eines holen, mit wem er denn sonst auf das Wohl der jungen Frau anstoßen solle?

„Da habe ich denn ihm gegenüber gesessen — zum ersten Male in meinem Leben, — da hinten in der Ecke an dem kleinen runden Tische, er in dem einen Stuhl und ich in dem anderen. Und hat mit mir geplaudert, nicht wie ein Herr mit seinem Diener, nein, gerade — ich kann das nicht beschreiben, Herr Doctor; aber Sie wissen ja, wie gut und freundlich er immer war. Ich hab' kein böses Wort gehört aus seinem Munde, die zehn Jahre, die ich nun bei ihm bin, und wenn er ja einmal heftig war, da wußte er hinterher nicht, wie er's wieder gut machen sollte. Und morgen wollte ich nach Rinstedt, um Hochzeit zu machen, und er hat uns die ganze Ausstattung geschenkt und den Laden eingerichtet mit Allem, was dazu gehört. Da haben wir denn natürlich viel von Rinstedt gesprochen und von dem Manöver im letzten Herbst, und von der jungen gnädigen Frau, und von Italien, wo ich ja, wie der Herr Doctor wissen, mit dem Herrn vor zwei Jahren war. Das heißt natürlich: ich sprach nicht viel, sondern der Herr; ich hätte nur immer zuhören mögen, wie er von Capri erzählte, wo wir damals nicht hingekommen und wo die junge gnädige Frau jetzt ist. Dabei leuchteten seine Augen, daß es nur so eine Pracht war; aber getrunken hat er so gut wie gar nicht, bloß so viel, um mit mir auf das Wohl der jungen gnädigen Frau anzustoßen — einen oder zwei Schluck höchstens, und der Rest ist noch in dem Glase. Ich mußte mir aber immerfort einschenken, denn ich könnte es vertragen und er nicht, und er wolle hernach noch die Arbeit fertig machen, zu der die Acten da auf dem Tisch vor dem Herrn Doctor liegen. Auf einmal sagte er, Konski, sagte er, ich werde müde; ich will mich eine halbe Stunde hinlegen. Derweilen trinken Sie ruhig die Flasche aus, und Punkt halb zwei wecken Sie mich. Es war aber eben ein Uhr.

„Da hat er sich denn hingelegt und ich habe ihn zugedeckt, und — ach, Herr Doctor, ich werde es mir nie vergeben; aber ich hatte den Tag über gar viel Lauferei gehabt mit meinen Sachen, und zuletzt in der Nacht der lange Weg nach

dem Telegraphenamt, und der Champagner mochte mir auch wohl ein bischen zu Kopf gestiegen sein — ich habe sicher keine fünf Minuten da so still allein gesessen, da bin ich eingeschlafen. Als ich aufwachte, war es nicht halb zwei, sondern halb drei, daß ich einen rechten Schreck kriegte. Aber er schläft so fest und so ruhig, dachte ich, noch als ich vor ihm stand; es ist ein Jammer, daß du ihn wecken sollst, wenn er sich auch wieder auf die linke Seite gelegt hat, was er sonst gar nicht vertragen konnte und der Herr Doctor ihm ja auch streng verboten haben. Ich weiß noch in Rinstedt — an dem ersten Abend — aber da ist er doch wieder aufgewacht und nun ist er todt."

„Sie sind nicht schuld daran," sagte der Doctor, indem er dem Weinenden die Hand reichte; „Sie hätten ihn nicht am Leben erhalten können, so wenig wie ich. Und nun lassen Sie mich ein wenig hier allein; Sie können im Nebenzimmer bleiben."

Der Doctor schritt, als Konski gegangen, zu dem kleinen runden Tisch, auf welchem die leere Flasche stand und ein leeres und ein halbvolles Glas. Ueber dem Sopha in der Ecke brannte rechts und links auf den Gascandelabern an der Wand je eine Flamme. Er hielt das halbvolle Glas empor. Als er es schüttelte, stiegen aus dem klaren Naß noch helle Tropfen.

„Er hat nie die Unwahrheit gesprochen," murmelte er, indem er das Glas niedersetzte. „Es war ja so wie so nur noch eine Frage der Zeit. Den Tod hat er sich schon vor einem halben Jahre getrunken. Man kann sich nur wundern, daß er es so lange ertragen hat."

Auf dem Schreibtisch lag Erna's Brief. Der Arzt las ihn fast mechanisch.

„Es ist Alles so ziemlich, wie ich mir dachte," murmelte er. „Ein so geistvolles und dazu, wie es scheint, hochherziges Mädchen, und doch — aber sie sind sich alle gleich."

Ein einzelnes Blatt mit Bertram's Hand fiel ihm in die Augen. Er griff danach; es war die deutsche Depesche:

„Heil und Glück und Segen heute und immerdar meinem lieben Kinde in Quisisana."

Der Arzt hatte sich erhoben und schritt mit untergeschlagenen Armen auf und nieder in dem Gemach. Aus dem Nebenzimmer, dessen Thür nur angelehnt war, hörte er leises Schluchzen. Der Jammer des treuen Menschen hätte fast das tiefe Weh in seiner eigenen Brust entfesselt. Er wischte sich über die nassen Augen, trat an das Lager des Todten und streifte die Decke zurück.

Lange stand er, in staunende Betrachtung versunken.

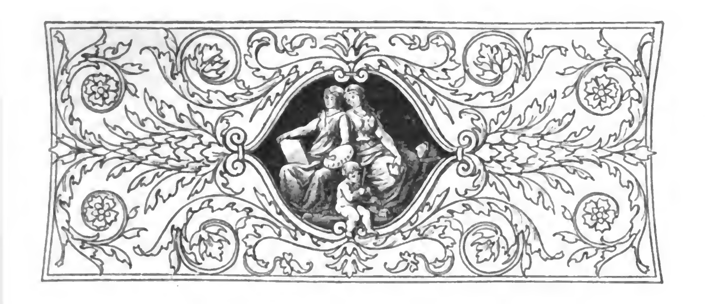
Keine leiseste Spur von Alter oder Verfall. Die hohe, schöne Stirn, beschattet von dem weichen Haar, dessen tiefes Dunkel kein einziger silberner Faden erhellte; die feingeschwungenen, wie zu einem geistreichen Wort geöffneten Lippen, deren Blässe die weißen, nur eben hervorschimmernden Zähne beschämten; die breite, gewölbte Brust — was Wunder, daß der Mann von fünfzig Jahren im Leben empfunden hatte wie der Jüngling, für den der Tod ihn genommen.

Und aus dessen reinen Zügen er jede leiseste Spur von dem Weh getilgt, das dies edle Herz gebrochen.

Und das nun still war für immer.

Er legte die Hand auf das stille Herz.

„Qui si sana!" sagte er leise.



Die Photographie

im Dienste der Kunstwissenschaft und des Kunstunterrichtes.

Von

Bruno Meyer.

II.



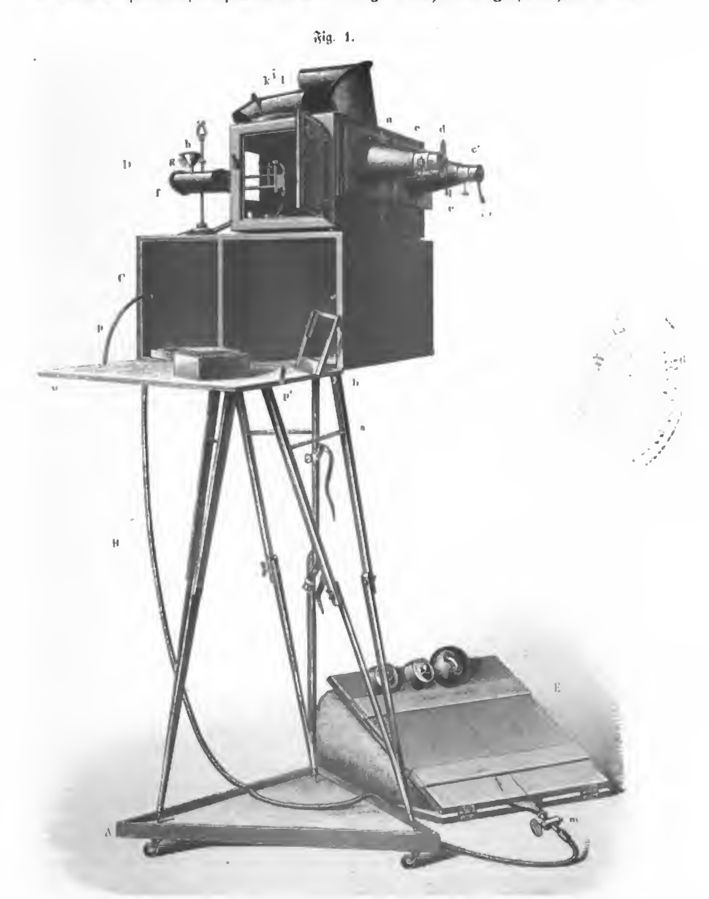
Das also sind — so zu sagen — die Register, die wir zu ziehen haben, um uns des gewaltigen Instrumentes der Photographie zur Förderung unserer Zwecke zu bedienen. Es kommt darauf an, sich mit diesen Zügen vertraut zu machen. Bei der bloßen Uebersicht wird Jedem eine Menge von Anwendungen beigefallen sein, die von jedem einzelnen Verfahren vortheilhaft zu machen wären zur Förderung der kunstwissenschaftlichen Interessen. Wenn jeder Betheiligte sich den ganzen Reichthum der Hülfsmittel gegenwärtig hielte, so würde er oft in der Lage sein, sich des einen oder anderen zu bedienen. Freilich ist der Einzelne meist nicht im Stande, diese Hebel nach seinem Gefallen in Bewegung zu setzen; das könnte eben nur eine größere Gemeinschaft bewirken. Und hier wäre es an der Zeit, sich des Springer'schen Vorschlages zu erinnern, wenn derselbe auch vielleicht des Umgießens in eine andere Form bedürfte, um ganz entsprechend zu wirken. Springer beantragte Begründung eines Urkundenschatzes für die Kunstgeschichte (Handzeichnungen), Fixirung des gegenwärtigen Zustandes der Monumentalmalereien und Herausgabe noch unedirter Kunstwerke, und er dachte für alle diese Zwecke ausschließlich an Ad. Braun's Pigmentdrucke. Zugleich wollte er allen Mitgliedern der Gesellschaft für einen geringen Jahresbeitrag (20 M.) einen planmäßig geordneten Apparat in jährlichen Lieferungen und einigen je nach den disponiblen Mitteln der Gesellschaft vorzubereitenden außerordentlichen (und natürlich besonders zu bezahlenden) Publicationen zuführen. Hier machte sich gleich das Bedenken geltend, daß die Mitglieder auf irgend eine Art vor der Anhäufung von Doubletten geschützt werden müßten, und es liegt klar zu Tage, daß sich durch diese Rücksicht bei der bereits vorhandenen Verbreitung guter Abbildungsmaterialien

für die Thätigkeit einer Gesellschaft nach der Vorstellung Springer's unüberwindliche Schwierigkeiten ergeben würden. Dazu kommt, daß der ins Auge gefaßte Kreis für einen irgend genügenden kunstgeschichtlichen Apparat, was die Gegenstände der Reproduction betrifft, viel zu eng gezogen ist. Endlich kann die Einschränkung auf den Kohledruck nur als eine willkürliche und den Erfolg beeinträchtigende bezeichnet werden. Vortheilhafter würde eine Vereinigung aller Interessenten sein, welche auf Grund eines Abkommens mit den bedeutendsten photographischen Kunstverlegern deren Verlagswerke zu ermäßigten Preisen in beliebiger Auswahl erwürbe und den Mitgliedern zu etwas höheren, aber unter den Ladenpreisen bleibenden Preisen nach deren freier Auswahl überließe, mit dem erübrigten Gelde aber neue photographische Publicationen der verschiedensten Art unter Berücksichtigung der hervorgetretenen Bedürfnisse und Wünsche veranlaßte und unterstützte und auch die Ergebnisse dieser Bemühungen den Mitgliedern um einen ermäßigten Preis zur Auswahl darböte. Die Mitglieder müßten einen jährlichen Beitrag von beliebiger Höhe, aber in minimo 40—50 M. zahlen und in Höhe ihres Beitrages (oder beliebig mehr) von den zur Auswahl stehenden verschiedenen Publicationen (nach dem Mitgliederpreise berechnet) jährlich nach freier Wahl abzunehmen verbunden sein. Ein leitendes Comité, aus kunstwissenschaftlichen und mit dem Gesammtgebiete der Photographie und des photographischen Kunsthandels vertrauten Männern bestehend, würde die Geschäftsgebahrung übernehmen und vielleicht durch vierteljährliche Circulare die Mitglieder von den laufenden Unternehmungen, den laut gewordenen Wünschen, den bevorstehenden Publicationen und dem Stande der Gesellschaftsangelegenheiten überhaupt in Kenntniß setzen. Ohne eine derartige directe Einwirkung auf die photographische Reproduction nicht nur seitens einzelner Fachmänner, welche periodische Publicationen mit mehr oder minder beschränktem Gesichtskreise und mit immer einseitig beschränkten Hülfsmitteln begründen, sondern so zu sagen von der gesammten Kunstwissenschaft in corpore, die, ohne an eine bestimmte Form und ein bestimmtes Programm, einen bestimmten Preis und eine bestimmte Lieferzeit gebunden zu sein, mit freiem Blick das ganze Gebiet übersehen und in jeder gerade erwünschten Weise für jedes gerade besonders fühlbare Bedürfniß sorgen kann, wird unser photographisches Reproductionsmaterial stets stümperhaft und unzweckmäßig bleiben.

Mit allem Bisherigen aber wird nur ein Theil des Dienstes bezeichnet sein, den uns die Photographie leisten soll, erst eine Seite ihrer Leistungsfähigkeit zu unserer Unterstützung ihre Würdigung gefunden haben. Wir können auf diese Weise hoffen, im Laufe der Zeit unsere kunstwissenschaftlichen Sammlungen, öffentliche wie private, auf einen lobenswerthen Fuß zu bringen, und werden dem genauen Studium des Einzelnen erstaunlich fördersame Hülfsmittel darzureichen in der Lage sein. Aber für den öffentlichen Unterricht, für die öffentlichen Vorlesungen reicht all' dies Material nicht aus. Wie Viele können in einer Schulclasse, in einem Auditorium, in einem Vorlesungssaale von aufgestellten Photographien (und Kupferstichen) selbst größten Formates, das doch überall nur vereinzelt zur Hand sein kann, wirklich profitiren? Mehr als eine ganz nebelhafte, allgemeine Vorstellung von dem Kunstwerke läßt sich auf den Sitzen der Zuhörer nicht gewinnen, und nur eine solche zu vermitteln, ist fast schlimmer als gar keine. Jeder, der ein Bischen — im höheren Sinne — sehen gelernt hat, weiß, wie viel das ungeübte Auge von dem fallen läßt, was es deutlich wahrnehmen **kann**, wie viel selbst von dem, was es deutlich wahr**nimmt**, eine wie ungefähre und oberflächliche Vorstellung von dem Gegenstande gemeinhin haften bleibt; und da soll eine Anschauung, die gleich von vornherein kaum den zehnten Theil zu erkennen gestattet, wirklich den Zweck der Anschauung, **deutliche** Vorstellungen mit den Worten verbinden zu lehren, erfüllen?! Es wäre geradezu thöricht, das auch nur vorübergehend für möglich gehalten zu haben. Thatsächlich sucht auch Jeder in solchem Falle nach einem Auskunftsmittel. Da läßt man die Vorlagen von Hand zu Hand cursiren; aber während der Zehnte, der Zwanzigste das Blatt bekommt, ist der Vortrag weiter

geeilt, der Zuhörer weiß nicht mehr, worauf er es ansehen soll, inzwischen wird im Momente seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und von dem Vortrage abgelenkt, er verliert den Zusammenhang und kommt schwer wieder hinein, bis das nächste Blatt an ihn gelangt, u. s. f. Das fortwährende Wandern der Blätter bringt Unruhe und Zerstreutheit in die Versammlung. An anderen Orten weist man den Zuhörer darauf an, die aufgestellten Blätter entweder vor oder nach

Fig. 1.



dem Vortrage anzusehen. Vorher aber weiß er noch nicht, nachher nicht mehr, was die einzelnen Blätter für eine Bedeutung haben, — ganz abgesehen davon, daß es oftmals unmöglich ist, alle nothwendigen Blätter, insbesondere in einer übersichtlichen und gedankenrichtigen Ordnung, aufzustellen, und daß keineswegs bloß Trägheit die Zuhörer vielfach verhindert, vor oder nach dem Vortrage den Vorlagen noch ihre Zeit und ihre Gedanken zu widmen.

Zweierlei muß gefordert werden, wenn Vorlagen Sinn haben sollen: sie müssen erstlich dann vor Aller Augen stehen, wenn von ihnen gesprochen wird; sie müssen zweitens so deutlich erkennbar wie nur irgend möglich sein. Hierbei handelt es sich nicht darum, welches von Beiden wichtiger ist, sondern nur darum, wie weit und wie am besten Beides mit einander vereinigt werden kann, wenn überhaupt Anschauungsmaterial gegeben werden soll.

Nun giebt es selbstverständlich hier wie überall im Leben Grenzen der Möglichkeit und bei sich kreuzenden Interessen die Nöthigung zu Compromissen. Das Nächstliegende wäre die Forderung: die Abbildungen, sei es in Photographie, sei es in anderer Technik, müssen so groß sein, daß sie, vor den Zuhörern an die Wand gehängt, auch den entferntesten deutlich erkennbar sind. Selbstredend unmöglich! Ein solches Anschauungsmaterial wäre kaum zu beschaffen, fast nicht zu hantiren und gar nicht zu bezahlen. Wenn nun also doch einer der beiden oben aufgestellten Cardinalpunkte dem anderen untergeordnet werden muß, so kann es keinem Zweifel unterliegen, von welchem etwas nachgelassen werden muß: der erste kennt nur ein Entweder — Oder, der zweite läßt Gradunterschiede zu. Bei diesem also braucht man nicht so viel aufzugeben wie bei jenem, nämlich nicht gleich Alles. Offenbar hat die Anschauung sehr vorzüglicher Reproductionen zu jeder Zeit Nutzen und Annehmlichkeit, auch abgesehen von einem Vortrage, und kann einen solchen zu jeder Zeit, so weit etwas von ihm haften geblieben ist, unterstützen in seiner Wirkung. Aber der Vortrag als solcher hat auch seine Rechte, und wenn er durch die gleichzeitige Anschauung anziehender, lehrreicher, eindringlicher gemacht werden kann, so darf schon an einem anderen Interesse, das dabei nicht vollständig mit jenem vereinigt werden kann, ein kleines Opfer gebracht werden. Die Deutlichkeit der Wahrnehmung Reproductionen gegenüber ist ja unter allen Umständen von Zufälligkeiten abhängig. Die kleine Reproduction läßt weniger von dem Original erkennen als die große, die mangelhafte weniger als die vorzügliche, die entfernte weniger als die nahe. Wenn es daher ein Mittel gäbe, leidlich gute Reproductionen recht groß, allgemein und weithin sichtbar unmittelbar zu den betreffenden Worten des Vortrages vorzuführen, so sollte kein Grund abhalten, sich wenn irgend möglich eines solchen Demonstrationsmittels zu bemächtigen.

Ein solches Mittel bietet nun der sogenannte Projections- oder Nebelbilder-Apparat — die vervollkommnete Laterna magica — in aller irgend wünschenswerthen Bequemlichkeit und Vollkommenheit dar. In demselben werden kleine Glasbilder (Diapositive) von ca. 66 Millimeter im Quadrat auf Glasplättchen von 83:97 Millimeter so stark vergrößert, daß sie 1—3 und 4, ja 5 Meter im Quadrat groß auf einer weißen Wand erscheinen, je nach der Stärke des Lichtes, welches man in dem Apparate zur Anwendung bringt. Diese Apparate werden nach verschiedenen Systemen in und außer Deutschland gearbeitet; am besten vielleicht in mannigfaltiger Ausrüstung von Newton & Co. in London. Ich besitze einen sehr guten Apparat von dem um die Photographie nach verschiedenen Richtungen hin hochverdienten Dr. L. Harnecker in Wriezen a. d. O., der u. A. auch die erste deutsche Nordpolexpedition mit photographischen Apparaten und seinen Trockenplatten ausgerüstet und einen dem meinigen ähnlichen Apparat dem verstorbenen Professor Czermak in Leipzig für sein nun verwaist stehendes Privatauditorium geliefert hat.

Die Construction des Apparates ist sehr einfach und wird aus der vorstehenden Abbildung, Fig. 1, welche ihn zum Functioniren bereit darstellt, ohne Schwierigkeit klar. Auf einem dreieckigen umränderten Bodenbrett A, das auf gewöhnlichen Möbelrollen ruht, um den ganzen Apparat leicht in jeden beliebigen Abstand von

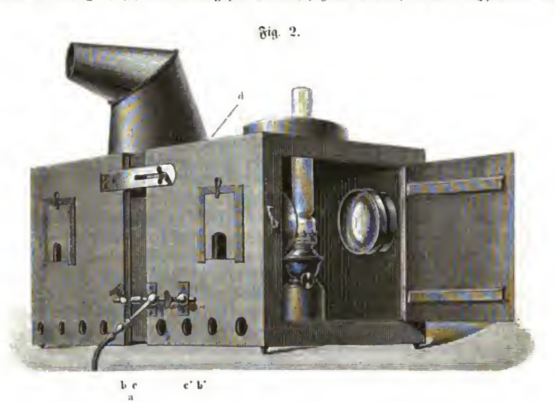
der das vergrößerte Bild auffangenden Wand versetzen zu können, steht ein photographisches Reisestativ B von bekannter Construction. In halber Höhe wird durch Flügelschrauben ein kleiner Grat in eine Nuthe gedrückt, um die Stäbe, sei es in zusammengeklappter, sei es in ausgestreckter Stellung (wie in der Zeichnung), festzuhalten. Die Spreizen bei a, die sich in den einen Schenkel des Fußes mittelst Charnier zurücklegen und da durch die kleinen Zünglein bei b festgemacht werden, halten die federnden Stäbe aus einander und drücken an den oberen Enden befindliche Löcher auf Stifte, welche zu je zweien, einander entgegengekehrt, an den Seiten eines eisernen Dreiecks angebracht sind. Die kleinen Riemen dienen dazu, die drei zusammengelegten Füße des Statives zu einem handlichen Bündel zu vereinigen. — Dieses Stativ bildet eine vollkommen sichere Unterlage für den Packkasten C. Damit dieser nicht auf der verhältnißmäßig kleinen Basis ins Schwanken geräth, geht durch den Mittelpunkt des eisernen Dreiecks eine starke Flügelschraube, welche in ein Gewinde im Boden des Kastens eingreift und diesen unverrückbar mit dem Stative verbindet. Der doppelte Gebrauch dieses Kastens — außer seinem Dienste zur Erhöhung des Statives — wird weiter unten erörtert werden. — Die Decke des Kastens bietet sehr hinreichenden Raum, um den eigentlichen Projectionsapparat D mit seinen Lampen aufzunehmen.

Der Projectionsapparat besteht aus einem einfachen, sehr solide construirten, außen polirten, innen matt geschwärzten Kasten von sehr gut ausgetrocknetem Eichenholz, etwa in den Verhältnissen, wie sie zwei an einander gefügte Würfel ergeben. Die Schmalseiten sind durch Thüren gebildet, die natürlich geschlossen sein müssen, während der Apparat functionirt, weil sonst störendes Nebenlicht von den im Inneren brennenden intensiven Lichtquellen ausgehen und die Wirkung der Bilder beeinträchtigen würde. Die Decke trägt zwei nach hinten im rechten Winkel umgebogene Schlote aus Eisenblech, welche auf einen kleinen Blechrand leicht aufgesetzt werden können. Der vordere ist in der Zeichnung nur lose auf den Kasten gelegt. Durch die Schlote wird der Abzug der heißen Luft befördert, während das Knie jede schädliche Lichtausstrahlung verhütet. Die Hinterwand enthält zwei größere Oeffnungen, welche mit kleinen Brettchen versetzt werden können, wenn eine Petroleumlampe in dem Apparate gebraucht wird. Am unteren Rande ist eine Anzahl runder Löcher — vier auf jeder Seite — eingebohrt, um die zur Verbrennung nöthige Luft einzulassen und — bei der Anwendung von Gasen — den Gasleitungen den Eintritt zu verstatten. Die Vorderseite trägt in dem Abstande einer mäßigen Fingerbreite vor jeder Hälfte ein senkrechtes, etwa quadratisches starkes Brett. In den Zwischenraum, der nach oben und nach den Seiten offen ist, wird der Bildhalter mit dem zu vergrößernden Diapositiv — Glasbild — geschoben; an der Vorderseite des Brettes, welches gleich der dahinter liegenden Vorderwand des Kastens einen kreisrunden Ausschnitt hat, können mittelst drehbarer Klammern, die einen aufgebogenen Rand fassen, die kegelförmigen Träger der Objective befestigt werden. Die meisten der gewöhnlich käuflichen Apparate haben diese Träger von polirtem Messing — ein mindestens überflüssiger Staat, da alles Glänzende vortheilhaft vermieden wird. Daher ist schwarz angestrichenes Blech wie billiger auch empfehlenswerther. Innen müssen die Kegel selbstredend unter allen Umständen sorgfältig matt geschwärzt sein. An ihrem freistehenden Ende gehen diese Kegel in die Objectivfassungen c über, die mit Triebschrauben zum Scharfeinstellen versehen sind. Als Gläser werden in deutschen Apparaten meist gewöhnliche Porträtdoppelobjective benutzt; ganz ungeeignet, da diese erst in verhältnißmäßig großer Entfernung die erforderlichen Vergrößerungen geben und starke Bildwölbung haben. Passend construirte Menisken (concav-convexe Linsencombinationen), wo möglich aus drei Gläsern bestehend, von denen eines, ein Flintglasmeniscus, mit seiner concaven Seite nach außen — nach der die Vergrößerung auffangenden Wand — gekehrt, um ein Weniges von der für sich nicht ganz achromatischen Doppellinse abgerückt, durch einen zwischengelegten Blechring gehalten wird, haben bei weitem den Vorzug. Solch ein Objectiv hat der hier abgebildete Apparat. Neuerdings hat Dr. Har-

necker eine im Wesentlichen gleiche, aber noch günstiger wirkende Combination berechnet und bei Busch in Rathenow schleifen lassen. — Natürlich muß jedes Objectiv mit einer Blende abgedeckt werden, um die sehr incorrecten Randstrahlen aus dem Bilde zu entfernen. Bei d ist die kleine Oeffnung der eingesetzten Vorderblende des nächsten Objectives sichtbar. Ueber die Blende hin bewegen sich zwei breit sichelförmige schwarze Bleche, drehbar an einer Spitze um Axen, die durch Zahnräder mit einander verbunden sind. An der unteren Axe ist fest das Stängchen e mit Griffknopf angebracht, durch welches die Bleche in gleichförmiger Bewegung geöffnet und scheerenblattartig über einander geschoben werden können. Ein Stift, den das der Blende zunächst geführte Blech nahe der Mitte seines Ausschnittes trägt, verhindert eine zu weit gehende Bewegung bei der Schließung der Objectivöffnung. Bei e' sieht man Bleche und Stängchen in der Stellung, die sie bei geschlossenem Objectiv haben.

In Fig. 2, der Ansicht des Projectionsapparates von hinten, sieht man die in dem Ausschnitte der Vorderwand angebrachten Condensers, jeder bestehend aus zwei planconvexen Linsen von kurzer Brennweite, die, mit den gewölbten Flächen gegen einander gekehrt, in einer Blechfassung stecken und mit dieser auf sehr einfache Weise eingesetzt und ausgehoben werden können. In Fig. 2 enthält jede Hälfte des Apparates eine Petroleumlampe mit sehr großem Rundbrenner, deren Licht, durch einen Paraboloidspiegel möglichst nutzbar gemacht, auf die Condensers geworfen wird. Bei Benutzung dieses Lichtes ist nichts weiter nöthig. Hiermit sind aber nur schwache Vergrößerungen, Bilder in einem Kreise von höchstens zwei Meter Durchmesser möglich.* Stärkere Vergrößerungen erfordern kräftigeres Licht, zum mindesten das Oxycalciumlicht (Drummond'sche Kalklicht), für das die sinnreich einfache Lampe des Dr. Harnecker in Fig. 1 dient, f.

Fig. 2.

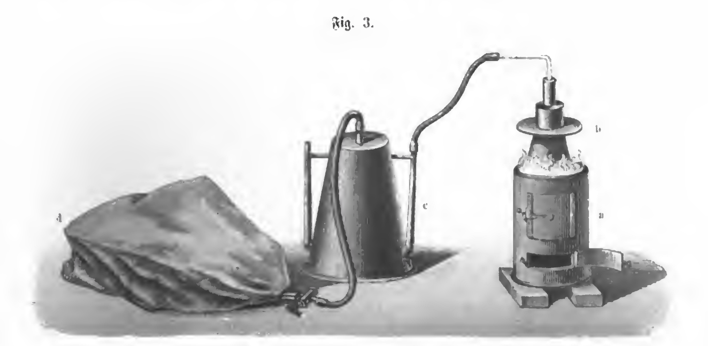


Auf einer verticalen Stange, wie sie die früher gebräuchlichen „Schiebelampen" trugen, läßt sich in beliebiger Höhe das flach tonnenförmige Blechgefäß f mittelst der Schraube g feststellen. Der Ständer durchdringt das Gefäß in einer Röhre, an deren Fortsatz die Schraube g angebracht ist. Mit Hülfe des angelötheten Trichters h kann das Gefäß schnell und sicher gefüllt und entleert werden. Zur

* Dieselbe Leistungsfähigkeit haben die neuerdings in den Handel gebrachten und — wie es scheint — mit Beifall aufgenommenen, für bescheidene Ansprüche — in kleinerem Kreise — auch recht wohl genügenden Scioptiken.

Füllung dient absoluter Alkohol (jede Wasserbeimengung kühlt die Flamme ab und vermindert damit die Leuchtkraft). Dieser gelangt durch die unten von der Vorderseite des Alkoholbehälters ausgehende Röhre in den senkrechten Brenner i, in dem er durch zwei Lampendochte gleichmäßig zur Verbrennung emporgefördert wird. Dem Brenner größere Stabilität zu geben, wird er noch durch einen Stab mit dem Alkoholbehälter verbunden; auf diesem Stabe aber und der unteren Röhre gleitet der in einen kleinen Teller mit Dorn auslaufende Träger k; weiter vor steigt parallel mit dem Brenner, ohne innere Verbindung mit diesem, eine Röhre l in die Höhe, die unten offen ist, oben aber in eine feine Spitze endigt und sich mit dieser so umbiegt, daß die feine Ausflußöffnung unmittelbar in die Stelle der Alkoholflamme führt, an der die lebhafteste Verbrennung stattfindet.

Fig. 3.



Die beiden Lampen, die beiden Schlote, die beiden Kegel mit ihren Objectiven nebst noch einigen kleineren Nebenrequisiten können in dem Körper des Projectionsapparates verpackt werden, der dann seinerseits genau in das vordere Compartiment des Packkastens C paßt, über dem er in der Zeichnung steht. Das hintere, kleinere Compartiment beherbergt einen kleinen Ofen (a, Fig. 3), die eiserne tubulirte Retorte b (eb.), den blechernen Purificator c (eb.), den in Form eines Keilkissens gearbeiteten Gummisack d (eb.) mit Hahn, leer und zusammengelegt, zwei Kasten mit Glasbildern (siehe nachher), das zusammengelegte Stativ mit seinem eisernen Dreieck und verschiedene kleinere Gegenstände nebst einigen nothwendigen Materialien. — Der Rollenuntersatz des Statives nebst dem Gummisackpresser (siehe nachher) bleibt so von dem ganzen Apparate nebst Zubehör (natürlich von der das Bild auffangenden Wand abgesehen) allein noch übrig. Alles Sonstige befindet sich in einem Kasten von ca. 65 Centimeter Länge, 60 Centimeter Breite und 40 Centimeter Höhe vereinigt.

An dem Orte seiner Verwendung angekommen, wird der Kasten ausgepackt, und zunächst zur Darstellung des Sauerstoffes geschritten (Fig. 3). Im Ofen wird ein Holzkohlenfeuer entzündet und die Retorte, die mit der gehörigen Quantität einer Mischung von zwei Theilen chlorsauren Kalis und einem Theile guten Braunsteins schon gefüllt mitgebracht ist, hineingesetzt; dann verbindet man die Retorte durch einen Gummischlauch nach Angabe der Zeichnung mit dem Wasser enthaltenden Purificator und diesen nach Beobachtung der bekannten Vorsichtsmaßregeln zur Darstellung eines reinen und ungefährlichen Gases (Probe mit dem glimmenden Span) weiter mit dem Gummisack, dessen Hahn geöffnet wird. In 20 bis 30 Minuten ist die Sauerstoffentwickelung beendet. Ich mache bei-

läufig auf die ebenso einfache wie praktische Einrichtung des hier mitgetheilten Purificators aufmerksam: durch die nicht in einen Gummischlauch endigende dritte Röhre desselben kann bei etwas stürmischer Gasentwickelung Wasser austreten, wodurch jede etwaige Gefahr abgeschnitten ist, ohne daß Gas verloren geht.

Ist die Gasentwickelung zu Ende, so wird der Projectionsapparat auf seinem Stative so zusammengestellt, wie er in Fig. 1 abgebildet und vorstehend beschrieben ist. Der Gummisack kommt zwischen die Platten des Pressers, E in Fig. 1, und wird, sobald man des Gases bedarf, mit etwa einem Centner beschwert, um das Gas mit gehöriger Energie ausströmen zu machen. Der an dem Hahn m befestigte, nicht zu kurz und nicht zu eng zu nehmende Gummischlauch wird mit seinem anderen Ende auf das Gasleitungsrohr a, Fig. 2, gestreift, die beiden seitlichen Beendigungen des letzteren aber, b und b′ (eb.), mittelst kurzer Gummischläuche, die durch eine der runden Oeffnungen in der Hinterwand des Apparatkastens geführt werden, mit den unteren offenen Enden der Röhrchen l (Fig. 1) verbunden. Auf die Dorne bei k wird je ein durchbohrter Cylinder von gebranntem Kalk oder besser von einer Mischung von Kalk mit ähnlich stark erwärmungsfähigen und unschmelzbaren Stoffen, wie z. B. die sehr vorzüglichen, nur leider unbeständigen Kalkborolivin-Cylinder des Dr. Harnecker sind, gesteckt, die Alkoholflamme entzündet, der Cylinder ganz nahe an dieselbe herangerückt und nun durch Oeffnen des Hahnes m (Fig. 1) und der Hähne c und c′ (Fig. 2) (für beide Lampen!) eine kräftige Sauerstoffgebläseflamme zwischen den aus einander gebogenen Dochten der lebhaften Alkoholflammen hindurch gegen die Kalkcylinder losgelassen, die alsbald in Weißglühhitze hell erstrahlen. Nun hat man noch mit einander zwei Accommodationen zu bewirken: die kleine leuchtende Fläche auf dem Kalkcylinder muß möglichst genau in den Brennpunkt der Condenserlinsen gebracht, und die Axen der beiden neben einander wirkenden optischen Apparate müssen auf denselben Punkt der das vergrößerte Bild auffangenden Wand gerichtet werden, damit die von beiden ausgestrahlten Lichtkreise sich genau decken, was nöthig ist der Gleichmäßigkeit der Bilder wegen, ferner um zwei Bilder aus den beiden Apparaten sich decken und zu einem bestimmten einheitlichen Effect verschmelzen zu lassen, endlich um das Bild der einen Seite unmerklich in das neue Bild der anderen Seite übergehen zu lassen (dissolving views). Das Erstere erreicht man schnell durch Versuche: ist die Stellung der Lampe richtig, so muß der ganze Lichtkreis auf der Wand gleichmäßig und so stark erhellt sein, daß ein Vor- oder Zurückschieben der Lampe gradweise eine Verdunkelung herbeiführt. (Auf dieselbe Weise müssen auch die Petroleumlampen, wie sie in Fig. 2 gezeigt sind, zurechtgerückt werden; ihre Höhe ist für den Apparat passend gearbeitet, während dieselbe bei den Oxycalciumlampen gleichfalls erst durch Versuche regulirt werden muß.) Zum Richten der Axen dient eine bisher noch nicht erwähnte Einrichtung des Apparatkastens. Derselbe besteht aus zwei Hälften, die an der Vorderseite nur durch ein senkrechtes Charnier, n in Fig. 1, mit einander verbunden sind. Geschwärzte Bleche im Inneren erhalten den hinten sich öffnenden Kasten rundum lichtdicht, die Flügelschraube d (Fig. 2) fixirt diejenige Stellung des Apparates, in welcher er bleiben soll.

Danach klappt man die beiden senkrechten Seiten des Kastens C (Fig. 1) links und rechts unter dem Projectionsapparat herunter, wie die Figur es mit der einen bei o zeigt. Je zwei Bügel p und p′ (letzterer der Einfachheit und Deutlichkeit wegen in der Figur theilweise weggelassen) halten die Platte in horizontaler Stellung fest, so daß sie einen Tisch bildet. Auf diesen stellt man zu jeder Seite einen Bilderkasten und einige Bildhalter, wie der eine hier rechts an den Kasten gelehnte. Die Bilderkasten haben an den Langseiten senkrechte Nuthen, in welche die Glasbilder gerade bequem hineingehen. Man ordnet diejenigen, die man zu zeigen vorhat, in zwei Kästen so, daß immer abwechselnd aus jedem Kasten ein Bild zu nehmen ist, und daß dieselben, ohne Ansehen in gleichförmiger Hantirung in den Bildhalter und mit diesem in den schon bekannten Raum an der Vorder-

seite des Apparatkastens gebracht, auf der Wand in richtiger Stellung erscheinen. (Die Bilder müssen im Halter unter allen Umständen auf dem Kopfe stehen, rechts und links vom Objectiv aus richtig, wenn der Apparat vor einer undurchsichtigen Wand aufgestellt ist, rechts und links vom Objectiv aus verkehrt, wenn der Apparat — vom Zuschauer aus — hinter einer durchscheinenden Wand arbeitet.) Auch in dem Bildhalter stehen die Bilder in einer Nuth. Man nimmt auf beiden Seiten nach einander das erste Bild aus dem Kasten, schiebt es in den Bildhalter und setzt diesen in seinen Schlitz; darauf stellt man mit Hülfe der Triebschrauben c und c′ die Objective für die gewählte Entfernung von der Wand (welche der Größe der Wandbilder proportional ist) ein, — und Alles ist bereit. Um das Bild der einen Seite in das der anderen übergehen zu lassen, kann man entweder bei stets offenen Objectiven (wie bei e, Fig. 1) durch Manipulationen mit den Hähnen c und c′ (Fig. 2) die Kalkcylinder abwechselnd erstrahlen lassen, oder bei fortwährend glühenden Cylindern in beiden Abtheilungen gleichzeitig die Griffe e und e′ (Fig. 1) in derselben Richtung bewegen, wodurch das eine Objectiv langsam geöffnet, das andere langsam geschlossen wird. Eine Verbindung der beiden Griffe erleichtert diese Bewegung. Starr und fest kann eine solche Verbindung aber nicht sein, weil die Entfernung der Griffe von einander je nach der Inanspruchnahme des Charnieres bei n ziemlich stark wechselt. Alle anderen „Dissolver" kommen im Princip auf eine der eben angegebenen Manipulationen hinaus.

Es bedarf längerer Zeit und schwierigeren Nachdenkens, diese Beschreibung des Apparates und seiner Hantirung zu lesen und zu verstehen, als das Ganze selber praktisch auszuführen. Auch die körperliche Arbeit bei Aufstellung und Bedienung des Apparates ist gering, und die Auslagen sind so unerheblich, daß sie gar nicht ins Gewicht fallen, am wenigsten wenn man berücksichtigt, was an kostbarerem Abbildungsmaterial gleichzeitig erspart wird, und wie viel reicher und praktischer die Anschauungen insbesondere einem großen Zuhörerkreise zugeführt werden können. Absolute Dunkelheit im Zuhörerraum ist durchaus nicht erforderlich, wenn nur in der nächsten Nähe der Bildwand eine mit dem Apparate concurrirende Helligkeit vermieden wird.

Es giebt auch stärkere Beleuchtungen als das hier beschriebene Oxycalciumlicht, von denen aber nur das Hydrooxygengaslicht und das elektrische Licht in Betracht kommen. Jenes ist einfach ein Kalklicht, bei welchem statt des Alkohols (der auch durch gewöhnliches Leuchtgas vertreten werden kann) Wasserstoff verbrannt wird (Knallgasgebläse). Das elektrische Licht bedarf des umständlichen und sehr kostbaren Apparates einer starken Batterie und eines Regulators. Möglich, daß die neueren Erfindungen auf dem Gebiete der elektrischen Beleuchtung, insbesondere der magnetelektrischen Maschinen, sich auch zu Gunsten des Projectionsapparates verwerthen lassen. Für die meisten Fälle wird das Oxycalciumlicht, die einfachste der brillanten künstlichen Lichtquellen, wohl ausreichen. Es giebt genügend helle und klare Bilder in einem Lichtkreise von reichlich 4 Meter Durchmesser.

Es wird erwünscht sein, etwas über die Beschaffenheit der wandgroß vergrößerten Bilder zu erfahren. Dieselbe ist — auch einen zuverlässigen Projectionsapparat vorausgesetzt — außerordentlich verschieden je nach der Stärke und Durcharbeitung der kleinen Glasbilder. Sind diese nur im Geringsten zu dick, so werden die Wandbilder dunkel und damit in einiger Entfernung unkenntlich. Wird dies aber vermieden, so leisten sie Alles, was man nur von so großen Bildern verlangen kann. Die Vertheilung von Licht und Schatten entspricht genau dem Glasbilde. Die Schärfe der Zeichnung in den Details geht bei richtiger Einstellung sehr weit. Ich habe eine Aufnahme der Fontaine S.-Michel in Paris, in deren Vergrößerung die Inschrift hoch oben an der Wand hinter dem Monument, in nicht sehr großen und recht zierlichen Buchstaben gehalten, ohne Schwierigkeit lesbar ist; und Schriften werden insgemein als die besten Maßstäbe für den Grad der Klarheit in optischen Bildern betrachtet. Natürlich kommt es eben darauf an, daß das Glasbild (beziehentlich das Originalnegativ) von tadelloser Schärfe ist; dann bringt die

Vergrößerung Alles heraus. Es kommt den Bildern überdies zu Statten, daß sie hell, strahlend in verdunkelten Räumen gezeigt werden, wo sich das Auge binnen Kurzem so an die Lichtwirkungen auf der weißen Fläche gewöhnt, daß es ohne Mühe Alles erkennt. Die Glasbilder können auch colorirt werden. Wird dies gut ausgeführt, so stehen die bunten Wandbilder den sonstigen farbigen Reproductionen, die ja immer viel Nachsicht beanspruchen, durchaus nicht nach.

Es giebt nichts Bequemeres, als nur mit den kleinen, in Nuthenkästen von verschiedener Größe leicht in Ordnung zu haltenden Glasbildern von gleichem Format zu thun zu haben, die sich ohne jede Anstrengung und ohne Zweifelhaftigkeit des Erfolges in dem einmal aufgestellten Apparate im erwünschten Momente zur Anschauung bringen lassen; und die Kosten dieses Anschauungsmateriales sind geringer als die irgend eines anderen. Nach Newton's Preislisten kostet ein Doppelapparat für Oxycalciumlicht mit allem Zubehör (im Packkasten, aber ohne Stativ) Pfd. Sterl. 15,15,0 = 315 M. Wo es (wie meist beim Unterricht) auf den Dissolvereffect nicht ankommt, genügt ein einfacher Apparat, wie deren zwei von einander unabhängige den obigen Doppelapparat bilden;* der wird also etwa die Hälfte obiger Summe kosten. Einfache schwarze Photographien auf Glas von Ferrier & Soulier (J. Lévy & Co., Nachfolger) in Paris kauft man in Deutschland für 1,50 M. das Stück; Newton giebt schwarze Photographien für 1 s. 6 d. bis 2 s. 6 d. das Stück ab (1,50 bis 2,50 M.); colorirte kosten 5 bis 10 s. (5 bis 10 M.) das Stück. Nimmt man die ersteren als die Regel, die letzteren als die Ausnahmen an (wie es doch wohl richtig ist), so ist ein billigeres Anschauungsmaterial von gleicher Güte und Verwendbarkeit (denn die kleinen Bilder können — besonders mit vergrößernden Gläsern — auch dem Studium des Einzelnen ohne Apparat dienen) unmöglich aufzutreiben, selbst wenn man Anschaffung und Unterhaltung des Projectionsapparates mit in Rechnung bringt.

Nur eine Schwierigkeit thürmt sich auf. Ich meine natürlich nicht die philiströse Furcht irgend eines geehrten Herrn Collegen, der seiner „Würde" etwas zu vergeben meinte, indem er sich eines Apparates bediente, der durch den Gebrauch umherziehender „Physiker" oder „Professoren" befleckend für die reinen Hände des „Mannes der Wissenschaft" geworden ist. Ein solcher müßte dann auch keine Kreide in die Hand nehmen, weil die bekanntlich von den Seiltänzern sehr eifrig gebraucht wird. Ueber solche geistreichen Bedenken sind unsere Herren Collegen von der Naturwissenschaft längst weg; und wenn wir mit derlei ästhetischen Theeanschauungen heutzutage noch länger zaudernd am Wege stehen, statt die Glacéhandschuhe auszuziehen und dreist zuzugreifen, wo wir unseren und unseres Faches Vortheil sehen, — so werden wir ihre (sachlich ganz ungerechtfertigte und nur von mangelhafter Allgemeinbildung zeugende) Ueberhebung und Mißachtung persönlich bald ausreichend verdient haben. Wer so für seine „Würde" zittert, mag sich beruhigen lassen! Falls er Recht hat, zu zittern, hat er nicht viel zu verlieren: es wird Keiner, der eine Pritsche in die Hand nimmt, Hanswurst, wenn er es nicht vorher schon gewesen. — Also davon rede ich nicht. Eine große Schwierigkeit aber besteht in der Beschaffung der Glasbilder.*

Als ich vor längerer Zeit den Entschluß faßte, für mich den Projectionsapparat anzuwenden, merkte ich sehr bald, daß bezüglich der Bilder — tabula rasa ist! Ein paar Architekturveduten von einigen Hauptorten, ein paar Statuen aus einigen Museen, das ist Alles, was für kunstwissenschaftliche Zwecke aus den Vorräthen der verschiedenen Handlungen zu

* D. h. den Newton'schen! Bei diesem sind also die beiden Hälften nicht wie in dem vorher beschriebenen Harnecker'schen mit einander verbunden construirt. Beide Einrichtungen haben ihre Vorzüge.

* Die sogenannte „Wundercamera" bedarf deren freilich nicht, sondern zeigt vergrößert jede beliebige Visitenkartenphotographie. Das ist aber mehr ein Spielzeug. Nur ein Theil des zerstreuten Lichtes, welches die Oberfläche der Photographien von der ohnehin schwachen Beleuchtung zurückwirft, wird bei der Vergrößerung ausgenutzt, und diese erscheint daher äußerst lichtschwach, matt, verschwommen und unwirksam; zum Amüsement für Kinder, die um ihren Spieltisch sitzen, ausreichend, aber für keinen ernsten Gebrauch.

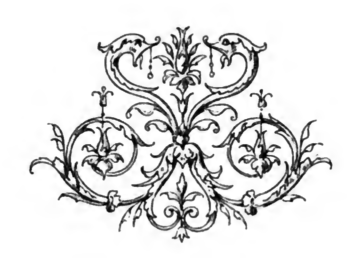
entnehmen ist. In England ist sehr Vieles, was für die Schule gebraucht wird, schon vorbereitet, und biblische Geschichte und dergleichen wäre für unsere Schulen theilweise von dort zu entnehmen. Auch haben die Naturwissenschaften, von der Naturgeschichte bis zur Astronomie, schon umfassende Publicationen in Angriff genommen, und es wird von ihnen rastlos weiter gearbeitet. Aber die Kunstwissenschaft ist ganz und gar vernachlässigt. Jene gelegentlichen Aufnahmen sind lediglich der Abfall von den Stereoskopaufnahmen (da jedes einzelne Stereoskopbild als Laternenbild abgedruckt werden kann), und mit welcher wissenschaftlichen Raison der landläufige Stereoskopenvorrath aufgenommen ist, das weiß ja wohl Jeder. Der Tourist nimmt eben zur Erinnerung jeden Schmarren mit, der ihm in die Hand gesteckt wird; wozu also sollten sich die Verleger solcher Sachen ereifern? Und natürlich sind sie mit größter Feinfühligkeit dem Geschmack und Bedürfniß ihres werthgeschätzten Publikums nachgegangen: wonach nicht jeder landläufige Vergnügungsreisende fragt, das ist nicht aufgenommen. Für die Projectionsapparate hat man überhaupt nie Aufnahmen gemacht,* sondern, um sie an dem Stereoskopsegen mit theilnehmen zu lassen, für ihre ganze Einrichtung das naturnothwendige Format der Stereoskopbilder zum Ausgangspunkte genommen. Daß man in der Kunstgeschichte auch von Gemälden zu reden hat, ist in dem Kreise der vorhandenen Abbildungen vollkommen unbekannt: von Bildern giebt es keine Stereoskopen, also auch keine Laternenbilder. (In England existiren für Schulzwecke, der dargestellten Gegenstände wegen, Gemälde- und Zeichnungsreproductionen für Laternen, bei denen aber der künstlerische Werth der Originale oft über die Maßen zweifelhaft ist.) Daß man ferner Architektur nicht bloß mit Veduten dociren kann, sondern daß man Risse, Schnitte, Details u. s. w. gebraucht, ist noch nie berücksichtigt worden. Graphische und Kleinkünste fehlen ganz. Kurz mit Ausnahme etwa eines recht nothdürftig illustrirten Vortrages über das Nil-Thal, über Pompeji, die vaticanische Sculpturensammlung u. dergl. kann man auf dem heutigen photographischen Kunstmarkte nicht für das kleinste abgeschlossene kunstwissenschaftliche Thema Anschauungsmaterial in Laternenbildern auftreiben; und auch das vorhandene ist nicht immer zuverlässig. Unter den Hunderten von käuflichen Bildern, die ich besitze, und an denen ich meine „kostbaren" Erfahrungen gesammelt habe, ist (abgesehen davon, daß der Gegenstand oder die Art der Wiedergabe die Sachen meist kunstwissenschaftlich unbrauchbar macht) mindestens ein Viertel bis ein Drittel technisch ungenügend. Es sind Silberbilder; diese bestehen aus Silberkügelchen; die aber sind undurchsichtig. Sowie ein Bild eine etwas „dichte Decke" hat, wobei es als Stereoskop noch schwach erscheinen kann, giebt es im Projectionsapparat auf der Wand ein dunkles, unklares Bild. Das „Diapositivpapier" des Kohledruckes dagegen enthält in seiner Pigmentschicht eine fast körperlose Farbe, und selbst dickere Schichten in den damit erzeugten Bildern bleiben durchscheinend. Zudem läßt sich eine annähernd gleichmäßige Stärke der Bilder — wegen der Regulirung der Belichtung mittelst des Photometers — mit ziemlicher Sicherheit erzielen.* — So habe ich schließlich keinen anderen Ausweg gefunden, als je nach Bedarf nach den besten und erwünschtesten Vorlagen Negative aufzunehmen oder aufnehmen zu lassen und diese selbst in Kohledruck zu copiren. Das Letztere ist (bei so kleinen Bildern!) eine reinliche und angenehme Arbeit, die eine ganz erwünschte Abwechselung gewährt. Nichtsdestoweniger kann das unmöglich Jeder für sich machen, und auch nicht Einer für Alle. Dagegen wäre eine Vereinigung gleich der früher vorgeschlagenen sehr wohl im Stande, wenn sich unter ihren Mitgliedern vorläufig auch nur einige Interessenten für kleine Kohlebilder auf Glas fänden, diesen ohne Beeinträchtigung der sonstigen Gesellschaftszwecke und der anderen Mitglieder binnen kurzer Zeit eine erhebliche

* Wenn manche Bilder „nur für Laternen" (also nicht als Stereoskope) geführt werden, so kommt das einfach daher, daß das ursprüngliche Stereoskopnegativ halb verloren gegangen ist, und nun die erhaltene Hälfte, so gut es geht, noch ausgenutzt wird.

* Man kann auch den Woodburyproceß zur Erzeugung solcher Glasbilder benutzen.

Anzahl von Glasbildern für den kunstgeschichtlichen Unterricht zu verschaffen; und wäre nur einmal erst ohne Umstände das Nothwendigste und bald auch reichlichere Auswahl vorhanden, und gelänge es, was ja nicht ausbleiben kann, unsere Schulen für die Einführung des Projectionsapparates unter ihre Unterrichtsmittel zu gewinnen, so würde großer Absatz die aufgewandte Mühe belohnen und eine stetige und schnelle Vermehrung des handlichen Anschauungsmateriales ermöglichen, ja erfordern. —

Ich glaube, es wird Niemand widersprechen können, wenn ich nach dem Dargelegten behaupte, daß der Kunstwissenschaft — insbesondere unter Berücksichtigung ihrer ausgebreiteten Unterrichtsthätigkeit, die sich ja bald auch über das ganze Gebiet der „Mittelschulen“ (Gymnasien, Real-, Gewerbe-, höhere Bürger- und Töchterschulen!) erstrecken muß, — ein großes Feld fruchtbarer Thätigkeit offen steht, um die Photographie nur einigermaßen in ihrem Dienste zu verwerthen. Es würde mir erfreulich sein, dazu eine Anregung auf diesem Wege gegeben zu haben. Auf einen „Congreß“ braucht ja bei den heutigen Verkehrsmitteln nicht gewartet zu werden, um der Anregung Folge zu geben; und ich habe mich mit guter Ueberlegung nicht bloß an den engeren Kreis der Fachgenossen, sondern an den weitesten der Gebildeten gewandt, einmal, weil meine Anregung ganz dazu angethan ist, auch in anderen Kreisen ähnliche Bestrebungen wachzurufen, sodann, weil die Kunstwissenschaft sich in der angenehmen Lage befindet, ihres Stoffes wegen ihre eigenen Angelegenheiten bis zu einem gewissen Grade zugleich als die der gebildeten Gesammtheit betrachten und behandeln zu dürfen, endlich, weil wir eben deswegen wohl berechtigt sind, zu hoffen, daß ähnlichen Bestrebungen, wie ich sie anzudeuten mir erlaubt habe, auch die thätige Theilnahme kunstliebender Laien nicht mangeln wird, worauf wir um so mehr zählen müssen, als im Gegensatz zu der unermeßlich großen Zahl derer, die unserem Forschungsgegenstande ihre lebhafteste Theilnahme zuwenden, der Kreis der näheren Interessenten kunstwissenschaftlicher Thätigkeit sehr eng begrenzt ist. Wir bedürfen daher der Beihülfe; aber wir können freilich jedem helfend Beispringenden mit Recht zurufen: Tua res agitur!

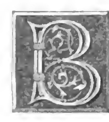




Erzeugung künstlicher Kälte.

Von

L. Overzier.



Beobachtet man ein Thermometer, welches in einem mit Wasser gefüllten Gefäß sich befindet, das über Feuer steht, so sieht man das Quecksilber allmälig steigen, aber nicht unbegrenzt; sobald und so lange das Wasser siedet, bleibt der Stand des Thermometers derselbe. Das Quecksilber beginnt erst dann wieder zu steigen, wenn das Wasser vollständig in Dampf verwandelt ist und die Zuleitung von Wärme fortdauert. Eine ähnliche Erscheinung zeigt sich, wenn man Eis schmelzen will. Auch hier bleibt während der ganzen Dauer des Schmelzens das Niveau der Quecksilbersäule unverändert, ungeachtet das Gefäß immer weiter erhitzt wird. Ganz dasselbe beobachtet man im Allgemeinen immer, wenn feste Körper flüssig werden, und ebenso, wenn flüssige in den gasförmigen Zustand übergehen. Umgekehrt wird, wenn dampfförmige Körper flüssig oder flüssige fest werden, fühlbare Wärme erzeugt. Man hat diese Erscheinungen bis zur Mitte unseres Jahrhunderts dadurch zu erklären gesucht, daß man die Wärme als einen Stoff ansah, welcher mit den Körpern Verbindungen einging und dadurch für unser Gefühl unwahrnehmbar gemacht werden konnte. Das flüssige Wasser wurde beispielsweise als eine Verbindung von Eis mit Wärmestoff, der Wasserdampf als eine solche von flüssigem Wasser mit einer neuen Quantität Wärme aufgefaßt. Die noch jetzt vielfach gebräuchlichen Bezeichnungen „latente und freie Wärme, Wärmecapacität“ und andere beruhen auf dieser Vorstellung, sollten aber besser außer Gebrauch gesetzt werden. Heute hält man die Wärme nicht mehr für einen Stoff, sondern für einen accidentellen Zustand des Stoffes, nämlich für eine Bewegung seiner elementaren Bestandtheile; dieselbe wird durch Erwärmen beschleunigt, durch Abkühlen gemäßigt. Wenn ein Körper aus dem festen in den flüssigen, aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand übergeht, so müssen seine Molecüle, welche durch innere Kraft

mehr oder weniger fest zusammenhängen, getrennt werden. Der Widerstand dieser Kraft muß beseitigt, also innere Arbeit ausgeführt und mithin Wärme verbraucht werden. Die dem Körper zugeführte Wärme wird also nicht verloren, sondern geht in Arbeit über.

Bei unserer bisherigen Betrachtung hatten wir eine sichtbare Quelle: das Feuer, von welchem die Erwärmung ausging. Immer aber, wenn mechanische Arbeit geleistet wird, stammt dieselbe entweder direct von einer Wärmequelle her, oder sie ist die Wirkung einer bewegenden Kraft, die wieder aus der Wärmebewegung hergeleitet werden muß. Leistung von Arbeit ist also gleichbedeutend mit Verschwinden von Wärme. Alle Methoden zur Erzeugung künstlicher Kälte fußen auf dieser Wechselbeziehung zwischen Wärme und Arbeit.

Ein directes Zurückgreifen auf dieses Princip bekundet das in neuester Zeit aufgekommene Verfahren zur Fabrication des Eises im Großen durch Anwendung comprimirter Luft.

Schon Robinson, Cullen und de Saussure nahmen wahr, daß Luft, deren Volumen man vergrößerte, erkaltete. Erwart sah Kälte durch die Expansion verdichteter Gase und Dämpfe entstehen, ohne für seine Beobachtung die richtige Erklärung finden zu können. Einen sehr bezeichnenden Versuch machte bereits Harle; das eine Ende einer Glasröhre trug eine Kugel, in deren Mitte die Kugel eines empfindlichen Thermometers befestigt war, während an das andere Ende der Röhre eine große, mit Luft gefüllte Blase festgebunden war. Beim Zusammendrücken der Blase wurde die Luft in der Kugel verdichtet, das Thermometer zeigte Wärme an; hält man den Apparat eine Zeit lang in diesem Zustande, bis die Temperatur sich wieder durch Ausstrahlung ins Gleichgewicht gesetzt hat, und läßt dann mit dem Drucke nach, so dehnt sich die Blase und mit ihr die in der Kugel befindliche Luft aus. Das Thermometer zeigt Kälte an. Man kann den Versuch abändern, indem man einen Metallbehälter mit comprimirter Luft füllt und durch einen Hahn verschließt. Hält man nun ein Thermometer vor die Ausflußröhre und öffnet den Hahn, so zeigt das Thermometer, welches von dem zischenden Luftstrom getroffen wird, ein Sinken der Temperatur an. Angenommen, das die Luft enthaltende Gefäß bestehe aus einer Substanz, die für Wärme durchaus undurchdringlich wäre, angenommen ferner, daß alle Wärme, welche der Arm oder die Maschine bei der Luftcompression entwickelt, innerhalb dieses Gefäßes zurückgehalten würde: so würde diese Quantität Wärme gerade hinreichen, um die Luft zu ihrer ursprünglichen Temperatur und Ausdehnung zurückzuführen. Durch Ausstrahlung ist jedoch die Compressionswärme entführt worden. Beim Ausströmen hat demnach die Luft nicht mehr sämmtliche durch den Druck entstandene Wärme zur Verfügung. Die Wärme, welche ihr die elastische Kraft verlieh, war nur noch genügend, um sie auf der Temperatur der äußeren Atmosphäre zu erhalten. Indem die Luft aber Arbeit leistete und sich ausdehnte, wurde ein der geleisteten Arbeit äquivalenter Antheil dieser Wärme verbraucht und die Luft daher abgekühlt. Bereits Pictet erzählt, daß, wenn feuchte Luft aus einer Compressionspumpe entweicht und etwas Wasser mit sich fortreißt, dieses am Hahn gefriert. Die bekannte Eisbildung durch das Ausströmen der feuchten Luft aus der Höll'schen Maschine zu Schemnitz in Ungarn gehört ebenfalls hierhin. In dieser Maschine wurde die Luft durch eine 260 Fuß hohe Wassersäule zusammengedrückt. Wenn man nun einen Hahn öffnete und der Luft zu entweichen gestattete, so entwickelte sich eine solche Kälte, daß die wässerigen Dünste in der Luft nicht nur niedergeschlagen wurden, sondern zu herabfallendem Schnee gefroren, während die Röhre, aus welcher die Luft entströmte, sich mit Eiszapfen bedeckte. Luftexpansionsmaschinen zur Erzeugung von Eis im Großen werden gegenwärtig in Deutschland nach Windhausen's Patent, in England nach Kirk, in Frankreich nach dem Patent Giffard und Armengard gebaut. In Windhausen's Eisbereitungsmaschine wird nach des Amerikaners Gorrie Idee durch eine Kraftmaschine Luft in einem Theile des Apparates zusammengepreßt und diese in dem anderen Theile desselben wieder ausgedehnt. Die bei der Zusammenpressung frei werdende Wärme

wird von einem circulirenden Wasserstrom aufgenommen, während die bei der Ausdehnung erforderliche Wärme dem in Eis zu verwandelnden Wasser oder dem sonst zu kühlenden Fluidum entzogen wird. Die Zusammenpressung und Ausdehnung werden in einem Cylinder vollzogen, in welchem ein Kolben durch einen Motor hin- und herbewegt wird. Die comprimirte Luft gelangt aus dem Verdichtungsraum in einen Condensator oder Kühler, in welchem die Wärme derselben aufgenommen wird. Schon der Verdichtungsraum wird unausgesetzt abgekühlt; im Condensator streicht die durch die Verdichtung erwärmte Luft durch Röhren, welche theils von Kühlwasser, theils von der aus dem Verdünnungsraum und dem Refrigerator kommenden kalten Luft umspült werden. Die so abgekühlte, aber verdichtete Luft gelangt nun in den Verdünnungsraum des Cylinders und geht von da durch einen stellbaren Wechsel in den Refrigerator, in welchem sich Zellen mit der zu kühlenden oder in Eis zu verwandelnden Flüssigkeit befinden, oder welcher von Kühlröhren für etwa zu kühlende Gase oder Dämpfe durchzogen ist. Die den Refrigerator verlassende Luft wird noch weiter im Condensator ausgenützt oder streicht durch Röhren, die das Kühlwasser umgiebt, kommt aber zuletzt wieder in den Verdichtungsraum, um den angedeuteten Weg von Neuem zu machen. Außer den sogenannten geschlossenen giebt es auch offene Systeme, in denen die arbeitende Luftmenge mit jedem Hube wechselt. Von letzterem System wird da Anwendung gemacht, wo direct durch kalte Luft Räume abzukühlen sind, von ersterem, wenn durch Vermittelung kalter Luft einem anderen Körper Wärme entzogen, z. B. Eis erzeugt werden soll. Armengard bewerkstelligt die Abkühlung schon bei der Verdichtung, indem er während des Saugens gleichzeitig Luft und Wasser in den Compressionscylinder gelangen läßt.

Ein anderes Mittel zur Erzeugung künstlicher Kälte besteht in der Schmelzung fester Körper oder in der Verdunstung von Flüssigkeiten. Beim Uebergang der Körper aus dem festen in den flüssigen und ebenso aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand muß innere Arbeit geleistet und daher Wärme verbraucht werden. Geschieht die Formveränderung ohne Wärmezufluß durch Feuerung, so muß die nothwendige Wärme den Körpern selbst oder durch sie der Umgebung entzogen werden. Der Thee wird dadurch, daß man ihn versüßt, im wahren Sinne des Wortes gleichzeitig gekühlt. Durch das Schmelzen des Zuckers wird Wärme verbraucht, die in Ermangelung anderer Wärmequellen dem Wasser entzogen wird. So lange das Eis schmilzt, bleibt das mit ihm in Berührung befindliche Wasser auf 0 Grad. Ein Salzkörnchen, in ein Glas Wasser geworfen, verschwindet vollständig, seine Molecüle werden durch den ganzen Inhalt des Glases zerstreut, es wird innere Arbeit verrichtet und muß also Abkühlung die Folge sein. Nehmen wir Körper, welche sich noch leichter und schneller lösen wie Kochsalz, z. B. salpetersauren Ammoniak, so würde eine Temperaturerniedrigung bis unter Null stattfinden. Bereits Raumer bemerkte, daß 1 Pfund Kochsalz, in 3 bis 4 Pinten Wasser geschüttet, dessen Temperatur um 5° bis 7,5° herabsinken machte, ja es giebt noch weit ältere, wegen mangelnder Thermometer nicht genau gemessene Versuche dieser Art von Boyle, welcher die Verminderung der Temperatur durch die Auflösung des Salmiaks in Wasser wahrnahm und eine weit stärkere durch die Auflösung des Schnees oder Eises in Säuren oder durch Zusatz von Salzen entstehen sah. Die einfachste Kältemischung wird aus gestoßenem Eis und Kochsalz hergestellt. Die Temperatur sinkt dabei um etwa 20 Grad. Die Salztheilchen schmelzen in den geschmolzenen Eistheilchen. Die dazu nöthige Wärme wird der Mischung, dem Gefäße, der Luft und den benachbarten Körpern entzogen. Dabei sieht man oft auf der äußeren Oberfläche des Gefäßes sich die Wasserdämpfe der umgebenden Luftschichten zu flüssigen Tröpfchen verdichten und dann zu Eisflocken gefrieren. Oft erscheint auch die Mischung dampfend wie heißes Wasser, indem über der Mischung der Wasserdampf der Luft sich zu einem leichten Nebel verdichtet. Vielleicht interessirt es, wenn einige der gebräuchlichsten und am leichtesten zu handhabenden Kältemischungen hier angeführt werden.

Bei einer Mischung von		fällt die Temperatur
3 Gewichtstheilen	Salmiak, 5 Salpeter, 16 Wasser	von + 10° auf − 10° R.
3 „	Glaubersalz, 2 Salpetersäure	„ + 10° „ − 12° „
8 „	Glaubersalz, 5 Salzsäure	„ + 10° „ − 14° „
1 „	Schnee, 1 Kochsalz	„ 0° „ − 14° „
1 „	Schnee, 1 Salpetersäure	„ − 14° „ − 35° „
3 „	Chlorcalcium, 4 Schnee	„ 0° „ − 36° „
1 „	Schnee, 1 Schwefelsäure	„ − 5° „ − 41° „
3 „	Chlorcalcium, 2 Schnee	„ − 14° „ − 45° „
3 „	Schnee, 4 Potasche	„ 0° „ − 46° „

Einer der einfachsten Apparate zur Erzeugung von Eis mittelst Kältemischungen besteht aus einem cylindrischen Metallgefäße mit vier concentrischen Abtheilungen. In die innerste kommt das zum Gefrieren bestimmte Wasser, in die zweite die Kältemischung (6 Gewichtstheile schwefelsaures Natron und 5 Gewichtstheile Salzsäure), die dritte Abtheilung enthält wieder Wasser und die vierte Wärme-Isolatoren (Baumwolle, Flaumfedern ꝛc.). Nach Gribeaud benutzt man zur künstlichen Eiserzeugung eine Kältemischung von gleichen Theilen salpetersaurem Ammoniak und Wasser. Mehrere nach unten zu sich verjüngende Gefäße aus sehr dünnem Zinn werden an gemeinschaftlicher Axe befestigt. Diese Gefäße enthalten das zum Gefrieren bestimmte Wasser und werden allseitig geschlossen. Das Ganze wird in die Kältemischung gesenkt und behufs deren Mischung rasch umgedreht, wobei sich das Eis in den Gefäßen bildet. Bei einigen Auflösungen bemerkt man ausnahmsweise Temperaturerhöhungen. Dies kommt daher, daß bei der Auflösung zwar Wärme verbraucht, andererseits aber auch bei der Verbindung mit der Löseflüssigkeit Wärme erzeugt wird. Ist mehr Wärme verbraucht als erzeugt, so fällt die Temperatur, im entgegengesetzten Falle steigt sie. Es entscheidet also nur die Differenz und muß die Beobachtung das Resultat feststellen, welches eine gegebene Substanz mit einer gegebenen Flüssigkeit liefert; theoretisch läßt sich das Resultat nicht voraussagen. Die wirksamste Kältemischung, die man bis jetzt kennt, und welche zur Flüssigmachung und Erstarrung von mehreren Substanzen, für die alle anderen Mittel unzureichend sind, bei physikalischen und chemischen Versuchen angewandt wird, ist eine Mischung von Aether und gefrorener Kohlensäure; dieselbe erniedrigt die Temperatur bis zu 100° unter Null.

Mehr noch als beim Uebergange aus dem festen in den flüssigen Zustand wird bei der Dampfbildung und Verdunstung flüssiger Körper Wärme verbraucht. Schon Muschenbroek erwähnt als ein bekanntes Phänomen, daß eine mit Wasser benetzte Thermometerkugel, wenn Luft von gleicher Temperatur dagegen geblasen wird, eine Abnahme der Wärme zeigt. Der Erste, welcher die Verdunstung als nächste Ursache der Kälteerzeugung erkannte, scheint Cullen gewesen zu sein; Cigna, Braun, Achard, Lavoisier und Andere fanden, daß die erzeugte Kälte mit der Stärke der Verdunstung wachse. Zu Benares in Ostindien wird die Verdunstungskälte schon seit alter Zeit durch Volksgebrauch zur künstlichen Eiserzeugung benutzt. Ein ausgedehntes, etwa 4 Acres haltendes Feld ist, wie Williams mittheilte, 4 Zoll hoch mit Stroh oder Schilfrohr belegt, auf welchem zahlreiche, an die Hunderttausende betragende flache, unglasirte, irdene Gefäße ausgestellt sind, so porös, daß sie durch hineingegossenes Wasser außen feucht werden. Mehrere hundert Menschen füllen sie Abends mit Quellwasser und nehmen am anderen Morgen um 5 Uhr die gebildete Eiskruste heraus, welche sich leicht ablösen läßt, weil die innere Seite der Gefäße mit Butter bestrichen ist. Das Stroh muß trocken sein, sonst ist die Eisbildung, die unter günstigen Umständen über einen Zoll Dicke erreicht, minder stark; sie wird vorzüglich durch einen kühlen Wind befördert, welcher sich gegen Morgen erhebt, und ist am reichlichsten in denjenigen Nächten, welche am klarsten, heitersten und am trockensten sind. Je weniger Wasserdampf in der Luft ist, um so

schneller verdunstet nämlich das in den Gefäßen befindliche Wasser. Die klaren und heiteren Nächte sind deshalb für die Eisbildung am günstigsten, weil, wie Dr. Wells bei Begründung seiner Thautheorie hervorhob, das Wasser bei klarem Himmel als kräftig strahlender Körper seine Wärme in den Raum ausstrahlt. Die so verlorene Wärme kann durch die Erde nicht ersetzt werden, da durch das nichtleitende Stroh diese Wärmequelle abgeschnitten ist. Sobald das Stroh, auf dem die Pfannen liegen, feucht wird, muß es mit trockenem Stroh vertauscht werden. Der Grund dafür liegt nicht nur darin, daß, wie Wells angab, das feuchte Stroh ein wirksamerer Wärmeleiter ist, sondern auch darin, daß der vom feuchten Stroh aufsteigende Wasserdampf sich über den Pfannen wie ein Schirm ausbreitet und nicht nur der Verdunstung, sondern auch der Ausstrahlung hinderlich ist.

Die sogenannten Alcarazas, deren man sich in Spanien zur Abkühlung des Trinkwassers bedient, sind Krüge von 1 Fuß Höhe und 0,5 Fuß Weite, unten bauchig und oben enger. Sie sollen auch in der Berberei und Aegypten gewöhnlich und durch die Mauren nach Spanien und von da nach Frankreich gekommen sein. Fabbroni hat sie untersucht und bemerkt, daß sie gerade so porös sein müssen, um genau so viel Wasser durchzulassen, als verdunstet. Die zur Verdunstung nöthige Wärme wird dem Gefäße und dem in ihm zurückgebliebenen Wasser entzogen und dadurch bei einer ursprünglichen Temperatur von 30° immer eine Temperaturerniedrigung bis auf 10° bewirkt. Butterkühler werden nach demselben Principe construirt. Man muß die Alcarazas in den Luftzug stellen, damit die vom Wasserdampf gesättigten Luftschichten rund um das Gefäß unaufhörlich durch andere weniger feuchte ersetzt werden. Ebenso pflegen die Seefahrer ihr Getränk dadurch abzukühlen, daß sie die Flaschen mit nassem Segeltuch umgeben und im Tauwerk befestigen. In Bengalen hängt man nasses Laubwerk in die geöffneten Fenster; die äußere, sehr trockene und heiße Luft gelangt zwischen den nassen Zweigen hindurch ins Zimmer, läßt das Wasser verdunsten und kühlt sich dadurch bedeutend ab. Die erfrischende Kühle der Laubwälder während des Sommers verdankt man derselben Ursache. Die Jäger pflegen, um die Windrichtung zu ermitteln, einen Finger in dem Munde naß zu machen, dann vertical in die Höhe zu halten und aus dem durch den Luftzug merklich erkalteten Streifen auf die Windrichtung zu schließen. Gießt man Wasser in eine Glasröhre und stellt diese, nachdem man sie mit in Aether getränkter Baumwolle umgeben hat, in ein Gefäß, senkt in dasselbe die Röhre eines Blasebalges und setzt ihn in Bewegung, so verdampft der Aether so schnell, daß das Wasser gefriert. Es sind das Alles Versuche, die ein Jeder ebenso sicher wie leicht anstellen kann.

Es lag nahe, die Verdunstungs- und Verdampfungskälte zur Construction von Eismaschinen zu verwenden. Eine Reihe flüchtiger Flüssigkeiten, Aether, Ammoniak, Schwefeläther, Methyläther, Schwefelsäure, Schwefelkohlenstoff, Kohlensäure und andere wurden zur Vermittelung des Abkühlungsprocesses verwandt. Die Aethermaschinen sind Verdampfungsmaschinen mit Compressionspumpen. Die Eismaschinen von Siebe, bei welchen mittelst einer von einer Dampfmaschine getriebenen Luftpumpe Aether verflüchtigt und dann mit Hülfe von Wasser durch starken Druck wieder condensirt wird, liefern je nach der Größe 10 bis 20 Pfd. Eis bei jeder Operation und können außer zur Eisbereitung auch zum Kühlen von Würze für Bierbrauereien und Brennereien, zum Kühlen der Luft in Spitälern 2c. verwendet werden. Je nach dem zu erreichenden Zwecke wird durch die Gefäßwandungen und Röhrensysteme die Verdampfungswärme entweder der Luft, wenn es sich um Abkühlung von Räumen, oder dem Wasser, wenn etwa das von den Kühlschiffen in die Gährbottiche gelangende Bier abgekühlt werden soll, oder endlich einer Flüssigkeit mit niedrigem Gefrierpunkte, z. B. einer gesättigten Kochsalzlösung, entzogen, wenn es sich um Eiserzeugung handelt.

In Auteuil bei Paris hat Herr Tellier eine Eisbereitungsmaschine aufgestellt, welche durch Verdunstung von Methyläther die Kälte erzeugt. Der Methyläther ist weit flüchtiger als der

gewöhnliche Aether; er ist nämlich bei gewöhnlicher Temperatur und gewöhnlichem Druck gas- oder dampfförmig und läßt sich nur durch starke Abkühlung oder Zusammendrückung zu einer Flüssigkeit verdichten, welche unter dem Druck von einer Atmosphäre schon bei 21° C. siedet. Tellier hält immer eine hinreichende Menge desselben in gußeisernen Gefäßen, die einen Druck von 10 Atmosphären aushalten können, vorräthig. Oeffnet man den Hahn eines solchen Gefäßes, so entweicht der Methyläther als Dampf und absorbirt dabei eine große Menge Wärme. Ein solches Gefäß mit Methyläther bildet demnach ein ergiebiges Kältereservoir, und es ist, wenn man den Aether nicht wieder gewinnen will, sehr einfach, augenblicklich Eis zu bereiten. Tellier hat auch vorgeschlagen, diese Methode anzuwenden, wenn es sich darum handelt, z. B. für chirurgische Zwecke schnell kleine Mengen Eis zu beschaffen, wenn dasselbe auf andere Weise nicht zu erlangen ist. Bei der industriellen Eiserzeugung sucht man aber selbstverständlich den Methylätherdampf wieder durch starken Druck zu verdichten und so wiederholt zu benutzen. Die Wirkung des Apparates beruht dann auf der beständigen Circulation derselben Masse von Methyläther, welche abwechselnd durch Austritt aus dem Gefäß verdampft und durch Compression verdichtet wird.

Während bei den Aethermaschinen die Zurückführung der Dämpfe in die tropfbare Form in der Weise erfolgt, daß die Dämpfe durch die Compressionspumpe in einen Condensator gedrückt und hier unter Einwirkung des Kühlwassers und des durch die Pumpe erzeugten Druckes sich niederschlagen, wird bei den Carré'schen Ammoniakmaschinen und Schwefelsäureapparaten die Verdichtung durch Absorption bewirkt. Die Dämpfe werden in Berührung mit einer zweiten Flüssigkeit gebracht, durch welche sie vermöge innerer Anziehungskräfte gebunden werden. Das Ammoniak ist unter gewöhnlichen Verhältnissen ein Gas, welches vom Wasser sehr leicht und sehr reichlich absorbirt wird. Bei 0° löst nämlich 1 Gramm Wasser unter dem Druck von 760 Millimeter (Normalbarometerstand) 0,899 Gramm Ammoniak, demnach über 1000 Kubikcentimeter, und diese Absorption erfolgt mit solcher Schnelligkeit, daß in einen mit diesem Gase gefüllten Cylinder das Wasser wie in einen leeren Raum stürzt. Der Carré'sche Apparat besteht nun im Wesentlichen aus einem Verdampfungskessel, in welchem das Ammoniak aus der wässerigen Lösung bei 150° C. und 7 bis 9 Atmosphären Druck in ein Röhrensystem hinüberdestillirt wird, wo es unter der Einwirkung seines eigenen Druckes und des umgebenden Kühlwassers als unvermischte tropfbare Flüssigkeit sich sammelt. Durch einen regulirbaren Hahn gelangt diese Flüssigkeit in den ebenfalls aus Röhren gebildeten Refrigerator und geht infolge des geringen Druckes von circa $1^1/_2$ Atmosphären und der niedrigen Temperatur in Dampf über. Durch Vermittelung der Röhren wird die zur Verdampfung nöthige Wärme einer Chlorcalciumlösung entzogen, in welche die konischen Eisformen eingetaucht sind. Um die Ammoniakdämpfe wieder zu verdichten, leitet man sie in einen weiteren Raum, wo sie, mit Wasser in Berührung gebracht, von diesem wieder verschluckt werden. Als Absorptionswasser dient die beim Destillationsproceß erschöpfte und allmälig wieder erkaltete Wassermenge.

Eine andere, ebenfalls von Carré construirte Eismaschine stützt sich auf den bekannten Leslie'schen Versuch. Vermittelst einer Luftpumpe wird die Luft über einem Wasserbehälter verdünnt, das Wasser verdampft, der gebildete Wasserdampf wird aber von einer ihn leicht absorbirenden Substanz wieder fortgeschafft, sobald er sich bildet, und auf diesem Wege der luftleere Raum und mit ihm die stetige Verdunstung des Wassers unterhalten. Als hygroskopische Substanz benutzte Leslie und nimmt auch Carré Schwefelsäure als billigstes Material; auch Aetzkali, Aetznatron gestatten eine rasche und intensive Kälteerzeugung. Leslie operirte auch mit salzsaurem Kalk, getrocknetem und pulverisirtem Trapporphyr, getrocknetem feinen Hafermehl, deren Wirkung jedoch weniger intensiv war. Die Herren Taylor und Martineau in England bedienen sich, um den luftverdünnten Raum herzustellen, keiner Luftpumpe, sondern füllen ein großes Reservoir mit warmem Dampf

und kühlen die Wände desselben ab. Der Dampf wird verdichtet und ein luftleerer Raum so hergestellt. Das Reservoir steht mit einem Gefäß in Verbindung, in welchem das Wasser gefrieren soll, und der Dampf wird, wie im Leslie'schen Experiment, durch Schwefelsäure absorbirt.

Das Bedürfniß an Abkühlungsmitteln wächst mit der fortschreitenden Bildung. Wie man von jeher Mittel für die Erwärmung besessen und angewendet hat, so wird man voraussichtlich mit der Zeit in Krankensälen, Spitälern, vielleicht auch in Schulhäusern und Theatern solche für Abkühlung sich verschaffen. Für den Betrieb mancher industrieller und gewerblicher Zweige ist das Aufspeichern großer Eismengen schon jetzt absolute Nothwendigkeit, für die Zwecke der Haushaltung und des Luxus in wirthschaftlicher und sanitärer Hinsicht wird es immer größere Bedeutung gewinnen. Um den englischen Ladies reines Eis zu verschaffen, importirte die Wenham-Eis-Compagnie ihr Eis früher von dem bei Boston in Nordamerika gelegenen Wenhamsee, von welchem sie den Namen führt. Gegenwärtig holt dieselbe ihr Eis aus Norwegen aus einem einige Kilometer von Drobak am Christiania-Fjord zwischen Hügeln gelegenen See, dessen sehr reines Wasser von den in der Umgegend befindlichen Quellen herrührt. Die Compagnie hat nicht nur diesen ganzen See, sondern auch alle Pachthöfe in seiner Umgebung angekauft, um im Stande zu sein, jede Drainage und jede Infiltration, welche die Reinheit des Wassers beeinträchtigen könnte, zu verhindern. Und dennoch kann sie kein absolut reines Eis liefern. Man glaubt allgemein, daß das Wasser beim Gefrieren von jeder fremden Materie befreit werde. Dies ist aber nur zum Theil wahr; nicht einmal die mineralischen Salze und die färbenden Stoffe, welche das Wasser enthalten kann, werden beim Frieren aus demselben, und zwar aus mehreren Gründen, gänzlich ausgeschieden, noch viel weniger ist dies mit den organischen Materien der Fall. Man trifft genug Eiswürfel von merkwürdiger Klarheit an, welche beim Schmelzen ein Wasser geben, welches einen schlechten, faulen Geruch entwickelt. Von dem Natureis unserer Weiher wollen wir gar nicht reden, nur auf die Sumpfmasse und den Geruch verweisen, der unsere mit diesem Natureis gefüllten Eisschränke häufig erfüllt. Es ist Aussicht vorhanden, dieser Cloaken mit der Zeit enthoben zu werden, wenn ein rationeller Betrieb uns Kunsteis zu jeder Zeit und zu billigem Preise verschaffen wird.





Gottfried Semper.

Von

Hermann Hettner.

ir feiern in Gottfried Semper nicht bloß den großen Baumeister; wir feiern in ihm zugleich den hervorragendsten Führer einer durchgreifend neuen und bedeutungsvollen Bauepoche.

Gottfried Semper war weder der Einzige noch der Erste, welcher wieder auf die Bausprache der italienischen Renaissance zurückging; aber er war unter den neuen Renaissance-Architekten weitaus der genialste, der ursprünglichste und selbständigste.

Als Semper sein künstlerisches Schaffen begann, stand die Baukunst noch mitten in den leidenschaftlichen Kämpfen um die Stilfrage, welche seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das gesammte Kunstleben bewegten. Wenn jetzt mehr und mehr die Ueberzeugung herrschend geworden ist und sich in unserem Bauwesen glänzend bethätigt, daß namentlich im Profanbau die Bausprache der italienischen Renaissance der unserem baulichen Empfinden und Bedürfen entsprechendste und darum allgemein bindende Typus sei, wenn jetzt selbst die Schule Schinkel's denselben Weg wandelt, so ist es vor Allem das Verdienst und die epochemachende Bedeutung Semper's, fester und zielbewußter als irgend ein anderer seiner künstlerischen Zeitgenossen, durch die zwingende Genialität seiner großen Monumentalbauten dieses Ziel gewiesen, diesen Sieg errungen zu haben.

Die Baugeschichte des letzten Jahrhunderts ist eine lange, wechselvolle Kriegsgeschichte.

Endlich waren die zwar genialen, aber im großen Monumentalbau stillosen Wildheiten und Ausschweifungen des Barock und Rococo überwunden. Die nüchterne Verstandesbildung des Zeitalters der Aufklärung und die überall durchdringende Staatsanschauung des sogenannten aufgeklärten Despotismus hatte einer Stilweise, die wesentlich aus dem Jesuitismus der Kirche und aus der Frivolität eines üppig liederlichen Hoflebens entstanden war, den Boden entzogen. Die Entdeckung von Pompeji und Herculanum hatte das Kunstgefühl wieder lebhafter auf die Antike gewendet. Winckelmann sprach in seiner ersten Schrift, die man treffend mit Luther's Reformationsthesen verglichen hat, das große erlösende Wort aus, daß der einzige Weg, in der Kunst groß und unnachahmlich zu werden, die Nachahmung der Alten sei, derselbe Weg, welchen einst auch Rafael und Michelangelo eingeschlagen; und zugleich eröffnete Winckelmann in seiner gewaltigen Kunstgeschichte mit genialster Begeisterung und feinsinnigster Sehkraft wieder die Welt der antiken Kunstschönheit, wie sie die verwilderte Barock- und Rococozeit nimmer in solcher Reinheit und einfachen Großheit zu schauen vermocht hatte. Es

kam die Zeit erneuten Antikisirens; freilich, da die unerläßliche Grundlage phantasievoller, schönheitserfüllter Wirklichkeit fehlte, zunächst nur sehr nüchtern und äußerlich. Es ist jener einseitige, meist dürftig kahle, zuweilen auch theatralisch dungsvertiefung und der zunehmenden Alterthumskenntniß an die Stelle dieses nüchtern äußerlichen Antikisirens gar bald eine genialere und lebendigere Wiedergeburt des Alterthums trat, eine tief innere wahlverwandte Erkenntniß und Nachbil-



Palast Oppenheim. Façade nach der Bürgerwiese.

prunkhafte Classicismus, welcher in Frankreich mit Soufflot's Pantheon beginnt und bis in die Kunstzeit des ersten Kaiserreiches seine unbeschränkte Herrschaft behauptet, und welcher auch in Deutschland den Schluß des Jahrhunderts beherrschte. Wir wissen, wie besonders in Deutschland unter der Macht der fortschreitenden Bil- dung des Griechenthums, die nach der wahrhaft harmonischen, von innen herausgeborenen Versöhnung des Antiken und Modernen strebte, nach dem Aussprechen deutscher Empfindung und Denkweise in der unverbrüchlichen Klarheit und Hoheit der griechischen Formensprache. In der Poesie die antikisiren-

den Dichtungen Goethe's und Schiller's; in der bildenden Kunst, wenn auch die Hoheit jener Dichtungen nicht völlig erreichend, aber doch durchaus aus demselben antikisirenden Schönheitsstreben hervorgegangen, die genialen Zeichnungen des großen Jakob Asmus Carstens und die echt hellenische Plastik Thorwaldsen's. Wie hätte die Baukunst sich dieser großen Bewegung entziehen können? Schinkel wurde der große Begründer einer antikisirenden Bausprache, die in ihrer Formenschönheit und harmonischen Rhythmik in Wahrheit ein wiedergeborenes Hellenenthum genannt werden muß.

Wahrlich, wir wollen nicht vergessen, was die deutsche Baukunst Schinkel und seiner Schule verdankt. Erst durch Schinkel haben wir wieder gelernt, was stimmende Macht, was weihevolle Idealität der Architektur ist. Aber ein verhängnißvoller Widerspruch lag nichtsdestoweniger in dieser ausschließlich antikisirenden Richtung. So congenial und freischöpferisch sich Schinkel in den griechischen Bauformen bewegte und so structiv wahr er selbst in den überraschendsten Formencombinationen blieb, es zeigte sich doch, daß die schönheitsvollen, aber engen und knappen Bauformen des Griechenthums für unsere erweiterten und verwickelteren Baubedürfnisse nicht ausreichend waren. Schinkel sah sich nicht bloß im Kirchenbau zu Stilmischungen gezwungen, die die unmögliche Vereinigung der Gothik und der Antike erstrebten; auch im Bau der Berliner Bauakademie schuf er sich Formen, die dem Grundprincip seiner Bausprache zwar nicht widersprechen, aber es durch die Verwendung wirksamer Renaissancemotive wesentlich erweitern.

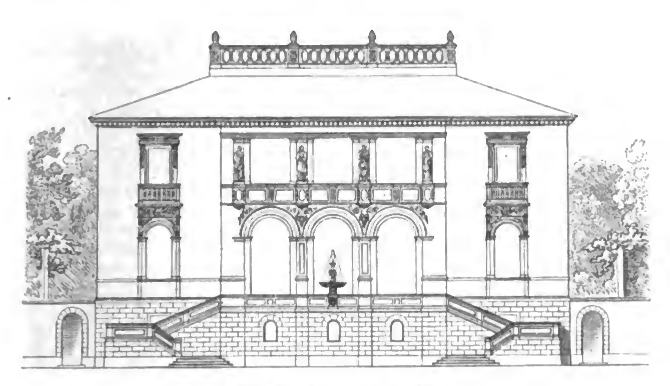
Bald erhoben sich andere Richtungen, die der Denkweise und dem Bedürfniß der drängenden Gegenwart gerechter zu werden versuchten.

Der Druck der napoleonischen Kriege hatte uns aus der kosmopolitischen Denkweise des achtzehnten Jahrhunderts wieder zum festen Anschluß an das deutsche Vaterland, zum leider langvergessenen deutschen Patriotismus, der Kampf gegen den verstandesklaren, aber nicht selten flachen und gemüthsleeren religiösen Rationalismus hatte uns wieder zu einer tieferen Erfassung der Religion und des Christenthums geführt; und nur allzu oft überstürzte sich der erste begeisterte Eifer in Deutschthümelei, in das krankhaft Frömmelnde, ja sogar in das absichtlich Katholisirende. An die Stelle des Alterthums trat im Denken und Empfinden des jungen Geschlechts wieder das Mittelalter, an die Stelle des Classischen das Romantische. An allen Ecken und Enden, auf allen Straßen und Märkten sprach man mit hochtönender Schwärmerei wieder vom Christlich-Germanischen; und, wie einst in der Kunstherrlichkeit des Mittelalters selbst, sollte vor Allem die Kunst wieder des hohen Berufes eingedenk sein, dies Evangelium der neuen christlich-germanischen Gesinnung zu predigen und zu verklären. Wie in der Malerei aus dieser Stimmung die sogenannten Nazarener erstanden, so erstand in der Baukunst die scharf ausgesprochene Vorliebe für die Baustile des Mittelalters, für das Romanische und insbesondere für das Gothische. In der Gothik meinte man die echt christliche und, wie man damals zwar fälschlich, aber ganz allgemein annahm, die echt deutsche, die patriotisch-germanische Kunst gefunden zu haben.

Und mehr und mehr auch wieder Renaissancebauten. Der unter den Segnungen des Friedens steigende Wohlstand hatte wieder die Lust an Bequemlichkeit und Stattlichkeit der Wohnung, an Pracht und Monumentalität der großen öffentlichen Bauten hervorgerufen; für diese aus dem unmittelbaren Bedürfniß erwachsenden Forderungen erwiesen sich die mittelalterlichen Formen ebenso unzulänglich als die ausschließlich antikisirenden. Wie sich in München unter der belebenden Kraft großer Aufgaben Cornelius und seine Schule aus Nazarenern zu echten und rechten Renaissancekünstlern emporbildeten, so wurde auch Klenze, der sich gleich Schinkel, wenn auch mit minderer Genialität, am liebsten in rein hellenischen Bauformen bewegte, in seinen Palastbauten wieder zum Stil der italienischen Frührenaissance gedrängt. Und dieselbe Erscheinung fast überall, wo es sich um künstlerisch durchgebildete Wohnräume handelte. Doch weiß Klenze in seinem Königsbau nicht über die ängstlichste und kleinlichste Nachahmung des Palazzo Pitti hinauszukommen; und

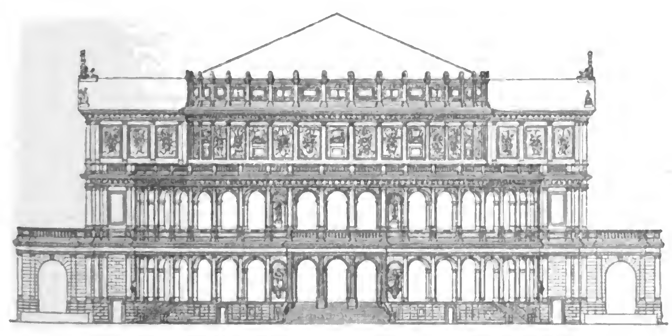
gar oft sind Renaissancebauten dieser Zeit nur bedauerliche Rückfälle in das alte Zopfthum, das man doch längst überwunden meinte. Wirres, rathloses Experimentiren mit allen möglichen und oft auch unmöglichen Stilarten. Wer die Ludwigsstraße in München durchwandert, durchwandert ein baugeschichtliches Album.

Mitten in diese bunt wogende Strömung fiel das erste Auftreten Semper's. Es ist bewunderungswürdig, wie fest und klar er von Anbeginn sein Ziel erkannte.



Villa Rosa. Façade nach der Elbe.

Gottfried Semper, ursprünglich für eine wissenschaftliche Laufbahn bestimmt, hatte den Vortheil einer tüchtigen humanistischen Bildung. Auch die ersten Kunstanregungen hatte er von der alten Kunst empfangen, als Göttinger Student unter der Führung Otfried Müller's. Als sich daher 1825 der einundzwanzigjährige



Das alte Dresdener Theater. Façade nach dem Theaterplatz.

Jüngling der Baukunst zuwandte und ihn sowohl in München, wo er der Schüler Gärtner's, wie in Paris, wo er der Schüler des deutschen Architekten Gau war, der leidenschaftliche Streit zwischen den Classikern und Romantikern umwogte, stand sein Herz fest bei den Classikern, obgleich er sich auch das Romanische und Gothische zu eigen machte und sich sogar bei der Herausgabe eines Werkes über den Regensburger Dom betheiligte. Die Entscheidung aber brachten ihm seine langjährigen Studienreisen in Italien und Griechenland. Seine Untersuchungen über die Bemaltheit der antiken Bauwerke und Bildwerke, die eine Frucht dieser Reisen sind, bezeugen, wie selbständig und eingehend er die Denkmale der alten Kunst studirte und durchforschte; nicht minder lebhaft aber beschäftigten ihn auch die großen Bauten der italienischen Renaissance. Und je mehr er von seiner wissenschaftlichen Vorbildung aus gewohnt war, die Formen einer Sprache nicht bloß äußerlich zu erlernen, sondern mit eindringendem Forschersinn auf deren Ursprung und Wesensbedingung zurückzugehen, um so fester wurde in ihm die Ueberzeugung, daß das erstrebte Ideal eines neuen Baustils, der auf der Grundlage antiken Schönheitssinnes ruhe und doch die veränderten und erweiterten Anforderungen der modernen Denkweise und Lebensgewohnheit erfülle, nicht erst zu suchen, sondern in dem Baustil der italienischen Frührenaissance und Hochrenaissance bereits in höchster Kunstvollendung vorhanden sei. Diese Einsicht ist ihm der Kern und die treibende Kraft seines gesammten künstlerischen Denkens und Gestaltens geworden.

Die Renaissance als Muster, nicht als Schranke.

Weil unsere Bildung noch wesentlich die Bildung der Renaissance ist, ist auch unsere Kunst noch wesentlich die Kunst der Renaissance. Nicht in mechanischer Nachahmung und Wiederholung, sondern in freier schöpferischer Umbildung und Fortbildung der von der Renaissance eroberten und künstlerisch durchgebildeten unerschöpflichen Formenfülle für die eigenen neuen Ideen und Zwecke.

Mit bitterem Spott sagt Semper in seiner ersten kleinen Schrift, welche er 1834 „Ueber die bemalte Architektur und Plastik bei den Alten" schrieb, von dem Eklekticismus des Münchener Bautreibens:

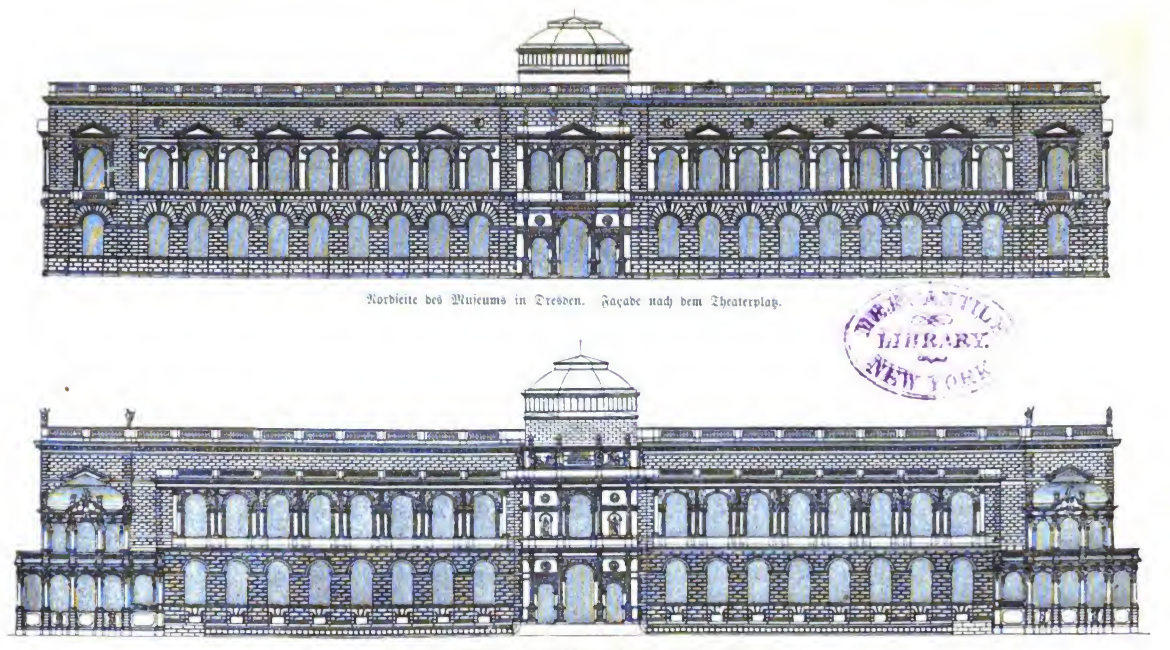
„Der Kunstjünger durchläuft die Welt, stopft sein Herbarium voll mit wohl aufgeklebten Durchzeichnungen aller Art und geht getrost nach Hause, in der frohen Erwartung, daß die Bestellung einer Walhalla à la Parthenon, einer Basilica à la Monreale, eines Boudoir à la Pompei, eines Palastes à la Pitti, einer byzantinischen Kirche oder gar eines Bazars in türkischem Geschmack nicht lange ausbleiben könne, denn er trägt Sorge, daß seine Probekarte an den rechten Kenner komme. Was für Wunder uns aus dieser Erfahrung erwachsen! Ihr verdanken wir's, daß unsere Hauptstädte als wahre Extraits de mille fleurs, als Quintessenzen aller Länder und Jahrhunderte emporblühen, so daß wir in angenehmer Täuschung am Ende selber vergessen, welchem Jahrhundert wir angehören."

Im Jahre 1834 wurde Semper an die Kunstakademie zu Dresden berufen. Es bezeugt die edle, selbstlose Charaktergröße Schinkel's, daß er es gewesen ist, der dem jungen Künstler, dem außerhalb seiner Schule Stehenden, diese Berufung geebnet und vermittelt hat.

Endlich war für Semper die Zeit gekommen, seine drängende geniale Schöpferkraft zu verwirklichen.

Wo Semper's gedacht wird, da wird immer und überall zuerst seines mächtigen Wirkens und Schaffens in Dresden gedacht.

Die erste Bauaufgabe, welche Semper in Dresden übernahm, lag weit ab von der reinen und freien Renaissancesprache. Es war der Bau der Synagoge. Die Idee des Kirchlichen führte ihn zum romanischen Stil, so wie er auch in einem unausgeführten Entwurfe der Nicolaikirche in Hamburg den romanischen Stil verwendete. Die Knappheit der verfügbaren Mittel, auf welche sich die damals noch kleine jüdische Gemeinde Dresdens beschränkt sah, hemmte alle reichere Gliederung, ja nöthigte sogar zu Holzconstructionen und zu lügnerischem Mörtelverputz, wo auf die Monumentalität des Steinbaues gerechnet war. Gleichwohl tritt auch



Nordseite des Museums in Dresden. Façade nach dem Theaterplatz.

Südseite des Museums in Dresden. Façade nach dem Zwinger.

hier bereits der eigenste Vorzug Semper's, die Meisterschaft der baulichen Charakteristik, glänzend zu Tage. In der mächtigen achteckigen Kuppel, die den quadraten Pfeilerbau beherrscht und abschließt, der feste monumentale Ausdruck der weihevoll ernsten Erhabenheit der gottgeweihten Cultstätte; in den maurischen Motiven der farbenbelebten Decoration, die um so bedeutsamer wirken, je mehr sie in klarer Stilisirung sich von allem willkürlich Phantastischen fernhalten, die Hinweisung auf die Welt des Orients. Es giebt glänzendere Synagogen, aber nur wenige, die so ernst feierlich, so stimmungsvoll priesterlich sind. Und schon zeigt sich hier auch der andere Grundzug Semper's, die Durchführung strengster Stileinheit bis in das Einzelnste und Kleinste. Die heiligen Geräthe und Gefäße hat Semper insgesammt selbst gezeichnet.

Bald aber kam für Semper die Möglichkeit der vollen Kraftentfaltung. Ein reicher, kunstsinniger Privatmann, der Bankier Oppenheim aus Königsberg, übertrug ihm die Erbauung einer Villa drüben in der Neustadt am Ufer der Elbe und die Erbauung eines städtischen Palastes an der Bürgerwiese in der Altstadt. Und der Staat übertrug ihm die Erbauung eines neuen Theaters.

Jetzt zeigte sich in unvergleichlich gewaltiger Monumentalität, wie die Sprache der Renaissance die durchaus natürliche und selbständig durchgebildete Sprache seines Genius sei, wie leicht und neu und eigenthümlich er sich in ihr bewege, wie er die überlieferte Form nicht als festes, bindendes Schema betrachte, sondern sie immer wieder von innen heraus frisch und unmittelbar aus der innersten Nothwendigkeit und Wesensbedingung der Aufgabe selbst schaffe.

Die Villa Rosa ist sicher eine der vollendetsten Villenbauten der neueren Zeit. Man braucht bloß die Villenviertel Dresdens zu durchwandern, um zu sehen, wie tief sie auf die Dresdener Architektenwelt eingewirkt hat; auch außerhalb Dresdens findet man überall ihre Spuren. Es ist unzweifelhaft, und Semper selbst würde es am allerwenigsten leugnen, daß das Grundmotiv, die Gruppirung der Wohnzimmer um einen großen kuppelbedeckten, mit Oberlicht erhellten Mittelsaal, der berühmten Villa Rotonda Palladios in der Umgegend Vicenza's entlehnt ist. Aber wie wunderbar feinsinnig und selbstschöpferisch hat es der Künstler verstanden, diesen hellen, prächtigen, heiteren Räumen durch die reiche Holzbekleidung der unteren Wände, mehr als es das italienische Vorbild bot, zugleich das Anheimelnde des traulich Wohnlichen zu sichern! Die Mündung des Gartensalons in eine offene Vorhalle, der vorgelegte geräumige Terrassenbau mit breiten Freitreppen zu beiden Seiten, die stilvollen Veranden am Ausgang des Speisesaales und der Wohnzimmer, die gastlich einladende Eingangsumfriedigung, die leider von dem jetzigen Besitzer abgebrochen ist, geben überall den Eindruck des Offenen, Heiteren, Ländlichen; und dieser Eindruck wird verstärkt und gesteigert durch die fein architektonische Behandlung der Gartenanlagen, die durchaus im italienischen Gartenstil des 16. und 17. Jahrhunderts gehalten sind. Edelste Vornehmheit, eine schönheitsverklärte, genußfreudige Idylle. E una villa di Toscana, sagte einmal ein italienischer Pifferaro, als er in diese Villa eintrat.

Und wie hier den italienischen Villenstil, so erweckte Semper im Palazzo an der Bürgerwiese (1845 bis 1848) mit gleicher Freiheit und Selbständigkeit den italienischen Palaststil.

Es ist der mächtigste Palast Dresdens, ganz im Geist der florentinischen Frührenaissance. Das Untergeschoß ein wuchtiger Rusticabau, die seitlichen Vorlagen mit Rusticasäulen; der Abschluß streng dorisch, Architrav, Triglyphen und Metopen, das Kranzgesims mit vortretenden Mutuli. Der zweite Stock von fester, gediegener, einfacher Pracht; die Fenster, die durch das an der Mauerfläche weitergeführte Gesims mit einander verbunden sind, von ionischen Dreiviertelsäulen umrahmt und mit Giebelkrönung, die Füllungsflächen zwischen den Fenstern glatt und von einem Carniesglied umsäumt. Zuletzt eine Halbetage, die Felder zwischen den Fenstern mit Reliefs geschmückt. Das Ganze abgeschlossen durch ein kräftiges Hauptgesims, in welchem die Strenge des Unterbaues kraftvoll und doch ruhig harmonisch ausklingt. Einheit und Gleichmaß aller Theile, klare, ernste Monumentalität. Und

nicht der geringste Vorzug war es, daß der Innenbau mit diesem machtvoll einfachen Außenbau so durchaus im vollendetsten Einklang stand, die klare Gliederung des Grundrisses, das Höhenverhältniß der Räume und die einfach vornehme Pracht ihrer Wandbekleidung, die stilvolle Behandlung der Möbeln, die Semper bis in das Einzelnste vorgezeichnet und in der Ausführung überwacht hatte, die unaussprechliche, stimmungsvolle Poesie des Treppenhauses. Es ist ein Jammer, daß jetzt unter einem neuen Besitzer modernster französischer Ungeschmack diese vollendete Harmonie des Innenbaues und Außenbaues von Grund aus vernichtet hat.

Gleichzeitig mit der Villa Rosa baute Semper das Dresdener Theater (1838 bis 1841).

Semper selbst hat in seinem großen Werk über das Dresdener Theater berichtet, daß dieser Theaterbau ursprünglich nur als der integrirende Theil eines großartigen Gesammtplanes gedacht war, dem die Idee eines antiken Forums zu Grunde lag. Vorn der Zwinger. Im Anschluß an den offenen Zwinger nach der Elbe zu einerseits, dem Schloß gegenüber, wo die von Schinkel erbaute Hauptwache steht, die Gemäldegalerie, und andererseits, mit der Gemäldegalerie parallel, das Orangeriegebäude oder, nachdem inzwischen durch die Erbauung des jetzigen



Gottfried Semper.

Orangeriegebäudes in der Herzogin Garten dieser Plan zerstört war, ein offener überdachter Säulengang in der Weise der antiken Leschen und Stoen, und neben diese Orangerie oder Säulenhalle das Theater. Zuletzt als Abschluß dieser gewaltigen Baugruppe, gegenüber dem Zwinger, die an das Elbufer versetzte Schinkel'sche Hauptwache. Es war ein sinniges Zurückgehen auf den ursprünglichen Plan Pöppelmann's, des Erbauers des Zwingers, der sich als Fortsetzung des Zwingers, der nur als Vorhof gedacht war, zwei sich gegenüberstehende mächtige Königsschlösser gedacht hatte. Der weite freie Platz, den damals noch das Häusergewirr des sogenannten italienischen Dörfchens einnahm, sollte mit Candelabern und mit statuen- und victorientragenden Triumphsäulen geschmückt werden. Diese geniale Conception blieb unausgeführt. Das Theater, für den Zusammenhang eines großen Ganzen entworfen, blieb Einzelbau. Aber auch als Einzelbau war es eine der vollendetsten Schöpfungen der neueren Kunstgeschichte.

Nie oder doch nur höchst selten ist die reiche freie Renaissanceform so durchaus im Geist der echtesten Antike gehandhabt worden. Die Grundplan-Disposition ist streng antikisirend. Das Bühnenhaus geradlinig abgeschlossen. Hinter dem Bühnenhaus der Zuschauerraum als Halbkreis; um den Halbkreis des Zuschauerraumes concentrisch die Corridore und Treppen und Foyers. Und ebenso hat das Aeußere des Gebäudes, der klare folgerichtige Ausdruck der klaren inneren Gliederung, seine Formen dem Vorbild des altrömischen Theaterbaues entlehnt, freilich in genialster Fortbildung. Zu beiden Seiten des Bühnenhauses zwei vorspringende Flügel, die Treppenhäuser und Garderoben enthaltend, mit vorgelegten Unterfahrten, die in der Höhe des ersten Geschosses mit einer Plattform abschließen. Und als Umfassung und Ueberdachung des Halbkreises ein mächtiger Rundbau. Die beiden unteren Geschosse mit weiten, offenen, gastlich einladenden Rundbogenhallen; vorn am Haupteingang breite Freitreppen. Das Obergeschoß, der mit einer Attika gekrönte, um die Breite der Foyers zurücktretende Ausbau des Zuschauerraumes, geschlossen; die einzelnen, durch Pilaster getrennten Felder mit Sgraffitoschmuck und kleinen Fenstern belebt. Wer den traurigen Tag des 21. September 1869, an welchem der gewaltige Bau ein Raub der Flammen wurde, in Dresden miterlebt hat, der wird es nimmer vergessen, welch großer stolzer Linienzug, welch gediegene, einfach klare Gliederung, welch machtgebietende Massenentwickelung selbst noch aus den hochragenden Trümmern sprachen; es war ein Anblick, der an die stolze Macht des Kolosseums mahnte.

Der gewaltige architektonische Eindruck wurde erhöht durch die mächtige Mitwirkung der Plastik, welche der Künstler, unterstützt durch die Meisterschaft Rietschel's und Hähnel's, in einem Umfang verwendet hatte, wie es seit der großen Zeit der Renaissance nur selten geschehen. In den Nischen zu beiden Seiten des Hauptportals und in den Nischen am Abschluß des Rundbaues die Statuen der großen Dichter und Componisten, zum Theil Werke Rietschel's, zum Theil Werke Hähnel's; in den Giebeldreiecken des Bühnenhauses gestaltenreiche Giebelgruppen Rietschel's, die das Wesen der Tragödie und das Wesen der Musik darstellten und verherrlichten; an der Rückseite des Bühnenhauses, auf den Ursprung des Theaters aus der bacchischen Festfreude deutend, als Friesrelief der gewaltige Bacchuszug Hähnel's.

Und wie gewaltig war die edle harmonische Pracht des Inneren. Semper liebte es, von der Poesie des Raumes zu sprechen. Phantasievoller, edler, im schönsten Sinn vornehmer hat nie der Innenraum eines Theaters gewirkt als dieser Zuschauerraum mit seiner wunderbaren Harmonie der Verhältnisse, mit seiner anmuthigen, organisch aus der Form entspringenden Ornamentik, mit seinem fein gestimmten Farbensinn. Von Semper stammt das seitdem oft wiederholte Motiv, die meist so einförmigen und langweiligen Logenreihen in feingegliederte Halbkuppelnischen zu wandeln. Das lebensvolle Zusammenwirken des feierlichen Roth der Wandbekleidung, des Purpur der Brüstungen und Sitzplätze, des matten, zart abgetönten Weiß der Füllungen und der reich gegliederten, mit Gestalten und Arabesken heiter belebten Decke waren von einer decorativen Fein-

fühligkeit, wie sie nur einem Meister eigen sein konnte, der von jeher die Frage nach der Anwendung der farbigen Decoration in der Baukunst zu seinem besonderen Studium gemacht hatte.

Ein Ganzes fürwahr, das epochemachend geworden ist für den gesammten modernen Theaterbau.

Der Ruhm Semper's war fortan fest gegründet.

Wenige Jahre nach der Vollendung des Theaters erhielt Semper den Auftrag der Erbauung eines neuen Museums, das für die Aufnahme der Gemäldegalerie, des Kupferstichcabinets und der Sammlung der Gypsabgüsse bestimmt war. Am 23. Juli 1847 erfolgte die Grundsteinlegung.

Lange hatte man über die Wahl des Bauplatzes geschwankt. Jetzt werden es wohl die Meisten als ein Glück preisen, daß, nachdem die Ausführung der Forumsidee aufgegeben war, schließlich der Zwingerplatz siegte. Er liegt im lebendigen Stadtverkehr und hat doch die für jede beschauliche Kunststimmung unerläßliche Ruhe und Stille.

Freilich machte der Anschluß an den Zwinger die Aufgabe nur um so schwieriger; der Künstler hat diese Schwierigkeiten mit bewunderungswürdigster Genialität gelöst. Der Zwinger, der als Vorhof gegeben war, ist im üppig koketten Barock- und Rococostil des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts gebaut, ja er ist eines der genialsten und ausgelassensten Rococowerke. Die Einheit der Baugruppe mußte gewahrt bleiben, und doch war der verwilderte Dialekt des Barock und Rococo wieder auf die reinen Sprachformen der echten und edlen Renaissance zurückzuführen. Semper ist nirgends aus der reinen und heiteren Idealität des strengen Renaissancestils herausgetreten; aber in der dem Zwinger zugekehrten Südseite entwickelt er eine Pracht und Formenfülle, die mit dem sinnenfrischen Festrausch des Zwingerstils im wirksamsten Einklang stehen.

Ein langgestrecktes Rechteck von überwältigender Massenwirkung. Aber in diesen Massen welche reiche Gliederung, welche lebensvolle, fein durchgebildete



Das Vestibül des Polytechnikums in Zürich.

bauliche Charakteristik! Der wuchtige Rusticabau des Untergeschosses mit den stark ausladenden Bossenquadern giebt den Eindruck des Mächtigen, des großartig Monumentalen; und zugleich bekunden schon hier die weiten, hohen Rundbogenfenster, durch welche die Rustica belebt und durchbrochen ist, daß der Innenraum für Zwecke bestimmt ist, welche voller Lichtmassen bedürfen. Das Obergeschoß, das die Gemäldegalerie enthält, ist freier und heiterer; die Zuführung des Lichtes ist das Grundmotiv, der breite, mächtige Fensterbau das unbedingt herrschende. An der Südseite, ganz wie im anstoßenden Zwinger, die Fenster als Arkadenhalle, in Gliederung und Säulenverzierung eine geistvolle Umbildung des oberen Stockwerks der Biblioteca Sansovino's. An der Nordseite die Fenster abwechselnd gegiebelt und ungegiebelt; die Giebel von reich verzierten Pilastern getragen, die um so prächtiger und mächtiger wirken, da die Mauer, aus welcher sie sich abheben, als glatte Fläche gehalten ist. Das kräftig heitere Kranzgesims mit einer den Dachbau verdeckenden Balustrade gekrönt. Dieselbe lebensvolle, klare Gliederung in der Längenrichtung. Die beiden Eckseiten sind als vorspringende Risalite markirt; der Bau erhält durch sie eine feste Umrahmung, der architektonische Rhythmus erklingt in vollen Schlußaccorden. Und von mächtigster Wirkung ist der große vorspringende Mittelbau, der Portalbau. Ein zweigeschossiges römisches Triumphthor; ein hohes, geräumiges Mittelthor mit zwei kleineren Seitenthoren, diesen Thoren entsprechend im oberen Geschoß Fenster mit Nischen. Ueber dem gewaltigen Portalbau eine mächtige Kuppel, die leider in der Ausführung von fremder Hand sehr verengt und verkürzt wurde.

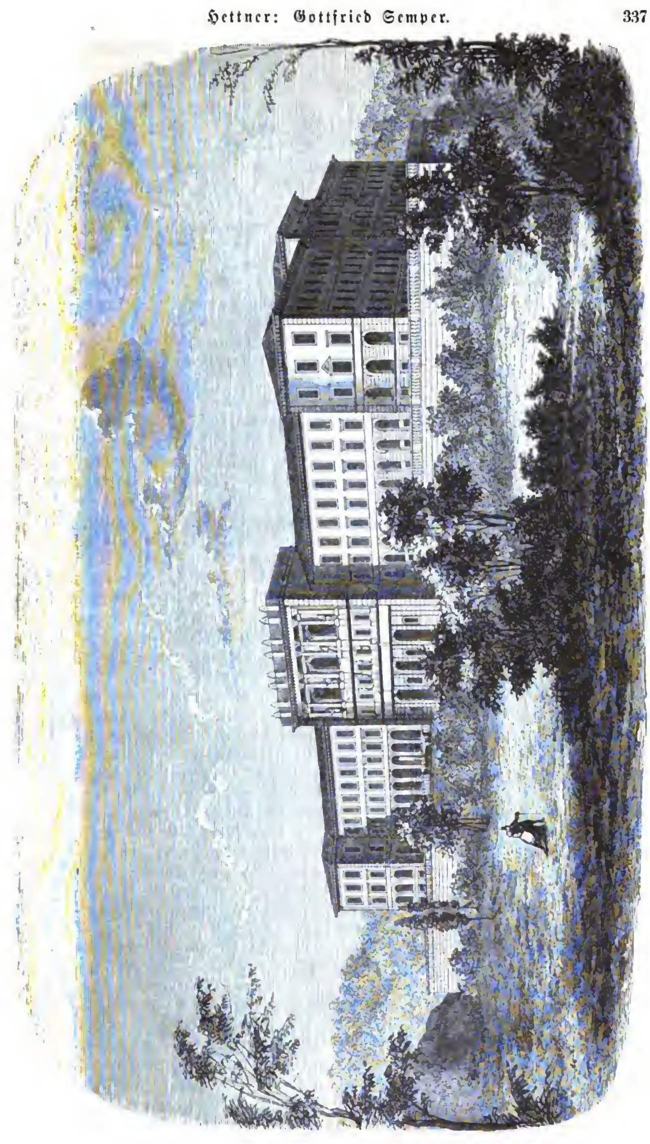
Die feine Eurhythmie des Baues wird erhöht durch den malerischen Reiz der verschiedenfarbigen, bald dunkleren, bald helleren Steinlagen, durch welche die Massen gegliedert und belebt sind. Und mehr noch als im Theaterbau hat der Künstler auch hier wieder die eingreifendste Mitwirkung der Plastik herbeigezogen. Gleichwie der griechische Tempel in seinen Giebelgruppen und in den Fries- und Metopenreliefs ausdrucksvoll sagt, welchem Gott er geweiht ist, so erzählen hier die Statuen des Portalbaues und die Reliefs in den Bogenzwickeln von der gemeinsamen Herrlichkeit der antiken und der christlichen Kunst, von ihrer Einheit und von ihrem Gegensatz. Die Ausführung gehört Rietschel und Hähnel. Die Erfindung der großen cyklischen Composition ist die Erfindung Hähnel's. Sie ist von einem so fein gegliederten und doch überall plastisch deutlichen Tiefsinn, wie seit der Composition der Vaticanischen Stanzen und der Sixtinischen Capelle eine gleich geniale Erfindung nicht mehr gedacht und geschaffen war.

Im Inneren kann man über Einzelnes rechten, namentlich über die Anlage der Treppe, die wie ein lästiges Möbel an die Seite gestellt ist und an der Zwingerseite die Linien der Fenster störend durchschneidet. Aber die Gemäldesäle der Münchener Pinakothek, des Berliner Museums und des Pariser Louvre muß man vergleichen, um klar zu erkennen, wie überaus zweckmäßig, wie lichtreich und wie erhebend stimmungsvoll die Raumeintheilung ist.

Semper's Betheiligung am Dresdener Aufstand im Mai 1849 unterbrach diese glänzende Thätigkeit.

In der Vollkraft seiner besten Mannesjahre war ihm Deutschland verschlossen. Die Möglichkeit eigenen künstlerischen Schaffens fand er erst wieder, als er Ostern 1855 als Professor der Baukunst an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich berufen wurde.

Semper's erster Bau nach langer Zwischenzeit war der Bau des Züricher Polytechnikums, welchen er in den Jahren 1861 bis 1863 in Gemeinschaft mit dem Züricher Architekten Wolff ausführte. Die mächtigen Treppen- und Terrassenanlagen, welche zu dem am Rande eines steil abfallenden Hügels stehenden Gebäude hinaufführen, die großartige Gestaltung der Façaden mit ihrem derbkräftigen Rusticaunterbau und der feinen Belebtheit der Obergeschosse, der gewaltige vorspringende Mittelbau des Portals, das unvergleichlich prächtige, weite Vestibül, die hoheitsvolle Raumpoesie der reich geschmückten Aula machen auch diesen Bau zu einer der gewaltigsten und poesievollsten Schöpfungen Semper's. Aber eine be-



Das Polytechnikum in Zürich.

deutsame Wendung ist unverkennbar. Hier zum ersten Mal wendet Semper den derberen und gewaltsameren Formenausdruck des beginnenden Barockstils an, welchen er früher verschmäht hatte.

Zu gleicher Zeit aber ging er in einem anderen kleineren Bau, im Stadthaus in Winterthur, wieder auf ganz einfache antikisirende Formen zurück. Ein römischer Prostylos auf bossirtem Unterbau, mit zurücktretenden Seitenflügeln. Semper selbst hat auf diesen Bau, so bescheiden seine Verhältnisse und Formen sind, immer sehr hohen Werth gelegt. Es ist eine lebendige schöpferische Wiedergeburt des feinsten Palladiostils.

Und zuletzt wurde dem Künstler wieder eine Reihe von Aufgaben beschieden, in welchen er glänzend beweisen konnte, daß auch seinem Alter noch die volle Künstlerkraft zu Gebot stehe..

Das Dresdener Theater, die gewaltige Jugendschöpfung Semper's, war durch einen Brand vernichtet. Im Frühjahr 1870 wurde Semper mit dem Neubau betraut. Die Ausführung geschah unter der Leitung seines ältesten Sohnes, des Architekten Manfred Semper. Der Bau war im Januar 1878 beendet.

So genial Semper's erster Theaterbau war und so fest Semper noch in den Idealen seiner Jugend stand, die Abweichungen des neuen Baues sind sehr bedeutende. Ein Meister wie Semper konnte und wollte nicht der Plagiator seiner selbst werden. Erweiterte Theaterbedürfnisse stellten erweiterte Anforderungen, der auf der Bühne gesteigerte Luxus der Ausstattung bedingte neue Steigerungen sowohl der Außenarchitektur wie der Innendecoration. Es war die zwingende innere Folgerichtigkeit der Aufgabe selbst, welche den Künstler zu reicherer Massenentwickelung, zu derberen, prachtvolleren Formen, zu ausgedehnterer, glänzenderer Ornamentik führte. Die unausgeführt gebliebenen Entwürfe eines Theaters für Rio de Janeiro und des Wagnertheaters in München waren für den Künstler anregende, lehrreiche Vorstudien gewesen.

Halbkreisförmiger Zuschauerraum mit einem vorgelegten Segmentbau, welcher, in zwei Zonen getheilt, die Corridore, Treppenaufgänge und Foyers enthält. Zu beiden Seiten des Zuschauerraumes die Treppenhäuser mit vorliegenden Unterfahrten. Rückwärts vom Zuschauerraum die Bühne und Hinterbühne mit anstoßenden Flügeln für die Garderobenzimmer. Die äußere Gestaltung bringt die innere Gliederung zu festem und klarem Ausdruck. Das Halbrund des Zuschauerraumes ergiebt das mächtige Halbrund der Hauptfaçade; die verschiedenen Höhen der Haupttheile des Gebäudes, der Foyers, der Treppenhäuser und des Zuschauerhauses, ergeben den terrassenförmig abgestuften Aufbau, den das gegiebelte Bühnenhaus abschließt.

Nur sehr wenige Theaterbauten können sich in imponirender monumentaler Massenwirkung, in Klarheit und Durchsichtigkeit des Grundrisses, in unerschöpflicher Formenfülle mit diesem Theater Semper's vergleichen. Namentlich die Macht und Pracht der Vorderfaçade mit dem Vorbau der das Innere erschließenden, die beiden Stockwerke überragenden Exedra, die von der mächtigen Bildgruppe der Pantherquadriga des Dionysos und der Ariadne gekrönt wird, gehört zum Phantasievollsten und Ausdrucksvollsten, was die Baugeschichte kennt. Und nicht minder gewaltig ist der Innenbau, die Festlichkeit des an malerischen Durchblicken reichen Treppenhauses, die Poesie des Zuschauerraumes, deren stimmungsvolle Gewalt jedes empfängliche Gemüth unwiderstehlich zu jener idealen Erhebung weiht und feit, mit welcher die idealen Meisterwerke, die sich droben auf der Bühne entfalten, aufgenommen und empfunden werden sollen. Es ist die malerische Raumdisposition der alten genuesischen Meister. Und wie im Außenbau, so ist besonders auch im Innenbau in allen wichtigsten Räumen die Mithülfe der Schwesterkünste, der Malerei und der Plastik, sinnig benutzt worden, die Pracht und Feierlichkeit des architektonischen Eindrucks zu steigern. Dennoch muß es gesagt werden: das neue Dresdener Theater macht das alte Dresdener Theater nicht vergessen. Freilich ist es thöricht und ungerecht, wenn jetzt die Dresdener den Meister über die zweckwidrige Größe des Hauses, welche den Conversationston des Lustspiels vernichtet, zur Rechenschaft ziehen; es ist vielmehr die Frage aufzuwerfen, ob es

ferner noch statthaft ist, Oper und Drama in dasselbe Haus zu verlegen. Aber zu leugnen ist nicht, daß es dem Künstler nicht gelungen ist, dem Ausbau des Bühnenhauses, des sogenannten Schnürbodens, die schönheitsvolle Freiheit des mit innerster Nothwendigkeit aus sich selbst Herausgewachsenen zu sichern, die für den harmonischen Gesammteindruck eines Kunstwerkes unerläßlich ist. Und ebenso wenig ist zu leugnen, daß die seit dem Bau des Züricher Polytechnikums in Semper immer mehr hervortretende Vorliebe für überreiche Anwendung der Rustica und für die derbe und schwere Formensprache des Barockstils den Seitenfaçaden den Eindruck der heiteren Festlichkeit nimmt, die der unverbrüchliche Grundzug in der baulichen Charakteristik eines für ideale Kunstzwecke bestimmten Baues sein muß.

Eben als Semper mit dem Entwurf des Dresdener Theaters beschäftigt war, im Jahre 1869, wurde er vom Kaiser von Oesterreich mit Plänen für den Ausbau der Burg und für die Erbauung zweier Museen und des neuen Burgtheaters beauftragt. Im Jahre 1871 wurde er zur Ausführung dieser Pläne nach Wien berufen. Zum Theil war er gebunden, gemeinsam mit Hasenauer zu arbeiten; alles Wesentlichste aber gehört Semper.

Es ist bedeutsam, daß hier Semper wieder rückhaltlos zu den reinen Formen der Früh- und Hochrenaissance zurückkehrte.

Einen glänzenderen Abschluß als in diesen Wiener Bauten hätte das geniale



Das Vestibül des neuen Theaters in Dresden.

Schaffen Semper's nicht finden können. Sie werden erst zu ihrer vollen Würdigung kommen, wenn sie vollendet sind. Die unvergleichliche Baugruppe ist die Erfüllung der langgeplanten Forumsidee, die der Künstler einst in Dresden hatte aufgeben müssen; nur noch gewaltiger und großartiger.

Durch Semper's geniale Renaissancebauten vornehmlich hat sich die Richtung der Zeit auf die Renaissance verbreitet und befestigt. Wir haben jetzt wieder einen herrschenden, bindenden Baustil.

Wenn in der jüngsten Zeit einzelne Architekten diese Renaissancesprache durch das Zurückgreifen auf die deutsche und französische Renaissance zu erweitern streben, so mag diese Erweiterung wegen des malerischen Reizes allerdings für einzelne kleine Privatbauten oder wegen der Raumbenutzung in den erhöhten Dachbauten für Miethscasernen zweckmäßig und anwendbar sein. Nur sollen sie nicht meinen, in diesem Stil große monumentale Bauten ausführen zu können. Dem Stil der französischen und deutschen Renaissance, da er lediglich ein abgeleiteter Mischstil ist, der aus dem äußerlichen Compromiß zwischen den neu eindringenden italienischen Formen und der nachklingenden zähen Volksgewohnheit der Gothik entstand, fehlt die überzeugende folgerichtige Wahrheit und Klarheit, die structive Nothwendigkeit. Es ist der alte verschnörkelte Zopf, nur in neuer veränderter Auflage. Und am allerwenigsten sollen sie meinen, mit der Wiederherstellung der deutschen Renaissance einen eigenartig patriotischen Stil zu gewinnen. Die Kunst ist nach einem treffenden Wort Goethe's ebenso wenig patriotisch, wie die Wissenschaft patriotisch ist. Die Volksthümlichkeit eines Kunstwerkes liegt in der Empfindung, aus welcher es hervorgeht, nicht in der Ausschließlichkeit einer ganz besonderen Formengebung. Wie das Ziel der Wissenschaft die Wahrheit ist, so ist das Ziel der Kunst die Schönheit, und zwar die Schönheit, die einzig und allein in der Ausgestaltung des Gesetzlichen und Nothwendigen ruht.

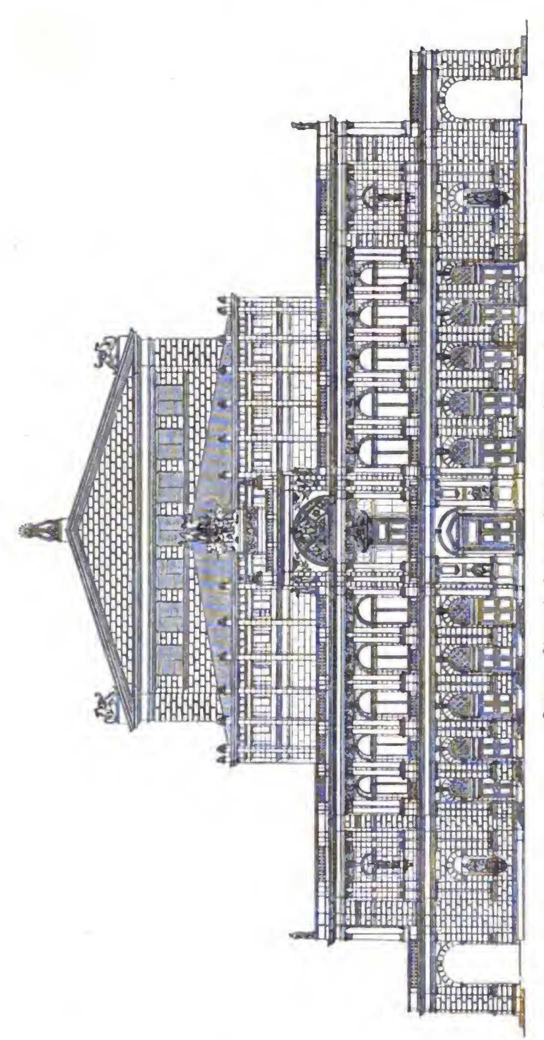
Man wird nie der Kunst unserer Zeit gedenken können, ohne vor Allem der epochemachenden Bedeutung Semper's zu gedenken.

Und Semper war nicht bloß Künstler, er war auch Kunsttheoretiker.

Semper's schriftstellerische Wirksamkeit ist nicht so greifbar wie seine künstlerische; aber sie ist nicht minder bahnbrechend und grundlegend.

Der junge Künstler war noch völlig unbekannt, als er 1834 mit seiner Ansicht von der durchgängigen Bemaltheit der griechischen Bauwerke und Bildwerke auftrat. Schwerlich läßt sich diese Ansicht in der Einseitigkeit und Ausschließlichkeit festhalten, mit welcher sie Semper ausgesprochen und welche er sein ganzes Leben hindurch hartnäckig vertheidigt hat; sicher war die Farbenanwendung im Marmortempel und in Marmorbildwerken beschränkter als im Tufftempel und in Terracotten. Aber diese Anregungen haben unendlich fruchtbar gewirkt; nicht bloß auf die Wissenschaft, sondern auch auf die Kunst. Erst jetzt verstand und benutzte man wieder mit vollster künstlerischer Bewußtheit das Streben der Renaissance, die fehlende Farbenwirkung durch bewegte Formen und durch starke Gegensätze von Schatten und Licht zu ersetzen.

Zuletzt folgte sein großes Werk über den Stil. Es war, wie mehrere inzwischen erschienene kleinere Schriften Semper's beweisen, in den Verbannungsjahren in London entstanden, als er seine Studien an der ersten Londoner Ausstellung machte und bei der Einrichtung des Kunstgewerbemuseums von Kensington rathend und leitend betheiligt war. Indem es sich die Aufgabe stellt, „die bei dem Werden und Entstehen von Kunsterscheinungen hervortretende Gesetzlichkeit und Ordnung aufzusuchen und aus dem Gefundenen allgemeine Principien, die Grundzüge einer empirischen Kunstlehre, abzuleiten“, das heißt, indem es nach der Weise und nach dem Vorbild der vergleichenden Sprachwissenschaft die Keime und Wurzeln der Kunstformen und ihre Uebergänge und Verzweigungen zu erforschen strebt, untersucht es vornehmlich die Typen und Grundformen der ursprünglichsten technischen Künste, der Weberei, der Töpferei, der Zimmerei, der Maurerei, weil in diesen ältesten und einfachsten



Das neue Theater in Dresden. Façade nach dem Theaterplatz.

Regungen und Erfindungen des menschlichen Kunsttriebes die innerste Natur des Kunstwerks, die zwingende Nothwendigkeit des Zweckes, dem es dient, und des Stoffes, in welchem es hervorgebracht wird, noch vor der Erfindung der großen monumentalen Kunst bereits die Formen und Formgesetze gefunden und festgestellt hatte, die später die monumentale Kunst von ihr entlehnte. Der Stil ist die naturgemäße Gesetzlichkeit der Form; der Stil der technischen Künste ist auch der Stil der Architektur, nur daß die Architektur die einzelnen Stilelemente der einzelnen technischen Künste einheitlich zusammenfaßt und sie zu fester Monumentalität steigert und klärt. Erst durch Semper ist die Aesthetik wieder Formen- und Stillehre oder, wie er selbst sich ausdrückte, praktische Aesthetik geworden; die Nebelhaftigkeit bloß philosophirender Aesthetik ist fortan unmöglich. In der Kunst hat sich die Wichtigkeit dieser Stillehre besonders im Kunstgewerbe gezeigt, zumal das gewaltige Buch in eine Zeit fiel, welche eben wieder zu begreifen anfing, daß das Kunstgewerbe nicht bloß ein künstlerisches, sondern auch ein hochwichtiges wirthschaftliches Anliegen sei. Das Kunstgewerbe trat wieder ebenbürtig in das ideale Kunstschaffen ein und läuterte und schärfte an den unverrückbaren stilistischen Grundbegriffen seine Form und seine Technik.

Semper war jugendfrisch geblieben bis in sein hohes Alter. Erst die letzten Jahre wurden ihm durch Kränklichkeit getrübt. Er starb in Rom, wo er Genesung gesucht hatte, am 15. Mai 1879.

Es giebt auch eine Poesie der Grabstätte. Ich trage es noch in lebhafter Erinnerung, wie tief es mich ergriff, als ich auf dem Hügel von Kolonos, dem durch Sophokles unvergeßlich geweihten, am Grabmal Otfried Müller's stand und meine Blicke unwillkürlich hinüberschweiften auf den Theseustempel, auf die hochragenden Tempel der Akropolis, auf Athen und Aegina, auf die Stätten, wo die Gedanken und Forschungen dieses feinsinnigsten Alterthumskenners am liebsten und am eingehendsten weilten. Semper ruht an der Pyramide des Cestius. Wer an seinem Grab steht, erblickt die alte Trümmerwelt Roms und den schönheitsvollsten, stolzesten Renaissancebau, die kühn aufsteigende und doch so harmonisch ruhevolle Kuppel von St. Peter. Friede seiner Asche!





Schleiermacher's Weihnachtsfeier.

Von

Wilhelm Dilthey.



Die heilige Nacht, deren Feier wir uns nähern, ist in der Kunst mannigfach verherrlicht worden. Das Fest selbst, das in der Christenheit zu ihrer Erinnerung, am schönsten bei uns Germanen, sich entwickelt hat, ist tief in die unmittelbare Poesie unseres Volkslebens verwachsen, gleich dem Osterfeste. Wenn aber in dem größten dichterischen Werke unserer Sprache Osterglocken und Ostersang, das Erwachen der Natur aus dem Dunkel des Winters und die Auferstehung des Geistes aus den Banden des Todes ein ergreifendes Motiv bilden, welches den Schluß und die Lösung des ganzen Werkes ahnungsvoll vorbereitet, so wüßte ich keine hiermit vergleichbare Darstellung des Festes der heiligen Nacht durch einen Dichter; wohl aber hat der größte neuere Theologe unserer Nation, Schleiermacher, in einem anmuthigen Kunstwerk, das in der Mitte zwischen einem Dialog und einer Novelle steht und das er als „Weihnachtsfeier" bezeichnet, das Weihnachtsfest dargestellt und die Weihnachtsstimmung verherrlicht, mit einer geringeren Macht, die Stimmung in plastischen Gestalten auszuprägen, jedoch mit dem Vorrecht einer größeren Wucht und Tiefe des Gedankens.

Das kleine und doch so gedankentiefe Werk entstand, indem ihm in der Stimmung der herannahenden Weihnachtszeit das Bild von einer Darstellung seiner heranreifenden Ansicht des Christenthums, in Platon's Weise, aus dem Motiv des Weihnachtsfestes heraus dichterisch-philosophisch gestaltet, aufging.

Schleiermacher war nunmehr etwas über ein Jahr — seit dem October 1804 — in Halle als Professor der Theologie an der dortigen Universität. Aus der Epoche freier Darstellung seiner Anschauungen war er in die einer rein wissenschaftlichen, d. h. in Begriffen gegliederten Entwickelung seiner Lebens- und Weltansicht getreten. Und zwar leitete ihn der Gedanke, der philosophischen Construction der Natur durch Schelling, welche er in den Hauptpunkten anerkannte, ergänzend eine philosophische Construction der geistigen oder moralischen Welt gegenüberzustellen: er bezeichnete diese als Ethik. Betrachtet man Geschichte und Leben sub specie aeterni, so ist ihr einziger Inhalt die Verwirklichung der Sittlichkeit, d. h. der Herrschaft der Vernunft oder der Ideen in der menschlichen Gesellschaft. Indem dieser ewige und ideale Gehalt der Menschheit sich in der Gesellschaft auswirkt, entstehen die großen Formen ihres Daseins: Rechts- und Staatsordnung, Kunst und Wissenschaft, religiöse Gemeinschaft oder Kirche. In diesem Sinne legte er seiner ganzen Universitätsthätigkeit in Halle seine Ethik zu Grunde. Mit ihr begann er im Herbst 1804 in Halle seine Wirksamkeit, und ihr Aufbau beschäftigte ihn in dieser Zeit vor-

zugsweise, mit demselben fand er sich am meisten zufrieden.

Unter den Gesichtspunkt dieser seiner Ethik stellte er nun auch zunächst seine Theologie. Ist ihm doch die Religion und die Kirche eine der großen Gestaltungen der Sittlichkeit in der menschlichen Gesellschaft; das Gesetz und die wahre Idee dieser Gestaltung entwickelt also die Ethik als die Wissenschaft der Sittlichkeit. So entstand ihm in diesem Zusammenhang zugleich mit dem ersten Wurf seiner Ethik im Winter 1804 bis 1805 auch der der Encyklopädie der Theologie, in welcher zum ersten Mal ein Theologe den inneren Zusammenhang derjenigen Wissenschaften aufwies, welche das Studium der Theologie zu vereinigen pflegt. Seine „Kurze Darstellung des theologischen Studiums" wurde damals in der Vorlesung über Encyklopädie desselben festgestellt; dieser geniale Abriß des formalen Zusammenhangs der unter dem Namen der Theologie vereinigten Wissenschaften erschien dann erst nach langem Zögern 1811. „Weder das Wesen des Christenthums" — so heißt es hier — „oder einer bestimmten Kirche überhaupt, womit im Gegensatz zu dem Zufälligen allein die Organisation der Theologie zu verstehen ist, noch das Wesen der Kirche im Allgemeinen kann bloß empirisch aufgefaßt werden. Soll es überhaupt Kirchen geben, so muß die Stiftung und das Bestehen solcher Vereine als ein nothwendiges Element in der Entwickelung des Menschen in der Ethik nachgewiesen werden können." Also aus dem idealen Zusammenhang der Sittlichkeit und dem Gesetz ihrer geschichtlichen Gestaltung sollte auch Religion und kirchliche Gemeinschaft verstanden werden. „Die Ethik ist die Wissenschaft der Principien der Geschichte; diese also wird bei jedem theologischen Studium vorausgesetzt und es gründet sich auf sie." Es war die Zeit seines begeisterten Glaubens an die große Aufgabe seiner Ethik und an die Möglichkeit einer Lösung derselben in der damaligen Epoche; die Zeit, in welcher er in ihr auch die allgemeine Grundlage für das historische Verständniß des Wesens des Christenthums gefunden zu haben glaubte. Denn nun schien ihm, indem die Ethik die lebendige Darstellung der Idee von Religion und religiöser Gemeinschaft hervorbringt, muß sie auch das Gebiet des Veränderlichen darin nachweisen, welches die Keime alles Individuellen enthält (Darstell. Einl. § 24).

Sonach begegnet sich an diesem Punkte die Ethik, als die Wissenschaft der Principien der Geschichte oder der Sittlichkeit, mit der empirischen, treuen Untersuchung des Inbegriffs der historischen Thatsachen, welche das Christenthum in sich schließt. „Das Wesentliche in der gesammten Erscheinung der christlichen Kirche" (§ 25) erschien ihm so als erfaßbar durch eine Verknüpfung jener principiellen oder rationalen Wissenschaft mit der empirischen Untersuchung. Er wollte weder eine philosophische Construction des Christenthums, wie sie Schelling in seinen Vorlesungen über akademisches Studium versucht hatte, noch eine bloß empirische Feststellung seines Gehaltes, auf welche eine weit verbreitete Schule sich beschränken zu müssen glaubte. Er erkannte, diese großen historischen Erscheinungen könnten nur verstanden werden durch das Zusammenwirken philosophischen Geistes mit historischem Studium. Wie er auch in der Einzelausführung dieser Methode geirrt haben mag, er ergriff in ihr das Richtige, im Gegensatz zu der willkürlichen Speculation seiner Zeit wie zu ihrer armseligen Empirie. „So wenig" — erklärt er dann (I, § 1. 2) — „das eigenthümliche Wesen des Christenthums bloß empirisch aufgefaßt werden kann, ebenso wenig läßt es sich rein wissenschaftlich aus Ideen allein ableiten. Es ist also nur durch Gegeneinanderhalten des geschichtlich in ihm Gegebenen und des in der Religion und der Kirche als veränderliche Größe Gesetzten zu bestimmen." Diese Ideen bilden den wissenschaftlichen Hintergrund der kleinen Schrift über die Weihnachtsfeier: so hatte er sich die Methode bestimmt, durch welche er das Problem vom Wesen des Christenthums, eines der größten aller Probleme, lösen, sich wenigstens seiner Lösung annähern zu können hoffte.

Auch hatte er zugleich mit diesen großen systematischen Arbeiten die historischen Untersuchungen selber in Angriff genommen. Sicher gab es damals keinen Theologen

in Deutschland, der eine so strenge Schule der Philologie und höheren Kritik durchgemacht gehabt hätte als der Uebersetzer Platon's, der Mann, dem die wissenschaftliche Lösung des großen Räthsels der platonischen Schriften bis zu einem Punkte gelungen war, über den wir auch heute noch nicht erheblich hinausgeschritten sind. Daher hofften seine Freunde von ihm, er werde den Theologen für die nächste Zeit in Bezug auf die Auslegung und Kritik des neuen Testamentes das werden, was Grotius für die früheren Jahrhunderte gewesen war (Schleierm. Briefw. 4, 120). Insbesondere die paulinischen Schriften zogen ihn an, und er hegte die Hoffnung, zu einer streng philologischen Behandlung dieser wichtigsten Urkunden des ältesten Christenthums die Grundlage zu gewinnen: indem er sich diesen Schriften zuwandte, faßte er die Sachen da an, von wo in der That die spätere Untersuchung des Urchristenthums ihren Ausgangspunkt genommen hat, da, wo der sicherste historische Boden vorlag. So war er in der That zugleich damit beschäftigt, jene empirische Durchforschung der historischen Thatsachen selber in Angriff zu nehmen, aus deren Verknüpfung mit philosophischen Gedanken er die Lösung der großen Frage nach dem Wesen des Christenthums erwartete.

Dies Alles war in ihm in Gährung und Entwickelung begriffen, eine bestimmte inhaltliche Conception über das Wesen des Christenthums — der Mittelpunkt seiner späteren Dogmatik — bildete sich auf Grund hiervon in den dogmatischen Vorlesungen jener Zeit allmälig aus. Im Herbst 1805 las er diese seine Dogmatik, welche seine Ansicht vom Wesen des Christenthums entwickelte und die er damals im Unterschied von der gewöhnlichen gern als kritische bezeichnete; neben ihr las er in diesem Winter 1805 bis 1806 nur seine Ethik. So muß ihm damals mit außerordentlicher Lebhaftigkeit seine werdende Idee von dem Wesen des Christenthums vor der Seele gestanden haben. In dieser inneren Verfassung bedurfte es nur eines Anstoßes, um die Ideen über philosophische Kunstwerke, die er im Sinne hatte, sowie die Anschauungen, welche das Material für die Gestalten eines solchen kleinen Kunstwerkes in sich enthielten, sich mit der ihn beherrschenden Anschauung des Christenthums zusammenschließen zu lassen. So entstand die Weihnachtsfeier.

* *
*

Schleiermacher hat in sich eine Fähigkeit, durch die er den großen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts verwandt ist. Diese hatten gerade durch Arbeiten geringen Umfanges mächtig gewirkt; die Resultate einer gewaltigen Gedankenarbeit treten hervor, zurückgeführt auf das Einfachste und Nothwendige, in concentrirtester Form; darum wirken sie so. Auch Schleiermacher besaß diese Fähigkeit, für eine Anschauungsmasse, die in ihm sich bewegte, die ihr individuell entsprechende künstlerische Form zu finden. Der größte Wurf dieser Art waren die Reden gewesen; Monologe, Gutachten, Gespräche treten daneben. Er selber bemerkte, als die Weihnachtsfeier vor ihm lag, fast periodisch entspringe in ihm das Bedürfniß, solche kleinere Schriften zu produciren. Allein diesen Werken fehlt zur Classicität eine gewisse naive Gestaltungskraft, welche mit einfacher und ganz greifbarer Deutlichkeit ihre Objecte hinstellt. Besonders ist dies eben an der Weihnachtsfeier sichtlich, welche sich in Bezug auf die Form am meisten einer dichterischen Darstellung annähert, und in welcher daher dieser Mangel an Gestaltungskraft am schmerzlichsten vermißt wird. Hierzu kommt, daß die Form dieses Werkes nicht wie die der Reden oder Monologe ihm rein aus der Sache selbst hervorging, sondern durch ein fremdes Vorbild, das Vorbild der größten wissenschaftlichen Kunstwerke aller Zeiten, bestimmt wurde.

Die Verknüpfung wissenschaftlicher Gedankenentwickelung mit dichterischer Darstellung bildet eine Grenzform, welche vor einer Lessing'schen Kritik so wenig bestehen kann als beschreibende Poesie oder allegorische Malerei. Dennoch entsprangen aus dieser Vermischung die Werke Platon's, mit denen in Bezug auf den Zauber der Rede kein Prosawerk irgend einer Zeit verglichen werden kann, ja die von wenigen dichterischen Werken aller Zeiten hierin erreicht werden. Hiervon

lag der Grund darin, daß diese Form kein willkürliches Product eines Kopfes war, welcher seine Gedanken nachträglich in die Schleier der Dichtung hüllte; vielmehr sie war der naturgemäße Ausdruck eines Zeitalters und eines Geistes, für welche die philosophische Analyse in der Form des Gesprächs ihre Existenz hatte, die philosophischen Standpunkte als Personen lebten und Theorie und Charakter in ihnen unauflöslich verbunden waren. Die Personen Platon's sind nicht Masken, welche er für Gedanken erfunden, sondern sie sind die historische Gestalt, in der diese Gedanken ihr Leben und ihre Macht hatten. Das Gespräch Platon's ist nicht das dichterische Gewand für den einsam entsprungenen Gedanken, sondern die ursprüngliche Form für die damals plötzlich hervortretende philosophische Analysis, welcher die undialogischen Werke der vergangenen Zeit als Märchen und Erzählungen vom Weltverlauf, nicht als wissenschaftliche Zergliederung erschienen. So entsprang diese dialogische Form in der glücklichen Epoche des ersten Hervorbrechens des zergliedernden Geistes in Europa, war in dieser Epoche Natur, Realität, Nothwendigkeit und ist später immer nur zum Scheinleben erweckt worden. Dieses gewahrt man am deutlichsten, wenn man die kurzen Gespräche in den Memoiren des Sokrates mit den ausgeführten Dialogen Platon's vergleicht und sieht, wie diese letzteren aus der historischen Wirklichkeit herauswuchsen. Hier liegt das Geheimniß des unvergänglichen Zaubers der platonischen Dialoge und der gänzlichen Unmöglichkeit, sie wiederzuerwecken.

Doch begreift man, daß in der Zeit, in welcher hauptsächlich durch Schleiermacher's Bemühung Platon wiedererweckt und der Tiefsinn seiner Form wieder verstanden wurde, der Gedanke einer Erneuerung derselben bedeutende Geister ergriff und beschäftigte. Dies ward durch das Ungeschichtliche in der Auffassung Schleiermacher's begünstigt, welcher in der Form dieser Werke nicht den Ausdruck einer Epoche des Gedankens, sondern ausschließlich den einer persönlichen Kunst des größten aller philosophischen Schriftsteller erblickte. So versuchten neben einander Schelling, Solger und Schleiermacher die Wiederherstellung des platonischen Dialogs, doch ward überall empfunden, daß die Form nicht mehr dem Inhalt entsprach und so, anstatt dessen Wirkung zu vermehren, sie nur verringerte. Gedanken werden hier mit einem ihnen fremden Fleisch und Blut bekleidet; denn kein großes Problem dieser Zeit konnte zurückgeführt werden so zu sagen auf einen inneren Dialog von Individuen, welche für die verschiedenen Standpunkte seiner Lösung repräsentativ gewesen wären.

Zwei künstlerische Geister hohen Ranges, Schelling und Solger, haben den platonischen Dialog vergeblich nachzubilden versucht; indem sie darauf verzichteten, historisch repräsentative Personen auftreten zu lassen, gaben sie den großen idealen Stil Platon's in der Sache auf, und es war schlimm für sie, daß sie ihn in der Form beibehielten. Denn der Dialog zwischen unhistorischen Personen kann nur eine neue Art von Wirklichkeit und einleuchtender Kraft durch die derbe Realität des Lebens empfangen, die ein Diderot oder Leopardi ihm zu geben verstehen. Der Maler des gewöhnlichen Lebens bedarf eines ganz anderen Realismus als der Darsteller großer Historie.

Auch die Erneuerung der platonischen Gesprächsform, welche Schleiermacher beabsichtigte, sah sich vor dieser Schwierigkeit. Niemand war ein tieferer Kenner der platonischen Kunstform als er und Niemand bewunderte sie mit mehr Enthusiasmus. Aber so nachhaltig ihn seit dem Jahre 1800 die Absicht der Erneuerung dieser Form beschäftigte, so ist doch nichts hiervon zu Papier gekommen als ein Dialog über das Anständige, den ich im Anhang des vierten Bandes seiner Correspondenz aus seinen Papieren veröffentlicht habe und der ganz das Gepräge eines ersten Versuchs hat, sodann die Weihnachtsfeier, welche er doch nur als eine „Vorübung“ auf seine Dialoge gelten lassen wollte (an Gaß S. 41). Schon als er seine Briefe über die Lucinde entwarf, beabsichtigte er, in sie „ein polemisches Gespräch über den Begriff des Anständigen“ einzuweben (Leben Schl. Denkm. 121); dann schreibt er am 24. Januar 1801 an Friedrich Schlegel, den Genossen der platonischen Untersuchungen: „Du siehst, wie ernst es

mir mit dem Platon ist. Nebenbei ist mir denn der philosophische Dialog wieder recht ins Gemüth gekommen, und ich habe fest beschlossen, diesen Sommer einige zu schreiben. Sie sind moralischen Inhalts und können auf gewisse Weise avant-coureurs sein. Weißt du etwas, was ich in dieser Hinsicht lesen müßte, so sage mir's. Der Hemsterhuys, bei dem ich eben bin, erscheint mir jetzt als Dialogist doch nur mittelmäßig, und ich hoffe es besser zu machen. Später mache ich vielleicht auch speculative."

Diese Dialoge schwebten ihm dann immer als die wahre Form der Einleitung in seine ethische Betrachtungsweise vor, auch als er durch die Kritik der Sittenlehre in die genauere Untersuchung der ethischen Begriffe eingetreten war. So schreibt er am 3. September 1802 an Eleonore Grunow, er wolle das Polemische, Scharfe sich für diese Dialoge aufsparen, wo er „ohne Bitterkeit und in dem leichten und gefälligen Gedankenspiel der platonischen Ironie" als Polemiker auftreten könne. „Diese Dialoge sollen nebenbei auch für die Welt das Beste werden, was ich noch gemacht habe, wenn ich nur halb das Ideal erreiche, was mir davon vorschwebt." Man wird annehmen dürfen, daß nicht rein äußere Gründe ihn hinderten, seine ethischen Ideen in dieser Form mitzutheilen: es war der eben dargelegte Widerspruch zwischen der Form des platonischen Dialogs und der Aufgabe eines modernen Philosophen, was ihn gehindert hat, die unfruchtbare Aufgabe durchzuführen.

So ist aus seinem intimen Studium dieser Kunstform nichts hervorgegangen als die Weihnachtsfeier, und die Umwandlung, welche der platonische Dialog in diesem kleinen inhaltstiefen Werke erfahren hat, ist höchst bezeichnend für das Verhältniß des modernen Schriftstellers zu derselben.

Der Inhalt ist der größte, den ein moderner Schriftsteller behandeln kann. Denn auch darin bildet Schleiermacher die platonische Form, wie er selber sie entdeckt und beschrieben hat, in diesem kleinen Werke nach, daß unter der Hülle eines bezeichneten Gegenstandes ein weit größerer zum Thema wird; wie das Symposion die Liebe zu seinem äußerlich bezeichneten Gegenstande hat, aber einen Ausblick auf die Ideenlehre selbst gewährt, so scheint die Weihnachtsfeier, die gerade vom Symposion viele Züge entnimmt, von dem Feste der heiligen Nacht nur handeln zu wollen, erhebt sich aber zu einem Ausblick auf das Wesen des Christenthums selber. Diesem bedeutenden Inhalt entspricht die großartige Form, die Schleiermacher Platon, insbesondere dem Gastmahl und dem Phädrus, nachbildet. Man könnte von einem mächtigen Werke sich Vorstellungen bilden, welches den größten Gegenstand, den ein Neuerer behandeln kann, in Platon's grandioser Form gewaltig hinstellte. Hier aber findet man Alles dadurch verwandelt, daß die großen Gegensätze der Zeit in der Auffassung des Christenthums sich nur in einem namenlosen kleinen Kreise spiegeln und in einem befreundeten, geistreichen, anmuthigen Gespräch gewissermaßen verklingen; ja selbst der Geist der negativen Kritik erscheint hier zu unschädlicher Harmlosigkeit gedämpft. So wandelt sich das historische Drama des platonischen Dialogs hier zur Novelle. Der Geist Tieck'scher Novellistik, in welcher Alles gesellschaftlich gemildert und abgedämpft ist, weht durch diese Darstellung; man fühlt sich, während draußen die gewaltigen Gegensätze in der Auffassung des mächtigsten Gegenstandes kämpfen, in ein trauliches Gemach versetzt, in welchem, was draußen Kampf ist, zum Gegenstande friedlichen Gesprächs wird. In dieser Umwandlung der großen Form des dialogischen Dramas in die der Novelle liegt die Grenze wie andererseits der Zauber des anmuthigen Werkes.

Die „Weihnachtsfeier" entstand, während er im Winter 1805 bis 1806 in der Vorlesung über Dogmatik seine Anschauung des Christenthums lebhaft entwickelte, im Zusammenhang mit seiner allgemeinen ethischen Anschauung; daneben war er beständig mit der Uebersetzung des Platon beschäftigt; und daher war er für jede Idee empfänglich, welche ihm diese ihn so tief beschäftigenden Gedanken in der Kunstform des platonischen Dialogs plastisch darstellbar machte. So kam der December des Jahres heran. „Ganz wunderbar kam mir der Gedanke plötzlich des Abends am Ofen, da wir aus Dülon's Flöten-

concert kamen, und nicht drei Wochen nach dieser ersten Empfängniß, von der ich doch erst einige Tage darauf wußte, daß es wirklich eine wäre, war es auch fertig" (Briefw. 4, 122). „Es war so eine plötzliche Inspiration." Die herannahende heilige Nacht hatte ihm den großen Gegenstand, der seine Seele ganz beschäftigte, mit Bildern und Gestalten mannigfacher Art verbunden gezeigt, welche Erinnerung und gegenwärtiges Leben darboten; da war das Bild des Reichardt'schen Familienkreises, in dem er mitlebte, mit den Eindrücken jenes Kreises in Rügen verwoben, den er auf seiner ersten Reise dorthin kennen gelernt hatte; Gestalten und Ideen formten sich in der Art des Aufbaues, die Platon für sein Gastmahl erfunden hatte. Er ließ wieder drucken, während er schrieb: denn es drängte ihn, noch am Weihnachtsabend selbst den Freunden mit dem kleinen Werk eine Freude zu machen. Doch erst gerade am Morgen des Weihnachtsabends schickte er das Letzte in die Druckerei. Es sollte anonym erscheinen wie Reden und Monologe, und selbst sein Verleger Reimer sollte keine Ahnung vom Verfasser haben. Daher ließ er es rasch in Halle drucken; als es doch zum Weihnachtsabend nicht fertig wurde und der Verleger ihn überredete, seinen Namen vorzusetzen, machte er sich wenigstens den Scherz, in Berlin und Halle Exemplare ohne seinen Namen versenden zu lassen und zu sehen, ob seine Freunde ihn errathen würden.

So blicken wir nun noch gründlicher in die Entstehungsgeschichte des Werkes. Der Keim desselben liegt in der Weihnachtsstimmung, in welcher ihm seine Ideen über das Christenthum sich spiegelten; das Musikalische, das in der Entstehung des Werkes gegeben war, geht als Grundempfindung und Motiv durch das Ganze. Die Gestalten und Erzählungen, in denen sich auf dem Grunde dieser Stimmung das Ganze aufbaut, waren nach seinem eigenen Geständniß dem Leben selber entnommen. „Auch weiß" — schrieb er Frau von Kathen (Briefw. 2, 63) — „meine Kunst nichts Schöneres zu thun, als zusammenzuflechten, was sich vor mir in schönen Gemüthern entfaltet hat, und gerade diese Erzählung (sie betraf ein Erlebniß der Frau von Kathen) hat Mehrere ganz vorzüglich gerührt."

Und nun wird es leichter, die Composition dieses Werkes zu verstehen, das offenbar darum weniger gewirkt hat, als es verdient, weil seine fremdartige Form den Kern in ihm dem mit Schleiermacher's Auffassung der platonischen Form Unvertrauten mehr verbirgt als verdeutlicht. Sicher liegt hierin ein Tadel, es ist derselbe, welcher die Kritik der Sittenlehre trifft. Das Künstliche seiner Formen hat sein Verständniß überall erschwert. Ja schließlich unterliegt auch seine ganze Systematik dieser Schwierigkeit. Schleiermacher geht vom Leben selber aus, das er in seiner ganzen Inhaltlichkeit und Bedeutung in sich erfährt und erfassen möchte. In diesem seinem Ausgangspunkte ist er allen mitphilosophirenden Zeitgenossen überlegen, und hierin liegt die außerordentliche Anziehungskraft, die er noch heute übt, der beinahe persönliche Zauber seiner Philosophie. Auch hat ihn bei der Bearbeitung dieses gewaltigen Stoffes nach Kant kein Denker an Scharfsinn übertroffen, kaum der eine oder andere hat ihn erreicht. Doch in der Zeit einer die Erfahrung in einer künstlichen Begriffsordnung entstellenden Philosophie ist es ihm nicht gelungen, die seinem Stoffe entsprechende Methode zu finden. Daher nur auf dem Grunde seiner Person und ihrer unmittelbaren Aeußerungen in seinen Briefen, in seinem Leben selber auch der wahre Werth seiner Gedanken verstanden werden kann.

* *
*

Der Gegenstand der Weihnachtsfeier Schleiermacher's ist Schönheit und Glück der Gefühlswelt des Christenthums, wie sie sich in dem Fest der heiligen Nacht am klarsten spiegelt, hingestellt in Anschauung und Betrachtung, und dann stufenweise durch den Gang der Betrachtung zurückgeführt auf ihren Ursprung, die Erscheinung Christi. Daher beginnt das kleine Werk mit dem ruhig-tiefen Ausdruck christlichen Lebens als erhöhten und wahren Menschenlebens in der Darstellung der Geselligkeit edler Menschen, die Reflexion erhebt sich und steigert sich bis zu

bewußter Erforschung des Ursprungs dieses höheren Lebens der Menschheit in Christus, um dann wieder zu verlöschen, unterzugehen in dem tiefen Gefühl dieses erhöhten christlichen Lebens. „Der sprachlose Gegenstand erzeugt in mir eine sprachlose Freude, die meinige kann wie ein Kind nur lächeln und jauchzen.“ So endet das Werk, wie es begann: in dem Zustandsbilde der durch das Christenthum vollendeten menschlichen Existenz, in dem Reichthum ihrer Gefühle hob es an und kehrt in dasselbe zurück. Die Reflexion, der Gedanke erscheinen am Schlusse des Werkes, der sein Höhepunkt ist, dem den Freunden sich zugesellenden Joseph, in welchem Schleiermacher mit deutlich kennbaren Zügen sich selbst gezeichnet hat, nur als eine durch die Negation und den Zweifel in diese Fülle des Gemüthslebens eingedrungene Macht. „Ihr kommt mir, daß ich es ehrlich sage, wunderlich und fast thöricht vor, daß ihr dergleichen treibt, wie schön es auch mag gewesen sein. Aber ich merke schon, euer schlechtes Princip ist wieder unter euch, dieser Leonhardt, der denkende, reflectirende, dialektische, überverständige Mensch, in den ihr wahrscheinlich hineingeredet habt, denn für euch hättet ihr es gewiß nicht gebraucht und wäret nicht darauf verfallen; ihm aber hilft es doch nichts.“ Es ist nur ein anderer Ausdruck dieses selben Gedankens, daß die Musik als der einzige unmittelbare Ausdruck dieser religiösen Gemüthswelt anerkannt wird und daß das Musikalische sich so durch das ganze kleine Werk und das ganze Fest der heiligen Nacht hindurchzieht.

Wir sehen, wie eng dies kleine Werk mit der Entstehung der Dogmatik Schleiermacher's verknüpft ist; wenn diese in der Thatsache des christlichen Gemüthslebens ihren Ausgangspunkt und ihre Grundlage hat und selber nur die wissenschaftliche Reflexion über dieses, seine Bedingungen und seinen Ursprung ist, wenn weiter die Dogmatik diesen Proceß auf eine rein wissenschaftlich in Begriffen beschreibende Weise durchmacht: so wird in der Weihnachtsfeier künstlerisch dies Leben hingestellt und im gemeinsamen Gespräch auf seinen Ursprung verfolgt. Und wie stark auch die Differenzen zwischen dem Standpunkte der Weihnachtsfeier und dem der im Druck hervorgetretenen so viel späteren Dogmatik ist: in gewisser Weise ist die Weihnachtsfeier die beste Einleitung in das Studium der Dogmatik; sie zeigt so zu sagen in künstlerischem Leben, wenn auch in engem Kreise den Proceß, aus welchem, wenn er vollständig, den ganzen Umfang der protestantischen Kirche umfassend, und methodisch vollzogen gedacht wird, die Dogmatik hervorgeht.

So wird man zunächst, um nun im Einzelnen den Aufbau des kleinen Werkes ganz zu verstehen, in Schleiermacher's Auffassung der Natur des religiösen, des christlichen Lebens selber sich versetzen müssen, wie sie um jenes Jahr 1805 sich entwickelt hatte.

Wer Schleiermacher's Auffassung des christlichen Lebens und seines ganzen, unverletzten Inhaltes recht verstehen will, wird sich immer, sehr entgegen dem von denen, die über ihn schrieben, angewandten Verfahren, an seine Predigten zuerst wenden müssen, dieses edelste Muster christlicher Beredtsamkeit seit Luther. Denn hier quillt ohne Hemmung, ohne Minderung der reiche Quell seines christlichen Gemüthslebens; rein, voll, ganz. Ueberall in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen findet eine Abstraction statt, oder eine Zerlegung durch den Gedanken.

Daß das Verständniß von dieser Darstellung seiner christlichen Erfahrung ausgehen muß, das hängt mit dem kritischen Standpunkt zusammen, den Schleiermacher auf dem Gebiet der Theologie ebenso scharf einhält als auf dem der Philosophie. Das zunächst Gegebene, der Grund alles weiteren Nachdenkens über das Christenthum, ist die persönliche Erfahrung in der Gemeinschaft der Christen oder der Kirche. In dieser hatte er selber, als ein Mitglied der Herrenhutischen Gemeinde, gelebt, gefühlt, erfahren, bevor er über das Christenthum nachzudenken begann. Nichts sondert seinen echt kritischen Geist schärfer von der später hervorgetretenen negativen Theologie, als daß er gar nicht zugiebt, daß ein Nachdenken über das Christenthum möglich sei, als auf dem Grunde dieser Erfahrung. Blinde können nicht von Farben sprechen, wer ohne poetisches Gefühl ist, kann nicht Dichter beurtheilen und erklären. Zuerst muß die gegebene

Thatsächlichkeit auch wirklich erfahren, gesehen, innerlich besessen sein, ehe man darüber zu reflectiren im Stande ist; der abstracte Gedanke kann nur zerlegen, was die Erfahrung lebendig besitzt: sie also bildet die Grundlage.

Ist dies durchaus wahr, so kann man freilich weiter sagen, daß wir die großen Kreise der menschlichen Cultur eben dadurch annähernd objectiv verstehen, daß wir mit Hülfe unserer persönlichen Erfahrung den ganzen Umkreis des sie historisch Ausmachenden durchdringen, durch das Mittel unserer persönlichen Erfahrung auch das, was jenseits derselben liegt, in uns nachbilden. Nur so verlassen wir in der Auffassung dieser Kreise und der großen historischen Thatsachen in ihnen unsere immerhin eng begrenzte Subjectivität und dringen zu einer umfassenderen Sachlichkeit der Betrachtung vor. Und sicher liegt hier schon in dem Ansatz der Schleiermacher'schen Forschungen ein Fehler; seine theologische Encyklopädie erkennt dies wohl im Princip an, sie weist dem Studium des Historischen für das Verständniß des Christenthums seine wahre Stellung an; aber durch eine jener formellen Sonderungen, in denen Schleiermacher Meister war, hat er die Consequenz dieser seiner Einsicht für seine Erkenntniß der christlichen Erfahrung und ihre Darstellung zu umgehen gewußt; ein ganz unhistorischer Kopf, wie er war, schränkte er sich in Bezug auf den Ausgangspunkt seiner Untersuchung, die Erfahrung des Christenthums, auf einen zu engen Umkreis von Erfahrungen ein. — Wie dem auch sei: der Inbegriff dieser seiner Erfahrungen kann am treuesten und unmittelbarsten in seinen Predigten erblickt werden.

Die Predigten Schleiermacher's sind auf den ersten Blick darin denen der rationalistischen Zeit ganz ähnlich, daß sie nicht nur das ganze Leben in der Betrachtung umfassen: auch diese Betrachtung selber geht nicht von einem bestimmten greifbaren dogmatischen Gesichtspunkte aus, sondern ein erhöhtes Leben des Gemüths und der Gesinnung verbreitet sich hier mit einer unvergleichlichen Freiheit über die Fragen des Lebens. Wer von den Reden über Religion herkommt und die erste Sammlung derselben liest, wer die Dogmatik im Auge hat und die unvergleichliche zweite Sammlung zur Hand nimmt, welche in der Zeit der ersten Ausbildung dieser Dogmatik entstand und jene berühmte Reihe politischer Predigten enthält, in denen nur ein von den höchsten Ideen mächtig belebter und zu erhabener Furchtlosigkeit emporgetragener Geist die großen Schicksale der Zeit betrachtet, oder dann die weiteren über den christlichen Hausstand, das schönste Buch über die christliche Familie, das wir Deutschen besitzen, an Texte angeknüpft, eben eine Ethik des Familienlebens, von den höchsten, reinsten Ideen über das Leben ausgehend: der findet verwundert, daß die Begriffe, welche Schleiermacher's Analyse des christlichen Bewußtseins theils aufnahm und fortbildete, theils umbildete, die Abstractionen, in denen er das allgemeinere Wesen aller Religion auszudrücken unternahm, keineswegs die Gesichtspunkte enthalten, unter denen Schleiermacher auf der Kanzel den Stoff des Lebens betrachtete; er ging eben nicht von dogmatischen, d. h. verstandesmäßigen, in der Intelligenz gebildeten Begriffen aus in diesen religiösen Stimmungen, in ihm war der Grundgedanke seiner Auffassung der Religion Wahrheit, daß alle Begriffe nur der Rückstand wirklicher religiöser Gemüthsbewegung in ihm seien; diese Gemüthsbewegung selber aber erscheint nur als das erhöhte befreite menschliche Gefühls- und Gesinnungsleben überhaupt.

Schon in der ersten mit den Reden gleichzeitigen Sammlung sieht man einen Verkehr mit dem Erlöser, der das Vorbildliche desselben für das Leben durch die Betrachtung durchführt. „Gewiß haben wir" — heißt es in der letzten Predigt (S. 177) — „Alle auch in dem nun vergangenen Jahre manchen schönen Augenblick aufzuweisen, wo wir Gott und unserem Gewissen eine ausdauernde Treue gelobten, wo wir uns das Urbild aller menschlichen Vollkommenheit aufs Neue vorhielten und ganz durchdrungen waren von dem Willen, ihm näher zu kommen." Es ist der Geist von Kant's Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft, welcher durch diese Behandlung des Erlösers als eines Urbildes des menschlichen Handelns hindurchgeht. Erhöhte Menschlichkeit, voll-

endet geheiligte Menschlichkeit: hier liegt der Kern der Betrachtung, welche jedes Verhältniß so zu sagen auf seine Idee in Gott zurückführt.

Diese Idee der Lebensverhältnisse in Gott ist doch schließlich die der Sache selbst, sub specie aeterni, wie Spinoza es ausdrückt, in dem Lichte des Ewigen betrachtet. So ist die ganze Entwickelung des christlichen Lebens nach ihm nur eine immer weitere Ausbreitung der von hier stammenden Gefühle und Ideen wie eines Lichtes über den ganzen Schauplatz des Lebens, gleichwie die aufsteigende Sonne ihr Licht immer weiter verbreitet. „Aber darf" — so heißt es in der zweiten mit der Weihnachtsfeier gleichzeitigen Sammlung (S. 220) — „gleich die Liebe schon von Anfang an nicht unrein sein: so ist doch natürlich auch sie, die Quelle aller Tugenden und Vollkommenheiten, wie diese selbst ein wachsendes, das nur gering und unvollständig beginnt. Denn Freundschaft mit Gott ist, wie es von jeder Freundschaft gilt, nicht eine leidenschaftliche Bewegung, welche gewaltig und brausend anfängt und nachher abnimmt und sich verliert, sondern sie beginnt mit einer reinen Hinwendung des Herzens zu Gott, aus der aber Annäherung und Vereinigung erst allmälig hervorgehen. Nicht gleich, wenn der Mensch anfängt zu lieben, fühlt sich sein Herz zu Allem, was göttlich ist, hingezogen, nicht gleich weiß er überall Bescheid auf dem Schauplatz der göttlichen Liebe, noch nicht in Allem, wohin sein Auge reicht oder was ihm auf dem Wege seines Lebens begegnet, findet er auch die Beziehung auf das Leben in Gott, sondern er geht noch bei Vielem vorüber, ohne es mit andächtigem Sinn zu betrachten; er sieht Manches noch bloß auf irdische Weise an, so daß nicht Alles, was geschieht und was er selbst zu thun hat, ihm in dem Reiche Christi vorzugehen scheint, sondern neben diesem giebt es Vieles, was ihm bloß weltlich zu sein dünkt. Das ist die Unvollkommenheit, das ist, wenn ich so sagen darf, das Schülerhafte in dieser göttlichen Freundschaft."

Es erinnert das auch ganz an Spinoza, wenn in dieser zweiten Sammlung als der Gegensatz zur christlichen Daseinsweise diejenige bezeichnet wird, welche das eigentliche sinnliche Leben zum Mittelpunkt macht, und auch hier ist bezeichnend, wie herausgehoben wird, daß eine solche Existenz den aus dem Zusammenhang der Erscheinung entspringenden Gesichtspunkt für Auffassung, Genuß und Behandlung des Einzelnen thatsächlich verliert. „Wer" — so heißt es in der zweiten Sammlung S. 212 — „sein sinnliches Leben zum Mittelpunkt machend, nur das Angenehme mit Wohlgefallen betrachtet und sich von allem Unangenehmen verwerfend wegwendet, nie kann der die Schönheit der natürlichen und der sittlichen Welt verstehen, die sich ja oft nicht anders äußern kann, als indem sie dem, was in ihm unmäßig ist, entgegenstrebt und es zurückhält; oder auch abgesehen hiervon, schon der, dem Alles gleichgültig ist, was nicht in unmittelbarer Beziehung auf seine Lust und sein Wohlbefinden steht, wodurch soll er bewogen werden, in dem leidenschaftlichen Trachten nach Befriedigung einmal still zu stehen, damit er des Herrlichen und Göttlichen in den größeren Verhältnissen der Welt inne werde? oder wenn er Zeiten, für ihn schon schlechte Zeiten, hat, wo seine Begierden ruhen und er Muße gewinnt, umherzuschauen, was kann er thun, als nur, daß er weiter, als sonst bei weniger Muße zu geschehen pflegt, den Einfluß aller Dinge auf seine Glückseligkeit berechnend verfolgt? wie kann ein solcher ihr eigenthümliches Maß und Dasein, ihre innere Zusammenstimmung, ihr Unterworfensein unter Eine Vernunft und Ein Gesetz, das sich unseren Blicken überall je länger je mehr offenbart, erkennen, da er ja dieses Gesetz in sich selbst noch nicht erkannt hat?"

Die letzte Consequenz dieser Auffassungsweise liegt darin, daß die Predigten den Gegensatz des Weltlichen und des Christlichen überhaupt verwerfen, das Christenthum umfaßt alle Regungen eines Gemüthes, welches sich Gott hingegeben hat. Es giebt in ihm keinen Unterschied frommer und irdisch-weltlicher Gefühle; die ganze Welt der schönen Gefühle ist in ihm enthalten.

Versucht nun Schleiermacher eine wissenschaftliche Zerlegung dieser Thatsache des christlichen Lebens, so muß sie von einer Auffassung der menschlichen Natur, von

einer begrifflichen Zerlegung der Einheit des Lebens in ihr geleitet sein. In der That geht in dem ersten Entwurf seiner Ethik, welche dieser Zeit angehört, die Construction der geschichtlichen Welt von der Anschauung des Menschen aus. Hier giebt es nun seiner Betrachtungsweise ihren Charakter, daß er das seelische Leben nicht aus einem Spiel der Vorstellungen ableitet: in dem Lebensgefühl, in seiner Erweiterung, in den geselligen Empfindungen, in dem Wechsel der Einwirkungen, in denen es einer Außenwelt gewiß wird, und der Rückwirkungen, welche es auf diese übt in seiner letzten Vertiefung und Erweiterung, in welchen es sich mit Allem Eins und in einem Unbedingten gegründet weiß, liegt für ihn der Mittelpunkt unseres Daseins. Kein Begriff, kein Satz, kein Denken dringt in die Tiefen des göttlichen Zusammenhangs der Welt, welche dem Gefühl des Kindes so gewiß ist als dem Gemüthsleben des Weisen, welches schließlich allen Begriffen desselben zu Grunde liegt. Und so ist es das Leben der Gefühle, welches jene erhöhte Existenz bildet, in der der Christ sich findet.

* *
*

Dies ist die Auffassung der Natur des religiösen, des christlichen Lebens, wie sie sich bis zum Jahre 1805 in Schleiermacher gebildet hatte und wie sie nun den Hintergrund bildet, aus welchem Schleiermacher's Weihnachtsfeier in ihrer künstlerischen Construction und nach ihrem strengeren Zusammenhang verständlich wird.

Ein Fest wählt er, an welchem das christliche Gefühlsleben in höheren Wogen geht, und er stellt das festlich gesteigerte Leben eines Kreises von Menschen dar. Hier kann auch der oben bei Gelegenheit Platon's erhobene Vorwurf einer Herabziehung des dialogischen Dramas von Platon zur dialogischen Novelle näher auf seine richtigen Grenzen zurückgebracht werden. Oder vielleicht steigert er sich noch aus einem Vorwurf, der die Form betrifft, zu einem, der den Inhalt angeht? Schleiermacher vermag sein Bild des religiösen, des christlichen Lebens nur hinzustellen in einer Darstellung der erhöhten religiösen Gefühle, wie sie in einem Kreise edler Menschen das gesammte Leben derselben zur Schönheit verklären. In verschiedenen Lebensstadien zeigt er den vom Christenthum vollendeten Menschen in den Gestalten dieses novellistischen Dialogs. Unbewußt, aber tief im christlichen Gefühl wurzelnden reinen Kindersinn in Sophien, dann in Carolinen — der Typus ist schon aus den Lucindenbriefen bekannt — heiter und harmlos sich ergehende Mädchenhaftigkeit, die darum so frei mit dem Leben und den Freunden spielt, weil auch sie die Welt noch nicht kennt. Dann an der Pforte der Lebenshöhe die beiden Verlobten, Ernst und Friederike, und auf dieser selbst die mit besonderer Liebe gezeichnete Idealgestalt Ernestinens, der Gattin und Mutter, sowie die blasser und unbestimmter heraustretende ihres Gatten Eduard. Während diese im Mittag des Lebens, in der Vollendung eines edlen menschlichen Daseins sich sonnen, steht Schleiermacher selber, nur mit wenigen Worten eingeführt, überschattet von dem Dunkel seines damaligen Schicksals ihnen gegenüber. Es waren damals wenige Wochen vorüber, seitdem er Eleonoren gänzlich verloren hatte. Der Schmerz hatte an ihm jenes Werk vollendet, das Goethe in seiner ersten Weimarer Epoche so ergreifend in seinen Briefen schildert, hatte ihn zurechtgehämmert und alle Schlacken ausgeschieden, hatte ihn zu der schönsten, reinsten Resignation geklärt. Und in keiner Stelle jener Lebensjahre ist diese rührender dargestellt als in den wenigen Worten, mit denen Joseph am Schlusse der Weihnachtsfeier hervortritt. Und so mag denn hier der Schluß derselben stehen.

„Der sprachlose Gegenstand verlangt oder erzeugt auch mir eine sprachlose Freude. Die meinige kann wie ein Kind nur lächeln und jauchzen. Alle Menschen sind mir heute Kinder, und sind mir eben deshalb nur um so lieber. Die ernsthaften Falten sind einmal ausgeglättet, die Zahlen und die Sorgen stehen ihnen einmal nicht an der Stirn geschrieben, das Auge glänzt und lebt einmal, und es ist eine Ahnung eines schönen und anmuthigen Daseins in ihnen. Auch ich selbst bin ganz ein Kind geworden zu meinem Glück. Wie ein Kind den kindischen Schmerz er-

stickt und die Seufzer zurückdrängt und die Thränen einsaugt, wenn ihm eine kindische Freude gemacht wird, so ist mir heute der lange, tiefe, unvergängliche Schmerz besänftigt wie noch nie. Ich fühle mich einheimisch und wie neugeboren in der besseren Welt, in welcher Schmerz und Klage keinen Sinn mehr haben und keinen Raum. Mit frohem Auge schaue ich auf Alles, auch auf das Tiefverwundende. Wie Christus kein Leben hatte als die Kirche, keine Kinder als seine Freunde, kein Haus als den Tempel und die Welt und doch das Herz voll himmlischer Liebe und Freude: so scheine auch ich mir geboren, eben danach zu trachten. So bin ich umhergegangen den ganzen Abend, überall mit der herzlichsten Theilnahme an allen Kleinigkeiten und Spielen, und habe Alles geliebt und angelacht. Es war ein langer liebkosender Kuß, den ich der Welt gab, und jetzt meine Freude mit euch sollte der letzte Druck der Lippe sein. Ihr wißt, wie ihr mir die Liebsten seid von Allen. Kommt denn, und das Kind vor allen Dingen mit, wenn es noch nicht schläft, und laßt mich eure Herrlichkeiten sehen und laßt uns heiter sein und etwas Frommes und Fröhliches singen."

Um so rührender ist der Eindruck dieser Gestalt, als sie sich abhebt gegen das Bild des vollendeten Familienlebens in dem Hause von Ernestine und Eduard; so empfand er den Gegensatz seiner Existenz, wenn er in das Haus von Reichardt auf Giebichenstein trat, oder tiefer noch, wenn er in Götemitz auf Rügen auf dem Gute und in dem Hause der geliebten Freundin Charlotte v. Kathen weilte. Erkennbar genug sind aus diesen Lebensverhältnissen mannigfache Züge eingewoben, aus dem Hause Reichardt's insbesondere, was sich auf Musik und Gesang bezieht.

Die Gestalt der kleinen Sophie hat als allzu künstlich schon damals gleich bei den ersten Lesern Bedenken erregt. Schleiermacher wollte die Entwickelung des religiösen Sinnes in einer Kindernatur schildern, wie sie sich im christlichen Hause von selber, ohne absichtliches Zuthun und daher in völliger Unbefangenheit, gestaltet. Nun ist fast jede Darstellung der Kindernatur in der Poesie bedenklich; sie ist Goethe in seiner naiven unmittelbaren Epoche im Götz gelungen, aber wie oft und wie vielen Dichtern mißlang sie, da die Versetzung in das von dem unserigen so abweichende Leben des Kindergemüthes an sich schon sehr schwer ist. Unlöslich aber möchte die Aufgabe sein, das religiöse Innenleben eines Kindes darzustellen, und so ist denn Sophie ganz gegen Schleiermacher's Absicht altklug und überbewußt in ihrem Auftreten. Auch sonst möchte die Zeichnung der Personen nach der Art jener Zeit allzu blaß, wie mit ganz zarten Farben ausgeführt erscheinen. Schleiermacher empfand das wohl selbst und erklärte es aus der übereilten Ausführung „Es hat doch," schrieb er am 10. Febr. 1806 an Reimer, „wirklich etwas einem Kunstwerk Aehnliches und könnte zu einer Art von Vollendung gebracht werden, wenigstens mir scheinen die Gestalten hierzu bestimmt genug zu sein." Er hoffte also auf eine neue Durcharbeitung; wünschte er doch einen Cyklus der christlichen Feste in solchen dialogischen Novellen zu verherrlichen.

Die festliche Freude dieser christlichen Geselligkeit bildet also nicht nur, wie es scheinen könnte, den Ausgangspunkt des Werkes, sondern in sie kehrt es zurück und ist in gewissem Sinne nichts als eine Darstellung derselben. Leise beginnt nun die Reflexion sich zu regen, in leichtem Gespräche zuerst, das alsdann unwillkürlich, wie unter solchen Menschen geschieht, in die Tiefe führt.

Die Composition des Ganzen, welche vielfach an das Gastmahl Platon's erinnert und eine bewußte Nachbildung platonischer Kunst ist, baut sich in drei von einander abgegrenzten Theilen auf.

Der erste Theil besteht in Wechselreden, die aus der festlichen Freude, den Geschenken, der Musik, der spielenden Frömmigkeit des Kindes entspringen, welche wie ein solches Gespräch zufällig zu entstehen und zu verstummen, anderen Platz zu machen scheinen, während sie in Wirklichkeit in der Art platonischer Kunst zu einem wohlberechneten Ganzen verwebt sind, welches das christliche Gefühlsleben dieses Tages zum Bewußtsein bringt und gegen falsche Richtungen, gegen Entartungen dieses Gefühlslebens abgrenzt. Schon hier macht sich als der

Hebel in der Bewegung der Gedanken, als die vorantreibende Negation in diesem dialektischen Proceß Leonhardt geltend, welcher als ein Vertreter der zersetzenden Verstandeskritik in diesem Kreise erscheint.

Als die unmittelbarste Darstellung des inneren religiösen Lebens wird in diesem Theile die Musik bezeichnet. In ihr hat die Welt der Gefühle, in der Schleiermacher das christliche Leben sieht, ihren unmittelbaren Ausdruck, und zwar hängt die religiöse Musik mit Schleiermacher's Grundansicht der Religion noch auf eine engere Weise zusammen. Wie sie in der ruhigen Vollendung eines harmonischen Zusammenhangs ihren Charakter hat, so ist für ihn schließlich der letzte Ausdruck für das religiöse Gefühl der Welt die Harmonie der religiösen Natur mit dem Weltganzen, der Einklang aller Gefühle in einer solchen Natur mit einander und mit den Anregungen und dem Charakter der Welt, die Harmonie der Vorstellungen und Begriffe mit dem Existirenden, der Handlungen mit dem Dasein, auf welches sie treffen. Ist ihm doch schließlich das höchste Zeichen der Wahrheit der christlichen Weltansicht diese Harmonie, in welche sie das Gemüth, das Denken und die Handlungsweise mit dem wirklichen Charakter der Welt versetzt. „Darum müssen beide fest an einander halten, Christenthum und Musik, weil beide einander verklären und erheben. Wie Jesus vom Chor der Engel empfangen ward, so begleiten wir ihn mit Tönen und Gesang bis zum großen Hallelujah der Himmelfahrt; und eine Musik wie Händel's Messias ist mir gleichsam eine compendiöse Verkündigung des gesammten Christenthums."

Die Wirklichkeit dieses erhöhten Lebens und die Bilder des Christenthums werden in diesen Gesprächen auf das mannigfachste in einander verschlungen. Die Hindeutungen in den Geschenken auf neues Leben und neue Wendungen im Schicksal der Freunde wird zusammengehalten mit dem Sinne des Weihnachtsfestes; vor Allem das Muttergefühl, die Andacht der Mutter zum Kinde, die Verehrung des Göttlichen in ihm erscheinen als ein Symbol nicht dessen zwar, was immer auf dieselbe Weise geschieht, aber dessen, was in der christlichen Welt immer wieder einem Vorbild gemäß sich gestaltet.

Ueber Alles aber erhebt sich in diesen Gesprächen das Bewußtsein des Grundgefühls, welches in dem religiösen Gemüthe mitten in dem Wechselspiel der Schicksale und einzelnen Gemüthszustände verharrt. Hier kommt die Stimmung der Monologe noch einmal als die religiöse Grundstimmung zum Ausdruck. „Das Einzelne, das Persönliche, es sei nun Zukunft oder Gegenwart, Freude oder Leid, kann einem Gemüthe, das sich in frommen Stimmungen bewegt, so wenig geben oder nehmen als etwa durchgehende Noten, die nur leichte Spuren hinterlassen, den Gang der Harmonie afficiren." Jedes Schicksal ist nur ein Stoff für diese Form des frommen Gemüths. Dieses Heroische der christlichen Gemüthsverfassung wird sehr schön mit den Gefahren der Zeit in Beziehung gebracht. „Ein großes Schicksal geht unschlüssig auf und ab in unserer Nähe mit Schritten, unter denen die Erde bebt, und wir wissen nicht, wie es uns mit ergreifen kann. Daß sich dann nur nicht das Wirkliche mit stolzer Uebermacht für eure demüthige Verachtung räche." In einer solchen Gemüthsverfassung ist dem Menschen das Höchste gegeben, „jeden Schmerz und jedes Gefühl für sich hinnehmen und nur rein und ganz haben wollen, bis zu der göttlichen Paradoxie, den Schmerz genießen zu können wie die Lust."

Diesem echten christlichen Leben gegenüber, das nur ein gesteigertes, vollendetes menschliches ist, werden mit scharfem Wort die religiösen Ausartungen der Zeit gezüchtigt, welche entstehen, indem das christliche Leben, das so ein rein inneres ist, sich in äußeren Formen absondern will. Es war die Zeit, in welcher der Katholicismus manches auch edle romantische Gemüth an sich zog. Dem gegenüber beruft er sich auf Goethe's Wort, daß auf jeder Person ein Makel hafte, die in irgend einem Sinn die Ehe aufgelöst oder ihre Religion geändert hat. Er findet, die Proselyten seien in der Regel solche, die, was sie vorher betrieben, Wissenschaft oder Kunst oder häusliches Leben, auf eine ganz äußerliche Art behandelten, die Beziehung auf das Höhere aber ganz übersahen; „geht ihnen nun diese irgend-

wie auf, so betragen sie sich in dieser neuen Welt auch wie die kleinen Kinder, sie greifen nach dem Glanz, sei es nun ein von außen her auf den Gegenstand geworfener und ihn vergrößernder oder der eines innerlichen Feuers, das mehr noch als durch seine eigene Flamme durch die Dunkelheit seiner Umgebungen lockt. Und so kann man auch sagen, daß in ihrer Buße immer etwas von der Sünde zurückbleibt, indem sie nämlich die Schuld ihrer vorigen Kälte und Verfinsterung auf die Kirche werfen wollen, der sie angehörten, als würde eben da das heilige Feuer nicht verwahrt, sondern nur ein kaltes Formelwesen getrieben mit leeren Worten und ausgeweideten, eingedorrten Gebräuchen." So wird denn auch ironisch genug von der „steifen Kirche, die uns Schlegel in seinen auch etwas steifen Stanzen geschildert hat", gesprochen.

Nicht minder scharf spricht er von der Entartung, die entstehe, wenn die Frömmigkeit, die ihrer Natur nach ein Innerliches sei und bleiben müsse, äußerlich hervortreten und eigenthümliche Verhältnisse im Leben bilden wolle: „so entsteht (S. 41) das Verhaßteste daraus, versteinernde Absonderung und geistlicher Stolz, das gerade Gegentheil von dem, was die Frömmigkeit eigentlich bewirken soll." Ihm dünkt sogar, daß die ganze Institution des geistlichen Standes von dieser Seite nur dann ohne Gefahr sein könne, wenn die Frömmigkeit, die man von seinen Mitgliedern verlange, überall verbreitet sei. Kurz ihm ist, auf Grund seiner Auffassung des Christenthums als der gesteigerten, geheiligten vollendeten Welt des menschlichen Gemüths, jeder Versuch einer scharfen und glaubensharten Absonderung eines äußerlich umgrenzten geistlichen Standes, der eine besondere Frömmigkeit aufrecht erhalten soll, oder eines Menschen, der in dem Aeußerlichen einer Kirche einen besonderen geistlichen Vorzug sucht, Vernichtung des rein innerlichen Charakters der wahren christlichen Frömmigkeit.

Stellen wie die eben herausgehobenen deuten darauf, daß seine Ansicht von der christlichen Gemeinschaft damals noch nicht unwesentlich von der sich unterschied, die er später in den nicht leichten Kämpfen um die Neugestaltung dieser Gemeinschaft sich allmälig bildete.

Schließlich mag man sich die Grundlage dieses Abschnittes durch jene Stellen der zweiten Auflage der Reden verdeutlichen, wie sie unmittelbar nach der Weihnachtsfeier niedergeschrieben sind, nach welchen jede Regung des menschlichen Herzens religiös, fromm sein kann und die Frömmigkeit die ganze menschliche Gemüthswelt in sich faßt.

Der zweite Theil des Werkes wird durch drei Erzählungen der Frauen gebildet.

Alle drei Erzählungen richten sich auf den Mittelpunkt des Festes: das göttliche Kind in den Armen der Maria. Schon vorher hatte Ernestine geäußert: „Mit diesem Sinne ist wieder jede Mutter eine Maria. Jede hat ein ewiges göttliches Kind und sucht andächtig darin die Bewegungen des göttlichen Geistes." Dieses Typische und Symbolische der heiligen Nacht wird nun in verschiedenen Bildern dargestellt, in denen der Romantik und ihrem symbolischen Cultus der Maria stärker gehuldigt wird, als später Schleiermacher wohl gebilligt haben würde. Wie aber auch diese Erzählungen aus dem oben dargelegten Zusammenhang entspringen und in ihn münden, zeigt, was Agnes über die zweite sagt. „Ich weiß mit Worten nicht zu beschreiben, wie tief und innig ich damals fühlte, daß jede heitere Freude Religion ist, daß Liebe, Lust und Andacht Töne aus Einer vollkommenen Harmonie sind, die auf jede Weise einander folgen und zusammenschlagen können."

Die dritte von ihnen und die schönste stellt ein Erlebniß seiner Freundin Charlotte von Kathen dar. „Sie waren," schreibt er ihr (Briefw. 2, 63), „gleich mit Ihrem kleinen Liebling so in die Idee des Ganzen eingewachsen, daß es unmöglich gewesen wäre, Sie nicht hineinzubringen." So habe er in derselben nur dargestellt, was er an ihrem schönen Gemüth erblickt habe. „Sie," meint er (2, 62), „mußten es gleich wissen, weil doch Niemand Ihre Leiden so erzählen konnte als ich. Daß H. Sie nun davon verleitet hat, thut nichts, wenn Sie sich nur erkannt haben, wie ich Sie sehe, und wenn es Ihnen nur recht ist,

einige Züge aus Ihrem Bilde dort aufbewahrt zu sehen.“ Und Frau von Kathen's Schwester Henriette, seine spätere Frau, schreibt ihm, mit besonderer Beziehung auf diese symbolischen Bilder der heiligen Nacht: „Wie könnte es eine Mutter unberührt lassen? Die herrliche Ernestine steht recht lebhaft vor mir, und ein solches Kind wie Sophie habe ich schon immer im Sinne gehabt.“ Auch sie habe in sich es erfahren, „daß Mutterliebe ein Sehnen und Lauschen ist, das Heilige in dem Kinde zu erblicken.“ Schleiermacher selber aber meinte von diesen drei Bildern (Briefw. 2, 50): „Von den Erzählungen sagt Steffens, daß sie ihn am meisten überrascht hätten, weil er noch nichts dergleichen von mir gekannt hätte. Auch sind es allerdings die ersten, und ich schöpfe etwas Hoffnung daraus, daß ich die Novellen, die ich im Sinne habe, wohl würde schreiben können, wenn ich daran käme.“ In dem Ton wie dem Gehalt derselben empfindet man die tiefe Wirkung, welche Novalis auf Schleiermacher geübt hat. Sie sind wie Variationen auf das Thema der berühmten Verse:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum zerweht
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe steht.

Auf die Erzählungen der Frauen folgen als dritter Theil des Werkes die Reden der Männer. An diesem Punkte wird auch erst die Stellung jener Erzählungen zu dem Ganzen deutlich. Es ist eine Dreizahl von Reden, welche der Dreizahl der Erzählungen entspricht. Wie sich dem weiblichen Gemüthe der Sinn der heiligen Nacht in jenen drei Bildern darstellt, so entspringt nun in den Betrachtungen der Männer der Versuch, diesen Sinn im Gedanken zu erfassen. „Die Mutterliebe“ — hatte Agnes gesagt (S. 59) — „ist das Ewige in uns, der Grundaccord unseres Wesens.“ In den Reden der drei Männer treten wir nun aus dem Bildlichen, Anschaulichen, Symbolischen der heiligen Nacht in die Betrachtung ihrer wesenhaften Bedeutung. Und in dieser Betrachtung erhebt sich das Werk zu der Untersuchung des Wesenhaften des Christenthums überhaupt.

* * *

Indem wir zu der Analyse dieser Reden übergehen, finden wir uns auch hier zu einigen allgemeinen Erörterungen genöthigt, welche den strengeren Zusammenhang der Gedanken Schleiermacher's zu ihrem Gegenstande haben, aus welchem heraus ihr Sinn leichter auch von dem sonst mit Schleiermacher Unbekannten erfaßt werden kann. Denn diese Erörterungen möchten anregen, das liebliche Werk selbst zur Hand zu nehmen.

Die innere Erfahrung, wie sie in den Zuständen des Gefühls am unmittelbarsten redet, aber auch in den Thatsachen des Wissens und des dasselbe begleitenden Ueberzeugungsgefühls, des Handelns und der in ihm wirkenden Gesinnung, sich ausspricht, enthält in sich ein Metaphysisches. Man hat neuerdings gesagt, daß eine Sittenlehre nicht ohne eine metaphysische Begründung gedacht werden könne; dies ist auch Schleiermacher's Ansicht, aber nur in dem wohlverstandenen Sinne, daß die Welt unserer inneren Erfahrungen in sich als Voraussetzung ihrer Denkbarkeit ein Metaphysisches enthält. Ist dies auch an sich das Erste, so ist und bleibt für uns doch das in unserem Bewußtsein Gegebene das Erste und Einzige.

Gerade in der Zeit der Weihnachtsfeier bezeichnet er in der zweiten Auflage der Reden als den Grundcharakter, den die innere Erfahrung in dem höher entwickelten Menschen aufzeigt: Harmonie. Er erinnert den alten Genossen Brinckmann gleich in den ersten Zeilen des Buches „an die Zeit, wo wir, losgespannt durch eigenen Muth aus dem gleichen Joche, freimüthig und von jedem Ansehen unbestochen die Wahrheit suchend, jene Harmonie mit der Welt in uns hervorzurufen anfingen, welche unser inneres Gefühl uns weissagend zum Ziel setzte und welche das Leben nach allen Seiten immer vollkommener ausdrücken soll. Derselbe innere Gesang, du weißt es, war es auch, der in diesen Reden, wie in man-

dem Anderen, was ich öffentlich gesprochen, sich mittheilen wollte; hier jedoch nicht so, wie in wahren Kunstwerken höherer Art auf eine ganz freie Weise." Unwillkürlich reiht man hier die Weihnachtsfeier an, in der, wie flüchtig und gering von Umfang diese Arbeit auch war, doch in der freien Weise des Kunstwerks eben dieses Grundgefühl sich ausspricht. Schleiermacher's Ansicht ist nicht, wie auch die Worte zeigen, daß in allen Individuen diese Harmonie mit der Welt existent sei; die Thatsache innerer Erfahrung, die er meint, ist vielmehr, daß eine Spur dieser religiösen Grundempfindung in jedem, auch dem am meisten verwahrlosten Menschen zu finden und daß die höhere Ausbildung des Individuums in der Richtung seiner religiösen Anlage es in diesen Zustand schönster Ruhe versetze, die in der Harmonie all' seiner Gefühle, seines Erkennens wie seines Handelns, mit der Welt gegründet ist. Die höheren Gefühle, Gedanken und Begriffe treffen überall auf eine Harmonie des Weltalls mit ihnen und in sich, welche ihre Realität auf das schönste bestätigt. So erfahren wir, daß es nicht Illusionen sind, welche den Inhalt unseres religiösen Lebens, das Ziel unseres sittlichen Strebens, die Aufgabe unseres Erkennens bilden, sondern daß der Zusammenhang des Weltganzen selber und die Gestaltung unseres höheren Lebens sich auf das schönste bestätigen.

Die innere Erfahrung also, welche Schleiermacher seiner Weltansicht in ihren verschiedenen Zweigen zu Grunde legt, reicht zwar mit ihren Wurzeln in alle psychologischen und geschichtlichen Thatsachen hinab, ihren Lebensmittelpunkt hat sie aber in dem höheren Dasein des Menschen. So ruht die Theorie des Erkennens bei Schleiermacher auf der inneren Erfahrung, daß der Mensch das Sein zu erkennen nicht ablassen kann; diese Thatsache läßt sich verfolgen auch bis in das niedere Leben, aber sie wird vollständig durchschaubar erst in der höheren Entwickelung. So wenigstens bestimmt dies Schleiermacher einige Jahre später.

Die Art, wie das höhere Leben sich durch die Harmonie mit der Welt in seiner Realität und Bedeutung bestätigt, kann nirgends besser gesehen werden als in dem sittlichen Vorgang. Die Verwirklichung der Ideen in der Gesellschaft erfüllt überall die handelnden Individuen mit jener Seligkeit, die aus dem freien sich Entfalten des Höheren in uns, aus dem Gelingen, das es begleitet, aus der Uebereinstimmung mit allem Guten und der Anlage der Natur selber sich bildet. Auch hier muß man die Predigten, muß insbesondere die Briefe aus den Jahren, in denen seine Ethik sich gestaltete, vergleichen, um das Fachwerk der Begriffe der ältesten Ethik lebendig zu machen.

In der Structur der Begriffsentwickelung, welche das Metaphysische in dieser inneren Erfahrung aufweist, hat Schleiermacher, seitdem er zuerst mit der begrifflichen Darlegung seiner Lebens- und Weltansicht begann, mannigfache Umwandlungen durchgemacht; dieses Metaphysische selber, wie es in der inneren Erfahrung erscheint, hat er seit dem Beginn seiner systematischen Epoche immer auf gleichförmige Weise bestimmt.

In den Gegensätzen, welche die Welt bilden, führt Alles zurück auf den letzten, tiefsten, daß in ihr das Thatsächliche, Dingliche von den Ideen, von der Vernunft durchdrungen ist und fortschreitend durchdrungen wird, daß also die Einheit dieser beiden im letzten Grunde vorausgesetzt werden muß. Was irgend unser Auge und unsere geistige Erfahrung in uns und außer uns erblickt, ist Belebtsein des Dinglichen von diesem Geistigen, ist Gegenwart des Ewigen und Unendlichen in dem Fluß der Zeit und der endlichen Erscheinung, ist Leben und Wirken des Geistes in der Dinglichkeit und Materialität.

Es bedarf nur des anschauenden Auges, dies zu erblicken. Der Leib, den der oberflächliche Blick als ein Unbelebtes und rein Dingliches betrachtet, ist schon Einheit des Geistigen mit diesem; unser geistiges Leben, wie wir es von dem körperlichen durch eine Abstraction sondern und daher glauben abgesondert vorstellen zu dürfen, ist bereits die Einheit des Geistigen mit diesem Dinglichen, ja gerade das Bewußtsein, welches wir als für das Geistige charakteristisch zu betrachten gewohnt sind, ist, wie es uns als Einzelbewußtsein gegeben und für uns eben schlechterdings nur als solches vorhanden

und vorstellbar ist, im Gegensatz zu dem, was außer ihm auf es wirkt — dieses Bewußtsein selber ist nur die That des Dinglichen, dessen Wirkungen in das Geistige hineinreichen, als mit welchem es überall in der wirklichen Welt vereinigt ist. Man hat oft Schleiermacher's Unsterblichkeitslehre dunkel und manchmal hat man sie absichtlich dunkel gefunden. Es existirt aus der Zeit der Weihnachtsfeier etwa eine Aeußerung, welche gewiß nicht mißverständlich ist und welche die klare Consequenz der eben entwickelten Gedanken ist. „Wenn man so den Greis auch in der trüberen Zeit des Lebens betrachtet, in dem Kreise von Geliebten, den er um sich gebildet hatte, so muß man sich gestehen, dies ist das sittlichste Bild des hohen Alters und des natürlichsten Sterbens. Wenn Gattin und Kinder dem Hinfälligen, dem die eigenen äußeren Organe versagen, die ihrigen bereitwillig leihen; wenn sie durch aneignende Anschauung in den Stand gesetzt sind, auch die Klarheit und Lebendigkeit des Gedankens zu ergänzen, welche das eigene innere Organ nicht mehr auszuprägen vermag: so sind in der That die Kräfte des Greises nicht verringert, sondern nur verlegt in diejenigen, die er selbst vorher gebildet hat, und dieses fast ohne den Körper in ihnen und durch sie Leben ist schon der Vorgenuß dieser Seite der Unsterblichkeit. Zieht sich dann der Geist auch immer mehr zurück aus dem Besonderen und Sinnlichen in das Allgemeine und die Ideen: so löst sich das Band des Inneren und Aeußeren von selbst, und der Tod ist nichts Anderes als ein fast selbstthätiges Hinausspringen aus der einer solchen Erhebung nicht mehr angemessenen Persönlichkeit." Das Geistige ist unvergänglich, aber auch es allein. In diesem Sinne erklärt Schleiermacher in einer Aufzeichnung (Denkmale S. 123): „daß man die Individualität nicht ohne Persönlichkeit haben kann, das ist der elegische Stoff der wahren Mystik."

In dieser metaphysischen Ordnung ist das Ideal des Erkennens als Anschauung gegründet, welche in allem Gegensätzlichen und Endlichen den Zusammenhang des Einen und Unendlichen sieht, wie in Spinoza's Metaphysik seine adäquate Erkenntniß gegründet ist. Die Weltauffassung von 1805 geht noch von dieser Anschauung aus, während später das metaphysische Princip immer mehr aus der Anschauung zurücktritt und zur Voraussetzung wird, welcher nur ein Gefühlszustand entspricht, während das Erkennen selbst in die Gegensätze des Wahrnehmens und Denkens gebannt ist.

In dieser metaphysischen Ordnung ist das große Princip der bildenden Ethik gegründet, welches Schleiermacher zuerst in seiner Kritik der Sittenlehre entwickelte und der Ethik von Kant und Fichte gegenüberstellte, und welches dann der leitende Gedanke des Aufbaues seiner eigenen Ethik wurde. Alle Regungen der menschlichen Brust, alle Beweggründe, welche die Menschennatur in sich faßt, alle Leidenschaften, von denen sie bewegt wird, enthalten das Geistige in sich, dessen Entwickelung im Dinglichen die Bedeutung des Weltprocesses ist; sie alle können also nicht als verwerflich betrachtet, können nicht als ein bloß Sinnliches dem Sittlichen gegenübergestellt werden, sondern von der sittlichen Idee, welche das Individuum ergreift, werden sie zur Schönheit verklärt, zu einem Bestandtheil des vollendet Menschlichen gestaltet. Zuerst in den Lucindenbriefen, noch sehr unvollkommen damals, hatte Schleiermacher dies sein großes Princip ausgesprochen, die Kritik der Sittenlehre enthält die formale Durchbildung desselben, die Ethik seine thatsächliche Durchführung durch alle Gebiete des sittlichen Lebens. Seine Schranke hätte dieser Gedanke gefunden, Schleiermacher hätte das Recht der Moral von Kant und Fichte erkannt und in den Zusammenhang seiner bildenden Ethik mit aufgenommen, hätte er auch hier, entsprechend der späteren Durchführung seiner Erkenntnißtheorie, die thatsächlichen Gegensätze in der Menschennatur und die dadurch bedingte reale, die Gesellschaft ausmachende Beschaffenheit des sittlichen Processes erkannt. Und in dieser selbigen metaphysischen Ordnung ist endlich das religiöse Gemüthsleben gegründet, in welchem unmittelbar die Gegenwart des Ewigen und Unendlichen in der Endlichkeit erfahren wird. Auch in Bezug auf die Erklärung der religiösen Thatsache findet eine Aenderung in Schleiermacher's Auffassung statt. Auch hier rückt das

Metaphysische aus der Anschauung, in der es zuerst besessen wurde, in das Gefühl zurück, in welchem es doch nur in einer viel unbestimmteren Weise vorhanden ist. In dieser Welt der höheren Gefühle, welche die Religion ausmachen, sind sie alle enthalten; es giebt kein Gefühl, keinen Gedanken, keinen Impuls irgend einer Art, der seinem Inhalte nach, so zu sagen seiner Stelle in der Verkettung des Thatsächlichen nach, ungeistig, unfromm sein müßte.

Dieses Metaphysische bildet nun aber ebenso den Hintergrund der christlichen Erfahrung und Lebensansicht, als es dem Leben überhaupt Inhalt und Bedeutung verleiht und sich demnach in der Philosophie als die in ihm enthaltene Wahrheit ausspricht. Die Frage nach dem Verhältniß der philosophischen und der christlichen Wahrheit kommt hier zur Entscheidung.

Die metaphysische Weltansicht und die christliche sind eins. Man beachte wohl: die christliche Weltansicht; der Punkt, an dem das Christenthum mehr als dies ist, unableitbar darum aus irgend einer Metaphysik ist, wird sich bald zeigen.

Nach der ältesten Fassung der Ethik Schleiermacher's ergänzen einander auf speculativem Gebiet zwei Zweige der Philosophie. Die Physik leitet aus der Natur den Menschen ab; die Ethik beginnt umgekehrt im Geistigen und in der Freiheit und begreift hieraus die Welt. Eine entsprechende Unterscheidung der Religionen nach ihrem metaphysischen Gehalt legt die Dogmatik zu Grunde (Einleitung § 9). Die einen Gestalten der Religion ordnen das Sittliche dem Natürlichen unter, die anderen umgekehrt das Natürliche dem Sittlichen. Die erste Gestalt bezeichnet Schleiermacher als die ästhetische Frömmigkeit; hier wird jeder Moment der Selbstthätigkeit der Persönlichkeit nur als ein Bestimmtsein derselben durch das gesammte endliche Sein aufgefaßt; jeder Thätigkeitszustand derselben wird nur als ein Product der vom höchsten Wesen angeordneten Einwirkung aller Dinge auf die Persönlichkeit angesehen; er erscheint so als Schönheit oder Häßlichkeit, welche dem Einzelleben zugetheilt sind, in jedem Fall als sein Schicksal aus dem Zusammenhang der Natur. Anders die andere Gestalt des religiösen Lebens, welche Schleiermacher als die teleologische Frömmigkeit bezeichnet. Selbst alle Leidensverhältnisse des Menschen zur Welt erscheinen hier nur als Mittel, um die Gesammtheit seiner thätigen Zustände hervorzurufen; in allen religiösen Zuständen herrscht als Grundtypus die Beziehung auf die sittliche Aufgabe, auf die Forderung des Reiches Gottes, auf die sich entfaltende Herrschaft des Geistigen über das Natürliche. Dies ist der Grundcharakter des Christenthums, welches also teleologische Religion ist. — Mit diesem seinem Grundcharakter hängt dann aber auch zusammen (§ 63), daß in ihm die Freiheit die Prämisse für die ganze Auffassung des sittlichen Lebens ist. Wie nun, indem die innere Erfahrung hinzutritt, der Gegensatz entspringt, der den Mittelpunkt der christlichen Dogmatik bildet, mag für die spätere Zeit ununtersucht bleiben: hier aber wenden wir uns zu der Gestaltung dieser Begriffe in der Weihnachtsfeier.

* *
*

Das Bedeutende der Darstellung und Begründung des Christenthums in den drei Reden der Weihnachtsfeier ist, daß in ihnen der Zusammenhang der metaphysischen Weltansicht Schleiermacher's mit seiner Auffassung des Christenthums noch viel sichtlicher zu Tage liegt, ja noch viel enger geknüpft ist als später. Schleiermacher befand sich zu jeder Zeit seines Nachdenkens hierüber im Gegensatz zu der speculativen Construction des Christenthums; er tadelte schon Schelling's Versuche in dieser Richtung, und die darauf folgenden von Hegel erfüllten ihn mit der tiefsten Abneigung. Es ist die Thatsächlichkeit, die geschichtliche Realität, welche er diesen Versuchen, im reinen Begriff das Christenthum darzustellen, gegenüberstellt. So findet er in Schelling's „Speculativer Ansicht von Christo" „die hohe Willkür verwischt, welche von dieser Seite doch der Schlüssel des Christenthums sein möchte" (Briefw. 4, 586). Innerhalb gewisser Grenzen ist seine eigene Auffassung des Christenthums in dieser Epoche Speculation, und man erkennt von hier aus auch deutlicher das Hineinreichen des

Speculativen in die Auffassung des Christenthums, welche die spätere Zeit der Dogmatik darbietet.

Drei Reden enthalten aufsteigend das Wesen des Christenthums, die Bedeutung Christi. Versetzen wir uns gleich auf den speculativen Höhepunkt, indem wir die Gedanken der dritten entwickeln.

Die Grundidee des Christenthums ist keine andere als die des Menschen an sich. Man sieht, es ist ein platonischer Begriff, der hier eingeführt wird, und es sind weiter platonische Begriffe, welche zur Fortführung dieser Speculation benutzt werden. Christus ist, könnte man sagen, die platonische Idee des Menschen; in demselben Gedankenkreise wurzelt auch seine Bezeichnung als eines Urbildes.

Diese Grundidee des Menschen ist nicht ein Erscheinen des geistigen Princips, welches sich im Weltganzen entfaltet, in seiner reinen Wesenheit. Eine solche Ansicht würde wohl Schleiermacher als eine Ueberhebung erscheinen. „Ist es nicht anmaßend," schrieb er schon früher einmal in sein Tagebuch (Denkmale S. 140), „daß der Mensch glaubt, auch nur als eine Modification mit Gott unmittelbar zusammenzufallen? Er ist wohl eine Modification des Erdgeistes, und wir sollten unsere absoluten Triebe und Schranken aus den Verhältnissen der Erde zu verstehen suchen." So erklärt er nun auch hier (S. 139): „Was ist der Mensch an sich anders als der Erdgeist selbst, das Erkennen der Erde in seinem ewigen Sein und in seinem immer wechselnden Werden." So ist in der Idee des Menschen der „Geist nach Art und Weise unserer Erde" entfaltet. Und so finden wir also in dem Geiste im Grunde der Dinge, der mit der Realität eins ist, die Gestaltung des Erdganzen angelegt, in welchem als sein eigenthümliches Erkennen, als das eigenthümlich Geistige in ihm der Mensch an sich gesetzt ist; der Gedanke einer individualen Gliederung des Geistigen im Grunde der Dinge läßt hier bereits die Idee des Menschen an sich als ein Individuelles erscheinen.

Den Ideen als den Urbildern, die im Aether des reinen Seins wohnen, setzt Platon ihre Abbildung in der Welt der Gegensätze und des Werdens gegenüber. Für ihn also giebt es kein geschichtliches Erscheinen eines Urbildes. Schleiermacher unterscheidet, ihm folgend, auch das ewige Sein und das immer wechselnde Werden; aber für ihn ist das Sein in dem Werden selber, diese beiden sind nicht außer einander; so erscheint ihm der „Geist, wie er sich auf diesem Weltkörper offenbaren kann", in dem geschichtlichen Proceß der Menschheit, indem in ihm die Menschheit zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt und das Bewußtsein ihrer selbst dann dauernd an der Anschauung desselben hat.

Daß so der Mensch an sich nicht in der Region der reinen Idee wohnt, sondern mitten im Flusse der Geschichte erscheint, daß in ihm das höhere Selbstbewußtsein der Menschheit von sich selber anhebt, dies wird so von Schleiermacher zu begründen versucht: der einzelne Mensch findet sich in der Gegensätzlichkeit des Werdens, in der Zwietracht und Verwirrung desselben. Inmitten dieses Processes muß die Idee der Menschheit, ob sie gleich ewige Realität ist, doch werden, und sie wird in der Gemeinschaft der Menschheit, in welche aufgenommen erst der Einzelne sein abgesondertes Dasein verliert und es andererseits doch wiederfindet, indem er nun in sich Geist und Bewußtsein der Menschheit trägt. „Diese Gemeinschaft, durch welche so der Mensch an sich dargestellt oder wiederhergestellt wird, ist die Kirche"; sie verhält sich zu allem anderen Menschlichen um sie her, wie das Selbstbewußtsein der Menschheit in dem Einzelnen zur Bewußtlosigkeit. Als der Anfangspunkt der Kirche aber muß ein einzelner gesetzt werden, welcher das Selbsterkennen unabhängig in sich trägt; „in Christo sehen wir also den Geist nach Art und Weise unserer Erde zum Selbstbewußtsein in dem Einzelnen sich ursprünglich gestalten."

Wir bewegen uns hier offenbar in einem Cirkel. Wenn (nach S. 139) der Einzelne, in die Gegensätze des Werdens gestellt, nicht die reine Idee der Menschheit in sich darzustellen vermag, so kann er dies so wenig als am Anfang in irgend einem weiteren Punkte des geschichtlichen Verlaufs. Werden und Sein berühren sich so wenig je irgendwo wirklich als Himmel und Erde; es ist ein göttlicher Schein, sie in einander fließend zu erblicken. Sie sind so wenig eins als

Tag und Nacht. Kurz, diese platonischen Begriffe vermögen nicht speculativ die Thatsache der Erscheinung Christi zu begründen.

Doch wie dem auch sei: an diesem Punkte vollendet sich erst die erhabene Weltansicht, welche die Weihnachtsfeier ausspricht; die metaphysische Ueberzeugung, wie sie oben entwickelt worden ist aus Schleiermacher's Untersuchungen, gelangt hier dazu, in der Erscheinung Christi ihre letzte Vollendung zu erblicken. So ist also das Christenthum nicht eine Lebens- und Weltansicht, welche der höheren menschlichen irgendwie gegenüberstände, Weltliches und Christliches sind nicht zwei gesonderte Gebiete unseres Daseins, jene fortschreitende Arbeit des Geistes, welcher die Natur zu durchdringen und zu verklären strebt, die Gestaltung jenes höheren Lebens der Menschheit, die der Gegenstand der Ethik ist, sind gar nichts Anderes als die Verwirklichung jener Idee der Menschheit an sich, welche den Inhalt des Christenthums ausmacht. Die Kirche ist nichts Anderes als die Gemeinschaft der Menschheit, welche in sich die Idee und Aufgabe der Menschheit vermöge des sittlichen Processes realisirt. Das Christenthum ist nichts Anderes als das höhere Selbstbewußtsein der Menschheit vor ihr selber und ihrer Aufgabe. „Darum kann Niemand wahrhaft und lebendig die Wissenschaft in sich haben, der nicht selbst in der Kirche wäre, sondern ein solcher kann die Kirche nur äußerlich verleugnen, nicht innerlich. Wohl aber können in der Kirche sein, die nicht die Wissenschaft in sich haben; denn sie können jenes höhere Selbstbewußtsein in der Empfindung besitzen, wenn auch nicht in der Anschauung." Das heißt: das höhere Selbstbewußtsein der Menschheit ist in der christlichen Erfahrung als Empfindung vorhanden, in der Wissenschaft als Anschauung; es ist sonach in dem christlichen Bewußtsein und in der Wissenschaft inhaltlich dasselbe, nur in der Form, in welcher es besessen wird, unterschieden. Die Speculation und das Christenthum haben denselben Gehalt, nur in verschiedener Form, denselben Kern, nur in verschiedener Schale. Und dieser Kern ist das Urbild des Menschen, das Ideal der Menschheit. Der Humanismus findet sich in dieser Weltansicht eins mit dem Christenthum, und so ist das erhöhte, vollendete menschliche Leben, welches das kleine Werk darstellt, das christliche zugleich.

Die speculative Construction dieses Zusammenhangs hat Schleiermacher fallen lassen; ja er hat eine jede Construction dieser Art später ausdrücklich und principiell verworfen. „Es ist wohl für sich klar," sagt die Dogmatik (§ 14, Nr. 2. 3), „und nicht nöthig, sich deshalb auf die vielen immer vergeblich angestellten Versuche zu berufen" (auch der von ihm angestellte in der Weihnachtsfeier ist darunter), „daß es nicht möglich ist, die Nothwendigkeit der Erlösung Jemandem anzudemonstriren; sondern wer sich durch sich selbst beruhigen kann, der wird auch immer ein Mittel finden, auszuweichen. Und ebenso wenig kann demonstrirt werden, daß Christus der Einzige ist, der die Erlösung bewirken kann: — — ja auch nicht einmal im Allgemeinen, daß eine solche Erlösung kommen müsse, kann bewiesen werden, wenn auch eine gemeinsame Erkenntniß davon, wie die Menschen sind nicht nur, sondern auch wie Gott ist, gegeben wäre; sondern jede Sophistik hätte den freiesten Spielraum, Entgegengesetztes zu folgern aus denselben Angaben, je nachdem die Absicht Gottes mit den Menschen so gedacht wird oder so."

Jedoch ward nun auch die speculative Construction selber fallen gelassen, zerriß das allzu schwache Band, das seine Metaphysik mit seiner Christologie verknüpfte: der inhaltliche Zusammenhang beider blieb bestehen; seine metaphysische Ethik und der urbildliche Christus sind in derselben Anschauung befaßt. Ja auch der Zusammenhang der Construction Christi in seinen zwei Gliedern, wie ihn die Weihnachtsfeier enthält, bleibt in der Dogmatik erhalten und wird nur aus dem rein Ethischen und Menschlichen in der Richtung der specifisch christlichen Erfahrung umgebildet. Wenn nach der Weihnachtsfeier sich der Vorgang der Erlösung und christlichen Vollendung so vollzieht, daß die Idee der Menschheit in dem Einzelnen zunächst als der Gedanke eines gemeinschaftlichen Thuns und Lebens wird, daß demgemäß „der Einzelne die Menschheit als eine lebendige Gemeinschaft der Einzelnen anschaut und erbaut, ihren Geist

und Bewußtsein in sich trägt und in ihr das abgesonderte Dasein verliert und wiederfindet", wenn die Kirche hier nichts Anderes als diese Gemeinschaft ist, in welcher das höhere Selbstbewußtsein der Menschheit lebt, und wenn durch dieses Leben in ihr der Einzelne erst das höhere Leben und den Frieden Gottes in sich empfängt (S. 141): so entspricht dem völlig der Zusammenhang der Dogmatik, nach welchem in dem neuen göttlich gewirkten Gesammtleben der Kirche, in der Theilnahme an ihr der einzelne Christ die Beseligung begründet weiß, in die er eintritt (Dogm. § 87). Hier sieht man mit Augen, wie Schleiermacher's tiefe Anschauung der sittlichen Geselligkeit, das Erblicken der Menschheit in dem Anderen, das Nachbilden seines Wesens, die gemeinsame Verwirklichung der Idee der Menschheit sich unmittelbar umgestaltet hat in sein epochemachendes Erfassen der Bedeutung kirchlicher Gemeinschaft, wie denn diese tiefe, zuerst von ihm in den Monologen entwickelte Anschauung der sittlichen Geselligkeit der Herrenhutischen religiösen Geselligkeit nicht am wenigsten jene innige Tiefe und Zartheit verdankt, welche sie so charakteristisch von den verwandten gesellig-sittlichen Stimmungen der Epoche unterscheidet. — Und wenn von dieser Idee der Kirche aus erst ihr Anfangspunkt, Christus, in seinem Wesen construirt wird (Weihnachtsf. 142): so löst auch die Dogmatik die Aufgabe, „zu zeigen, wie ursprünglich auch jetzt noch die Ueberzeugung entstehen konnte, daß Jesus eine unsündliche Vollkommenheit habe, und daß in der durch ihn gestifteten Gemeinschaft eine Mittheilung derselben sei" durch den Rückschluß von dem Leben in der Kirche Christi auf den durch dessen Beschaffenheit geforderten Anfangspunkt. „In allen (auch in der Kirche stattfindenden) Verwirrungen ist doch eine von jener Vollkommenheit ausgehende Richtung gesetzt, die zwar in jeder Erscheinung, ja immer auch noch in der Aufstellung der Begriffe des Wahren und Guten mehr oder minder jenem Nichtsein anheimfällt, als Innerstes aber oder als Impuls ihrem Ursprung angemessen ist und sich eben deshalb trotz aller Reactionen auch in der Erscheinung immer mehr hervorarbeiten wird. Und dieser ganz innerlich betrachtet auch vollkommen reine Impuls des geschichtlichen Lebens ist ebenso wie das erste Element eine wahre und wirkliche Mittheilung der Vollkommenheit Christi" (Dogmat. § 88). Doch erscheint auch diese Gedankenfolge in der Dogmatik ausdrücklich nicht als Beweis, welcher für die Thatsachen des Christenthums überhaupt mit vollem Rechte gänzlich abgelehnt wird, sondern nur als „Entwickelung der Entstehungsweise des Glaubens"; und zu diesem Zusammenhang tritt, „daß der Einzelne auch jetzt noch aus dem Bilde Christi, welches als eine Gesammtthat und ein Gesammtbesitz in der Gemeinde besteht, den Eindruck der unsündlichen Vollkommenheit Jesu erhält." Endlich ist auch hier in dieser dritten Rede bereits Schleiermacher's Vorliebe für das Johannesevangelium ausgesprochen: im Gegensatz zu „den mehr äußerlichen Lebensbeschreibern Christi" preist er ihn als „den Mystischen unter den Vieren, bei dem gar wenig von einzelnen Begebenheiten vorkommt, ja auch kein Weihnachten äußerlich, in dessen Gemüth aber eine ewige kindliche Weihnachtsfreude herrscht"; in ihm findet Schleiermacher seine speculative Christologie wieder.

Setzen wir nun zu diesem Höhepunkte des Werkes in der dritten Rede die beiden anderen in Beziehung, um den Aufbau dieser Darlegung des Wesens des Christenthums einzusehen. Schleiermacher selber empfand, als er das Werkchen wieder durchlas (Briefw. 2, 50. 17. Jan. 1806), den freilich sehr auffallenden Fehler im Aufbau; „es ist mir vorgekommen, als ob die zweite nicht eigenthümlich genug heraus träte, sondern sich zu sehr in die dritte hinein verlöre, was meine Absicht gar nicht war. Aber ich weiß wohl, daß ich, als ich sie schrieb, gerade am übelsten gestimmt war. Ueberhaupt muß man doch viel darauf rechnen, daß von dem ersten Gedanken bis zu dem letzten Buchstaben nur drei Wochen verflossen sind, während deren ich doch auch immer mit meinen Collegien zu schaffen hatte." Der Fehler liegt offenbar darin, daß die zweite Rede die Argumentation der dritten in den drei Sätzen, von „Das Leben und die Freude der ursprünglichen Natur" ab, enthält und in den ihr eigenen Gedankengang

verwebt: so sondert sich von dem speculativen Standpunkt der dritten Rede der Standpunkt der religiösen Erfahrung in der zweiten nicht klar genug.

Denn so kann doch nur der Aufbau gemeint sein. In Leonhardt spricht die historische Kritik, welche ausschließlich mit dem Werkzeug des zerlegenden und prüfenden Verstandes an die Trümmer der Ueberlieferung vom ältesten Christenthum herantritt. In Ernst läßt sich die christliche Erfahrung vernehmen, welche das dürftige, ja beinahe ganz negative Ergebniß der ersteren ergänzt, indem sie das neue Leben der Christenheit auf einen Anfangspunkt zurückzuführen sich gezwungen findet, welcher es zu erklären im Stande ist und somit die verwischten Züge der Tradition durch das bis in die Gegenwart lebendig Fortwirkende ergänzt. In Ernst erhebt sich die Speculation, welche aus den metaphysischen Principien der Welt das Erscheinen des Urbildes der Menschheit in der Mitte der Geschichte ableitet.

Man würde sehr irren, wenn man in der Rede Leonhardt's nur einen Gegenstand für die Polemik der beiden anderen Sprecher erblicken wollte, wenn man glaubte, daß Schleiermacher hier zunächst die Gegner des Christenthums zu Worte kommen ließe, um sie alsdann zu widerlegen. Das kleine Werk ist voll von ausgesuchten platonischen Manieren, und zu diesen gehört auch, daß Ernst es mit verschiedenen Gründen spielend ablehnt, Leonhardt zu widerlegen, und sich scherzend nur eine kleine Verbesserung in der Auffassung des Freundes zuschreibt, daß aber damit sehr ernstlich von dem Platoniker eine Widerlegung Leonhardt's ausgeschlossen ist. In der That würde hiermit auch schlecht stimmen, daß die Rede Leonhardt's keineswegs eine Wiederholung vorhandener, negativer Ansichten über den Ursprung des Christenthums ist, vielmehr enthält sie eine sehr geistvolle Ansicht über den Ursprung christlicher Sagen, welche auch in der späteren Evangelienkritik Schleiermacher's einflußreich geblieben ist, und sie enthält eine sehr beachtenswerthe dialektische Darstellung der Widersprüche einiger Hauptbestandtheile der evangelischen Geschichte. Nur die schrankenlose und durch keine höhere historische Betrachtung ergänzte Durchführung eines an sich richtigen kritischen Verfahrens ist es, was der Verfasser der Weihnachtsfeier bekämpft und in den folgenden Reden verbessert. Sowohl die Einführung des Mythos zur Erklärung der Hauptbestandtheile der evangelischen Geschichte als die dialektische Methode der Auflösung des thatsächlich Ueberlieferten machen Leonhardt zu einem Vorgänger von Strauß, welcher das Wichtigste in dessen Verfahren anticipirt.

Die inhaltliche Erklärungsweise freilich ist eine andere. Schleiermacher geht wie Strauß von dem christlichen Gemeindeleben als dem Herd des Mythos aus. Noch in der Dogmatik spricht er von „dem Bilde Christi, welches als eine Gesammtthat und als ein Gesammtbesitz in der Gemeinde besteht". Jedoch denkt er sich die Wirksamkeit des mythenbildenden Vermögens in der Gemeinde mit dem Cultus und den Festen derselben, mit ihren Gesängen verbunden. Er versetzt sich in die Zustände der Gemeinde, welche die Paulinischen Briefe schildern, und benutzt diese wichtigste Urkunde christlicher Vergangenheit, um historisch festzustellen, daß in der Verkündigung des Todes und der Auferstehung Christi die Predigt des Christenthums damals ihren Mittelpunkt hat; demgemäß tritt ihm die Geschichte von der Geburt und dem Leben Christi ganz in den Schatten, und er findet ähnlich wie später Baur, daß das von Christus Ueberlieferte ihn Johannes dem Täufer näher rücke als dem Apostel Paulus.

Die Thatsache der christlichen Erfahrung ergänzt in der Rede von Ernst diesen Standpunkt des bloßen historischen Verstandes. „Mögen die historischen Spuren seines Lebens, wenn man die Sache in einem niedrigeren Sinne kritisch betrachtet, so unzureichend sein: das Fest hängt nicht daran, sondern wie an der Nothwendigkeit eines Erlösers, so an der Erfahrung eines gesteigerten Daseins, welches auf keinen anderen Anfang als diesen zurückzuführen ist. Noch weniger Spuren findest du oft von dem Faden, an welchem man eine Krystallisation hat anschließen lassen, aber auch die kleinste reicht hin, um dir zu beweisen, daß er da war. So ist es auch wirklich Christus gewesen, dessen Anziehungskräften diese neue Welt ihre

Gestaltung verdankt, und wer, wie du doch auch geneigt bist, das Christenthum für eine kräftige Gegenwart anerkennt, für die große Form des neuen Lebens, der heiligt dieses Fest, nicht wie man das Unverstandene nicht zu verletzen wagt, sondern indem er es vollkommen versteht, auch alles Einzelne darin, die Geschenke und die Kinder, die Nacht und das Licht."

In dieser Rede stellt sich am reinsten jene Reflexion über die christliche Erfahrung dar, welche von da ab der Mittelpunkt der neuen Auffassung und Begründung des Christenthums durch Schleiermacher wurde; dann versinkt all diese Reflexion zum Schluß in dem Genuß des erhöhten religiösen Lebens selber. Es ist beinahe, wie wenn ein buntes Feuerwerk erlischt, das in immer gesteigerten Lichtwirkungen prangte, und nun der ruhige Glanz des gestirnten Himmels allein zurückbleibt und den Beschauer umgiebt. So wirken die letzten Worte Joseph's, in denen Schleiermacher die reine Gewalt einer von dem Christenthum getragenen Gemüthsverfassung vergegenwärtigt, in welcher die Resignation ganz anders als die eines Spinoza oder Goethe den Menschen zum lauteren Gefäß eines Lebens für die Gemeinschaft macht. Es ist der Sieg des Geistes inmitten der Gegensätze der natürlichen Ordnung der Dinge, welcher der Inhalt seiner ganzen Ethik ist und in dem hier das Individuum sich über sein Selbst und seinen Schmerz erhebt und sich nur noch als Träger dieses großen Principes weiß, welches das Göttliche in aller Arbeit der Geschichte ist.

So steht dieser platonische Dialog als ein merkwürdiges Denkmal, ich möchte sagen der Jugendgeschichte der christlichen Theologie Schleiermacher's da. Er ist beseelt von jenem edelsten Humanismus, der eben in jenen Jahren in Deutschland seine Vollendung feierte. Die speculativen und religiösen Bewegungen stehen in einem geheimnißvollen Zusammenhang mit den socialen und sittlichen Bedürfnissen einer Zeit und einer Nation. Deutschland glich damals einem stillen Binnenwasser. Auch die heftigsten Bewegungen der Gefühle und der Ideen, welche es erfuhr, kommen uns heute wie lauter Frieden vor. Kein Antheil fand statt an dem, was in der europäischen Welt von Bewegungen des Gedankens und der politischen Affecte geschah und was im Stande gewesen wäre, eine gewaltsame Veränderung in seinen Wünschen oder seinen Vorstellungen hervorzurufen; aber es war die Zeit dicht vor dem Sturm. Nun sind die Dämme niedergerissen und wir fahren auf hoher See; wir sind ein Theil in der Gedankenbewegung Europa's, wir sind ein Glied in seiner socialen Bewegung. Jetzt verstehen wir doch noch anders, was damals geschah, als inmitten der furchtbaren Katastrophen einer untergehenden Cultur das Christenthum sich erhob. Nun stellen wir doch ganz neue Forderungen an die leitenden Ideen und Gefühle, welche dem Sturm gewachsen wären, der uns umbraust. Möchte das Christenthum bald einen Ausleger finden, welcher unserer Zeit das sein könnte, was Schleiermacher der seinigen war.



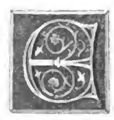


Alfred de Musset.

Eine biographische Skizze

von

Leopold Katscher.



Es giebt einzelne Künstler, deren Lebensgeschichte fast ein ebenso hohes Interesse darbietet wie ihr Schaffen, ihre Werke. Besonders reich an solchen Gestalten ist Frankreich. Man braucht nur an George Sand, an Chopin, an Alfred de Musset zu denken. Bei Letzterem tritt noch der Umstand hinzu, daß seine Schriften mit seinem Leben in wahlverwandtschaftlichen Beziehungen stehen. Sein Leben war wüst und verloren, eine Kette von Weltschmerz und Verzweiflung; dafür ist er auch, wie Honegger irgendwo bemerkt hat, „das Talent der Verzweiflung“ oder, wie ihn Gottschall nennt, „der Dichter der wüsten und verlorenen Seelen“. Daß die Klänge, die er für den Ausdruck solcher Stimmungen gefunden, wunderbar sind, müssen selbst Jene zugeben, die ihn als literarische Erscheinung im Ganzen verurtheilen. Er ist für die Franzosen, was Byron für die Engländer, Heine für die Deutschen, Leopardi für die Italiener ist. Er gleicht allen Dreien, besitzt aber dabei viele Eigenschaften, die ihn — oder eigentlich seinen dichterischen Genius — von ihnen sehr unterscheiden.

Gegenwärtig von dem seit zwei Decennien todten Poeten zu sprechen, werden wir durch drei größere Arbeiten veranlaßt, die im Laufe der letzten Jahre über ihn erschienen sind: zwei Bücher von Paul Lindau und Paul de Musset und ein umfangreicher Essai von Rudolf Gottschall. An der Hand dieser Schriften wollen wir unseren Lesern ein kurzes, gedrängtes Bild von dem Leben und Wirken des berühmten „jungen Greises“ zu geben versuchen.

Alfred, geb. am 11. November 1810 zu Paris, war der Bruder des vortheilhaft bekannten Schriftstellers Paul de Musset und der Sohn eines ebenfalls mit literarischen Neigungen ausgestatteten wohlhabenden Beamten. Paul, der sich von jeher durch eine außerordentliche Pietät und Liebe für ihn ausgezeichnet, hatte das Licht der Welt um sechs Jahre früher erblickt als Alfred. Dieser zeigte sich als frühreifes Kind und eignete sich die Fehler, die eine vorzeitige Geistesentwickelung im Gefolge zu haben pflegt, bald an. Eine nervöse Ungeduld und die Sucht, zu glänzen, machten sich bei ihm schon geltend, als er erst drei Jahre zählte. Einmal erhielt er neue Schuhe von rother Farbe, und sie riefen sein Entzücken hervor; während des Ankleidens konnte er es kaum erwarten, die schönen Schuhe spazieren zu führen. Während des Kämmens zitterte er vor Ungeduld und sagte endlich verdrießlich: „Beeile dich doch, Mama, sonst werden meine neuen Schuhe unterdessen alt.“ Man verhätschelte den altklugen Knaben und gestattete ihm, ein Hausdespot zu sein. Eine sehr komische

Geschichte — die Paul de Musset in seinem Buche unseres Wissens zum ersten Mal erzählt — passirte, als Alfred im Alter von vier Jahren stand. Er verliebte sich nämlich in eine seiner Cousinen und — warb um ihre Hand! Sie durfte erst wieder abreisen, nachdem sie ihm feierlich versprochen hatte, die Seine zu werden, sobald er das erforderliche Alter erreichen werde. Er hielt sich für ihren Gatten, und als die Cousine sich nach einiger Zeit verheirathete, gab man sich zu Hause alle Mühe, dem „Verlobten" gegenüber das Geheimniß zu wahren. Er erfuhr es dennoch, denn ein Verwandter erwähnte die Sache einmal aus Vergeßlichkeit; da fuhr der „Verlobte" auf und verlangte Aufklärung. Er war so verzogen, daß man allerlei Ausreden und Dementis gebrauchte und es erst nach mehreren Jahren wagte, ihm die Wahrheit zu sagen. Selbst dann wüthete er ob der Treulosigkeit seiner Base und ließ sich nur durch die Versicherung beruhigen, dieselbe „liebe ihn wie eine Schwester"; dann bemerkte er herablassend: „Gut denn, ich will mich damit zufrieden geben." Bezeichnend für die verkehrte Erziehung, die man ihm zu Theil werden ließ, ist eine große Anzahl von Anekdoten, die sowohl Lindau wie Paul de Musset mittheilen und aus der wir eine einzige herausgreifen wollen. Nach einem Sommeraufenthalt auf dem Lande kehrten die Brüder nach Paris zurück. Infolge Mangels an Luft und Bewegung verfiel Alfred zuweilen in Raserei. Eines Tages zerbrach er einen Wandspiegel, zerschnitt neue Vorhänge und beklebte eine Karte von Europa mit Oblaten, ohne bestraft zu werden; er versprach nicht etwa Besserung, sondern „zeigte sich über die Unfälle bestürzt". Das genügte, um ihn vor jeder Züchtigung zu bewahren. Er ließ sich nicht gern etwas sagen, und sein Bruder bedurfte gewisser Kunstgriffe, um ihm eine Lehre zu geben; etwa so: „Der Spiegel ist zertrümmert, denken wir nicht daran; versuche wenigstens, die Vorhänge nicht zu zerschneiden und das Mittelmeer nicht zu verkleben."

Der bildhübsche, blonde Knabe besuchte das Collége Henri IV., das er mit siebzehn Jahren nach Ablegung einer vorzüglich bestandenen Abiturientenprüfung verließ. Schon damals lastete etwas wie ein „aschgrauer Horizont" auf ihm, der mittlerweile zum Jüngling herangewachsen war. Wie frühreif er war, beweisen folgende Zeilen aus einem Brief, den er — man merke wohl: der Siebzehnjährige — an seinen Schulcollegen Paul Foucher, den Schwager Victor Hugo's, richtete: „Ich bin traurig und langweile mich. . . . . Mir fehlt sogar der Muth, zu arbeiten. Was soll ich auch anfangen? . . . . Ich möchte nicht schreiben, wenn ich nicht gleich ein Shakespeare oder Schiller sein könnte. Ich thue deshalb nichts; ich fühle, daß es für leidenschaftliche Menschen das größte Unglück sein muß, keine Leidenschaften zu haben. . . . . Ich würde mein ganzes Leben für zwei Centimes verkaufen, müßte man nicht sterben, um dieses Leben zu verlassen. . . . . Wäre ich jetzt in Paris, so würde ich, was mir an ernsten, anständigen Regungen noch verblieben ist, durch Punsch und Bier auslöschen. Das wäre mir eine Erleichterung. Den Todtkranken giebt man Opium, um sie einzuschläfern, obwohl man weiß, der Schlaf sei ihnen tödtlich. Gerade so möchte ich mit meiner Seele verfahren."

Nachdem er nach Paris zurückgekehrt war, wurde er durch Foucher mit Victor Hugo bekannt und dadurch mit den Romantikern in Verbindung gebracht, in deren „Le cénacle" betitelte Gesellschaft er Zutritt erhielt. Die Anregungen, die er dort empfing, reiften in ihm den Entschluß, ebenfalls Schriftsteller zu werden. Ohnehin hatte ihn eine kurze kaufmännische Thätigkeit gelehrt, daß er weder Lust noch Talent habe, Geschäftsmann zu sein. Uebrigens unterwarf er sich den Lehren der romantischen Schule keineswegs in allen Stücken; eine Philippica, die er gegen die „reichen Reime" erließ, führte einen Bruch zwischen ihm und Hugo herbei. Seiner neuen Laufbahn sich zuwendend, schrieb er vor Allem ein Bändchen Gedichte, das er 1829 unter dem Titel „Contes d'Espagne et d'Italie" erscheinen ließ. Lindau nennt diese Gedichte „Erzeugnisse eines schrecklichen, aber entzückenden Kindes". Diese Sammlung ist in Deutschland wahrscheinlich bekannter und beliebter geworden als alle folgenden Werke Musset's. In ihr ist auch die be-

rühmte „Ballade an den Mond“ enthalten, die unter allen Dichtungen des Meisters gewiß am meisten von sich reden gemacht hat. Das ganze Quartier latin lernte die „Contes“ auswendig. Die darin enthaltenen vier größeren Erzählungen in Versen führen die Titel: „Kastanien aus dem Feuer“, „Mardoche“, „Don Paëz“ und „Portia“ und behandeln Liebesabenteuer und Ehebruchthemata in zwar poetischer, aber zugleich auch schlüpfriger Weise. Die Phantasie des neunzehnjährigen Dichters ergeht sich in wollüstigen, jedes ethischen Hintergrundes entbehrenden, schrecklich-tragischen Bildern, die peinlich berühren, wenn man an seine Jugendlichkeit denkt. Als die schönste dieser vier Erzählungen wird ziemlich allgemein „Portia“ angesehen.

Die zweite Sammlung von Dichtungen — er veröffentlichte sie zwei Jahre später — erfreute sich beim Publikum nicht desselben Erfolges wie die erste. Diese „Poésies diverses“ waren in der Form gereifter und geschmackvoller und weniger kraftgenialisch gehalten, wiesen aber, im Grunde genommen, denselben Ton auf. Einzelne kleinere Gedichte sprechen die schlichte, anziehende Sprache inniger Empfindung, andere geben dem Leichtsinn einer flatterhaften Liebe den anmuthigsten Ausdruck, in noch anderen — und besonders in „Les vœux stériles“ — prägt sich die trostlose, blasirte Stimmung, von der der Sänger beherrscht wurde, unheimlich scharf aus.

1832 verlor Musset seinen Vater; dieses Ereigniß wirkte tief auf sein Gemüth ein und ließ ihn den Vorsatz fassen, fleißig zu werden, denn er hatte noch sehr wenig gearbeitet. In der That war er nun eine Zeit lang arbeitsamer und productiver als je in seinem späteren Leben, so daß im nächsten Jahre eine größere Anzahl von Werken aus seiner Feder erscheinen konnte. „Das Schauspiel vom Lehnstuhl aus“ umfaßt drei Werke: a) „Zwischen Lipp' und Kelchesrand“, eine Art Faustiade, die an Byron's „Manfred“ erinnert, obwohl sich Musset gegen den Vorwurf der geflissentlichen Nachahmung verwahrte. Gottschall weist wiederholt und nicht ohne Berechtigung auf die Aehnlichkeit dieses gräßlichen Dramas mit den Schöpfungen der deutschen Romantiker des vorigen Jahrhunderts hin; freilich waren dieselben dem Franzosen wahrscheinlich ganz unbekannt. b) Das Lustspiel: „Wovon junge Mädchen träumen“ ist sehr niedlich und zeigt, daß der Dichter vielseitig genug war, auch reizende Kleinigkeiten für die Bühne zu schreiben, in denen er, ohne eine eigentliche Handlung zu Hülfe zu nehmen, mit Rhythmen und Einfällen sein leichtes Spiel trieb. c) Die in drei „Gesänge“ getheilte orientalische Geschichte „Namouna“ ist ebenfalls in Byron'scher Manier gehalten, und zwar gemahnt sie auffallend an dessen „Don Juan“; man kann hier Musset beim besten Willen keine Originalität zusprechen. Die humoristischen Abstecher sind zahlreich, auf die Handlung wird wenig Gewicht gelegt, — eigentlich wird eine solche nur im letzten Gesang gefunden. Uebrigens ist „Namouna“ reich an dichterischen Schönheiten und geistvollen Aussprüchen, die denen eines Byron in nichts nachstehen.

Ferner erschien 1833 (in der „Revue des deux mondes“) die furchtbarste, leidenschaftlichste Dichtung Musset's: mit „Rolla“ erreichte er den Gipfel seines stürmischen Wesens, seiner wüsten Romantik, seiner Weltmüdigkeit, und diesen Gipfelpunkt erreichte er in keinem seiner späteren Werke wieder, bloß annähernd in den in Prosa geschriebenen „Bekenntnissen“, auf die wir zurückkommen. Das Ganze ist eine Kette wilder, von zuckenden Reflexen beleuchteter Phantasiebilder, hier und da von Strahlen echter Empfindung erwärmt. „Rolla“ gehört in eine und dieselbe Kategorie mit George Sand's „Lelia“; während aber dieses schrecklich-erhabene Werk keineswegs für die echte George Sand bezeichnend ist, müssen wir in „Rolla“ den charakteristischsten Ausfluß des wahrhaftigen Musset anerkennen. Rolla's, des Helden, Leben ist ein permanenter Selbstmord; drei Jahre lang zehrt er von seinem Vermögen, dann will er sich erschießen. Die Schlußversöhnung ist poetisch gedacht und besteht darin, daß Rolla vor seinem Tode noch einen Lichtblick echter, reiner Liebe findet, der diese Situationen sittlicher Verkommenheit verklärend beleuchtet.

Im selben Jahre schrieb Musset auch noch drei größere Theaterstücke: a) „Fantasio“, ein Lustspiel im Stile der elisabe-

tinischen Dramatiker Englands; der echt romantische Held — ein verkommenes Genie, das sich herbeiläßt, Hofnarr zu werden und Intriguen zu knüpfen — gemahnt stark an Victor Hugo's „Der König amüsirt sich". Das Stück überströmt von Weltschmerz und Blasirtheit und hat nur eine sehr dürftige Handlung. b) „Andrea del Sarto", eine Künstlertragödie, in der die Begeisterung für die Kunst eine untergeordnete Rolle spielt, ein Melodrama voll gewaltsamer Ereignisse; es ist nicht unpoetisch, zog sich aber durch verfehlte dramatische Behandlung den vernichtenden Spott der Romantiker zu. Der weinerliche, schwachköpfige Titelheld ist keineswegs geeignet, die Theilnahme des Lesers zu erregen. c) „Mariannens Launen" erinnert ebenfalls an den bunten Humor der britischen Renaissancebühne, und zwar mehr als irgend ein anderes Musset'sches Stück.

Keines dieser drei Dramen kam vor Ablauf von anderthalb Decennien auf die Bühne. Der Grund dieses auffallenden Umstandes liegt darin, daß Musset mit seinem ersten Debut auf den Brettern Unglück gehabt hatte. Das erste Stück nämlich, das er geschrieben, „Eine Nacht in Venedig", fiel — da es an einer Handlung fast gänzlich Mangel litt und da die Schlußlösung vollständig undramatisch war — 1830 am Odeontheater völlig durch; schrille Pfiffe, die hörbar wurden, ließen keinen Zweifel darüber zu, daß das Fiasco deutlich war. Aehnlich verhielt es sich bei der zweiten Vorstellung. Der Autor soll während derselben geäußert haben: „Ich hätte nicht gedacht, daß sich in Paris ein so einfältiges Auditorium zusammenfinden könne wie dieses." Und als Prosper Chalas ihn Tags darauf fragte, ob er sich „am Abend den wilden Thieren nochmals preisgeben wolle", antwortete er: „Nein; ich sage der Menagerie Adieu, und das auf lange hinaus." Daher kam es, daß er den Theaterdirectoren nichts mehr zur Aufführung anbot.

Aus dem Jahre 1833 haben wir noch eines in demselben stattgehabten Ereignisses zu gedenken, das nicht nur das seltsamste im Leben Musset's und im Leben George Sand's ist, sondern auch an Seltsamkeit Alles übertrifft, was die moderne französische Literaturgeschichte aufzuweisen hat: die italienische Reise dieser Beiden. François Buloz, der im vorigen Jahre verstorbene Herausgeber und Begründer der „Revue des deux mondes", zu deren fleißigsten Mitarbeitern die Beiden zählten, gab anfangs 1833 seinen Autoren eine großes Diner, bei welchem Musset neben Madame Dudevant zu sitzen kam. Die neue Bekanntschaft wurde auch weiterhin gepflogen; der junge Dichter besuchte die interessante Frau bald täglich. Nach einigen Monaten mochten die Beiden die Nothwendigkeit fühlen, sich von den geistigen Anstrengungen, die mit der Schöpfung von „Rolla" und „Lelia" verbunden gewesen sein mußten, durch eine Reise zu erholen. Man verbrachte einige Tage im Walde von Fontainebleau und entschloß sich dann, zu reisen, wohin alle Künstler gern gehen: nach Italien. Und man reiste zusammen ab! Was zwischen Beiden während des Aufenthaltes im sonnigen Süden eigentlich vorging, hat man bisher nicht mit Sicherheit erfahren können, und obwohl sehr viel über dieses Räthsel geschrieben worden und wahrscheinlich noch geschrieben werden wird, ist es doch zweifelhaft, ob die genaue Wahrheit jemals ans Tageslicht kommt. Paul de Musset muß als parteiisch gelten, denn erstens ist er der Bruder des Hauptbetheiligten, und dann haßt er die verstorbene George Sand augenscheinlich ebenso sehr, wie er die lebende haßte; auch Gottschall ist zu parteiisch, wenn er ohne Weiteres über die Sand den Stab bricht. Große Unparteilichkeit muß man dagegen Paul Lindau zusprechen; er widmet in seinem eingangs erwähnten Buche ein ausführliches Capitel der Untersuchung dieser Affaire und trägt dadurch, daß sich sein Urtheil auf noch unveröffentlichte Briefe der George Sand stützt, zur Aufhellung des tiefen Dunkels erheblich bei. Wir — die wir diesen Aufsatz schreiben — haben uns an anderer Stelle* ebenfalls, und zwar sofort nach dem Tode der „bonne dame de Nohant", bestrebt, das Verhältniß zwischen ihr und Musset unbefangen zu untersuchen, ohne daß es uns gelungen wäre, ein anderes

* „Unsere Zeit", 1876, Hefte 18 und 19 („George Sand").

Resultat zu erzielen, als daß Beide höchst tadelnswerth waren. Das Buch „Lui et elle“, das Paul de Musset 1859 als Erwiderung auf George Sand's „Elle et lui“ schrieb, hat den Vorzug, einen wahrheitsgemäßeren Eindruck zu machen als das andere, welches mehr Roman ist; eine unentschiedene Frage ist es aber, ob Musset, der seinem Bruder vor seinem Tode die Materialien zu jener Vertheidigungsschrift gewiß bona fide mittheilte, nicht unbewußt übertrieb, sei es infolge einer gewissen Gereiztheit oder infolge trügerischer Fiebervisionen. Es ist undenkbar, daß George Sand ein so egoistisches und verderbtes Weib war, wie Paul de Musset in „Lui et elle“ sie darstellt. Wir sind keineswegs Vertheidiger des Privatlebens der berühmten Schriftstellerin; wir glauben sogar, daß sie weit eher im Stande war zu lügen als Musset; ja, wir sind positiv der Ansicht, daß sie in dieser und in anderen Angelegenheiten vielfach und mit Absicht wirklich gelogen und geheuchelt hat; auch halten wir sehr wenig von der sehr verbreiteten Ansicht, daß sie Musset nur aus Mitleid und um ihn vor anderen Verirrungen zu bewahren ihre Liebe gewährte. Aber trotzdem ist George Sand weder so edel, wie sie sich in „Elle et lui“ schildert, noch so verworfen, wie ihr Gegner behauptet. Wohl hat sie für die Tactlosigkeit, die sie durch Veröffentlichung von „Elle et lui“ beging, eine harte Züchtigung verdient, aber die ihr von Paul de Musset zu Theil gewordene dürfte denn doch übertrieben grausam gewesen sein.

Man weiß, daß Alfred allein nach Hause zurückkehrte und später sich mit der Freundin aussöhnte, bis er im Winter 1835 für immer mit ihr brach. Eine weniger düstere Geschichte haben seine mehr idyllischen Beziehungen zu Rachel Felix und Pauline Viardot-Garcia; einen heilsamen Einfluß übte auf ihn seine Intimität mit Madame Joubert — die ihm und Heinrich Heine gegenüber wirklich wie eine Mutter handelte — und der Malibran. Die Letztere lernte er 1836 kennen. Es schien, als sollte es dieser großen Künstlerin, die er später in so schönen Versen besang („Strophes à la Malibran“), unwillkürlich gelingen, ihn zu bessern, aber sie starb so bald, daß es nicht dazu kommen konnte; ohnehin dürfte es zu spät gewesen sein: Alfred war kaum mehr zu bessern.

Wenden wir uns nun wieder zur literarischen Thätigkeit unseres Dichters. Kurz nach seiner Rückkehr ließ er „Lorenzaccio“ (1834) erscheinen, ein Drama mit einem Hamletmotiv, einem edlen Mord. Der Held flößt trotz der guten Anlagen keine Theilnahme ein, weil der Dichter den dramatischen Kern verdirbt, indem er seinen Hamlet (Lorenzino von Medici) gleichsam übertrumpft, d. h. übermäßig blasirt macht. Die Handlung in dem nun folgenden Schauspiel: „Mit der Liebe soll man es nicht zu leicht nehmen“ („On ne badine pas avec l'amour“), ist, wie Gottschall richtig auseinandersetzt, „dramatisch vollkommen haltlos“; dennoch stellt Lindau dieses Stück allen Musset'schen Bühnendichtungen voran. In der That, der darin herrschende Ton ist ernst und gleichmäßig; aber es fehlt auch nicht an komischen Rollen, und überdies wird das Lustspielmotiv der Lauschscenen wiederholt zur Anwendung gebracht und sogar mit einem tragischen Schluß in Verbindung gesetzt, was störend wirkt. Von 1835 bis 1837 war der Dichter wieder ziemlich fleißig. Er veröffentlichte u. A. drei Lustspiele: a) „Barberina“, mit einem moralischen Zug, die Treue einer Frau verherrlichend, aber ziemlich unbedeutend; b) „Der Candelaber“, ein sehr freies, die Grenzen des Erlaubten fast überschreitendes, aber äußerst ergötzliches Stück; c) „Man schwöre auf nichts!“ („Il ne faut jurer de rien“) enthält lauter echte Lustspielcharaktere und wird von Vielen für das beste aller Musset'schen Theaterstücke gehalten. Außerdem schrieb Musset für die „Revue des deux mondes“ um jene Zeit eine Reihe von sogenannten einactigen „Proverbes“, von denen „Eine Laune“ und „Eine Thür sei entweder offen oder geschlossen“ („Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée“) am besten gefielen, während „Man kann nicht an Alles denken“ den geringsten Beifall erzielte.

Unter den Kastanienbäumen des Tuileriengartens dichtete Musset 1835 den Anfang der „Mainacht“ („Nuit de mai“); den Schluß schrieb er auf seiner Stube beim Schein von zwölf Kerzen und beim

Dufte zahlreicher Blumen. Unter ähnlichen Umständen producirte er theilweise auch die übrigen drei „Nächte“: „Nuit de décembre“ (1835), „Nuit d'août“ (1836), „Nuit d'octobre“ (1837). Diese Elegien sind, wie Sainte-Beuve bemerkt hat, ebenso sehr ein Inbegriff Musset'schen Wesens und ein Höhepunkt Musset'scher Dichtung wie „Rolla“. Ueber die Auslegung derselben sind die Biographen nicht einig.

Aus derselben Zeit stammt Musset's Hauptroman, die „Bekenntnisse eines Kindes dieses Jahrhunderts“. Auch hierin geht es größtentheils „rolla“-mäßig her, — kein Wunder, denn auch hier hat der Verfasser sich selbst im Auge. Das Kind des Jahrhunderts, Octave, ist er selbst. Die Wittwe Brigitte Pierson wird fast allgemein für George Sand genommen; in Wirklichkeit hat sie nur einzelne Züge von ihr, und ihr Verhältniß zu Octave ähnelt dem Lelia's zu Rolla nur theilweise, aber doch hinreichend, um das Buch als eine Art Selbstbekenntnisse à la Robert Greene erscheinen zu lassen. Zugleich ist es eine Anatomie des Weltschmerzes. Als Roman kann das Werk nicht angesehen werden, da es an Allem Mangel leidet, was zu einem solchen eigentlich nöthig ist. Musset's Bruder berichtet von einem anderen Roman, der, obwohl in der „Revue des deux mondes“ einmal bereits als bevorstehend angekündigt, niemals erschien oder auch nur vollendet wurde: „Le poète déchu.“ Das Manuscript wurde theils von Alfred selbst, theils — auf dessen Wunsch — von dem Bruder verbrannt, mit Ausnahme einiger Stellen, die dieser in seinem biographischen Werke zum ersten Male mittheilt und die hauptsächlich das Epigonenthum in ergreifender Weise schildern. Die Freunde, denen Alfred sein Manuscript vorlas, waren davon entzückt; Tattet meinte, seit Rousseau sei nichts von so hinreißender Beredtsamkeit geschrieben worden. Schade, daß das Werk — wenn auch unvollendet — der Welt nicht erhalten bleiben konnte, und schade auch, daß der Raum uns die Wiedergabe der erhalten gebliebenen Bruchstücke verbietet. „Le poète déchu“ versprach offenbar eine Art höherer und milderer „Bekenntnisse eines Kindes des Jahrhunderts“ zu werden.

Von 1837 bis 1839 schrieb unser Dichter eine ganze Reihe von Novellen, deren mehrere ihn selbst zu Helden haben und in denen er theilweise sogar an eigene Erlebnisse anknüpft. In „Ermeline“ erzählt er die Geschichte seiner Liebe zu einer Dame. „Der Sohn Tizian's“ hielt er selbst für seine allerbeste Erzählung, während den meisten Beifall beim großen Publikum „Friedrich und Bernerette“ errang, worin er köstlichere Schilderungen aus dem Pariser Grisettenleben entwarf als sonst ein Schriftsteller. Von den zahlreichen Nachahmern, die er fand, ist Henri Murger, der Verfasser des berühmten Sittenromans „La vie de Bohême“, der hervorragendste. „Friedrich und Bernerette“ erregte großes Aufsehen und war vornehmlich im Quartier latin sehr beliebt. 1840 erwarb sich Musset eine ungeheure Popularität durch seine dichterische Antwort auf Becker's „Rheinlied“, die solche Sensation erregte, daß sie etwa fünfzig Mal componirt und in allen Casernen gesungen wurde. In demselben Jahre gab er eine dritte Sammlung von Gedichten heraus: „Poésies nouvelles“, deren einzelne Stücke größtentheils schon vorher in Zeitschriften erschienen waren; darunter befanden sich u. a.: „Strophes à la Malibran“ und „Epître à Mathurin Régnier“. Régnier war einer der wenigen Autoren, deren Werke er in seiner Bibliothek beließ, als er, wie er selbst erzählt, den weitaus größten Theil derselben in einem Anfalle von „Ekel vor der Welt“ den Flammen übergab.

Von 1841 bis an sein Ende producirte Musset nur sehr wenig, und was er schrieb, entbehrte der Bedeutung, die vielen seiner früheren Schöpfungen innewohnt. Dies gilt besonders von den „Erzählungen“ und den „Briefen über Literatur“ (Beides 1854). Seine letzten Proverbes wurden kühl aufgenommen, und auch die drei großen Stücke „Carmosine“, „Bettine“ und „Louison“ hatten keinen erheblichen Erfolg. Die Form ist correcter und geschlossener, aber es fehlt an der früheren Wärme des Tones. Alfred selbst hielt „Carmosine“ (1850) für das vorzüglichste aller seiner Werke, während sein Bruder sich für „Bettine“ ausspricht, obwohl dieses Drama das Theaterpubli-

kum gleichgültig ließ. Dagegen kam ein großer Theil der älteren Theaterstücke Alfred's während seiner letzten zehn Lebensjahre mit glänzendem Erfolg zur Aufführung. Dieser Umstand ist einem eigenthümlichen Zufall zuzuschreiben. Eine französische Schauspielerin, die ihr Vaterland längst verlassen hatte, war in der Hauptstadt Rußlands als „Salondame" engagirt. Einmal lenkte man ihre Aufmerksamkeit auf ein kleines russisches Stück, das an einem Petersburger Theater gegeben wurde. Sie wohnte einer Vorstellung desselben bei und war von der Rolle der „Madame de Lévy" so entzückt, daß sie in derselben ebenfalls auftreten wollte und sich nach einem Uebersetzer umsah. Und fast wäre „Un caprice" ins Französische rückübersetzt worden; da erfuhr Madame Allan durch einen literarisch gebildeten Freund, daß das angeblich russische Stück nichts weiter sei als eine Bearbeitung des Musset'schen „Eine Laune". Sie errang damit so viel Beifall, daß sie darin in Paris auftrat, als sie bald darauf (Ende 1847) wieder für das Théâtre français engagirt wurde. Der Erfolg war glänzend und erhöhte die Beliebtheit des Autors um ein Beträchtliches. Von nun an verschmerzte er seinen Mißerfolg von 1830 und wurde eine Stütze des Repertoires der genannten Bühne.

Musset sah sich um so weniger veranlaßt, fleißig zu sein, als seine pecuniäre Lage sich allmälig zu einer günstigen gestaltet hatte. Sein Verleger gab eine billige Gesammtausgabe seiner Werke heraus, die sich für Beide als reiche Einnahmequelle erwies. Sodann hatte er durch die Vermittelung eines intimen Freundes, des Herzogs von Orleans, eine Stelle als Bibliothekar im Ministerium des Inneren erhalten. Der Umstand, daß er diese Stelle infolge der Februarrevolution verlor, trug wohl dazu bei, ihn gegen die durch letztere zum Siege gelangten Ideen einzunehmen; ohnehin widerstrebten diese seinem aristokratischen Geist, seiner ausschweifenden, verschwenderischen Lebensweise, seinem unheilbaren Skepticismus, seiner Menschenverachtung, seiner egoistisch angelegten Natur. Uebrigens erhielt er die Stelle später wieder. Jener Herzog von Orleans war auf dem Collége Henri IV. Alfred's Mitschüler gewesen, und die Freundschaft der Beiden blieb eine innige bis zum Tode des Herzogs, — ein Ereigniß, das der Dichter in „Le treize juillet" sehr schön besang. Ergötzlich ist folgende, von Paul de Musset verbürgte Anekdote aus dem Freundschaftsleben seines Bruders und des Prinzen. Bekanntlich richtete der Autor von „Rolla" gelegentlich des von Meunier auf Ludwig Philipp verübten Attentates ein Sonett an diesen König. Vor Allem sandte er es an dessen Sohn, seinen Freund, der ihn, als er ihn nach einigen Tagen besuchte, mit Begeisterung empfing und ihm das Gedicht abnahm, um es vor der persönlichen Vorstellung dem König zu zeigen. Bald kehrte er in Bestürzung zurück und mußte, nachdem er es zuerst mit allerlei Ausflüchten versucht hatte, gestehen, das Sonett habe nicht gefallen, weil — der Monarch darin geduzt werde! Was Ludwig XIV. sich von Boileau gefallen ließ, erregte das Mißfallen des „gemüthlichen" Bürgerkönigs! Der Prinz unterließ es daher selbstverständlich, den Namen des Verfassers des Sonetts zu nennen und ihn vorzustellen. Da aber Musset zu den Hofbällen geladen war, wurde er dem König auf einem solchen als „Monsieur de Musset" vorgestellt; freundlich meinte jener: „Ah, Sie kommen aus Joinville; es freut mich, Sie zu sehen!" Offenbar wußte er nicht, daß es einen berühmten Dichter Namens Musset gebe, wohl aber schwebte ihm der Name eines Joinviller Forstbeamten vor, eines Cousins des Dichters. Ludwig Philipp war ein guter Verwalter seiner Besitzungen, aber um Literatur bekümmerte er sich wenig. Da Musset nicht widersprach, wurde er von dem König elf Jahre hindurch auf jedem Hofball als Joinviller Forstbeamter auf das freundlichste angesprochen.

Seltsam benahm sich die Akademie im Jahre 1848, indem sie Musset einen „zur Aufmunterung für junge Talente" gestifteten Preis zusprach. Natürlich faßte er die vermeintliche Auszeichnung als Beleidigung auf, die jedenfalls nicht beabsichtigt war, und wandte das Geld einem wohlthätigen Zwecke zu. Vier Jahre später wählte dasselbe Institut ihn zum Mitgliede an die Stelle des verstorbenen Dupaty, auf

den er eine echt akademische, also correcte und nüchterne Gedenkrede hielt. Obwohl er dadurch zeigte, daß er keinen übeln Akademiker abgegeben hätte, blieb er den Sitzungen zumeist fern und besuchte dieselben bloß, wenn es sich darum handelte, für die Wahl von Freunden zu stimmen. Ein College meinte: „Monsieur de Musset s'absente trop souvent," und erhielt von einem anderen zur Antwort: „S'absynthe!"

Ja, er „absynthirte" sich sehr! Die 1856er vermehrte Auflage der „Poésies nouvelles" zeigte, daß der dichterische Genius in ihm noch nicht todt war, aber im Grunde genommen hatte er sich erschöpft und durch seine wüste Lebensweise alle Schaffenskraft eingebüßt. Zwar will sein pietätvoller Bruder behaupten, die Verkennung, die ihm von Publikum und Kritik zu Theil geworden, habe ihn der Literatur abwendig gemacht; aber hierin kann der Unbefangene nur eine Beschönigung sehen. Die Wahrheit ist, daß er infolge zügellosen Lebens immer mehr auf Abwege gerieth. In seinen letzten Lebensjahren brachte er einen großen Theil seiner Zeit in verrufenen Häusern oder — Absynth trinkend und Schach spielend — in Cafés zu. Er selbst war ein sehr guter Schachspieler. Seine Muse schlummerte, wie Gottschall treffend bemerkt, „bei einem solchen kastalischen Quell betäubt" ein. Von einer schweren Krankheit genaß er, verfiel aber trotz der Ermahnungen der Aerzte wieder in seine nächtlichen Schwärmereien, so daß er am 1. Mai 1857 an einem Herzleiden starb.

Ludwig Karl Alfred de Musset — so hieß er eigentlich — war wesentlich Lyriker. Seine persönlichen Erlebnisse übten eine solche Gewalt über ihn aus, daß er sich der Subjectivität niemals entschlagen konnte, — ein für die Entwickelung der Lyrik durchaus günstiger Umstand. Daß von seinen Gedichten jetzt alljährlich große Auflagen verkauft werden, beweist, daß er als Lyriker der Liebling des heutigen Frankreich ist. Zweifellos besitzt er in der That die ganze Unmittelbarkeit und Ausgeprägtheit eines echten poetischen Talents, aber an Begabung für größere Schöpfungen, zu denen Objectivität der Darstellung erforderlich ist, fehlte es ihm aus obigen Gründen. Er hat, wie in den Gedichten, auch in den Dramen und Erzählungen fast stets sich selbst im Auge. Ein echter Dramatiker insbesondere ist er auch deshalb nicht, weil er seinen Geist zu frei umherschweifen läßt, sich zu gern in undramatischen Nebensächlichkeiten ergeht und seine Aufmerksamkeit nicht auf die für das Drama nöthigen Elemente concentriren kann. Lindau bemerkt mit feinem Verständniß: „Wie in seiner Lyrik und seiner Epik, so ist auch in seinem Drama die Composition ungeschlossen und locker. . . . . Das Drama hat in seiner naturgemäßen Begrenzung den Horror alles Ueberflüssigen; gerade in diesem Ueberflüssigen excellirt Musset, und wo immer sich ihm die Gelegenheit bietet zu einem geistvollen oder witzigen Excurse über diese oder jene Kleinigkeit, ist er bereit, den Ausflug zu machen, wenn derselbe ihn auch noch so weit von dem Wege, den ihm das Drama weist, entfernt. Die knappe Gediegenheit des dramatischen Ausdrucks ist ihm etwas ganz Fremdes; der Sinn für das Ungehörige scheint ihm versagt zu sein."

Musset gehört zu den berühmtesten Dichtern des „Weltschmerzes"; während aber der Pessimismus bei den anderen mehr oder weniger eine Weltanschauung ist, hat derselbe bei ihm die Eigenthümlichkeit, das Resultat eines haltlosen unglücklichen Lebens zu sein. Nachdem er sich an Liebesabenteuern gesättigt, wirft er sich der Trunksucht in die Arme. „Das Evangelium wüsten Lebensgenusses beherrschte die Praxis, aus welcher diese Klagen des allgemeinen Menschenwehs sich Luft machten." Der Dichter Musset ist so sehr ein Kind seiner Zeit wie nur wenige andere, und es kann nicht Wunder nehmen, daß man ihn vielfach als Nachahmer Byron's bezeichnet hat. Er selbst meinte zwar mit Bezug hierauf: „Mein Glas ist nicht groß, aber ich trinke aus meinem Glas", und auch sein Bruder nennt die Aehnlichkeiten „zufällige"; allein es bleibt dennoch wahr, daß Musset sich an dem großen Briten gebildet hat. Dabei gab er übrigens sein eigenes Wesen so wenig preis, daß er immerhin als selbständig gelten mag, wenn man etwa „Namouna" und „Zwischen Lipp' und Kelchesrand" ausnimmt,

in welchen Werken das englische Vorbild gar zu deutlich erkennbar ist.

Paul de Musset bedauert in seinem biographischen Werke, daß ein Eheproject, welches sein Bruder einmal im Auge hatte, zu nichte wurde. Man sollte eher meinen, daß kein Mensch für den Ehestand ungeeigneter war als Alfred mit seiner tiefen Leidenschaftlichkeit, seinen stets aufgeregten Nerven, seinem gährenden Blut, seiner überreizten, hypersensitiven Einbildungs- und Urtheilskraft. Sein unruhiges Gemüth hätte ein andauerndes Glück wohl kaum ertragen können; Alles mußte bei ihm stürmisch zugehen. Er hätte in der Ehe nicht den Seelenfrieden gefunden, dessen er bedurfte; die Ruhe widerstrebte seinem ganzen Wesen zu sehr, und die Frau wäre — wenn sie ihn aufrichtig geliebt hätte — wahrscheinlich bald am gebrochenen Herzen gestorben.

Es erübrigt uns nur noch, der äußeren Erscheinung des unglücklichen Dichters Erwähnung zu thun. Frau Victor Hugo entwirft ein ungünstiges, Lamartine ein günstiges Porträt von ihm. Am interessantesten und detaillirtesten schildert ihn Luise Colet:

„Er war schlank und von mittlerer Größe, mit ungewöhnlicher Sorgfalt, ja sogar mit einem gewissen Raffinement gekleidet. Er trug (an jenem Ballabend, als ihn die Colet zum ersten Male sah) einen bronzegrünen Frack mit Metallknöpfen. Auf seiner braunseidenen Weste hing eine goldene Kette. Die Falten seines Batisthemdes waren auf der Brust durch zwei Onyxknöpfe geschlossen. Seine eng anliegende schwarze Atlascravatte ließ den matten Teint um so mehr hervortreten; seine weißen Handschuhe zeigten in tadelloser Modellirung die zarten Formen seiner Hände. Vor Allem aber verrieth die Frisur seiner schönen blonden Haare eine besondere Pflege. Er hatte es wie Lord Byron verstanden, dieser natürlichen Krone einer begeisterten Stirn eine aristokratische Grazie zu geben. Zahlreiche Locken kräuselten sich an seinen Schläfen und fielen auf den Nacken herab; an der Stirn war sein Haar goldblond, das darüberwachsende hatte etwas von der Farbe des Bernsteins, und die nahe dem Scheitel gepflanzten Haare, die am üppigsten waren, schwankten in der Schattirung zwischen braun und blond. Sein Bart war kastanienbraun, und sein Auge beinahe schwarz; die Physiognomie erhielt dadurch einen kräftigen, feurigen Charakter. Seine Nase war griechisch geschnitten, und sein Mund frisch, er zeigte beim Lächeln weiße Zähne. Im Ganzen machte sein Gesicht den Eindruck der aristokratischen Vornehmheit."

Noch viel liebevoller — aber wahrscheinlich auch parteiischer — ist die Schilderung Paul de Musset's:

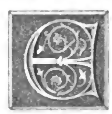
„Er war von mittlerer Größe (5 Fuß 4 Zoll), von schlankem und zierlichem Wuchs. Mit 20 Jahren hatte er ganz das Aeußere eines Pagen des ancien régime und trug auch oft bei Maskenbällen dies Costüm. Sein Gesicht war eindrucksvoll durch Vereinigung zweier Schönheiten: Regelmäßigkeit der Züge und Lebhaftigkeit. Seine blauen Augen waren voll Feuer. Seine feine Adlernase erinnerte an diejenige des Porträts von van Dyck; auf diese Aehnlichkeit wurde oft von seinen Freunden hingewiesen. Sein etwas großer Mund, seine etwas vollen Lippen — sie waren es indeß weniger als die von Lafontaine — hatten die größte Beweglichkeit für den Ausdruck aller Empfindungen und verriethen sein gefühlvolles Herz. Bei den sanften Seelenregungen, wie Mitleid oder Zärtlichkeit, bewegte sie ein unmerkliches Erzittern. Man errieth, daß dieser Mund beredt sein mußte in der Leidenschaft, leicht ironisch und spöttisch in der Unterhaltung; aber der schönste Zug seines Gesichtes war die Stirn, deren Schatten alle die Hervorragungen kennzeichneten, in denen die Phrenologie den Sitz der kostbarsten Eigenschaften erblickt. Mag nun diese Wissenschaft wahr oder falsch sein, gewiß ist, daß sie dem Dichter der „Nächte", für den sie doch nicht besonders erfunden wurde, poetischen Sinn, Reflexion, Scharfsinn, Schwung und Instinct für alle Künste zusprach."



Rhapsoden und Minnesänger bei den Arabern.

Von

Carl v. Vincenti.



Es ist ein ungeheurer Baum, der, tief im Oriente wurzelnd, seine schimmernden Aeste über die Welt ausbreitet — der Baum der poetischen Ueberlieferung. Herrliche Früchte hat er in den Ländern der Sonne gezeitigt, und über jene Völker mit der bilderrauschenden Seele ist sein Segen in einem Goldschauer von Dichtungen, Sagen und Märchen herniedergegangen. Der fahrende Erzähler, der Improvisator, der Wanderpoet, der Rhapsode, sie Alle bestellen seine köstliche Ernte. Das Rhapsodenthum herrscht vom Himalaja bis zum Guadalquivir, vom Altai bis zur südarabischen Küste. Die turanischen, die iranischen, die arabischen Stämme lauschen seiner Mär. Es lebt in der kirgisischen Filzhütte wie ehedem in der Löwenhalle der Alhambra und den Citronengärten des Generalife; es trägt die Begeisterung in das turkmenische Kriegszelt wie ins kurdische Söldnerlager; es entflammt den usbekischen Raubadel wie die Paladine des Beduinenthums; es berauscht die verschleierten Wüstenstrolche der Sahara wie die Mekkapilger auf der Oasenrast; es entzückt heute noch in allen Zelten, Karawanserais, Tabagien, Kaffeeschenken und Harims des Orients wie ehedem auf den beduinischen Märkten, wie im „grünen" Palaste der Omajaden, wie an den abassidischen Hoflagern von Bagdad und Kufa, wie im Poeten-Sanssouci von Schiraz, der „Rosenbekränzten".

Rhapsoden und Erzähler des Orients überliefern ein echtes Volksthum. Selten verweben sie zwar die alten Goldfäden der Tradition zu neuen Mustern, aber ihre Wiederholungen ermüden die naiven Zuhörer ebenso wenig wie jene, welche im Haushalte der Natur ewig begründet sind. Der Altai-Rhapsode darf sein ganzes Leben nur das rothe Fabelroß Aikim-Saikim mit dem Goldsattel besingen, Niemand beklagt sich darüber; der kirgisische Erzähler lebt siebzig Jahre von den Bruchstücken der Kugulgeschichte wie der iranische Stegreifdichter von den Großthaten Feridun's; „Ferhâd und Schirhin", der berühmte khorassanische Roman, welchen Mir Ali Schir, der Zweisprachige, geschrieben, bringt seit vielen Menschenaltern immer dieselbe Rührung hervor, und die arabischen Stämme haben heute noch dasselbe Interesse für Abu-Zeid's Abenteuer bewahrt wie vor tausend Jahren; ebenso dankbar sind die Buchares en ihren Wanderpoeten geblieben für die Verherrlichung Adiga's, des Mongolenschlächters, und seit Jahrhunderten ernährt das Uzbeken-Epos von „Achmed und Jussuf" die Lautenspieler von Chiwa und Taschkend. . . Man sieht, das orientalische Rhapsodenthum bringt seine Stoffe über Generationen hinaus fort. Unabsehbar ist sein Weltgebiet und doch so eng sein Stoff-

kreis bei jedem Volke, bei jedem Stamme. Entschieden am ausgebildetsten erscheint es bei den Arabern.

Das arabische Leben ist ein Nachtleben. Man nehme das Wort im reizendsten Sinne. „Tausend und Eine Nacht!" — der jahrelange Märchenrausch des Khalifen, wie mächtig umfing er einst unsere Sinne, so daß sein Duft sich nie ganz verflüchtigen wollte! Wer unter dem Kameelhaarzelte geschlafen, dem ist so manche von jenen Märchenblüthen, welche Scheherazade auf das schlaflose Khalifenhaupt geschüttet, wieder aufgegangen. Der Araber ist nervösen Temperamentes, nicht sehr schlafbedürftig, am wenigsten da, wo die Nacht ihren ganzen unaussprechlichen Zauber entfaltet — in der Einöde, auf dem Meere. Stundenlang kann man den Schiffer sein eintönig klagendes: „Jâ leïl, jâ leïl!" (o Nacht!) ausstoßen hören, und der Kameeltreiber, welcher in der Himmelsschrift seinen Nachtweg sucht, psalmodirt dasselbe Wort seinem Thiere stundenlang vor. Ein jemenitischer Matrose im Hafen von Kosseïr pflegte mich damit in Schlaf zu singen; der Mann lag rücklings in seinem Kahne ausgestreckt und starrte empor, die nackte Brust im Mondlicht gebadet, so daß die blau gemalten Figuren darauf sichtbar waren, ein ergreifend Bild des Nachtbezauberten! „Musamerit" — gestirnte Nacht! — so nennt der Araber, der säßige wie der schweifende, die Nachtwache, welche ihm der Rhapsode würzt. Kaum hat der schöne Venusstern den Reigen emporgeführt, so versammelt sich die horchbegierige Schar, und sie lauschen noch, wenn schon der Morgenstern dicht unter den Plejaden steht.

Zunächst sei nun bemerkt, daß wir es mit dem literarischen Begriff „Rhapsode" hier nicht so eng nehmen dürfen. Es beschränkt sich derselbe nicht lediglich auf die Wanderpoeten, welche zusammengestoppelte Bruchstücke überlieferter Dichtungen vortragen, sondern darf vielmehr auf die Stegreifdichter und Erzähler, im gewissen Sinne sogar auf die Poeten im Allgemeinen ausgedehnt werden, indem diese bei den Arabern von jeher ihre Dichtungen selbst vorzutragen pflegten. Wer nun einen Ueberblick über die arabische Poesie gewinnen will, der wird sie ganz gut in vier Perioden eintheilen können: die vorislamitische, das heißt die sogenannte Zeit der „Unwissenheit", welche mit dem Tode des Propheten ihren Abschluß findet; sodann die Omajadenepoche, welche in der Mitte des achten Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung zu Ende geht; darauf die Abbassidenzeit, welche nach just halbtausendjähriger Dauer mit dem Untergange des Bagdader Khalifats abschließt; und endlich die Neuzeit, welche, an und für sich steril, von den großen Vorperioden zehrt. Die vorislamitische Poesie der Araber ist eine beduinische, „Wüstenschule", Stegreifdichtung im echtesten, frischesten Sinne des Wortes. In ihr lebt die ganze sehnige Kraft, das reiche Blut und die ungezügelte Phantasie des großen Nomadenvolkes. Gluth der Empfindung, tiefe Innigkeit der Naturanschauung, gesunde Kraft, gänzlicher Mangel an Reflexion, dies sind die Merkmale der Wüstenpoesie. Dem Gesichtskreise nach eng begrenzt, empfängt sie die äußeren Eindrücke um so lebhafter, welche sie mit spielender Leichtigkeit, mit größter Lebendigkeit und Energie wiederzugeben weiß. Arm an Gedanken, ist sie reich an Bildern, aber nie bilderschwülstig. Sie lebt nur in der Gegenwart und Vergangenheit, wie dies auch in den Sprachformen erkennbar wird, niemals in der Zukunft. Die Sprache erscheint schon früh fein ausgemeißelt, von stupendem, descriptivem Reichthume, erstaunlicher Lauterkeit und Feinheit. Es sind diese feinsprachlichen Traditionen bis heute in Kraft geblieben, und ich könnte aus eigener Erfahrung Fälle citiren, wo sich Beduinenknaben von ihren Müttern für Sprachsünden ausgiebige Maulschellen geholt haben. Bisweilen macht hier der Contrast des wilden, gewaltsamen Stoffes und der feingeschliffenen Form einen seltsamen Eindruck. Mit naivem Behagen hat man unter den Zelten allezeit die poetische Behandlung beduinischer Bluthaten und Strolchereien geschlürft, die verblüffendsten Renommistereien dankbaren Ohres hingenommen; nur durch Sprachschnitzer durften die Zuhörer nicht beleidigt werden. Eine Sünde gegen die Grammatik, ein Verstoß gegen die Sprachregel von Seite des Helden wurden oft bitterer verurtheilt als dessen gänzlicher Mangel an raubritterlicher Tugend.

Am größten erscheinen natürlich die vorislamitischen Wüstendichter als Naturschilderer und Schlachtenmaler. Die überwältigende Großartigkeit der nordarabischen Einöde mit ihren wilden Reizen und jähen Todesschrecken findet in ihnen bewundernswerthe Beschreiber.

Ganz besonders schwelgt der beduinische Erzähler in den Schrecken der Nacht, „wo ihm die Finsterniß wie Meeresfluth entgegendräut und den Sinn verwirrt". In dem Säuseln der Mücken erkennt er das Geflüster der „Dschinnen", die sich leise von Stern zu Stern schwingen; die fraßgierigen Ghulen huschen auf Eidechsen und Heuschrecken reitend vorüber, die Hyäne lacht im Geklüft, der Schakal stößt seinen Hungerschrei aus, welchem der Beuteruf des Wüstengeiers oder das Gebrüll des Löwen antwortet. Der Wanderer aber beflügelt sein Dromedar, derweil es aus der Tiefe der Schlucht heraufklagt, die gespenstischen Saumthiere wimmern und der todte Kameeltreiber sein heiseres: „Hud! Hud!" ertönen läßt. . . Stimmungsvolle Nachtschilderungen findet man in dem bekanntlich von Kosegarten deutsch herausgegebenen „Diwan der Hodailiten", und mancher Leser kennt vielleicht die schauerliche Prachtscene aus dem Antar-Roman, wo der Held mit seinem Sohne Ghadban einen nächtlichen Kampf mit den schwarzen Gespensterreitern besteht. So wie die Naturschilderungen, tragen auch die zahlreichen Jagd- und Kampfesbilder der alten Beduinenrhapsoden das Gepräge frappantester Lebenswahrheit.

Es ist interessant, welch fein entwickeltes Kennerthum für Frauenreize wir bei diesen rauhen, ungestümen Realpoeten vorfinden. Es wäre da vielleicht nicht statthaft, zu sehr ins Detail zu gehen, aber einiges Charakteristische darf ich nicht verschweigen. So hatten die bei den Beduinen so beliebten Grübchen am Kinn und Daumen, sowie die Vertiefung unter der Nase, welche die Oberlippe theilt, ferner die Höhlung am Halse über dem Schlüsselbein schon frühzeitig ihre sinnigen Bezeichnungen; das Haar verlangte man reich, daß es, in spiegelnden Ketten aufgelöst, den vom Regen glänzenden Trauben gleiche; die Augenbrauen sollten stark gewölbt, wie mit dem Kohlenstift gezeichnet, erscheinen, die Nase liebte man sanft gekrümmt wie eine Säbelspitze, den Mund als schönen lächelnden Ring mit blendendem Zahngeschmeide und feuchten, tiefrothen Lippen, den Oberarm stark, den Unterarm voll, daß man weder Knochen noch Adern fühlen könnte, die Hände schlank und schmal mit feingegliederten, knöchelglatten Fingern, die Hüften stark, die Beine wie saubere Lanzenspitzen, die Füße endlich schmal, hochspannig, in der Ferse schön geschwungen. Es ist dies beduinische Ideal weiblicher Leibesherrlichkeit im Gegensatze zu der bei den Türken beliebten, stark „ins Gewicht" fallenden Frauenschöne auch bis heute maßgebend geblieben.

Die Vortragsweise der Wüstenrhapsoden ist von jeher das uralte Recitativ, die sanglich-rhythmische Declamation gewesen, welche „inschâd" heißt und sich naturgemäß in der Koranrecitation am unverfälschtesten erhalten hat, wie ja das heilige Buch selbst das erhabenste Stück Wüstenpoesie genannt werden kann. Die vorislamitischen Wanderpoeten bedienten sich dabei gerade wie die modernen arabischen Improvisatoren eines Begleitungsinstrumentes, der ein- oder zweisaitigen Fidel: „Rebeb". Bei den beduinischen „Kassiden" war der Reim vom ersten bis letzten Vers durchgehend; er beruht, wie Sprachkenner wissen, auf dem letzten Consonanten mit dessen Vocale und giebt oft durch diesen Reimconsonanten dem Gedichte den Namen.

Das Improvisiren ist eine echt beduinische Leidenschaft, sind doch die Araber der Einöde ein Volk von geborenen Dichtern. Jeder Stamm hat sich von jeher seiner Dichter fast mehr noch als seiner Helden gerühmt, und manch furchtbar blutige Stammesfehde entsprang aus Poetenneid und Eifersucht. Zu Okadh im Tehama, drei Tagereisen von Mekka, fanden bekanntlich jene Poetenwettkämpfe statt, welche durch die „goldenen" Preisgedichte so großen Nachruhm erworben haben. Im Vormonde der Pilgerzeit feierte hier der „zähnefletschende" Krieg und ruhten die wildesten Paladine als Preisrichter unter Palmen. Es wurde wacker poculirt mit feurigem Wein von Andarun, man improvisirte und rhapsodirte um die Wette, man vergnügte sich

bei Pfeil- und Würfelspiel und schlug sich die Köpfe ein, denn selten gab's da eine Preisconcurrenz ohne blutige Schlägereien. Das gekrönte Lied ward dann — so wenigstens nehmen die meisten Orientalisten an — mit Goldlettern auf Seide gestickt und im Idolentempel der Kaaba angeheftet, um später in eine fürstliche Schatzkammer zu wandern. Auf der Poetenmesse von Okadh, wo die Verse so billig und so theuer waren, da fing mancher Wanderpoet mit schwerer Zunge an und blieb stecken, die Zuhörer aber brachen in Beifallsjubel aus. Es war dies durchaus keine Ironie, vielmehr hatte der Neuling durch seinen Sprachfehler seine edle Abkunft bekundet, denn von Alters her hielt man in Arabien das mit dem Namen „roddah“ bezeichnete Gebrechen der „schweren Zunge“ für ein Erbmerkmal des vornehmsten beduinischen Blutes. Schanfara, der „Dicklippige“, der trotzige Hungerbezwinger und Blutschlürfer, in welchem die verwegenste Poesie des Beduinenthums ihre Verkörperung gefunden, und der sanfte Dschemil, der beduinische Petrarca, sie Beide waren mit diesem hochadeligen Sprachgebrechen behaftet.

Die großen Namen der „Wüstenschule“ sind unter den Palmen von Okadh preisgekrönt worden: Antar, der abenteuerliche Poet, wie Zohair der Weise, der energische 'Orwa wie der lebensvolle Alkama, Nabiga und Tarafa, Ascha und Schanfara — wer nennt die Namen alle? Der „kleine“ Dschemil — „Dschumail“ — wie sie ihn nannten, leuchtet unter den Minnesängern als wenig nachgeahmtes platonisches Vorbild hervor. Viel anspruchsvoller in der Liebe war dagegen der schwärmerische Lebid, dessen feurige Verse die stolze Aischa sämmtlich auswendig gewußt. Als letzter großer Beduinendichter erscheint Imra'l Kais, der „Fahnenträger der Hölle“. Eine gigantische Gestalt, ragt er fast wie ein verdunkelnder Schatten in die erste Zeit jener Erfolge hinein, welche der Religionsmacher von Mekka davongetragen. Mohamed haßte ihn denn auch, wie nur ein eifersüchtiger Poet hassen kann, und schleuderte ihm eine ganze Koransure ins Angesicht.

Mit dem „Fahnenträger der Hölle“ erweitert sich der Gesichtskreis des altbeduinischen Rhapsodenthums, und es beginnt eine Epoche, deren größter Wüstenpoet Mohamed selbst gewesen ist. Imra'l Kais kannte das schwelgerische Hofleben der syrischen und persischen Fürsten; mit seinen späteren Kassiden fällt denn auch ein heißer Genußtropfen, der nach Moschus duftet, in die gesunde beduinische Dichtung. Als Mohamed mit der gewaltsamen Poesie seiner Offenbarung hervortrat, war es bereits in Okadh stille geworden, und die Glanzzeit der sangreichen Meßstadt, welche auf die Neige des sechsten Jahrhunderts fällt, verblich. Der Waffenlärm der Weltreligion übertäubte das beduinische Lied. Der Koran brachte eine neue Wüstenpoesie, die, wie eine furchtbar schöne Riesenblume bis zum Himmel emporwachsend, eine Welt mit ihrer starken Betäubung erfüllte. Umsonst bemühten sich die Gegner Mohamed's, ihn als Feind der Dichtkunst hinzustellen, weil er gegen die Laureaten des Beduinenthums eiferte. Freilich war dabei viel Eifersucht im Spiele — denn wie „klein“ der große Prophet sein konnte, bewies ja der Verdruß, den ihm die Ausfälle eines Blaustrumpfes, der spottsüchtigen Asma, verursachten — aber wenn er als Poet seine Nebenbuhler haßte, so haßte er sie noch mehr als Religionspolitiker. Sie waren seiner Sache gefährlich, er mußte sie bekämpfen. Den schmucken Lebid brachte er bald auf seine Seite, obwohl Einige diese Bekehrung unter die rechtgläubigen Verdienste der schönen Aischa zählen. Was Kaab und Hassan, des Propheten Leibdichter, anbelangt, so waren sie Dichterlinge. Von Letzterem ist ein schönes Wort berühmt geblieben: „Unter dem Throne Gottes ruhen Schätze, deren Schlüssel die Zungen der Dichter sind.“ . . . Leider jedoch ist dies Wort nicht von dem Leibpoeten, sondern von Mohamed selbst, jener hatte es nur überliefert.

Mekka, die „Mutter der Städte“, ward nun das Wanderziel der Rhapsoden. Eine rechtgläubige Soldatenpoesie kam in Schwung, welcher andererseits eine höfisch-städtische Poesie als Gegengewicht diente.

Hatten die Dichter bis da fast nur aus dem nordarabischen Sagenkreise geschöpft, so gelangten nun allgemach die südarabischen Traditionen von den himjarischen Königen und Kurfürsten zur Geltung.

Das Khalifat brachte bewegte und genußsüchtige Zeiten für die heiligen Städte, in denen es, wie die Beduinen sagen, so viele verbotene Dinge giebt. Seit Towais zuerst in arabischer Sprache unter Begleitung des Tambourins ein Lied gesungen, kamen die Mekkaner und Medineser Sänger stark in die Mode. Ibn Soraig ward damals gefeiert wie heute unsere ersten Tenöre. „Mekkanische Nächte“ wurden gleichbedeutend mit dem Inbegriff irdischer Wonne. Neben den religiösen Nachtversammlungen, welche seit Mohamed in Aufnahme gekommen, gab es Nachtwachen der Erzähler, wo es lange nicht so orthodox zuging. Die beiden Ubeids waren die berühmtesten dieser Nachtrhapsoden; sie überlieferten zuerst die himjarischen und persischen Sagen. Als die beliebtesten „Minnesänger“ pries man Omar Ibn Abu Rabia, welchen ich den „Frauenlob“ Arabiens nennen möchte, und später den leichtblütigen Argy, dem Khalifenblut in den Adern floß. Beide predigten einen Liebeskoran, dessen Anhörung die alten Herren von Mekka ihren Töchtern aufs strengste untersagten; Beide wußten sich der galanten Abenteuer kaum zu erwehren. Manche Schöne mußte denn auch ob der Indiscretionen dieser losen Poeten den siebzigfachen Reinigungseid ablegen, — an der fatalen Ecke zwischen der Kaaba und dem Standplatze Abraham's. Gegen Argy that dies die schöne Gutsbesitzerin Kolaba mit glänzendem Erfolge. Bald darauf fand dieser galante Rhapsode seinen Tod im Kerker.

Nach den heiligen Städten kam Damaskus, welches der Prophet als Haus der „Glückseligen“ gepriesen, als arabisches Dichterparadies an die Reihe. Die omajadischen Khalifen nahmen bekanntlich das Leben von der leichten Seite, wofür sie mit der Wallfahrt und ihren Freitagspredigten genügend Buße gethan zu haben glaubten. Sie trieben's zwar nur 120 Jahre, aber der üppigen Gartenoase des Barrada sind heute noch die Spuren jenes heiteren Glanzes verblieben. Die Wallfahrt war ein gar vergnüglicher Glaubensartikel für die Reichen und Mächtigen, insbesondere für die Frauen, welche ja zur Omajadenzeit ausgiebige Freiheit genossen. Sie wallfahrteten und verliebten sich zu Mekka in die schmucken Sänger und Rhapsoden, welche dann dem unwiderstehlichen Zuge nach dem Khalifenhofe folgten; so der schönlockige Abu Dahbal, welchem es die Khalifentochter Atika, die später das Reich beherrschte, angethan hatte; so der weichmüthige Waddâh, welcher durch sein schwärmerisches Gedicht „An Rauda“ und sein tragisches Ende zwiefach berühmt geworden. Letztere Geschichte ist eines der düsteren Geheimnisse des „grünen“ Palastes, den Walid I. erbaut.

Nach Waddâh machten die Damascener Poeten einige Zeit in Weltentsagung; doch das dauerte nicht lange, und bald gewann das erotische Element wieder das Uebergewicht. Die Historiographen, insbesondere die schiitischen, welche der omajadischen Dynastie spinnefeind waren, wissen Ungeheuerliches über den Damascener „Minnehof“ zu berichten. Die Khalifen werden als wüste Lebemänner und unverwüstliche Zecher, das ganze Geistes- und Liebesleben als mit jenem Moschus durchduftet geschildert, welchen die rechtgläubigen Fürsten in den Wein ihrer Orgien mischten. Die Frauen nahmen ihren guten Theil an dieser Lust, sie schlürften zwar bei den Nachtwachen der Rhapsoden keinen Taifer Moschuswein, sondern nur kühlen Rosenzucker-Scherbet, aber das Blut brannte ihnen um so heißer in den Adern. Unter goldgeriesten Muskitonetzen, die zwischen den Säulen des Gartenhofes gespannt, kauerten sie lauschend; die Rosensträuche dampften und der Brunnenstrahl schimmerte im Mondenlicht; Leuchtkäfer schwebten durch das junge Weinlaub und, vom hellen Schein gelockt, schlich die zahme Gazelle heran. . . In solchen Nächten gingen ihnen die Wunder der jemenitischen Sagen auf, welche Abyd Ibn Scharja und Awâna so anziehend zu erzählen wußten. Diese wüstenversunkene Sabäercultur, das südarabische Räthsel, wie die Orientalisten sagen, mußte in der That für die Nordaraber etwas Berauschendes haben, das starke Königthum der himjarischen „Tobba'“, welches von den Dichtern glänzender als die Sonne gepriesen wird, hatte ja seinen Ruhm in die fernsten Zonen getragen. Die Khalifen Muâwia und Jezid konnten sich nicht satt hören an den Großthaten eines Asad Kamil,

der bis ins Reich der Finsterniß vorgedrungen, eines Schemmer, der China mit Krieg überzogen, eines Raid, der Thibet unterjocht. Es waren aus Feen gezeugte Menschenkinder, deren Race Bilkis, die Königsrose der Sabäer, entsprungen, Bilkis, dies morgenfrische Weib, das so geheimnißvoll bestrickend aus dem Goldnebel der himjarischen Sage hervortaucht. Leider sind uns die Quellen jener Rhapsoden verloren gegangen, um so lauter dürfen wir denn auch das Verdienst anerkennen, welches sich der berühmte A. v. Kremer durch Uebersetzung und Herausgabe der himjarischen Kassîde aus der Wiener Hofbibliothek erworben hat.

Das glückliche Jahrhundert von Damaskus brachte drei gekrönte Poeten hervor: Farazdak, Dscherir und Achtal, den Christen. Die beiden ersteren, von denen Farazdak durch volksthümliche Naturfrische und Dscherir durch Wohllaut der Sprache sich auszeichnete, versetzten durch ihre Nebenbuhlerschaft die ganze moslemitische Welt in Aufruhr. Die Soldaten Moallab's schlugen sich die Schädel ein ob der Frage, wer größer sei, Farazdak oder Dscherir, und der Khalif selbst wagte nicht zu entscheiden aus Furcht vor der zurückgesetzten Partei. Was gegen die Neige des omajadischen Khalifates an Handwerkspoeten, confessionellen und politischen Rhapsoden, höfischen Leibdichtern obenauf schwamm im poetischen Goldfischteiche von Damaskus, riß der jähe Untergang in die Vergessenheit hinab; unbillig wäre es jedoch, mit keinem Worte der großen Liebessängerin zu gedenken, welche, aus omajadischem Blute entsprossen, den berühmten Minnehof in Cordova gegründet. Sie hieß Wallada.

Der letzte hervorragende Poet der Omajadenzeit, Moti' Ibn Ajâs, leitet schon auf die Abbassiden in Bagdad über. Er lebte unter dem zweiten Walid, dem tollsten Khalifen von Damaskus, der die kleine Salma liebte und Ibn Aischa, den schönwangigen Sänger, seinen Freund nannte.

Mit den Abbassiden bekam die Dichtkunst eine neue Richtung. Unter dem Einflusse der Religionsindifferenz und des prickelnden Witzes, womit die verlotterte Gesellschaft von Kufa brillirte, entwickelte sich eine in allen Farben schillernde Sentimentalität. Der geniale, allezeit schlagfertige, aber nicht immer scrupulöse Abu Nowâs, welchen man den arabischen „Heine“ nennen könnte, war der Liederkönig der Zeit Harun's, des Gerechten. Als Tagespoet der feinen, verdorbenen Gesellschaft und als froher Weindichter der üppigen Weltstadt am Tigris leistete er das Unglaublichste. Abu Nowâs und sein Vorgänger Ibn Ajâs hatten zuerst gewagt, die unnatürliche Liebe zu besingen und selbst den Glauben zu verhöhnen. Sie feierten den Rausch der unerlaubten Poesie. Ihr Leben zerschmolz im Kuß und versank im Weinpocale. Wie „Die Sterne der Nacht“ kreisten die krystallenen Becher unter den Zechgenossen, deren weinschwere Häupter von Safranpomade dufteten:

„Und zwischen Cymbel und Laute ward weitergetrunken,
Bis die Sonne im Westen hinabgesunken.“ . . .

Dieser gefährlichen Schule stand später, als Verkörperung des Volksgewissens gegen die Verderbniß der Vornehmen, der ernstbeschauliche, strenge Abul'atâhija gegenüber, der Geschirrhändler in Kufa gewesen war. Aber die Minnesänger und Hofrhapsoden behielten die Oberhand, seit ihnen mächtiger Schutz geworden von 'Olaja, der Halbschwester Harun's, welche selbst reizend zu improvisiren wußte.

Indeß war die Freiheit der edelgeborenen Frauen unter den Abbassiden bekanntlich arg beschränkt worden; die Damen verschwanden hinter den Haremsgittern, Sclavinnen und Sängerinnen beherrschten das rechtgläubige Männerthum in Bagdad wie in Ghassan, in Kufa wie im lachmitischen Hira. Die Frauenhändler von Kufa lieferten prächtige gelehrige Mädchen, von denen die zierliche Habâba und Salâma, „das Blauauge“, berühmt geworden sind. Letztere, welche unter dem Khalifen Mansur in der Mode war, verschuldete eine Unzahl jammervoller Gedichte; sie übte so unwiderstehlichen Reiz mit ihrem Gesang und ihrer Liebe, daß sie einmal für einen Kuß eine Perle im Werthe von 80000 Dirhem (Franken) erhielt. Der ihr dies Kleinod bot, war ein Bankierssohn. Je mehr der schwelgerische Luxus der persischen Großkönige bei den Abbassiden um sich griff, desto ungezügelter geber-

dete sich diese liebetolle Poetenwirthschaft. Man verfiel in die unglaublichste Manier. Ich übergehe die Namen dieses seichten Rhapsodenthums, an welchem sich die Khalifensöhne wacker betheiligten, um zur Ehrenrettung der Zeit die drei bedeutendsten Dichter der Abbassidenepoche im zehnten und elften Jahrhundert zu nennen; es sind dies: der höfisch-feine, allerdings oft überschätzte Mottenebbi, sodann Abu Firâs Hamdany, in dem sich noch einmal die alte stolze Zeit verkörperte, und der blinde Syrer Abul' Alá Ma'ary, welcher als der letzte große Denker und Dichter der arabischen Culturblüthe bezeichnet werden kann. Die Epigonen liegen vergraben in der Nacht, in welche Hulagu, der Mongole, die Herrlichkeit der Abbassiden auf ewig getaucht.

Und was blieb der arabischen Neuzeit von der großen poetischen Erbschaft? Schauen wir uns im modernen Kairo um. Nach Bagdads Niedergang wurde die Stadt am Nil der Centralpunkt der arabischen Dichtkunst. Das Rhapsodenthum war dort schon seit Langem in Blüthe gewesen, insbesondere unter Hakim in den Haschischhäusern der Sabäer und dann unter Salah-Eddin, dem berühmten Ejubiten. Später lieferten die Großthaten des baharitischen Sultans Bibars den Improvisatoren reichen Stoff. Heute bilden die Poeten und Rhapsoden Kairo's eine besondere Corporation, welche ihre Zunftstatuten und ihre von der Regierung ernannten Zunftmeister, die man auch Impressarios nennen könnte, besitzen. Die eigentlichen Poeten wollen nicht viel heißen, sie sind zumeist Kostgänger der „Azhar“ und treiben gern höfische Reimkünst zu Gunsten der rumeliotischen Dynastie. Indeß wird in neuester Zeit von einer literarischen Renaissance gesprochen, welche sich bei den guten persischen Autoren ihre Inspirationen holt und beim Volke großes Interesse finden soll. So viel ich von diesen dichterischen Bestrebungen kenne, muß ich gestehen, daß der Stil wirklich an bessere persische Meister erinnert. Man kann bisweilen in den kleinen Kaffeeschenken einem „Azhariten“ in zerlumptem Burnus begegnen, welcher sein bescheiden situirtes Publikum mit der Blume dieses Stils nach modernem Geschmacke erfreut.

Weit interessanter und origineller jedoch sind die eigentlichen Rhapsoden Kairo's, denen poetische Phantasie und reproducirende Gewandtheit nicht abgesprochen werden können. Der Mehrzahl nach sind sie Specialisten, von denen jeder nur ein sehr eng umschriebenes Feld der Legende bestellt. Man unterscheidet etwa fünfzig, welche nichts als den Beduinenroman des Abu-Zeid vortragen. Derselbe spielt im dritten Jahrhundert der „Flucht“ und behandelt in zehn Bänden, halb Prosa, halb gebundene Sprache, die elf Heirathen und anderen Großthaten des schwarzhäutigen Abu-Zeid, der es nie zu einem anderen Leibessprossen als einem arm- und beinlosen Krüppel bringen konnte. Das Werk ist eine werthvolle Illustration des Wüstenlebens in Mittelarabien und im Jemin. Die durch die Copisten stark alterirten Verse werden meist im Vulgär-Arabischen vorgetragen. Es beschäftigt dieser Roman außerdem noch eine Anzahl von Erzählern, die nur einzelne Episoden daraus zum Besten geben, und endlich gewisse Stegreifdichter, welche ohne Buch recitiren und die Verse auf der einsaitigen Geige begleiten. Die „Antaristen“ oder Rhapsoden des Antar-Romans machen gegenwärtig eine Corporation von nur sechs Köpfen aus. Sie lesen die Prosastücke des die Rolandsthaten des Hedschazitenfürsten behandelnden Werkes und singen die für das Volk schwer verständlichen Verse ohne instrumentale Begleitung ab. Die Antar-Sänger haben übrigens noch die Specialität der in fünfundfünfzig Bänden geschriebenen Geschichte der schönen Delhem und greifen bisweilen in den Wunderschrein von „Tausend und Eine Nacht“ hinein.

Eigentliche öffentliche Erzähler, „Mohaddetin“, gab es in Kairo zu meiner Zeit etwa vierzig. Als ihr specielles Gebiet pflegen sie die episodenreiche Geschichte von Ezzahir, sowie den Roman des Sultans Bibars, welcher sechs in der Vulgärsprache geschriebene Quartbände umfaßt, indeß wie alle die genannten Werke sehr selten complet, bei den Rhapsoden selbst aber niemals anzutreffen ist. Unter den „Mohaddetin“ sind übrigens Universalgenies, welche einen Freibrief auf Ausbeutung aller Sagengebiete be-

sitzen; sie kennen die Schicksale des persischen Roland Rustan-Zal und die Eulenspiegeleien Bahluldan's, welcher Hofnarr beim Khalifen Harun gewesen; sie haben sich die Pyramidenlegenden zurechtgelegt, die berühmten „Annalen“ der koptischen Brüder geplündert und überhaupt jeden Stoff sich mundgerecht gemacht, dem irgend eine wundersame Seite abzugewinnen ist. Manche unter ihnen sind blind und beziehen Renten von Tempelstiftungen. Ein vor wenigen Jahren noch besonders populärer Improvisator war Balah, d. h. „Datteln“, so genannt, weil er in seiner Jugend diese nationale Frucht verkauft hatte. Seine Rhapsodien waren jedoch weit saftiger und pikanter als diese schalsüße Frucht.

Balah trat nur in den Nächten des Fastenmondes hervor, sonst konnte man ihn das ganze Jahr nicht zu Gesicht bekommen. Bisweilen erschien er mit seiner Tochter, welche ihn auf der zweisaitigen Fidel begleitete. Er war ein bizarrer Greis mit einem grünen Prophetenturban auf dem Scheitel. An seinem Gürtel klimperte ein Büschel von Anhängseln, worunter sich auch eine silberne Brille befand, welche er sofort auf die Nase setzte, wenn er inmitten der Zuhörer Platz genommen, glücklicherweise aber beim Recitiren wieder herabnahm. Da hatte er denn tiefe, ruhige Magieraugen und gemahnte an die Priesterköpfe eines Gariak oder Philemon. Einen ganz merkwürdigen Zauber besaß seine Stimme, deren tief metallischer Klang Einem lange im Ohre blieb. Seine Tochter strich, ihm zu Füßen gekauert, die Geige; die schlanke braune Hand des Mädchens schlüpfte, von Ringen funkelnd, wie eine gekrönte Natter blitzschnell die Saiten auf und nieder, so daß sie leise aufschrillten. So sah ich Beide; später überkam sie ein dunkles Geschick. Balah erschlug sein Kind, der Großkadi aber sprach ihn frei, denn es hieß, der Rhapsode habe Schande zu tilgen gehabt. Er starb als blinder, gramvoller Mann. Erwähnen will ich noch, daß er Mohamed Ali in einem Epos verherrlichte.

Und nun wieder zu den Beduinen zurück, von denen wir ausgegangen. Wie zu Schanfara's Zeiten, so lieben sie auch heute noch ein Lied auf starken Schwingen. Die Ankunft des Rhapsoden feiert der Jubelruf der Weiber, und man füllt ihm freigebig die Hand. Die Stoffe sind natürlich die alten: Stammesfehden, Trutzromane und sagenhafte Ueberlieferungen. Die Oase des Dschauf, welche zwischen Syrien und Hocharabien gute Rast bildet, ist ein Rhapsodenland. Die Dschaufiten sind prächtige Erzähler, und Vieles, was die heutigen Rhapsoden des Euphratgebietes zum Besten geben, stammt aus dschaufitischer Quelle. Die eigentliche Beduinenpoesie hat sich nicht unerheblich modernisirt, ist in den Formen reicher geworden, hat jedoch von der alten Kraft eingebüßt. Am originellsten sind die Heldengesänge „Asamer“, welche von den „Hoda“, den alten „Trutzliedern“, wohl zu unterscheiden sind. Die „Asamer“ werden hinter den Zelten von den Frauen in Chören von sechs, acht oder zehn Personen gesungen; es sind Dreizeiler, durch deren eintönige Melodie der Name des gepriesenen Kriegers verworren und fast unverständlich herausklingt. Die beiden ersten Zeilen werden fünf Mal, die letzte fünfzig Mal wiederholt und schrillt so jäh aus, als wären tausend Saiten entzweigesprungen.

Der hervorragendste Wüstenrhapsode der Jetztzeit ist Scheik Assad. Er ist dem bettelarmen Stamme der „Bordins“ entsprossen, welche an der großen Biegung des Euphrat, gleichsam hart auf der Grenze der Pferdezone hockend, wenn ihre Sesammühlen der Mißernte halber feiern, beim Roßdiebstahl auf syrische Rechnung die Ohren riskiren. Scheik Assad ist der Sohn eines solchen Pferdediebes, dem man eines Tages die Ohren vom Kopf rasirt hatte. Er hieß denn auch der Sohn des „Ohrenlosen“. Schimpfliches war daran nichts, wenigstens nicht für Assad, den Rhapsoden, denn kein Emir fand besseren Empfang, wenn er ein Zelt betrat. Ich hörte ihn auf der Pferdemesse von Annah improvisiren, wo er die beduinischen Roßkämme in helles Entzücken versetzte. Und ich muß gestehen, ich war selber hingerissen, habe ich doch selten mit so schlichtem Reiz erzählen hören. Seine Improvisation behandelte einen südarabischen, höchst anziehenden Stoff, welcher, den ersten Zeiten des Islams entstammend, dem Erzähler zweifelsohne von

Dschauf her in die Hände gelaufen war. Ich glaube diese Studie nicht stimmungsvoller als durch diese ebenso schöne als echte Sage abschließen zu können.

Ich erzähle also, „wie Makalla am südarabischen Meere gegründet worden.“

„Einst lag an jenem Strande eine blühende Stadt der Aditen. Sie waren Sternanbeter. Ihre Götzen schauten vom Fels ins Meer und nickten mit den Häuptern, wenn die Sonne auf- und niederging. Sie hatten das Wasser der Meeresbucht in einen süßen Trank verwandelt, doch sie blieben taub und ohnmächtig dem Flehen, durch ihre Macht die lebendige Fluth nach dem steilen Gelände der Stadt emporzutragen. Die Wasserbecken mußten von den Schläuchen der Saumthiere mühselig gespeist werden. Da leuchtete der neue Glaube über Arabien. Und der Herr sendete einen Diener nach der Stadt der Sternanbeter. Der hieß Abderrahman, das ist: der ‚Knecht des Barmherzigen‘. Der Aditenfürst aber schlug den Gottgesandten in Ketten und befahl, ihn am selben Tage noch an der höchsten Felsklippe anzuschmieden, bis ihm die Sonne das Augenlicht geschlürft; die Steinbilder neigten dazu die abendumglühten Häupter. Und der König rief mit Hohngelächter: ‚Späh' hinaus aufs Meer, ob Erlösung komme, du Frommer! Fleh' an deinen Allmächtigen, daß er das süße Wasser der Bucht herauf in unsere Becken strömen lasse, und, beim ewigen Abendstern, du bist frei!‘ Abderrahman rief laut in die Nacht hinaus: ‚O Alllichtvoller, öffne deine Hand, die voll Wunder ist.‘ ... Und eine Stimme kam flüsternd übers Meer: ‚Sei getreu, Gott ist der Herr des Abendsterns.‘ Und es war ein Rauschen, ein Wogen, ein Schwellen, ein Emporschäumen an der mondhellen Klippe, dann ein tiefes Strömen, bis es wieder stille geworden und die Sterne ruhig im Meere schwammen.

„Als die Morgensonne die Idole bestrahlte, brauste ein Jubelruf durch die Stadt .... die Becken waren voll bis zum Rande. ... ‚Wunder,‘ riefen die Aditen und kosteten den Trank. Der aber war jetzt in bittere Salzfluth verwandelt. Racheheulend stürzten sie nach der Klippe, wo Abderrahman schwebte. Sein Blut sollte den bösen Zauber sühnen. Da brach ein geller Schrei aus dem Himmelsgewölbe, und die Götzenbilder stürzten mit Donnergetöse ins Meer. Und das Meer kochte, schäumte und warf Gischt bis zur Felszinne empor. Dann mit einem Male fuhren die Wogen über die Stadt, Wassersäulen schossen gen Himmel, es borst der Fels und die Herrlichkeit der Aditen versank. ...

„Auf der hohen Klippe aber, wo der Diener des Ewigen dies grausige Wunder geschaut, erschien, lichtumflossen, ein wunderschöner Jüngling und berührte die Fesseln; sie schwanden wie junger Schnee. Der Lichtvolle stieß seinen Stab in den Fels, und der Stab wuchs und wuchs, bis er zum schlanken Thurme ward.

„Abderrahman fühlte sich sanft emporgehoben, und es erklang wie Psalterton:

„‚Sprich die Worte!‘ Und er sang weithin über das Meer:

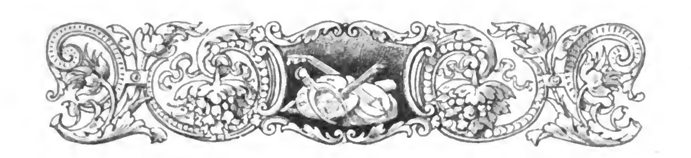
„‚Es giebt keinen Gott außer Gott.‘ ...

„Die Schiffer aber fern draußen lauschten und legten am Strande an. Wieder ward das Wasser der Bucht zum süßlieblichen Tranke, und es kamen Viele und sie erbauten eine Stadt mit Tempelzinnen, die nannten sie ‚Makalla‘.“

Wir aber schließen nach arabischem Erzählerbrauche und sagen:

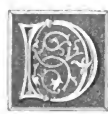
„Im Namen des allbarmherzigen Erbarmers, Amin!“ ...





Literarische Mittheilungen.

Eine illustrirte Faust-Ausgabe.



ie schönste Auslegung kann einem Kunstwerke nur die Kunst selbst geben, sagt mit Recht einer der besten Erklärer des Goethe'schen „Faust“ — „es existirt wohl kein deutsches Werk, das so malerisch gedichtet, so reich an bildlicher Darstellung wäre und die Künstler productiv so angeregt hätte wie der Faust.“ Und fast möchten wir hinzufügen, wie die Faust-Legende selbst, die schon Rembrandt, Christoph v. Sichem und andere Künstler zu einer Zeit bildlich darstellten, als die „wahrhaftige Historie von den greulichen Sünden, so Dr. Johannes Faustus hat getrieben“ noch im Volksmunde lebte, ihrer unsterblichen poetischen Verklärung harrend.

Ueber die malerische Seite des Goethe'schen „Faust“ ist im Gegensatze zu den anderen Seiten des großen Weltdramas bis jetzt nur wenig geschrieben worden. Das Beste hierüber hat Hugo v. Blomberg — ein Maler und Poet — geliefert, der den gründlichen und interessanten Nachweis führte, wie sehr das Werk auf die ganze moderne Kunst regenerirend gewirkt, daß Alles im „Faust“, von den Meerkatzen bis zum gräulichen Höllenrachen, der sich links aufthut, nicht nur mit den Ideen, sondern auch mit den künstlerischen Darstellungen des Mittelalters im Einklange steht, und daß selbst die landschaftlichen und baulichen Hintergründe „echt“ seien, inspirirt durch historische Vorbilder.

Von diesem Gesichtspunkte aus feiert das Drama Goethe's einen neuen großen Triumph, und ist jedes neue Unternehmen, die künstlerischen Ideen desselben bildlich zu gestalten, von dem größten Interesse und nicht gewöhnlicher Bedeutung. Die zum Theil ausgezeichneten künstlerischen Darstellungen aus dem „Faust“ von Cornelius, Schnorr, Retzsch, Näke, Delacroix, Nehrlich und Nauwerk hat Goethe selbst noch gesehen und beurtheilt — die bedeutenderen von Kaulbach, Seibertz, Kreling, den leider während der Arbeit der Tod ereilte, sind erst nach Goethe's Tode erschienen. Den größten Umfang und wohl auch die angemessenste Verbildlichung des Gedichtes aber bietet die erst vor einem Jahre beendete Ausgabe des Faust von Alexander Liezen Mayer, in 50 Cartons illustrirt (München, Theo. Ströfer's Kunstverlag), die uns in einem ebenso gediegen als geschmackvoll ausgestatteten Prachtbande in zweiter Auflage vorliegt.

Wenn man bedenkt, wie schwer ein solches Unternehmen originell durchzuführen ist, nachdem die Gestalten des „Faust“ und des „Gretchen“ durch Kaulbach und Ary Scheffer typisch geworden, nachdem fast jede einzelne hervorragende Scene des Dramas ihren Künstler gefunden — und darunter sind Namen wie Genelli, Lüderitz, Hosemann, Schrödter, Gabriel Max u. A. —, so wird man nach einem Studium dieser neuesten Ausgabe freudig dem Künstler zugestehen, daß er seine Aufgabe in glänzendster Weise gelöst und seinem jungen Ruhmeskranze ein nie verwelkendes Lorbeerblatt zugefügt hat. Die Haupttendenz der Schule Piloty's, jedes Talent nach seiner individuellen Eigenart zu pflegen, ist bei Liezen Mayer zur vollsten Entfaltung und Bewährung gelangt — er ist gegenwärtig — und zumeist durch diese Schöpfung — ohne Frage einer unserer hervorragendsten Illustratoren in Deutschland.

Von den dreizehn großen Stahl- und Kupferstichen, die von Bankel, Deininger, Goldberg, Forberg und Ludy sehr sauber ausgeführt sind — jeder einzelne Mitarbeiter an diesem schönen Werke verdient die ehrenvollste Erwähnung —, haben uns diejenigen am meisten angesprochen, welche die Gretchen-Scenen darstellen. „Gretchen am Spinnrad“ scheint uns in der Aus-

führung der gelungenste — auch dieses Bild dürfte in Zukunft typisch für die Auffassung der Scene werden —, die „Gartenscene“, die Scenen bei Frau Martha Schwertlein, „am Brunnen“, „im Zwinger vor dem Muttergottesbilde“, „am Rabenstein“ und endlich „im Kerker“ sind voll Poesie und Zartheit in der Erfindung wie in der Ausführung. Der Künstler erreicht in der Weichheit der Zeichnung und dem Adel der Formengebung Wirkungen, die sich den besten malerischen ebenbürtig anreihen. Das ist das Gretchen der Dichtung, wie es in unserer Phantasie lebt, „so sitt- und tugendreich, und doch so schnippisch auch zugleich“, die herrlichste Verkörperung von Unschuld und Liebe, welche die Poesie je geschaffen, das Weib, „das in der Anmuth Fülle die Dichtung selbst beschämt“!

Auch von den zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen, deren Ausführung wohl nur sehr selten etwas zu wünschen übrig ließe, dürften die der Gretchen-Scenen den Preis davontragen. Es scheint in der That, als ob hier die Muse des Dichters die schaffende Phantasie des Künstlers beschwingt und beflügelt hätte. Die Keuschheit und der Adel, der über diesen Gestalten ausgebreitet liegt, die Wahrheit und Plastik derselben lassen sich gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen schildern — man muß sie sehen, oft und lange sehen, um sich an der Ausführung in ihrer Totalität wie in allen Einzelheiten zu erfreuen. Und sicher hätte Goethe selbst von unserem Künstler dasselbe geurtheilt, was er von dem Maler Gustav Nehrlich gesagt, der ihm sechzehn Darstellungen aus „Faust“ gesendet: „er habe sich in das Gedicht ernstlich versenkt und befinde sich darin wie zu Hause.“*

Ob der Künstler in den Bildern von Faust und Mephisto unsere Phantasie voll befriedigt, ob er den Intentionen des Dichters stets entsprochen — wer vermöchte das unbedingt zu entscheiden? Diesen Gestalten der Sage gegenüber wird der moderne Künstler, in dem der Realismus so entschieden zum Ausdruck gelangt, stets nur als ein Rathender und Versuchender dastehen. Und wer vermöchte überhaupt Scenen wie die des Prologs im Himmel, des Monologs in der Studirstube, des Paktes zwischen Faust und Mephisto, der Beschwörung sich zu verbildlichen? Hier wird die Darstellung — die schauspielerische wie die malerische — immer hinter dem erschütternden Eindrucke der Dichtung zurückbleiben, die sich in diesen Scenen zum Weltdrama erweitert, für das wir uns als Schauplatz das ganze Universum, als Darsteller die gesammte Menschheit denken möchten!

Aber auch in diesen für die Kunst überaus schwierigen Partien des Werkes, und selbst da, wo er seine eigenen Wege geht und wir mit dem Künstler zuweilen rechten möchten, weil sein Gebilde und das unserer Phantasie sehr verschieden von einander sind und oft nicht die entfernteste Aehnlichkeit aufweisen, hat Liezen Mayer Vortreffliches, ja hier und da nahezu Vollendetes geschaffen. Er hat den Ausspruch Goethe's sich stets lebhaft vergegenwärtigt, daß das Ideale die Krone und das Reale nur das Blätterwerk um dieselbe sei, und von diesem einzig möglichen Standpunkte aus die Gestalten gezeichnet, die unsere Phantasie selbst kaum zu versinnlichen vermag. Wo aber ein frischer Odem in das Drama hineinweht und der Künstler die Morgenluft des Realismus wittert, da führt er uns in kecken und freien, wie in anmuthigen und lieblichen Gebilden das Beste und Reifste vor, was er dem erhabenen Werke entnommen und wieder in dasselbe hineinlegen möchte. So im Spaziergang, so in den Scenen in Auerbach's Keller und vor der Kirche! Und so auch in der Garten- wie in allen Liebesscenen der Dichtung. Eine dieser Darstellungen — die des Gretchen **vor** der Scene am Spinnrade — geben wir hier als Probe der eigenartigen Auffassung und trefflichen Ausführung dieser Illustrationen. In diesem Theil der Dichtung ist Gretchen vor Allem die rührendste Gestalt des deutschen Volksliebesliedes; voll innerer Unruhe und Liebespein späht sie nach dem Geliebten aus, voll Angst zugleich, er könnte wieder in Begleitung jenes unheimlichen Gesellen erscheinen, dem es an der Stirn geschrieben steht, „daß er nicht mag eine Seele lieben“. Und aus dem Geiste dieser Situation heraus — „hangend und bangend in schwebender Pein“ — hat unser Künstler das Gretchen dargestellt. Von rührender Schönheit und ergreifender Wahrheit ist dann — in der Fortsetzung dieser Scene — der große Stahlstich, der uns „Gretchen am Spinnrade“ vorführt, wie sie jenes einfache und doch erschütternde Lied zu recitiren beginnt:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Und wiederum das Blätterwerk um die Krone der künstlerischen Darstellung sind die außerordentlich stilvollen Ornamente, mit denen **Rudolf Seitz** das herrliche Werk geschmückt hat. Sie umrahmen wie die beflügelten Ara-

* Die betreffende Kritik Goethe's befindet sich in dem 28. Bande der vorzüglichen Hempel'schen Goethe-Ausgabe, der vollständigsten und besten, die bis jetzt erschienen, auf die wir in diesen Blättern demnächst ausführlicher zurückkommen werden. Die Absicht des Dichters, eine vergleichende Betrachtung über alle ihm vorliegenden Faust-Bilder anzustellen, ist wohl leider nicht in Erfüllung gegangen.

besken der Phantasie die erhabensten und schönsten, die erschütterndsten wie die anheimelndsten Scenen der Dichtung, sie erhöhen den Eindruck jedes einzelnen Bildes in der bedeutungsvollsten Weise, sie dürfen oft den Rang selbständiger bedeutender Kunstwerke in Anspruch nehmen.



Gretchen vor der Scene am Spinnrade.

So hat sich Alles — Xylograph und Druckerei seien nicht ausgeschlossen, und vor Allem nicht die Verlagshandlung, der für das schöne Unternehmen die ehrenvollste Anerkennung gebührt — zu einem seltenen Bunde vereinigt, um ein Kunstwerk zu schaffen, auf das die deutsche Nation stolz sein darf, weil es Zeugniß ablegt von der Bedeutung ihrer erhabensten Dichtung, von der Gestaltungsfähigkeit unserer Künstler von ihrer treuen Hingabe und begeisterten Schaffensfreudigkeit, und nicht zum mindesten von der innigen Liebe der Nation selbst für die Idealgestalten der deutschen Poesie. An diese Liebe appellirt das Werk in erster Reihe mit vollem Rechte und wohl auch mit vollem Erfolge.

Neuigkeiten des Kunstverlags.

Die Verlagshandlung von Paul Neff gelangt rasch zu einer hervorragenden Bedeutung in unserem deutschen Kunsthandel, indem sie den Photographiedruck, diese glückliche Errungenschaft, welche für die Vervielfältigung von Kunstwerken eine ganz neue Aera eröffnet, in der tüchtigsten Weise entwickelt.

Wiederholt haben wir in diesen Blättern auf die vorzüglichen Vervielfältigungen der besten Kupferstiche nach italienischen und niederländischen Malern durch die Neff'sche Verlagshandlung hingewiesen, wie sie unter dem Titel „Classiker der Malerei" erschienen sind. Die neue Serie dieses umfangreichen, schönen Unternehmens hat zu ihrem Gegenstande: **Die französischen Maler des achtzehnten Jahrhunderts.** Eine Sammlung ihrer bedeutendsten Werke, herausgegeben mit erläuterndem Text von Alfred v. Wurzbach. (Stuttgart, Verlag von Paul Neff.)

Diese glanzvolle Epoche der französischen Kunst ist verhältnißmäßig in Deutschland kunstgeschichtlich wenig bekannt, obgleich die Schlösser der deutschen Residenzen reich an Bildern aus dieser Epoche sind. Aber die Abneigung, welche auf der Kunst und dem Gewerbe des Rococo lastete, beginnt nun doch allmälig einer freieren Anerkennung Raum zu machen. Niemand wird hier die Classicität der Form oder die Tiefe der Erfassung seelischer Zustände erwarten, welche Italiener oder Niederländer und Deutsche auszeichnen. Grazie und Ueppigkeit einer erfinderischen Phantasie stehen aber hier im Dienst einer intensiven Empfindung von dem Glücke des Lebens, welche lebendig auch aus den geringeren Werken jener Zeit athmet. Wer hat es nicht erlebt: man hänge ein viel gründlicheres, ja in der Technik bedeutenderes Bild aus den letzten Jahrzehnten neben einen Watteau oder Boucher, und diese Genußseligkeit, dieses Schwelgen im Glück einer vornehmen Existenz, welches den Bildern der Epoche von Ludwig XIV. bis zum Ausbruch der Revolution in immer steigendem Grade eignet, wird bald, wenn man ein Zimmer schmücken, nicht ein Bild studiren will, den Sieg davontragen über die gründlichere Auffassung und Durchführung, welche aber nicht von einem so starken Lebensgefühl getragen ist.

Das ist es vornehmlich, diese Bilder reden von einer glänzenden Zeit, in welcher die europäische Gesellschaft in Paris concentrirt war, Alles sich dort sonnte in Schönheit und Ueppigkeit. Sie sind der Ausdruck einer der merkwürdigsten Epochen der europäischen Gesellschaft, welcher das Beil und dann die noch systematischere Guillotine ein jähes Ende bereitete. Keine Ahnung solchen Ausgangs liegt in diesen üppigen Gemälden, so wenig als sie in glänzender Verbindung von Schönheit, Glück und Geist zum Vorschein kam, die das Paris unmittelbar vor dem Zusammensturz ausmachte.

Die Bewegung, welche durch diese Malerei hindurchgeht, liegt in dem Fortschritt von der mehr ceremoniellen, an römische Vorbilder angelehnten Malerei, wie sie die französische Akademie nährte, zu jenem erfindungsreichen Spiel von Verkleidungen der Romane des Hofes in Göttergeschichten oder Schäferidyllen, zu jenen Scenen eines Watteau, die inmitten des heitersten Glanzes der Natur das mannigfach verkleidete oder auch das graciös treu dargestellte Leben des Hofes und der Aristokratie vergegenwärtigen.

Die uns vorliegenden Hefte lassen einen außerordentlichen Vortheil bemerken, welchen diese Reihe von Lichtdrucken vor den zwei früheren Reihen voraus hat. Die Stiche jener Zeit sind außerordentlich effectvoll, und gerade die Stärke der Maler jener Zeit, die Erfindung, macht sich in glücklichster Weise geltend. So dürfen wir denn jetzt schon, nachdem uns zwölf Hefte des Unternehmens zugegangen sind, dem Werke einen vorzüglichen Erfolg weissagen.

Gleichfalls im Verlage von Paul Neff erscheint auch die **Goldene Bibel**, welche Alfred v. Wurzbach herausgiebt. Es sind Lichtdrucke nach Kupferstichen berühmter Werke, welche die ganze Bibel begleiten sollen. Die Lieferungen, welche uns vorliegen, lassen erwarten, daß keine Ausgabe der Bibel in der Schönheit der begleitenden Illustrationen sich entfernt mit dieser wird messen können. Mit feinem Gefühl sucht diese Edition bedeutende, weniger bekannte Werke hervor. So tritt hier neben so berühmte Bilder als die Verstoßung der Hagar von van Dyck, das Urtheil Salomo's von Poussin ein so merkwürdiges Bild als Dietrich's Kain nach Abel's Ermordung u. a. Gerade dies wird einen besonderen Vorzug dieser goldenen Bibel bilden, daß der Reichthum ihrer Bilder nicht der Ausdruck Einer Individualität sein wird: die ganze Christenheit hat an dieser goldenen Bibel mitgearbeitet, und hier wird man den schönsten Ertrag der ganzen europäischen Kunstgeschichte in der Vergegenwärtigung der Scenen der heiligen Schrift vereinigt finden. Auch der Kunsthistoriker wird

diese Blätter mit mancherlei nachdenklichen Betrachtungen sich durch die Hand gehen lassen: das Schicksal der modernen Kunst, in diesen Scenen ihren Hauptvorwurf durch die Tradition empfangen zu haben, ein Schicksal, das im Guten und Schlimmen so bestimmend auf sie gewirkt hat, tritt hier noch lebhafter als sonst vor den Betrachter; andererseits wird die außerordentliche Verschiedenheit der Auffassungen deutlich, welche solchergestalt dieser Geschichte zu Theil geworden sind.

Insbesondere muß es erfreuen, Kunstwerke nun seiner Sammlung einverleiben zu können, deren Stiche selten und schwer zu kaufen sind und von denen photographische Nachbildungen kaum zu erreichen sind. So das herrliche Bild von Andrea Appiani, Jakob und Rahel, welches in der einfachen Größe und idealen Schönheit seiner Behandlung echt rafaelisch genannt werden muß. Jakob hat die Schafe der Rahel getränkt und wendet sich nun, eine edle Jünglingsgestalt, der Rahel zu, sie zu begrüßen. Diese selber in ihrer anmuthvollen Würde ist eine der lieblichsten Schöpfungen der späteren Kunst. Die Ruhe und die Harmonie in den Geberden, der tiefe, fromme Ausdruck der Gesichtszüge, die heitere Lieblichkeit der Landschaft; Alles versetzt in die idealische Welt Rafael's. Ein ergreifendes Bild ist der Daniel in der Löwengrube von Rubens. Wir wüßten nicht, daß irgendwo das Dämonische der Löwennatur, das Grauen, welches dieses gewaltigste Raubthier einzuflößen vermag, einen so mannigfaltigen Ausdruck gefunden und zu einem Ganzen von solchem Entsetzen und Schauer vereinigt wäre.

Doré's eigenthümliche Genialität konnte keinen Stoff finden, der ihr mehr gemäß gewesen wäre als Milton's verlorenes Paradies; so wird man dieselbe in ihren eigensten Offenbarungen genießen in: **Das verlorene Paradies.** Von John Milton. Illustrirt von Gustav Doré. (Leipzig, J. G. Bach's Verlag.) Das Werk soll in zehn Lieferungen erscheinen, von denen jede etwa neun Bogen des Textes in der Uebertragung von A. Böttger und fünf Bilder Doré's enthält. Die sieben ersten Lieferungen, welche uns vorliegen, enthalten Bilder, welche Doré auf der Höhe seines schaffenden Vermögens zeigen. Mit einem solchen Zauber sinnlich bestrickendster Art weiß er die lichte Welt des Paradieses auszustatten, in so wildem Contrast zu ihr weiß er die dämonische Gewalt und Wildheit Satans und seiner Genossen hinzustellen, daß der phantastische Geist in Milton's Dichtung noch überboten zu werden scheint durch seinen malerischen Erklärer. Was für eine furchtbar düstere Scenerie ist es, in welcher Satan durch Tod und Sünde hindurch in die Pforten der Hölle schreitet, oder welche ihn umgiebt, wie er in dem Chaos einer werdenden Welt mit mattem Flügel an einen dunklen Felsenabhang sich anklammert! Und was für Contraste weiß der Maler heraufzubeschwören, wo er ihn auf der Höhe eines Felsens müde gelehnt zum ersten Male hinabblicken läßt in die wie vom Sonnenlicht getränkte Welt des Paradieses! Alles aber wird überboten durch zwei Darstellungen, deren phantastische Zauber in der Geschichte der Illustrationskunst kaum ihres Gleichen haben. Das erste und schönste zeigt den Satan, wie er, aus dem Gebüsch herausschreitend, von dem Licht des Paradieses bestrahlt und geblendet, mit finsterem Blick diese Scenerie von lieblichster Schönheit überschaut. Man glaubt das Wasser zu seinen Füßen murmeln, die Blumen glänzen, die Bäume süßer als sonst irgendwo flüstern zu hören. Und dann das andere. Adam, die schlafende Eva zu seiner Seite, mit berauschtem Blick niederschauend auf diese letzte Vollendung der Schöpfung. Blüthen, von unten sich erhebend und oben wieder herabhängend, und dies Alles in ein so schattenloses Licht getaucht, daß man wohl fühlt, wie diese junge Schöpfung hier ohne Schmerz und ohne Sünde sei.

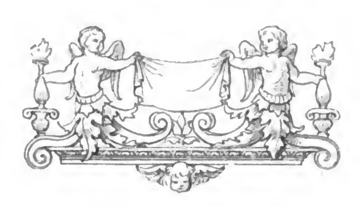
Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. In Schilderungen von Karl Stieler, Eduard Paulus, Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, Lindemann-Frommel, Ar. Calame, Johannes Graf, W. v. Kaulbach, L. Passini, W. Riefstahl, R. Schick, A. v. Werner und Anderen. Zweite Auflage. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Auch heute noch wie zu Goethe's Zeiten macht für alle die, welche ein offenes Auge für die Kunst und für die Natur haben, ein gründlicher Aufenthalt in Italien Epoche. Freilich fesselt uns mehr als den Wanderer jener Zeit die Gegenwart des Landes, der verschiedenartige Charakter seiner Landschaft, der Typus seiner Bewohner. Das vorliegende Werk umfaßt mit einer seltenen Vielseitigkeit alles Schöne, was eine Reise nach Italien bieten kann, und wenn die Einen, die Italien noch nicht betreten haben, doch immer ein stilles Verlangen nach diesem heiligen Boden der Kunst empfinden und daher gern vorbereitende Blicke in diese Welt hineinwerfen, die Anderen aber gern ihre Eindrücke erneuern und in mancher Beziehung klarer gestalten, so werden beide Classen von Lesern hier ihre Rechnung finden.

Die vor uns liegenden Lieferungen enthalten zunächst eine Reihe von landschaftlichen Darstellungen, in welchen dem Holzschnitt die zartesten wie kräftigsten Wirkungen abgewonnen sind. Unter ihnen nehmen immer die von Lindemann-Frommel die erste Stelle ein durch ein ganz einziges Vermögen, das specifisch Italienische in Form und Färbung auf

die anmuthigste Weise auszudrücken. Schon in der Wahl des Vordergrundes spricht der feinste Blick für das Eigenartige jener Landschaften; eine ruhige Einfachheit und hohe perspectivische Klarheit lassen die Bilder bei längerem Beschauen über das Maß ihrer Größe hinauswachsen; das Bild der einzelnen Landschaft wird so bei großer Treue durch die Art des Blickes idealisirt, das Kennzeichen des wahren Meisters. Unter den Figurenbildern ragen einige Passini's hervor, welche als vollendete Kunstwerke bezeichnet werden dürfen. Der geistreichste Blick in der Erfassung fesselnder, sei es erheiternder oder ergreifender Züge wirkt hier in einer so einfachen Wahrheit, als spräche die Natur selber. Nur wirkliche Genialität vermag so die seltenen Momente, in denen das Leben durch seine am meisten charakteristischen Züge erheitert oder rührt, in der denkbarsten Simplicität hinzustellen. Am nächsten kommen Passini einige schöne Scenen von Ferdinand Keller. So vor Allem: Nach der Messe in S. Trinita de' Monti in Rom.

Vielfach berührt sich in der Darstellung von Gegenden mit diesen Wanderungen durch Italien ein anderes in der Ausstattung vortreffliches Illustrationswerk: **Hellas und Rom**. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob v. Falke. (Stuttgart, Verlag von W. Spemann.) Doch ist die Absicht dieses Werkes eine ganz andere als die des vorigen; es will belehren, es will eine zusammenhängende Anschauung des Alterthums nach seinen Hauptgebieten gewähren. Das zeigt schon der mehr lehrhafte Ton des Textes. Und diese Absicht wird zunächst vortrefflich erreicht durch die Reproductionen antiker Kunstsachen, welche sich von Abbildungen der Trinkgefäße und Vasen bis zu Reproductionen hervorragender antiker Statuen erstrecken. Es kann nicht fehlen, daß Nachbildungen solcher Art auf das lebendigste den ganzen Reiz des griechischen Geistes, die Fülle der Schönheit seiner Reste zur Anschauung bringen, und so verbinden sich auf das anmuthigste Belehrung und Ergötzen. An solche Reproductionen schließen sich freie Darstellungen antiker Scenen, ein Unternehmen, das immer gewagt, weil hier in den strengen Grenzen historischer Richtigkeit das Malerische sich bewegen soll und so leicht kalte Richtigkeit die Stelle realistischen Lebens einnimmt. Spielend bewältigt Alma Tadema diese Schwierigkeit, wie auch wieder eine kleine Scene aus einem Gelage in dem vorliegenden Hefte zeigt. Sehr hübsche Scenen hat auch Eugen Klimsch geliefert. Eine andere Classe von Illustrationen bringt Gegenden und Bauwerke nahe. Und hier möchten wir vor Allem die Versuche hervorheben, die Vergangenheit jener Oertlichkeiten und Gebäude wieder aufleben zu lassen, Versuche, welche wohl verdienten, ebenso gut auch die große Kunst des Malers zu beschäftigen als Alma Tadema's Erneuerung häuslicher Scenen. Wirklich berauschend wirkt eine Erneuerung des Forum romanum, des römischen Marktes, mit seinen reichgeschmückten Palästen, dem Wald von Säulen, dem Heer von Statuen, dem bunten Treiben des Volkes; das Tondruckbild ist von Bauernfeind. Ganz anders im Charakter, aber nicht minder anziehend ist der Versuch, ein Bild des alten Sparta zu entwerfen, von Josef Hoffmann; die rauhe Größe der Gegend, so zu sagen die herbe Schlichtheit der Landschaft kommt vorzüglich zur Darstellung.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

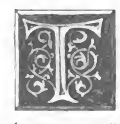


Hans, der Träumer.

Novelle

von

Rudolf Lindau.

homas Midford trat langsam aus einem der hübschen, vornehmen, kleinen Häuser, die sich im oberen Theile der Champs Elysées in Paris befinden, blieb, vor sich hinblickend, den Kopf auf die Seite gelegt, einige Secunden stehen und wandte sich dann dem Platz der Concorde zu. Nachdem er zwanzig Schritte gemacht hatte, kehrte er um und näherte sich noch langsamer, als er gegangen war, dem Hause wieder, das er soeben verlassen hatte. Er überschritt die Schwelle; aber dann schien er von Neuem unschlüssig zu werden, denn er machte im Hausflur Halt, rieb sich nachdenklich das Kinn, pfiff leise vor sich hin und blickte zerstreut um sich. Endlich drückte er den Hut fest in die Stirn, sagte halblaut: „Nein, es geht nicht!" — und dann, die Hände in den Taschen, die Augen gesenkt, schlenderte er mit Tausenden von Spaziergängern, die der Sonntagsnachmittag und das schöne Frühlingswetter nach dem Bois de Boulogne gelockt hatten und die nun nach der Stadt zurückkehrten, die breite Avenue hinunter, ohne sich noch einmal umzuwenden und ohne auf die geputzten Leute zu achten, die ihm begegneten oder an ihm vorübereilten. Mehrere Male wiederholte er jedoch, mit sich selbst sprechend, dieselben Worte, die er im Hausflur gesagt hatte, und dabei nickte er dann immer wie zustimmend mit dem Kopfe: — „Es geht nicht . . . es geht beim besten Willen nicht."

„Was geht einmal wieder nicht, Tom?"

Der Angeredete blieb stehen und blickte dem Sprecher verwirrt in das freundliche, junge Gesicht. Dieser fuhr lachend fort:

„Immer noch nicht von der alten Gewohnheit geheilt, schöne Reden einzig und allein zum eigenen Vergnügen zu halten? Lassen Sie doch andere Leute auch davon profitiren! — Also erklären Sie mir: was geht heute nicht?"

Midford blieb einige Secunden, ohne zu sprechen. Dann fragte er: „Was sagte ich eigentlich? Was haben Sie gehört?"

„Sie versicherten, es ginge nicht . . . es ginge beim besten Willen nicht."

„Und ich hatte ganz Recht," entgegnete Midford bedächtig und mit großer Bestimmtheit. „Es geht wirklich nicht."

„Daran zweifele ich nicht; aber sagen Sie mir nun auch, warum es nicht geht?"

Midford rieb sich wieder das Kinn, blickte dicht an dem Anderen vorbei in die Luft, so daß dieser sich nicht ganz klar darüber war, ob er angesehen werde oder nicht, und sagte endlich:

„Warum? . . . Ja, sehen Sie, Sandy, weil Kinder allein das Privilegium haben, unbeschämt Geschenke annehmen zu dürfen, für die sie Gegengeschenke weder machen können noch wollen; und weil ich in dem vorliegenden Falle nur der Empfänger sein würde. Ich würde mich also, da ich kein Kind mehr bin, zu schämen haben; und das geht doch nicht. — Verstehen Sie nun?"

„Kein Wort!"

„Das schadet nichts. Ich verstehe; das genügt. . . . Guten Abend, Sandy! Suchen Sie mich bald einmal auf. Ich habe mich seit langer Zeit nicht so verlassen gefühlt wie . . . wie seit zehn Minuten. — Nein, warten Sie! Ich komme morgen früh zu Ihnen. Sie können mir vielleicht einen guten Rath geben."

Midford reichte seinem Freunde Edington die Hand und wollte sich entfernen; aber dieser hielt ihn am Arme fest und sagte:

„Heraus mit der Sprache! Was geht nicht?"

„Nun das, was ich am meisten wünschte!" und damit wandte sich Midford etwas ungeduldig und verdrießlich ab und setzte seinen Weg fort.

Edington sah ihm kopfschüttelnd nach und sagte vor sich hin: „Immer noch der Alte: Hans, der Träumer."

Währenddem dies Gespräch in den Champs Elysées geführt wurde, saß ein junges Mädchen an einem Fenster des Hauses, das Midford verlassen hatte, und schaute auf die Straße hinaus. Aber sie sah nichts von dem, was dort vorging. Ihre eigenen Gedanken beschäftigten sie vollständig und ließen ihr keine Aufmerksamkeit für etwas Anderes. — Es war ein hübsches Mädchen, der vollendete Typus der amerikanischen „Belle": groß, schlank, elegant, mit schmalen, kleinen Füßen und Händen; eine wunderbar feine, durchsichtige, blasse Gesichtsfarbe; röthlich-braunes, welliges Haar; kluge, klare braune Augen; die Stirn etwas zu hoch; die Nase etwas zu fein; der Mund mit den rothen Lippen und den dicht an einander gereihten weißen Zähnen etwas zu schmal; das edelgeformte Kinn zu groß: ein männliches Kinn beinahe. Der Ausdruck des ganzen Gesichtes klug und klar und entschlossen. — Edith Comyn war nicht ein Mädchen, deren Herz man durch Citiren eines sentimentalen Gedichtes zu rühren hoffen darf — ein ruhiges, würdevolles Mädchen, sehr „matter of fact", wie ihre Landsleute von ihr sagten.

Doch war die besonnene, prosaische Edith in diesem Augenblick tief erregt und entrüstet; und sie hatte in der That guten Grund dazu. Es war ihr nämlich soeben etwas passirt, was selbst Männer in ähnlichem Falle nicht gern und nur höchst selten, Frauen aber wohl niemals verzeihen. Sie war von einem Manne, dem sie so deutlich, wie dies mit ihrer Würde vereinbar war, zu erkennen gegeben hatte,

daß sie es ihm nicht übel nehmen würde, wenn er sie an seine Brust zöge und küsse — sie war von diesem Manne nicht an die Brust gezogen und nicht geküßt worden. Der Betreffende hatte im Gegentheil die kleine, schmale Hand, die vertrauensvoll in der seinen geruht, nur ganz leise gedrückt und sie dann fallen lassen und dazu halblaut drei räthselhafte Worte gesagt: „Es geht nicht." — Er hatte dabei sehr sonderbar, sehr traurig ausgesehen; aber das änderte nichts an der erschrecklichen Thatsache, daß er die Hand nicht festgehalten und deren Besitzerin nicht angefleht hatte, sie ihm für das Leben zu reichen. — Und wer war dieser Mann, der es gewagt hatte, ihr diese Schmach anzuthun, ihr, Edith Comyn, vor der die elegantesten und liebenswürdigsten und reichsten unter den Parisern auf den Knieen lagen? — Hatte sie darum den alten verliebten Marquis Contades ausgelacht, dem eleganten Vicomte Beauchamp die Thür gewiesen, den reichen Daniel Welsh aus Brooklyn trostlos nach Amerika zurückgesandt und sich mit dem noch reicheren William Hale aus Sacramento überworfen, — hatte sie darum alle Bewerbungen, und darunter wahrhaft glänzende und verführerische, die im Laufe des vergangenen Winters an sie gerichtet worden waren, zurückgewiesen, um von einem Thomas Midford „verschmäht" zu werden? Sie erröthete bis zur Stirn bei dem Gedanken, vor Beschämung und vor Entrüstung. — Wer war Thomas Midford, um zu glauben, daß er sie ungestraft so kränken dürfe? War er ein Prinz, ein Millionär, ein berühmter Mann, ein Wunder von Schönheit, Geist oder Eleganz? — Nichts von alledem. Der einfachste, uninteressanteste unter all ihren Bekannten war er. — Reich? — Keine Idee. Er hielt nicht einmal Wagen und Pferde, und er legte sich die Entbehrung eines solchen Luxus auf, nicht etwa weil er ein Knauser war, sondern — wie Edith dies aus seinem eigenen Munde wußte — weil seine beschränkten Mittel ihm nicht gestatteten, irgend welchen Aufwand zu treiben. — Wie hatte sie sich so weit vergessen können, gerade diesem Unwürdigen entgegenzugehen, während sie jenen „Besseren" gegenüber eine strenge, kalte Zurückhaltung bewahrte? Weshalb hatten sich ihre Gedanken Wochen lang mit ihm und beinahe nur mit ihm beschäftigt? — Wenn er zu ihr kam, so sprach er weniger als irgend ein anderer ihrer Besucher, und was er sagte, war in der Regel gar nichts besonders Gescheidtes. Er setzte sich am liebsten an den Tisch, auf dem die Albums lagen, und blätterte darin, obgleich er die Bilder und Photographien alle hundertmal gesehen haben mußte; und nur von Zeit zu Zeit, in langen, viel zu seltenen Zwischenräumen, blickte er langsam und schüchtern auf, und seine braunen, ruhigen Augen schweiften dann durch den Salon, bis sie endlich, einen kurzen Moment, auf ihrem Gesichte haften blieben. Und dann wurde ihr das Herz warm und voll, und tolle Gedanken zogen ihr durch den Kopf. Sie hätte aufspringen und ihm um den Hals fallen und ihn bitten mögen, doch einmal freundlich zu lächeln, ihr zuzulächeln; denn er lächelte, wie sie es bei keinem anderen Menschen gesehen: harmlos wie ein Kind und doch so traurig! Wie kam es, daß sie dies am ersten Tage bei ihm bemerkt hatte, sie, die sonst keinen Fremden eines aufmerksamen Blickes würdigte? — War er schön? Nein. — Hübsch? Nicht einmal. Er fiel Niemand auf; er war anspruchslos in jeder Beziehung: ein junger Mensch, wie man seines Gleichen zu Hunderten anzutreffen meint. — Und doch weilten Edith's Blicke am liebsten auf seinem Gesichte, und sie mußte sich Zwang auferlegen, um ihn nicht fortwährend anzusehen; und wenn es ihr gelungen war, die Augen

fünf Minuten lang von ihm abgewandt zu halten, so fühlte sie wie ein Nagen an ihrem Herzen, so sehnte sie sich nach ihm, und es war ihr, als entbehre sie seit einer Ewigkeit ein großes Glück! — Was zog sie so gewaltig zu ihm? — Der Wunsch, ihn glücklich zu machen, und etwas wie Mitleiden; das Verlangen, er möge erkennen, ohne daß sie es ihm zu sagen habe, daß sie um ihn sorgte. — Aber selbst dies Mitleiden war gewissermaßen ein gegenstandloses, denn sie wußte nicht, daß er unglücklich war oder irgend welchen Grund habe, unglücklich zu sein. Er lebte seit einiger Zeit in Paris, gehörte zur amerikanischen Colonie, bewegte sich dort in der guten Gesellschaft und hatte, in ihrer Gegenwart wenigstens, nie über etwas geklagt. Auf ihre Anfrage: „Wie geht es Ihnen, Herr Midford?" war ihr stets dieselbe Antwort geworden: „Ausgezeichnet." — „Sie scheinen verstimmt." — „Das sieht nur so aus. Ich habe keinen Grund, verstimmt zu sein." — „Worüber denken Sie immer nach, Herr Midford? Sie träumen mit offenen Augen; Sie sind so zerstreut, daß man kaum mit Ihnen sprechen kann." — „O nein! Ich höre Alles. Das ist so mein Gesicht; daran müssen Sie sich nicht kehren. Bitte, sprechen Sie weiter."

Und doch sah sie, daß er ihr etwas, was ihn drückte, verbarg, und sie hätte gern erfahren, was ihm fehle, und mit Freuden, so glaubte sie, Alles gegeben, was sie besaß, um ihn zu trösten, um Zufriedenheit auf sein stilles Gesicht heraufzuzaubern. Denn sie liebte ihn, so wie sie überhaupt lieben konnte, wie sie nie zuvor geliebt hatte — weil sie fühlte, daß er sie mehr und besser liebe als alle Anderen und dann . . . weil sie ihn liebte. Diese Gründe genügten ihr und hatten sie veranlaßt, Herrn Midford in einer Weise auszuzeichnen, die ihrer Mutter nicht lange verborgen geblieben war.

„Ich begreife dich nicht," sagte diese; „du bist zurückhaltend gegen Jedermann, so zurückhaltend, daß du von Vielen für theilnahmlos und kalt gehalten wirst; aber diesem Menschen gegenüber bist du von einer Zuvorkommenheit, die durch nichts gerechtfertigt ist und die mir, offen gesagt, mißfällt."

„Nenne Herrn Midford nicht ‚diesen Menschen‘, wenn du mich nicht kränken willst."

„Ich will dich nicht kränken und bin bereit, den jungen Mann nach deinen Wünschen zu tituliren; aber erkläre mir, was dir so besonders an ihm gefällt. — Ich habe ihn noch gestern beobachtet, und, aufrichtig gesagt, kann ich beim besten Willen nichts Anziehendes an ihm entdecken . . . im Gegentheil: er ist linkisch und unbeholfen; er hat ein ganz gewöhnliches Gesicht . ."

„Er sieht gut und klug aus."

„Ich weiß nicht, wo die Klugheit steckt. Hast du ihn je etwas Geistreiches, Witziges sagen hören?"

„Schwätzer sind mir unausstehlich. Gerade daß Herr Midford so still ist, gefällt mir an ihm."

„Sehr wohl, mein Kind. Ich sehe, es ist unnütz, mit dir über diesen Gegenstand zu sprechen. Mir gefällt Herr Midford nicht."

„Ich habe ihn gern, Mutter."

Fräulein Edith hatte gewöhnlich das letzte Wort bei allen Discussionen mit ihrer Mutter. Sie gehörte zu jener Classe friedliebender Personen, mit denen sich vortrefflich leben läßt, wenn man ihnen in Allem nachgiebt. Sie war nicht anspruchsvoll, sie verlangte wenig von ihren Mitmenschen; aber sie gab diesen auch nicht viel, am wenigsten gab sie ihnen nach. Sie beharrte mit ruhigem Eigensinn bei einer einmal gefaßten Meinung, und jeder Widerspruch machte sie nur verschlossener und störrischer. Frau

Comyn wußte dies und hatte sich deshalb zur Regel gemacht, mit ihrer Tochter so wenig wie möglich zu disputiren. Sie hatte durch Erfahrung gelernt, daß sie auf diese Weise ihre Zwecke immer noch am leichtesten erreichte. Denn die eigenwillige, eigensinnige Edith war durchaus nicht ein Muster von Beständigkeit; sie war im Gegentheil ein Mädchen, das seine Anschauungen ziemlich häufig und wohl auch ohne strenge Motivirung änderte.

* * *

Midford's Interesse an anderer Leute Geldangelegenheiten war ein sehr geringes. Er wußte, wenn auch nicht aus directer Erfahrung, so doch aus Nachgrübeln über sich selbst, daß Reichthum bei seinen Freunden und Bekannten ihm nichts nützen konnte. Er besaß nicht das Talent, Geld zu borgen, und das Vermögen seiner Nachbarn hatte keinen Werth für ihn, da er sich klar machte, daß selbst der reichste seiner Freunde ihm nicht geholfen haben würde, wenn er in Noth gewesen wäre; nicht etwa weil seine Bekannten ohne Ausnahme harte Egoisten waren, sondern weil es ihm, Midford, unter allen Umständen an den Eigenthümlichkeiten fehlte, welche den geldborgenden Mann charakterisiren. — Die Hochachtung, mit der die meisten Menschen reiche Leute umgeben, war ihm unverständlich; nach seiner Erfahrung hatte ihm der Verkehr mit Reichen immer nur Geld gekostet, während er in Gesellschaft armer Leute sparen konnte. Seine Gleichgültigkeit für die Vermögensverhältnisse Anderer war eine so aufrichtige, daß er nicht einmal wußte, wer von seinen Bekannten wohlhabend, reich oder arm war. Er beurtheilte sie einfach und ohne Nachdenken nach den Ausgaben, die er sie machen sah. Wenn Jemand Pferde und Wagen hielt, Diners und Bälle gab und überhaupt das Leben eines reichen Menschen führte, so nahm Midford als selbstverständlich an, daß dieser ein reicher Mann sei. — Frau Comyn galt in Midford's Augen für eine reiche Frau, und ihre Tochter für eine Erbin, der früher oder später ein großes Vermögen zufallen werde. — Dieser letzte Gedanke beschäftigte ihn, als er sich am Montag Morgen auf dem Wege zu seinem Freunde Edington befand.

Alexander Edington, der jüngere Director eines in Paris etablirten amerikanischen Bankhauses, saß in seinem Comptoir und war damit beschäftigt, die Morgenzeitungen zu lesen, als Thomas Midford zu ihm in das Zimmer trat. Der Neuangekommene gab seinem Freunde die Hand und ließ sich sodann in einen Sessel fallen, der neben dem Bureau stand, an dem Edington arbeitete. Nach mehreren Minuten Schweigens, das der an vielerlei Excentricitäten gewöhnte Amerikaner in keiner Weise zu unterbrechen versucht hatte, bog Midford sich vor, legte die beiden Ellenbogen auf die Kniee und, vor sich hinblickend, sagte er halblaut:

„Ja, so ist es!“

Der Andere warf ihm einen Blick von der Seite zu und fragte: „Was?“

„Was kann ich thun, Sandy, um schnell Geld, und zwar viel Geld, zu verdienen?“

„Nichts Einfacheres auf der Welt!“

Ein ruhiger, fragender Blick Midford's als Entgegnung.

Edington, denselben beantwortend, fuhr fort:

„Billig kaufen, theuer verkaufen, und dies Geschäft eine Zeit lang auf einer breiten Grundlage betreiben, und Sie können sicher sein, in kurzer Frist ein reicher Mann zu werden.“

„Ich kam, um ein vernünftiges Wort mit Ihnen zu reden.“

„Ich spreche im vollen Ernste.“

Midford erhob sich gelassen: „Nun, in

dem Falle sage ich Ihnen guten Morgen und gehe weiter."

Edington stand auf, und die Hand freundschaftlich auf Midford's Schulter legend, drückte er diesen wieder auf den Sessel zurück. Midford ließ ihn, ohne Widerstand zu leisten, gewähren und blickte von unten hinauf in das Gesicht seines vor ihm stehenden Freundes.

„Thomas Midford, alter Mann," sagte dieser, „wie soll ich oder wie soll irgend ein vernünftiger Mensch Ihnen eine befriedigende Antwort auf die Frage geben können, die sie da ganz zuversichtlich, als ob dieselbe beantwortet werden könnte, an mich zu richten für gut befunden haben: ‚Wie kann ich Geld verdienen?' — Du liebe Güte! Fragt das nicht Jedermann in der Welt: Rothschild sowohl wie der ärmste Bettler? — Es wird täglich viel Geld verdient, und täglich verdienen gewisse Leute mehr oder weniger Geld; aber wie sie das anfangen, das ist nicht etwa ihr Geheimniß, — denn dann könnten sie es verrathen, — sondern ihre eigenste, ihnen selbst in den meisten Fällen unbewußte Eigenthümlichkeit. — Was würde es Ihnen nützen, wenn Liszt Ihnen auseinandersetzte, wie er spielt, oder Meyerbeer, wie er componirt, oder Corot, wie er malt. Würden Sie dadurch in den Stand gesetzt werden, ein Concert zu geben, eine Oper zu componiren oder ein Bild zu malen? Glauben Sie, daß, wenn Rothschild Ihnen haarklein erzählte, wie sein Großvater es angefangen hat, um Millionär zu werden, Sie es diesem nachmachen könnten? Nun und nimmermehr, alter Freund! — Man wird mit besonderen Anlagen zum reichen Mann geboren, gerade wie man mit besonderen Anlagen zum großen Künstler zur Welt kommt. — Ich kenne Dutzende von klugen, fleißigen, gebildeten Menschen, welche ihr ganzes Leben lang mit Geldsorgen zu kämpfen haben und aller Wahrscheinlichkeit nach, trotz der ernstesten Bestrebungen, Geld zu verdienen, als arme Schlucker sterben werden. — Wenn ich mich in Ihnen nicht irre, Tom, so haben Sie ungefähr ebenso viel Anlagen zum Millionär wie ich zum ... Bischof: nicht hervorragende Anlagen, Tom, durchaus nicht hervorragende!"

Midford, der mit seinem Spazierstock geometrische Figuren auf den Teppich zeichnete und die Augen zu Boden geschlagen hielt, antwortete halblaut:

„Da mögen Sie Recht haben. . . Schade!"

„Ja, es ist schade, aber nicht mehr und nicht weniger, als daß Sie keine ausgezeichneten Anlagen zum Maler oder zum Musiker haben."

„Das scheint mir ebenfalls richtig. . . Und nun will ich gehen."

Er stand auf, rieb sich nachdenklich die Hände und wiederholte langsam: „Es ist wirklich recht schade! . . Guten Morgen, Sandy!"

Aber dieser versperrte ihm den Weg zur Thür.

„Bleiben Sie noch eine Minute," sagte er. „Wie Sie viel Geld verdienen können, darüber kann ich Sie leider nicht belehren; aber wenn Sie in augenblicklicher Verlegenheit sind, so stelle ich Ihnen mit Vergnügen zur Verfügung, was Sie gebrauchen mögen . . ."

Midford schüttelte den Kopf.

„. . . oder, wenn Sie eine Anstellung suchen sollten, die Ihnen genug zum Leben giebt, so kann ich Ihnen dazu vielleicht ebenfalls behülflich sein."

„Das nützt mir nichts. . . Ich möchte schnell viel Geld verdienen."

„Ich auch, lieber Midford."

Dieser war nun aufgestanden und rieb sich wieder das Kinn.

„Sagen Sie einmal," begann er nach einer kurzen Pause, „Sie gelten für einen sehr gescheidten jungen Mann, und

da möchte ich Sie fragen . . . glauben Sie . . ."

Er hielt inne, trat bedächtig an das Fenster, blickte auf die Straße hinaus, näherte sich sodann Edington wieder und fuhr grübelnd fort:

„Glauben Sie die Geschichten, die man in Romanen liest, in denen von jungen Männern erzählt wird, welche, um die Geliebte zu gewinnen oder zu verdienen, allerhand Wunderthaten vollbringen?"

„Das hängt davon ab, um was für Wunderthaten es sich handelt."

„Sehr wohl; ich will präcisiren: glauben Sie, daß ein armer Schlucker, wie ich einer bin . . ."

„Ich wußte nicht, daß Sie ein armer Schlucker wären."

„Ich bin es seit einiger Zeit wieder geworden."

„Das thut mir leid."

„Das ändert an der Sache nichts; aber ich danke Ihnen . . . glauben Sie also, daß ein armer Schlucker, wie ich, wie gesagt, einer bin, es dazu bringen kann, in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden, wenn dies das einzige Mittel ist, um ihm das Herz und die Hand der Geliebten zu verschaffen?"

„Ja; — wenn Sie das Geld stehlen können und wollen; aber sonst sehe ich in der That kein Mittel. — Unsinn Alles, was in Romanen Anderes darüber geschrieben stehen mag. Papier ist geduldig. — Woher sollen Sie denn auf einmal viel Geld nehmen können? Glauben Sie, daß Sie es finden werden, weil Sie es gebrauchen? — Alle Welt gebraucht viel Geld. . . . Weil Sie es mit großer Begierde zu haben wünschen? — Jedermann ist in derselben Lage. — Nein, Tom, machen Sie sich keine Illusionen: von heute auf morgen oder übermorgen kann Niemand, der Ihnen gleicht, auf gewöhnliche, ehrliche Weise ein reicher Mann werden. Sie können das große Loos gewinnen, oder ein verschollener Onkel in Indien kann Ihnen in der nächsten Woche eine Million vermachen — das und Aehnliches hat aber mit Ihrer Liebe nichts zu schaffen. Bilden Sie sich ein, daß Sie von heute auf morgen, aus großer Liebe, ein bedeutender Künstler werden können? — Nein! — Ein reicher Mann ebenso wenig! — Verlassen Sie sich auf das, was ich Ihnen sage, und bestellen Sie den Herren Romanschreibern, die das Gegentheil behaupten, mit Grüßen von mir, sie verständen von der Sache nichts."

„Das scheint mir auch so. . . Aber nun will ich in der That gehen."

Midford entfernte sich, ging die Rue Castiglione hinunter, wandte sich dann nach rechts und spazierte die Champs Elysées hinauf. — „Ich wußte, es ginge nicht," sagte er vor sich hin; „aber es ist doch wohl am besten, ich sage ihr, weshalb es nicht geht."

Er trat in ein Lesecabinet, ließ sich Papier und Feder geben und schrieb, nachdem er eine gute Weile den Kopf in die Hand gestützt, sinnend dagesessen hatte, folgenden Brief:

„Liebes Fräulein Comyn!

„Ich möchte Sie auf einige Minuten ungestört sprechen. Ich hätte dies gestern thun können, aber leider war mir damals das, was ich Ihnen zu sagen habe, noch nicht ganz klar. Ich bitte Sie deshalb heute, mir mittheilen zu wollen, wann ich Sie zu Hause finde. — Der Bote wartet auf Ihren gütigen Bescheid.

Ihr sehr ergebener
Thomas Midford."

Edith saß nach dem Frühstück mit ihrer Mutter im Salon, als ihr dieser Brief gebracht wurde. Sie durchflog die wenigen Zeilen in einer Secunde, und eine köstliche Wärme füllte ihr Herz. Sie athmete tief auf und sagte leise: „Gottlob!"

„Wer schreibt dir?" fragte Frau Comyn.

„Ein Freund," antwortete Edith kurz.

Frau Comyn war daran gewöhnt, ihre Tochter selbständig handeln zu sehen, und huldigte überhaupt, in Bezug auf Erziehung, gewissen Principien, über die eine französische oder eine deutsche Mutter wohl den Kopf geschüttelt haben würde, von denen jene aber um so weniger abzuweichen geneigt war, als sie damit ein Resultat erzielt hatte, auf das sie stolz sein zu dürfen glaubte. — Edith war ein wohlerzogenes Mädchen, das die große Freiheit, der es sich stets erfreut, niemals mißbraucht hatte, und welches das Vertrauen, das die Mutter ihr schenkte, in vollem Maße rechtfertigte. — Frau Comyn begnügte sich deshalb schweigend mit der lakonischen Antwort, welche Edith ihr gegeben hatte, und sah, wennschon mit einiger Neugierde, so doch ohne jede Unruhe, daß diese sich anschickte, den soeben empfangenen Brief sofort zu beantworten.

„Fährst du mit mir aus?" fragte Frau Comyn aufstehend.

„Nein, liebe Mutter. Ich bleibe zu Hause. — Wann kommst du zurück?"

„Gegen vier Uhr."

Frau Comyn verließ den Salon. Sie sah im Vorzimmer einen Commissionär stehen, aber der Gedanke kam ihr gar nicht, diesen auszufragen. Sie hatte ihre Tochter gelehrt, das Briefgeheimniß zu respectiren, und sie ging ihr in der Ausübung dieser Pflicht mit bestem Beispiele voran.

Das Billet, welches Thomas Midford in dem Café, wo er die Antwort auf seinen Brief an Edith Comyn erwartet hatte, empfing, enthielt nur zwei Zeilen:

„Ich werde um ein Uhr zu Hause sein und mich freuen, Sie zu sehen. E. C."

Es war halb ein Uhr. Thomas machte sich ganz langsam auf den Weg nach dem kleinen Hotel oben in den Champs Elysées. Nicht weit von dem Hause rollte ein offener Wagen an ihm vorbei, in dem Frau Comyn saß. Midford zog den Hut; sie erwiderte seinen Gruß mit vornehmer Kälte. Thomas sah ihr nach.

„Das wäre eine unbehagliche Schwiegermutter für einen Schwiegersohn ohne Geld," murmelte er vor sich hin.

Er trat in das Haus, das Edith bewohnte, und wartete dort ruhig, bis seine Uhr eine Minute vor Eins zeigte; dann zog er klopfenden Herzens die Klingel, und gleich darauf, nachdem die Thür geöffnet worden war, trat er in das Gemach, in dem Edith auf ihn wartete. Sie erhob sich schnell und ging ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. Sie hatte ihm Alles verziehen, was gestern zwischen ihm und ihr vorgefallen war. Seine Schüchternheit, so wähnte sie, war es gewesen, die ihn verhindert hatte, damals das zu sagen, was sie von ihm hören wollte. Er kam nun, um endlich zu sprechen, ihr seine Liebe zu gestehen. Sie war glücklich.

Aber der tiefe, verlangende Blick, mit dem ihre Augen ihm Willkommen riefen, blieb ohne Antwort. Er hielt ihre Hand fest, seine Augen jedoch waren zu Boden geschlagen. Endlich blickte er scheu zu ihr auf, und gleich darauf schweifte sein Blick wieder unstät von ihr ab. Er hatte im Geiste eine wohlgesetzte Rede vorbereitet. Nun versagte ihm sein Gedächtniß jeglichen Dienst. Eine Pause, die schnell peinlich wurde, trat ein. Edith zog ihre Hand leise und verlegen zurück und ließ sich auf einem Sessel nieder.

„Fräulein Comyn," begann er endlich, „ich komme, um von Ihnen Abschied zu nehmen."

Das hatte sie nicht erwartet. Ein Gefühl ohnmächtigen Zornes ergriff sie; sie fühlte sich in tiefster Seele gekränkt und gedemüthigt.

„Adieu," sagte sie, sich schnell erhebend.

„Nein; verlassen Sie mich nicht so; hören Sie mich an! Ich muß Ihnen

sagen, weshalb ich gehe.“ Seine Stimme war sanft und voller Traurigkeit.

Ihr Zorn verschwand ebenso schnell wieder, wie er aufgeflammt war. Sie zitterte noch vor innerer Bewegung; aber sie hoffte wieder. So lange er noch vor ihr stand, mit ihr sprach, im Bereich, in der Gewalt ihrer Blicke war, so lange war noch nicht Alles verloren.

„Fräulein Edith,“ fuhr er fort, nachdem sie sich wieder gesetzt hatte, „ich habe heute früh mit einem klugen und wohlwollenden Manne gesprochen, und der hat mir bestätigt, was ich selbst aus eigenem Nachdenken bereits als die Wahrheit erkannt hatte, — nämlich, daß es mir schwer fallen, ja daß es mir schlechterdings unmöglich sein würde, in kurzer Zeit ein Vermögen zu erwerben.“

Edith blickte erstaunt zu ihm auf. Thomas bemerkte dies nicht; er war ganz und gar damit beschäftigt, den Gedanken, die ihn erfüllten, Ausdruck zu geben. Er setzte sich unaufgefordert auf einen Stuhl Edith gegenüber nieder und fuhr halblaut, gleichsam mit sich selbst sprechend, fort. Er hielt dabei den Kopf etwas gesenkt und rieb sich langsam mit dem Zeigefinger den Daumen der Hand.

„Wenn ich ein genialer Mensch wäre, so würde ich mir sagen, daß es mir über kurz oder lang gelingen könne, reich zu werden; — wäre ich leichtsinnig, so würde ich mich über das, was mich in diesem Augenblick bekümmert, hinwegsetzen. Ich bin kein Genie und ich bin nicht leichtsinnig; ich bin ein vernünftiger Mensch, und ich hoffe, ich werde immer ein rechtschaffener bleiben. — Schulden machen, die man nicht bezahlen kann, oder von anderer Leute Geld leben, wenn man stark genug ist, um sich sein Brot selbst zu verdienen, ist, nach meinen Begriffen, nicht rechtschaffen. — Ich irre mich vielleicht. Unter gewissen Umständen mag es erlaubt sein, unbezahlbare Schulden zu machen oder sich von Freunden und Verwandten ernähren zu lassen. Mir scheint das nun aber einmal nicht in Ordnung, und mir ist es deshalb nicht recht. . . Wenn ich heute . . . Sie können nicht wissen, wie viel ich seit Monaten darüber nachgedacht habe . . . wenn ich mich heute verheirathen wollte — was würde ich dann thun? — Etwas Leichtsinniges, Geniales? — Nein. Von meinem Standpunkte aus geradezu etwas Unrechtschaffenes. Denn warum? — Das ist doch ganz einfach: ich weiß mit absoluter Bestimmtheit, daß das, was ich besitze, nicht genügen würde, um die Ansprüche, die eine in glänzenden Verhältnissen erzogene Frau zu machen berechtigt ist und von deren Realisirung ihr Glück mehr oder weniger abhängen würde, auch nur annähernd zu erfüllen. — Wenn diese Frau mich nun so sehr liebte, daß sie gern bereit wäre, mit mir zu darben? . . Nein; das würde nicht angehen, denn sie würde sich keine Entbehrungen aufzuerlegen haben, da sie reich ist. — Sollte sie nun in Wohlleben schwelgen und ich allein das Leben eines armen Mannes führen? . . Das würde auch nicht zutreffen . . . Folgen Sie, bitte, meinem Argument: sie, die reiche Frau, würde meine Bewerbung doch nur annehmen, wenn sie mich liebte; und in diesem Falle würde sie selbstverständlich Alles, was sie besitzt, mit mir theilen wollen. — Also was würde sich ereignen? Ich würde von dem Gelde meiner Frau leben. Das passirt häufig. Ich sage: das geht nicht, mit mir geht das nicht. — Ja, wenn ich sicher wäre oder wenn ich mich der Hoffnung hingeben dürfte, später einmal ein reicher Mann zu werden, so würde ich das, was ich von ihr anzunehmen hätte, gewissermaßen wie eine Anleihe betrachten. — Aber die Wahrscheinlichkeit ist, daß ich niemals ein Vermögen erwerben werde. . . Ich würde

mich also einfach von meiner Frau ernähren lassen. . . Das könnte ich nicht. — Die Liebe zählt und rechnet nicht! — Das darf der Geber denken und sagen; wenn der Nehmer es thut, so erscheint mir das . . nun unwürdig, gelinde gesprochen. Wenn ich z. B. so speculiren wollte, so würde ich, als Nehmer, mir in kurzer Zeit verächtlich vorkommen . . . und, wer kann es wissen, sie, die reiche, gebende Frau, würde mich vielleicht auch verachten lernen. — Wirkliche, große Liebe denkt an all' so etwas nicht, ist blind. — Ich denke daran, ich sehe ganz klar. — Dann liebe ich vielleicht gar nicht? . . Es ist sehr complicirt. . . Verstehen Sie mich, Fräulein Edith?"

Sie hielt die Augen zu Boden geschlagen und rührte sich nicht.

„Ich kann nicht Alles so sagen, wie ich es auf dem Herzen habe," fuhr er fort. „Je mehr ich spreche, desto mehr finde ich zu erklären. Es erscheint Alles voller Widersprüche: wenn ich liebe, so soll ich mich über jede Schwierigkeit hinwegsetzen — aber das kann ich nicht — nun, dann liebe ich vielleicht gar nicht, sondern bilde mir das nur so ein . . . in dem Falle ist ja dann gar keine Entschuldigung vorhanden, mich um die Hand derjenigen zu bewerben, die ich zu lieben wähne . . . und deshalb . . und also . . komme ich, um von Ihnen Abschied zu nehmen."

Er stand auf, schob den Sessel bedächtig zurück und blieb vor ihr stehen. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte sich ihren Liebesroman ausgedacht, hatte in der Wirklichkeit und im Geiste manche Liebeserklärung vernommen, aber keine war der ähnlich gewesen, die sie nun gehört hatte. Sie war vollständig rathlos.

Midford sah sie einige Secunden stumm und zerstreut an; dann trat er hinter den Stuhl, von dem er sich erhoben hatte, und die Lehne des Möbels sanft streichelnd, gleichsam als liebkose er ein lebendes Wesen, sprach er in gleichgültigem, ruhigem Tone weiter:

„Ich kannte in Californien einen Mann, der viel trank. Ich hatte, ich weiß nicht warum, eine gewisse Freundschaft für ihn gefaßt. Er suchte meine Gesellschaft häufig auf. Eines Abends sagte er mir: ‚Das Leben hämmert den Menschen hart. Ich hätte früher nie geglaubt, daß man mit einer schweren Schuld auf dem Herzen ganz leicht leben könne.' — Ich verstand ihn nicht, aber ich wollte ihn in dem Augenblick nicht ausforschen, denn er war halb betrunken, und es schien mir, daß ich einen unerlaubten Vortheil über ihn nähme, wenn ich in dem Zustande, in dem er sich befand, verfängliche Fragen an ihn richtete. — Ein paar Wochen darauf erhängte er sich, und da erfuhren wir, daß er seit langer Zeit betrog und daß sein Verbrechen in den nächsten Tagen entdeckt worden wäre. — Viele Menschen können mit der Schuld leben. — Mit der Schande leben, ist schwer. . . . Wissen Sie, was Sorgen sind? — Nein, das wissen Sie nicht. — Sorge ist schwer. Ich habe große Sorgen; aber ich lebe damit . . hie und da ganz leicht. — Ich könnte vielleicht auch mit der Schuld leben . . ich weiß es nicht . . . aber das weiß ich ganz bestimmt, mit der Schande, mit Ihrer Verachtung, da könnte ich nicht leben. — Ja, man muß sich das Alles klar machen, selbst wenn man liebt. — Das ist nicht genial — aber ich glaube, es ist rechtschaffen, ehrlich. . . Entschuldigt Liebe Unehrlichkeit? . . Nicht für lange Zeit, sollte ich meinen. — Und darum noch einmal: Leben Sie wohl!"

Er näherte sich der Thür. Dort wandte er sich zum letzten Male um und sagte:

„Wollen Sie mir kein freundliches Wort mit auf den weiten Weg geben, den ich vor mir habe?"

Da blickte sie auf, und mit vor Thränen erstickter Stimme sagte sie leise: „Leben Sie wohl, Herr Midford!"

* * *

Thomas Midford hatte zu Edith gesagt, daß er große Sorgen habe. Er hatte hinzugefügt, daß er trotzdem hie und da ganz leicht gelebt hätte; in Wahrheit war ihm dies Glück jedoch nur höchst selten zu Theil geworden. Seit einiger Zeit besonders drückten ihn Sorgen so schwer, daß er manchmal glaubte, er müsse darunter erliegen; aber dann sagte er sich: „Ich darf nicht aus Sehnsucht nach Ruhe eine Pflicht unerfüllt lassen. Ich gehöre meinen Gläubigern." Und er lebte und sorgte weiter. — Er hatte vor mehreren Jahren den größten Theil seines kleinen Vermögens einem alten Freunde anvertraut, und er war im Laufe der Zeit, als sein Freund ihn um neue Unterstützung gebeten, Verpflichtungen eingegangen, deren Tragweite er nicht berechnet hatte. Der Freund hatte Bankerott gemacht, und dessen Gläubiger waren eines Tages zu Midford gekommen, um ihn zu ersuchen, zehntausend Dollars, die von ihm für Rechnung des gefallenen Hauses acceptirt worden waren, einzulösen. — Midford besaß die Gabe, Vertrauen einzuflößen. Er hatte seinen Gläubigern gesagt, sie würden keinen Cent an ihm verlieren, aber er müßte sie ersuchen, zu warten. Sie hatten dies zugestanden, und seit dem Tage war Thomas bedacht, zu sparen, wie er nur konnte, um seine Schuld zu vermindern. Er war äußerst anspruchslos, und seine gute Gesundheit gestattete ihm, sich mancherlei Entbehrungen aufzuerlegen. Er hätte von Brot und Wasser leben können, und er lebte in der That, und ohne daß man dies in seiner Umgebung ahnte, so bescheiden, daß seine Bekannten geglaubt haben würden, er scherze, hätte er ihnen gesagt, was er für seinen Unterhalt gebrauchte.

Die Nachricht, daß er ruinirt sei, hatte ihn in Paris getroffen, einige Monate vor dem Tage, an dem er Edith eine so schwerfällige und verwickelte Liebeserklärung gemacht. Er hatte damals den Entschluß gefaßt, nach Californien zurückzukehren, wo er früher einmal eine gut bezahlte Stellung eingenommen und wo er hoffte, auch jetzt wieder so viel Geld zu verdienen, um seine Gläubiger innerhalb eines Zeitraumes von drei bis vier Jahren zu befriedigen. — Aber die Abreise von Paris war ihm schwer geworden; er hatte sich nicht von Edith Conyn losreißen können. — Er hatte sich darüber fortwährend bittere Vorwürfe gemacht — und er war dessen ungeachtet geblieben. — Nun aber waren die Würfel gefallen: er wollte und mußte Paris ohne Verzug verlassen.

Dies stand ganz fest bei ihm, als er, die Hände auf dem Rücken, in tiefe Gedanken versunken, die Champs Elysées herunter seiner Wohnung zuging; das Merkwürdige für ihn an der Sache war nur, daß es nunmehr nicht mehr die Sorge um seine Gläubiger war, die ihn nach Californien trieb. — Es duldete ihn nicht mehr in Edith's Nähe: „Ich darf sie nicht heirathen — folglich will ich sie nicht heirathen," grübelte er vor sich hin. „Was hält mich also noch hier zurück? — Mein Vergnügen? — Ich habe kein Recht, an mein Vergnügen zu denken; und außerdem würde es mich auch nicht amüsiren, in Paris zu leben, ohne Edith zu sehen. Und da ich sie nun nicht mehr aufsuchen darf, so ist es schon am besten, ich mache mich aus dem Staube."

Er trat in den Tuileriengarten und setzte sich dort auf eine Bank. Viele Gedanken, alle recht trostlos, zogen durch sein Gehirn, und trübselig in sich versunken, blickte er vor sich hin. Er erinnerte

sich, er wußte nicht weshalb, eines alten, einsamen Junggesellen, den er vor langen Jahren in dem Hause seiner seitdem verstorbenen Eltern gekannt und der ihm einmal gesagt hatte: „Ein sorgenvolles Leben ist erträglicher als ein leeres." — Leer war Midford's Leben bis dahin nie gewesen; er hatte immer Sorgen gehabt, hatte sie sich zu schaffen gewußt, wenn sie nicht ungerufen und unwillkommen kamen; jetzt war es ihm, als seien sie plötzlich verschwunden, als habe er an nichts zu denken als an Edith Comyn. — Vor wenigen Monaten noch war sie ihm nichts gewesen; andere Sorgen und Gedanken hatten ihn damals ganz beschäftigt; und nun schien es ihm, als ob mit Edith Alles verschwinde, was seine Brust gefüllt hatte. Er empfand eine entsetzliche Leere. „Sie war mein ganzes Leben," sagte er vor sich hin. „Was soll ich ohne sie noch anfangen?"

Edith Comyn war keine Träumerin; aber Midford's letzte Worte: „Wollen Sie mir kein freundliches Lebewohl mit auf den weiten Weg geben, den ich vor mir habe," klangen ihr noch lange im Ohre, nachdem Midford gegangen war. — Sie trat an das Fenster und blickte hinunter auf das rege Treiben zu ihren Füßen. Geputzte Herren und Damen zogen auf dem Trottoir vorüber, schnell dahinrollende Equipagen bedeckten die ganze breite Chaussee wie mit einem bewegten, die Augen verwirrenden, die Sinne zerstreuenden bunten Tuche. — Sie sah Jemand hinauf grüßen, und sie dankte mechanisch. Was ging es sie an, wer sie grüßte? Midford war es nicht, denn der war gegangen . . auf einen weiten Weg! — Was sollte sie thun? — Seit Wochen hatte sie nur an Midford gedacht; für ihn sich gefreut, wenn man ihr sagte, daß sie schön sei; für ihn gesprochen, sobald er in ihrer Nähe war. Die Unruhe, die sie empfand, seitdem sie ihn kannte, war ihr Leben gewesen. — Und sie sollte ihn nicht wiedersehen? — Sie war so verwirrt gewesen, als er ihr seine Abreise angezeigt, daß sie ihm nichts hatte antworten können. Sie hatte ihm einfach Lebewohl gesagt, als wäre sie ganz damit einverstanden, daß er ginge. — Was mußte er von ihr denken? Er hielt sie wahrscheinlich für ein Mädchen, das auf Geld allein Werth legt, und einen armen Freier abweist, einfach weil er arm ist. — Dieser Gedanke peinigte sie. Sie durfte Midford ihre Liebe nicht gestehen, aber er sollte erfahren, daß sie seine Bewerbung nicht deshalb unbeantwortet gelassen habe, weil er nicht reich war. — „Er wird wiederkommen," sagte sie sich. „Ich muß ihn wiedersehen, ihm sagen, daß er sich in mir geirrt hat. Er will nicht um meine Hand anhalten, weil ich reich bin. Das ist seiner würdig; — er soll wissen, daß ich seiner nicht unwürdig wäre. Und wenn er dies erfahren hat, dann . . ." Sie dachte den Gedanken nicht aus; aber die Traurigkeit verschwand plötzlich von ihrem Gesicht, und zuversichtlich lächelnd blickte sie vor sich hin.

Die Fenster klirrten. Ein Wagen rollte in das Haus, und bald darauf trat Frau Comyn in das Zimmer. Sie warf sich, ohne Hut und Mantel abgelegt zu haben, auf einen Sessel und sagte, der Nachmittag sei recht ermüdend gewesen, sie habe viele Besuche gemacht und hoffe nur, Niemand werde sie stören, da sie zu ruhen wünsche.

„War Herr Midford bei dir?" fragte sie plötzlich.

„Ja. — Wie kommst du darauf?"

„Ich begegnete ihm in der Nähe des Hauses, als ich ausfuhr. . . Liebe Edith, wenn du dem Rathe deiner Mutter folgen willst, so ermuthige den jungen Mann nicht ferner, seine thörichte Bewerbung um dich fortzusetzen."

„Warum ‚thöricht', Mutter?"

Frau Comyn warf ihrer Tochter einen Blick zu, der deutlich sagte: „Wozu diese unnütze Frage?“ Dabei zuckte sie die Achseln. Aber Edith ließ sich durch diese Pantomime nicht abweisen und wiederholte: „Warum ‚thöricht‘, Mutter?“

„Kind, thu' mir den Gefallen und spiele nicht das naive junge Mädchen,“ antwortete Frau Comyn verdrießlich. „Du bist zu alt dazu. Es steht dir schlecht; es paßt weder zu deinem Gesicht noch zu deinem ganzen Wesen.“

„Ich verstehe dich in der That nicht.“

„Dann willst du mich nicht verstehen.“

„Du bist heute hart und ungerecht gegen mich. Was sollen deine Worte bedeuten?“

„Gut, gut, liebes Kind! Ich bin etwas nervös und abgespannt. Ich habe dir nicht weh' thun wollen. Ich werde jetzt auf mein Zimmer gehen, um mich auszuruhen.“

Sie wollte sich erheben; aber die nächsten Worte, die Edith sprach, hielten sie auf dem Sessel fest.

„Ich glaube, Herr Midford liebt mich. Er hat es mir soeben in ziemlich klaren Worten gesagt.“

„Der Elende!“

„Mutter! — Er ist der edelste Mensch, und ich . . . ich schätze ihn höher als irgend einen anderen. Wenn er um meine Hand anhielte, so . . . so würde ich sie ihm vertrauensvoll reichen.“

„A la bonne heure! Das sind ja überraschende Entdeckungen, die ich da mache!“ Frau Comyn hatte sich zornig erhoben und stand mit drohender Miene vor ihrer Tochter; diese blieb ruhig.

„Was ist so überraschend in der Mittheilung, die ich dir gemacht habe?“ fragte sie. „Giebt es nicht außer mir noch andere Mädchen, die von jungen Männern geliebt werden und sich mit diesen verheirathen?“

„Du dich mit Herrn Midford verheirathen?! Aber hast du den Verstand verloren? Welchen kindischen Roman hast du dir da ausgedacht? — Ich bereue in der That, deine Lectüre nicht mehr überwacht zu haben. Herr und Frau Thomas Midford! Ein hübsches Paar! Und wovon wollt ihr denn leben?“

Edith war nun auch nicht mehr ganz Herrin ihrer selbst.

„Ich habe noch kein Wort davon gesagt, daß ich mich mit Herrn Midford verheirathen werde,“ sagte sie scharf. „Ich habe nur erklärt, daß ich mich ihm ruhig anvertrauen würde, wenn er um mich anhielte. Die Frage, wovon wir leben würden, wenn ich seine Frau wäre, braucht dir keine Sorge zu machen, Mutter! Herr Midford ist ein Mann, der arbeiten kann; und außerdem bin ich reich genug . . .“

„Du reich?!“ rief Frau Comyn höhnisch.

Edith trat einen Schritt zurück und blickte ihre Mutter betroffen und fragend an. Diese hatte sich wieder gesetzt und trommelte ungeduldig mit ihren mageren Fingern auf den Lehnen des Sessels. Endlich nahm Edith wieder das Wort:

„Ich bin nicht neugierig,“ sagte sie, „und du wirst dich erinnern, daß ich nie in meinem Leben eine Frage über deine oder meine Vermögensverhältnisse an dich gerichtet habe. Du hast niemals aus eigenem Antriebe mit mir darüber gesprochen . .“

„Es ist kein erfreuliches Thema. Ich würde desselben auch jetzt nicht erwähnt haben, wenn deine Thorheit mich nicht ungeduldig gemacht hätte.“

„Ich habe immer geglaubt, ich wäre reich.“

„Du besitzest nichts!“

„Weshalb hast du mir darüber nie Aufklärung gegeben?“

„Vergiß dich nicht gegen deine Mut-

ter! — Ich bin dir keine Aufklärung schuldig."

„Gott bewahre mich, daß ich vergesse, was ich dir schulde! Aber bedenke, Mutter, daß ich kein Kind mehr bin. In wenigen Wochen werde ich einundzwanzig Jahre alt sein. Thue ich Unrecht, wenn ich dich bitte, da es sich um mein Lebensglück handelt, mir jetzt zu sagen, was du mir doch nicht mehr lange vorenthalten wirst?"

Frau Comyn starrte ihre Tochter mit der größten Verwunderung an. Niemals hatte sie sich träumen lassen, daß Edith eines Tages Rechenschaft von ihr fordern könnte und daß sie, die Mutter, sodann verpflichtet sein würde, Rede und Antwort zu stehen. Sie war durchaus keine schlechte Frau; sie war, in ihrer Art, eine gute, zärtliche Mutter. Sie verfolgte seit Jahren nur noch einen Zweck im Leben, den, ihr einziges Kind glänzend zu verheirathen. Sie hatte dieses heranwachsen sehen; aber in ihren Augen war es ihre „kleine Edith" geblieben, der sie Alles „schenkte", was sie gebrauchte. Seit einigen Jahren schenkte sie ihr hübsche Toiletten, damit sie sich putze, wie sie ihr früher die schönsten Puppen mitgebracht hatte, um ihr Freude zu machen. Sie hatte nie daran denken wollen, daß dies einmal aufhören müsse; und nun trat Edith ihr plötzlich mit der unerwarteten Frage entgegen, was ihr eigen sei, was ihr von Rechts wegen gehöre, ohne daß sie es von ihrer Mutter geschenkt bekomme.

Unter gewöhnlichen Umständen würde es Frau Comyn einige Verlegenheit bereitet haben, diese Frage zu beantworten; aber sie befand sich in außergewöhnlicher Aufregung, und es wurde ihr nicht nur leicht, es gewährte ihr sogar eine gewisse Freude, eine Schadenfreude könnte man sagen, Edith in dürren Worten klar und deutlich zu machen, daß sie Beide, Mutter und Tochter, so gut wie ruinirt seien. — Das Vermögen des verstorbenen Herrn Comyn war nicht unbedeutend gewesen, aber er hatte einen großen Theil desselben schlecht angelegt; es war seiner Wittwe nicht geglückt, dies wieder gut zu machen, und seit mehreren Jahren bereits lebte sie nicht mehr von ihren Einkünften, sondern von einem Capital, das schnell zusammengeschmolzen und jetzt auf eine verhältnißmäßig kleine Summe reducirt war.

„Wir haben noch ein Jahr, vielleicht achtzehn Monate zu leben, mein Kind," schloß Frau Comyn ihre Erzählung, indem sie ihrer Tochter zulächelte, gerade als ob sie ihr eine sehr erfreuliche Mittheilung gemacht habe; „und wenn du bis dahin nicht verheirathet bist, so bleibt uns nichts übrig, als zu meinen Verwandten zu ziehen und von deren Wohlthätigkeit zu leben. Angenehme Aussichten! — Findest du nun noch, daß ich Unrecht habe, mich der kindischen Liebesgeschichte, die du mir erzählt hast, zu widersetzen."

Edith verspürte große Lust, gegen das verletzende Beiwort „kindisch" zu protestiren, denn es war nicht ihre Art, ihrer Mutter irgend etwas, was ihr mißfiel, durchgehen zu lassen; aber sie beherrschte sich und sagte sehr ernst:

„Ich hätte es unrecht gefunden, wenn du mich einem Manne gegeben hättest, der mich für reich gehalten und zu spät entdeckt hätte, daß ich nichts besitze."

„Das ist auch wieder sehr romantisch; aber du sprichst wie ein unerfahrenes Kind. — Männer, die sich verheirathen wollen, sind gut unterrichtete Leute. Du kannst dich darauf verlassen, daß Herr Hale sowohl wie Herr Welsh, als sie um deine Hand anhielten, genau wußten, daß sie mit dir keine Mitgift zu erwarten hatten. — Aber sie liebten dich; und du wirst noch bereuen, dich nicht dem Einen oder dem Anderen anvertraut zu haben. Dein edler Herr Midford dagegen . . ."

Edith unterbrach sie.

„Du willst sagen, Mutter, daß er wußte, daß ich kein Vermögen besitze!"

„Natürlich will ich das sagen. — Er mag sich einen Augenblick in dich verliebt haben; aber er ist ein ruhiger, vorsichtiger Mann, der den Werth von Dollars und Cents sehr genau kennt und der sich klar gemacht hat, daß die Verbindung mit dir ‚Misère & Co.' sein würde. Da hat er sich denn auf recht geschickte Weise, wenigstens so, daß er dich vollkommen getäuscht hat, aus der Schlinge zu ziehen gewußt."

„Ich habe Herrn Midford keine Schlinge gelegt, und du thust ihm bitteres Unrecht!"

„Du wirst, ehe du viel älter bist, sehen, daß ich im Gegentheil vollkommen Recht habe. Gedulde dich nur ein klein wenig!"

„Ich bin nicht ungeduldig, Mutter; aber ich bitte dich um die Erlaubniß, Herrn Midford gelegentlich sagen zu dürfen, daß ich nicht reich bin. Du bist ihm schuldig, mir dies zu gestatten."

„Ich bin Herrn Midford gar nichts schuldig, Kind; du schwebst mit deinen Gefühlen in überirdischen Höhen. — Es erscheint mir, offen gesagt, nicht ganz passend, daß du dich mit einem fremden Menschen über unsere Vermögensverhältnisse unterhältst; aber wenn du dir davon eine besondere Genugthuung versprichst, so will ich es dir nicht verbieten. Um Eins jedoch möchte ich dich bitten: handele nicht vorschnell; warte einige Tage, acht Tage, vierzehn Tage, bis deine üble Laune vorüber ist."

„Ich bin nicht übler Laune, und ich werde, wie du es befiehlst, vierzehn Tage warten, ehe ich mit Herrn Midford spreche."

„Ich habe nichts befohlen; und wenn du nicht übler Laune wärst, so würdest du nicht mir mir sprechen, wie du es thust. Ich habe einen Wunsch ausgedrückt, und es freut mich, daß du demselben nachgiebst; .. und nun will ich etwas ruhen."

Frau Comyn erhob sich und verließ das Zimmer. Alles in Allem war sie wohl zufrieden. Sie hatte ihrer Tochter endlich Aufklärungen über gewisse Verhältnisse geben können, die ihr hier und da eine unruhige Stunde bereitet hatten. Edith hatte die unangenehme Mittheilung, daß sie arm sei, viel ruhiger aufgenommen, als zu erwarten gewesen war. In ihrer Genugthuung darüber vergaß Frau Comyn zunächst sogar, was Edith von ihrer Zuneigung zu Midford offenbart hatte. Als sie sodann später an dies Bekenntniß dachte, sagte sie sich: „Edith ist ein vernünftiges Mädchen. Sie wird nicht so kindisch sein, die Bewerbung eines Thomas Midford ferner zu begünstigen. Fast bedauere ich, ihr nicht längst gesagt zu haben, daß sie eine reiche Heirath machen muß. Wer weiß? — Vielleicht wäre sie heute schon Frau Hale oder Frau Welsh, und ich wäre meiner Sorgen quitt. — Nun, wir haben noch ein ganzes Jahr vor uns, und bis dahin läuft viel Wasser in das Meer. Ich kann jetzt frei und offen mit Edith sprechen und berathen.. . Alles wird schon noch gut werden."

* *
*

Frau Comyn hatte eine gewisse Scheu davor gehabt, ihrer Tochter Aufklärung über die Vermögensverhältnisse der Familie zu geben; nachdem dies nun aber einmal geschehen war, hätte sie gewünscht, sich auch ganz unbefangen mit Edith über die Zukunft berathen zu können. Es beunruhigte sie, daß diese der unangenehmen und wichtigen Mittheilungen, die ihr gemacht worden waren, in keiner Weise mehr Erwähnung that. Edith schien die Sache vergessen zu haben und lebte ruhig und in sich verschlossen weiter. Sie dachte fortwährend an Midford, aber sie

sprach nicht mehr von ihm. Sie suchte ihn in allen Gesellschaften, in denen sie ihn früher anzutreffen pflegte; sie spähte im Theater und auf der Promenade nach ihm, und sie fühlte sich unglücklich, ihn nirgends entdecken zu können. Sie empfand eine unausgesetzte peinigende Unruhe, ein Nagen am Herzen, das ihr Schlaf und Appetit raubte, und sie wurde darüber bleich und elend. — Frau Comyn sah dies mit Besorgniß; aber sie hatte nicht den Muth, directe Fragen an ihre Tochter zu richten. Diese hatte seit einiger Zeit die Gewohnheit angenommen, sie lange und forschend anzusehen, und Frau Comyn fühlte sich unter den Blicken ihrer Tochter befangen und unbehaglich. Was suchte diese so aufmerksam in ihrem Gesicht?

„Mutter," sagte Edith eines Tages, „ich beabsichtige nun, Herrn Midford zu bitten, mich morgen oder übermorgen zu besuchen. Es sind vierzehn Tage vergangen, seitdem wir ihn nicht gesehen haben."

„Kind, denkst du wirklich noch daran? Ich gestehe dir aufrichtig, daß ich Herrn Midford vollständig aus dem Gedächtniß verloren hatte und mich der Hoffnung hingab, du habest ein Gleiches gethan."

„Ich habe Herrn Midford nicht vergessen."

„Handle nicht unüberlegt, liebe Edith! Bedenke, dein ganzes Lebensglück steht auf dem Spiele."

„Eben weil ich dies bedenke, will ich handeln. Kannst du mich der Raschheit zeihen, wenn du siehst, wie geduldig ich seit zwei Wochen warte?"

„Ich wußte nicht, daß du wartetest... Edith, ich erkenne dich nicht mehr! Du bist wie umgewandelt. Du, ein vernünftiges, kluges, gutes Mädchen, du sprichst wie eine überspannte Romanheldin."

„Wenn sich ein Mädchen verk..." Sie stockte und fing einen neuen Satz an. „Wenn ein Mädchen eine Geldheirath machen muß, um nicht für eine Romanheldin zu gelten, so bin ich lieber eine solche, als daß ich mir den Ehrentitel eines vernünftigen, klugen Mädchens verdiene."

„Die erste Pflicht eines Mädchens ist, eine gute Tochter zu sein... Wie kannst du mir gegenüber solche Reden führen? Ich habe nie etwas Anderes als dein Glück gewollt! Ist dies der Dank für meine Liebe?" Frau Comyn bereitete sich darauf vor, einige Thränen zu vergießen.

„Ich habe dich nicht kränken wollen," antwortete Edith ruhig, ohne jede Rührung. „Du hast nicht zu fürchten, daß ich einem Manne, wer er auch sei und wie sehr ich ihn auch lieben möge, meine Liebe entgegenbringe. Du kannst zugegen sein, wenn ich mit Herrn Midford spreche."

„Thu' mir den Gefallen, Edith, und schreibe ihm nicht!"

„Das kann ich dir nicht versprechen... Ich habe mein Wort gehalten und vierzehn Tage lang gewartet. Gestatte nun, daß ich mir Gewißheit über Herrn Midford's Charakter verschaffe. Ich will nur wissen, ob er meiner Achtung würdig ist oder deine Verachtung verdient."

Frau Comyn seufzte tief und verließ das Zimmer. Eine Stunde später ließ sie ihre Tochter durch den Diener fragen, ob sie mit ihr ausfahren wolle. Edith war bereit dazu, und bald darauf saßen Mutter und Tochter in einem eleganten offenen Wagen und rollten darin die Champs Elysées hinunter. Als sie über den Platz der Concorde fuhren, begegnete ihnen eine alte Droschke, von einem schlecht gekleideten Kutscher geführt und von einem mageren, lahmen Gaul im langsamen Zuckeltrab gezogen. In dem traurigen Gefährt saß Thomas Midford. Mutter und Tochter erkannten ihn; er sah sie nicht. Er saß vornübergebeugt und blickte nachdenklich in seinen Hut, den er mit

beiden Händen zwischen seinen Knieen hielt und dort langsam drehte. — Die alte Droschke, der zerlumpte Kutscher, das elende Pferd, der sinnende Passagier — alles dies zusammen bildete ein jämmerliches Ganzes. Als es vorbeigezogen war, begegneten sich die Blicke der Mutter und der Tochter. Frau Comyn nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe und sagte dazu: „Welche Zukunft das verspricht!"

Aber Edith antwortete darauf mit einer Frage: „Sieht Herr Midford aus, als ob er eine Geldheirath zu machen beabsichtige?"

Frau Comyn zuckte ungeduldig die Schultern, lehnte sich vornehm in den bequemen Wagen zurück und blickte, ohne das Gespräch fortzusetzen, auf das bunte Treiben in der Straße.

Sobald Edith wieder zu Hause war, begab sie sich auf ihr Zimmer, um an Midford zu schreiben. Sie setzte einen langen Brief an ihn auf, den sie aber, als er fertig war, zerriß, um einen zweiten, noch längeren zu schreiben. An diesem änderte und corrigirte sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, so viel, daß sie ihn noch einmal umzuschreiben begann. Ehe sie mit dieser Arbeit fertig geworden war, wurde sie zum Essen gerufen. Sie schloß die Papiere sorgfältig ein und erschien zum Erstaunen ihrer Mutter bei Tische, ohne die Toilette gewechselt zu haben. — Während der ganzen Mahlzeit saß sie wortkarg und zerstreut da, und bald nach dem Essen zog sie sich wieder auf ihr Zimmer zurück, um dort den angefangenen Brief zu vollenden. Nie in ihrem ganzen Leben hatte ihr ein Schriftstück auch nur annähernd so viel Mühe verursacht wie dieser Brief; aber sie war auch wohl zufrieden mit der Arbeit, als diese endlich fertig vor ihr lag. Ihre große, deutliche Handschrift nahm sich gut aus auf dem festen, schönen Papier, das sie mit besonderer Sorgfalt unter vielerlei Schreibmaterial ausgewählt hatte; und ihr Stil ließ, so meinte sie, nichts zu wünschen übrig. Sie freute sich selbst über den vollen Klang einzelner wohlabgerundeter langer Phrasen, die sie sich halblaut vorlas. Sie zerriß zwei Converts, weil das „E" in dem Worte „Esquire" auf der Adresse nicht ganz nach ihrem Wunsche war, und legte endlich den vollendeten Brief zum Absenden bereit in eine Schublade ihres Büreaus.

Am nächsten Morgen las sie den Brief wieder aufmerksam durch, und da kamen ihr plötzlich Zweifel über gewisse Gedanken, die sie am vorhergehenden Abend so zuversichtlich ausgedrückt hatte. — War es ihrer würdig, daß sie einem fremden Menschen — denn genau genommen, war Herr Midford ihr ja doch weiter nichts als ein Fremder — unaufgefordert Auskunft über ihre Verhältnisse gab? — Die vierzehntägige Frist, die sie ihrer Mutter eingeräumt hatte, lief erst am nächsten Morgen ab. Sie nahm sich vor, sich die ganze Sache noch einmal reiflich zu überlegen. — Am Montag Morgen endlich, nachdem sie den langen Brief so oft gelesen hatte, daß sie ihn auswendig wußte, zerriß sie das Schriftstück, nahm einen gewöhnlichen Briefbogen und schrieb mit ihrer schnellsten Handschrift drei Zeilen:

„Fräulein Comyn sendet Herrn Thomas Midford freundliche Grüße und bittet ihn, sie heute Nachmittag, zwischen ein und zwei Uhr, besuchen zu wollen."

Darauf befahl sie ihrer Kammerjungfer, sie zu begleiten, und mit dem Briefe in der Hand schickte sie sich an, selbst einen Commissionär zu suchen, um diesem das Billet zur Beförderung an seine Adresse zu übergeben. Im Vorzimmer begegnete sie ihrer Mutter.

„Wo gehst du hin?" fragte diese.

„Ich habe eine kleine Besorgung zu machen," antwortete Edith; „ich bin zum Frühstück wieder zu Hause."

Edith ging häufig mit ihrem Kammermädchen aus, und Frau Comyn fühlte sich nicht berechtigt, einen Einwand gegen den frühen Spaziergang zu machen.

Unmittelbar in der Nähe ihrer Wohnung, an der Ecke der Rue de Berry, fand Edith einen Commissionär. Sie übergab ihm den Brief für Midford.

„Warten Sie auf Bescheid," sagte sie; „in einer Stunde bin ich wieder hier und werde mir die Antwort holen."

Der Mann sah sich die Adresse an: „Ich kann in einer halben Stunde wieder hier sein," bemerkte er; „wenn das gnädige Fräulein es wünschen, und wenn man mich nicht zu lange auf Antwort warten läßt."

„Sehr wohl! In einer halben Stunde dann; aber pünktlich, damit ich nicht zu warten habe. Sie sollen ein gutes Trinkgeld bekommen."

Der Commissionär lief davon, und Edith, nachdem sie nach der Uhr gesehen hatte, ging, von ihrer Dienerin gefolgt, schnellen Schrittes die Champs Elysées hinunter. Am „Rondpoint" angelangt, sah sie nach der Uhr. Darauf kehrte sie um und näherte sich etwas langsamer, als sie sich davon entfernt hatte, der Rue de Berry wieder.

Der Commissionär stand bereits auf seinem Platze. Sie erkannte ihn von Weitem und beschleunigte ihre Schritte. Der Mann sah sie kommen, grüßte höflich und zog dann bedächtig einen Brief aus der Tasche, den er ihr überreichte. Sie erschrak heftig, denn es war ihr eigenes Billet, das man ihr zurückgab. Auf den fragenden, unruhigen Blick, den sie auf den Commissionär richtete, antwortete dieser:

„Der Herr ist vorgestern Abend von Paris abgereist. Er hat, ehe er ging, Alles vollständig geordnet und seine neue Adresse nicht hinterlassen. Briefe, die noch für ihn ankommen, sollen an die Herren Edington & Co. gesandt werden."

Edith vernahm diese Worte nur undeutlich. Es überkam sie eine eigenthümliche, peinliche Schwäche; sie wandte sich ab, ohne ein Wort gesprochen zu haben, und näherte sich mechanisch ihrer Wohnung. Als sie in das Haus treten wollte, sah sie, daß der Commissionär ihr gefolgt war.

„Was wollen Sie?" fragte sie.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein," antwortete der Mann. „Mein Weg ist noch nicht bezahlt."

Sie öffnete ihr Portemonnaie und reichte ihm ein kleines goldenes Fünffrankenstück.

„Wohin sollten Briefe geschickt werden?" fragte sie.

„An die Herren Edington & Co., Rue de la Paix."

„Warten Sie einen Augenblick; ich werde Ihnen einen Brief herunterschicken, den Sie gleich zu Herrn Edington tragen müssen. Die Antwort bringen Sie mir dann hierher. Behalten Sie, was ich Ihnen gegeben habe, für die beiden Wege."

Der Mann dankte und eilte bald darauf mit einem Briefe für Herrn Alexander Edington, den das Kammermädchen ihm gegeben hatte, der Rue de la Paix zu. — Edith kannte Herrn Edington ziemlich genau und hatte sich schnell entschlossen, diesen um Auskunft über das plötzliche Verschwinden seines Freundes zu ersuchen. Sie hatte ihn deshalb gebeten, im Laufe des Tages zu ihr zu kommen. Jede Stunde sei ihr genehm; er möge die seine nennen. — Die Antwort auf den Brief wurde ihr gebracht, als sie beim Frühstück saß. Herr Edington schrieb, er werde die Ehre haben, Fräulein Comyn um zwei Uhr seine Aufwartung zu machen.

Frau Comyn runzelte die Stirn, als dieser Brief in das Zimmer gebracht wurde. Edith bemerkte es, sagte jedoch kein Wort. Sie zürnte ihrer Mutter,

die sie dafür verantwortlich machte, daß Midford Paris verlassen hatte, ohne sich noch einmal bei ihnen gezeigt zu haben.

Nach dem Frühstück, das stumm vorüberging, sagte Frau Comyn: „Für den Fall, daß der Brief, den du empfangen hast, von Herrn Midford ist und dieser zu dir kommen sollte, darf ich dich daran erinnern, daß du selbst mich aufgefordert hast, bei deiner Unterredung mit ihm zugegen zu sein. Dies scheint mir übrigens nach dem, was zwischen euch vorgefallen ist, nur schicklich."

„Der Brief ist nicht von Herrn Midford, und Herr Midford wird nicht zu mir kommen. Er hat Paris verlassen . . du hattest Recht, Mutter. . ." Sie lächelte bitter; aber plötzlich mußte sie innehalten: Thränen erstickten ihre Stimme.

„Was giebt es?" fragte Frau Comyn beunruhigt.

„Er ist gegangen. Ich werde ihn nie wiedersehen! O, wie ungerecht bist du gewesen! Wenn ich nicht auf deine Verdächtigungen gehört, wenn ich nicht Wochen lang gewartet hätte, so würde ich ihn wiedergesehen haben." — Sie bedeckte sich das Gesicht mit einem Tuche und weinte.

Frau Comyn war im Grunde ihres Herzens sehr froh darüber, daß der Mann, dessen Gegenwart ihr so große Unruhe bereitet hatte, Paris verlassen habe. Die Thränen ihrer Tochter ängstigten sie nicht: „Das wird vorübergehen, wie es gekommen ist," dachte sie. Es wurde ihr leicht, Edith einige zärtliche, freundliche Worte zu sagen, und nachdem sie dies gethan hatte, verließ sie das Zimmer, da sie überzeugt war, das junge Mädchen werde sich am schnellsten trösten, wenn es sich selbst überlassen bleibe.

Alexander Edington erschien präcise um zwei Uhr, mit der angenehmen Pünktlichkeit, welche den Großstädter auszeichnet. Edith ließ ihm nicht eine Minute Zweifel darüber, was sie von ihm zu erfahren wünsche, denn sobald sie ihn begrüßt und er sich gesetzt hatte, fragte sie, ob er ihr sagen könne, was aus Herrn Midford geworden sei.

„Er ist nach Californien zurückgekehrt."

„Wissen Sie den Grund dieser plötzlichen Abreise? Er hat nicht einmal Zeit gefunden, von uns Abschied zu nehmen."

„An Zeit hat es ihm nicht gefehlt," meinte Edington; „denn er hat während der letzten vierzehn Tage oft Stunden lang auf dem Comptoir bei mir gesessen und nichts gethan, als Vierecke und Dreiecke gezeichnet und mit großer Sorgfalt schattirt. — Aber es wundert mich nicht, daß er keine Abschiedsbesuche gemacht hat. Midford handelt gewöhnlich nach gewissen Principien, die er während seiner Mußestunden zu seinem Privatgebrauch entdeckt und über die er nicht mit anderen Leuten spricht. — Gedacht hat er an Sie. Das weiß ich bestimmt. Ich kenne ihn ziemlich genau — wir haben ja Jahre lang in Californien zusammen gelebt — und ich weiß, daß er nur von Sachen und Personen spricht, die ihn interessiren. Er sitzt so still da und grübelt, und auf einmal richtet er eine Frage an mich. Die bezieht sich dann regelmäßig auf den Gegenstand seiner tiefsinnigen Betrachtungen; und da ich dies weiß, so kann ich auch immer ziemlich genau berechnen, was gerade in seinem Geiste vorgeht."

„Und Sie glauben, daß er an uns gedacht hat?" fragte Edith. — „Wundern Sie sich nicht über diese Frage. Ich will Ihnen gern sagen, weshalb ich sie an Sie richte. — Herr Midford war, wie Sie wissen, während der letzten Monate ein häufiger Gast in unserem Hause. Plötzlich, vor vierzehn Tagen etwa, ist er fortgeblieben, und wir haben ihn seitdem nur einmal wiedergesehen, nämlich vorgestern. Wir fuhren an ihm vorüber; er bemerkte uns nicht. Mir kam es vor,

als sähe er krank und niedergeschlagen aus. Ich wollte mich deshalb heute nach seinem Befinden erkundigen, und da habe ich erfahren, daß er Paris verlassen hat."

Edith bemühte sich, unbefangen zu sprechen. Aus der Art, wie ihr junger weltweiser Landsmann ihr zuhörte, ersah sie jedoch, daß ihre Bemühungen nicht besonderen Erfolg hatten. Edington lauschte nämlich mit großer Aufmerksamkeit und nickte von Zeit zu Zeit zustimmend mit dem Kopfe, gleichsam als wollte er sagen: „Fahren Sie fort; Sie interessiren mich;" — aber auf seinem Gesicht lag ein eigenthümliches, nicht gerade freundliches, ein wissendes Lächeln; und Edith war sich bewußt, daß sie unter dem störenden Einfluß dieses Lächelns während der letzten Worte ihrer Rede die Fassung verlor und die Farbe wechselte.

Alexander Edington schwieg einige Secunden, nachdem Edith gesprochen hatte; dann, direct auf den Gedanken antwortend, der sie hauptsächlich beschäftigte, sagte er:

„Ja; Midford hat viel an Sie gedacht. — Ich habe dies bei zwei Gelegenheiten constatiren können. — Einmal, es sind wohl zehn Tage her, sagte ich ihm beiläufig, ich würde am Abend im Theater in Ihrer Loge mit Ihnen zusammentreffen. Da saß er eine Weile stumm da und dann fragte er: ‚Welche Nummer?‘ — ‚Dreizehn,‘ antwortete ich. — ‚Eine schlechte Nummer,‘ sagte er. — Und ich darauf wieder: ‚Ich hoffe mich dessen ungeachtet gut zu amüsiren.‘ — Er antwortete nicht und ging bald darauf fort. — Er war an jenem Abend im Theater; er saß in der dunkelsten Parquetloge, und ich entdeckte ihn nur zufällig. Er ist sonst kein Theatergänger. — Ich gehöre nicht zu den Leuten, die Vergnügen daran finden, Andere unnütz in Verlegenheit zu setzen; ich fragte meinen Freund deshalb am nächsten Morgen nicht, was er im Theater gesucht habe; aber es mußte mir auffallen, daß er ruhig, als erfahre er etwas Neues, zuhörte, während ich ihm von der Vorstellung erzählte. — Dann, einige Tage später, theilte ich ihm mit, daß ich Sie am Abend bei Sands sehen würde. Tages darauf, als er mich besuchte, fragte er mich: ‚Wie war es gestern bei Sands?‘ — ‚Hübsch.‘ — ‚Wer war dort?‘ — Ich nannte ein Dutzend Personen, und ich nannte Sie absichtlich nicht. — ‚Waren Comyns da?‘ fragte er. — ‚Ja, die waren auch da.‘ — ‚Tanzte Fräulein Edith?‘ — ‚Nein.‘ — ‚Wie sah sie aus?‘ — ‚Sehr vergnügt, wie immer.‘"

„Sehe ich immer so vergnügt aus?" unterbrach Edith ungeduldig.

Edington antwortete nicht und fuhr in seinem Bericht fort:

„‚Was für eine Toilette trug Fräulein Comyn?‘ fragte mich Midford weiter. — Ich beschrieb Ihren Anzug und dann sagte ich: ‚Seit wann, Thomas Midford, interessiren Sie sich für Damentoiletten? Das Talent kannte ich Ihnen noch nicht.‘ — ‚Ja, ja,‘ antwortete er bedächtig, ‚ich interessire mich hier und da für Einiges, was Sie nicht wissen.‘ — ‚Unter Anderem für Fräulein Comyn,‘ bemerkte ich. — Darauf stand er auf und sagte mit großer Traurigkeit: ‚Alexander Edington, ich möchte, ich wäre schon am anderen Ende der Welt.‘"

Edith blickte zu Boden. Edington, als bemerke er nichts von ihrer Verlegenheit, sprach weiter:

„Ich würde von all' dem nichts erwähnt haben, Fräulein Comyn, wenn Sie sich nicht bei mir nach Thomas Midford erkundigt hätten; aber da der genannte junge Mann so ziemlich mein ältester und bester Freund ist, dem ich alles Gute wünsche und dessen Leid mich schmerzt, so will ich Ihnen auch noch sagen ... daß er Sie liebt. . ."

Edith fuhr zusammen. Edington setzte beinahe verächtlich hinzu:

„Das hat ja jetzt keine Gefahr mehr — er ist gegangen."

„Auf einen weiten Weg," sagte Edith leise und nachdenklich.

„Ja, auf einen weiten Weg, und auf einen harten und beschwerlichen." Edington sprach mit größerer Rührung, als er Edith gegenüber je gezeigt hatte. „Wie ihm das arme Herz schwer sein mag! — Fräulein Comyn . . entschuldigen Sie mich . . Fräulein Comyn, wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre, den Mann hätte ich nicht von mir gewiesen, hätte ich nicht ziehen lassen."

Edith blickte auf, und mit Thränen in den Augen sagte sie: „Sie irren sich ... Sie sind ein treuer Freund. . Ich habe ihn nicht von mir gewiesen; ich habe ihn nicht ziehen lassen. Er ist gegangen, ohne mein Wissen, gegen meinen Willen!" Und plötzlich brach sie in Thränen aus und schluchzte: „Ach, wäre er zurück!"

Da stand Alexander Edington auf, und Edith's Hand ergreifend, sagte er erregt:

„Ich habe Ihnen in meinem Geiste Unrecht gethan; aber ich bereue es nicht; ich will Alles wieder gut machen; verlassen Sie sich auf mich."

Als Frau Comyn gegen vier Uhr von ihrer gewöhnlichen Promenade nach Hause zurückkehrte, war sie nicht wenig überrascht, Herrn Alexander Edington, von dem sie wußte, daß er um zwei Uhr gekommen war, noch immer bei ihrer Tochter zu finden. Sie war jedoch darüber nicht beunruhigt. — Ganz im Gegentheil: Alexander Edington war zwar nicht so reich wie die Herren Welsh und Hale, und nicht so vornehm wie der Marquis de Contades oder der Vicomte de Beauchamp; aber er war ein wohlsituirter, strebsamer Mann, der bereits ein hübsches Vermögen besaß und von dem man allgemein annahm, daß er sich zu einer großen finanziellen Position emporschwingen werde. — Frau Comyn wünschte ihm guten Tag und setzte hinzu, er mache sich viel zu selten, und er möchte doch an einem der nächsten Tage bei ihnen essen, ganz „en famille", eine Einladung, der der junge Bankier bald Folge zu leisten versprach.

Als er gegangen war, begab Edith sich auf ihr Zimmer und begann wieder zu schreiben; aber diesmal flog ihre Feder über das Papier, und noch vor Postschluß desselben Tages empfing Herr Alexander Edington einen dicken Brief, der „via New-York" an „Thomas Midford Esq." adressirt war, und der noch am Abend von Edington auf die Post geworfen wurde. — Auch dieser war von Fräulein Edith Comyn mit einigen Zeilen bedacht worden. Sie lauteten:

„Werther Freund, anbei sende ich Ihnen den Brief an Thomas Midford. Ich habe ihm ganz so geschrieben, wie Sie es mir angerathen haben. Sie haben durch Ihre Vermittelung hoffentlich Ihrem Freunde sowohl wie mir Gutes erwiesen. Ich danke Ihnen dafür und bleibe für immer Ihre aufrichtig ergebene E. C."

Alexander Edington war ein vielbeschäftigter und ein ordnungsliebender Mann. Er bewahrte grundsätzlich kein unnützes Stück beschriebenen Papiers, und seine Privatbriefe wurden in den meisten Fällen, sobald er sie beantwortet hatte oder deren Inhalt erledigt war, von ihm zerrissen. Aber das kleine Billet Edith Comyn's, wennschon dasselbe doch nichts besonders Interessantes enthielt, wurde von Edington nicht nur mit größter Aufmerksamkeit durchgelesen, sondern sodann sorgfältig wieder zusammengefaltet und in eine verschließbare Schublade deponirt, gerade als ob es ein sehr werthvolles Document gewesen wäre.

* * *

Das Dorf Blighton-Bar im Staate von Californien war zwar erst wenige Monate alt, hatte jedoch bereits eine ganz respectable Ausdehnung gewonnen. Einige hundert Goldgräber verdienten sich dort im Schweiße ihres Angesichts viel mehr als ihr tägliches Brot, genug nämlich, um in der Hauptschenke des Ortes täglich zwei- bis dreimal so viel zu vertrinken und zu verzehren, wie ein Feinschmecker ersten Ranges bei Delmonico in New-York für seine Beköstigung ausgegeben haben würde; genug, um halbe Nächte durch am Pharaotisch zu sitzen und dort gelegentlich Hunderte, hier und da wohl auch Tausende von Dollars in einer Sitzung zu verlieren oder zu gewinnen.

Die Mehrzahl der Bevölkerung bestand aus Vollblut-Nordamerikanern, aus alten Californiern, welche sich schon in Gott weiß wie vielen „Goldlagern" umhergetrieben und von denen mehr als einer bereits hübsche Vermögen erworben und beinahe ebenso schnell wieder verloren hatte. Dazwischen sah man einige Irländer, Deutsche und Südamerikaner. Beinahe alle waren junge, kräftige Leute, langsam und entschlossen in ihren Bewegungen, mit ruhigen, klaren, furchtlosen Augen, die eigenthümlich träge blickten, wie bei Leuten, denen Niemand etwas zu befehlen hat und die sich gelassen umwenden, wenn sie gerufen werden.

Die Post aus San Francisco, die jeden Abend pünktlich zwischen sechs und halb sieben Uhr in Blighton-Bar anlangte und deren Ankunft, als das „Ereigniß" des Tages, stets von einer großen Anzahl feiernder Arbeiter, wenn auch geduldig, so doch mit großer Spannung erwartet wurde, fuhr an einem schwülen Juli-Abend im beliebten Tempo, auf das die Bewohner von Blighton-Bar beinahe ebenso stolz waren wie der geschickte Kutscher selbst, im gestreckten Galopp nämlich, in das Dorf ein und machte mit bewunderungswürdiger und bewunderter Präcision unmittelbar vor der Post, d. h. vor der Hauptschenke des Ortes, Halt. — Der Kutscher, ein Mann mit glattrasirtem, breitem, ernstem Gesicht, warf einem Stallburschen die Zügel zu, stieg schwerfällig vom Bock, zog sich gravitätisch den rechten seiner blutrothen Handschuhe aus und schüttelte, ohne ein Wort zu sagen, einigen Bevorzugten, die sich ihm genähert hatten, die Hände. Darauf leerte er mit sichtlichem Behagen ein großes, mit einem eiskalten, schäumenden Getränk gefülltes Glas, das ihm ein Kellner, der aus der Schenke herausgetreten war, ehrfurchtsvoll und vertraulich zugleich überreicht hatte, schnalzte wohlgefällig mit der Zunge, nahm ein buntes, carrirtes Tuch aus seinem Hut, wischte sich damit den Mund und sagte sodann, einen wohlwollenden Blick um sich werfend und sich gewissermaßen an die ganze Welt wendend: „Wie befinden Sie sich?" — Darauf, ohne eine Antwort abzuwarten, trat er an den Kutschenschlag. Dieser war bereits geöffnet worden, und ein einsamer Passagier hatte Fuß auf Blighton-Bar-Boden gesetzt. Die Goldgräber, der Schenkwirth und der Kellner musterten ihn mit ungetheilter Aufmerksamkeit und mit einigem Erstaunen. — Was konnte der Mann in Blighton-Bar suchen? Er glich Keinem von ihnen; er sah nicht aus wie Einer, der den schweren Kampf ums Leben auf eigene Faust durchfechten, der fest dreinschlagen, fest zugreifen und fest halten kann.

Der Neuangekommene, ein junger Mann in der Mitte der Zwanziger, mit einem nachdenklichen Gesicht, in dem die ruhigen braunen Augen besonders auffielen, sah wie ein Großstädter aus und war wie ein solcher gekleidet. Er schien eingeschüchtert durch die schweren Blicke der Goldgräber, die so zu sagen auf seiner Gestalt klebten und jeder seiner Bewegungen mit einer

Art neugieriger Gleichgültigkeit folgten, und er war bemüht, seine Verlegenheit zu verbergen, indem er das durch den Conducteur angeordnete Abladen von der Postchaise, eines nicht sehr schweren ledernen Reisekoffers und einiger Stücke kleineren Handgepäcks, überwachte. — Nachdem er seine Habe um sich versammelt sah, wandte er sich endlich den ihn beobachtenden Zuschauern zu, und den Hut lüftend und dabei den ersten, der vor ihm stand, ins Auge fassend, fragte er leise und höflich:

„Wollen Sie mir gefälligst sagen, wo Herr Georg Warden wohnt?“

„Warden!“ rief der Angeredete, sich halb umwendend, „Verlangt!“

Ein breitschulteriger Riese, mit wettergebräunten, kühnen nordischen Gesichtszügen, der, die sehnigen Arme über die Brust gekreuzt, eine kurze Pfeife im Munde, nachlässig an dem Thürpfosten angelehnt gewesen war, gab mit seinem Rücken einen leisen Ruck gegen die Thür, so daß er ohne allzu große Kraftanstrengung eine verticale Stellung annehmen konnte, trat sodann langsam hervor und sagte gelassen:

„Georg Warden ist mein Name.“

Der Neuangekommene zog einen Brief aus der Tasche, den er Herrn Warden überreichte. Dieser erbrach das Couvert, durchflog in wenigen Secunden den Inhalt eines kurzen Schreibens und sagte, mit einer energischen Geste die Hand ausstreckend:

„Stolz, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Midford. — Wie befinden Sie sich? — Kommen Sie mit mir.“

Midford wies mit einer stummen Geberde auf sein Gepäck.

„Dafür lassen Sie mich sorgen,“ bemerkte Warden. Er wandte sich an die Umstehenden, und einem von ihnen zuwinkend, äußerte er freundlich, aber doch mit dem sicheren Tone eines Mannes, der nicht daran gewöhnt ist, Fehlbitten zu thun:

„Sie sind wohl so gut, Croker, diese Sachen in meine Hütte schaffen zu lassen.“

„Das ist in Ordnung,“ antwortete der Angeredete.

Georg Warden wußte, was sich schickt. „Zunächst ein Glas zum Willkomm, Herr Midford,“ sagte er höflich. „Belieben Sie, demselben einen Namen zu geben.“

Midford, der kein Neuling in Californien war, antwortete mit einer freundlichen Geberde: „Was Sie vorziehen, Herr.“

Warden rief dem Kellner etwas zu, dieser mischte darauf mit großem Eifer und Ernst ein Getränk, dessen Zubereitung den Gebrauch mehrerer Gläser und verschiedener Flüssigkeiten erforderte, und reichte sodann den beiden, ihn stumm und aufmerksam beobachtenden Gästen einem jeden ein großes Glas voll eines röthlichen Trankes.

„Gut nach einem heißen Tage,“ meinte Warden. Er stieß leise und vorsichtig mit Midford an, und diesem mit den Augen zuwinkend und ihn gleichzeitig durch ein leichtes Neigen des Hauptes begrüßend, setzte er hinzu: „Die Ihrige!“

„Die Ihrige!“ entgegnete Midford.

Ein Jeder leerte darauf sein Glas: Warden das seine auf einen Zug, mit zärtlich geschlossenen Augen und einem verklärten Lächeln auf dem Gesicht; Midford in mehreren kurzen Absätzen und nicht ohne einiges Erröthen, denn was er trank, brannte ihm wie Feuer in der Kehle. Dann entfernten sich die Beiden, Schulter gegen Schulter, bedächtigen Schrittes: Midford den Kopf nach vorn gebeugt, die Hände auf dem Rücken; Warden sich in den Hüften wiegend, die Daumen in dem breiten Lederriemen, der ihn lose gürtete und an dem ein schwerer Marine-Revolver und ein

„Bowie-knife“ von kolossalen Dimensionen hingen.

Am folgenden Tage stellte Georg Warden den hervorragendsten Mitgliedern der Gemeinde von Blighton-Bar „seinen ehrenwerthen Freund, Herrn Thomas Midford aus New-York“, vor; und im Laufe des Abends erfuhren Alle, die es wissen wollten, daß der Neuangekommene dem Herrn Georg Warden durch einen Brief seines alten Kameraden Peter O'Connor aus White-Pine auf das wärmste anempfohlen worden sei, und daß Erstgenannter, Herr Georg Warden, die ergebenste Bitte an seine ehrenwerthen und hochverehrten Mitbürger richte, sich gefälligst an ihn wenden zu wollen, für den Fall irgend einer von ihnen, aus irgend einem erdenklichen Grunde, irgend einen Streit mit Herrn Midford suchen wolle. — Als diese letzte, an Adverbien und Beiwörtern überaus reiche Bemerkung von Herrn Warden mit etwas schwerer Zunge, langsam und feierlich und von vielen gewichtigen Faustschlägen auf den Tisch begleitet, gemacht wurde, war es bereits spät geworden; und da es bekannt war, daß Herr Georg Warden um diese Zeit ungern Widerspruch duldete und überhaupt etwas rauflustig zu werden pflegte, so beeilten sich mehrere der noch in der Schenke Anwesenden, Herrn Thomas Midford herzlichst die Hände zu drücken und ihn ihrer guten Freundschaft zu versichern.

Während der nächsten Tage beschäftigte Warden sich viel damit, seinen neuen Freund aufmerksam zu beobachten und gelegentlich zu examiniren. Eines Abends hielt er ihm sodann folgende Rede:

„Zum Graben sind Sie zu schwach; um Pharaobankhalter zu werden, fehlt Ihnen das Auge und fehlt Ihnen die Hand; als Sheriff würden Sie nicht gut mit den ‚Jungen‘ fertig werden, wennschon ich Ihnen gern zutraue, daß Sie keine Furcht haben; Wirthe giebt es bereits zwei zu viel im Orte, da alle achtungswerthen Bürger von Blighton-Bar sich in derselben Schenke, in der Post, betrinken; für einen Prediger oder einen Lehrer ist augenblicklich kein Bedarf; ein ordentliches Handwerk haben Sie nicht gelernt; die Regierungsposten sind vergeben. — Was kann ich mit Ihnen anfangen, Sie junges, hülfloses, interessantes Waisenkind? — Sie sollen Bankier werden; mein Bankier und der von einem halben Dutzend anständiger Leute, die ich Ihnen zuführen werde. Andere Kunden werden folgen, und da Sie, wie Sie mir bereits gesagt haben, nicht spielen und auch nicht trinken — was thun Sie eigentlich, Mann, wenn Sie weder die Flasche noch die Karten lieben? — so müßte es ganz eigenthümlich zugehen, wenn Sie nicht bald der Wohlhabendste von uns Allen würden.“

Midford wollte Einwendungen machen. Er hatte bereits einige Erkundigungen eingezogen. Das Bankiergeschäft in Blighton-Bar war nicht ohne jedes Risico: „Ich besitze nur sehr wenig Geld,“ sagte er. „Wenn ich verlöre, so könnte ich nicht bezahlen.“

Warden musterte ihn achselzuckend und den Kopf schüttelnd von Kopf bis zu Füßen: „Sind Sie etwa hierher gekommen, um Geld zu verlieren?“ fragte er. „Junger Mann, was erfinden Sie da für Sachen? Thun Sie einfach und ordentlich, was Ihr Geschäft mit sich bringt, und bekümmern Sie sich um weiter nichts. — Wer wird sich Sorgen machen? Sorge ist ein schlechter Bettgenosse.“

Midford war der soliden Argumentation seines Genossen nicht gewachsen und gab nach. Er erfüllte während der nächsten Tage einige sehr einfache Formalitäten, auf die Warden seine Aufmerksamkeit gelenkt hatte, und nach Ver-

lauf einer Woche erfreute er sich des behaglichen Gefühls, daß sein „Haus“ in Blighton-Bar des unangefochtenen Rufes einer „respectablen Firma“ genoß. Zu thun gab ihm sein neues Amt nicht viel: er hatte täglich einige Briefe an die Bank in San Francisco zu schreiben, einige Säcke „Staub“ zu wiegen und zu versiegeln, Frachtbriefe auszuschreiben, hier und da Vorschüsse gegen diese Documente zu machen und gelegentlich Auskunft über die Wechsel-Course von San Francisco auf New-York und auf London zu ertheilen. Während seiner Mußestunden grübelte und sorgte und träumte er, wie dies seine Art war, oder er machte sich, ohne es zu beabsichtigen, Freunde unter den Goldgräbern — seinen Kunden und Mitbürgern — und zwar einfach dadurch, daß er sich mit ihnen unterhielt. Am häufigsten traf er mit Warden zusammen, und mannigfaltig und sinnreich waren die langen Unterhaltungen, die er mit diesem pflog.

Warden hatte durch dreistes, ruhiges Fragen die Umrisse der einfachen Geschichte Midford's aus diesem herausgelockt und schien seitdem eine Art väterlichen, mitleidigen Wohlwollens für seinen schüchternen, zaghaften, unbeholfenen Gast gefaßt zu haben. Er sprach mit diesem häufig von dem „Mädchen von Paris“, dessen Namen Midford ihm nicht genannt und die er, Warden, aus einem unerfindlichen Grunde „Jemima“ getauft hatte. Midford war stets bereit, auf das Gespräch über die abwesende Geliebte einzugehen, und wurde dadurch immer vertrauter mit Warden. — Aber während dieser mit der Zeit alle Einzelheiten der Lebensgeschichte Midford's, sowie dessen Pläne für die Zukunft genau kennen lernte, hatte Midford keine Ahnung, woher sein neuer Freund komme und wohin er gehe. Eines Tages richtete er zufällig — denn er war nicht neugierig — einige Fragen über Warden's vergangenes Leben an diesen:

„Woher kommen Sie eigentlich?“ fragte er. „Sie sprechen manchmal wie ein Professor der Philosophie und citiren die Classiker wie ein richtiger Gelehrter. — Wo sind Sie geboren? Welche Schulen haben Sie besucht?“

„Dies und alles Aehnliche hat man niemals wissen können,“ antwortete Warden im gleichgültigsten Tone. „Es giebt unaufgeklärte Geheimnisse in der Natur. — Warum tragen Steuermänner, wenn sie bei glühender Sonnenhitze ans Land gehen, gefütterte zweireihige Sammetwesten, die bis unter das Kinn zugeknöpft sind? — Geheimniß! Man kann es nicht ergründen.“

Midford war nicht begierig, den Schleier über der Vergangenheit seines Freundes und Gönners zu lüften. Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und bemerkte dazu: „Nehmen Sie an, ich habe nichts gesagt;“ und er kam seitdem nicht wieder auf Warden's Lebensgeschichte zurück.

Eines Abends, in den letzten Tagen des Monats August, brachte der Courier einen Brief an Midford, der den Poststempel „Paris“ und viele andere Stempel trug und auf dem die ursprüngliche Adresse „New-York“ durchgestrichen und mehrere Male verändert worden war. — Der Brief hatte den Empfänger Monate lang an verschiedenen Orten gesucht, bis er endlich in dessen Hände gelangt war. — Midford erkannte auf dem Couvert die wohlbekannte Handschrift seines Freundes Alexander Edington. Er öffnete den Brief. Das Erste, was ihm in die Augen fiel, war ein Bogen, auf dem nichts weiter als die Worte standen: „Beste Grüße und Glückwünsche! A. E. Paris 26. 5. 6..“ — Dann erblickte Midford einen zweiten Brief, und das Herz schlug ihm gewaltig.

„Ein Brief von Jemima?" fragte Warden, der, neben Midford stehend, diesen mit gewohnter wohlwollender und kühler Aufmerksamkeit beobachtet hatte.

Midford machte ein bejahendes Zeichen, worauf Warden sich anscheinend theilnahmlos abwandte, damit der Andere seinen Liebesbrief ungestört lesen könne.

Als die Beiden einige Stunden später wieder in Warden's Hütte zusammentrafen, strahlte Midford's Antlitz vor Freude.

„Sie haben gute Nachrichten empfangen, wie ich sehe," sagte Warden.

„Die besten, die ich mir wünschen konnte," antwortete Midford.

Er zog Edith's Brief aus der Tasche, und hier und da einige Stellen aus demselben vorlesend, theilte er seinem Freunde den ganzen Inhalt des langen Schreibens mit.

Edith schrieb, sie sei durch Midford's Abreise peinlich überrascht worden und sie habe sich von Herrn Edington Auskunft über dies unerwartete Ereigniß erbeten. Dieser habe es für gut befunden, ihr in Bezug auf Midford's Gefühle für sie Mittheilungen zu machen, über die sie sich zwar augenblicklich nicht weiter äußern dürfe, die sie aber unwillkürlich mit dem, was Midford ihr bei seinem letzten Besuche in Paris gesagt, in Zusammenhang gebracht habe. Sie sei dadurch zu der Ansicht gelangt, daß Midford damals in einem Irrthum über gewisse, sie berührende Verhältnisse befangen gewesen wäre.

„Sie hielten mich für reich," fuhr Edith's Brief fort. „Ich bin es nicht; es scheint im Gegentheil, daß wir nahezu ruinirt sind. Meine Mutter hat mir dies kürzlich mitgetheilt, und Herr Edington glaubt, daß diese Nachricht auch für Sie von Interesse sein dürfte. Ich weiß nicht, ob er sich nicht darin irrt; jedenfalls habe ich keine Ursache, Ihnen die Wahrheit vorzuenthalten.

„Ich muß Ihnen noch etwas Anderes schreiben. Es wird mir schwer, obgleich es sich im Grunde um eine sehr einfache Sache handelt, nämlich darum, Sie von meiner Denkweise über eine gewisse Frage, die von Ihnen berührt worden ist, in Kenntniß zu setzen. Ich hoffe zuversichtlich, daß Sie mich nicht mißverstehen werden.

„Sie sagten mir, ein Mann, der arm sei und keine Aussicht habe, reich zu werden, handle kleinlich, wenn er sich um die Hand eines wohlhabenden Mädchens bewerbe. — Ich denke darüber anders: ein Mann, der liebt, soll Alles, was die Geliebte ihm bringt, mit in den Kauf nehmen: Reichthum sowohl wie Armuth. Dies findet, nach meiner Ansicht, auch auf die Frau Anwendung: sie soll dem folgen, den sie liebt, wenn er um sie wirbt, unbekümmert darum, ob er reich oder arm ist. — Ein Mädchen, welches zögern würde, einem Ehrenmanne ihre Hand zu reichen, weil er arm ist, während es sich ihm anvertraut haben würde, wenn er Reichthum besäße, — ein solches Mädchen kann nicht gut und kann nicht edel sein.

„Ich habe mir diese Ansichten nicht etwa kürzlich angeeignet, aber ich habe nicht Gelegenheit gefunden, dieselben Ihnen gegenüber früher zu äußern. Der Gedanke, daß mein Schweigen in dieser Beziehung von Ihnen falsch gedeutet werden könne, ist mir peinlich, und aus diesem Grunde habe ich mich entschlossen, nun zu sprechen.

„Herr Edington hat es übernommen, diesen Brief an Sie gelangen zu lassen. Er sagt mir, Sie würden ihn im Monat Juli, möglicherweise sogar noch etwas später empfangen, da er nicht genau wisse, wohin Sie sich von San Francisco gewandt haben. Jedenfalls, so meinte

unser gemeinschaftlicher Freund, würde eine Antwort von Ihnen zu Anfang des Winters in Paris sein können. Und wir sind jetzt im Beginn des Sommers! Wie weit Sie gegangen sind, Herr Midford!

„Wir begeben uns während der heißen Jahreszeit nach Trouville oder Biarritz; von Mitte October ab gedenken wir wieder in unserem alten Quartier in Paris zu sein. — Mit aufrichtigen Wünschen für Ihr Wohlergehen verbleibe ich, werther Herr Midford, Ihre ergebene Freundin Edith Comyn."

Warden hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört und saß eine Weile sinnend da, als Midford aufgehört hatte zu sprechen. Dann sagte er leise: „Mir hat man damals ganz anders geschrieben." Darauf rieb er sich schnell und heftig die Stirn, fuhr mit der Hand durch das dichte braune Haar, das er am Nacken glättete, und nachdem er auf diese Weise unnütze Gedanken an vergangene Zeiten gleichsam mechanisch zurückgeschoben hatte, fuhr er fort:

„Sie sind ein Glücksvogel, Thomas Midford! Sie haben die höchste Trumpfkarte in Ihrem Spiel: die Liebe eines guten Mädchens. Wenn Sie die Partie nicht gewinnen, so ist das Ihre Schuld."

„Was würden Sie auf diesen Brief antworten?" fragte Midford.

„Sie wissen nicht, was Sie darauf antworten sollen?" rief Warden verwundert und ungeduldig. „Haben Sie kein Blut in den Adern, Mann? Sind Sie hundert Jahre alt? Soll ich Ihnen sagen, was Sie antworten müssen? — Schreiben Sie!"

Und ohne dem Anderen Zeit zu geben, etwas zu entgegnen, sprach er mit großer Bestimmtheit, als dictire er:

„‚Meine einzig und über Alles geliebte Jemima,‘ Ausrufungszeichen; ‚einzig‘ und ‚über Alles‘ unterstrichen. ‚Sie können zuversichtlich darauf wetten, daß ich — wenn der nächste Dampfer zwischen New-York und Liverpool nicht niederbricht oder mit einem Eisberg collidirt, oder sonst auf unvorhergesehene und unberechenbare Weise untergeht, und ich somit unverschuldet daran verhindert werde, so schnell, wie ich es wünsche, in Paris einzutreffen — daß ich acht Tage, nachdem dieser Brief in Ihren Händen ist, an Ihrer Seite sein werde und Sie drei Wochen darauf — es sei denn, daß diese mir als die legal bezeichnete Frist nicht noch abgekürzt werden könne — als mein geliebtes Weib in die Arme schließen zu können hoffe. Ihr dankbarster, Sie treu und ewig liebender Thomas Midford.‘ — Außer diesem Brief ein Telegramm folgenden Inhalts: ‚Tausend Dank! Brief und Absender unterwegs.‘ — So, Thomas Midford! Einen anderen und einen besseren Rath kann ich Ihnen nicht geben; und wem ich nicht rathen kann, dem kann ich auch nicht helfen!"

Damit stand Herr Georg Warden auf und begab sich schnurstracks und schnelleren Schrittes als gewöhnlich nach dem Wirthshause, wo er zunächst zwei große Gläser seines Lieblingsgetränkes herunterstürzte und dann so unvernünftig hoch und unerhört glücklich spielte, daß er die Bank sprengte und ein Vermögen mit nach Hause genommen haben würde, wenn er sich nicht bereit gezeigt hätte, einem Jeden, der es von ihm verlangte, unermüdlich Revanche zu geben. Immerhin waren seine Taschen noch leidlich gefüllt, als er sich nach Tagesanbruch auf den Weg nach seiner Wohnung machte.

Midford erwachte von Warden's schweren Tritten, als dieser in die Hütte trat, in der die Beiden ihre Lager kameradschaftlich neben einander aufgeschlagen hatten.

„Hier!" sagte Warden mürrisch, seine Taschen auf den grob gezimmerten Tisch

leerend, „hier! das habe ich für Sie gewonnen. Wenn Sie es nicht annehmen wollen, so können Sie es mir später wiederbezahlen. Ich gebrauche es nicht und kann warten, bis es Ihnen paßt, es mir zurückzuerstatten; für mich ist es nirgends besser als in Blighton-Bar; aber Sie haben Eile und müssen sofort nach Paris abreisen. Schreiben Sie gar nicht; telegraphiren Sie einfach und machen Sie sich morgen auf den Weg. Grüßen Sie Jemima von mir und bringen Sie sie auf der Hochzeitsreise hierher. Ich bin begierig, das Wunderding von einem Mädchen zu sehen, das einen armen Mann lieben kann, wenn es die Wahl zwischen einem Dutzend reicher Freier hat."

Midford antwortete unentschlossen: „Es wäre nicht rechtschaffen von mir, wollte ich Sie beim Worte nehmen. Sie sind jetzt aufgeregt; bei kaltem Blute würden Sie vielleicht bereuen, was Sie jetzt so großmüthig thun wollen. — Wir wollen morgen von der Sache sprechen, wenn Sie ruhig sind."

„Zum Teufel mit Ihrer Rechtschaffenheit und Ihrer Großmuth und Ihrer Ruhe! Nehmen Sie, sage ich Ihnen noch einmal. Lassen Sie das Glück nicht vorbeiziehen!"

„Es geht nicht . . . nicht so schnell," antwortete Midford. „Lassen Sie mir Zeit, mich zu besinnen."

„Nun gut," sagte der Andere ärgerlich. „Nehmen Sie sich Zeit, rechtschaffener Mann; schlafen Sie zwei, drei Nächte über die Geschichte; grübeln Sie recht gründlich darüber nach; plaidiren Sie gewissenhaft alle erdenklichen Pro's und alle erfindlichen Contra's, und dann entschließen Sie sich zu spät, etwas zu thun, was sich überhaupt nicht der Mühe verlohnt gethan zu werden. — Herr des Himmels! Der Mann hat die schönsten Trumpfkarten in der Hand und proponirt schüchtern ein elendes ‚Misère', anstatt von oben herab ein stolzes ‚Grand' zu spielen. — Es ist heller lichter Tag geworden. Sie haben mich über den Schlaf fortgeärgert. Ich will arbeiten gehen. Auf Wiedersehen!"

Warden entfernte sich und überließ Midford seinen Gedanken. Die schönen Reden des Goldgräbers hatten nichts genützt, nur hatten sie Midford's Frohsinn und Vertrauen getrübt. Er schlich wieder wie immer gesenkten Hauptes durch das Lager und sann und speculirte, bis es ihm ganz wirr im Kopfe wurde. — Warden's Geld wollte er nicht annehmen. „Ich kann es mir nicht schenken lassen," argumentirte er; „und ich mag es mir auch nicht borgen." — Er las Edith's Brief immer und immer wieder durch und fand dort schließlich, was gar nicht darin stand. — War es so sicher, daß sie ihn liebte? Hatte sie nicht einfach geschrieben, um zu sagen, daß sie nicht ein so kleinliches Wesen sei, wie ihr Schweigen sie möglicherweise in seinen Augen dargestellt hatte? Wie würde sie einen Brief von ihm aufnehmen, der von der Voraussetzung ausging, sie habe ihm ihre Liebe erklärt? Konnte er sie dadurch nicht empfindlich verletzen? — Nein, er durfte ihr nicht in dem Sinne schreiben, wie Warden es angerathen hatte. Sie war berechtigt, zu erwarten, daß er, Midford, zuerst um ihre Liebe werbe. — Er arbeitete in seinem Geiste einen langen Brief aus, mit dem er wohl zufrieden war. Er eilte in die Hütte, um ihn niederzuschreiben, aber sobald er die Feder in die Hand genommen hatte, schwanden die schönen Gedanken und die hübschen abgerundeten Redewendungen aus seinem Gedächtniß. Er stockte schon bei der Ueberschrift. Endlich ging es mühsam vorwärts. Vieles, was er zu sagen wünschte, wagte er nicht klar und deutlich auszudrücken. Eine eigenthümliche

Schamhaftigkeit verhinderte ihn, seine innigsten Gefühle nackt zu legen. — Es giebt Leute, die kalten Blutes leidenschaftliche Briefe schreiben können; andere, die, tief erregt, bei der mechanischen Arbeit des Schreibens gewissermaßen erkalten und sich in ihren Briefen innerhalb enger, formeller Grenzen bewegen. Die meisten Menschen sind schlechter und kälter als ihre Briefe; einige besser und wärmer. — Midford trat der Angstschweiß auf die Stirn während des Schreibens. Er hätte ausrufen mögen: „Ich liebe dich!" aber es widerstand seiner ganzen Natur, solche Worte zu Papier zu bringen.

Er begann damit, Edith für ihren Brief zu danken; er wagte es nicht, auch nur anzudeuten, daß er die Aeußerung des jungen Mädchens, sie halte es für verächtlich, die Hand eines armen Freiers auszuschlagen, weil er arm sei, auf sich bezogen habe. Er fürchtete, wenn er dies thäte, Edith's mädchenhafte Scheu, ihre weibliche Würde zu verletzen. Es war seine Pflicht, Edith's Bemerkung, es handele sich nur darum, Midford ihre Denkweise über eine gewisse Frage mitzutheilen, buchstäblich zu nehmen. Aber er durfte sagen, daß er nun, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß Edith nicht reich sei, keinen Grund mehr habe, sich nicht um sie zu bewerben. — An diesem Punkte seines Briefes angelangt, zauderte er lange Zeit. Er wollte Edith in „klaren" Worten sein Herz und seine Hand anbieten. Er fand diese Worte endlich. Sie lauteten nach mühseliger, langer Arbeit wie folgt:

„Ich weiß nicht, ob ich das Recht habe, Sie zu bitten, Ihr Schicksal an das meinige zu fesseln, nachdem ich Ihnen offen gestanden habe, daß meine Vermögensverhältnisse mich nicht berechtigen, Ihnen die feste Versicherung zu geben, daß Ihr Leben mit mir, vom materiellen Standpunkte aus, ein sorgenfreies und angenehmes sein wird. — Aber ich mag über diese Frage nicht zu viel nachdenken, weil ich fürchte, mir schließlich vielleicht eine verneinende Antwort darauf geben zu müssen, und weil es mein innigster Wunsch ist, dies zu vermeiden. Ich muß wagen, um zu gewinnen; und in der Hoffnung, den höchsten Preis meines Lebens, Sie, zu erringen, wage ich es, zu fragen, ob Sie sich mir anvertrauen wollen. Ich will, wenn Sie dies thun, nur noch eine Aufgabe im Leben haben, die, Sie glücklich zu machen; und wenn Sie mich lieben können, so hoffe ich, daß es mir gelingen wird, diese Aufgabe zu lösen. — Ihre Antwort erbitte ich mir nach New-York, da ich in kurzer Zeit von hier abzureisen beabsichtige und noch vor Ende des Jahres in Paris einzutreffen hoffe. Bewahren Sie mir bis dahin ein wohlwollendes Andenken und genehmigen Sie die Versicherung meiner unverbrüchlichen Treue und Ergebenheit.

Thomas Midford."

Als Midford den langen Brief corrigirt und mit seiner schönsten Handschrift abgeschrieben hatte, las er ihn wieder durch und war mit seiner Arbeit nicht zufrieden. Es war ein rechtschaffen langweiliger Brief, den er, ohne Edith im mindesten zu compromittiren, an das Rathhaus hätte anschlagen lassen können; aber er fühlte, daß er nichts Anderes oder wenigstens nichts Besseres, Wärmeres schreiben könne, und resignirt und muthlos trug er den Brief auf die Post, nachdem er ihn in ein zweites Convert an die Adresse seines Freundes Alexander Edington eingeschlossen hatte.

„Wenn ich einen Brief geschrieben hätte, wie Warden ihn dictirte!" grübelte er vor sich hin. „Nein! Das konnte ich nicht! — Ich kann mich nicht anders geben, als ich bin; und Edith muß mich so nehmen oder mich verwerfen!"

Warden, der vor der Post auf einer

Bank saß und nachdenklich dicke Rauchwolken in die klare, stille Abendluft hinausblies, klatschte leise Beifall, als er Midford einen Brief in den Kasten werfen sah. Dann machte er seinem Freunde ein Zeichen, ihm zu folgen, erhob sich und entfernte sich langsamen Schrittes von der Schenke.

„Wie haben Sie geschrieben?“ fragte er Midford, als die Beiden weit genug gegangen waren, um unbeobachtet mit einander sprechen zu können.

Midford gab bereitwillig Antwort; aber während des Sprechens dämpfte er den schon so matten Ton seines Briefes noch mehr ab.

Warden seufzte und blieb stehen und musterte seinen Begleiter aufmerksam von Kopf bis zu Füßen, gleichsam als sähe er ihn zum ersten Male; dann sagte er: „Sie können nichts dafür, daß Sie braune Augen haben; und es ist auch nicht Ihre Schuld, daß Sie über alles Wiegen und Wägen nie etwas Ordentliches wagen und deshalb auch nie einen großen Preis erringen werden. Man muß Sie nehmen, wie Sie nun einmal sind.“

„Das habe ich mir soeben auch gesagt,“ entgegnete Midford lebhaft; „und ich frage Sie auf Ihr Gewissen, ist es nicht besser, das junge Mädchen lernt heute die Wahrheit kennen, als daß ich ihr durch mein Schweigen das Recht gebe, mir später vorzuwerfen, sie getäuscht zu haben?“

„Ja, ja; Sie haben ganz Recht! Gott bewahre mich davor, mit einem Manne wie Sie discutiren zu wollen.“

Warden ging eine Weile schweigend neben Midford her; dann wandte er sich wieder zu seinem Gefährten:

„Die Krankheit, an der Sie leiden, scheint eine ansteckende zu sein, denn ich bemerke, daß ich in Ihrer Gesellschaft ebenfalls zum Grübler werde. Ich dachte soeben darüber nach, weshalb ich mich eigentlich für Sie interessire, und habe nun die Erklärung dafür gefunden. Dieselbe ist nicht gerade schmeichelhaft für Sie; aber ich will sie Ihnen nicht vorenthalten: Ich sorge um Sie, weil ich nicht das geringste Vergnügen daran finde, mich um mich selbst zu bekümmern, und weil ich, wie ich nun einmal bin, für irgend etwas oder irgend Jemand sorgen muß. — Wissen Sie, wann ein Mensch alt ist? — Wenn sein eigenes Schicksal ihn nicht mehr rührt, und wenn der Gedanke an die Vergangenheit ihn gleichgültig für sich läßt und weich für Andere macht. — Ich bin ein alter Mann.“

„Sie?“ fragte Midford verwundert.

„Ja; wenigstens nach den soeben angeführten Symptomen zu urtheilen. — Sie sind noch blutjung, Thomas Midford. Wenn Sie jemals alt werden sollten, so werden Sie dann einsehen, daß all' Ihr Grübeln, Ihre Rechtschaffenheit nichts weiter war als jugendlicher Egoismus. Wäre es Ihnen möglich, sich um Ihr liebes Selbst etwas weniger zu bekümmern, so würden Sie heute daran gedacht haben, was Sie dem Mädchen in Paris schuldig sind; aber im Grunde haben Sie sich nur überlegt, was Ihnen möglicherweise für Unannehmlichkeiten daraus erwachsen könnten, wenn Sie etwas dreist aufträten. — Sie haben viel größere Furcht vor Vorwürfen, die Jemima Ihnen eines Tages machen könnte, als davor, daß diese durch Sie unglücklich werde. Es thut mir leid, Thomas Midford, Ihnen vielleicht einige Illusionen zu rauben; aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie vor lauter Aengstlichkeit und Rechtschaffenheit kleinmüthiger und selbstsüchtiger sind, als Sie sich einbilden und als ich es geglaubt hätte.“

Das war Wasser auf Midford's Mühle. Er wies den Vorwurf nicht zurück, rieb sich die Stirn und sagte:

„Sie haben wahrscheinlich Recht. Ich bin ein recht unnützes, schwaches Geschöpf.

Ich habe nie etwas Ordentliches geleistet und weiß, daß ich nie etwas Großes vollbringen werde. . . Darum muß es auch mein Streben sein, Anderen wenigstens nicht zu schaden."

Er sprach mit solcher Resignation, daß Warden gern zurückgenommen hätte, was er gesagt hatte. Er wollte Midford auf weniger trostlose Gedanken bringen. „Machen Sie sich deswegen nur nicht noch neue Sorgen," sagte er. „Man ist nun einmal, was man gerade ist. Sie haben braune Augen und ein sorgendes Gemüth. Sie können sich ebenso wenig blaue Augen wie ein leichtes Herz geben. — Heute sorgen Sie nur für sich — weil Sie eben jung sind. In einigen Jahren werden Sie für Andere sorgen. Sorgen ist leben."

„Ein alter Freund von mir sagte, ein sorgenvolles Leben sei erträglicher als ein leeres," schaltete Midford ein.

„Ihr alter Freund hatte Recht. Wenn Sie ihm schreiben, so grüßen Sie ihn von Georg Warden."

„Er ist längst gestorben."

„Das wird mir auch eines Tages passiren. Einstweilen will ich fortfahren, mein Leben in Blighton-Bar mit Trinken und Spielen todtzuschlagen; und was ich außerdem und trotzdem an Sorge noch erübrigen kann, das will ich Ihnen, Thomas Midford, schenken."

Er schwieg eine lange Weile, und dann sagte er: „Thun Sie mir den Gefallen und nehmen Sie das Geld, das ich Ihnen heute früh angeboten habe."

„Ich danke Ihnen," antwortete Midford gerührt; „aber seien Sie consequent und nehmen Sie mich, wie ich bin. Lassen Sie mir Zeit, mir die Sache zu überlegen."

Warden zuckte die Achseln, aber gab weiter kein Zeichen von Ungeduld. Er schlug die kurze Holzpfeife, die er ausgeraucht hatte, an seinem Stiefelhacken leer und sagte:

„Wie Sie wollen, Hans, der Träumer!"

„Das war vor Jahren schon mein Beiname. Wie kommen Sie darauf, ihn mir zu geben?"

„Weil Sie ihn verdienen, junger Mann."

Während der nächsten Tage beschäftigte sich Midford beinahe ausschließlich damit, seine Geldangelegenheiten zu reguliren. Es hatte sich herausgestellt, daß das von ihm unter Warden's Protection gegründete Bankiergeschäft mit der Zeit einen gewissen, sicheren Verdienst abzuwerfen versprach. Midford's Hauptgläubiger wohnte in New-York. Er schrieb diesem und ersuchte ihn, einen zuverlässigen und tüchtigen jungen Mann nach Blighton-Bar zu senden, der ihn, Midford, während einer längeren Abwesenheit vertreten könnte. — Der Gläubiger, Herr Simmons, war gern bereit, Midford behülflich zu sein, sich seiner Verpflichtungen ihm gegenüber zu entledigen, und sandte Herrn James Cope, der sich in New-York im Comptoir des Herrn Simmons als intelligent und ehrlich bewährt hatte, nach Blighton-Bar, um dort interimistisch das Midford'sche Geschäft zu verwalten. — Herr Cope stellte sich in den ersten Tagen des Monats October seinem neuen Principal, Herrn Midford, vor und wurde durch diesen mit Georg Warden bekannt gemacht, der selbstverständlich vorher consultirt worden war und versprochen hatte, auch dem Stellvertreter Midford's seinen bewährten Schutz angedeihen zu lassen. Cope wurde darauf von Midford und Warden instruirt und von diesen mit den Clienten des Geschäftes bekannt gemacht; und erst nachdem dies Alles sorgfältig und wennschon mit Eifer so doch ohne Uebereilung geordnet war, volle sechs Wochen nach dem Empfange des Briefes von Edith Comyn, war Midford bereit, seinen Plan, nach Paris zurückzukehren, endlich auszuführen.

Als er in dem alten grauen Reiseau-

zuge, in dem er in Blighton-Bar angekommen war, vor Warden stand, um von ihm Abschied zu nehmen, war dieser sichtlich bewegt.

„Wir sind zwar nur drei Monate zusammengewesen," sagte er, „aber ich habe mehr von Ihnen gesehen, als man in einer großen Stadt in drei Jahren von seinen besten Freunden zu sehen pflegt, und Sie werden mir fehlen. Ich werde mich ganz einsam fühlen, wenn Sie gegangen sind. Bewahren Sie mir ein gutes Andenken und lassen Sie sich gelegentlich einmal wieder hier sehen. Wenn es Ihnen dann gut geht, so will ich mich mit Ihnen freuen; und sollte Ihre Angelegenheit nicht nach Wunsch in Ordnung gekommen sein, so sollen Sie in Ihrem Verdruß einen Kameraden in mir finden. Aergern Sie sich nicht zu sehr, wenn es Ihnen schlecht ergehen sollte: nach zehn Jahren kommt es nämlich ziemlich auf Eins heraus, wie sich die Sachen seiner Zeit arrangirt haben; also ist es vernünftig, sie immer gleich zu Anfang ruhig zu nehmen."

Er sah sich in der Hütte um. „Ich möchte Ihnen gern etwas zum Andenken mitgeben," sagte er, „nur finde ich nichts, was Sie gebrauchen könnten oder was Ihnen Vergnügen machen würde. — Mit diesen Schmucksächelchen" — er wies auf seinen Revolver und auf sein Messer — „würden Sie in Paris keinen Staat machen. Aber ich will wenigstens etwas thun, um Ihnen noch zu guter Letzt zu beweisen, daß ich darauf rechne, auch ohne Mahnung von mir, nicht von Ihnen vergessen zu werden."

Er nahm ein beschriebenes Stück Papier aus der großen Brieftasche, die er bei sich zu tragen pflegte, und zerriß es in viele kleine Stücke.

„Das ist Ihr Schuldschein," sagte er vergnüglich lächelnd. „Es hat Mühe gekostet, Ihnen das Geld aufzudrängen, und Sie haben sich Mühe gegeben, das muster gültige Document, in dem Sie sich als mein Schuldner bekannten, aufzusetzen. Da fliegt Mühe und Arbeit und Document!"

Er warf die Stückchen Papier in die Luft und sah sie hin und her flattern und dann auf den Boden fallen. „Da sehen Sie, wozu das Sorgen nützt. Nun sind Sie mein Schuldner ‚auf Wort'. So habe ich doch meinen Willen gehabt; das freut mich!"

Midford blickte ihn bestürzt an. In dem Augenblick kam der Kellner aus der nahen Schenke herbeigeeilt und berichtete, die Post werde sofort abfahren; der Kutscher habe bereits den linken Handschuh angezogen. Midford konnte keine Minute verlieren, wenn er nicht in Blighton-Bar zurückgelassen werden wollte. Er drückte seinem Freunde stumm die Hand und eilte davon. Aber der große, starke Warden warf sich auf sein Lager, den Kopf gegen die Wand gedreht, und als er den Kutscher mit der Peitsche knallen hörte, da hielt er sich die Ohren zu und stöhnte laut.

* * *

Die elegante Pariser Welt war noch nicht vollzählig nach der Hauptstadt zurückgekehrt; aber einige Salons, der fremden Colonie namentlich, hatten ihre Thüren bereits wieder geöffnet, und alte Bekannte, die sich während des Sommers nicht gesehen hatten, trafen dort zusammen, begrüßten sich freudig nach der langen Trennung und erzählten sich gegenseitig, was sie in den Bädern und auf dem Lande erlebt hatten. Alle schienen erfreut, daß die „Ferien" endlich vorüber seien und daß der Winter mit seinen ermüdenden Vergnügungen nun wieder vor der Thür stehe. — Es war in den ersten Tagen des Monats November.

Frau Comyn und ihre Tochter befanden sich bereits in Paris. Sie hatten einen

Theil des Sommers in Trouville zugebracht und sich dort in Gesellschaft des Herrn Alexander Edington gut amüsirt. Ihr liebenswürdiger Landsmann hatte täglich mit ihnen gespeist, lange Spaziergänge in Gesellschaft von Mutter und Tochter gemacht und sich nicht selten Stunden lang mit Edith unterhalten. Die weltkluge Frau Comyn glaubte zu ahnen, was die jungen Leute sich zu erzählen wünschten, und hatte es ihnen nicht erschwert, sich allein zu sehen. Eines Tages, gegen Ende des Monats September, war Edington durch eine Depesche nach Paris gerufen worden, und von dort hatte er Frau Comyn geschrieben, wichtige Geschäfte nöthigten ihn, unverzüglich nach New-York abzureisen; er halte sich dem freundlichen Andenken der beiden Damen ehrerbietigst empfohlen und hoffe, sie zu Anfang des Monats November in Paris wiederzusehen.

Der Brief war Frau Comyn höchst ungelegen gekommen, denn sie hatte mit Bestimmtheit gehofft, Herr Edington werde sich noch vor ihrer Rückkehr nach Paris „erklären“; aber sie war eine Frau, die gute Miene zu bösem Spiel zu machen, die sich in das Unvermeidliche zu schicken wußte, und als sie ihrer Tochter den Brief aus Paris gezeigt, hatte sie sich begnügt, dazu zu sagen: „Es ist schade, daß wir für den Rest der Badesaison auf uns selbst angewiesen sein werden.“

Edith hatte gleichgültig geantwortet: „Ja, es ist schade;“ aber Trouville schien für sie seinen Reiz verloren zu haben, und als Frau Comyn sie bald darauf gefragt, ob sie geneigt sei, nach Paris zurückzukehren, hatte sie ohne Bedenken „ja“ geantwortet. — Seit vierzehn Tagen wohnten Mutter und Tochter nun wieder in dem kleinen Hotel in den Champs Elysées. Dort empfing eine jede von ihnen eines Morgens Nachrichten aus New-York von Alexander Edington. Der Brief an Frau Comyn berichtete einfach, daß der Schreiber seine Geschäfte in New-York glücklich beendet habe und Amerika in acht Tagen zu verlassen gedenke.

„Ich hoffe Sie demnach bald in Paris zu sehen,“ schloß der Brief, „und wünsche nur, dort mit dem Wohlwollen von Ihnen empfangen zu werden, welches Sie mir während unseres gemeinschaftlichen Aufenthaltes in Trouville erwiesen haben. Es wird stets mein eifrigstes Bestreben sein, Ihrer Freundschaft würdig zu bleiben.“

Frau Comyn lächelte vergnüglich, als sie diesen Brief gelesen hatte. Junge Amerikaner sind im Allgemeinen wenig verschwenderisch mit ihrer Prosa, besonders älteren Damen gegenüber; und Frau Comyn sagte sich, daß, wenn Herr Edington ihr so höflich schreibe, dies seinen Grund darin haben werde, daß er noch etwas von ihr erwarte. Was dieses „Etwas“ war, darüber hegte Frau Comyn keinen Zweifel.

Der Brief an Edith lautete, wie folgt:

„Mein liebes Fräulein Comyn!

„Ihre Frau Mutter, der ich soeben geschrieben habe, wird Ihnen wohl sagen, daß ich acht Tage nach diesem Briefe in Paris zu sein hoffe. — Ihnen theile ich, unserer Verabredung gemäß, mit, was ich hier über unseren Freund Thomas Midford in Erfahrung gebracht habe. — Er ist nur wenige Tage in New-York geblieben und hat sich sodann nach Californien begeben. Dort scheint er einige Wochen in San Francisco und später in Sacramento gelebt zu haben. Etwas Bestimmtes konnte man mir darüber nicht sagen, da Midford meinen Freunden überhaupt nur einen einzigen Brief geschrieben hat, und zwar im Monat Juli, um sie zu benachrichtigen, er habe sich in Blighton-Bar, Californien, etablirt. Ihr Brief ist sicherlich in seine Hände gelangt, denn der Chef unseres Hauses in New-York sagte mir, er erinnere sich, einen Brief

von mir an Thomas Midford gegen Mitte Juni an unsere Agenten in San Francisco gesandt und diesen später aufgetragen zu haben, den Brief nach Blighton-Bar weiterzubefördern. — Wenn mich meine Berechnungen nicht täuschen, so können Sie Midford's Antwort bereits empfangen haben.

„Ueber das Befinden und den Gemüthszustand unseres Freundes habe ich nichts von Interesse in Erfahrung bringen können. Der Chef unseres hiesigen Hauses sagte mir, Midford habe ihn eines Tages besucht und sei eine gute halbe Stunde bei ihm geblieben; aber er habe während dieser Zeit nichts gethan, als in den Zeitungen geblättert, und erst beim Fortgehen habe er ganz beiläufig geäußert, er begebe sich nach San Francisco, werde von dort schreiben und seine neue Adresse aufgeben. Er hat sechs Wochen gewartet, um dies zu thun. Er scheint demnach kaum darauf gerechnet zu haben, daß ihm von Paris aus noch geschrieben werde; jedenfalls hat er keine Ungeduld an den Tag gelegt, Briefe von dort zu empfangen. Ich könnte ihm fast zürnen, wenn ich sehe, wie ruhig er sich in sein Schicksal ergeben hat.

„Ich habe oft an unseren Aufenthalt in Trouville zurückgedacht. Die Tage, die ich dort mit Ihnen verlebt habe, sind die schönsten meines Lebens gewesen, und ich kann sie niemals vergessen.

„Ihr treuer und ergebener Freund
Alexander Edington."

Edith hatte von dem ersten Theile dieses Briefes mit großer Ruhe Kenntniß genommen; aber das Blut stieg ihr in die Wangen, als sie die letzten Zeilen las. Sie ging auf ihr Zimmer und wägte jedes Wort des kurzen Abschnittes. Der Rest des Briefes schien sie nicht zu interessiren, nur der eine Passus beschäftigte sie ebenfalls, derjenige, in dem Edington, seinen Freund gewissermaßen anklagend, schrieb, Midford scheine keine Nachrichten aus Paris erwartet und sich mit vollkommener Resignation in sein Schicksal ergeben zu haben.

Seit einigen Wochen war Edith der Gedanke an den Brief, den sie Thomas Midford geschrieben hatte, ein peinlicher geworden; aber sie hatte bisher noch nicht gewagt, sich dies zu bekennen. Nun gestand sie sich ganz offen, daß sie bereue, den Brief geschrieben zu haben; und sie zürnte Edington, der sie veranlaßt hatte, dies zu thun. Wie eine angenehme Hoffnung dämmerte der Gedanke in ihr auf, das Schriftstück könne verloren gegangen sein. Wie war es sonst zu erklären, daß Midford noch nicht geantwortet hatte? Aber dann dachte sie plötzlich an seine Abreise von Paris: er war gegangen, ohne Abschied zu nehmen, und Alexander Edington hatte ihr damals gesagt, Midford pflege nach gewissen Principien zu handeln, die er zu seinem Privatgebrauch erfinde; man dürfe sich über das, was er thue oder unterlasse, nicht wundern. — Midford's Bild trat vor ihre Seele. Wie verändert es war! Was hatte ihr an dem unscheinbaren, stillen Manne gefallen können? Ihre Mutter hatte klare Augen gehabt; sie hatte ihn gesehen, wie er in der That war: linkisch, scheu, absonderlich und . . . langweilig. — Sie dachte an die beiden letzten Unterredungen zurück, die sie mit ihm gehabt. Er hatte eine philosophische Abhandlung über erlaubtes und unerlaubtes Werben gehalten. Er war ohne Zweifel ein guter, rechtschaffener Mensch. Sie wünschte ihm alles Gute. Aber hatte sie ihn jemals lieben können? Sie wollte zu dem Manne ihrer Wahl hinaufblicken; er sollte ihr eine Stütze sein. — Midford? — Sie fühlte sich stärker als er. Wenn sie Beide von einem Unglück betroffen worden wären, so wäre es ihre Aufgabe gewesen, ihn zu trösten, ihm eine Stütze zu sein. — Sie machte

eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wolle sie ein lästiges Bild verscheuchen, und eine andere Gestalt erschien plötzlich vor ihrem Geiste: ein Mann, jung, stark, entschlossen, kein Träumer, ein Mann der schnellen That. — „Die Frau, die sich auf Alexander Edington's Arm lehnen darf, kann ruhig und sicher durchs Leben gehen." — Sie seufzte, aber sie war nicht traurig. Einen Augenblick kam ihr ein Gedanke der Reue über ihren Wankelmuth. — War es nicht schlecht und falsch, daß sie nun bereit war, ihr Herz demjenigen zu schenken, den sie zuerst als Midford's Freund liebgewonnen hatte? Aber ihr Verstand nur erhob diese Frage; ihr Herz kümmerte sich nicht darum. Sie hatte sich geirrt, als sie gewähnt, Midford zu lieben. Weshalb sollte sie freiwillig für diesen Irrthum büßen, ihm ihr Glück opfern? Ihr Glück stand ihr höher als alles Andere. — Was ging Midford's Schicksal sie an? Sie fühlte sich frei, einen Anderen zu lieben; sie wußte noch nicht, ob sie einen Anderen lieben würde, und der Augenblick war noch nicht gekommen, diesen Gedanken zu ergründen; aber Eins wollte und durfte sie sich ganz klar machen: Midford, den Träumer liebte sie nicht mehr!

Sie ging während des ganzen Tages in sich gekehrt umher. Am Abend begab sie sich mit ihrer Mutter in eine Gesellschaft, in der sie zahlreiche Bekannte antraf, darunter einen jungen, wohlhabenden Franzosen, der sich im vergangenen Winter um ihre Gunst beworben und sich seitdem, nachdem er bemerkt, daß sein Bewerben erfolglos sei, von ihr zurückgezogen hatte. Etwas Eigenthümliches in ihrem Wesen schien ihn an jenem Abend wieder zu ihr zu ziehen. Er näherte sich der jungen Amerikanerin und sagte ihr etwas Schmeichelhaftes über ihre Schönheit: „Sie sehen heute Abend wie verklärt aus."

Er wartete darauf etwas schüchtern, welchen Eindruck die „Verklärung" auf Edith machen werde, denn wohlerzogene junge Leute wagen nur selten, Frauen so stark zu schmeicheln, wie die meisten von ihnen es vertragen können; aber die „Belle" lächelte freundlich und sah den Sprecher so aufmunternd an, daß plötzlich wieder die alten Hoffnungen in der Brust des verliebten jungen Mannes erwachten. Er sprach mit großem Eifer und verwickelte sich, da Edith nicht antwortete, in schöne und schwer verständliche, sehr lange Phrasen, bis er plötzlich zu seiner tiefsten Beschämung bemerkte, daß Edith, „verklärter" lächelnd als je, ihm gar nicht zuhörte. Er entfernte sich darauf sehr übler Laune; aber Edith sandte ihm einen so freundlichen Gruß nach, daß er sich fragte, ob es mit dem Verstande des jungen Mädchens wohl auch seine ganze Richtigkeit habe.

Frau Comyn und ihre Tochter zogen sich früh zurück. Edith's Kammermädchen, eine gesprächige Französin, war ihrer Herrin beim Auskleiden behülflich. Als sie ihr das weiche, lange Haar gelöst hatte und dies nun wie ein goldiges Netz über die weißen, jungen Schultern fiel, trat die Dienerin einen Schritt zurück und sagte:

„Niemand außer mir ahnt, wie schön das gnädige Fräulein ist."

Edith erröthete bis zur Stirn.

Die nächsten Tage vergingen. — Kein Brief von Midford. — Und eines Nachmittages, unerwartet, früher, als Edith es zu hoffen gewagt hatte, ließ Alexander Edington sich bei ihr anmelden. Frau Comyn war ausgegangen; Edith befand sich allein im Salon. Sie blieb wie angewurzelt auf einem Sessel sitzen; das Buch, in dem sie gelesen hatte, entfiel ihren Händen, und sprachlos, mit freudigem Erstaunen, aber ängstlich zugleich blickte sie auf den Eintretenden. — Alexander näherte sich ihr schnellen Schrittes. —

Die zwölftägige Fahrt auf dem Ocean hatte sein Antlitz gebräunt, und hell und entschlossen leuchteten ihr seine klaren Augen entgegen; sobald er jedoch Edith's Befangenheit erkannt hatte, wurde auch er verlegen, und zögernd streckte er ihr die Rechte entgegen. Sie reichte ihm die Hand, die er kaum zu drücken wagte und gleich wieder frei ließ. Dann setzte er sich nieder. — Nach einer kurzen Pause brach Edith das Schweigen; sie fragte, wie die Reise von New-York nach Europa verlaufen sei. — Edington antwortete darauf mit ungewohnter Redseligkeit. Er erzählte von dem Wetter unterwegs, von der Gesellschaft und der Verpflegung an Bord des Schiffes, von lauter Dingen, die ihn nicht im mindesten kümmerten und von denen er wußte, daß sie auch Edith vollkommen gleichgültig seien. — Von Midford sprach er nicht. — Als er mit seiner weitschweifigen Berichterstattung über die Reise endlich fertig war, stockte er, und dann, nach einer verlegenen Pause, fragte er in ganz verändertem Tone, langsam und schüchtern, ob Edith seinen Brief aus New-York empfangen habe.

Sie nickte bejahend.

„Und hat Midford Ihnen geschrieben?"

„Nein."

„Das ist höchst sonderbar."

Edith wiederholte diese Worte. — „Vielleicht hat er meinen Brief gar nicht empfangen," setzte sie nachdenklich hinzu.

Diesmal wiederholte Edington die letzten Worte Edith's. — Die beiden jungen Leute, die sich in Trouville immer so viel zu sagen gehabt hatten, schienen plötzlich außerordentlich wortarm geworden zu sein.

„Ich *hoffe*, er hat ihn nicht empfangen," sagte Edith. Sie sprach diese wenigen Worte laut und schnell. Edington entgegnete darauf leise:

„Weshalb *hoffen* Sie das, Fräulein Comyn?"

Das junge Mädchen wurde plötzlich roth: „Weil ich mich schäme, den Brief geschrieben zu haben," antwortete sie leidenschaftlich; „und weil ich Ihnen böse bin, Herr Edington, mich veranlaßt zu haben, ihn zu schreiben. — Sie haben sich bei der Beurtheilung des Herrn Midford durch Ihre Freundschaft für ihn beeinflussen lassen. Sie haben mir seitdem selbst geschrieben, daß er sich ruhig in sein Schicksal ergeben, daß er gar nicht erwartet habe, Briefe aus Paris zu empfangen. — Und ist es unter diesen Umständen nicht geradezu beschämend für mich, daß ich . . . daß ich . . ."

Sie konnte nicht weiter sprechen und wandte sich mit einer ungeduldigen Bewegung von Edington ab. — Dieser beobachtete sie von der Seite und sah, wie sich ihre rechte Hand hob und daß sie sich mit dem Tuche, das sie darin hielt, die Augen bedeckte. — Eine tiefe Bewegung bemächtigte sich seiner. Er erhob sich leise und trat vor Edith hin. Er zog ihr die Hand von dem Gesicht fort, und als sie ihm mit thränenden Augen einen kurzen, vorwurfsvollen Blick zuwarf, sagte er flehend:

„Fräulein Comyn . . zürnen Sie mir nicht!"

Aber nun brachen ihre Thränen hervor und sie begann wirklich zu weinen. Er hielt ihre Hand noch immer fest. Sie hatte den Kopf gesenkt und schluchzte leise. Sie gehörte zu den seltenen Personen, die durch Thränen nicht entstellt werden. Sie sah unendlich rührend in ihrem Schmerze aus. Es zog ihn zu ihr hinab mit unwiderstehlicher Gewalt. Sein Mund näherte sich dem schönen Kopfe, und plötzlich ruhten seine Lippen auf ihrer heißen Stirn. — Sie bog sich erschrocken zurück. — Ihr Mund war in der unmittelbaren Nähe seines Mundes, und er küßte sie. — Roth und jäh stieg ihr das Blut in das Gesicht; aber sie wehrte ihn

nicht ab, und ihre Arme legten sich weich auf seine Schultern.

„Meine einzig geliebte Edith," flüsterte er. — Da wurde die große Hausthür unten schwer ins Schloß geschlagen, so daß die Krystalle des Kronleuchters zitternd erklangen.

„Meine Mutter," sagte Edith leise.

Er trat einen Schritt zurück und blickte erwartungsvoll nach der Thür; aber diese öffnete sich nicht. Er lauschte noch eine halbe Minute, und als Alles still blieb, sagte er halblaut: „Ich werde heute Abend wiederkommen. Auf Wiedersehen, Edith . . . meine geliebte Edith!"

Er wollte sie noch einmal umarmen, aber sie wandte ihr glühendes Antlitz von ihm ab und reichte ihm die Hand. Er küßte diese ehrerbietig und entfernte sich schnell.

Sie trat an das Fenster und sah ihn das Haus verlassen und die Champs Elysées hinuntereilen. Sie blickte ihm mit freudigem Stolze nach. Sie erinnerte sich, Midford beobachtet zu haben, als dieser nach der letzten Unterredung mit ihr aus dem Hause fortschlich. — Alexander ging elastischen, leichten Schrittes. — Ja, so mußte ein Mann einherschreiten, der einen großen Preis errungen hatte! — Gottlob! daß sie von Midford befreit war. — Alexander hatte sie nicht mit philosophischen Abhandlungen gequält. Er hatte sie geküßt und sie sein eigen gemacht. Das war Liebe! — Sie fühlte den Kuß noch; er brannte ihr auf dem Munde, und sie bewegte die Lippen, als wolle sie ihn zurückgeben.

Sie stand noch lange am Fenster. Auf der Straße wurden die Laternen angezündet. Ein Diener trat in das Zimmer und brachte eine brennende Lampe herein. Da erst erwachte sie aus ihren süßen Träumereien. Sie seufzte leise und ging auf ihr Zimmer, um sich für das Diner umzukleiden. — Nun also war ihr Leben entschieden; nun hatte sie ihre Wahl getroffen! Wie schön war Alles!

Die Gedanken, die sich in dem Kopfe des davoneilenden Alexander Edington kreuzten, waren nicht so rein glücklicher Natur. Eine unbeschreibliche, nie gefühlte Wonne wärmte ihm das Herz; aber undeutlich, kaum vernehmbar und doch peinigend vernahm er wie aus weiter Ferne eine anklagende Stimme. Sie wurde lauter, deutlicher, und plötzlich sagte sie ihm klar vernehmbar: „Du hast deinen Freund verrathen." — „Unsinn!" antwortete er laut. — Aber die vorwurfsvolle Stimme schwieg nicht: „Alexander Edington, du hast deinen besten Freund verrathen. Er würde anders, treuer an dir gehandelt haben, als du an ihm gehandelt hast."



* * *

Frau Comyn hatte mit Freudenthränen und Herzklopfen ihre Einwilligung zu der Verlobung ihrer Tochter mit Herrn Edington gegeben. Das längst gewünschte und erwartete Ereigniß war gerade noch zur rechten Zeit eingetroffen. In wenigen Monaten wäre die verwöhnte und verschwenderische Frau gezwungen gewesen, aus Mangel an Geldmitteln ihren Hausstand in Frankreich aufzulösen und sich nach Amerika zu ihren Verwandten zurückzuziehen. Sie sah noch nicht klar, wie sie diese Unannehmlichkeit von sich abwenden könnte, denn sie selbst wurde durch die Verheirathung ihrer Tochter nicht reicher, als sie war, aber sie hoffte nun doch wieder, in dem schönen Paris bleiben zu können. — Sie hatte Herrn Edington offen gesagt, daß sie ihrer Tochter nur eine ganz einfache Ausstattung mitgeben könne, und Alexander hatte diese Mittheilung mit vollkommener Gleichgültigkeit vernommen. „Davon wollen wir gar nicht sprechen," hatte er

gesagt. — Die Amerikaner legen großen Werth auf Geld, aber man findet viele unter ihnen, die sich ihr Vermögen lieber selbst verdienen, als daß sie es sich von ihrer Frau schenken lassen, die für Aufwand willig hohe Preise zahlen und denen eine schöne Frau, auf die sie stolz sein können, als ein höchst wünschenswerther, wennschon entsprechend kostspieliger Luxusartikel erscheint.

Das Brautpaar schien glücklich. Alexander aß täglich bei seiner zukünftigen Schwiegermutter und verbrachte jeden Abend in Gesellschaft seiner Braut. Frau Comyn incommodirte die jungen Leute äußerst wenig, und sie konnten sich gegenseitig Alles sagen, was sie auf dem Herzen hatten. Sie waren immer gern allein, denn sie hatten sich viel zu erzählen; aber sie waren nicht ganz zufrieden mit einander, und mehrere Male verließ Alexander seine Braut in trüber Stimmung, während diese sich mißmuthig auf ihr Zimmer zurückzog. — Die Ursache der periodisch wiederkehrenden Verstimmung zwischen den Beiden war Thomas Midford. — Edington hatte nicht unterlassen können, von ihm zu sprechen und anzudeuten, daß er sich vorwerfe, seinen Freund nicht allzu gut behandelt zu haben. Dies hatte Edith sehr übel genommen, und seit jenem Tage war sie es, die das Gespräch immer wieder auf den Abwesenden lenkte.

„Sie sehen heute wieder verstimmt aus,“ sagte sie zu Edington.

„Ich bin es nicht, liebes Kind. Ich habe viel zu thun gehabt und fühle mich etwas abgespannt. Das ist Alles.“

„Ich bin sicher, Sie haben wieder an Ihren Freund gedacht.“

„In der That, Sie irren sich.“

„Sie denken mehr an ihn als an mich.“

„Das thue ich nicht, liebe Edith.“

„Es wäre auch sehr unrecht von Ihnen. — Ich will Ihnen Alles, Midford soll Ihnen nichts sein.“

„Er war mein Freund. Ich möchte, ich dürfte ihn noch so nennen.“

„Sehen Sie! Ich habe Recht: Sie bereuen, was Sie gethan haben.“

Und nun kamen Thränen und Vorwürfe. Alexander seufzte dazu. Er tröstete seine Braut und er tröstete sich selbst schließlich immer mit dem Gedanken, daß sein Verhältniß zu Midford in wenigen Wochen vollständig aufgeklärt sein werde. Er hatte diesem nach Bligh-ton-Bar geschrieben und ihm seine Verlobung angezeigt.

„Wenn ich mich einmal mit ihm ausgesprochen habe, so ist die Sache fertig,“ sagte er. „Ich kenne mich: ich ärgere mich über einen Verlust nur so lange, bis ich ihn bezahlt habe. — Jetzt betrachte ich Midford noch wie einen unbezahlten Gläubiger. Habe ich meine Rechnung mit ihm in Ordnung gebracht, so soll mich der Gedanke an ihn nicht mehr stören. Also Geduld! Die Hauptsache ist, daß wir uns lieben.“

Die jungen Leute versöhnten sich dann in der Regel wieder, ohne sich eigentlich gezankt zu haben; aber eine gewisse Verstimmung blieb bei Beiden zurück. Edith fing an, eine stark ausgesprochene Abneigung gegen Midford, den Störer ihres Glücks, zu fassen; Edington fühlte sich zwar in seiner Eitelkeit geschmeichelt, so eifersüchtig von dem Mädchen seiner Wahl geliebt zu werden; auf der anderen Seite erschien ihm Edith's Benehmen kleinlich, ungerecht, weibisch. Als er eines Tages, in „Hamlet“ blätternd, an die Stelle kam: „Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib!“ legte er das Buch nachdenklich bei Seite, strich sich den Bart und sagte: „Ja, das ist richtig!“ — Aber er liebte Edith, und niemals kam ihm auch nur in einem Augenblick der Gedanke, auf sie zu verzichten. Er

sagte nur: „Es ist schade, daß Midford gerade seine Augen auf Edith geworfen hat. — Die Beiden passen übrigens gar nicht zu einander. Sie wären unglücklich geworden, wenn sie sich geheirathet hätten."

Er konnte sich logisch beweisen, daß er Midford gewissermaßen einen Dienst geleistet habe, indem er dessen Platz neben Edith eingenommen hatte; aber in seinem Herzen wollte die unbequeme Stimme des Vorwurfs doch nicht verstummen: „Alexander Edington, du hast deinen besten Freund verrathen!"

Edith kamen ähnliche Gedanken niemals. Thomas Midford ging sie nichts mehr an. Sie würde seinem Andenken keine Thräne geweiht haben, hätte man ihr die Nachricht von seinem Tode gebracht. Für sie war er gestorben. Es kränkte sie, daß er für Alexander noch lebte und daß sein Schatten sich oft zwischen ihn und sie schob.

Eines Tages erschien Edington zu früherer Stunde als gewöhnlich bei seiner Braut. Sobald er sie begrüßt hatte, überreichte er ihr einen Brief. Es war derselbe, den Midford mit so großer Sorgfalt geschrieben und auf den er sich Antwort nach New-York erbeten hatte. Der an Edington adressirte Brief war bald nach dessen Abreise in Paris angekommen, war ihm nach New-York nachgesandt worden, hatte ihn auch dort verfehlt und kehrte nun, nach wochenlangem Umherirren auf dem Meere, nach seinem ursprünglichen Bestimmungsort, Paris, zurück.

Edith öffnete den Brief ohne jede Bewegung und las ihn ruhig von Anfang bis zu Ende durch. Dann, mit einem Lächeln, das Edington häßlich fand, reichte sie den Brief ihrem Bräutigam. Dieser durchflog das lange Schriftstück in wenigen Minuten und gab es sodann an Edith zurück. „Der arme Mensch," sagte er dabei.

„Ein armer Mensch, in der That," wiederholte Edith; aber das Wort „armer" klang verächtlich und höhnisch in ihrem Munde, während Alexander es mit unverkennbarem Bedauern ausgesprochen hatte.

„Der Brief ist alt," fuhr Edington fort. „Es würde zu nichts nützen, jetzt noch eine Antwort darauf nach New-York zu senden."

„Ich würde ihn unter keinen Umständen beantwortet haben," entgegnete Edith scharf und gereizt. „Ein angenehmer Heirathsantrag, fürwahr, der die Versicherung enthält, daß der vorsichtige Freier sich der Hoffnung hingiebt, seine zukünftige Frau nicht glücklich zu machen. — Ist das ein Mann? Ich begreife nicht, daß Sie ihn nach diesem traurigen Briefe noch vertheidigen können. Sie sollten doch nun über den Charakter Ihres Freundes aufgeklärt sein!"

Sie entfernte sich übler Laune und ließ Edington allein. Später, im Laufe des Abends, brachte sie jedoch das Gespräch von Neuem auf den Brief.

„Wenn sich Herr Midford unterwegs nicht wieder eines Anderen besonnen hat," sagte sie, „oder wenn er nicht in New-York mit der ihm eigenthümlichen Geduld und Resignation auf meinen Brief wartet, so dürfen wir Ihren Freund wahrscheinlich bald hier erwarten. — Ich werde ihn natürlich nicht empfangen. — Was werden Sie thun?"

„Ich kann ihm meine Thür nicht verschließen."

„Das verlange ich nicht. — Was werden Sie ihm sagen?"

„Das weiß ich wirklich nicht, liebe Edith; das muß ich der Eingebung des Augenblicks überlassen... Ich möchte, die Scene des Wiedersehens wäre erst vorüber. Es wird mir heiß und kalt, wenn ich nur daran denke."

„Ein muthiges Geschlecht seid ihr

Männer! Ich habe keine Furcht vor allen Midfords der Erde; aber Sie, gestehen Sie es nur, Sie zittern vor Herrn Thomas."

„Ich zittere vor keinem Menschen! — Ich möchte, Thomas Midford wäre mein Feind; dann würde ich leicht mit ihm fertig werden. Unglücklicherweise ist er mein Freund."

„Sie verlieren wenig, wenn Sie ihn verlieren."

„Ich habe ihn immer lieb gehabt; er hat mir nie etwas Anderes als Freundschaft erwiesen."

„So sagen Sie doch offen heraus, daß Sie bereuen, ihn verdrängt zu haben."

Edington athmete tief auf und blickte resignirt in die Höhe. — Dann, seinen Unwillen niederkämpfend, sagte er sanft: „Nein, Edith, ich habe nie bereut, was ich gethan habe. Um keinen Preis, auch nicht um Midford's Freundschaft willen, möchte ich das, was geschehen ist, wieder rückgängig machen. — Sie wissen es! — Weshalb sind Sie so hart und ungerecht?"

„Weil ich Sie über Alles liebe! O, Alexander, zürne mir nicht; verzeihe mir!"

Die beiden jungen Leute umarmten sich, und der Friede war einmal wieder geschlossen; aber ein unerquicklicher Friede, dessen keiner von Beiden so recht froh war.

Wenige Tage darauf trat Midford eines Morgens zu früher Stunde in Edington's Comptoir. — Er begrüßte seinen Freund, als ob er ihn gestern verlassen hätte. Er war nicht im mindesten verändert: die Bewegungen gemessen, der Blick sorgenvoll. — Seit zwölf Tagen, d. h. seitdem er New-York verlassen, hatte er sich fortwährend gefragt, aus welchem Grunde Edith seinen Brief unbeantwortet gelassen haben mochte; und keine der zahlreichen Antworten, die er sich auf diese Frage gegeben hatte, war eine befriedigende gewesen. — Er war am vorhergehenden Abend in Paris angekommen, und sein erster Gang war nun zu Edington, bei dem er sich erkundigen wollte, ob dieser zufälligerweise einen Brief von Edith für ihn habe und ob die Comyns in Paris seien.

Edington war in peinlicher Verlegenheit. Kaum wagte er es, seinen Freund anzublicken. Aber seine Befangenheit dauerte nur wenige Secunden. Er faßte sich schnell ein Herz.

„Thomas Midford," sagte er; „es thut mir leid, daß gerade ich es sein muß, der Ihnen wehe thut. . . Ich habe mich mit Edith Comyn verlobt."

Edington hatte sich auf eine heftige Scene mit Midford gefaßt gemacht. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn dieser ihn mit Vorwürfen überhäuft, ihm Gelegenheit gegeben hätte, sich zu rechtfertigen. Aber Midford schien wie betäubt. Er war blaß geworden und hielt sich mit beiden Händen an dem Tisch fest, vor dem er stand.

„Verstehen Sie mich," wiederholte Edington herausfordernd, denn er mußte sprechen, um seine Fassung zu bewahren: „Ich habe mich mit Fräulein Comyn verlobt."

Midford sah ihn mit blöden Augen an, wandte sich lautlos ab und näherte sich der Thür. Edington ging ihm nach und legte die Hand auf seine Schulter: „Midford, hören Sie mich!" Aber der gekränkte Mann machte eine schnelle und ängstliche Bewegung, als sei er von etwas Unreinem berührt worden und wolle dies von sich abschütteln; und ohne Edington eines Wortes oder eines Blickes gewürdigt zu haben, überschritt er die Schwelle. — In der Straße erst kam er zum klaren Bewußtsein seines Unglücks.

„Ist es möglich!" sagte er vor sich

hin. Er grübelte und träumte nicht wie gewöhnlich; er lebte ganz in der Gegenwart. Er fühlte sich grausam behandelt, verrathen. Nicht eine Secunde kam ihm die Hoffnung, daß sich die Sache für ihn noch zum Guten wenden, daß er Edith wiedergewinnen könne. Er fühlte, daß diese unrettbar für ihn verloren sei; doch wollte er sie noch einmal sehen. — „Zu welchem Zweck?“ — Er stellte sich diese Frage, ohne sie zu beantworten. — Er wollte aus ihrem Munde hören, daß sie treulos sei. In Californien hatte er ihren Brief mit großer Mühe falsch gedeutet; jetzt verstand er ihn, wie Warden ihn verstanden hatte, wie ein Liebesgeständniß. Sie sollte bekennen, daß sie gelogen habe.

Er hatte sich schnellen Schrittes dem Hotel Comyn genähert. Es war noch früh: elf Uhr Morgens. — In dem Augenblick, als er in das Haus treten wollte, kam ihm Edith entgegen. Sie wich, zunächst unangenehm überrascht, einen Schritt zurück; dann ging sie unbefangen auf Midford zu und reichte ihm die Hand.

„Guten Tag, Herr Midford; es freut mich, Sie wohl und munter wiederzusehen.“ Der Mann sah wie ein Bild des Leidens aus.

„Fräulein Comyn,“ sagte er mit erstickter Stimme; „ich habe mit Ihnen zu sprechen; nur wenige Worte. . . Wollen Sie mir gestatten, Sie in Ihren Salon zurückzubegleiten?“

„Ich bedauere unendlich, Herr Midford; ich habe in diesem Augenblick keine Zeit. — Können Sie nicht nach dem Frühstück zu uns kommen? Meine Mutter wird sich freuen, Sie zu sehen. — Oder wollen Sie mich begleiten? Ich gehe nach der Rue de Montaigne.“

Sie machte sich auf den Weg, ohne Midford's Antwort abzuwarten, und dieser schritt neben ihr her. Sie warf ihm von der Seite einen Blick zu und bemerkte, daß er denselben Ueberrock trug, den sie an ihm vom letzten Winter her kannte. Das Kleidungsstück war jetzt in der Farbe verschossen und sah etwas schäbig aus. Alexander Edington kleidete sich mit ausgesuchter Sorgfalt und war einer der elegantesten jungen Männer von Paris. — Midford kam sich neben dem ruhigen, höflichen, kalten Mädchen unbeschreiblich kläglich vor; aber nach einer kleinen Weile füllte sich seine Brust mit bitterem Groll, und mit zitternder Stimme sagte er:

„Ich werde nicht wiederkommen, und Sie werden mich nicht wiedersehen. — Sie haben mich gerufen, und ich bin vom anderen Ende der Welt hierhergeeilt. . . Jetzt empfangen Sie mich wie einen Fremden. — Sie handeln schlecht an mir; und ich habe es nicht um Sie verdient; — und Alexander Edington hat noch schlechter an mir gehandelt; und ich bin immer sein Freund gewesen. . . Scham über Sie Beide!“

Edith hielt den Kopf gesenkt, denn sie war damit beschäftigt, sich einen trockenen Weg für ihre kleinen Füße zu suchen. Es hatte nämlich kurz vorher stark geregnet, und hier und da standen große Wasserpfützen auf dem breiten, unebenen Trottoir. Das Blut stieg ihr in das Gesicht, als sie Midford's Vorwürfe hörte. Sie suchte nach einer Antwort. Als sie den Kopf nach ihrem Begleiter umwandte, war dieser verschwunden. Sie ging weiter in dem schnellen, kurzen, regelmäßigen Schritt, der den Pariserinnen eigen ist. Ihre zierlichen Füße, in den gutgemachten, starken Stiefeln, sahen sehr hübsch aus. Sie wußte es und sie dachte daran, als sie über die Chaussee der Champs Elysées schritt und dabei das Kleid etwas in die Höhe hob. Der Gedanke an Midford kümmerte sie nicht; doch war sie begierig, Edington zu

sehen, um zu erfahren, wie die Unterredung zwischen den beiden Freunden abgelaufen sei.

Midford war stehen geblieben und blickte der davoneilenden Edith nach. Er sah, wie das Kammermädchen, das discret einige Schritte zurückgeblieben war, so lange er mit ihrer Herrin gesprochen hatte, sich nun zu dieser gesellte. Es schien ihm, als bemerke er ein spöttisches Lächeln auf dem Gesicht der Dienerin, als diese an ihm vorbeischritt. Er schämte sich vor dem Mädchen, vor sich selbst, vor aller Welt. Er wollte Niemand mehr sehen, den er kannte. Er stieg in eine Droschke, die in der Nähe hielt, und ließ sich nach seinem Hotel fahren. Dort blieb er den ganzen Tag über auf seinem Zimmer. — Der Himmel verdüsterte sich, graue Wolken senkten sich über Paris und ein dichter, klatschender Regen brach daraus hervor. — Midford öffnete das Fenster; der kalte Regen schlug ihm ins Gesicht und that ihm wohl. Er athmete einige Male tief auf; dann warf er sich, ohne das Fenster geschlossen zu haben, auf das Bett und versank in einen schweren Schlaf. — Nach mehreren Stunden erwachte er fröstelnd. Es fing an zu dunkeln. Er empfand einen physischen Schmerz in der Brust, der ihm das Athmen erschwerte. Er war zu müde, um nachzudenken, aber er fühlte sich unbeschreiblich elend. — Mechanisch packte er die wenigen Sachen wieder ein, die er am Morgen aus seinem Koffer genommen hatte; dann klingelte er, ließ sich die Rechnung bringen und um acht Uhr, vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft in Paris, reiste er nach London ab. — Er fürchtete, krank zu werden. Gerade deshalb wollte er Paris verlassen. Der Gedanke, daß Edington ihn aufsuchen, ihn bemitleiden könne, war ihm unerträglich. Er zürnte weder dem falschen Freunde noch der treulosen Geliebten; aber er wollte sie nie wiedersehen. Der einzige Mensch, nach dem er sich sehnte, war Georg Warden.

Edington erschien zur gewöhnlichen Stunde bei seiner Braut. Er sah niedergeschlagen aus und sprach während der Mahlzeit außerordentlich wenig. — Frau Comyn, die dies bemerkte, glaubte, daß die Liebenden sich gezankt hätten. Sie wollte ihnen Gelegenheit geben, sich wieder zu versöhnen, und ging bald nach dem Essen auf ihr Zimmer, unter dem Vorwande, sie habe einen Brief zu schreiben. — Es kam darauf zu einer sehr lebhaften Scene zwischen Edith und ihrem Bräutigam. — Er warf ihr ihre Hartherzigkeit gegen Midford, sie ihm seinen Kleinmuth, ja seine Lieblosigkeit vor. Mehrere Male bot sie ihm trotzig an, ihm sein Wort zurückzugeben. Er fühlte sich dadurch tief verletzt, aber Edith erschien ihm krankhaft überreizt; er kämpfte seinen Zorn nieder und that, als überhöre er ihre Worte: „Sie sind aufgeregt," sagte er; „und ich bin es auch. Es ist besser, daß ich gehe. Sie haben mich gekränkt, und ich könnte Sie nur verletzen, wenn ich Ihnen sagte, was ich in diesem Augenblick empfinde. — Auf Wiedersehen! Ich werde morgen pünktlich um zwei Uhr hier sein, um Sie abzuholen."

Sie stand am anderen Ende des Salons und nickte ihm stumm zu.

Als Edington in der Straße war, bereute er, ohne Abschiedskuß gegangen zu sein. Edith's Zorn und Leidenschaftlichkeit waren ja nur Beweise ihrer Liebe für ihn! Er wollte sie nicht verlassen, ohne sich mit ihr versöhnt zu haben. Er kehrte nach dem Hotel Comyn zurück. — Die Thür im Inneren des Hauses, die zur Wohnung führte, stand offen, da der Diener, gleich nachdem Herr Edington gegangen war, sich damit beschäftigt hatte, die Laden im oberen Hausflur zu schließen und die Lampen auf der Treppe aus-

zulöschen. Alexander öffnete die Thür des Salons.

Edith saß an einem kleinen Tische und schrieb. Sie hob den Kopf nicht einmal in die Höhe, denn sie nahm an, der Diener trete in das Zimmer. Keine Spur von Aufregung war mehr auf ihrem Gesicht zu entdecken. Edington beobachtete sie einige Secunden; dann rief er sie bei Namen. Sie fuhr in die Höhe.

„Wie haben Sie mich erschreckt!“

„Ich konnte Sie nicht verlassen, ohne mich mit Ihnen versöhnt zu haben,“ sagte er. „Zürnen Sie mir nicht, Edith. Ich liebe Sie über Alles!“

„Mein guter Alexander!“ Sie reichte ihm die Hand und lehnte ihr Haupt zutraulich an seine Schulter.

„Sie hatten denselben Gedanken wie ich,“ fuhr er zärtlich fort. „Sie schrieben mir.“

Edith antwortete nicht. Er stand dicht neben dem Tisch, an dem sie gesessen hatte, und blickte unwillkürlich nach dem angefangenen Brief, der darauf lag: „Liebe Frau Duvivier“ — lautete die Ueberschrift.

Er hatte sie in Thränen gewähnt, seinetwegen bis in den Tod betrübt, und er fand sie an ihre Putzmacherin schreibend. — Er fühlte sich beschämt.

Sie wußte genau, was in ihm vorging, und war darüber verdrießlich; aber welche Aufklärung hätte sie ihm geben können? Die Sache war ganz einfach: es war verabredet worden, daß Edington sie und ihre Mutter morgen nach Versailles begleite. Edith wollte, gerade während Midford's Anwesenheit in Paris, ihrem Bräutigam ganz besonders gefallen, und sie hatte, bald nachdem dieser gegangen war, daran gedacht, der Putzmacherin noch einmal zu schreiben, daß der neue Hut, den Edington auf ihren Wunsch für sie bestellt hatte und den sie auf der Excursion nach Versailles tragen wollte, um ein Uhr fertig sein müsse. Der Diener sollte den Brief an Madame Duvivier am nächsten Morgen in aller Frühe besorgen; Edith mußte ihn also gleich aufsetzen. Aber alle Männer verstehen nicht, daß eine Frau, auch wenn sie sehr betrübt ist, daran denken darf, in ihrer Betrübniß möglichst hübsch auszusehen. — Edington machte diese Entdeckung jetzt zum ersten Male und war darüber so erstaunt, daß er kein Wort zu sagen vermochte. Er drückte Edith noch einmal die Hand, küßte ihr die Stirn und entfernte sich; aber auf dem Wege nach seiner Wohnung ging er kopfschüttelnd und grübelnd einher, als ob auch er nicht mehr und nicht weniger ein „Hans, der Träumer“ gewesen wäre.

Die kurze Ueberfahrt auf dem Postdampfboot von Calais nach Dover war in jener Nacht eine äußerst beschwerliche. Es regnete und stürmte; der Himmel war schwarz. — Die meisten Passagiere saßen unten in der dumpfigen Kajüte zusammengekauert oder lagen mit bleichen Gesichtern auf unbequemen Sophas, während der „Steward“, gleichgültig für Wetter und Passagiere, hinter der „Bar“ stand und Sherry, Soda und Brandy ausschenkte.

Das starke, kleine Dampfboot bahnte sich unermüdlich seinen Weg durch die kurzen, harten Wellen des Canals. Es hob und senkte sich, wurde von rechts nach links geworfen, erstieg eine Welle, um von einer anderen gepackt und auf die Seite geschleudert zu werden; aber kämpfte unaufhaltsam, keuchend, stöhnend, zischend, immer vorwärts. — Vor dem Dampfboote tanzte auf dem wilden Meere eine große, weiße Lichtfläche, die von der Laterne am Hauptmast weit in die Nacht hinausgeworfen wurde; außerhalb des bewegten Lichtfeldes herrschte unheimliche Finsterniß. — Das Verdeck stand unter Wasser; einige kleine Laternen verbreiteten ein röthliches, mattes Licht; außer dem

Capitän, den Offizieren und Matrosen, die heute scharfen Dienst hatten und von denen ein jeder stumm und aufmerksam auf seinem Posten wachte, befand sich dort ein einsamer Passagier. Den kümmerte weder Sturm noch Wetter; er war bis auf die Haut durchnäßt und achtete es nicht, obgleich ihn Fieberfrost schüttelte. Er stand mit ausgespreizten Beinen, in jener schlaffen, nachgiebigen Haltung, die den alten Seefahrer bekundet, die Arme auf die Brüstung des Decks gelehnt, und schaute hinaus in die wilde Nacht. — Eine breite Welle, die klatschend und heulend gegen die Schiffswand anprallte und, sich überstürzend, Alles auf dem Verdeck für einen Augenblick unter sich begrub, riß ihn von seinem Platze fort und warf ihn zu Boden. Er raffte sich langsam wieder auf. Ein Matrose trat auf ihn zu:

„Kommen Sie, Herr," sagte er barsch. „Geben Sie mir den Arm. Hier ist keines Bleibens für Sie!"

„Ich danke Ihnen. Ich möchte hier bleiben," antwortete der Passagier sanft.

Der Matrose ging darauf zum Steuermann und sagte diesem: „Haben Sie ein Auge auf den Mann dort; es kommt mir vor, als wäre es nicht ganz richtig mit ihm."

Der Passagier hatte seinen alten Platz an der Brüstung wieder eingenommen und beugte sich weit darüber hinaus. Da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, und derselbe Matrose, der ihn bereits angeredet hatte, sagte:

„Ich darf Sie hier nicht dulden, Herr. Eine Welle könnte Sie über Bord waschen."

„Das wäre ein großes Glück," antwortete der Passagier mit klagender Stimme. — Das Herz war ihm zum Ersticken voll; er mußte es irgend Jemand öffnen.

„Herr! Herr!" sagte der Matrose freundlich tröstend und mahnend. „Kommen Sie mit mir." Und er führte den ihm willenlos Folgenden in eine kleine, erbärmliche Kajüte neben dem Räderkasten. — „Ruhen Sie sich hier aus. In zwanzig Minuten sind wir in Dover." — Er sah seinen traurigen Gast kopfschüttelnd an. „Wer wird den Muth verlieren, Herr!" fuhr er heiter und frisch fort. „Trotz thut es — wie unser Boot: durch den Sturm, immer vorwärts!"

Und bei diesen Worten barmherziger Aufmunterung fing der arme kranke Midford leise und bitterlich zu weinen an.

* * *

„London, den 26. November 186. .

Herrn Georg Warden. Blighton-Bar, Californien. Vereinigte Staaten.

„Wir bestätigen unser ergebenes Schreiben vom 13. d. M., von dem wir Preßcopie beischließen, und beehren uns heute, Ihnen mitzutheilen, daß Herr Thomas Midford aus Blighton-Bar seit dem 23. d. M. in Dover schwer erkrankt daniederliegt. Seine Verbindung mit unserem Hause ist durch das Auffinden eines Check-Buches, welches er bei sich trug, bekannt geworden. — Da Sie in Ihrem letzten werthen Briefe 500 Pfd. Sterl. für Herrn Midford angewiesen haben, über die derselbe noch nicht verfügt hat, so glauben wir in Ihrem Sinne gehandelt zu haben, indem wir dem uns als respectabel bezeichneten Wirth des Hotels in Dover, welches Herr Midford augenblicklich bewohnt, einen Credit von vorläufig 50 Pfd. Sterl. eröffnet und ihn beauftragt haben, für unsere Rechnung zu thun und zu veranlassen, was zur guten Pflege Ihres Freundes erforderlich sein mag. — Wir bitten Sie, von diesen Dispositionen Kenntniß zu nehmen, und zeichnen uns ganz ergebenst

James Burgis & Co."

Nachdem Warden diesen Brief, der ihm durch den „Overland-Pony-Expreß" zu-

gesandt worden war, gelesen hatte, begab er sich schnurstracks nach dem Telegraphenbüreau und setzte, ohne jede Rücksicht auf die Anzahl der Worte, eine lange und klar verständliche Depesche an seine Londoner Bankiers auf, in der er diese Herren ersuchte, einen Boten nach Dover zu senden, Auskunft über Midford's Befinden zu geben und dem Genannten mitzutheilen, daß er, Warden, sofort nach Europa abreisen werde, für den Fall Midford ihn dort erwarten wolle. — Vier Tage später erhielt Warden eine Depesche aus Ventnor, Insel Wight, Midford unterschrieben, aus der hervorging, daß dieser beinahe vollständig wiederhergestellt sei, bis zum Monat März in Europa zu bleiben beabsichtige und sich freuen werde, die Rückreise nach Californien in Warden's Gesellschaft zu machen.

Herr Georg Warden beanspruchte wenig Zeit, um seine Koffer zu packen und seine Geschäfte zu ordnen. Er hatte an jenem Tage noch eine lange Unterhaltung mit Midford's Stellvertreter, Herrn Cope, und am nächsten Morgen nahm er auf der „San-Francisco-Mail" den Ehrenplatz zur Seite des apoplektischen Kutschers mit den blutrothen Handschuhen ein und fuhr, unter dem Zujauchzen der „Jungen", die ihm „Glückliche Reise und frohe Wiederkehr!" nachriefen, von Blighton-Bar ab.

Es war in den letzten Tagen des Monats Februar. — In London und auch in Paris war das Wetter noch rauh, fast winterlich; aber auf der Südseite von Wight fühlte man bereits das Nahen des Frühlings. In vielen Häusern von Ventnor standen die Fenster offen, und am Strande sah man Spaziergänger, die sich am hellen Sonnenschein erwärmten und an dem Anblick des blauen Meeres erfreuten.

Ein offener Wagen fuhr die „Sea-Side-Terrace" entlang und machte vor einer kleinen, freundlichen Villa Halt. — Die Wirthin, die hinter den blankgeputzten Scheiben am Fenster saß, beobachtete einen stattlichen, vornehm aussehenden Herrn, der, obgleich der Wagen im scharfen Tempo vorgefahren war, als habe der Passagier darin große Eile, jetzt sehr gelassen, mit einem ruhigen Blick auf die Fenster des Häuschens, ausstieg und sich dem Eingang der Villa näherte. Die Wirthin verließ darauf das Zimmer, und ihre saubere Schürze glättend, trat sie dem Reisenden in der Hausthür entgegen.

„Wohnt Herr Midford hier?" fragte der fremde Herr.

„Herr Midford wohnt hier."

„Ist er zu Hause?"

„Er ist am Strande." Sie schirmte die Augen mit der linken Hand, spähte rings umher und deutete dann mit der rechten nach einem Spaziergänger: „Dort hinten geht er. . . Erkennen Sie ihn? Dort . . allein. ."

„Ist ein Zimmer frei in Ihrem Hause?"

„Zu Befehl. Ein freundliches Zimmer mit Aussicht auf die See; neben Herrn Midford's Wohnung. Wünschen Sie es zu besichtigen?"

„Das ist nicht nöthig. Lassen Sie meinen Koffer hineintragen."

„Soll ich Herrn Midford rufen lassen? Meine Tochter kann schnell zu ihm laufen."

„Ich danke Ihnen; ich werde ihn selbst aufsuchen."

Er bezahlte den Kutscher, der dankbar grüßend seinen Hut berührte, und ging sodann auf Midford zu. — Dieser spazierte, die Hände auf dem Rücken, langsam am Strande auf und ab. — Als er den großen Mann auf sich zukommen sah, blieb er stehen; plötzlich erkannte er ihn und ging ihm schnell entgegen.

„Wie geht es Ihnen, Midford?"

„Wie geht es Ihnen, Warden?"

Die Beiden schüttelten einander herzhaft die Hände, dann trat ein Jeder einen

kleinen Schritt zurück, um den Anderen zu betrachten.

„Sie sehen noch etwas hohläugig aus,“ sagte Warden; „aber das wollen wir bald wieder gut machen.“

„Sie sind mehr verändert als ich,“ erwiderte Midford freundlich. „Ich kannte Sie nur im rothen Flanellhemd und hohen Stiefeln . . . und jetzt!“. . . Er musterte seinen großen Freund, der in einem gutgemachten, einfachen Reiseanzuge das Aussehen und den Anstand des geborenen Gentleman hatte, mit sichtlicher Befriedigung.

„Wenn ich einmal wieder wie ein civilisirter Mensch angezogen bin, so ist das Ihr Verdienst,“ sagte Warden. „Ich bin auf Ihre Depesche hierhergekommen.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete Midford gerührt.

Die Freunde hatten sich viel zu erzählen, und während des ganzen Tages bis zum späten Abend waren sie zusammen, am Strande und in Midford's freundlicher Wohnung. — Aber die Rollen waren gewechselt: Midford hatte kein Verhör zu bestehen; Warden war der Mittheilsamere von den Beiden. — Die Geschichte seines Freundes schien ihn nicht zu interessiren; er erkundigte sich nur nach dessen Gesundheitszustande; von der Reise nach Paris sprach er gar nicht, und der Name „Jemima“, der ihm früher so geläufig gewesen war, kam nicht über seine Lippen. Er berichtete, daß er in Blighton-Bar einen guten Fund gemacht habe und sich nun für einen wohlhabenden, wenn nicht sogar einen reichen Mann halten könne. — Von Midford's Geschäften wußte er ebenfalls nur Gutes zu erzählen. Das „Haus“ in Blighton-Bar hatte unter Cope's umsichtiger Leitung schnell an Ausdehnung gewonnen, und der Gewinn, den es abwarf, war so bedeutend, daß Midford, nach Warden's Ansicht, hoffen durfte, in achtzehn Monaten oder zwei Jahren ein schuldenfreier Mann zu sein.

„Und was werde ich dann anfangen?“ fragte Midford.

Die beiden Freunde saßen in Midford's Zimmer an einem kleinen Tisch, auf dem die Wirthin den Thee in appetitlicher Weise servirt hatte. Draußen war die Nacht schön und klar. Der Vollmond stand am wolkenlosen Himmel und spiegelte sich in der zitternden, silber- und schwarzgefleckten See, deren lange Wogen mit sanftem Murmeln und dumpfem, eintönigem Brausen und Rauschen an dem sandigen Strande emporstiegen und wieder zurückwichen. — Ein Bild der Ruhe und des Friedens, draußen und in dem heimischen Zimmer!

„Und was werde ich dann anfangen?“ wiederholte Midford.

„Da sorgt der Mensch nun heute, was er zu sorgen haben wird, wenn er keine Sorgen mehr hat!“ antwortete Warden, die Hände entmuthigt zusammenschlagend, aber freundlich lächelnd, wie man einem Kinde zulächelt, das man trösten will.

„Erinnern Sie sich noch des Wortes meines alten Freundes, den ich von Ihnen grüßen sollte,“ fuhr Midford ernsthaft fort: „Ein sorgenvolles Leben ist besser als ein leeres. — Was soll ich thun, wenn ich nichts mehr zu sorgen habe?“

„Speculiren Sie — verlieren Sie — machen Sie neue Schulden — lassen Sie doch wenigstens das nicht Ihre Sorge sein, wie Sie sich Sorgen machen können!“

Midford war wieder nachdenklich geworden. Warden sah ihn forschend an.

„Junger Mann,“ fragte er leise; „würde es Ihnen gefälligerweise Vergnügen machen, mir zu erzählen, wie es Ihnen in Paris ergangen ist?“

„Schlecht ist es mir gegangen.“

„Hat Jemima Ihnen schließlich doch einen reichen Freier vorgezogen?“

„Denjenigen, den ich für meinen besten Freund hielt."

„Dann ist die Geschichte in der That recht vollkommen in ihrer Art gewesen. Aber das ist nun überwunden. . . Wollen wir lieber nicht davon sprechen?"

Midford antwortete nicht.

„Möchten Sie nach Paris zurückkehren, um Ihre verlorenen Freunde wieder aufzusuchen?"

„Ich will sie nie wiedersehen!"

„Würde es Sie interessiren, zu erfahren, was aus ihnen geworden ist?"

„Was könnten Sie mir darüber sagen?"

„Mehr, als Sie glauben."

Und Warden erzählte dem aufmerksam lauschenden Freunde, daß er die Reise von New-York nach Southampton mit einem jungen Ehepaare gemacht habe, das auf der Hochzeitsreise von Amerika nach Paris zurückgekehrt sei. — Man macht an Bord eines Dampfschiffes, während einer längeren Ueberfahrt, leicht neue Bekanntschaften. Warden hatte sich häufig mit dem jungen Ehemann und seiner hübschen Frau unterhalten, und die Drei waren leidlich intim geworden.

„Eines Morgens," erzählte Warden weiter, „— wir waren sechs oder sieben Tage unterwegs, und meine neuen Bekannten hatten mir bereits Mancherlei von ihren Verhältnissen und ihrem Leben in Paris anvertraut — sagte mir die junge Frau: ‚Sie werden doch sicherlich nicht nach Amerika zurückkehren, ohne sich einige Zeit in Paris aufgehalten zu haben? Dann hoffe ich, daß Sie uns nicht vergessen und uns besuchen werden.‘

„‚Gern,‘ antwortete ich, ‚wenn ich nach Paris komme; aber das hängt wenig von mir ab. Ich gehe nämlich nicht nach Europa, um mich zu amüsiren oder um Geschäfte zu machen, sondern um einen kranken Freund aufzusuchen, den ich, sobald er gesund ist, mit mir nach Californien nehmen will.‘

„‚Wenn Ihr Freund ein richtiger Amerikaner ist, so wird er sich nicht sträuben, Sie nach Paris zu begleiten,‘ meinte die Dame.

„‚Das weiß ich nicht,‘ sagte ich. ‚Es mag ihm in Paris etwas zugestoßen sein, was ihm die Stadt verleidet hat.‘

„‚Ich kenne viele von unseren Landsleuten in Paris. Vielleicht ist mir Ihr Freund nicht unbekannt. — Wäre es indiscret, nach seinem Namen zu fragen?‘

„‚Nicht im mindesten, Madame. Mein Freund heißt Thomas Midford — zu Ihren Diensten.‘

„Sie erwiderte keine Silbe. Sie wurde weder blaß, noch roth, noch verlegen. Sie schaute weit hinaus auf das Meer, als suche sie etwas am Horizont; und nach einer Weile sagte sie: ‚Es ist frisch. Ich will mir einen wärmeren Mantel holen.‘

„Die See ging hoch, und ich gab ihr meinen Arm, um sie bis zur Kajütentreppe zu begleiten.

„‚Kennen Sie meinen Freund?‘ fragte ich.

„‚Ja — oberflächlich.‘

„‚Ich möchte wetten, daß das Jemima ist,‘ sagte ich mir. — Ich kann Ihnen nicht erklären, woher mir der Gedanke kam; aber er war da. — Ich wollte mir Gewißheit verschaffen und gesellte mich zu dem Ehemann, der auf dem Verdeck auf und ab spazierte.

„‚Kennen Sie meinen Freund Thomas Midford?‘ fragte ich ihn.

Er sah mich groß an, wurde roth bis zur Stirn und antwortete stotternd: ‚Ja. — Sehr gut. — Wie geht es ihm?‘

„Nun war ich meiner Sache sicher. ‚Er ist krank gewesen,‘ antwortete ich; ‚und es geht ihm jetzt wieder besser.‘

„Seit dem Tage hatte es mit der Freundschaft der Edingtons für mich ein Ende. Die Leute vermieden mich, und ich sah, daß meine Gegenwart den Mann verlegen machte und der Frau unangenehm war. Ich hatte keinen Grund, die

Leute ärgern zu wollen, und suchte mir andere Gesellschaft; aber Ihretwegen interessirten mich die Beiden, und ich beobachtete sie. — An Bord eines Bootes kann Keiner dem Anderen gut aus dem Wege gehen; und so sah ich denn Manches, woraus ich meine Schlüsse zog."

Warden hielt inne und richtete von Neuem einen forschenden Blick auf Midford. Dieser hielt die Augen zu Boden geschlagen und hatte keine Miene verzogen.

„Soll ich fortfahren?"

„Bitte."

„Regt Sie die Geschichte auch nicht auf?"

„Nein. — Was Sie sagen, schmerzt mich nicht — es interessirt mich nur."

„Das freut mich. — Nun also, Thomas Midford, ich bin ganz entschieden der Ansicht, daß Sie an der Frau nicht viel verloren haben. — Sie ist nicht besser und nicht schlechter als tausend andere; aber für Sie hätte sie nicht gepaßt. — Sie können nur mit Güte regieren; und Frau Edington ist eine von jenen, die gute Behandlung nicht vertragen zu können scheinen. Sandy Edington ist ein großer, schöner Mann, der den Kopf hoch trägt und seine Reden gern mit ‚Ich sage' anfängt; aber ich glaube kaum, daß seine Hand fest genug ist, um die Frau, mit der er nun durchs Leben zu gehen hat, von ihren Wegen auf seine zu führen. Es kommt mir vor, als ob jetzt noch ein Jeder von den Beiden seine eigene Straße zöge und als ob Anzeichen zum Einlenken eher bei dem Manne als bei der Frau Gemahlin zu entdecken wären. — Der große Sandy sah nicht immer guter Laune aus, wenn die kleine Edith ihm diesen oder jenen Auftrag ertheilte; und ich merkte dann wohl, daß er am liebsten nicht gehorcht hätte. Es konnte dies auch der Frau nicht entgehen; aber sie sagte dann ruhig und freundlich — nicht zärtlich — ‚please' — und schließlich that er immer, was sie befahl.

„Man gesteht sich nicht gern ein, daß man einen Irrthum begangen hat, wenn man sieht, daß alle Reue nichts wieder gut machen kann. Man lebt dann, wie man kann, mit den gegebenen und nicht mehr zu beseitigenden Factoren. Ich vermuthe, Edington ist bereit, sein Leben nach diesem Princip zu reguliren. Er und seine Frau werden sich mit der Zeit gegenseitige Concessionen machen; sie werden die Illusionen, die sie hatten, als sie sich verliebten und verlobten, ohne großen Schmerz verlieren; und ich nehme an, daß das eheliche Verhältniß zwischen den Beiden sich nach und nach zu einem recht hausbackenen, höchst respectabeln und gewissermaßen auch ganz befriedigenden gestalten wird. — Aber ich möchte schwören und sogar wetten, daß Alexander an der Seite seiner Edith keineswegs das hohe Glück gefunden hat, das er einen Augenblick geträumt haben mag; und daß sich die junge Frau seit ihrer Verheirathung bereits mehrere Male gefragt hat: ‚Ist das Alles?' — Das ist kein Unglück, weder der Mann noch die Frau sind zu beklagen; aber für Sie, Hans, wäre es ein Unglück gewesen. — Seien Sie froh, daß Sie dem entgangen sind!"

„Sie haben vielleicht Recht!"

„Natürlich habe ich Recht; — und da ich einmal in das Philosophiren gerathen bin, eine Beschäftigung, der ich mich von Zeit zu Zeit hingebe, seitdem ich mein Leben in höchst unphilosophischer Weise verdorben habe, so will ich Ihnen noch etwas sagen, was mir, wenn ich es vor Jahren erkannt, vielleicht manchen Verdruß erspart hätte. — Die Verheirathung mit dem geliebten Wesen bildet in Romanen und Novellen den sogenannten ‚versöhnenden' Schluß. — In der Realität ist dieser Act der Anfang des wirklichen Lebens. Er beweist nichts für das Glück

des Helden und der Heldin; er stellt im Gegentheil Alles in Frage, denn er constatirt nur, daß Er und Sie nun auch eine Nummer in der Lotterie — in der so Viele spielen — genommen haben: ob sie ein großes oder kleines Loos gewinnen oder ihren ganzen Einsatz verlieren werden — das ist Glückssache. — Die Nummer ‚Edith‘ wäre, ich bin fest davon überzeugt, eine schlechte für Sie gewesen. Sie nehmen heute vielleicht noch an, daß Sie Ihr ganzes Lebensglück darauf gesetzt hatten und es nun verloren haben. Sie irren sich: Sie haben noch gar nicht gespielt und Sie haben nichts verloren. — In wenigen Monaten schon werden Sie anders über die Sache denken als heute; in wenigen Jahren — und damit stelle ich Ihnen eine unvernünftig lange Frist — werden Sie sie vollständig vergessen haben. — Alles wird vergessen im Leben. — Sonst könnte man überhaupt nicht leben; denn leben ist, sich mit dem Morgen beschäftigen. — Wer sich nur noch erinnern kann, wer mit dem Vergangenen, dem Todten lebt, der ist selbst so gut wie gestorben. — Sie werden dies erst mit der Zeit verstehen lernen; aber wenn Sie einmal zu der Erkenntniß gelangt sind, daß das Geschehene für Sie keine allzu große Bedeutung hat, da es ja über kurz oder lang doch vergessen wird, dann werden Sie auch das Heute mit großer Ruhe durchleben. — Das, was Sie für Glück halten, wird Sie nicht in den Himmel erheben, und Unglück Sie nicht zu Boden schlagen. Sie werden sich dann sagen, was ich mir seit Jahren täglich sage, und wobei ich es schließlich — nach manchen heißen Kämpfen, nachdem ich viele schöne Hoffnungen begraben — zu einer beschaulichen, behaglichen und nicht ganz unbefriedigenden Existenz gebracht habe: ‚Take it easy!‘ — ‚Nimm das Leben leicht!‘“

Midford, der seinem Freunde nachdenklich zugehört hatte, saß eine Weile still da, dann stand er auf, trat an das Fenster, schaute lange hinaus in die friedliche Nacht, und ohne sich nach Warden umzuwenden, dessen Blicke ihm mit Wohlwollen und Mitleid gefolgt waren, sagte er leise: „Ich will es versuchen.“





Papin und die Erfindung der Dampfmaschine.

Von

Ernst Gerland.



Seitdem Arago im Jahre 1829 zuerst darauf aufmerksam gemacht hatte, daß der eigentliche Erfinder der Dampfmaschine der Franzose Denis Papin sei, welcher, am Hofe des Landgrafen Karl von Hessen in Kassel lebend, die einschlägigen Arbeiten ausführte, seitdem er in mehreren, namentlich gegen englische Autoren gerichteten Streitschriften die Priorität seines Landsmannes siegreich behauptet hatte, ist die Erfindungsgeschichte der Dampfmaschine in Aufsätzen aller Art oft genug behandelt worden, so daß diese allgemein bekannt sein dürfte. Weniger bekannt, ja nur allzu oft noch verkannt sind dagegen die Einzelheiten der Erfindungsgeschichte, namentlich die Schicksale, die Papin selbst dadurch betrafen. Gerade jetzt aber scheint der Antheil für den Erfinder dieser wichtigsten Maschine der Neuzeit in hohem Grade erwacht zu sein, und es dürfte deshalb Interesse haben, eben diese seine Schicksale, wie sie sich aus den noch darüber vorhandenen Actenstücken, Briefen 2c. ergeben, endlich einmal nach Entfernung des Gewebes von Mythen, welche seit langer Zeit die Thatsachen verdunkelt haben, ausführlich darzustellen.

Diese an sich merkwürdige Mythenbildung allein zu betrachten, würde sich schon der Mühe verlohnen, mehr noch des Erzählenswerthen bietet die Epoche aus Papin's Leben, welche dieser Erfindung gewidmet war. Unsere Nachbarn jenseits des Rheines dürfen sich das Verdienst aneignen, das Andenken des Mannes, der von Geburt ihnen angehörte, den freilich mit einer großen Zahl anderer seiner Landsleute religiöser Fanatismus aus seinem Vaterlande für immer vertrieb, durch viel Arbeit und Kosten erfordernde Veröffentlichungen zu dem Ruhme erhoben zu haben, den er verdient. Es wird nicht mehr lange dauern, bis sein von Aimé Millet verfertigtes Standbild seine Vaterstadt Blois ziert.* In die po-

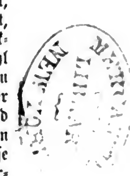
* Papin's Statue hatte an seinem Geburtstag, den 22. August vorigen Jahres, aufgestellt werden sollen, ist aber nicht fertig geworden.

puläre wissenschaftliche wie in die Tagesliteratur ist die Schilderung seines Lebens und seiner Leistungen längst eingedrungen. Um so mehr fällt nun auch uns die Pflicht zu, nicht hinter jenen zurückzubleiben, uns, an deren heimischen Altären er sich nach seiner Vertreibung niederließ, um im Dienste und unter Theilnahme eines hochsinnigen deutschen Fürsten die Ideen ins Leben zu rufen, denen die Gegenwart ihre Art zu leben, ihre Wohlfahrt verdankt. Wir sind geneigt, über jenen Franzosen zu lächeln, der bei sonst richtiger Würdigung des Charakters und der Thaten des erfindungsreichen Refugié denselben von Marburg aus auf der Fulda nach Münden fahren läßt, ohne den Namen Kassel auch nur zu nennen, oder über jenen anderen, der, das alte landgräfliche Schloß mit dem in Frankreich bekannteren Wilhelmshöhe verwechselnd, Papin zumuthet, er habe das Wasser der Fulda nach Wilhelmshöhe pumpen wollen, aber wir haben dazu durchaus kein Recht, so lange wir in dem Erfinder den eitlen Schwätzer sehen, der seinen Feinden und dem Zorne seines Fürsten auf einem Dampfschiffe entflieht. Daß diese Irrthümer in die Literatur gekommen sind, erklärt sich daraus, daß viele und die wichtigsten Quellen über jene Vorgänge erst neuerdings wieder aufgefunden wurden. Daß sie so hartnäckig festgehalten werden, das haben die Schriftsteller und Redner verschuldet, welche sich in neuerer und neuester Zeit mit dem Gegenstande beschäftigten, dabei aber mit unverantwortlicher Vernachlässigung der seitdem bekannt gewordenen Quellen ohne Ausübung jeder Kritik die alten Irrthümer immer wieder vorbrachten.

Werfen wir nun zunächst einen Blick auf die Literatur, welche für unsere Zwecke verwendbar ist. Was die Quellen anlangt, aus denen wir zu schöpfen haben, so finden wir dieselben in uns überkommenen Actenstücken, in Berichten von Zeitgenossen und in lebendig gebliebener Ueberlieferung.

Als noch vorhandene Actenstücke sind in erster Linie die von Papin selbst über seine Erfindungen veröffentlichten Schriften anzuführen. Es ist dies eine Reihe von Aufsätzen, die zuerst in den Leipziger Abhandlungen gelehrter Männer gedruckt sind, von denen ein Theil, mit einigen später verfaßten vereinigt, 1695 in Kassel und Marburg gleichzeitig in französischer und lateinischer Sprache noch einmal herausgegeben wurde; sodann eine 1707 in Kassel und Frankfurt in lateinischer Sprache erschienene kleine Schrift, die den Titel führt: „Die neue Kunst, Wasser mit Hülfe von Feuer auf das Wirksamste zu heben“; endlich eine Anzahl Briefe, namentlich diejenigen, welche Papin an Leibniz, Huygens und den Secretär der Londoner königlichen Gesellschaft schrieb und welche in Hannover, Leyden und London aufbewahrt werden. Von großem Interesse sind sodann die 1854 von Einfeld veröffentlichten Acten des Magistrates und Amtes Münden über die traurige Katastrophe, die über Papin nach seiner Abreise von Kassel in der Fuldamündung hereinbrach. Mit größerer Vorsicht sind die Berichte der Augenzeugen zu benutzen, zunächst die des Oberpfarrers an der Neustädter Gemeinde in Kassel, Lucä, die derselbe in Briefen an Leibniz niedergelegt hat. Doch werden sie, wie sich zeigen wird, meistens durch die Antworten des großen Philosophen und treuen Freundes des unglücklichen Erfinders der Dampfmaschine genügend corrigirt. Die Erzählungen des Frankfurter Rathsherrn Zacharias von Uffenbach, der volle zwei Jahre nach Papin's Weggang Kassel bereiste und dort recht gehässige Nachrichten über ihn erhielt, werden wir dagegen selbst corrigiren müssen. Die Ueberlieferung endlich ist niedergelegt in einer Notiz über die Erfindung der Dampfmaschine, welche 1850 Henschel in der Zeitschrift des Vereines für hessische Geschichte und Landeskunde mitgetheilt hat.

Von der weiteren Literatur über Papin müssen wir hier außer den Schriften von Arago noch zweier ebenfalls von Franzosen verfaßter Biographien erwähnen, die eine in dem von Eug. und Em. Haag verfaßten Buche: Das protestantische Frankreich, die andere neuere von de la Saussaye und Péan, welchen letzteren namentlich das Verdienst zukommt, die Briefe Papin's zuerst vollständig benutzt zu haben. Ihr Buch würde ein abschließendes sein, wenn die Verfasser mehr Sachkenntniß besessen, wenn sie sich von allen Vorurtheilen, die in den Städten



herrschten, wo sie ihre Studien machten (so namentlich in Kassel), ganz hätten frei machen können und wenn nicht manche Unrichtigkeiten durch Uebersetzungsfehler in ihr Werk gekommen wären.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, welche wir bei der angegebenen Lage der Dinge vorausschicken zu müssen glaubten, wenden wir uns nun zu der Schilderung der Schicksale Papin's.

Als die Aufhebung des Edicts von Nantes bekannt geworden war, hatten mehrere deutsche Fürsten, darunter namentlich der große Kurfürst und Landgraf Karl von Hessen, die Refugiés unter Versprechung gewisser Privilegien eingeladen, sich in ihren Landen niederzulassen. Von der Einladung des Landgrafen hatten mehrere nähere Verwandte Papin's Gebrauch gemacht und sich theils nach Marburg, theils nach Kassel gewendet. Papin selbst befand sich zu jener Zeit nach kurzem Aufenthalt in Venedig in London, wo er, durch Unterstützung der königlichen Gesellschaft dazu in den Stand gesetzt, in Muße seinen Untersuchungen lebte. Gelegentlich eines Besuches bei seinen Verwandten wurde er dem Landgrafen vorgestellt, welcher sich sehr bald lebhaft für ihn und seine Ideen interessirte. Die ersten Keime der Erfindung der Dampfmaschine waren es, welche die beiden Männer, den Fürsten und den Gelehrten, zu gemeinsamen Arbeiten zuerst zusammenführten. Bei diesen ersten Maschinen sollte zwar nicht der Dampf als treibende Kraft wirken, vielmehr ging der Plan dahin, daß ein in einem Cylinder sich luftdicht bewegender Kolben durch entzündetes Schießpulver gehoben und alsdann durch den Druck der Atmosphäre in den Raum, welcher nach Abkühlung der Verbrennungsgase nur noch stark verdünnte Luft enthielt, wieder herabgepreßt werden, dabei aber eine Arbeit verrichten sollte. Die Idee dieser Maschine rührt von dem Abbé von Hautefeuille her, der auf solche Weise auf den Wunsch Ludwig's XIV. die Wasser der Seine in die Gärten von Versailles zu heben beabsichtigte. Doch hatte Huygens, bei welchem Papin mehrere Jahre lang in Paris arbeitete, diese Maschine bereits zu verbessern gesucht, und der Entwurf Papin's zielte wiederum auf mehrere Verbesserungen der Huygens'schen Maschine hin. Nun verfolgte aber der Landgraf ähnliche Pläne wie sein mächtiger königlicher Gegner, eine solche Maschine mußte also auch ihm höchst erwünscht sein, „und so," erzählt Papin 1688 in seiner Abhandlung über eine neue Benutzung des Schießpulvers, „konnte es nicht fehlen, daß dieser Entwurf, welcher im Mai 1687 veröffentlicht war, dem erlauchten Fürsten, dem Landgrafen von Hessen, auf das höchste gefiel: so sehr, daß Ew. Durchlaucht, während ich neulich in Kassel verweilte, mich würdigte, sich mit mir über diesen Gegenstand zu unterhalten." Eine Folge dieser Unterhaltungen war Papin's Anstellung als Professor der Mathematik und der verwandten Wissenschaften an der Universität in Marburg, welche mit Bewilligung eines jährlichen Gehaltes von 150 Gulden im Jahre 1688 erfolgte. Aus einer brieflichen Mittheilung von Huygens sehen wir, daß der neu ernannte Professor zunächst vierstündig las, und seine Antrittsrede sagt uns, daß er die Hydraulik überlieferte. Dieselbe läßt uns ferner erkennen, daß er damals bereits mit einer Erfindung im Klaren war, welche, nachdem sie anderthalb Jahrhunderte geruht, seit der ersten Londoner Weltausstellung mit großem Erfolge wieder in das Leben gerufen worden ist. Es ist dies die Centrifugalpumpe oder hessische Pumpe, wie sie Papin nannte, ein Apparat, welcher dem Landgrafen sehr willkommen war. Derselbe ließ damals in der Karlsaue Gräben austiefen, in die das Wasser allzu rasch nachdrang, und wie sehr ihm die Brauchbarkeit dieser neuen Pumpe einleuchtete, beweist der an Papin erlassene Befehl, seine Erfindung, welche der Landgraf bei einem Besuche in Marburg kurz nach Papin's Einführung sah, sofort zu veröffentlichen. Wie zweckmäßig dieselbe auch als Ventilator, um der Luft eine Bewegung in bestimmter Richtung zu ertheilen, sein müsse, war ihm ebenfalls nicht entgangen, und wir werden nachher sehen, daß er sie als solchen bereits selbst mehrfach benutzt hat.

Der an Amtsgeschäfte nicht gewöhnte Gelehrte paßte aber viel zu wenig in seine neue Stellung, als daß er sich in ihr hätte zufrieden fühlen sollen. Seine Collegien waren wenig besucht, „weil,"

wie er 1690 an Huygens schrieb, „die geringe Anzahl Studenten, welche hierher kommt, allein hier sind, um es dahin zu bringen, ihr Leben durch das Studium der Theologie, des Rechtes und der Medicin zu fristen, und nach der Art, wie diese Wissenschaften bis jetzt behandelt werden, die Mathematik hierzu nicht nöthig ist.“ Zudem war sein Gehalt gering, so daß er, da er sich inzwischen verheirathet hatte, kaum davon leben konnte. 1692 besserte der Landgraf denselben zwar auf, was wir gleich hier bemerken wollen, aber das machte ihn wenig zufriedener. Namentlich ließ auch sein Verhältniß zu seinen Collegen viel zu wünschen übrig. „Die Einkünfte der Akademie,“ fährt er in dem Briefe an Huygens fort, „sind sehr mittelmäßig und infolge des Krieges im Voraus schwer zu erhalten, so daß ich glaube, daß es diesen Herren großes Vergnügen machen würde, wenn sich ihnen ein anständiges Mittel böte, sich meiner zu entledigen.“ 1691 schreibt er an denselben, daß er sich von der Gnade seiner Collegen abhängig fühle, welche meistentheils nahe Verwandte und Freunde im „Conseil“ hätten. Aus derartigen Aeußerungen hat dann de la Saussaye geschlossen, daß eine Verschwörung seitens der Marburger Professoren gegen ihren Collegen sich gebildet hätte, der ihnen ein gewisses Mißtrauen eingeflößt habe, dessen Art zu leben „ohne Aufwand, gewöhnt an eine strenge Sparsamkeit“, ihnen unbequem war, „der in ihre behaglich stille Atmosphäre die unruhige Thätigkeit seines erfinderischen Geistes trug“. Aus den angeführten Aeußerungen Papin's einen solchen Schluß zu ziehen, scheint denn aber doch viel zu weit gegangen. Klagen über allzu sehr vorwiegendes Fachstudium der Studenten, wie sie Papin schon damals aussprach, hat man in Marburg bis in die neueste Zeit gehört: doch würde es Niemandem eingefallen sein, deshalb an eine gegen einen weniger reüssirenden Docenten gerichtete Verschwörung zu denken. Auch die Bemerkungen über seine günstiger situirten Collegen entspringen wohl einem vorübergehenden Unmuth. Rühmt doch de la Saussaye selbst dieselben. Den Grund seines Unbehagens in Marburg enthält vielmehr der letzterwähnte Brief an Huygens. Sein Wunsch war, schreibt er, „eine Berufung an eine Akademie oder an eine an der See gelegene Stadt“ zu erhalten. Man sieht, seine Lehrthätigkeit sagte ihm nicht zu, und er, der Pariser und Londoner Verhältnisse gewohnt war, konnte sich in die überaus bescheidenen Verhältnisse Marburgs, das enge Thal, welches nur ein Flüßchen wie die Lahn aufzuweisen hatte, und die für Ideen wie die seinigen gänzlich unzureichenden Mittel, nicht finden.

Große Mittel und große Gewässer, die nothwendigen Grundbedingungen für die Ausführung seiner Ideen, das waren also schon damals die Ziele seines Strebens. Er hat sie nie erreicht. Das Glück ist ihm nie günstig gewesen, und als er in dieser ungestillten Sehnsucht gealtert, fast ein Greis, Alles auf einen Wurf setzte, um, wenn auch spät, doch überhaupt noch das Terrain wieder zu gewinnen, welches für seine Werke das allein geeignete war, da wandte es ihm ganz den Rücken und ließ ihn in Noth und Elend verkommen!

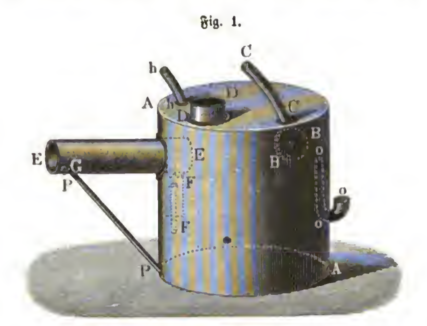
Damals freilich, als er jenen Brief an Huygens schrieb, sollte sich sein Schicksal zunächst günstiger gestalten. Er scheint bald darauf nach Kassel übergesiedelt zu sein. Nach einer Bemerkung in einem Briefe an Leibniz ist dies definitiv freilich erst 1695 geschehen. Doch hat er sich schon vorher öfters längere Zeit daselbst aufgehalten. So stellte er schon im Jahre 1691 Versuche auf der Fulda mit einem von ihm construirten Taucherschiffe an, über welche Lucä an Leibniz berichtet. Die genauere Betrachtung derselben, die auch noch aus einem anderen Grunde für uns wichtig ist, läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß er dazu eine Anzahl längere Zeit vorher in Anspruch nehmende Vorbereitungen und Versuche in Kassel gemacht und dieselben auch nachher noch ebendaselbst fortgesetzt haben muß.

Die Idee des Taucherschiffes war von Drebbel ausgegangen. Aber das, was derselbe erfunden haben wollte, war im Gegensatze zu Papin's Arbeiten mehr auf das Erstaunen der Zeitgenossen als auf die Ausführbarkeit berechnet. Denn dem Gerüchte nach hatte er die Hauptschwierigkeit des Unternehmens, die Lufterneuerung im Inneren des Schiffes, durch die Erfindung einer „Quintessenz der Luft“

gehoben, einer Flüssigkeit, von der ein Tropfen das Wunder bewirkte, der Luft die verlorene Fähigkeit, das Athmen und Verbrennen zu erhalten, zurückzugeben. Daran glaubte ein Mann wie Papin selbstverständlicher Weise nicht. Er versuchte vielmehr die Möglichkeit des Athmens in dem untergetauchten Schiffe durch Lufterneuerung zu bewirken und gab somit auch hier bereits den richtigen Weg an, auf dem die Neuzeit allein im Stande gewesen ist, diese Erfindung zu einer eminent praktischen zu machen.

In seiner ihm zuletzt gegebenen Gestalt zeigt Fig. 1, die eine Copie der von Papin mitgetheilten ist, sein Taucherschiff. Es bestand aus einem tonnenartigen Gefäße A A von solcher Größe, daß es zwei bis drei Menschen aufnehmen konnte. Nachdem dieselben eingestiegen sind, wird durch Einlegen von Gewichten und nachheriges Einnehmen von Wasser durch eine für gewöhnlich mittelst eines Stiftes geschlossene Oeffnung G das Schiff oder, wie wir es passender nennen würden, die Taucherglocke so weit in das Wasser gesenkt, daß die Rohre C C und h h zum Ein- und Auslassen der Luft noch über den Wasserspiegel herausragen. D D ist die durch einen Deckel wasserdicht verschließbare Einsteigeöffnung, B B eine hessische Pumpe zur Erneuerung der Luft, o o o ein an beiden Seiten offenes abgekürztes Barometer, um die Tiefe, in welcher sich das Schiff befindet, zu messen, E E endlich ein weites Rohr, welches für gewöhnlich von innen her wasserdicht geschlossen ist, aber durch die Pumpe F F mit comprimirter Luft gefüllt werden kann. Diese hindert alsdann den Eintritt des Wassers in die Oeffnung G, welche den in E E eingeschlossenen Arm eines Menschen behufs der Zerstörung eines feindlichen Schiffes herauslassen kann. Zu diesem Zwecke aber hatte Papin das Schiff construirt. Zu beiden Seiten besitzt dasselbe gut gedichtete „Aermel von Leder", um Ruder hindurchzustecken, mit deren Hülfe man das Schiff fortbewegen oder im Augenblicke der Gefahr rasch senken kann. P P ist wohl eine Stütze zur Versteifung von E E, Papin erwähnt derselben nicht.

Fig. 1.



Papin's Taucherschiff oder Taucherglocke.

Anfangs hatte Papin seinem Schiffe eine andere Form gegeben. Der Versuch, den er mit diesem seinem ersten Entwurfe anstellen wollte, mißglückte aber und endete mit dem Verlust des Apparates. Auch das Mißglücken dieses Versuches hat man einer gegen den Erfinder bestehenden Verschwörung zugeschrieben. Ueber denselben besitzen wir genaue Nachrichten von Lucä nebst Leibnizens Antworten, dann aber auch den Bericht Papin's selbst. Die Vergleichung beider ist besonders geeignet, uns erkennen zu lassen, mit welchen Schwierigkeiten Papin in Kassel zu kämpfen hatte. Dies ist der Grund, warum wir auf diese Berichte, wenn sie auch nichts mit der Erfindung der Dampfmaschine zu thun haben, näher eingehen müssen.

In einem Briefe vom 20. Juli 1691, dem zweiten, den Lucä an Leibniz schrieb, hatte der Prediger an der Neustädter Gemeinde den großen Philosophen um seine Ansicht über Papin gefragt und darauf eine diesen in hohem Grade rühmende Antwort erhalten, aus der zugleich hervorgeht, daß Leibniz Papin in Paris bei Huygens kennen gelernt hatte. Am 17. August 1691 erzählt dann Lucä Folgendes: „Am vergangenen Samstag Nachmittag* stellte Herr Papin in Anwesenheit sehr vieler Zuschauer eine Probe mit seiner unter dem Wasser gehenden Maschine an, aber nicht nach Wunsch. Am Montag versuchte er hierauf voll Eitelkeit die Sache nochmals und fürwahr erfolglos und unglücklich. Er selbst würde zugleich mit der versunkenen Maschine dem Neptun geopfert worden sein, wäre er nicht auf Eingebung Gottes und Anrathen eines Zimmermanns von dem Gedanken abgestanden, sich selbst in das Schiff zu setzen. Plötzlich wie angedonnert und von Schamröthe übergossen, trat er zurück, eilte fort und ist bis jetzt noch nicht wieder sichtbar geworden. Sein unglaublicher Fleiß, seine große Mühe, wenn nicht gar sein Ruhm, des Fürsten Geldaufwand und Huld, Alles ist verloren und ruht gleichsam in der Tiefe begraben." Man beklage, fährt er fort, das widrige Geschick und die schlechte Umsicht Papin's und halte die Sache seitdem für unmöglich, lächerlich und dem Geldbeutel verderblich. Aber Leibniz theilt dies Urtheil durchaus nicht. „Ich bedaure," antwortet er am 6. September, „daß die schönen Ideen des genialen Papin durch ein unglückliches Ereigniß zu nichte geworden sind, deshalb werden sie aber nicht von mir verworfen oder für leer gehalten. Ich weiß, wie leicht in der Praxis, zumal im Großen, auch den besten Meister eine Nachlässigkeit berücken kann, von böswilligen Menschen, die mit Tücke umgehen, gar nicht zu reden. . . Die Möglichkeit der Sache halte ich schon geradezu für erwiesen, wenngleich der erste Versuch den Nagel nicht auf den Kopf traf." Er bittet Papin zu grüßen, der in seiner Hochschätzung durchaus nichts verloren habe. Nachdem Lucä alsdann am 8. October seinem früheren Berichte zugefügt hat, daß es allgemein heiße, jene Wasserpartie habe dem Landgrafen 2000 Reichsthaler gekostet, spricht in seiner Antwort vom 26. October Leibniz nochmals und noch viel entschiedener seine Ansicht aus. „Ich möchte nicht," sagt er, „daß Sie mich im Verdacht hätten, als habe ich das Unternehmen unseres Papin verspotten wollen, indem ich sein Unglück entschuldigte; solche Sitte liegt mir durchaus fern. Bekannt ist mir des Mannes Gelehrsamkeit, bekannt sein Talent. Wenn daher bei einer so schwierigen Sache etwas Menschliches passirte, ist es ihm zu verzeihen, wie ich überhaupt der Ansicht bin, großartige Dinge solle man durch Lob unterstützen. Und angenommen, wie man sagt, Ihr durchlauchtigster Fürst hätte auf die Versuche 2000 Reichsthaler verwendet, wie viel theurer kommt den Herren beim Spiele nicht manchmal ein einziges Kartenblatt zu stehen. Durch solche Versuche, zumal wenn geschickte Männer sie anstellen, werden die Schwierigkeiten mehr und mehr beseitigt und der Weg wird gebahnt. . . Ich meinestheils halte denjenigen, der bei einem so schwierigen Unternehmen sogleich beim ersten Male den Nagel auf den Kopf trifft, als mit einer gleichsam gottähnlichen Kraft ausgerüstet. Das ist außer Zweifel und als schon erwiesen anzusehen: das Vorhaben an sich ist möglich, doch müssen einige praktische Schwierigkeiten besiegt werden; das aber kann nur durch Wiederholung der Versuche geschehen. Am besten wäre es gewesen, dieselben überhaupt nicht in Kassel, sondern an einem abgelegenen Orte vorzunehmen, damit den Leuten nicht so viel Gelegenheit zum Schwatzen gegeben werde." Das war die Ansicht des großen Philosophen über den am Orte seiner Wirksamkeit so ganz anders beurtheilten Mann. Ob Leibniz wohl damit den Nagel auf den Kopf getroffen hatte? Auf Lucä wenigstens hatte die Wucht dieser Worte gewirkt. Er antwortet am 21. December: „Fürwahr verdient Herrn Papin's Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit alle Verehrung, und ich würde mich wahrlich einer Sünde gegen die Wissenschaft schuldig zu machen fürchten, wenn ich jene nicht hochschätzte. Aber Sie kennen

* Es war der 8. August.

ja die oberflächlichen und schiefen Urtheile hämischer Menschen, namentlich bei Dingen, deren Erfolg unglücklich ist. Ich für meine Person spotte seines Unglückes wahrhaftig nicht. Vielmehr schmerzt mich die Schamröthe des Mannes, die er gleich einem giftigen Schweiße von der Stirn wischen mußte."

Dieser höchst interessante Briefwechsel führt uns die Stellung Papin's in Kassel und die Urtheile, welche man dort über ihn fällte, klar vor Augen. Den Fehler, welchen er begangen, vielleicht ohne seinen Willen begangen, deckt Leibniz gleichfalls auf. Papin durfte diese ersten Versuche nicht öffentlich machen, um dem unnöthigen, verständnißlosen Geschwätz vorzubeugen, das, da die Gunst des Landgrafen alle Blicke auf ihn gezogen hatte, nicht ausbleiben konnte. So brachte ihm dies Mißlingen den Ruf eines eitlen Schwätzers und Schwindlers ein, gegen welchen er trotz seiner vielen später gelungenen Versuche vergeblich ankämpfte. Aber man wird schwerlich fehl gehen mit der Annahme, daß, wenn auch dieser erste Versuch gelungen wäre, er doch bald in einen ähnlichen Ruf gekommen sein würde. Mit seinen Ideen und seinem Muthe hätte er stets zu den Wenigen gehört, die man „von je gekreuzigt und verbrannt" hat. Er sollte keine Ausnahme machen. Leibniz war schon damals wohl der Einzige, der ihn verstand, der ihn rücksichtslos und warm vertheidigte.

Doch thun wir auch dem Landgrafen nicht Unrecht! Lucä irrt gänzlich, wenn er sagt, daß die Huld desselben nicht weiter wie die gerüchtweise verlautenden 2000 Reichsthaler gereicht hätte. Auch sein Fürst verstand den genialen Erfinder und wurde nicht müde, ihn zu unterstützen. Aber er hatte damals viel mit den auswärtigen Händeln zu thun. Wie der große Kurfürst immer wachsam gegen die Uebergriffe der Franzosen, immer bereit war, dieselben zurückzuweisen, ist es bewunderungswürdig, mit welcher Aufmerksamkeit er den Arbeiten des Verbannten folgte, welche Mittel er dafür hergab. Ueber diese Versuche und über sein Verhältniß zum Landgrafen hat sich außerdem Papin selbst in seinen Schriften ausgesprochen. Da findet man nichts, was auf Eitelkeit oder Anmaßung schließen ließe, immer sind dieselben rein sachlich gehalten und beweisen im Gegentheil, wie er bereit war, fremdes Verdienst zu würdigen. Der von ihm verfaßte Bericht über sein Taucherschiff ist deshalb neben dem Lucä'schen von größtem Interesse, weil er uns zeigt, daß Papin wenigstens am Anfang des letzten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts und auch noch später nicht daran dachte, feindselige Bestrebungen gegen sich anzunehmen. Er spricht erst von solchen in den letzten Briefen an Leibniz.

Papin's Bericht über die Vorfälle mit dem Taucherschiff lautet denn auch ganz anders wie derjenige Lucä's. Nachdem mit dem ersten Apparat Vorversuche, die sehr befriedigende Resultate ergeben hatten, angestellt waren, bereitete Papin Alles vor, um mit demselben in der Fulda einen Tauchversuch anzustellen. „Aber als die Maschine ins Wasser gelassen werden sollte," erzählt er, „benutzte der Zimmermann, der die Stärke seiner Instrumente kennen mußte, einen Krahn, welcher für eine so große Last zu schwach war, so daß der eiserne Haken, welcher die Maschine trug, brach; dieselbe fiel herab und beschädigte sich so, daß man für besser hielt, eine neue zu verfertigen, als diese auszubessern." Demnach trug weniger die mangelnde Vorsicht Papin's Schuld an dem Mißgeschick als die mangelnde Solidität des Zimmermanns, der offenbar selbst seinen Instrumenten nicht traute, während Papin fern von Mißtrauen war. Ob ihm hieraus ein Vorwurf erwächst, läßt sich nicht mehr entscheiden. Da er von vornherein kein Praktiker war, so glaube ich die Frage verneinen zu müssen.

Wie unangenehm Papin nun auch der Vorfall war, er wischte den giftigen Schweiß seiner Schamröthe, wie der liebenswürdige Ausdruck Lucä's lautet, von der Stirn und — stellte auf des Landgrafen Kosten den Apparat in vieler Hinsicht verbessert von Neuem her. Den Verlauf der mit diesem wirklich angestellten Versuche schildert er folgendermaßen: „Nachdem die Maschine nahezu die nöthige Belastung erhalten hatte, stieg ich in Gegenwart Seiner Durchlaucht des Landgrafen mit einem anderen Manne hinein, und wir ließen das Schiff etwa zwei Fuß unter die Oberfläche des Wassers herabgehen; darauf stiegen wir wie-

der empor und wiederholten dies verschiedene Male. Aber wie es gewöhnlich geht, daß bei den ersten Versuchen immer etwas fehlt, so fand sich, daß nicht Alles vollkommen war. Und besonders konnte die Oeffnung DD noch nicht genau genug geschlossen werden, so daß wir jedesmal weder lange unter dem Wasser bleiben



Denis Papin.

konnten, noch andere Dinge vornehmen, wie ich es gewünscht hätte. Ich bat deshalb allerunterthänigst Seine Durchlaucht um die Erlaubniß, die Fehler ausbessern zu lassen und die Sache zur vollen Vollendung zu bringen. Aber da damals die Zeit herangerückt war, ins Feld zu ziehen, und Seine Durchlaucht die Arbeiter zu anderen eiligeren Dingen nöthig hatte, so hatte dieser große Fürst die Güte, mir zu sagen, daß er befriedigt sei und daß er keinen Anlaß sähe, zu bezweifeln, daß der übrige Theil des Versuches nach Wunsch gelingen würde, und daß sonach das Bedürfniß, sich noch weitere Mühe damit zu geben, nicht vorhanden sei."

Man wird zugestehen, der eitle Schwätzer und Schwindler unterschied sich von anderen seines Gleichen durch den hohen, nicht genug zu bewundernden Muth, mit welchem er sein Leben für seine Ideen einsetzte. Es ist sehr zu bedauern, daß der Briefwechsel zwischen Lucä und Leibniz (der Erstere starb erst 1708 in Rotenburg an der Fulda, wohin er 1696 versetzt war) schon 1692 sein Ende erreichte. So fehlen uns die Berichte der Zeitgenossen über diesen geglückten Versuch. Was mögen dieselben dazu gesagt haben! Diese Versuche erreichten damit ihr Ende, aber dafür

begannen nun die weit wichtigeren zur Construction der Dampfmaschine, die wir näher zu betrachten haben.

Die Erfindung der Dampfmaschine fällt in das Jahr 1690. Sie ist zuerst mitgetheilt in den Leipziger Abhandlungen vom September des genannten Jahres in einem Aufsatz, welcher den Titel führt: „Neue Methode, mit geringen Kosten die stärksten Bewegungskräfte zu erhalten.“ Sie trat anfangs nur als eine Verbesserung der Pulvermaschine auf und ihre Einrichtung ist die folgende: In einen eisernen Cylinder, in welchem sich ein genau eingepaßter Kolben luftdicht hin- und herbewegen kann, wird durch eine den Kolben durchbohrende Oeffnung etwas Wasser gegossen, darauf der Kolben soweit herabgedrückt, daß sich unter ihm nur Wasser befindet, und sodann die Oeffnung mit einem eisernen Bolzen geschlossen. Wird nun der Boden des Cylinders erhitzt, so treibt der gebildete Dampf den Kolben in die Höhe, dessen Hub begrenzt wird durch einen Hebel, welcher, durch eine Feder an die Kolbenstange angedrückt, in eine in dieser befindliche Nuth mit Geräusch einschnappt. Darauf hin wird das Feuer unter dem Cylinder weg oder, wie Papin es später für besser hielt, der Cylinder vom Feuer weggenommen und dann der Hebel mit der Hand aus der Nuth der Kolbenstange ausgehoben. Der Dampf schlägt sich bei der nun erfolgenden Abkühlung nieder und der Luftdruck drückt den Kolben herab. Die Kolbenstange ist nun mit einer Zahnstange verbunden, und der Cylinder wird so aufgestellt, daß die Zähne derselben in die Zähne eines Getriebes eingreifen und dadurch eine Welle in Rotation versetzen, von der aus die Kraft übertragen werden kann.

Obwohl dieser erste Entwurf noch sehr ungeschickt ist, so war sich Papin der Tragweite seiner Idee wohl bewußt und auch in dieser Hinsicht mit Leibniz und dem Landgrafen seiner Zeit weit voraus. So oft sie auch gedruckt ist, es ziemt uns doch nicht, die Stelle aus dem Aufsatz in den Leipziger Abhandlungen zu unterdrücken, welche dies unwiderleglich beweist: „Es würde zu lang sein,“ lautet sie, „hier aufzuzählen, auf welche Weise diese Erfindung sich anwenden ließe, um das Wasser aus den Bergwerken zu schaffen, Bomben zu werfen, gegen den Wind zu segeln und zu mehrerem Anderen der Art; aber es ist nöthig, daß jeder den Bedürfnissen gemäß, welche er hat, sich die für seine Absichten geeignetste Construction entwirft.“ Und daß dies keine leere Phrase war, beweisen vor Allem des Erfinders weitere Arbeiten, beweist zudem eine Stelle aus einem Briefe, den er 1705 an Leibniz schrieb, also zu einer Zeit, wo er viel weiter fortgeschritten, aber auch sein Wunsch, in geeignetere Verhältnisse zu kommen, nur gewachsen war. „Ich bin überzeugt,“ schreibt er, „daß man mittelst dieser Kraft (der Dampfkraft) Schiffe herstellen könnte, welche immer genau ihren Curs einhielten, trotz Stürmen und widrigen Winden. Ich glaube ebenso sicher, daß man mit der Zeit dahin gelangen wird, dieselbe Kraft für Fahrzeuge zu Lande anzuwenden; aber man könnte nicht Alles auf einmal machen, und ich wünschte nur Gelegenheit zu haben, jetzt das eine auszuführen, welches unwiderleglich die Nützlichkeit dieser Erfindung darthun würde.“

Den ersten und größten Schritt der Erfindung der Dampfmaschine unterschätzte also Papin keinen Augenblick, aber er sagte sich auch sofort, daß damit noch nichts geschehen sei, wenn nicht der zweite folgte, der die Maschine praktisch verwendbar mache. Trotz seiner mannigfachen anderen Arbeiten hat er seitdem dieses zweite Ziel stets unverrückt im Auge behalten. 1690 sieht er die größte Schwierigkeit, welche, noch nicht überwunden, die Erreichung dieses Zieles hindert, in der noch nicht gelungenen Herstellung leichter, weiter eiserner Cylinder von gleichmäßiger Beschaffenheit des Gusses. 1695 hat er das Mittel, solche herzustellen, gefunden, aber bis 1698 fehlt es ihm an einer Gelegenheit, seine Maschine im Großen auszuführen. Denn „obgleich der Landgraf sehr befriedigt schien über alles das, was ich über diesen Gegenstand gearbeitet habe,“ schreibt er am 14. April 1698 an Leibniz, „so weiß ich nicht, aus welchem Grunde Seine Durchlaucht mir nicht die Ehre erwiesen hat, mich bei dem Plane zu verwenden, welcher bezweckte, das Wasser der Fulda auf einen der Thürme seines Schlosses zu heben.“ Dieser Grund war offenbar nicht tiefer liegend, denn noch in demsel-

ben Jahre übertrug der Landgraf Papin die Herstellung einer solchen Maschine, und im November bereits war dieselbe ziemlich weit gediehen. Sie sollte leider nicht vollendet werden, das Eis zerstörte sie, die Fundamentplatte versank und wurde vom Fluß hinweggeführt. Ob Papin Schuld an diesem Unglück hatte, etwa dadurch, daß er nicht die geeigneten Vorsichtsmaßregeln nahm? Wir wissen es nicht. Jedenfalls war ein Eisgang in dieser Jahreszeit etwas sehr Ungewöhnliches, und sodann sah es der Landgraf offenbar nicht so an, da er dem Unternehmen sein Interesse und seine Unterstützung durchaus nicht entzog. Auch Papin's Eifer war durch dies Mißgeschick nicht gelähmt und hätte nicht des Spornes bedurft, den die Nachricht von Savery's Erfindung nothwendig noch ansetzen mußte. 1699 schrieb nämlich der Doctor Slare an Papin, daß in England eine Commission des Parlamentes eine Maschine geprüft habe, welche bezwecke, das Wasser durch die Kraft des Feuers zu heben. Ueber die Einrichtung dieser Maschine erfuhr Papin damals noch nichts, seine Arbeiten nahmen ihren Fortgang, aber Anderes kam dazwischen, und nun schien doch die Gefahr vorhanden zu sein, daß sie liegen bleiben könnten.

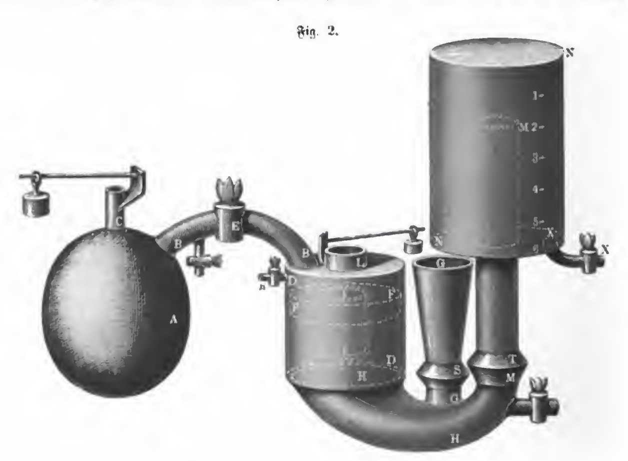
Da schickte 1705 Leibniz eine Zeichnung der Maschine Savery's, jedoch ohne jegliche Beschreibung, wie er sie von London erhalten hatte, und sprach den Wunsch aus, Papin's Ansicht darüber zu hören. Dieser beeilte sich, dieselbe seinem fürstlichen Mitarbeiter vorzulegen, und Beide erkannten in ihr einen Entwurf, welchen man in Kassel bereits experimentell geprüft, aber als fehlerhaft verworfen hatte. Nun wurden die Arbeiten wieder mit größerem Eifer aufgenommen, und Papin gelangte so zu dem Entwurfe, den er in seiner letzten Schrift vom Jahre 1707 genau beschrieben hat. In der Einleitung derselben hebt er namentlich den Antheil des Landgrafen an der Erfindung hervor, und spätere Schriftsteller haben nach dem Wortlaute einiger Stellen dieser Einleitung, wie es scheint, mit vollem Recht, dem Landgrafen die Erfindung der Dampfmaschine zugesprochen. Daran ist jedoch angesichts des Entwurfes von 1690 nicht zu denken, und auch bei der Maschine von 1707 kann doch der von der Politik fortwährend sehr in Anspruch genommene Fürst höchstens die eine oder andere Idee angegeben haben, die Ausführung, und diese war bei dieser zweiten Dampfmaschine das Wesentliche, gehört Papin. So haben wir denn auch nachher von einer Savery'schen Maschine zu erzählen, die der Landgraf fünfzehn Jahre nach Papin's Weggang in Kassel aufstellen ließ. Aber das echt fürstliche Verdienst gebührt ihm in vollstem Maße, daß er durch seine nie ermüdende, anfeuernde Theilnahme, durch seinen freien Blick und seine großartige Anschauung, die ihn keinen Augenblick in das allgemeine Mißtrauen gegen Papin einstimmen ließ, dessen Arbeiten überhaupt ermöglicht hat, und in diesem Sinne möchte die Nachwelt die Dampfmaschine dem Landgrafen Karl von Hessen allerdings verdanken.

Die Maschine von 1707 stellt Fig. 2 dar, welche eine im selben Maßstab hergestellte Copie der von Papin gegebenen ist. AA ist eine mit einer früheren Erfindung Papin's, dem Sicherheitsventil CC, versehene eiserne Retorte, welche, über einem Ofen eingemauert, den Dampfkessel der Maschine darstellt. Wird der Hahn E geöffnet, so tritt der in AA entwickelte Dampf durch das Rohr BB in den Dampfcylinder D. In diesem befindet sich der hutförmige Schwimmer oder Kolben FFII, welcher aus Blechwänden zusammengesetzt ist und Luft enthält. Er schwimmt auf dem D zum größten Theile anfüllenden Wasser und treibt dieses, wenn ihn der Dampf herabstößt, in das Rohr HH. Um zu vermeiden, daß der auf FF treffende Dampf condensirt wird, ist in die ebenfalls durch ein Sicherheitsventil geschlossene Oeffnung L ein Stück glühendes Eisen in II gelegt, auf welches der Dampf treffend noch expandirt. Dadurch ertheilt er dem Wasser einen Stoß, infolge dessen dieses nach Oeffnung des Ventils T durch das Rohr MM plötzlich in den luftdicht geschlossenen Cylinder NN tritt und die in ihm enthaltene Luft kräftig zusammenpreßt. Diese dehnt sich dann langsamer wieder aus, schließt das Ventil T und treibt das Wasser in das ebenfalls mit einem Hahn versehene Steigrohr XX. Ist nun FF am Ende seines Hubes angekommen, so

wird der Hahn E geschlossen und derjenige n geöffnet. Zugleich öffnet sich das Ventil S, welches sich im Grunde des stets mit Wasser gefüllten trichterförmigen Rohres G G befindet. Da dasselbe mit dem Dampfcylinder ein communicirendes Rohr bildet, so hebt das in letzteren nunmehr einströmende Wasser den Kolben wieder empor und das Spiel der Maschine beginnt von Neuem.

Leibniz, den Papin immer in Kenntniß auch in Bezug auf diese Arbeiten hielt, interessirte sich auf das wärmste für dieselben. Schon 1705 hatte er mit Papin correspondirt über eine für den Kurfürsten von Hannover zu erbauende Dampfmaschine, für die Papin 300 Reichsthaler forderte; aber der Wunsch Papin's, eine solche auszuführen, verwirklichte sich nicht. Sofort nach dem Erscheinen seiner Schrift schickte Papin ein Exemplar derselben nach Hannover, für welche Zusendung Leibniz ebenfalls sogleich dankte. In seinem Dankschreiben schlug er Papin mehrere Verbesserungen vor. Der Retorte konnte seiner Meinung nach immer wieder das nöthige Wasser zugeführt werden mittelst eines Hahnes, welcher eine Art Nische enthält, so daß jedesmal, wenn derselbe gedreht würde, das in diese Nische gebrachte Wasser in die Retorte einträte. Leibniz empfiehlt ferner, die Wärme, welche in dem durch den Hahn n entweichenden Dampf verloren geht, besser auszunutzen, indem man den Cylinder N N, soweit derselbe nach Eintritt des Wassers Luft enthält, mit einer Kappe von Blech umgäbe und den Dampf in diese Kappe ausströmen ließe. Die Expansion der Luft in M M würde dann eine bedeutend stärkere, ihre Wirkung eine viel kräftigere werden, oder man könnte mit ihrer Hülfe mit einem kleinen Gefäß dasselbe leisten, wie ohne sie mit einem viel größeren. Sie würde sich wieder abkühlen, während bei geschlossenem Hahne n der Dampf das Wasser nach N N treiben würde. Diese Idee der abwechselnden Erwärmung und Abkühlung eines abgeschlossenen Luftquantums, um die bei dem ersteren Vorgang eintretende Ausdehnung als Triebkraft zu benutzen, ist das Princip der sogenannten calorischen Maschine, die, da Leibnizens Brief bis auf die neueste Zeit unbekannt geblieben ist, im Jahre 1816 noch einmal erfunden wurde.

Fig. 2.



Papin's Maschine, um Wasser mit Hülfe von Feuer zu heben.

Auch diese zweite Maschine ist im Großen nicht ausgeführt; wohl aber hat Papin ihre Wirkungsfähigkeit ebenso wie die der Maschine von 1690 an kleinen Modellen geprüft. Der Cylinder des Modells der letzteren hatte $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser und „war somit im Stande, 60 Pfund Wasser zu jeder Höhe zu heben, wenn der Kolben niederging; der Körper des Cylinders wog noch nicht 5 Unzen". Das Steigrohr des Modells der Maschine von 1707 hatte einen Durchmesser von etwas mehr wie 5 Zoll. Es führte von dem unteren Geschoß des vom Landgrafen Karl erbauten Kunsthauses bis in das Thürmchen, welches auf dem Dache desselben als Observatorium diente, d. i. bis zu einer Höhe von etwa 70 Fuß über der Maschine, so daß es etwa 600 Pfund Wasser enthielt.* Im Kunsthaus blieb das Modell bis vor jetzt gerade hundert Jahren, wo es in das zur Aufnahme der Kunst ꝛc. -Sammlungen aufgeführte Museumsgebäude kam. Das Kunsthaus ist seitdem im Inneren gänzlich umgebaut und namentlich der Altan mit dem Observatorium durch einen Saal ersetzt. Bis 1805 noch weisen die Inventarien das Modell als daselbst vorhanden nach; es scheint mit dem ganzen reichen Inhalt des Modellsaales zur Zeit des Königreichs Westfalen, wo in der Verwaltung des Museums mehrfach Wechsel eintraten, versteigert worden oder abhanden gekommen zu sein. Die Angabe Henschel's, der erzählt, dasselbe habe sich bis zur französischen Invasion im Jahre 1806 im Zeughause befunden, ist sonach nicht zutreffend.

Indem wir besonders betont haben, daß keine der beiden Maschinen im Großen ausgeführt wurde, haben wir uns in Widerspruch gesetzt mit der verbreiteten Ansicht, nach der der nunmehr Sechzigjährige im September 1707 seine Abreise von Kassel auf einem durch Dampfkraft getriebenen Schiff, das also doch eine große Maschine hätte haben müssen, bewerkstelligt haben soll. Unsere Ansicht werden wir weiter begründen, indem wir uns nun der Betrachtung dieser traurigen Katastrophe zuwenden.

Den Arbeiten zur Construction der Dampfmaschine waren andere parallel gegangen, welche ebenfalls die Benutzung der Expansionskraft des Wasserdampfes zum Zwecke hatten. Dieselbe sollte zur Fortbewegung von Schiffen und zum Schleudern von Bomben verwendet werden, und Papin hatte schon eine Anzahl hierauf bezüglicher Experimente theils auf der Fulda, theils in seinem Laboratorium angestellt. War es ihm nun wirklich gelungen, wie er es beabsichtigte, ein Dampfschiff herzustellen?

Schon bei der Construction des Taucherschiffes hatte Papin das Bedürfniß empfunden, die gewöhnlichen Schiffsruder durch Ruderräder zu ersetzen, wie er sie früher in England an einer Barke gesehen hatte. Seine Abhandlung, in der er dasselbe beschreibt, schließt mit den Worten: „Dies ließ mich auf eine neue Art von Rudern denken, welche außerordentliche Wirkungen gäben und selbst größere wie die, von der ich oben in dem Brief an Seine Excellenz den Grafen von Sintzendorf geredet habe. Diese neue Art würde den Vortheil haben, auch bei den Taucherschiffen angewendet werden zu können. Aber weil ich noch keine Versuche damit gemacht habe, so werde ich für jetzt weiter nichts darüber sagen." Aus dieser Stelle schließt der Herausgeber von Lucä's biographischen Notizen und Briefen, „daß Papin statt der Ruder und Segel eine andere Kraft anwenden zu können denke, welche noch besser sogar als die im Briefe an den Grafen von Sintzendorf entwickelte (Dampfkraft) wirken möchte, von welcher er jedoch vorerst schweige, weil er noch keine Versuche mit ihr angestellt habe", offenbar, weil er bei Papin das Wort Ruder übersieht. Die ganz klare Stelle enthält aber doch weiter nichts als den Wunsch, die Ruderräder genau auf ihre Wirkungsfähigkeit zu prüfen, was nach Arago bis dahin noch nicht geschehen war. Um diese noch fehlenden Versuche zu machen, baute sich demnach Papin ein Schiff, an dem er Ruderräder anbrachte. Am 15. September 1707 berichtet er

* Das Kunsthaus, jetziges Obersteuercollegium, wäre demnach der einzige Platz, wo sich, wie neuerdings vorgeschlagen, eine Gedenktafel an Papin anbringen ließe. Das Haus, wo er in Marburg wohnte, besteht nämlich nicht mehr, und es ist unbekannt, wo er in Kassel gewohnt, wo er sein Laboratorium gehabt hat.

über das Resultat seiner Versuche an Leibniz: „Die Kraft der Strömung war gering im Vergleich zu derjenigen meiner Ruder, so daß man kaum bemerken konnte, daß die Bewegung stromabwärts rascher wie die stromaufwärts war."

Weniger günstig fielen die Versuche aus, welche bezweckten, die Expansionskraft des Wasserdampfes zum Schleudern von Geschossen zu verwenden. Leibniz stimmte der Idee nur bedingt bei, der Landgraf lehnte ab, solche Geschosse bei seiner Armee einzuführen. Doch interessirten ihn auch diese Versuche sehr. Gerade aber, als er eines Tages, um dieselben zu besichtigen, Papin in seinem Laboratorium besuchen wollte, sich aber verspätete, explodirte der Apparat und richtete dabei großes Unglück an. Noch viele Jahre nachher wurde dieses Unglück Papin als selbst verschuldet angerechnet. So wurde noch im November 1709 Uffenbach bei seiner Anwesenheit in Kassel das Folgende darüber erzählt: „Das andere und größte ist, daß, da er mit Wasser wie mit Pulver zu schießen unternommen, er leichtlich großes Unglück angerichtet hätte: Dann, indem die dazu bereiteten Maschinen gesprungen, haben sie nicht allein das Laboratorium guten Theils über einen Haufen geworffen, verschiedene Menschen tödtlich verwundet und einem unter andern den Kinnbacken hinweggeschmissen, sondern es hätte auch Ihro Durchlaucht selbsten treffen und als einen sehr curieusen Herren, der alles gar genau in Augenschein nehmen will, das Leben kosten können, wenn nicht Ihro Durchlaucht, von Geschäften abgehalten, etwas später gekommen wären, weßwegen er dann auch seinen Abschied bekommen." Der letzte Zusatz ist, wie wir sehen werden, falsch. Die Explosion sieht Haag als durch die Verspätung des Landgrafen verursacht an, während de la Saussaye die Vermuthung durchblicken läßt, sie sei durch die Feinde des unglücklichen Experimentators in Scene gesetzt. Wie unwahrscheinlich diese letztere Ansicht ist, haben wir bereits oben dargethan, und ob die erstere begründet, darüber ist nichts mehr zu eruiren. Jedenfalls wird auch von diesen Versuchen gelten, was Leibniz gelegentlich derjenigen mit dem Taucherschiff an Lucä geschrieben hatte.

Wenn ihm nun dies Unglück auch nicht in der Gesinnung des Landgrafen schadete, so vermehrte es doch das Unbehagliche seiner Lage und ließ den Wunsch, nach England überzusiedeln, immer unwiderstehlicher in ihm werden. Hatte er sich doch auch nur allzu sehr über Hemmungen und Rücksichtslosigkeiten, die er als das Werk seiner Feinde ansehen zu müssen glaubte, zu beklagen. So schreibt er am 27. April 1707 an Leibniz: „Zu meinem größten Verdrusse sehe ich mich außer Stande, Ihnen die Antwort zu geben, welche Sie auf das Schreiben, mit dem Sie mich am 4. Februar beehrten,* wünschen; aber weit davon entfernt, Vorbereitungen getroffen zu haben für die Versuche, welche nöthig wären, um Alles zu bestimmen, was man von unserer Maschine sowohl in Bezug auf ihre Leistungsfähigkeit als auch in Bezug auf die Unbequemlichkeiten, welche ihr noch anhaften, erwarten kann, muß ich sehen, daß man sie nun aus einander genommen hat, um einen Versuch mit dem weiten Rohr, welches bis oben in das Gebäude reicht, anzustellen. Indem ich ferner sehe, mit welcher Gleichgültigkeit man diese Erfindung betrachtet und wie wenig Werth man darauf legt, muß ich glauben, daß meine Feinde hier noch die Oberhand haben, ebenso wie bei Gelegenheit der Maschine, mit der Granaten geworfen werden sollten. Wenn es Zeit ist, in allem Ernste zu arbeiten, dann verläßt man sie ganz: Alles, was ich sagen kann, ist, daß man die Welt nehmen muß, wie sie ist." Fast möchte es scheinen, als ob der Unmuth des durch diese Widerwärtigkeiten, diese Mißachtung aufs höchste Gereizten sich auch gegen den Landgrafen selbst richtete. War das wirklich der Fall, so war diese Gesinnung von kurzer Dauer. Denn schon am 7. August schreibt er wieder an Leibniz: „Sie wissen, daß ich mich bereits seit langer Zeit beklage, daß ich hier viele und zu mächtige Feinde habe, doch faßte ich mich in Geduld; aber seit Kurzem habe ich ihren Groll in solcher Weise erfahren, daß es allzu verwegen wäre, wenn ich unter so viel Gefahren hier noch länger zu bleiben wagen

* Dasjenige, in dem Leibniz für die Uebersendung der letzten Schrift Papin's dankt.

wollte. Ich bin gleichwohl überzeugt, daß ich Recht erhalten würde, wenn ich einen Proceß hätte beginnen wollen; aber ich habe bereits nur zu viel Zeit Seiner Durchlaucht für meine unbedeutenden Angelegenheiten in Anspruch genommen, und es wird besser sein, zu weichen und den Platz zu räumen, als allzu oft genöthigt zu sein, einem so großen Fürsten zur Last zu fallen. Ich habe ihm deshalb mein Gesuch eingereicht, um ihn unterthänigst zu bitten, mich mit seiner Erlaubniß nach England zurückziehen zu dürfen, und Seine Durchlaucht hat in solcher Art zugestimmt, daß ich glauben darf, dieselbe hat noch, wie sie es immer hatte, mehr Wohlwollen für mich, als ich verdiene."

So war der verhängnißvolle Beschluß gefaßt, so glaubte Papin seinen Feinden weichen zu müssen. Hatten sich nun dieselben so sehr vermehrt, war wirklich eine Verschwörung gegen ihn im Gange, und müssen wir nicht annehmen, daß ihm der Landgraf seine Gunst entzogen hatte, da er ihn nicht hielt? Man wird sich die Sache kaum anders vorstellen können, als daß die für ihn unangenehmen Verhältnisse, unter denen er lebte, sich eben zugespitzt hatten, daß man sehr gern sah, daß er ging; aber zu der Annahme der mysteriösen Verschwörung sehe ich auch jetzt noch keinen Grund. In Marburg war er unbeliebter geworden, weil ihm die Universität seinen Gehalt weiter bezahlen mußte, ohne daß er dort las und lebte; in Kassel beneidete man ihn mehr und mehr um die Gunst des Landgrafen und sah auf den eitlen Schwätzer, dessen Versuche zuletzt ja doch immer zu mißlingen schienen, mit Geringschätzung herab. Zudem hatte er allerdings auch den Halt an seinen Mitverbannten verloren. Schon kurz nach seiner Verheirathung mit einer Wittwe, Madame de Maliverné, einer entfernten Verwandten von ihm, am 1. Januar 1691, hatte er Streitigkeiten mit dem Presbyterium der französischen Gemeinde gehabt. Dieselben waren indessen wieder beigelegt. Im Jahre 1694 brachen aber neue Mißhelligkeiten aus, welche die Ausstoßung Papin's und seiner Familie aus der Gemeinde zur Folge hatten. Es ist ziemlich sicher, daß diese Streitigkeiten ihren Grund in persönlichen Zänkereien hatten, bei denen Papin nicht ohne Schuld war und die zu schlichten der Landgraf sich selbst ins Mittel legen mußte. Diese Dinge trugen natürlich nicht dazu bei, Papin's Lage behaglicher zu machen.

Aber vielleicht hat es doch an ihm gelegen, daß er nicht mehr Freunde hatte, vielleicht war doch sein arrogantes, hochmüthiges Wesen der Grund seiner geringen Beliebtheit? Wenn wir auch die ihm von Lucä gemachten Vorwürfe entkräften konnten, so hören wir aus dem Munde Uffenbach's ganz dieselben, und muß man nicht annehmen, daß diesen doch etwas Wahres zu Grunde liegt? Dagegen spricht jedoch zunächst der Ton, der in Papin's Schriften herrscht. Dort findet man von Arroganz oder Herabsetzung fremden Verdienstes auch nicht die geringste Spur. Möglich, daß Papin, wenn er es darauf anlegte, mehr Freunde hätte erwerben können, möglich, ja wahrscheinlich, daß das ganze Wesen dessen, der gewohnt war, stets mit bewunderungswürdiger Thatkraft alle Hindernisse, die zwischen ihm und seinen Zielen lagen, wegzuräumen, Härten hatte. Aber diese können ihm nicht zum Vorwurf gereichen, ohne solche hätte er nie und nimmer leisten können, was er leistete. Nicht der weiche, vermittelnde Melanchthon, sondern der rücksichtslos vorschreitende Luther war im Stande, die Reformation durchzuführen, und so können wir es dem Freunde Leibnizens nicht verargen, wenn er sich an das hämische Geschwätz seiner Kasseler Mitbürger eben nicht kehrte. Und daß sich der Landgraf hätte anders verhalten sollen, daran kann man doch ebenso wenig denken. Da sein Hofrath seine Entlassung so entschieden immer wieder verlangte, so konnte er nicht anders, als dieselbe endlich bewilligen. Er wußte ja mit am besten, welchen Schatz er an ihm hatte, er wußte ja aber auch, wohin derselbe wollte und aus welchen Gründen. Englische Mittel und englische Meere konnte er ihm nicht bieten. Scheint es da nicht eher ein weiteres Zeichen seines Einverständnisses mit den Endzwecken des Erfinders, daß er ihn in Gnaden entließ, und soviel in seiner Macht stand, that, um ihn England erreichen zu lassen? Und zum Zeichen des ungeschwächten Interesses an seinen Ar-

beiten entließ er ihn erst, nachdem er auch die letzten seiner in Kassel angestellten Versuche, die mit dem Ruderradschiff, gesehen hatte.

Dadurch verzögerte sich Papin's Abreise von Kassel, so wenig angenehm es demselben war, bis in die letzten Tage des Septembers 1707. Daß dieselbe große Schwierigkeiten, ja Gefahren haben würde, wußte er wohl. Es lag ihm Alles daran, sein Schiff mitzunehmen und in England seine Versuche mit demselben fortzusetzen, und dann womöglich dort ein größeres zu bauen, auf welchem eine Dampfmaschine angebracht werden konnte. Es war aber keine andere Möglichkeit, das Schiff fortzubringen als zu Wasser. Er wollte die Fulda und Weser herabfahren, in Bremen sein Schiff aus einander nehmen und auf ein größeres verladen lassen und es so nach England bringen. Die Hauptschwierigkeit dieses Unternehmens war nun, das Schiff an Münden vorbei aus der Fulda in die Weser zu bringen. Die Schiffergilde dieser Stadt nämlich hatte damals ein sehr ausgedehntes Stapelrecht. Was dort zu Schiffe ankam, mußte umgeladen werden, kein Schiff durfte die Stadt ohne besondere Erlaubniß passiren.

Das wußte Papin wohl, und er suchte zunächst diese Erlaubniß zu erhalten. Er wandte sich deshalb selbstverständlich an seinen Freund in Hannover, und dies gab den Grund zu der lebhaften Correspondenz, die die Ereignisse der letzten Wochen in Kassel ausführlich darlegt und den Schluß der Mittheilungen an Leibniz bildet. Leibniz richtete an den Geheimen Rath des Kurfürsten von Hannover die Bitte, Papin die gewünschte Erlaubniß zu geben, wurde aber abschläglich beschieden. Dieser knüpfte nunmehr an früher mit Mündener Schiffern über denselben Gegenstand geführte Unterhandlungen wieder an und suchte um einen vom Drost in Münden ausgestellten Passirschein nach. Diesen erhielt er, und auch jene führten zu dem Ziele, daß ihm ein Schiffer versprach, das Ruderschiff mit seinem eigenen an Münden vorbeizubringen. Gefährlich, ja verzweifelt war das Unternehmen; aber auf der anderen Seite lag ihm so unendlich viel daran, von Kassel wegzukommen, daß er das Wagniß unternahm. Am 24. September schiffte er sich in Kassel mit seiner Familie und seiner Habe ein und fuhr, auch noch mit einem Passe des Landgrafen versehen, bis Münden. Aber weder diesen noch den Erlaubnißschein des Drosten achteten der Rath und die Schiffer Mündens. Sie zogen das Schiff aufs Trockene und zerschlugen es. Der Drost, der es nachher doch für nöthig erachtete, sich bei Leibniz über den Vorgang zu entschuldigen, erschien nicht zum Schutze des Bedrängten bei dem entstehenden Auflauf, um seinem Passirschein Achtung zu schaffen. Papin's Hoffnungen waren damit vernichtet, alle seine Pläne gescheitert, seine Lage schlimmer als jemals.

Auf die Ueberlieferung hin hat man, und ich selbst habe mich früher dieser Ansicht angeschlossen, die Brutalität der Mündener Schiffer durch die Annahme zu erklären versucht, daß der Landgraf, um Münden zu umgehen, einen Canal von Karlshafen nach Kassel bauen wollte, dem durch eine von Papin zu bauende Dampfmaschine Wasser hätte zugeführt werden sollen, daß Papin die Seele des ganzen Unternehmens gewesen sei und daß die Mündener Schiffer somit einen begreiflichen Racheact ausgeübt hätten. Dies ist aber nicht richtig. Der Landgraf hatte allerdings den Plan, aber erst zwanzig Jahre nach Papin's Abreise von Kassel, und der Canal ist auch bis über Hümme hinaus gebaut und wenigstens für kurze Zeit in Betrieb genommen worden. Dies Unternehmen erklärt daher das Vorgehen der Mündener nicht.

Dasselbe bedarf indessen auch nicht dieser Erklärung. Wie wir aus den über den Vorgang aufgenommenen Protokollen wissen, war jedes Fahrzeug, „sobald es auf dem Strohme kommen,“ der Stadt Münden und ihrer Schiffergilde verfallen. Diese konnten es verkaufen, dann aber mußten „Ihro Churfürstl. Durchl. quartam davon bekohmen“. Auf die Wahrung dieses Rechtes hielten nun die Betheiligten wohl mit allzu großer Strenge, wie sich denn der Schreiber des Protokolls darüber wundert und nicht einsieht, „was für ein Präjudiz die Schiffer hierauß (wenn sie das Schiff Papin's durchließen) zu befürchten, indem es ja kein recht Schiff, sondern nur eine Machine oder

etwas, das einem Schiffe nur ähnlich sehe". Doch wird dies begreiflich durch eine Bemerkung, die Papin in einem Briefe an Leibniz vom 15. September 1707 macht. Er habe, schreibt er, auf eine nach Münden gerichtete Anfrage die Antwort erhalten, es sei unmöglich, daß sein Schiff in die Weser gelassen werde, da „die Schiffer dies nicht mehr thun wollen, weil sie eine Geldbuße von 100 Thalern bezahlt haben". Vielleicht erklärt dies auch den an Leibniz ertheilten ablehnenden Bescheid des kurfürstlichen Rathes. Nun mag auch Papin sich der Wegnahme seines Schiffes, soweit er konnte, widersetzt haben, da, wie das Protokoll berichtet, er das Schiff „ungern gemisset, dessen Frau und Kinder auch ... sehr darüber lamentiret haben sollten" und dadurch möglichenfalls den Gewaltact hervorgerufen haben.

So schwer nun auch dieser Verlust Papin traf, so brach er doch nicht seine Energie. Der greise Forscher begab sich über Holland nach London und suchte von der dortigen königlichen Gesellschaft die nöthigen Mittel zur Fortsetzung seiner Versuche zu erhalten. Vergebens! Sein früherer Gönner Boyle war gestorben, Newton, der Gegner Leibnizens, der Präsident der Gesellschaft. Auf seinen Antrag lehnte dieselbe die Bitten Papin's, der Empfehlungen von Leibniz hatte, ab, eine Anzahl Arbeiten, welche er in dieser Zeit noch verfertigte, kam zwar zur Verlesung, förderte ihn aber nicht. Er war in der traurigsten pecuniären Lage. Ob seine Familie bei ihm war, oder wo sie geblieben, wissen wir nicht. Wahrscheinlich war er allein, ohne Stütze, aber nicht ohne Trost. „Gewiß, mein Herr," schreibt er an den Secretär der königlichen Gesellschaft, Dr. Sloane, am 23. Januar 1712, wahrscheinlich kurz vor seinem Tode, „ich bin in einer traurigen Lage, da ich, während ich selbst Recht thue, mir Feinde mache; indessen fürchte ich trotz alledem nichts, weil ich mich dem Schutze des allmächtigen Gottes anvertraut habe." Nicht lange, so hörte die königliche Gesellschaft nichts mehr von ihm. Der Erfinder der Maschine, welche England reich und mächtig gemacht hat, war als sein geduldeter Gast vergessen und arm gestorben. Niemand weiß wann, Niemand weiß wo! Sein Monument sind einzig seine Werke.

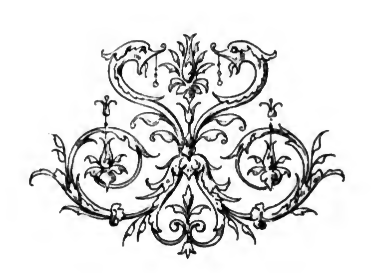
Die französischen Biographen Papin's glauben zwar, er sei nach Deutschland zurückgekehrt und dort gestorben. Sie gründen diese Ansicht auf zwei von ihnen in das Jahr 1714 gesetzte Briefe ohne Datum, welche Leibniz an einen unbekannten Adressaten in Kassel schrieb und worin er sich nach seinem verschollenen Freunde erkundigt. Doch ist es kaum denkbar, daß nicht Papin selbst seine Rückkehr angezeigt hätte. Auch sind jene Briefe, wie jetzt wohl feststehen dürfte, nicht 1714, sondern 1701 geschrieben. Endlich würde diese seine Rückkehr in Kassel selbst unzweifelhaft Aufsehen gemacht haben, und wir dürfen annehmen, daß dann darüber doch wohl irgend eine Nachricht erhalten worden sei. Da wir keine Briefe von ihm aus einem späteren Zeitpunkt wie 1712 haben, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er damals starb und dann doch wohl in England, wo er in so großer Noth lebte, daß er das Reisegeld schwerlich aufbringen konnte.

Auch dürfte folgender Umstand noch dafür sprechen. Der Landgraf hatte die Bestrebungen, deren Verwirklichung durch Papin sein langjähriger Wunsch gewesen war, nicht aufgegeben. Wäre derselbe nach Kassel zurückgekehrt, so hätte er wohl eine Maschine seiner Erfindung nun gebaut. Statt dessen ließ im Jahre 1722 Landgraf Karl von dem kaiserlichen Rathe und Baumeister Fischer eine Savery'sche Dampfmaschine bauen, welche an der Wallmauer in der Nähe des Kunsthauses zum Betriebe eines Springbrunnens aufgestellt wurde und noch 1765, wenn auch in nicht mehr brauchbarem Zustande, sich daselbst befand. Es ist dies die erste Dampfmaschine, welche in Deutschland in Betrieb gesetzt worden ist.

Je längere Zeit nun über diese Vorgänge hinging, desto mehr erlosch die Erinnerung in Kassel an jene Dinge, die zur Zeit so viel hatten von sich reden machen. Je mehr nun aber sich zeigte, zu welchen großen Erfolgen sie die Keime gelegt hatten, desto höher wuchs in den späteren Bewohnern Kassels der Stolz, daß diese Versuche in ihrer Vaterstadt gemacht waren. Damit wurden aber die Vorbedingungen einer die Thatsachen nicht treu be-

währenden Ueberlieferung gegeben, und wir haben ja gesehen, daß die uns erhaltene im Widerspruch steht mit den vorhandenen authentischen Berichten, so daß eine historische Auseinandersetzung von ihr keinen Gebrauch machen kann. Ebenso dürfte sich die Entstehung der noch immer so zäh festgehaltenen Mythe von Papin's Dampfschiff erklären, die ich bereits vor einigen Jahren in der Zeitschrift des Vereines deutscher Ingenieure auf ihren wahren Werth zurückgeführt habe. Bei der Bestimmtheit, mit der sie auftritt, ist es kaum zu glauben, daß sie zum ersten Mal im Jahre 1844 ausgesprochen worden ist, und zwar von Piderit in seiner Geschichte von Kassel. Noch unglaublicher aber ist, daß sie trotz der Art, wie sie Piderit giebt, so allgemein Anklang finden konnte. Derselbe sagt nämlich über die Dampfschiffahrt Papin's auf der Fulda: „Der Versuch muß wirklich gemacht, aber mißglückt sein, denn es wird erzählt, daß dieser Schwätzer bei der angestellten Fahrt selbst in Lebensgefahr gerathen sei, und wenn dies, wie wahrscheinlich ist, durch das Springen des Dampfkessels (!) geschah, so hat Kassel die Ehre, die erste Stadt der Welt zu sein, welche einen Versuch der Art gesehen, und die Fulda ist demnach der erste Fluß, der auf seinem Rücken ein, wiewohl verunglücktes, Dampfschiff getragen hat." Aus dem Obigen ergiebt sich, wie Piderit so ganz verschiedene Vorgänge zusammenwirft und seine Behauptung infolge davon ganz in der Luft schwebt. Papin dagegen redet in allen seinen Briefen nur von dem Dampfschiff, welches er bauen wolle.* Keiner der Mündener Berichte spricht von einem Theil des Schiffes, den man als Theil der Dampfmaschine betrachten könne, alle aber betonen dessen ganz geringe Größe und seine Gebrechlichkeit. Endlich nannten es Leibniz und Uffenbach ein Schiff mit Ruderrädern. Und allen diesen negativen Zeugnissen gegenüber hat das seltsame Zeugniß Piderit's genügt, um das Dampfschiff Papin's über alle Zweifel erhaben zu erklären. Wir verkennen durchaus nicht, daß hieran die große Verehrung, welche man jetzt für den damals so ganz Mißachteten hegt, schuld ist. Man würde gern so manche Unbill, die ihm widerfuhr, als er lebte, sühnen, aber, und damit schließen wir unsere Betrachtungen, den Manen Papin's können wir nicht gerecht werden auf Kosten der Wahrheit.

* Während des Druckes dieser Zeilen habe ich in einem noch nicht veröffentlichten Briefe von Papin an Leibniz eine Stelle gefunden, wo ersterer direct ausspricht, daß er nicht die Absicht habe, auf seinem Schiff eine Dampfmaschine anzubringen.



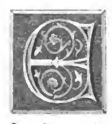


Vom Blutkreislauf

und den zu seiner Untersuchung bestimmten Methoden.

Von

Prof. Dr. Karl Hueter.



Ein Nadelstich in die Fingerspitze — und hervor quillt der kleine rothe Tropfen, den wir oft vergeblich mit dem Taschentuch abwischen, weil ein zweiter und dritter Tropfen und zuweilen noch eine ganze Reihe weiterer Tropfen folgt. Offenbar enthält die Fingerspitze eine große Menge von dem rothen Lebenssaft, und die quellenden Tropfen, welche der Stichwunde entfließen, deuten auf eine Kraft, die ihrerseits die Blutflüssigkeit in die Stichwunde drängt und zur Stichöffnung herauspreßt. Auch ist es klar, daß dieselbe Kraft oder eine ähnliche Kraft der Fingerspitze neue Blutmengen hinzuführen muß; denn der Umfang der Fingerspitze nimmt nicht ab, mögen auch noch so viele Blutstropfen hervorrinnen. So kann man aus jedem Nadelstich die Thatsache erkennen, daß das Blut bewegt wird; aber welche Kraft ist es, die das Blut bewegt? Welches ist die Richtung der Bewegung?

Es wird dem Leser kein Geheimniß sein, daß der Herzschlag, das Zusammenziehen des Herzmuskels, im Wesentlichen die Bewegung des Blutes erhält. Es gesellen sich freilich zu der bewegenden Kraft des Herzschlags noch andere Kräfte, welche die Bewegung des Blutes beeinflussen; indessen sollen diese anderen Kräfte, weil sie von geringerer mechanischer Bedeutung sind, im Folgenden nur gelegentliche Berücksichtigung finden. Jedenfalls beherrscht die Thätigkeit des Herzens die Bewegung des Blutes; denn mit dem Erlöschen des Herzschlags erlischt auch der Blutkreislauf. Damit nun der Schlag des Herzens, welchen wir an der linken vorderen Brustwand fühlen (besonders dann, wenn bei erregten Zuständen unser Herz „klopft"), auf das Blut in den weit entlegenen Regionen des Körpers bewegend einwirkt, ist es nothwendig, daß das Blut in Canäle eingeschlossen ist und daß diese Canäle vom Hohlraum des Herzens aus alle Gebilde des Körpers durchziehen. Diese Canäle sind die Blutgefäße oder Blutadern. Zwei mächtige Gefäße entwickeln sich aus dem Herzen, um das Blut bei jedem Herzschlag aus dem Inneren der Herzhöhle in die verschiedenen Organe des Körpers zu führen. Die Kraft des Herzens ist so groß, daß bei jedem Herzschlag bis zur Hand und zum Fuß hin eine wellenartige Bewegung durch die Verzweigungen des einen jener großen Blutgefäße geht; diese Welle ist der Puls, und die Adern, welche das Blut vom Herzen aus in den Körper vertheilen, Arterien in der wissenschaftlichen Sprache benannt, werden als Pulsadern bezeichnet. Wenn die Finger des Arztes oberhalb des Handgelenks des Kranken am Vorderarm den Puls untersuchen, so fühlen sie die Blutwelle, welche

der Herzschlag zur Hand hin in einem Augenblick schleudert und welche sich bei Gesunden in jeder Minute ungefähr siebzigmal wiederholt, so daß etwa auf jede Secunde etwas mehr als ein Herzschlag und ihm entsprechend eine Pulswelle kommt.

Die beiden großen Pulsadern, welche dem Herzen entspringen, sind so vertheilt, daß die eine der linken Hälfte des Herzens, der linken Herzkammer, die andere der rechten Hälfte, der rechten Herzkammer, angehört. Die Höhle des Herzens ist durch eine muskulöse Zwischenwand in die linke und rechte Herzkammer getheilt, und aus den beiden Herzkammern entwickeln sich die beiden großen Pulsadern, die linke als die Aorta, welche das Blut in einer großen Zahl von kleineren und kleinsten Pulsadern durch alle Organe des Körpers vom Kopf bis zur Finger- und Zehenspitze vertheilt, die rechte als Arteria pulmonalis, die große Lungenpulsader, welche nur nach den Lungen hin das Blut leitet.

Damit nun das Herz in jeder Secunde einmal eine große Blutwelle in die großen Pulsadern und von ihnen aus in die kleinen Pulsadern hineinwerfen kann, muß es aus zuführenden Blutgefäßen auch in jeder Secunde wieder dieselben Blutmengen erhalten. Während man jene vom Herzen abführenden Pulsadern als Arterien bezeichnet, nennt man die zuführenden Adern, welche keine Pulswelle erkennen lassen, Venen. Zu jeder Herzkammer gehört eine Vorkammer, und wie aus den Herzkammern sich die beiden großen Pulsadern entwickeln, so treten in die beiden Vorkammern die großen Venen ein, und zwar in die rechte Vorkammer die großen Venen, welche aus dem gesammten Körper — wieder vom Kopf bis zur Finger- und Zehenspitze — das Blut aufsammeln, und in die linke Vorkammer die großen Venen, welche das Blut aus den Lungen in das Herz zurückführen. Jeder Herzschlag entspricht einem Zusammenziehen des Herzmuskels (Systole); aber jeder Zusammenziehung folgt dann eine Erschlaffung (Diastole) des Herzens, und in diesem Zeitraum zwischen je zwei Herzschlägen dringt das Blut aus den zuführenden großen Venen in die Vorkammern und von hier in die Herzkammern ein, um mit dem nächsten Herzschlag wieder in die großen und kleinen Pulsadern geschleudert zu werden. Das linke Herz oder, besser gesagt, die linke Herzkammer erhält das Blut aus den Venen der Lunge und schleudert dieses Blut in die Aorta nach den gesammten Organen des Körpers; die rechte Herzkammer aber erhält ihr Blut aus den großen Venen des gesammten Körpers und schleudert dieses Blut in die große Pulsader der Lungen.

Wir wollen nun einmal mit einem Blutstropfen eine Orientirungsfahrt durch den Körper machen und schiffen uns in einem kleinen Nachen — er muß freilich von mikroskopisch kleinem Umfange sein — auf dem Blutstrom ein in dem Augenblick, in welchem der Herzschlag in der linken Herzkammer den Blutstrom in Bewegung setzt. In einem Bruchtheil einer Secunde trägt die Blutwelle unseren Nachen von der linken Herzkammer in die Aorta und in irgend einen Zweig derselben — nehmen wir an nach dem Vorderarm. Wenn jetzt die Hand eines Arztes den Puls fühlte, so würde unser Schifflein unter seinen Fingern durchschlüpfen und zu den Fingern des Kranken forteilen. Nun wird der Weg enger und enger, indem die Canäle der Pulsadern sich immer mehr verzweigen und in den Verzweigungen eine immer kleinere Lichtung erhalten. Die Blutwelle bricht sich an den Wandungen der Pulsadern, die Bewegung wird langsamer, aber regelmäßiger. Die Canäle werden so eng, daß man sie mit der Dicke eines feinen Haares verglichen und als Haarröhrchen (Capillaren) bezeichnet hat. In diesen Röhrchen fühlt unser Nachen keine pulsirende, unterbrochene Bewegung mehr; er wird gleichmäßig vom Blutstrom fortgetragen und kommt nun, nachdem der Engpaß der Haarröhrchen überwunden ist, in das freie Fahrwasser der breitgelichteten Venen. Hier beschleunigt sich auch wieder der Strom, und unser Nachen fliegt von der kleinen zur größeren Vene. Die Bahn, durch welche wir uns jetzt bewegen, ist an der Hand auch äußerlich leicht erkennbar, weil hier die größeren Venen sich unter der dünnen Hautdecke der Rückenfläche der Hand in einem groben Netz

anordnen und als bläuliche Stränge durchschimmern. In einem dieser venösen Canäle eilt unser Nachen aufwärts zum Vorderarm und Oberarm. Wird er zufällig durch eine Vene der Ellenbogenbeuge getrieben, so könnte ihm die Gefahr drohen, daß bei Gelegenheit eines Aderlasses die Lanzette des Chirurgen hier den Venencanal geöffnet hätte und das ausströmende Aderlaßblut unseren Nachen aus dem Canalsystem nach außen führen würde. In früheren Zeiten wurde häufiger als jetzt, und gewiß oft in sehr überflüssiger Weise, zu Heilzwecken „zur Ader gelassen". Erst allmälig hat man erkannt, daß es für die meisten Kranken besser ist, ihr Blut zu sparen, statt den edlen Lebenssaft im Aderlaß zu vergeuden. Heute macht man den Aderlaß nur selten mehr, und so wird unser Nachen, in immer breitere Venenbahnen einlenkend, zur Achselhöhle und von hier zum Herzen ungehindert im Blutstrom fortgetragen werden.

So gelangen wir in einer großen Vene wieder zum Herzen, aber nicht zur linken Herzkammer, von der wir ausfuhren, sondern zur rechten Vorkammer. Wir haben den Weg zurückgelegt, welchen die Physiologie als den großen Kreislauf bezeichnet. Die Bahn des kleinen Kreislaufs, welcher nur durch die Lungen führt, steht uns noch bevor. Unser Nachen wird in dem Zeitraum zwischen zwei Herzschlägen aus der rechten Vorkammer in die rechte Herzkammer aufgenommen, und der nächste Herzschlag schleudert ihn in mächtiger Wellenbewegung in die große Pulsader, welche von der rechten Herzkammer zu den Lungen führt. Wir eilen durch die Aeste der Lungenpulsader, und wieder verengt sich der Weg, freilich nicht in dem Maße wie in dem Finger; denn die Haarröhrchen der Lunge sind breiter als irgendwo sonst. Aber doch hört auch hier die Wellenbewegung auf, der Strom wird regelmäßig und etwas langsam. Unser Nachen bewegt sich dicht an dem Luftraum vorüber, welcher bei jedem Athemzug mit frischer Luft gefüllt wird; nur die dünne Wand des Haarröhrchens trennt hier den Blutstrom von der Luft, welche wir einathmen. Dann aber tritt unser Nachen wieder in die breiteren Venen ein und gelangt von diesen aus in die linke Vorkammer. Es bedarf dann nur noch einer Ruhepause zwischen zwei Herzschlägen — und unser Nachen ist wieder in die linke Herzkammer gelangt, von der aus die Fahrt begonnen hat. Wir müssen schnell unser Fahrzeug verlassen, wenn wir nicht ruhelos weitergetragen werden wollen; denn schon der nächste Herzschlag würde uns wieder in die Aorta schleudern, und es könnte uns nun passiren, daß wir nicht in die kleinen Pulsadern des Armes, sondern nach dem Kopf, nach dem Magen, der Leber oder gar nach der Fußspitze getrieben würden. Aber auch bei der Fahrt nach der Fußspitze, der längsten, welche wir im Canalsystem der Blutgefäße machen könnten, würden wir nichts besonders Neues erleben, ja wir würden nicht einmal in der Zeitdauer der Reise einen allzu großen Unterschied bemerken. Denn mit dem Blutstrom reist es sich schnell; ein Bruchtheil einer Minute (ungefähr ein Drittheil) genügt, um die eben geschilderte einmalige Reise durch den großen und kleinen Kreislauf zu vollenden.

Vielleicht ist dem Leser die Idee einer solchen Reise im Inneren des Menschen etwas sonderbar vorgekommen; aber wenn auch für uns diese Reise nicht möglich ist, so vollziehen doch viele Millionen von kleinen körperlichen Bestandtheilen des Blutes in jedem Augenblick in unserem Körper die eben geschilderte Reise, und wir sind befähigt, mit unseren Augen stückweise diese Reise zu verfolgen. Daß das Blut sich bewegt, dafür genügt zum Beweis die Beobachtung der Stichwunde am Finger; wie sich aber eine bestimmte Quantität Blut bewegt, welchen Bahnen sie folgen muß, das kann uns nur die wissenschaftliche Beobachtung lehren, und die Entdeckung des Blutkreislaufs kann erst von dem Tage datirt werden, an welchem es zuerst gelang, die Bahn eines einzigen Blutstropfens von Anfang bis zu Ende zu verfolgen. War es ja doch auch seit Jahrtausenden bekannt, daß die Gestirne sich bewegen, und doch wurde die Bewegung der Weltkörper erst durch die Beobachtungen eines Copernicus, Kepler und Newton wirklich entdeckt, weil erst diese die Bahn und die Gesetze der Bewegung feststellten.

Vielleicht ist es nicht unstatthaft, die Entdeckung der Bewegungsgesetze der Welt-

körper mit der Entdeckung der Gesetze des Blutkreislaufs in Vergleich zu setzen. Denn der Makrokosmus des Weltenkreislaufs würde vom menschlichen Gesichtspunkt aus ziemlich bedeutungslos sein, wenn der Mikrokosmus des Blutkreislaufs nicht die Grundlage für das Bestehen des thierischen und menschlichen Lebens bieten würde. Jedenfalls ist der Blutkreislauf für die biologische Wissenschaft von so fundamentaler Bedeutung, daß die Lehre von dem Leben des gesunden und des kranken Menschen eigentlich erst von der Zeit ab zu einer wissenschaftlichen Lehre wurde, da uns das Geheimniß des Blutkreislaufs enthüllt war. Die Geschichte der Untersuchungen des Blutkreislaufs ist ein wichtiges Capitel in der Culturgeschichte der Menschheit und darf in dieser Beziehung mit manchen anderen Capiteln wetteifern, deren Inhalt allgemeiner bekannt und mehr gewürdigt worden ist, als gerade dieses Capitel beachtet wurde.

Die Entdeckung des Blutkreislaufs knüpft sich im Wesentlichen an den Namen von William Harvey. Wie aber Entdeckungen von entscheidender Bedeutung gewöhnlich nicht in vollendeter Form aus dem Kopf eines Forschers hervorgehen, so hat auch Harvey seine Vorläufer gehabt. Unter denselben sind besonders Servet und Cesalpinus zu nennen. Der erstere beschrieb schon 1553 den kleinen oder Lungenkreislauf, wie derselbe vom rechten Herzen durch die Lungen zur linken Vorkammer stattfindet. Cesalpinus entdeckte (1569), daß der Strom des Blutes in den Venen von der Peripherie (der Außenfläche des Körpers) gegen das Centrum zum Herzen gerichtet ist, und Ceradini ist in neuester Zeit bemüht gewesen, die Priorität der Entdeckung des Blutkreislaufs für seinen italienischen Landsmann zu retten. Englische Schriftsteller haben dagegen ihren großen Landsmann, und nicht ohne Erfolg, in Schutz genommen, und endlich hat ein englischer Schriftsteller* ein Werk über das Leben Harvey's veröffentlicht, welchem ich folgende Notizen entnehmen darf.

Harvey wurde 1578 in Folkestone (Hafenstadt an der englischen Südküste) geboren. Zur Ergänzung seiner Studien zog Harvey, der Sitte seiner Zeit folgend, nach Italien zur Universität Padua. Hier wurde er ein Schüler des auch als chirurgischer Meister berühmten Fabricius ab Aquapendente, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Lehrer Harvey mit den Untersuchungen des Cesalpinus bekannt machte, so daß eine Continuität zwischen diesen und Harvey's späteren Arbeiten bestehen würde. Nach seiner Rückkehr begann Harvey seine Vorlesungen am Medical College in London und theilte seinen Schülern im mündlichen Vortrag die neuen Lehren vom Kreislauf mit. Erst 1628 erschien sein grundlegendes Werk: Exercitationes de motu cordis et sanguinis (Erörterungen über die Bewegung des Herzens und des Blutes),* und von diesem Jahre darf der Anfang der wissenschaftlichen Lehre der Physiologie (Lehre von den lebendigen Vorgängen des gesunden Körpers) und der Pathologie (Lehre von den krankhaften Vorgängen) datirt werden. Uebrigens fand Harvey, im Gegensatz zu vielen anderen großen Entdeckern, schon die Anerkennung seiner Zeitgenossen. Karl I., derselbe englische König, zu dessen Hof Vandyk und Rubens zogen, unterstützte die Arbeiten Harvey's. Er sorgte dafür, daß Harvey an eben getödteten Rehen die Bewegungen des Herzens untersuchen konnte. Im Jahre 1657 starb Harvey; aber unsterblich wird sein Name fortleben bis zu den spätesten Geschlechtern.

Nachdem Harvey die grobe Mechanik der Bewegungen des Herzens und des Blutes, den großen und kleinen Kreislauf in ihrem Zusammenhang unter einander entschleiert hatte, fiel den folgenden Forschern die Aufgabe zu, mit bewaffnetem Auge die feinere Mechanik des Blutkreislaufs aufzuschließen und das Blut, wenn ich so sagen darf, an der Stätte seiner Arbeit zu belauschen. Diese Arbeit liegt im Gebiet der Haarröhrchen. Bevor ich die mikroskopische Beobachtung des Kreislaufs schildere, muß ich die Aufgaben des

* R. Willis, M. D., William Harvey, a history of the discovery of the circulation of blood. London, C. Kegan, Paul & Co., 1878. — Vgl. Magazin für die Literatur des Auslandes 1879, Nr. 3.

* Merkwürdiger Weise erschien diese Schrift in Frankfurt a. Main.

Blutkreislaufs, die Arbeit, welche das Blut in den Haarröhrchen zu verrichten hat, im allgemeinsten Umriß darlegen. Hier auf das Einzelne einzugehen, würde meine Aufgabe über die wichtigsten Gebiete der physiologischen Wissenschaft hinausführen heißen.

Die Bewegung des Blutes in den Haarröhrchen ist die Quelle der lebendigen Vorgänge, die Grundlage der Bewegungen und Leistungen des thierischen Körpers. Das Blut führt den Geweben die Stoffe zu, aus welchen die Gewebe Wärme, Bewegung erzeugen und die Organe ihre verschiedenen Arbeiten hervorbringen. Die Zufuhr von Seiten des strömenden Blutes bezieht sich 1) auf den Sauerstoff, welcher alle Gewebe durchdringt und mit dem Kohlenstoff derselben bei Zerlegung der Fette und zuckerartigen Stoffe sich zu Kohlensäure verbindet, 2) auf die Ernährungsflüssigkeit, welche eine Mischung von Wasser mit einer kleinen Menge von Salzen und eiweißartigen sowie zuckerartigen Verbindungen ist.

In erster Linie soll demnach das strömende Blut den Geweben und Organen Sauerstoff zuführen und muß den Verlust, welchen es durch die fortdauernde Abgabe des Sauerstoffs in den Haarröhrchen erfährt, wieder an irgend einer Stelle seines Kreislaufs decken. Diese Arbeit der Abgabe des Sauerstoffs an die Gewebe, der Wiederaufnahme von neuem Sauerstoff in das Blut und den Transport der wieder aufgenommenen Sauerstoffmengen vermitteln die wichtigsten körperlichen Bestandtheile des Blutes, die rothen Blutkörperchen. Zur Erkenntniß derselben bedürfen wir freilich der Hülfe des Mikroskops, und zwar in seinen stärkeren Vergrößerungen. Da erkennen wir, wenn wir das Tröpfchen Blut, welches aus einer Nadelstichwunde perlt, sofort auf eine Glasplatte bringen und, um die schnelle Verdunstung abzuhalten, mit einem feinen Deckglas zudecken, eine ungeheure Zahl von runden, roth gefärbten, weichelastischen Platten. Der Contour dieser Platten ist bei normalem Blut des Menschen und der meisten Säugethiere so kreisrund, daß man die Blutkörperchen auch wohl als Blutscheiben bezeichnet hat. Doch finden wir bei Kaltblütern, z. B. auch beim Frosch, ferner bei den Vögeln und auch bei einzelnen Säugethierarten, z. B. beim Kameel, eiförmige Platten. Die eine Fläche der Platte oder Scheibe ist gewöhnlich, und besonders deutlich auch an den rothen Blutkörperchen des Menschen, im Centrum nach der einen Seite etwas gewölbt, auf der anderen Seite etwas ausgehöhlt. So entsteht eine Napf- oder Schüsselform. Oft legen sich die kleinen Schüsseln reihenförmig auf einander, wie man eine Reihe von Tellern auf einander thürmt; diese Reihen zeigen einige Aehnlichkeit mit Geldrollen.

Die hellrothe Farbe der Blutkörperchen ist dadurch bedingt, daß die eiweißähnliche Substanz, aus welcher sie bestehen und welche mit dem rothen Blutfarbstoff verbunden ist (das Hämoglobin), eine große Neigung zur Anziehung des Sauerstoffs der atmosphärischen Luft zeigt. So färbt sich jeder Blutstropfen, welcher an der Luft liegt, intensiv hellroth, indem der Blutfarbstoff durch Sauerstoffaufnahme sich aufhellt, und derselbe Vorgang findet in den Haarröhrchen der Lunge statt, wo nur eine feinste Haut zwischen dem strömenden Blut und der eingeathmeten Luft liegt (s. oben S. 457) und jedes Blutkörperchen Gelegenheit findet, sich mit Sauerstoff zu beladen. Im hellrothen Zustand tritt nun das Blutkörperchen aus einer der Lungenvenen in das linke Herz ein und wird, wie ich schon oben schilderte, durch den Herzschlag in die Pulsadern und endlich in die Haarröhrchen der verschiedenen Körperorgane getrieben. Hier verlangsamt sich die Bewegung des Blutkörperchens, und dasselbe findet Zeit, seine gasaustauschende Arbeit zu verrichten. So giebt das rothe Blutkörperchen seinen in den Lungen gewonnenen Sauerstoff ab und nimmt dafür aus den Geweben die Kohlensäure auf. Mit ihr beladen, legt das Blutkörperchen durch die Venen den Weg zum rechten Herzen zurück und wird dann im kleinen Kreislauf zu den Lungenhaarröhrchen geschleudert, um wieder seine Ladung zu wechseln, d. h. die aus den Organen des Körpers herangeschleppte Kohlensäure an den Luftraum der Lunge abzugeben und aus ihm neuen Sauerstoff zu empfangen. Die ausgeathmete Luft führt die Kohlensäure wieder in den großen Luftraum, welcher

uns umgiebt; die eingeathmete Luft führt dem Innenraum der Lunge neue Sauerstoffmengen zu, und die rothen Blutkörperchen entnehmen ihre neue Last Sauerstoff den Vorräthen, welche jeder Athemzug anhäuft. So ergänzen sich Athmung und Blutkreislauf, und das rothe Blutkörperchen ist in der That ein mikroskopisch kleiner Nachen im Blutstrom, auf welchem abwechselnd Sauerstoff und Kohlensäure verschifft werden. Wenn auch das einzelne Blutkörperchen einige Male in jeder Minute die Fracht wechselt, so ist doch der Nachen so klein, daß das einzelne Blutkörperchen nicht viel leistet; aber viele Millionen solcher gasbeladener Nachen schwimmen im Blutstrom hin und her, zwischen den Lungen, dem Herzen und den übrigen Organen des Körpers, und ihre gesammte Leistung genügt, um die Thätigkeit der Körperorgane zu unterhalten.

Die Organe bedürfen aber auch außer der Speisung mit Sauerstoff noch der Speisung mit Ernährungsflüssigkeit, um ihre Arbeiten zu verrichten. Auch die Gewebe leben nicht allein von der Luft, sondern sie beanspruchen außerdem die Zufuhr von Wasser und festen Nährbestandtheilen (Salze und eiweiß- und zuckerartige Substanzen). Die letzteren müssen nun in Wasser gelöst sein, damit das Blut sie in den Haarröhrchen zur Verbrauchsstelle schaffen kann; denn feste Eiweißstückchen würden schon in den kleinen Pulsadern stecken bleiben und sie verstopfen. Für die Wasser-, Salz- und Eiweißernährung scheinen die rothen Blutkörperchen wenigstens direct nichts Besonderes zu leisten; diese Aufgabe fällt der farblosen Flüssigkeit zu, welche die rothen Blutkörperchen umgiebt und in welcher sie gleichsam schwimmen, dem **Blutplasma**. Nur innerhalb der Blutgefäße bleibt das natürliche Verhältniß zwischen den rothen Blutkörperchen und dem Blutplasma bestehen. Sobald das Blut die Gefäße verläßt, z. B. bei Verletzungen, welche die Gefäßwand zerreißen, bei dem Aderlaß u. s. w., tritt gewöhnlich eine Wechselwirkung zwischen den rothen Blutkörperchen und dem Blutplasma der Art ein, daß aus dem letzteren der Blutfaserstoff (Fibrin) ausgeschieden wird. Läßt man das Aderlaßblut oder das Blut, welches aus einer beliebigen Wunde ausfließt, in einem Glase stehen, so sammeln sich die rothen Blutkörperchen mit den Fäden des Blutfaserstoffs am Boden des Glases an, und über dem festen Blutkuchen, welcher sich in dieser Weise unten abscheidet, sammelt sich oben eine ziemlich wasserklare, strohgelbe Flüssigkeit an, das Blutserum. So scheiden sich außerhalb der Blutgefäße die Bestandtheile des Blutes, und das Blutplasma verliert seine normale Beschaffenheit, indem der Faserstoff seinen Bestandtheilen entzogen wird. Innerhalb der Haarröhrchen aber besitzt im lebenden Körper das Blutplasma seinen vollen Gehalt an festen Bestandtheilen und kann so der Ernährungsaufgabe genügen. Erst nach dem Tode gerinnt gewöhnlich das Blut auch in den Blutgefäßen.

Zwischen den rothen Blutkörperchen und dem Blutplasma liegt noch ein dritter Bestandtheil des Blutes, von welchem man nicht recht sagen kann, ob er mehr zu den ersteren oder mehr zu dem letzteren zu stellen ist: die **weißen Blutkörperchen**. Es sind ebenfalls körperliche Bildungen von rundlicher Form und insofern den rothen Blutkörperchen nahe stehend. Aber es fehlt ihnen die rothe Farbe; und das zarte Grauweiß, welches ihr feingekörnter Körper zeigt, läßt sie nur wenig deutlich im durchsichtigen Blutplasma hervortreten. Auch ist ihre Begrenzung nicht so scharf rund; ihre Größe übertrifft bei den Warmblütern die Größe der rothen Blutkörperchen um etwas, während bei den Kaltblütern die großen ovalen Scheiben der rothen Blutkörperchen wieder an Größe die weißen Blutkörperchen übertreffen. Im Blutstrom der feinen Blutgefäße halten sie sich, wie ich noch genauer beschreiben werde, mehr zum Blutplasma als zu den rothen Blutkörperchen. Ihre Zahl ist im Verhältniß zur Zahl der rothen Blutkörperchen sehr klein; man schätzte früher nach Untersuchungen, welche man an Blutproben außerhalb der Gefäße vornahm, ihre Zahl auf 1 zu 350, d. h. ein weißes Blutkörperchen sollte auf 350 rothe kommen. Nun zeigt es sich aber, daß sehr schnell, nachdem das Blut die Gefäßbahn verlassen hat, z. B. bei dem Blut, welches aus einem Nadelstich hervorquillt und zur mikrosko-

pischen Untersuchung auf eine Glasplatte gebracht wird, eine große Zahl dieser zarten Gebilde verschwindet, so daß im lebenden, strömenden Blut doch wohl fünf- oder zehnfach mehr weiße Blutkörperchen existiren, als man früher annahm.

Ob die weißen Blutkörperchen für die Ernährung der Gewebe eine besondere Bedeutung haben, das steht noch dahin. Ihre wesentliche Bedeutung liegt wohl darin, daß aus ihnen die rothen Blutkörperchen wahrscheinlich hervorgehen. Der Vorrath an weißen Blutkörperchen, welcher in einzelnen Organen des Körpers, z. B. in den Lymphdrüsen, in der Milz und in dem Knochenmark, aufgespeichert liegt, dient wahrscheinlich dazu, das Blut mit immer neuen weißen Blutkörperchen zu versehen, aus denen immer wieder neue rothe Blutkörperchen entstehen, um diejenigen zu ersetzen, welche zu Grunde gehen. So ergänzt sich das Blut aus den Geweben, und die weißen Blutkörperchen sind als Blutbildner zu betrachten. Für krankhafte Vorgänge, und zwar für die häufigsten und wichtigsten Krankheitsformen, für Entzündungen und fieberhafte Processe, spielen die weißen Blutkörperchen eine wichtige Rolle, auf welche ich noch zurückkommen werde.

Wie ernährt nun das Blut, welches durch die Haarröhrchen strömt, die Gewebe? Das Blutplasma dringt durch feine Canäle, welche die Wandungen der Haarröhrchen und der feinen Blutgefäße durchsetzen, in die Gewebe und Organe ein und fließt als Ernährungssaft durch die zelligen Bahnen derselben. Der Druck des Blutstromes sorgt dafür, daß auch der Ernährungssaft, welcher mit ihm durch die feinen Porencanäle in Verbindung steht, in Bewegung erhalten wird. Doch ist diese Bewegung sehr langsam, und die Gewebe der Organe finden Zeit, aus dem Ernährungssaft diejenigen Stoffe an sich zu ziehen, welche sie bei ihren Leistungen verbrauchen. Jede Bewegung unseres Körpers, jeder Federzug, welchen wir auf das Papier bringen, auch jeder Schlag unseres Herzens und jeder Athemzug unserer Brust, also jede Bewegung unseres Körpers, wie sie auch sein möge, verbraucht Bestandtheile des Ernährungssaftes in den Muskeln, welche sich verkürzen, und außer den Bestandtheilen des Ernährungssaftes auch noch Sauerstoff. Aber nicht nur jede Bewegung verbraucht diese Stoffe, sondern auch jede Thätigkeit unserer Drüsen; denn jeder Tropfen Speichel, Magensaft, Galle u. s. w. wird in den drüsigen Organen aufgebaut durch die Drüsenzellen aus dem Ernährungssaft, welchen das Blut in die Gewebe liefert. Ja, wir dürfen sogar vermuthen, daß die Arbeit des Denkens an den Stoffverbrauch des Ernährungssaftes gebunden ist, welchen die Haarröhrchen im Gehirn den Geweben liefern. Denn wir fühlen, wie bei schwerer Denkarbeit der Kopf auf der Scheitelhöhe sich erwärmt, und nur das strömende Blut vermag die Stoffe für die Wärmebildung zu liefern, mit welcher die Bildung des Gedankens nothwendig verknüpft zu sein scheint.

Wenn nun jede lebendige Thätigkeit des Körpers, sei sie Bewegung, sei sie Erzeugung von Drüsensaft, sei sie Empfindung, sei sie Gedanke, Stoffe der Ernährungsflüssigkeit verbraucht, wie ergänzt das Blut die Stoffe, welche ihm auf diesem Wege verloren gehen? Zunächst ist der Strom des Ernährungssaftes auf Sparsamkeit eingerichtet. Alle Bestandtheile desselben, welche von den Organen nicht verbraucht wurden, fließen in die Wurzeln der Lymphgefäße (Saugadern) ab und werden als Lymphe dem Blut in der Nähe der rechten Vorkammer des Herzens, wo der Sammelstrang aller Lymphgefäße des Körpers in eine große Vene (Vena subclavia sinistra) einmündet, wieder zugeführt. So stellt der Kreislauf des Ernährungssaftes und der Lymphe nur eine Nebenschließung zu dem geschlossenen Blutstrom dar, eine Abzweigung, welche von den Haarröhrchen ausgeht und in die große Vene dicht am Herzen wieder ausmündet. Es werden hierbei dem Blut aber nicht nur die unverbrauchten Reste des Ernährungssaftes zurückgebracht, sondern auch die Auswurfsstoffe, welche die Organe bei ihrer Thätigkeit aus den verbrauchten Bestandtheilen des Ernährungssaftes abspalten. Diese Auswurfsstoffe werden von den Lymphgefäßen aufgenommen und dem Blute zugeführt; sie sind aber für das Blut nicht mehr zu gebrauchen, und die Thätigkeit der Nieren und der Schweißdrüsen sorgt dafür, daß diese Auswurfsstoffe entfernt werden. Mit dem

Secret der Nieren und der Schweißdrüsen scheidet der Körper das Unbrauchbare aus. Hierfür muß das Blut Ersatz erhalten und erhält ihn durch die Nährstoffe, welche im Verdauungscanal verarbeitet werden. Ein Theil dieser Nährstoffe, besonders Wasser und Salze, werden unmittelbar von dem Blute der Haarröhrchen aufgenommen, welche sich in den Wandungen des Verdauungscanals verzweigen.* Ein anderer Theil, besonders Fette und eiweißartige Substanzen, wird von den Lymphwurzeln des Verdauungscanals aufgenommen; und dasselbe Sammelrohr der Lymphgefäße, welches dem Blute den unverbrauchten Theil des Ernährungssaftes und die aus den verbrauchten Theilen desselben hervorgegangenen Auswurfsstoffe dem Blutstrom zuführt, bringt ihm auch vom Verdauungscanal her die neuen Nährstoffe, welche den Verbrauch der Stoffe in der Arbeit der Organe decken sollen.

So führen die Lungen und der Verdauungscanal dem Blute dasjenige zu, was zu der Erhaltung seiner normalen leistungsfähigen Zusammensetzung durchaus nöthig ist. Die Leistung des Blutes aber liegt in dem Verkehr, welchen das durch die Haarröhrchen strömende Blut mit den Geweben unterhält. Der Blutstrom, welcher in den Haarröhrchen die Gewebe durchfließt, ist die eigentliche Werkstätte der lebendigen Vorgänge.

Wenn der Leser nun von der Bedeutung des Blutstromes in den kleinsten Gefäßen eine Vorstellung gewonnen hat, so wird er ohne Weiteres begreifen, in welcher Richtung die große Entdeckung Harvey's, welche sich auf die grobe Mechanik des Blutkreislaufs bezog, ergänzt werden mußte. Schon dasselbe Jahrhundert, in dessen erste Hälfte Harvey's Arbeit fällt, brachte der Wissenschaft vor seinem Schluß die mikroskopische Beobachtung des lebendigen Kreislaufs. Wenn man an die höchst unvollkommene Zusammensetzung der damaligen mikroskopischen Vorrichtungen sich erinnert, so muß man über die Leistungen Malpighi's, welchem die feine Anatomie so viele Bereicherungen verdankt, auch auf diesem Gebiete staunen. Malpighi selbst bezeichnet das von ihm Beobachtete als wunderbar.* Er sah am sterbenden Frosche, während das Herz noch schlug, die Bewegung des Blutes in den Gefäßen der Froschlungen und im Gekröse des Frosches, und nachdem er den Blutkreislauf in der Froschlunge, so wie wir ihn noch heute beobachten, beschrieben hat, schließt er mit den Worten: „Weiter konnte die Kraft des Auges am lebendigen geöffneten Thier nicht ausgedehnt werden."

Dieser Satz hat für das ganze 18. und die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts seine volle Gültigkeit behalten. Erst die Fortschritte, welche unser Jahrhundert in der Construction der Mikroskope machte, und die Entdeckung der Mittel, durch welche wir auch am Versuchsthier die Narkose herstellen können — diese beiden Ereignisse haben die Grundlage für unsere neuen Fortschritte in der Beobachtung des Blutkreislaufs ergeben. Von besonderer Bedeutung war die Entdeckung von Morton (in Boston, Nordamerika, 1846), daß Aetherdämpfe,** in die Lunge eingeathmet, ohne Gefährdung des Lebens eine Unempfindlichkeit des ganzen Körpers hervorbringen. Seit jener Zeit hat die Aethernarkose Millionen von Menschen, welche sich schmerzhaften Operationen unterziehen mußten, den Schmerz erspart; sie hat aber auch dem wissenschaftlichen Forscher die Mittel gegeben, daß er die Versuche, welche am lebenden Thier angestellt werden müssen, ohne Verletzung der

* Das Blut, welches durch die Wandungen des Verdauungscanals strömt, muß auf dem Wege zum Herzen, nachdem es aus den Haarröhrchen des Verdauungscanals in größere Venen übergegangen ist, noch einmal ein eigenes System von Haarröhrchen in der Leber passiren. Die Sammelvenen, welche das Blut aus den ausgedehnten Wandungen des Verdauungscanals aufnehmen, vereinigen sich zu einer mächtigen Vene, der Pfortader, welche in die Pforte der Leber eintritt, sich hier wieder in kleinere und kleinste Venen und endlich in ein Netz von Haarröhrchen in der Substanz der Leber auflöst. Aus ihnen entstehen wieder kleinere und größere Venen, welche endlich das Blut zur rechten Vorkammer des Herzens leiten.

* Marcelli Malpighii Opera omnia. Lugduni Batavorum. 1687. Tom II. De pulmonibus epistola II, pag. 328.

** Das Chloroform, welches an den meisten Orten für die Zwecke der chirurgischen Praxis den Aether verdrängt hat, ist für kleine Versuchsthiere nicht brauchbar, weil es auf sie herzlähmend wirkt und schnell den Tod herbeiführt.

menschlichen Empfindung, ohne Grausamkeit an dem tief schlafenden Thier vornimmt. Die absolute Ruhe des schlafenden Thieres giebt auch für die Ausführung der Versuche zur Beobachtung des Blutkreislaufs eine Sicherheit und Bequemlichkeit, von welcher Malpighi nichts ahnen konnte.

Als ich vor zwanzig Jahren meine medicinischen Universitätsstudien abschloß, hatte ich kaum ein einziges Mal den lebendigen Blutkreislauf am Frosche zu sehen bekommen. Auch die nächsten Jahre, welche ich meist auf wissenschaftlichen Reisen und an den großen Universitäten des In- und Auslandes zubrachte, gaben mir keine Gelegenheit, die Erscheinung des lebendigen Kreislaufs zu sehen. Es fällt freilich diese Zeit mit der Entwickelung einer eigenen Richtung der medicinisch-wissenschaftlichen Forschung zusammen, einer Richtung, welche den Blutstrom unbeachtet ließ und das Interesse den festen Geweben des Körpers zuwendete. Schon lange stritten zwei wissenschaftliche Theorien über das Wesen der Krankheiten um ihre ausschließliche Geltung. Die eine Theorie behauptete, das Wesen der Krankheiten liege in einer Veränderung der Körpersäfte (der Humores), des Blutes, der Galle u. s. w.; diese Richtung wird als Humoralpathologie bezeichnet. Die andere Theorie suchte das Wesen der Krankheit in den festen (soliden) Geweben; diese Richtung wird als Solidarpathologie bezeichnet. In dem Kampf beider Theorien entstand eine neue Phase durch die Entdeckungen Virchow's, welche in vielen Krankheiten eine Veränderung der zelligen Elemente nachwiesen. In dem Lehrgebäude, welches Virchow auf Grund seiner Untersuchungen aufbaute, der Cellularpathologie, war dem Blutstrom nur eine sehr untergeordnete Stellung angewiesen, und es schien damals von geringer Bedeutung, der feineren Mechanik des Blutkreislaufs nachzuspüren, weil Virchow den Zellen der Gewebe eine sehr selbständige Stellung geben zu müssen glaubte. Doch sollte es sich herausstellen, daß hier, wie so oft bei dem Streit wissenschaftlicher Systeme um ausschließliche Geltung, die Wahrheit in der Mitte zwischen den Systemen zu suchen ist. Wohl verändern sich die Zellen der Gewebe bei vielen Krankheiten, aber diese Veränderungen sind nicht die Erzeugnisse eines selbständigen Zellenlebens, sondern sie erweisen sich als unmittelbar abhängig von den Störungen des Blutkreislaufs. Aus diesen Störungen entstehen die Ernährungsstörungen der Gewebe. Wie wir sahen, daß die normale Ernährung der Gewebe vom Blutstrom bedingt ist, so können auch die krankhaften Störungen der Ernährung der Gewebe nur von Störungen des Kreislaufs abhängig sein. Als Cohnheim 1867 durch Beobachtung des lebendigen Kreislaufs an dem entzündeten Gekröse des Frosches die früheren Untersuchungen Waller's bestätigte und erweiterte, als durch beide Forscher der Nachweis geliefert war, daß bei der Entzündung die Störungen des Blutkreislaufs in den kleinen Blutgefäßen den Ausschlag für den Verlauf der Krankheit geben — da wandte sich die medicinisch-wissenschaftliche Forschung mit erneutem Interesse der Untersuchung des lebendigen Blutkreislaufs zu. So sind es wesentlich die letzten zwölf Jahre gewesen, welche die Methoden der Untersuchung des lebendigen Kreislaufs vermehrt, die Quellen der Erkenntniß seines normalen und seines krankhaften Verhaltens erweitert und geklärt haben.

Für diese jüngste Zeit eine Geschichte der Entdeckungen auf dem Gebiete der Kreislaufuntersuchung schreiben zu wollen, kann meine Aufgabe nicht sein. Die Ergebnisse haben sich noch zu wenig abgeklärt, um das Bedeutendere vom weniger Bedeutenden scharf trennen zu können. Auch stehe ich selbst zu diesen Entdeckungen nicht objectiv genug, um an ihnen eine Kritik üben zu können. Daß aber in den gesammten Leistungen auf diesem Gebiete, welche die beiden letzten Jahrzehnte gebracht haben, ein gesunder und bedeutender Kern steckt — ein Kern, aus dem sich eine gute Ernte für die Erkenntniß und die Heilung der Krankheiten, ein reicher Segen für die leidende Menschheit voraussichtlich entwickeln wird — das ist die allgemein verbreitete Ueberzeugung unter den Vertretern der medicinischen Fachwissenschaft. So mag auch die Zeit gekommen sein, da die Laienwelt wünschen kann, von diesem Zweige der medicinischen Wissenschaft eine authentische Nachricht zu erhalten. Deshalb habe ich mir die Auf-

gabe gestellt, hier kurz zu zeigen, wo und wie man den lebendigen Kreislauf beobachten kann, und einige Ergebnisse dieser Beobachtungen kurz anzudeuten.

Unter allen Thieren, welche bis jetzt zur Untersuchung des lebendigen Blutkreislaufs benutzt wurden, nimmt der Frosch durch die Klarheit der Bilder und durch die Vielseitigkeit der Beobachtung, welche er gestattet, die hervorragendste Stellung ein. Sowohl die grüne Species (Rana esculenta) wie die braune Species (Rana temporaria) können benutzt werden; doch erweisen sich die Exemplare der ersteren Art im Ganzen kräftiger und sind deshalb tauglicher. Die Narkose wird am besten dadurch erzielt, daß man dem Frosch mit einer feinen Hohlnadel 0,3 g bis 0,5 g Aether unter die Haut des Rückens oder Oberschenkels spritzt. Nach wenigen Minuten ist der tiefe Schlaf eingetreten, und man kann sofort zur Untersuchung schreiten. Ein Stückchen Wachsstock, etwa 5 cm lang, so wie man denselben in Rollen zum Schmuck des Weihnachtsbaumes benutzt, wird am Licht etwas erwärmt, zu einem Halbkreis umgebogen und auf eine Glasplatte festgepreßt. Nun legt man die Schwimmhaut auf den Wachshalbring auf und spannt sie mit drei Stecknadeln, welche die Zehenhaut und das Wachs durchbohren, auf. Die Glasplatte wird wie jedes andere Präparat einfach unter das Mikroskop gebracht. In dieser einfachsten Form der Untersuchung kann man am besten den Laien den Blutkreislauf zeigen. Man sieht deutlich die Verzweigungen der Haarröhrchen, ebenso die kleinen Pulsadern und die kleinen Venen; ohne Mühe erkennt auch das Laienauge die Bewegungen der rothen und weißen Blutkörperchen und kann die Pulswelle in den kleinen Pulsadern erkennen, den ruhigeren Strom in den Haarröhrchen, den wieder beschleunigten, aber regelmäßigen, nicht pulsirenden Strom in den kleinen Venen. Die rothen Blutkörperchen eilen, mit der Kante ihres Randes nach vorn gerichtet, in pfeilartiger Bewegung durch die Haarröhrchen und die kleineren Venen. Die weißen Blutkörperchen rollen langsamer, und während die Linien der rothen Blutkörperchen mehr die Axe des Gefäßes einnehmen (axialer Strom), so fließt an der Gefäßwand mehr das durchsichtige Plasma und in dem plasmatischen Strom rollen die weißen Blutkörperchen. Der Farbenunterschied zwischen dem Blut in der Vene und in der Pulsader ist da, wo zwei dieser verschiedenen Gefäße dicht neben einander liegen, leicht wahrzunehmen. In der Pulsader ist das Blut hellroth, in der Vene dunkelblau-roth. So hat man einen körperlichen Eindruck von dem Gaswechsel, welcher sich an den rothen Blutkörperchen bei der Passage durch die Haarröhrchen vollzieht und, wie oben (S. 459) schon geschildert wurde, in einer Abgabe von Sauerstoff und in einer Aufnahme von Kohlensäure besteht. Ist das Auge befriedigt, so ist in wenigen Secunden die Schwimmhaut befreit, und ein bis zwei Stunden nach Beginn des Versuchs erwacht der Frosch aus seinem Schlaf, ohne daß er irgendwie gelitten hätte; denn auch die Stiche der feinen Stecknadeln sind zu dieser Zeit schon wieder vollständig geschlossen.

Fast ebenso wenig verletzend ist die Beobachtung an der Froschzunge. Nach Eintritt des Aetherschlafes wird der Mund geöffnet und die Zunge herausgezogen, um ebenfalls mit einigen Nadeln auf dem Wachsring befestigt und ausgespannt zu werden. Da die Haut der Zunge viel zarter ist als die der Schwimmhaut, so gelingt es hier schon, etwas feinere Beobachtungen zu machen. Auch fehlt hier der Farbstoff in der Haut, welcher die Schwimmhaut grau oder auch fast schwarz erscheinen läßt und in derselben durch seine Anhäufung in den, übrigens oft sehr schön geformten, Pigmentzellen die Beobachtung des Blutkreislaufs stört. So gelang es Cohnheim, an der Zunge die Folgen der Gefäßverstopfung (Embolie) zu untersuchen, und Thoma verfolgte hier den Weg, welchen der Ernährungsstrom durch die Gewebe passirt, indem er die Bewegungen bestimmte, welche weiße Blutkörperchen, indem sie gelegentlich mit dem Blutplasma in den Ernährungssaft eintreten, bis zu ihrem Eintritt in die Wurzel eines Lymphgefäßes ausführen. Die Nadeln dringen nur durch den äußersten Saum der Zunge, welcher fast nerven- und gefäßlos ist, so daß auch hier die Stichverletzungen spurlos sich schließen.

Leider genügt die so einfache, verletzungslose Untersuchung der Schwimm-

haut und der Zunge nicht für alle Zwecke, welche wir mit der Untersuchung des lebendigen Kreislaufs verbinden müssen. Wir können es dem Frosch nicht ersparen, daß wir auch an seinem Gekröse und seinen Lungen Untersuchungen anstellen und uns diese tieferen Organe zugängig machen müssen. Daß dieses nur an ätherisirten, empfindungslosen Fröschen ausgeführt zu werden braucht, daß nur kundige und geübte Hände diese Versuche anstellen sollen, sei im Interesse einer richtigen Beurtheilung dieser Versuche bemerkt. Eine gewiß wohlgemeinte, aber in ihren Mitteln nicht sehr wählerische Agitation, welche sich den Schutz der Thiere gegenüber der medicinischen Forschung, so weit sie sich mit Thierversuchen beschäftigen muß, zum Ziele setzt und jetzt von England nach Deutschland übertragen worden ist, kann leicht die irrige Anschauung hervorrufen, als ob mit jedem Versuch am Thier eine grausame Marterung verbunden wäre. Möchten doch jene Agitatoren ihre Thätigkeit dem Schauplatz der Hetzjagden, der Wettrennen, den Schlachthäusern, den Eisenbahntransportwagen und selbst den Küchen zuwenden; dort giebt es genug Schmerz für die von Menschen gequälten Thiere zu ersparen. In den Räumen, in welchen der wissenschaftlich forschende Arzt arbeitet, wird das Gewissen des Forschers, dem ja in seiner Praxis die Aufgabe zufällt, menschliches Weh und menschliches Leid zu bekämpfen, besser als jene Agitation oder als eine durch sie hervorgerufene gesetzliche Bestimmung eine Gewähr dafür bieten, daß kein Thier unnütz gequält werde.

Nur an dem Gekröse des Frosches, einer Haut von äußerster Feinheit und vollkommener Durchsichtigkeit, gelingt es, die feinsten Störungen des Kreislaufs bei der Entzündung zu untersuchen, wie dieses besonders von Cohnheim geschehen ist. Seit wenig mehr als einem Jahrzehnt sind uns die feinen Vorgänge der Entzündung im mikroskopischen Bild offenbar geworden, und der Nutzen dieser Erkenntniß muß als ein ungeheurer geschätzt werden, wenn wir berücksichtigen, daß unter allen Krankheitsfällen, welche der Arzt zu behandeln hat, mehr als die Hälfte in die Reihe der Entzündungen gehört. Erst jetzt haben wir gelernt, wie der Eiter auf den Wundflächen entsteht; wir wissen jetzt, daß bei der Entzündung die kleinen Blutgefäße bis zu dem zwei- und dreifachen ihrer Lichtung sich erweitern, daß die weißen Blutkörperchen in großen Mengen an der Innenwand der kleinen Venen zum Stillstand kommen, die Poren der Gefäßwand durchdringen und in den Geweben sich anhäufen, um hier bei längerer Dauer der Entzündung mit großen Mengen des Ernährungssaftes zusammen die Eiterflüssigkeit zu bilden.

Auch die Wundgifte, mit welchen der Chirurg so oft in seiner Thätigkeit zu kämpfen hat, können wir, wie es mir zuerst 1872 gelungen ist, in ihrer Wirkung auf den Blutkreislauf am Frosch prüfen und die feinsten Störungen des Kreislaufs durch diese Gifte am besten wieder am Gekröse erkennen. Wir sehen dann, daß die weißen Blutkörperchen sich zu großen Ballen zusammenhäufen und erst die kleinen, dann auch größere Blutgefäße verstopfen. Die vergleichende Untersuchung lehrt uns, daß auch an der Schwimmhaut und an der Zunge dieselben Störungen des Kreislaufs vorkommen, daß die Störung eine allgemeine wird. Die Pulsadern führen noch Blut zu den Haarröhrchen und den kleineren Venen, welche sich allmälig mit Klumpen der weißen Blutkörperchen anfüllen. Die rothen Blutkörperchen zwängen sich erst noch mühsam durch die Engpässe; aber endlich wird den rothen Blutkörperchen durch die Anhäufung der weißen Halt geboten. Die rothen Blutkörperchen werden, während das formlose und flüssige Blutplasma aus der Gefäßwand durch die Druckkraft des Herzens herausgepreßt wird, zusammengedrückt und füllen als rothe Cylinder die kleinen Gefäße aus, ohne sich fortbewegen zu können (globulöse Stase).

Diese Versuche boten mir auch zuerst Gelegenheit, die Lungen des Frosches in den Kreis der Versuche zu ziehen. Durch dieses Organ ergießen sich in jedem Augenblick bedeutende Mengen von Blut, so daß man nur kurze Zeit zu beobachten braucht, um sicher zu sein, daß man unter dem Mikroskop die gesammte Menge des Blutes durch das reiche Netz der breiten Haarröhrchen der Lunge hindurchpassiren

sieht. Es war mir aufgefallen, daß bei Wundfieberkranken häufig eine bestimmte Art von Lungenentzündung (Pneumonia hypostatica) eintritt. Indem ich Wundgifte vom Menschen auf den Frosch übertrug, gelang es mir, die analoge Form der Entzündung in der Froschlunge hervorzubringen, ihre Bildung in der Lunge mikroskopisch zu verfolgen. Auch diejenigen Arzneimittel, welche wir täglich in unserem Beruf anwenden müssen, wie Chloroform, Carbolsäure, Glycerin u. s. w., prüfte ich in ihren Wirkungen auf den Kreislauf des Frosches, bald an der Schwimmhaut, bald an der Zunge, bald am Gekröse, bald an den Lungen. Ich erhielt werthvolle Aufschlüsse über den Einfluß der genannten Mittel auf den Kreislauf, aus welchen ich bald Folgerungen für ihre praktische Anwendung ziehen konnte.

So hat sich in der That der Frosch als ein dankbares Object für wichtige Untersuchungen über krankhafte Störungen des Blutkreislaufs gezeigt. Aber darf man das, was man am Frosch beobachtete, auch auf ähnliche Verhältnisse des kranken Menschen beziehen? Steht nicht die hohe Organisation unseres Körpers so unendlich weit von der niedrigen Organisation des Frosches entfernt, daß alle Analogien zwischen den künstlich erzeugten Krankheiten des Frosches und den Krankheiten des Menschen mindestens bedenklich sind? Für die Störungen des Blutkreislaufs kann freilich von vornherein behauptet werden, daß hier ein Vergleich zwischen den kunstvoll herbeigeführten Störungen am Froschkreislauf und den Kreislaufstörungen am menschlichen Körper nicht unzulässig ist. Herz und Gefäßsystem zeigen trotz vieler Abweichungen im Einzelnen, wobei besonders die einfachere Gestaltung des Froschherzens zu berücksichtigen ist, doch keinen fundamentalen Unterschied; an Beiden, am Menschen wie am Frosch, haben wir Pulsadern, Haarröhrchen und Venen als Canalsystem für das Blut. Aber das Blut ist allerdings bei Beiden verschieden, einmal in der Form und Größe der rothen Blutkörperchen — denn das rothe Blutkörperchen des Frosches ist nicht kreisrund wie das des Menschen, sondern eirund und übertrifft an Größe das rothe Blutkörperchen des Menschen ungefähr um das Fünffache — und dann auch ganz besonders in den Wärmeverhältnissen. Unser Blut ist ungefähr 37° Celsius warm, und unser Körper besitzt Vorrichtungen, um in den verschiedensten Verhältnissen, bei warmem und kaltem Wetter, am Aequator und nahe dem eisigen Nordpol, seine Wärme auf dieser Höhe zu erhalten. Nur bei fieberhaften Krankheiten und bei der Einwirkung einzelner Gifte steigt unsere Körpertemperatur bis zu 42° Celsius. Der Frosch dagegen besitzt keine selbständige Wärme seines Blutes und seines ganzen Körpers. Der Körper ist zu klein, die Haut zu dünn, um seine Eigenwärme zu erhalten. Es erzeugt zwar jede Bewegung der Froschmuskeln Wärme, und es fehlt dem Körper des Frosches so wenig als dem unserigen an wärmebildenden Vorgängen; aber der Froschkörper tauscht die in ihm gebildete Wärme sofort mit der Wärme seiner Umgebung, sei es Luft oder Wasser, aus; er ist deshalb immer genau so temperirt wie seine Umgebung, er ist „wechselwarm" (Poikilothermie).

Als ich es nun wagte, trotz dieser Unterschiede aus den am Frosch beobachteten Kreislaufsstörungen Schlüsse auf das Wesen der fieberhaften Vorgänge der Menschen zu ziehen, durfte ich diese Schlüsse nur als sehr hypothetisch hinstellen und mußte auf Einwürfe gefaßt sein, welche auch in der That nicht ausblieben. Nun ist die Frage von dem Wesen der fieberhaften Vorgänge gewiß eine der wichtigsten, geradezu wohl die wichtigste Frage, mit welcher sich die medicinisch-wissenschaftliche Forschung in der nächsten Zukunft zu befassen hat, und es galt Methoden aufzusuchen, welche an warmblütigen Thieren, bei denen man Fieber künstlich hervorrufen kann, gestatten, den lebendigen Blutkreislauf mikroskopisch zu beobachten, seine fieberhaften Störungen festzustellen.

Hier sind aber große Schwierigkeiten zu überwinden. Die Hautdecke des Warmblüters, welcher er die Möglichkeit der Erhaltung seiner Eigenwärme verdankt, ist zu dick, um die Lichtstrahlen hindurchzulassen, welche die Haarröhrchen beleuchten müssen, damit sie einer mikroskopischen Untersuchung zugängig werden. Im Inneren des warmblütigen Körpers,

z. B. des Kaninchens, welches noch am leichtesten für solche Versuche zu benutzen ist, giebt es zwar zarte, durchsichtige und von Blutgefäßen durchzogene Häute, und bei der Wichtigkeit der gestellten Frage, von deren Beantwortung das Wohl und Wehe zahlloser fieberkranker Menschen abhängen kann, war man zweifellos berechtigt, auch auf Kosten von schweren Verletzungen des Versuchsthieres die inneren Organe für die mikroskopische Untersuchung freizulegen. Aber man stößt hier noch auf andere Schwierigkeiten. Die unumgängliche Verletzung erzeugt selbst durch den Einfluß der betroffenen Nerven schwere Störungen des Kreislaufs, welche man von den fieberhaften Störungen nicht gut unterscheiden kann. Ferner vertrocknen die zarten Häute, welche man unter das Mikroskop bringen kann, sehr schnell. So wird es nothwendig, zum Mikroskop, welches ohnehin für diese Zwecke schon allerlei Abänderungen erhalten muß, noch einen besonderen Befeuchtungsapparat hinzuzufügen. Kurz gesagt, diese Versuche sind unbequem, erfordern complicirte Vorrichtungen und sind unsicher im Ergebniß. Indessen ist es doch gelungen, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden.

Herr Dr. Balser, früher mein Assistent, lenkte meine Aufmerksamkeit auf das sogenannte dritte Auglid, welches bei vielen Warmblütern, z. B. bei Kaninchen, Hunden, Schafen, Vögeln aller Art, als eine ziemlich breite und dünne Duplicatur der Bindehaut des Auges entwickelt ist und am inneren Auglidwinkel sich befindet. Unseren gemeinsamen Bemühungen gelang es bald, einen Apparat zu construiren, welcher den Anforderungen entsprach. Auch fällt bei diesem Versuch jede Verletzung weg, mit Ausnahme des unvermeidlichen Durchführens einiger feiner Fäden durch den freien Rand des dritten Auglids, wobei indessen kein Tropfen Blut fließt. Die Fäden dienen dazu, das dritte Auglid auf einer brillenglasähnlichen Glasplatte zu befestigen. Wie wenig schmerzhaft dieser Versuch ist, wird dem Leser daraus erhellen, daß wir ihn oft an Lämmern anstellten, ohne daß es nothwendig wurde, die Thiere zu fesseln. Bei Kaninchen und Hunden, noch mehr bei Tauben ist die Fesselung freilich nicht zu umgehen; doch sind nach Vollendung der Beobachtung alle Thiere munter und unversehrt wie vorher und können überdies noch für die Dauer des Versuchs durch Aether betäubt werden.

Die Gefäße mit Einschluß der Haarröhrchen sind im dritten Auglid der genannten Thiere sehr schön zu beobachten. Man erkennt die rothen und weißen Blutkörperchen und kann ihre Bewegungen sehr gut verfolgen. So gelang es uns, an Warmblütern die am Frosch gewonnenen Ergebnisse zu bestätigen, mit Ausnahme geringer Unterschiede, welche aus der verschiedenen Größe der Blutkörperchen und der verschiedenen Lichtung der Haarröhrchen (welche beim Frosch durchschnittlich breiter als beim Warmblüter sind), sowie endlich aus der stärkeren Herzkraft der Warmblüter leicht zu erklären sind. Vor Allem konnten wir feststellen, daß bei dem Wund- und Eiterfieber bedeutende Störungen im Kreislauf sich entwickeln; die rothen Blutkörperchen ballen sich zu Klumpen zusammen, welche nur mühsam durch die Haarröhrchen gepreßt werden können, weiße Blutkörperchen häufen sich in den kleinen Gefäßen an und sperren den Kreislauf, endlich kommt es zu einem Stillstand des Blutes in vielen kleinen Gefäßen. Hiermit war ein wichtiger Schritt zur Aufklärung des Wesens der Wundfieber gethan.

Auch die Fledermaus wurde in den Kreis unserer Untersuchungen gezogen. Die breite und dünne Flughaut kann man wohl mit der Schwimmhaut des Frosches vergleichen, und schon vor Jahrzehnten ist der Kreislauf in den Flügeln der Fledermaus mikroskopisch beobachtet worden. Aber leider sind diese scheuen Thiere in der Gefangenschaft nicht zu erhalten; auch machen sie von ihren Zähnen einen unangenehmen Gebrauch, wenn man sie greifen will. Nach wenigen Versuchen mußte ich auf dieses Versuchsobject verzichten.

Seitdem ich begonnen hatte, die krankhaften Störungen des Kreislaufs am Frosch zu untersuchen, beschäftigte mich auch fortdauernd der Gedanke: ob es nicht möglich sei, am Menschen ein Hautgebiet auszumitteln, welches eine directe mikroskopische Untersuchung des Blutkreislaufs gestatten würde. Als ich mich 1873 mit der Untersuchung des Lungenkreislaufs

bei dem Frosch beschäftigte, entdeckte ich zufällig, daß man an der ganzen Hautfläche des Frosches, soweit sie nicht zu dunkel pigmentirt ist, also z. B. an der Bauchhaut und an den Oberschenkeln, die Netze der Blutgefäße und das in ihnen strömende Blut mikroskopisch unter auffallendem Licht untersuchen könne. Die gewöhnliche Methode der mikroskopischen Untersuchung im Allgemeinen benutzt durchfallendes Licht, d. h. man wirft mit Hülfe eines Hohlspiegels die Lichtstrahlen von unten nach oben durch das zu beobachtende Object in die Röhre des Mikroskops. Demgemäß muß das Object immer sehr dünn und durchsichtig sein. Das auffallende Licht muß in sehr schräger Richtung auf die Oberfläche des Objects fallen und von diesem selbst so nach oben reflectirt werden, daß die Lichtstrahlen in die Röhre des Mikroskops gelangen. Bei dieser Art der Untersuchung ist es gleichgültig, wie dick und wie undurchsichtig das Object ist, dessen Oberfläche wir untersuchen. Als ich nun die Oberhaut des Frosches mit auffallendem Licht auf ihre Kreislaufverhältnisse untersuchte, fand ich eine wesentliche Unterstützung in der Benutzung einer stark convexen (auf der Oberfläche gewölbten) Glaslinse, welche ähnlich den bekannten Brenngläsern die Lichtstrahlen sammelt und einen starken Lichtkegel auf die zu untersuchende Haut wirft. Diese Linse gewährt auch noch die Bequemlichkeit, daß man den Lichtstrahlen durch die Drehung der Linse diejenige Richtung geben kann, in welcher sie von der Oberfläche der Haut am besten in der Richtung der Mikroskopröhre abgelenkt werden.

Nachdem ich so das auffallende Licht für die Untersuchung des Hautkreislaufs am Frosch nutzbar gemacht hatte, erschien mir die Undurchsichtigkeit des menschlichen Körpers und seiner Theile als kein fundamentales Hinderniß mehr, um nun auch die mikroskopische Kreislaufuntersuchung auf die Haut des Menschen zu übertragen. Es ist bekannt, daß diese Undurchsichtigkeit nicht an allen Theilen unserer Haut vollkommen ist. Halten wir die Hand mit an einander gelagerten Fingern zwischen unsere Augen und eine Kerzenflamme, so sehen wir an den Fingerrändern das strömende Blut rosenroth durchschimmern, und bei starker Lichtquelle können die Finger im Ganzen roth durchscheinend werden. Am Ohr begegnen wir der gleichen Erscheinung, und es ist ein prächtiges, in Purpur getauchtes Farbenbild, welches man sich bei Durchleuchtung der Finger und der Ohrmuschel verschaffen kann. Man könnte nun die Hoffnung darauf setzen, daß eine beliebige Verstärkung der Lichtquelle das Durchscheinen bis zur Durchsichtigkeit steigern und so die mikroskopische Untersuchung des Blutkreislaufs ermöglichen würde. Aber die Lichtquelle wird außer den Lichtstrahlen noch Wärmestrahlen zu unseren Fingern senden, und wir würden unsere Finger uns hierbei verbrennen können. Eine Trennung der Wärmestrahlen von den Lichtstrahlen ist aber, obgleich an sich nicht unmöglich, doch für diese Art der Untersuchung nicht wohl ausführbar. Wir bleiben hier auf das auffallende Licht angewiesen, dessen Wärme- und Lichtstrahlen nicht den Körper durchdringen, sondern von seiner Oberfläche in die Röhre des Mikroskops abgelenkt werden müssen.

Wenn nun von der Zeit, in welcher sich bei mir der Gedanke ausbildete, mit auffallendem Licht den Blutkreislauf des Menschen zu untersuchen, bis zu der Zeit, wo dieser Gedanke mich zum gewünschten Ziel führte, sechs Jahre verstrichen sind — und zwar keines von ihnen verstrich, ohne daß ich nicht vergebliche Versuche in dieser Richtung angestellt hätte —, so wird der Leser erkennen, daß dem Forscher auf diesem Gebiete die Erfolge nicht mühelos zufallen, sondern daß er der Natur ihre Geheimnisse in schwerer Arbeit abringen muß. Wir glauben freilich nicht dem Worte Goethe's mehr, der einst der Naturforschung zurief:

„Was die Natur nicht offenbaren mag,
Das zwingt ihr nicht mit Hebeln und mit Schrauben.“

Zu straffer Thätigkeit und, wenn es sein muß, auch mit Hebeln und mit Schrauben dringen wir in das unendliche Gebiet der lebendigen Vorgänge ein und versuchen, was wir erzielen können, ohne den Zufall abzuwarten, in welchem die Natur vielleicht sich selbst uns offenbaren möchte.

Im letztvergangenen Winter ist es mir gelungen, die menschliche Unterlippe der mikroskopischen Untersuchung des Blut-

kreislaufs dienstbar zu machen.* Der Beobachtete sitzt auf einem Stuhl, an welchem ein Kopfhalter, ähnlich den Kopfhaltern, wie sie zu photographischen Aufnahmen unserer Porträts benutzt werden, befestigt ist. Der Kopfhalter wird durch eine Kinnplatte ergänzt, auf welcher das Kinn des Beobachteten sich aufstützt. Da nur die Innenfläche der Unterlippe wegen der glatten und dünnen Haut, durch welche sie sich auszeichnet, benutzt werden kann, so muß sie durch Lippenhalter nach außen gekehrt werden, ähnlich wie man durch zwei an den Mundwinkeln eingesetzte Finger die Innenfläche der Unterlippe nach außen kehren kann. Die Lippenhalter werden an die Kinnplatte befestigt. Ebenso hat hier auch die Linse, welche für das Sammeln der Lichtstrahlen bestimmt ist, in der richtigen Brennweite an der dem Fenster zugekehrten Seite ihre Befestigung. Endlich ist auch die Röhre des Mikroskops, welche wagerecht steht, an diese Kinnplatte befestigt, so daß das Mikroskop von selbst den kleinen Bewegungen des Kopfes folgt, welcher doch nicht ganz festgehalten werden kann. Der Beobachter sitzt auf einem Stuhl dem Beobachteten gerade gegenüber. Die Untersuchung ist für den Beobachteten mit keinem Schmerz, kaum mit einer Unbequemlichkeit verbunden. Kein Kranker, welchen ich einmal mit dieser Methode untersuchte, hat sich geweigert, die Untersuchung wiederholen zu lassen, und an kleinen Kindern habe ich gewiß 30- bis 40mal bei einem Kinde dieselbe Untersuchung angestellt, ohne daß ein Wort der Klage laut geworden wäre. Von einer Menschenquälerei kann hier so wenig die Rede sein wie bei irgend einer der gewöhnlichsten ärztlichen Untersuchungen, welche sich längst in die allgemeine Praxis eingebürgert haben.

Schon das unbewaffnete Auge erkennt an der nach außen gekehrten Innenfläche der Unterlippe in der glatten, leicht spiegelnden Fläche der Schleimhaut zierliche Verzweigungen der kleinen Blutgefäße. Jeder Leser kann sich vor einem gut beleuchteten Spiegel eine Anschauung von diesen Gefäßnetzen an der eigenen Unterlippe verschaffen. Zur mikroskopischen Untersuchung muß das Mikroskop mit sehr gut gearbeiteten Linsen ausgestattet sein, welche bei freilich nur geringer Vergrößerung (50- bis 100fach) ein sehr scharfes und lichtstarkes Bild geben. Man erkennt sofort die Haarröhrchen in ihren zierlichen, oft korkzieherartigen Windungen. Bei gesunden Menschen ist der Strom des Blutes so schnell und so regelmäßig, daß man bei dem ersten Blick einige Mühe hat, in den engen Haarröhrchen die einzelnen rothen Blutkörperchen zu erkennen; indessen überwindet das geübte Auge schnell diese Schwierigkeit. Die rothen Blutkörperchen erscheinen als kleine Kügelchen, welche durch die engen Haarröhrchen hindurchperlen. Eines folgt dicht dem anderen; das Bild ist so fein und zierlich, daß es dem Beobachter, der es zum ersten Mal sieht, oft einen Ruf des Erstaunens ablockt. Auch in den kleinen Pulsadern und den kleinen Venen, welche engmaschige Netze bilden, ist das Strömen des Blutes deutlich erkennbar.

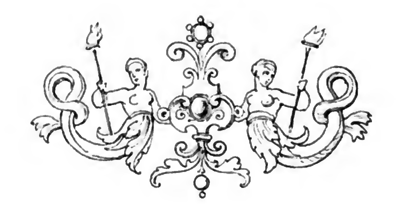
In der kurzen Zeit, in welcher ich diese Methode der Untersuchung übe, gelang es mir, die am Frosch und am warmblütigen Thier gewonnenen Erfahrungen über Störungen des Kreislaufs in vielen Richtungen zu bestätigen und zu ergänzen. Ich konnte aber auch schon Kreislaufstörungen an der Lippe des kranken Menschen beobachten, welche mir deshalb im mikroskopischen Bild noch unbekannt waren, weil man die betreffenden Krankheiten bis jetzt noch nicht an Versuchsthieren hervorrufen konnte. Besonders aussichtsvoll ist die neue Untersuchungsmethode für die Erkenntniß einer Krankheitsgruppe geworden, welche in der Lähmung der kleinen Gefäßnerven und in der hierdurch bedingten Lähmung der Gefäßmuskelzellen sich kennzeichnet. Diese Gefäßmuskelzellen sind es, welche bei der Einwirkung des Schrecks auf den gesunden Menschen die Lichtung der kleinen Pulsadern durch ihre Zusammenziehung so verengen, daß das Gesicht blutleer oder, wie man zu sagen pflegt, leichenblaß wird. Erfolgt aber in diesen Muskelzellen eine geringere und langsam fortschreitende Zusammenziehung, welche den Weg von der größeren Pulsader zur kleineren nimmt, so wird hierdurch die

* Die Cheilangioskopie, eine neue Untersuchungsmethode zu physiologischen und pathologischen Zwecken. (Centralblatt für die medicinischen Wissenschaften 1879, Nr. 13 u. 14.)

Schnelligkeit des Blutstroms beschleunigt. In der Zusammenziehung der Muskelzellen liegt neben der Triebkraft des Herzens, welche wir früher als die wesentlichste der blutbewegenden Kräfte würdigten, die nächst bedeutende Kraft, welche das Blut und die Blutkörperchen vorwärts treibt. Sind die Muskelzellen gelähmt, so erweitert sich die Blutbahn, und die Bewegung der rothen Blutkörperchen verlangsamt sich. Solche Störungen vermögen wir jetzt an der Unterlippe deutlich zu erkennen.

Ein besonders wechselvolles und auffälliges Bild gewähren die Blutgefäße der Unterlippe, wenn Kranke an schweren Eiterungen entlegener Körperstellen, z. B. am Knie, leiden. Große Haufen weißer Blutkörperchen werden von den kleinen Pulsadern in die Haarröhrchen getrieben und klemmen sich bald ein, bald passiren sie mühsam, und in dem ruhigen Strom der kleinen Venen erkennt man deutlich die weißlichen Klumpen, welche sich von dem rothen Strom scharf abheben und dann weiter zum rechten Herzen ziehen. Schon lange haben wir vermuthet, daß die Eiterung solche Störungen in dem gesammten Kreislauf hervorruft; heute aber wissen wir, daß dem so ist. Wie in den Gefäßen der Lippe, so werden auch an allen Organen des gesammten Körpers ähnliche Störungen bestehen; das Eiterfieber ist uns kein Geheimniß mehr.

Wohl weiß ich, daß der Schritt, durch den es mir gelungen ist, die mikroskopische Untersuchung des lebenden Kreislaufs auf den Menschen zu übertragen, nur eine Etappe auf dem Wege ist, welcher uns zu einer immer genaueren und schärferen Kenntniß der krankhaften Kreislaufsstörungen führen muß. Die ärztliche Pflicht, welche uns, damit wir der Krankheit wirkungsvoller entgegentreten können, die Pflicht der genauesten Krankheitserkenntniß auferlegt, treibt uns fort auf der betretenen Bahn. Wenn ich nun täglich das Mikroskop auf das Gewirre der Blutgefäße lenke und die Blutkörperchen in Millionen vorübereilen sehe, dann durchströmt mich eine Empfindung, wie sie auch im Astronomen rege werden mag, wenn er sein Fernrohr zum bestirnten Himmel und zu den Nebelhaufen der Sterne ferner Welten richtet: die Empfindung der staunenden Bewunderung der Schöpfung, welche im großen Weltraum wie im kleinen lebenden Organismus so Wunderbares schuf — aber auch das Gefühl der Freude, daß ich mithelfen durfte, diese Wunder des Lebens unserem Auge näher zu rücken — und endlich das Gefühl der Zuversicht, daß der Weg gewonnen wurde, auf welchem spätere Geschlechter in harter Arbeit zu einer noch besseren Erkenntniß der lebendigen Vorgänge vordringen werden.



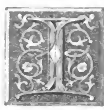


Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Am Bodensee.



Ich fahre in meinen Erinnerungen fort* — mitten in einem neu aufblühenden sonnigen Frühling und der üppigen grünen Lenzesfülle, die mein einsames Haus umgiebt, fahre ich fort, die Gedanken an Todtes und Geschwundenes zu heften und die Bilder weit entrückter oder längst dahingegangener Gestalten vor mir heraufzurufen. Es ist eben ein unwiderstehlicher Drang in uns, das Flüchtige dauernd zu machen und das Hinschwindende wenigstens im Gedanken festzuhalten; wir fühlen Alle eine innere Empörung gegen das Gesetz der Vergänglichkeit dessen, was uns theuer war, und fühlen dies Gesetz gerade so grausam und unserem inneren Wesen widersprechend wie das abscheuliche Gesetz des Todes, der nur zu oft der Menschen Leben endet, als sei dies die Erfindung eines schlechten Romanschreibers, welcher seine Figuren umbringt, weil er nicht weiß, was weiter mit ihnen machen. Das erste Recht des Lebenden ist eben zu leben. In jenem Drange aber errichtet man Denksäulen verdienter Männer, hängt große Bilder bedeutungsvoller Ereignisse in Museen auf, erzählt den Enkeln von der Welt von einst, hütet wie kleine Schätze allerlei Briefblätter, Sträuße und Andenken oder — schreibt gar seine Lebenserinnerungen und fängt mit allem dem doch nur Wasser mit den Händen! Der Strom der Zeit rauscht weiter und weiter von dem Gewesenen fort und reißt die Gedanken der Menschen mit sich; die jüngere Generation versteht schon die voraufgegangene ältere nicht mehr, und die jüngste kennt sie nicht mehr!

Wenn ich auch mit einer bewundernswürdigen Sorglosigkeit in den Tag hineinlebte in jener Zeit, von der ich erzählt habe, so wurde mir das Leben darum doch gerade nicht leicht. Es war eine schwere Aufgabe, von der Literatur leben um die Zeit von 1840. Bücher hat man ja nie gekauft in Deutschland — es gehörten damals gar Jahre dazu, bis von Immermann's Münchhausen 400 Exemplare abgesetzt waren —, aber damals kaufte man auch keine Journale und keine Zeitungen. Heine rühmt in seinen Briefen aus Berlin (1822) dem Gubitz'schen „Gesellschafter" nach, er habe es als das beste und gehaltreichste Blatt Deutschlands zu einem Absatz von 1500 Exemplaren gebracht; 1840 war das Cotta'sche Morgenblatt jedenfalls das vornehmste und bestredigirte; aber selbst unter der Leitung Hermann Hauff's, des geistreichen und gelehrten Bruders von Wilhelm Hauff, hat es dies Journal, ich glaube, nie zu 2000 Abonnenten gebracht! Die Honorare waren demgemäß äußerst schwach. Unter diesen Umständen durfte man nicht bettelstolz und arbeitscheu, nicht wählig

* Siehe Bd. XLXXX, Oct. bis Dec. 1877.

und eigensinnig sein und sich darauf versteifen, bloß seinem „inneren Genius“ gehorchen und nur das schreiben und schaffen zu wollen, wozu man Drang und Stachel in sich fühlte; man mußte das begeisterte Ergriffensein von irgend einem Stoffe, einem Gedanken in sich zu beherrschen wissen, um, wenn Herr von Cotta dazu aufforderte, Briefe für die Allgemeine Zeitung oder Correspondenzen für das Morgenblatt zu schreiben. Es wäre thöricht, solche Lohnarbeit des Schriftstellers entwürdigend nennen zu wollen. Um leben zu können, sind Uechtritz und Immermann Landgerichtsräthe gewesen, und ein Dutzend Andere haben sich in Staatsämtern mit der Lohnarbeit in ihren Acten geplagt; Grillparzer hat viel dichterische Weihestunden seinen Archivalien opfern müssen und Platen Recruten exercirt; wie viele gepriesene Männer sind aus dem Staub und Qualm dumpfer Schulstuben oder Auditorien, worin sie sich mit einer stumpfsinnigen und hartköpfigen Jugend abzuplacken hatten, „Abends auf den Helikon“ gestiegen! Selbst Schiller hat sich der bestellten Lohnarbeit unterziehen müssen, und was Lessing in dieser Beziehung geleistet, darüber unterrichtet Simes uns. „Ich dien',“ ist heute noch auf dem Wappenschilde des Prinzen von Wales zu lesen — einst war es der Wahrspruch, worin der Geist des Ritterthums sich zusammenfaßte —, und ich habe damals, wenn ich einem Verleger oder Redacteur diente, meine Sosier nicht viel schlimmer gefunden, als mancher mittelalterige Lehnsherr auch sein mochte. Mit solcher Fügsamkeit, gesellt zu jugendlichem Gott- und Selbstvertrauen, ließ sich das Leben denn so gestalten, daß seine Sorgen nichts unmittelbar Hemmendes und Störendes haben konnten. In der blauen Nebelferne der Zukunft sah ich zwar weder goldene Berge, noch setzte ich mir große Ziele des Ehrgeizes, „des Schweißes der Edlen werth“; aber ich lebte wohlgemuth in die Zukunft hinein, mit Selbstvergessenheit dem objectiven Stoff, der mich beschäftigte, hingegeben mit jenem Mangel — oder mit jenem Uebermaß? — an Ichsucht eines richtigen Westfalen, der von der Welt nichts verlangt, aber auch nicht von ihr gestört sein will. Die Stunden der Nachmittage wurden auf langen einsamen Spaziergängen durch die der Stadt zunächst liegenden Wälder zugebracht, die Abende im kleinen Zimmer bei der Studirlampe mit der Aufgabe, irgend eine Begeisterung in Vers und Reim zu bringen, ein Drama aufzubauen, irgend ein neues Buch zu verschlingen. Darüber vergaß ich die Welt und ihre Bedingungen. Ein Mal in der Woche kam die alte Botenfrau und brachte einen Brief, ein Packet mit durchlesenen Büchern von Annette v. Droste, worauf ich durch eine Sendung von neuen antwortete; ein Mal in jeder Woche auch, am Dienstage, wanderte ich nach Tisch zu ihr hinaus, über Ackerkämpe, kleine Haiden und durch ein Gehölz, an dessen Ende ich oft ihre zierliche kleine Gestalt wahrnahm, wie sie ihre blonden Locken ohne Kopfbedeckung dem Spiel des Windes überließ, auf einer alten Holzbank saß und mit ihrem Fernrohr nach dem Kommenden ausblickte. Ich wurde dann zunächst in ihrem Entresolzimmerchen mit dem classischen westfälischen Kaffee gelabt, ein Teller mit Obst stand im Sommer und Herbst daneben — eine kleine Streiferei in der nächsten buschreichen Umgebung des Hauses wurde dann gemacht; zu dem ihrem Bruder gehörenden alten Hause Schenking z. B., wo von der Pächterin ein frisches Gänseei requirirt wurde, das Annette mit einem verwegen starken Zusatz von Zucker zu einem vortrefflichen Crème verarbeitete und das verzehrt wurde im Schatten irgend einer alten Wallhecke oder Eichengruppe. Sie führte dabei zumeist ihren leichten Berghammer bei sich, und wir kehrten selten heim, ohne daß mir alle Taschen von allerlei Kieseln und Feuersteinen und anderen Raritäten gestarrt hätten — aber ich erinnere mich nicht, daß eines dieser kostbaren Dinge je zu etwas Anderem gedient hätte, als später genauer gemustert und wieder zum Fenster hinausgeworfen zu werden. Wenn schlechtes Wetter oder gar Winterschnee diese Streifereien unmöglich machten, flossen die Stunden nicht minder darum mit Windeseile vorüber, verplaudert in dem stillen Stübchen, das Annette ihr „Schneckenhäuschen“ nannte und das so bürgerlich schlicht eingerichtet war wie möglich. „Ein Instrument,“ so schildert eine Freundin Annettens sehr

gut den Raum, „noch aus der Kindheit des Clavierbaues stammend, das wegen seines leisen Harfentones sich besonders zur Begleitung des Gesanges eignete und deshalb von der Dichterin sehr geliebt wurde, stand neben einem großen häßlichen Sopha und einem unpolirten Tische; auf demselben befanden sich stets mehrere Porzellanschalen mit frisch gepflückten Feldblumen und Haidekräutern. Ein Schreibzeug hatte kümmerlich zwischen ihnen Raum; Briefcouverts und Papierschnitzel lagen daneben, um zu Concepten für die herrlichen tiefsinnigen Gedichte verwendet zu werden. Mit völlig unleserlichen kleinen eigensinnigen Buchstaben wurden diese niedergekritzelt, eine Runenschrift, die von der Schreiberin selbst kaum entziffert werden konnte. Auf dem großen schwarzen Sopha pflegte sie mit untergeschlagenen Füßen zu sitzen, um abwechselnd zu träumen, zu dichten und zu schreiben. Wenn ein Besuch zu den Auserwählten ihres engen Kreises gehörte, also die Hausgeister der Behaglichkeit und Zutraulichkeit nicht verscheuchte, blieb sie ihrer kauernden Stellung getreu, und man durfte sich am Fußende des großen Sophas ebenfalls bequem einrichten, um ein unvergleichliches Plauderstündchen mit ihr zu feiern. Man mußte immer wieder von Neuem mit einem Gemisch von Staunen, Bewunderung, Ergötzen und liebender Verehrung in ihr merkwürdiges Sibyllenantlitz schauen. Schon hatte das nahende Alter seine Netzlinien in die feine Haut gezogen; aber das goldene Haar glänzte noch ohne Silberfäden, und das blaue Nixenauge, das in die Geisterwelt hinüberzusehen schien, hatte noch jugendlichen Glanz." — Es wurde bei unseren Plaudereien Abend, es wurde Nacht, und nun wiederholte sich oft ein Phänomen, welches etwas vom Reiz des Spukhaften hatte. Unter dem Zimmer von Annette befand sich das Gesindezimmer, worin in den Abendstunden die Beschließerin und die Hausmagd ihre Spinnräder drehten, während Hermann, der Knecht, und Trimm, der schwarze zottige Hausköter, ihnen Gesellschaft leisteten. Das Schnurren der Räder, das Wechseln der Stimmen war den ganzen Abend hindurch in dem darüber liegenden Zimmer deutlich vernehmbar. Gegen sieben Uhr verstummte es, die Leute nahmen ihre Abendmahlzeit und rüsteten sich dann, zur Ruhe zu gehen — aber seltsam, wenn sie längst sich zurückgezogen hatten, wenn nach und nach eine immer tiefere Stille, ein lautloses Schweigen in die Räume eingezogen war, begann das Räderschnurren, das dumpfe Stimmenwechseln von Neuem — zumeist von uns unbeachtet, weil eben das Geräusch ein so gewohntes, vertrautes war, bis die Seltsamkeit der Erscheinung plötzlich dem Einen oder Anderen von uns auffiel, auch wohl eine da unten vorgenommene Untersuchung Alles wieder todtenstill machte und uns unsere „Gehörhallucination" zeigte.

Annette v. Droste erzählte sehr gern und erzählte vortrefflich, und wie es bei zwei Leuten, welche von der Natur mit einem bedeutenden Organ für das Wunderbare heimgesucht waren, natürlich, wandten sich diese Erzählungen nicht selten allerlei Geschichten aus dem Gebiet des Visionären und der Geisterwelt zu, und hatten einen um so größeren Reiz, weil wir Beide, Zuhörer wie Erzählerin, uns selber nicht recht im Klaren darüber waren, ob wir an die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Erscheinungen und Thatsachen aufrichtig glaubten oder nicht; es war diesen Dingen gegenüber eine Gemüthsstimmung, ein Glaube in uns, der einer jener Weiherblumen glich, die darum nicht weniger berauschend dufteten, weil sie nicht im festen Boden wurzeln, sondern mit ihren zarten gebrechlichen Fäden tief im beweglichen und schwankenden Grunde des Wassers. Der Wunderglaube, genährt durch unzählige Geschichten von Vorgeschichten und second sight-Erlebnissen, gehört jedenfalls einmal zu den Besonderheiten des heimischen Stammescharakters — und es hat mich noch jüngst gefreut, in einer großen Gesellschaft inmitten einer geräuschvollen Weltstadt, in einen stillen Plauderwinkel zurückgezogen, darüber die rührendsten Geständnisse tauschen zu können mit dem größten plastisch bildenden Künstler, den Westfalen hervorgebracht hat, und in dessen Phantasie aus der Jugendzeit Phänomene und seltsame Mären haften geblieben waren, genug, um ein ganzes Buch zu füllen.

Wovon aber niemals zwischen uns die Rede war, das ist der religiöse Glaube oder gar kirchliche Fragen. Annette klam-

merte sich, wie es ihr „geistliches Jahr“ beweist, mit einer krankhaften Seelenangst vor den schwindelerregenden Abgründen, die die Skepsis vor uns aufreißt, an den kirchlichen Glauben an, weil sie seiner bedurfte, und war überzeugt, daß die Welt seiner bedürfe. Aber sie scheute es, dem Glaubensstoff selber mit forschenden Blicken und kritischem Auge nahe zu treten; sie sprach nicht davon, sie ließ es ruhig zu, daß ich mich damals in Strauß' Leben Jesu vertiefte, sie ließ Jedem seine Meinung, so lange diese nur mit Pietät gegen den Glauben der Väter sich vertrug — so lange war ihr Jude, Türke und Christ völlig gleich und jedes religiöse Thema ein noli me tangere. Auch hat sie sich nie auch nur eine Minute lang einer Sorge um mein Schicksal in der anderen Welt hingegeben — weit mehr der um mein Schicksal in dieser und um meine Unbekümmertheit, was die Erringung irgend einer Stellung, das Eintreten in irgend eine bestimmte Laufbahn anging.

Ich muß hier nachholen, daß ich etwa im Jahre 1838 mich vorschriftsmäßig mit einer Immediateingabe an den König Friedrich Wilhelm III. gewendet und die Bitte um die Erlaubniß vorgetragen hatte, nachdem das Schicksal mir die Heimstätte im hannoverschen Nordwestfalen geraubt, jetzt, als einer alten Familie des Münsterlandes angehörig, auch hier bei einem preußischen Obergericht mich zum juristischen Examen melden und in den preußischen Justizdienst treten zu dürfen. Aber — natürlich auf den Bericht der Behörden — schlug mir ein blaues Cabinetsschreiben meine demüthige Bitte kurzweg ab. Ich war ja kein preußisches Landeskind, ich war ein Fremder! Die guten Behörden! Sie selber waren seit 1814 in unserem Lande, von dem sie nicht gerade sehnsüchtig herbeigerufen worden, etablirt; ich konnte schwarz auf weiß oder besser auf gelb, auf gutem gelben Pergament, beweisen, daß allermindestens seit dem 13. Jahrhundert meine Vorfahren* im Lande gesessen; trotzdem war ich der Fremde und konnte deshalb nicht zugelassen werden in den magistralen, vielleicht mit Pommern, Schlesiern und Lausitzern gemischten Kreis um den grünen Tisch im alten Stammlande meines Geschlechts. Wie schon gesagt, es kränkte mich nicht sehr, und seitdem danke ich Gott, daß es so gekommen; aber es hat mir doch einen tiefen Eindruck insoweit hinterlassen, als mir seitdem mit der Vorstellung von irgend einem Gesuch an ein Organ der regierenden Gewalt sich auch die Vorstellung von einem abweisenden Bescheide, einer gründlich abschlägigen Antwort verbindet. Die jetzige Generation ist glücklicher darin, scheint es, wie denn ja auch so Vieles besser geworden; ich selber habe jedoch keine Gelegenheit gehabt, Erfahrungen darüber zu machen!

Wie gesagt, der blaue Cabinetsbrief kränkte Annette v. Droste mehr als mich. Aber allmälig, nach mehrerer Jahre Verlauf, wo unterdeß keine andere bürgerliche Laufbahn ihre glückverheißenden Thore vor mir erschlossen — um so weniger, als ich auch seit jener Zurückweisung an keine mehr angeklopft —, war sie mit der Lage der Dinge ausgesöhnt oder darein ergeben, wenn sie in ihrer mütterlichen Sorglichkeit auch in eine furchtbar ungewisse und mit schwerer Lebensmühe verbundene Zukunft für mich blickte. Und darin hatte sie ja leider um so mehr Recht, als wir 1840 schrieben und noch inmitten jener schönen Zeit standen, wo in dem großen wohlgepflegten Garten des Gesammtlebens der Nation der Schriftsteller von oben her als eine Art Unkraut betrachtet wurde, das entweder unnütz oder geradezu schädlich, die reine böse Nessel war; wo in den herrschenden Regionen der lebenden Literatur gegenüber eine Art zu empfinden vorwaltete, welche so offenherzig jener büreaukratische Jubelgreis aussprach, dem seine Büreaubeamten zu seiner Feier ein schön auf Seide gedrucktes Gedicht überreichten und der darauf erwiderte: „Wollen Sie mir das nicht schriftlich einreichen?“ Wo also nicht daran zu denken war, daß der unzünftige, keine wissenschaftlichen Ziele verfolgende, der unabhängig seiner Natur und Anschauungsweise treu bleibende Schriftsteller es jemals zu einer Stellung bringen oder auf einen grünen Zweig kommen werde. Ob diese Sorte Menschen, die freilich in ihren

* Der Name derselben findet sich zuerst in dem „Goldenen Buche“ der im 9. Jahrh. gegründeten, auch durch ein anderes niederdeutsches Sprachdenkmal, das Heberegister, berühmten Abtei Freckenhorst.

Dramen, in ihren Gedichten und in ihren Romanen, in ihren Essays und in ihren Zeitungsartikeln der allgemeinen Stimmung ihren Ton, der Gedankenströmung der Zeit ihre Farbe und dem nationalen Leben viel von seinem Inhalt gaben oder, wenn dies zu viel gesagt ist, doch ihn zum Bewußtsein brachten, ob sie hungerten oder dürsteten, ob sie starben oder verdarben, war den ausschließlich herrschenden Classen vollständig einerlei; da, wo ihre Opposition zu laut, ihr Einfluß zu offenbar, ihre Wirkung zu sichtbar, der Widerhall ihres Wortes zu vernehmlich wurde, jagte man sie fort und über die Grenze; man warf sie zur Thür hinaus und trieb dies so lange, bis sich endlich in den Asylen solcher Verbannten, namentlich in Paris, eine Gesellschaft zusammenfand, welche Physiognomien von der rührendsten Harmlosigkeit, Menschen von der anstößigsten Bescheidenheit ihrer politischen und socialen Ideale aufwies, aber lauter Verfolgte und Verfehmte. Das hielt sie nicht ab, von jenseits der Grenzen aus auf die öffentliche Meinung daheim zu wirken und die Regierungen dann zu Gegenmaßregeln zu stacheln; diese armen Regierungen, welche ihres Lebens nicht mehr froh wurden, ganz so wie bei Dickens die vielgeplagte Mistreß Soundso in ihrem Kampfe mit den „Donkeys“. Und wenn heute das lächerliche Bemühen, den Volksgeist mundtodt zu machen, dem vernünftigeren Bestreben gewichen ist, dem Volksgeist und seinen nationalen Forderungen gerecht zu werden, so sind wir doch noch ziemlich entfernt von der würdigeren Art und Weise den Schriftsteller zu betten, womit andere Nationen uns beschämen sollten. Wir sind ein „Volk von Dichtern und Denkern“, das heißt im großen Ganzen ein Volk, an dessen Wiege als brave Tanten viel achtbare Tugenden, aber nicht als liebliche Schwestern die Grazien gestanden haben; und so viel Idealismus in einzelnen Köpfen bei uns herrschen mag und so stolz wir auf unseren Idealismus sein mögen — im großen Ganzen herrscht der Idealismus bei uns unendlich weniger als bei den Italienern, diesen Erstgeborenen der modernen Cultur, diesen Erben hoher Civilisationsgedanken; als bei den Franzosen, diesem Volke, bei dem zwischen dem begeisterten Gedanken und der That lange nicht der unendlich weite Weg liegt, der beide in Deutschland trennt; ja als bei den nüchtern praktischen Söhnen Englands sogar, bei denen der Idealismus an der Hand ihres Patriotismus eingezogen ist, nach der alten Regel, daß, wenn man einer Tugend die Thür öffnet, die anderen alle mit eintreten. Und mit diesem Idealismus respectiren diese Nationen die Vertreter desselben — ihre Geltung bei ihnen ist eine vollständig andere als bei uns; in Italien würde sich Niemand verwundern, wenn ein einfacher Dramendichter wie Pietro Cossa zum Senator des Königreichs ernannt würde, und einstweilen laden ihn Municipien berühmter Städte ein, ihr Gast zu sein; in Frankreich hat man für Romanschreiber, dramatische Autoren, Essayisten eine Akademie, und für Publicisten Präfecturen und andere Stellungen; in England ist ein Romanschreiber in diesem Augenblick Premierminister und giebt England seinen alten halbverlorenen politischen Einfluß wieder; ja selbst Spanien beschämt uns, der jetzige Besitzer der berühmten Farnesina in Rom, der Herzog von Lema, hat als Madrider Literat begonnen und dann einen Gesandtenposten erhalten. Und in Deutschland?

Aber genug davon — wenn die Rosse nicht am verkehrten Ende aufgezäumt werden sollten, wozu hätten wir dann die Zäume erfunden. Auch will ich ja nur zeigen, daß es im Jahre 1840 eine noch unendlich bedenklichere Sache war, sich von dem Hange zu unabhängigem Schaffen in eine bahnlose Zukunft locken zu lassen als heute; und was die Stellung des deutschen Schriftstellers innerhalb seiner Nation angeht, so hat sie ja auch das ganz Gute, ihn bald erkennen zu lassen, daß er eben „die Welt in seinen Freunden sehen“ muß. Damit kehr' ich zu meiner mütterlichen Freundin zurück und zu dem sehr erfreulichen Gedanken, den Annette von Droste mir im Sommer 1841 mittheilte. Es war bestimmt, daß sie den Winter bei ihrer Schwester auf der jetzt von ihrem Schwager Laßberg erstandenen und bezogenen Meersburg am Bodensee zubringen sollte, und sie machte mir klar, daß ich recht wohl ihr

dahin nachfolgen könne, wenn ich übernehmen wolle, die reiche und durch ihre Schätze berühmte Bibliothek ihres Schwagers zu katalogisiren; ich war von Herzen damit einverstanden, und nachdem sie im August aufgebrochen, rüstete auch ich mich zur Reise gen Süden. Ich nahm Abschied von dem nächsten Freundeskreis, von den Verwandten, wanderte zum letzten Male durch die noch sommerlichen Wälder, durch welche ich so oft, den Kopf voll Träume und Schäume, das Herz voll von mitleidswürdigem Optimismus, geschweift war und sang dem guten Westfalen, das ich für ein Decennium nicht wiedersehen sollte, bewegt mein Abschiedslied:

O, sei gegrüßt zum Scheiden,
Du Heimath, gute Nacht!
Mit deinen sonn'gen Haiden,
Mit deiner Wälder Pracht!
Wie deine Hünensteine
Fest in uralter Treu,
Wie Tauben deiner Haine
Verschlossen, rein und scheu!

Mir gieb zum Angedenken
Dies Laub, dem Zweig entrafft,
Am Hute will ich's schwenken
Auf meiner Wanderschaft;
Mir unters Haupt es legen,
Träum' ich am fernen Strand, —
Noch einmal: Gottes Segen!
Gegrüßt, gegrüßt mein Land!

* * *

Rheinaufwärts ging dann die Fahrt, an dem jetzt wie leer stehenden Unkel vorüber, nach Frankfurt, und in der schaukelnden Postkutsche weiter nach Arheiligen; ich muß diese Station nennen, denn sie hatte damals eine Merkwürdigkeit — in der Ecke hinter dem großen Kachelofen der Passagierstube das alte verhutzelte Männchen, das mysteriöse Wesen, das Niemandem eine Antwort gab und von dem erzählt wurde, daß es schon seit ich weiß nicht mehr ob einem halben oder ganzen Jahrhundert just ebenso alt Abends da hinter dem Ofen hocke. So gelangte ich an mein erstes Reiseziel, welches Freiligrath's damaliger Wohnsitz, Darmstadt, war. Ich fand ihn als glücklichen Gatten, im Schatten der katholischen Kirche, einer wunderlich verschlossen und menschenfeindlich aussehenden Rotunde, wohnend, und in der Stille einer merkwürdig friedfertigen Stadt, die ganz danach angelegt war, einen schweifenden Dichtergeist auf correcten, schnurgeraden Bahnen zu erhalten. In der That hatte der theure Freund damals nichts Besseres vor, denn als friedfertiger solider Hausvater, der er geworden, die Poesie seines Genius streng bewacht zu halten von der Prosa eines bürgerlich vernünftigen Lebensganges; er arbeitete, viel mit englischer Literatur beschäftigt, er bereitete die Herausgabe eines Immermanns-Albums vor, einer Zeitschrift, „Britannia", welche die englische und deutsche Literatur vermitteln sollte, aber trotz vieler Arbeit und vielen Mühen dafür nicht zur Verwirklichung kam. Zum Bekanntenkreise Freiligrath's gehörte Louise von Plönnies, eine stille, begabte Dichternatur, die eben auf einer Reise durch Flandern viel gefeiert worden war, weil sie in Deutschland für eine wärmere Theilnahme an den vlämischen literarischen Auflehnungen wider die geistige Herrschaft der „Franskillons" und das Erwachen des germanischen Volksbewußtseins dort thätig gewesen war. Ihre treffliche dichterische Bearbeitung eines höchst interessanten niederländischen alten Volksbuches, welches den Titel trägt: „Eene schoone historie van Mariken van Nimweghen — hoe sy meer dan seven jaren met den duyvel woonde ende verkeerde. T'Antwerpen 1615" hat nicht die Beachtung gefunden, welche sie verdiente, wenn der Dichterin auch nicht gelungen ist, die Gestalt der Teufelsbraut Mariken zu etwas wie einem weiblichen Faust zu vertiefen. Und sodann Eduard Duller, dem ich befreundet wurde — der Herausgeber des in Frankfurt erscheinenden „Phönix", der Geschichtschreiber der Maria Theresia, des Erzherzogs Karl und des deutschen Volkes, Bücher, welche er nebst einer Anzahl Gedichte, Romane und Novellen mit seinem unbändigen Fleiße in unglaublich kurzer Zeit zu Tage zu fördern pflegte; ein aufgeregter, enthusiastischer, herzensguter, magerer blonder Mann, der aus Wien stammte und um seiner freiheitsbedürftigen Seele willen von da ausgewandert war „ins Reich", wo man damals freilich freiheitsdurstigen Seelen auch keinen Labetrank credenzte, aber den guten Duller doch gründlich harmlos

fand. Er war zuerst nach Trier gewandert, wo Friedrich Sallet seinem Enthusiasmus noch ein gut Theil seiner eigenen krankhaften Forcirtheit hinzugefügt hatte; jetzt lebte er in Darmstadt, ohne trotz alles seines Fleißes auf einen grünen Zweig kommen zu können, und verbiß sich endlich in den Gedanken, in dem Deutsch-Katholicismus liege eine Zukunft nationaler Befreiung von Rom; in der Begeisterung dafür wagte er sich in Heidelberg in ein theologisches Examen, das er richtig bestand, und wurde Pfarrer der deutsch-katholischen Gemeinde zu Mainz, wo er 1853 starb. — —

Als ich dann die Reise fortsetzte, die Bergstraße hinauf, über Freiburg, Donaueschingen, durch das Höhgau, machte mir, dem Flachländer, diese Welt des äußersten Südens von Deutschland einen lebhaften und bleibenden Eindruck. Für neue Naturscenerien ist mir immer die Eindrucksfähigkeit eines jugendlichen Gemüths geblieben, welches mit seiner Zugänglichkeit für alle Illusionen im Theater eine neue phantastische Decoration erblickt und aus dieser eine innere und symbolische Bedeutung herausfühlt, je nach der Handlung, welche sich vor derselben abspielt. Ich dachte in jeder an die Dramen der Geschichte, welche sich darauf abgespielt hatten oder hätten können — eine Gegend ohne historische Weihe war mir deshalb auch immer ziemlich interesselos, und ich habe nie den Wunsch empfunden, neue, spät entdeckte Continente zu besuchen, während ich mich stets gesehnt habe, das alte Urland der Menschheit, das Wiegenland der arischen Stämme, den Ganges und das heilige Land Indra's zu sehen.

Solch eine Richtung konnte sich nur steigern und verstärken in der Welt, in welche ich gerieth und die mich fremd und doch so heimathlich anmuthete. Es war dunkel geworden, als ich, von dem reizenden alten Reichsstädtchen Ueberlingen herkommend, vor dem Posthaus im oberen Meersburg abgesetzt wurde; in nächtlichem Dunkel schon schritt ich über die Holzbrücke, welche über den tiefen, in die Felsen gehauenen Burggraben des alten Schlosses an das Burgthor führt. Unten in der Tiefe rauschte eine Mühle, glänzten die Lichter des am Seeufer liegenden unteren Theiles des Städtchens und drüber weithin leuchtete im Sternenlicht wie matter Stahl die Fläche des Bodensees. Ein alter Burgwart öffnete das Einlaßpförtchen; sein Laternenlicht fiel in dem langen niederen Thorgewölbe, das ich betrat, auf eine Tafel mit einem großen Beil über einer ausgestreckten Hand und der Unterschrift „Burgfrieden", und dann in die tückischen Augen eines schwarzen Hatzrüden, der mich höchst mißtrauisch anschnupperte. In den Hof herab, der sich gegen den See hin öffnete, fiel der Lichtschein der erhellten Wohngemächer im ersten Stock des Burggebäudes; im Inneren führte eine Holztreppe zu ihnen empor, und ich stand bald vor dem alten Freiherrn, dem letzten zum Ritter geschlagenen Manne im römischen Reiche und berühmt als „Meister Sepp von Eppishusen" bei allen schwäbischen Geschichtsfreunden und bei allen Germanisten in deutschen Landen. Eine hohe, trotz seiner Jahre sich straff aufrecht haltende Gestalt mit einem schönen, ausdrucksvollen Kopfe, mit edlen, aber mehr strengen und verschlossenen als offenen Zügen, mit weißem Haar unter einem rothen Käppchen und in einem grünen Schnürrock erhob sich von einer Tric-Trac-Tafel, an der er mit einem Bekannten aus dem Städtchen spielte, und bewillkommnete mich freundlich, mit der aristokratischen Hand seinen dünnen weißen Knebelbart zupfend. Wie ganz zu seiner Burgfrau geschaffen, stand sein Gemahl neben dem alten siebzigjährigen Ritter — ebenfalls eine hohe schlanke Gestalt mit schwanenhaft vorgebeugtem Hals und feinen edlen Zügen, nicht im mindesten der Schwester Annette ähnlich; Niemand in der Welt hätte sie für desselben Blutes Kinder gehalten. Die letztere kam, schwer athmend wie immer, wenn es für sie Treppen zu ersteigen galt, aus ihren Gemächern herüber; dann tauchten noch zwei kleine Mädel von fünf oder sechs Jahren auf, des alten Herrn Zwillingstöchterchen, und darauf beschränkte sich der Kreis der Insassen der weiten alten Schloßburg.

Es gab eine Welt von neuen Eindrücken zu verarbeiten in den nächsten Tagen — eine ganz fremde und eigenartige Welt; Naturscenerien großartigster Schönheit, beim volltönenden Klange großer Namen

erstehende Gestalten der Vergangenheit; bei jedem Anlaß sich ergebende bedeutungsvolle Beziehungen zu verehrten Männern der Gegenwart. Da war das schwäbische Meer, in dessen Fluth sich die Thürme des alten Kostnitz spiegelten wie das Gelände des blühenden Thurgaus, wie die Alpenkette der „sieben Kurfürsten" und des Säntis; da unten links stiegen die blauenden Höhen des Vorarlbergs und Räthiens auf, zwischen denen durch die Cäsa piana lugte, rosig im Abendroth verdämmernd, verlockend an die Zauber Italiens mahnend; da unten rechts glänzte die Mainau und barg sich dem Auge die Reichenau mit der Grabstätte eines deutschen Kaisers; Sanct Gallen, Hohenems, Lindau, Arbon, das Haus der gewaltigen Montfort, die Burgen der Werdenfels, die zahlreichen Sitze berühmter Minnesänger — das Alles lag in dem culturhistorischen Rayon der alten Meersburg, stand voran in den Interessen ihres Besitzers. Und die alte Burg selber, war sie nicht von Dagobert, dem Frankenkönige, gebaut, war nicht an ihrem uralten Belfried der Hammer Karl Martell's zu sehen, hatte sie nicht zu dem Stammgut des hohenstaufischen Hauses gehört und war eine Zeit lang bewohnt worden von dem vielbesungenen jungen Könige Konradin, kurz ehe er sich rüstete zu seinem Zuge über die Alpen? Laßberg selbst hatte über das Alles 1838 an seinen Freund Uhland geschrieben:

„Lieber Freund Uhlandus! In der Freude meines alten, aber noch immer grünen Herzens kann ich nicht umhin, Jnen zu sagen, daß ich vorige Woche die Nachricht erhielt, wie daß mir die alte bischöfliche Burg zu Meersburg für den von mir gebotenen Preis von der Domainenkammer zu Carlsruhe zugeschlagen worden ist. Eine schöne große Burg, wolerhalten (da vor einem Jare noch das Hofgericht sammt dem Hofrichter darinne saß), hell, warm und in einer Lage, die eine der schönsten Aussichten am Bodensee gewährt. Sagen Sie dies auch Schwab und Abel, und daß man in einem Sommertage, von Stuttgart oder Tübingen, wenn man ein wenig frühe aufstehet, mit der Post bequem nach Meersburg kommen kann. Wie viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diese Besitzung! König Dagobert von Austrasien baute sie, Carl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenstaufen besaßen sie. Wahrscheinlich trat sie Conradin seinem Vormunde, dem biederen Bischofe Eberhard von Waldburg ab. Bischof Nicolaus aus dem Minnesänger Geschlechte von Kinnzingen hielt 1334 eine vierzehnwöchentliche Belagerung gegen Kaiser Ludwig den Bayer darinne aus und nötigte diesen mit Schimpf abzuziehen. Die Gegend so wie die ganze Nachbarschaft ist fruchtbar, freundlich und wolangebaut; der Wein, welcher seit einigen Jaren da aus Traminer Trauben gezogen wird, gehört gewiß unter die vorzüglichsten Weine Schwabens, und ich hoffe, wir sollen in einem der runden Gemächer der guten alten Burg, welche die Aussicht auf die blauen Fluten des Potamus geben, mer als einmal die Erfarung hievon machen! — Hoc erat in votis: dii melius et auctius fecere! bene est! nil amplius oro!"*

Eine solche Umgebung war ganz geeignet, eine romantische Stimmung wachzurufen und mittelalterliche Schwärmereien zu entzünden, denen sich dann reichste Nahrung darbot in den pfeilergetragenen Gewölben und runden Thurmzimmern der Burg, worin die Bibliothek Aufnahme gefunden hatte, welche neben dem berühmten Nibelungen-Codex, dem ältesten und reichhaltigsten aller, den die Germanisten mit dem Buchstaben C bezeichnen, als sei er der Codex par excellence, eine Anzahl anderer wichtigster Handschriften, classischer Autoren, mittelhochdeutscher Dichter, Chroniken, Evangeliarien u. s. w. enthielt. Der alte Freiherr mußte nach solchen Schätzen sein Leben lang gefahndet haben mit dem Eifer eines Renaissance-Menschen, wie Aeneas Sylvius, Petrarca und Poggio Braccolini; auch war fast sein ganzes Vermögen in diese Sammlungen gewandert, welche jetzt von nah' und fern, von zünftigen Gelehrten und Dilettanten in Alterthumskunde und germanistischer Wissenschaft besucht wurden, die, herzlicher Bewillkommung und gastlicher

* S. Briefwechsel zwischen J. Freih. v. Laßberg und L. Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien 1870.

Aufnahme sicher, auf der alten Meersburg ein- und ausflogen wie die Schwalben, und denen der alte Herr mit rührender Unermüdlichkeit seine Unterstützung bei ihren Studien, seine Beihülfe aus dem reichen Schatze seines Wissens gewährte.

Ich war noch nicht lange von ihm in die Geheimnisse der Bibliothekwissenschaft, in die Methode des Katalogisirens eingeweiht, als er eines Tages in die Bibliothekräume herabkam, begleitet von einem Herrn, der seiner ganzen äußeren Erscheinung nach den Eindruck eines bedächtigen, nachdenksamen Technikers machte, einem Manne von mittlerer Größe, unschönen Zügen und scharfsichtigen, lebhaften kleinen Augen, dem man es wahrlich nicht ansah, daß vor Kurzem in dem deutschen Seehafen, den er um seiner Forschungen willen eben besucht (Kiel), alle Schiffe ihm zu Ehren ihre Flaggen gehißt, daß auf seiner Rheinfahrt die Dampfer ihn beim Betreten ihres Verdecks mit Salutschüssen empfangen hatten. Der stille, an sich haltende Mann, der Gedichte wie des Sängers Fluch machen, aber sicherlich niemals in seinem Leben etwas, das einem Fluch auch nur entfernt ähnlich sah, hat über seine Lippen bringen können, war Ludwig Uhland. Ich konnte mich — auch später bei Tische — in die absolute, gar nicht aus dem Geleise zu bringende wortkarge Ruhe des berühmten Mannes nicht finden, der sich auch dann nicht erwärmte, wenn die ihn offenbar am intensivsten beschäftigenden Gegenstände zur Sprache kamen, und fand die mancherlei Anekdoten jetzt sehr glaublich, welche man zur Charakteristik der Wirkung seiner Persönlichkeit auf Fremde erzählte. Als er einst die schöne Burg Lichtenstein lange sinnend betrachtet, unter welcher damals in der Thalschlucht eine Papiermühle angelegt war, hatte ihn ein Bauerfrauchen endlich angeredet und gefragt: „Er ist auch wohl ein Papiermacher?“ Uhland hatte darauf geantwortet: „Das nicht, liebe Frau, Papier machen kann ich nicht, aber verdorben hab' ich schon vieles!“

Uhland blieb den Tag über auf der Meersburg, redete in seiner bedächtigen Weise einige Male mit mir, ein wenig, aber nicht viel mehr mit Annette v. Droste und schied am anderen Tage wieder; ich aber schrieb und reimte über diese merkwürdige, von solchen Gästen besuchte Meersburg ein langes Gedicht.

Annette v. Droste hatte ich auf der Meersburg in einem runden Thurmgemach, rechts vom Eingang in die Burg, installirt gefunden, wo sie von den Wohngemächern der Familie entfernt, wie eine einsame Thurmschwalbe träumend, sinnend, selten mit irgend einem nöthigen Briefe oder irgend etwas Anderem beschäftigt — „faul wie ein invalider Mops,“ sagte sie von sich selber — ihre meisten Stunden zubrachte. „Meine Schwester will mir auf meine Bitte,“ hatte sie darüber in einem ihrer Briefe gesagt, „ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten weiten Schlosse, worin sich doch die wenigen Bewohner verlieren wie einzelne Fliegen, einräumen, ein Raum so abgelegen, daß, wie Jenny einmal hat Fremde darin logiren und Abends die Gäste hingeleiten wollen, sie Alles in der wüstesten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus desertirt waren.“ Hier wäre denn volle Muße und Ruhe gegeben gewesen, ihren westfälischen Roman, das Buch „Bei uns zu Lande auf dem Lande“, wie sie beabsichtigte, zu Ende zu bringen. Aber sie zog es vor, zu sinnen, zu träumen, und wenn es hoch kam, einen nöthigen Brief in die Heimath zu schreiben, am Vormittag einmal eine kleine Reise über allerlei Corridore und Treppen in meinen Bücherthurm zu unternehmen und nach Tisch die Haupttagesaufgabe zu erledigen, den vom Arzt vorgeschriebenen weiten Spaziergang, auf dem ich sie dann begleitete, über die Höhen oder am Seeufer entlang.

Wie auf den heimathlichen Kämpen Steine, wurden dann hier vom Strande die Früchte des schwäbischen Meeres aufgelesen — Muscheln, Schnecken, Tange — und mit dem großen schildpattgefaßten Augenglas gemustert, um endlich demselben Schicksal wie die Steine zu verfallen. Geplaudert wurde im langsamen Weiterschreiten von Menschen, von Büchern und von denen, welche sie schrieben; aber der liebe Gott hatte uns Beide nicht mit den Scheuklappen für Alles und Jedes, was nicht zum Fache gehört, auf die Welt kommen lassen, mit jenen Scheuklappen

für Alles, was rechts und links von ihrem Wege liegt, die aus so manchen berühmten Leuten so herzbrechend langweilige Gesellen machen, weil nichts sie interessirt als ihr Ich und ihr Schaffen in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. So wurde denn viel auch geplaudert von Vorgängen in der Heimath, von den Tagesinteressen, von befreundeten und bekannten Gestalten, und Annette wußte oft daran psychologische Zergliederungen zu knüpfen, welche ihren merkwürdigen Scharfblick in die Seelen der Menschen bewiesen. „Wenn Ihnen ein Ehegatte viel von seinem Glück spricht, so können Sie darauf schwören, daß beide leben wie Hund und Katze.“ Oder: „Schlimm sind die guten Menschen, die bereitwillig ein Unrecht eingestehen und sich bessern wollen. Nur auf die Reue hartnäckiger Sünder ist Verlaß.“ — „Wenn Zwei sich lieben, glaubt immer der Eine des Anderen Liebe noch viel größer als die seine.“ — „Ein Aristokrat ist auch der ärmste Bauer. Etwas, davon ist er überzeugt, versteht er besser wie alle Anderen: dem Saatkorn den richtigen Wurf zu geben, oder einem spatlahmen Pferd zu helfen — in dem Ding ist er der Oberste.“ — Das waren so Bemerkungen, die humoristisch gewendet, sich in ihr Plaudern flochten. Ich kam zuweilen, im Angesicht der riesigen Alpenbühne, auf meine Sehnsucht nach dem sonnigen Jenseits dieser hohen Scheidewand, nach dem Lande Italien, zu reden. Annette aber theilte diese Schwärmerei nicht im mindesten. Sie glaubte, man werde von da grausam enttäuscht zurückkehren. Die Art von Idealität, welche am Großen, Prächtigen, Glanzumflossenen, von aller Welt Gepriesenen und Verherrlichten sich nährt, war nicht die ihre, und wie sie durch keine Namen sich imponiren ließ, so auch nicht durch den Klang des Wortes Italien.

Den Rückweg vom Seeufer nahmen wir zumeist über die Höhe, durch einen Weinberg mit einem Winzerhäuschen darin, an dem gerastet wurde und wo der „geschäftige Pygmäe“, ein beredtsames Männlein mit einem Zöpfchen, der mit seiner ebenso alten Baucis da hauste, uns Trauben brachte — Annette hat in ihrem Gedicht „Die Schenke am See“ dem Orte ein Erinnerungsblatt gelassen.

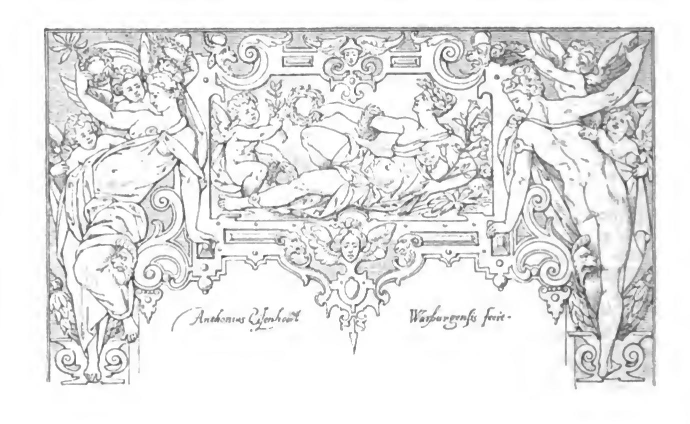
Zuweilen kam es denn auch zu kleinen Störungen des Friedens, wenn die Meinungsverschiedenheiten zu schroff sich aussprachen; ich erinnere mich eines scharfen Kampfes, der über Herwegh entbrannte; aber wir waren Beide weder rechthaberisch noch herrschsüchtig und hatten ja nicht „fürs römische Reich zu sorgen“. Bei der oft angeregten Debatte, wo eigentlich der Schwerpunkt ihres Talents liege, für welche Art der Production sie sich concentriren solle, folgte sie endlich meinem Rath, weil dieser Rath mit der Aeußerung des Unglaubens an ihre Versicherung verbunden war, sie werde im Laufe der nächsten Monate einen ganzen Band lyrischer Gedichte aus dem Aermel schütteln können. „Das sollen Sie sehen,“ sagte das selbstbewußte Fräulein und zog sich in ihren Thurm zurück, um das erste niederzuschreiben. In den nächsten Wochen entstanden nun ein und auch oft zwei Gedichte an einem Tage, — sie wußte die Wette glorreich zu gewinnen.

Eines weiteren Ausfluges wie dieser Spaziergänge am See entsinne ich mich, den wir zusammen mit dem Burgherrn machten. Es war ihm eine Freude, uns eine seiner geliebten alten schwäbischen Abteien, dieser Heimstätten ältester Cultur, zu zeigen, und er führte uns über Hügel und durch herbstlich sich entlaubende Wälder nach dem benachbarten Salmansweiler, der Abtei Salem, einst einem reichsunmittelbaren Cistercienserkloster, das über ein Gebiet von 6 Quadratmeilen herrschte. In die dortige Klosterschule war Laßberg in seinen jüngsten Jahren gegeben worden; er wußte viel von der harten Zucht darin zu erzählen, wie die Schulzimmer nie geheizt gewesen, die Tinte im Winter zu Eis gefroren und wie er einst, ein sechsjähriger kleiner, mit rothem Mäntelchen angethaner Junker, sich auf dem Wege zur Kirche, weinend vor Frost, auf den Schnee geworfen. In der Höhe, nicht fern, das Thal von Salem beherrschend, sahen wir Heiligenberg ragen, das durch seine Lage berühmte große Schloß der Fürsten von Fürstenberg. Da oben hatte unser alter Ritter seine schönsten Jahre verlebt. Nach der Mediatisirung des Fürstenthums Fürstenberg, das doch viel größer gewesen als

so manche souverän gelassene deutsche Stätlein, hatte die verwittwete Fürstin Elisabeth, eine geist- und gemüthreiche Frau aus dem Hause Thurn und Taxis, als Vormünderin ihres minorennen Sohnes auf Heiligenberg residirt, und als Berather, als eine Art Alter ego, hatte ihr Freund, der Oberjägermeister von Laßberg, ihr zur Seite gestanden. Des Schlosses lange vernachlässigten Räume waren von ihnen wohnlich hergestellt, mit schönen Anlagen war seine Umgebung geschmückt worden; „zu dem romantischen Traum von einer edlen Ritterwelt alter Zeiten, der ohnedies bei dem öffentlichen Elend der deutschen Nation das Gemeingut der Besten geworden war, lud das Schloß mit seinem Rittersaal, seiner Burgcapelle, seinen Kreuzgewölben und seiner Geschichte ganz besonders ein. Hier entstand aus jener Freundschaft der Fürstin und Laßberg's deren Erinnerung eine Felsengalerie durch ihre Namen auf die Nachwelt bringt, die innigste — wir glauben nicht zu irren, wenn wir sagen, durch priesterlichen Segen geknüpfte Verbindung." In der That war später, nachdem ihr Sohn die Regierung übernommen, die Fürstin Laßberg nach Eppishausen in der Schweiz gefolgt und dort auch gestorben.

Ich würde an dieser Stelle mehr aus den still, aber inhaltreich verfließenden Tagen des Winters von 1841 bis 1842 zu berichten haben, wenn ich nicht bereits das Bild Annette's von Droste, so weit es der Welt angehört und die Welt interessiren kann, an anderer Stelle zu geben versucht hätte und nicht die beste Charakteristik die Gedichte enthielten, die, so langsam sie auch gewürdigt worden sind, über kurz oder lang in den Händen der ganzen Nation sein werden. Und so lasse ich die romantische Meersburg, die edlen Gestalten, welche in meiner Erinnerung sie beleben, die Gedankenwelt, mit welcher sie mich umgab, sowie die über sich selber nicht ganz klaren Empfindungen, womit ich dort in das große und leuchtende Auge der besten Freundin, die ich im Leben gefunden habe, blickte, wie eine Fata Morgana in die Wellen des weiten Bodensees versinken. Wenn wir, wie so oft, hart am Rande dieser Wellen entlang schritten, darauf erpicht, ihnen Muscheln und hübsche Schneckengebilde zu entraffen, kamen diese Wellen, die bis an unsere Füße spülten, und strudelten in die tiefen Fußstapfen hinein, welche der schmale kleine Schuh des westfälischen Edelfräuleins in dem weichen Sande zurückließ. Das konnte für sie nichts Symbolisches haben, denn die Wellen der Zeit können „die Spur von ihren Erdentagen" nicht fortspülen und auslöschen; aber die steilen und harten Alpenwände, welche jenseits der weiten Wasserfläche im Süd und im Ost sich aufthürmten, hatten nur zu viel Symbolisches für den Pfad durchs Leben, den ich von dieser Hauptetappe an weiter wandern sollte!





Ein neu entdeckter Großmeister
des deutschen Kunstgewerbes.

Von
Julius Lessing.

ntonius Eisenhoit aus Warburg ist ein Name, welcher noch vor wenig Monaten so gut wie unbekannt war, und trotzdem ist es ein Name, welchen wir von nun an mit in erster Reihe nennen müssen, wenn von den Großmeistern des Kunstgewerbes die Rede ist. Wenn man von Benvenuto Cellini spricht und von Wenzel Jamnitzer, den großen Goldschmieden des 16. Jahrhunderts, so wird man fortan nicht umhin können, als dritten Anton Eisenhoit zu nennen.

Diese Entdeckung verdanken wir der Ausstellung des Vereines für Geschichte und Alterthumskunde in Westfalen, welche im Juni 1879 in Münster stattgefunden hat. Hier wurde zum ersten Male der Name dieses Meisters als eines Goldschmiedes bekannt, welcher am Schluß des 16. Jahrhunderts für die westfälische Familie von Fürstenberg thätig war, in dem kleinen westfälischen Städtchen Warburg lebte und hier eine Reihe von Werken angefertigt hat, von denen sich sechs auf der Ausstellung befanden: ein Crucifix, ein Kelch, ein Weihwassergefäß mit Ruthe, ein Weihrauchfaß und zwei in Silberplatten gebundene Bücher, sämmtlich im Besitz des Grafen von Fürstenberg-Herdringen, Werke, von welchen wir nichts Geringeres aussagen können, als daß sie mit zum Allerbesten gehören, was jemals in Goldschmiedearbeit hervorgebracht ist, ja daß überhaupt nur sehr wenige Arbeiten in dem bisher bekannten Vorrath an Kunstwerken innerhalb der gebildeten Welt vorhanden sind, welche als höher stehend bezeichnet werden könnten. Wir müssen diese Werke als einen wichtigen

Zuwachs für unseren nationalen Kunstbesitz ansehen, denn bisher waren dieselben in der Schatzkammer zu Herdringen so gut wie unbekannt. Jetzt aber ist die Möglichkeit gegeben, dieselben mit der Zeit weiteren Kreisen zur Kenntniß zu bringen, Abbildungen derselben für unsere Museen zu erhalten und somit unseren Vorrath mustergültiger Kunstformen durch Stücke vom edelsten Werthe zu bereichern.*

Ebenso bedeutungsvoll als dieser sachliche Gewinn von sechs hervorragenden Stücken erscheint uns aber auch die hierdurch wieder mit einem hellen Schlaglicht erleuchtete Erkenntniß von der Eigenart deutscher Kunst in der goldenen Zeit, von jener erstaunlichen, bis jetzt kaum geahnten Verbreitung künstlerischen Könnens und Schaffens durch alle Theile unseres Vaterlandes.

Noch bis in unsere Tage hinein ist es in allen erdenklichen Kunstsammlungen, vor Allem aber in Schlössern und Kirchen üblich, jedes bessere Stück von Goldschmiedearbeit ohne Weiteres als ein Werk von Benvenuto Cellini zu bezeichnen. Dies war bis zur Mitte unseres Jahrhunderts unumstößliche Regel. Allmälig kamen einige Heimstätten deutscher Kunst, Nürnberg, Augsburg, zu Ehren; auch eine einzelne Persönlichkeit, Wenzel Jamnitzer, löste sich ab. Diesen Namen wagte man allenfalls Hervorragendes zuzuschreiben. Aber nun auf einmal sehen wir im Banne eines westfälischen Städtchens, dessen Namen selbst die Wenigsten kennen, einen Meister, der vollständig so hoch steht wie jener hochberühmte Florentiner, um den die Päpste und die Könige von Frankreich sich stritten. Und weiter müssen wir uns sagen, daß gerade so gut wie dort in Warburg auch an allen möglichen anderen Stellen Deutschlands gleich gute Meister gesessen haben können. Eine derartige Entdeckung giebt der kunsthistorischen Forschung und auch der patriotischen Freudigkeit für die Sache einen neuen Sporn, einen unerwarteten Vorsprung und Halt. In dieser Hinsicht bekommt die Entdeckung eines Künstlernamens, welche scheinbar nur den Archäologen von Fach interessirt, doch auch eine weitergehende Bedeutung: sie lehrt uns, in welcher Weise theils wissentlich, theils durch Vernachlässigung das Bewußtsein von dem künstlerischen Vermögen des eigenen Volkes unterdrückt und hintenan geschoben ist, sie lehrt uns, wie schwer und mühsam man sich selbst in unterrichteten Kreisen losmacht von den falschen Vorurtheilen für fremde Kunstleistungen, und sie zeigt an einem einzelnen Beispiele, wie die oft mitleidig belächelte und als unfruchtbar verschrieene Thätigkeit unserer Antiquare und Alterthumsvereine doch schließlich glorreich mitwirkt zur Hebung unseres Kunstlebens, dessen Spannkraft sich erhöht in dem Bewußtsein, daß wir auf einem festen historischen Boden stehen, und daß die Scholle, welche wir bewohnen, schon einmal herrliche Früchte der Kunst hervorgebracht hat und deshalb wieder hervorbringen kann, wenn die rechte Befruchtung eintritt.

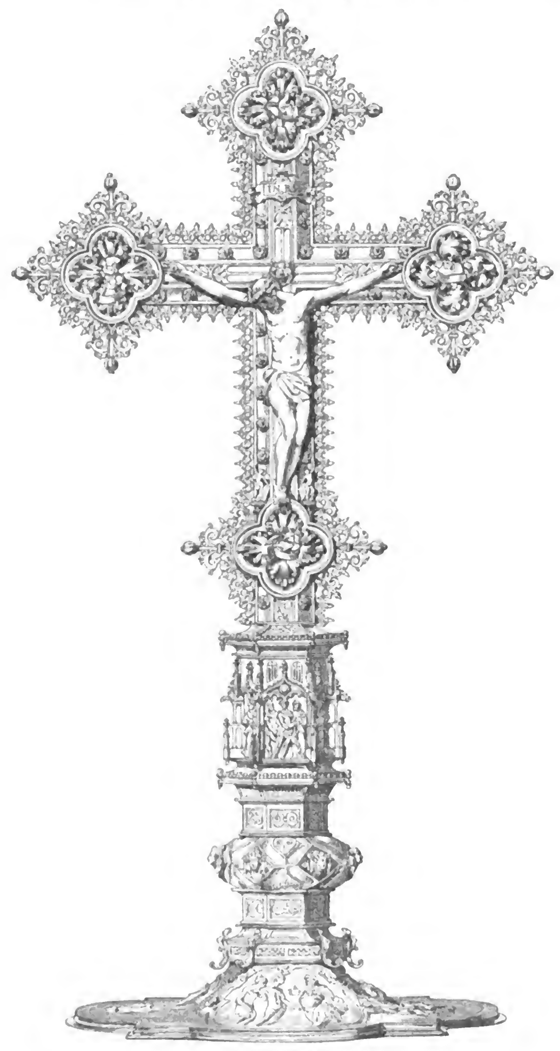
Wie kamen wir denn dazu, wie konnte es bis zum heutigen Tage fortdauern, daß jedes gute Stück deutscher Goldschmiedearbeit als ein Werk des Florentiners Benvenuto Cellini bezeichnet wurde? Von einem vergleichenden Kunsturtheil, ja auch nur von einer Verwechselung war dabei gar nicht die Rede, denn selbst Sammlungsvorstände, welche mit dem Namen Cellini's umsprangen, hatten nie ein Werk des Mannes gesehen. Wir kennen bis zum heutigen Tage von ihm kein halbes Dutzend sicher beglaubigter Werke kunstgewerblicher Art. Selbst das berühmte Salzfaß, jetzt in der Schatzkammer zu Wien, ist noch vor gar nicht langer Zeit überhaupt erst wieder ans Licht gezogen worden. Der Ruf Cellini's ist lediglich ein Zeichen der Schwäche innerhalb der kunstwissenschaftlichen Erforschung des Kunstgewerbes. Man hatte sich bis tief in unser Jahrhundert hinein wohl um die Maler und die Bildhauer bekümmert, aber über die Meister, welche die köstlichen Geräthe in Gold und Silber, in Bronze und in Krystall, in Holz und Elfenbein hervorgebracht, über alle jene Männer, deren Arbeit einen so erheblichen Theil der künstlerischen Thätigkeit früherer Jahrhunderte ausmacht, hatte man wenig oder nichts gewußt. Was sich von ihnen an biographischen Notizen

* J. Lessing, Die Silberarbeiten von Anton Eisenhoit (Berlin, Paul Bette) bringt sämmtliche Arbeiten in 14 Tafeln Lichtdruck mit ausführlichem Text.

hier und da zerstreut vorfand, wurde nicht beachtet, die Innungsbücher gingen bei der Auflösung der Zünfte verloren. Der Einzige, dem es gelang, sich aus dem allgemeinen Dunkel als glänzender Stern loszulösen, war eben Cellini, der ja auch als Bildhauer in der Künstlergeschichte seinen Platz einnimmt und dessen geistvolle und anziehende Lebensbeschreibung durch Uebersetzungen in allen Sprachen bekannt war. Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß in die Kenntniß des deutschen Volkes ihn kein Geringerer als Goethe eingeführt hat. Cellini's Buch ist gewiß eine sehr anziehende Lectüre. Wie weit der Verfasser in seinen historischen Berichten, z. B. in der Berühmung dessen, was er bei dem Sturm auf Rom geleistet, völlig glaubwürdig ist, wage ich nicht zu entscheiden. In Allem, was seine Kunst angeht, läßt sich ihm aber das Verdienst, einer der gewaltigsten Großsprecher zu sein, welche jemals die Feder geführt haben, schwerlich absprechen. Seine Arbeiten, von denen er so viel Aufhebens macht und von denen er einmal über das andere versichert, daß die Welt desgleichen nie gesehen habe noch sehen werde, sind schließlich doch nichts weiter als tüchtige Durchschnittsarbeiten jener an Talenten so reichen Epoche. Sein bekanntestes Werk, der Perseus mit der Medusa in der Loggia dei Lanzi zu Florenz, steht erheblich weit zurück hinter dem Mercur des Giovanni da Bologna und manchen anderen gleichzeitigen oder späteren Werken. Von einem Vergleiche mit den großen Künstlern aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts, mit Donatello, Ghiberti, Verocchio, kann schon gar nicht die Rede sein. In Betreff seiner Goldschmiedearbeiten müssen wir uns an das Salzfaß in Wien halten. Dies ist unzweifelhaft eines der glänzendsten Stücke unter den wenigen, die uns aus der Goldschmiedekunst der italienischen Renaissance erhalten sind — leider haben die Kriegsstürme des 16. Jahrhunderts in nichts mehr aufgeräumt als gerade in Gold- und Prachtgefäßen —, aber ein tadelloses Kunstwerk, ein mustergültiges Stück guten Geschmackes ist dieses Salzfaß keineswegs. Daß der Figurenschmuck desselben die eigentliche Geräthform so sehr überwuchert, daß also, nach strengem Maßstab, die Composition gegen die Grundsätze des ornamentalen Aufbaues verstößt, wollen wir hier noch gar nicht einmal in Betracht ziehen, sondern das Ganze lediglich als einen Tischschmuck bezeichnen, für welchen die Benutzung als Salzgefäß eine Art von künstlerischem Vorwand sein mag. Aber die Figuren selbst sind von keineswegs tadellosen Proportionen, ihre Haltung ist gezwungen, die Ausstattung mit getriebener Arbeit in Email ist überladen, unklar, — brillant ausgeführt in den Einzelheiten, aber unruhig in der Wirkung.

Uebrigens kommt es nicht viel darauf an, wie gut oder schlecht jenes berühmte Salzfaß ist. Der Ruf Cellini's beruht eben nicht auf seinen Arbeiten, sondern auf seinen Schriften, und man ist in Frankreich ebenso bereit wie in Deutschland, demuthsvoll jedes bessere Stück auf diesen Namen zu buchen, und wenn aus irgend einem Grunde diese Bezeichnung nicht gut thunlich schien, so war doch das Wenigste, was man dem Cellini zu Ehren thun konnte, die Behauptung, daß der betreffende Gegenstand italienischer Arbeit bester Zeit, zum mindesten doch aus der Schule des Cellini sei.

Mit diesem Unterschieben italienischer Kunstnamen hat zuerst am tüchtigsten der Altmeister deutscher Kunstforschung Hefner von Alteneck aufgeräumt, welcher in einem Convolut alter Papiere in München Handzeichnungen auffand für Prachtrüstungen des 16. Jahrhunderts und die Entdeckung machte, daß sie Originalentwürfe deutscher Meister waren, welche für die Könige von Frankreich und Spanien jene herrlichsten Werke in Silber und Stahl getrieben, mit Gold und edlen Materialien eingelegt und aufs reichste geschmückt hergestellt hatten, welche bis dahin in den Schatzkammern von Madrid und Paris als die vornehmsten Spitzen der großen italienischen Kunstarbeit gefeiert wurden. Es gelang Hefner und später anderen deutschen Kunstforschern, eine ganze Reihe von Namen deutscher Waffenschmiede festzustellen, welche in München, in Augsburg, in Innsbruck und anderen Orten gelebt und jene höchsten Wunderwerke getriebener und ciselirter Arbeit hergestellt hatten. Bei den Prachtwaffen lassen sich diese Untersuchungen verhält-



Crucifix von 1589.

nißmäßig schneller durchführen; da dieselben sich kaum in Privathänden, sondern fast ausschließlich im Besitz einiger weniger großer Sammlungen in Deutschland und im Auslande befinden, da gerade die Waffen seit Jahrhunderten ein beliebter Gegenstand der Sammelthätigkeit hochstehender Personen und fürstlicher Kunstliebhaber gewesen sind.

Viel mißlicher gestaltete sich die Untersuchung in Betreff der Goldschmiedearbeit an Gefäßen und Geräthen aller Art. Von diesen ist nur ein verschwindend kleiner Theil in den öffentlichen Sammlungen vorhanden, weitaus die Mehrzahl der erhaltenen Stücke ist zerstreut im Besitze der Kirchen, fürstlicher Schatzkammern, adeliger Familien, der Rathhäuser, Innungen, Zünfte oder auch wenig oder gar nicht bekannter Privatpersonen durch ganz Deutschland fort bis in die entferntesten, der Kunstforschung noch fast völlig entzogenen Provinzen. Es konnten Jahrhunderte lang Werke verborgen bleiben wie die Eisenhoit's, von denen unsere Betrachtung ausgeht.

Nürnberg, jener Hauptsitz bürgerlichen, deutschen Gewerbfleißes im 16. Jahrhundert, war der erste Ort, an welchen gedacht werden mußte, wenn man nach der Entstehung von tüchtigen Arbeiten deutschen Kunstgewerbes fragte. Man entdeckte bald, daß der größte Theil von Gold- und Silberschmiedearbeiten versehen ist mit eingeschlagenen Stempeln, welche die Herkunft des Stückes und auch die Person des Verfertigers bezeichnen. Das N als Stempel von Nürnberg, der Pinienzapfen als Abzeichen von Augsburg waren Marken, welche dem Kunstliebhaber bald bekannt wurden, und nachdem man erst auf einer großen Reihe der besten Stücke gerade diese Marken gefunden, war man nunmehr geneigt, Alles, was sich von guter deutscher Arbeit vorfand, als Werke der Nürnberger und Augsburger Kunst zu bezeichnen. Als Hauptmeister Nürnbergs war uns durch literarische Berichte Wenzel Jamnitzer bekannt, und so befinden wir uns zur Zeit, nachdem wir den Benvenuto Cellini glücklich abgeschüttelt hatten, kunsthistorisch in dem Stadium, daß nunmehr jedes bessere Stück als „Nürnberger Arbeit von Wenzel Jamnitzer" bezeichnet wird. Man ist schon bescheiden, wenn ein „wahrscheinlich" hinzugefügt wird. Natürlich kommen wir mit dieser Generalisirung ebenso wenig durch wie mit der früheren. Von dem tüchtigen Kunstforscher Bergau in Nürnberg steht eine zusammenfassende Arbeit über Alles, was von Wenzel Jamnitzer bisher bekannt ist, in Aussicht. Wir wissen jetzt bereits von einer ganzen Reihe der Hauptstücke Nürnberger Arbeit, daß dieselben bestimmt nicht von Jamnitzer herrühren. Zum großen Gewinn für die deutsche Kunstforschung ist das alte Innungsbuch der Nürnberger Goldschmiedezunft, welches bei der Auflösung derselben vor wenigen Jahren abhanden gekommen war, kürzlich wieder aufgefunden. Wir werden nach der bevorstehenden Veröffentlichung desselben hoffentlich in der Lage sein, einen großen Theil der eingeprägten Goldschmiedsmarken, welche meistens die Anfangsbuchstaben der Meister enthalten, ohne Weiteres zu lesen und die Herkunft der Sachen danach zu bestimmen.

Die Haupteigenthümlichkeiten der Nürnberger und Augsburger Arbeit dürften jetzt einigermaßen als bekannt angesehen werden. Wir wissen jetzt, daß die schönsten Stücke in der Sammlung des Louvre, jene Kannen und Schalen, welche die Eroberung von Tunis durch Karl V. darstellen, jene beiden flachen Schalen mit der Darstellung der Künste, welche unzähligen Prachtstücken des modernen französischen Kunstgewerbes als Vorbilder gedient haben, Augsburger und Nürnberger Arbeit sind. Wir haben im germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg eines der Hauptstücke von Jamnitzer, den Tafelaufsatz der Familie Merkel, im Kunstgewerbemuseum zu Berlin das Hauptstück des Augsburger Silberarbeiters Paul Götting, den großen pommerschen Kunstschrank.

Aber was wir noch nicht wissen und erst allmälig in Erfahrung bringen müssen, das ist die Ausbreitung, welche die Kunstgeschicklichkeit über die Grenzen dieser wenigen Hauptorte, speciell über Nürnberg und Augsburg, hinaus erfahren hat. Es ist eine der culturhistorisch wichtigsten Aufgaben, gerade dies zu verfolgen, um zu erkennen, wie in die entlegensten Theile Deutschlands hin das Samenkorn

der Kunstbildung einstmals getragen war, wie Blüthen und Früchte entstanden sind auf einem Boden, den wir jetzt kaum für fähig halten, den nothdürftigsten Fortschritt allgemeiner, technischer und formaler Verbesserungen in sich aufzunehmen. Zu dieser Forschung kann uns nichts mehr anspornen als diese neueste Entdeckung über den großen Meister in Warburg.

Wie sich die Kunstverbreitung im eigentlichen Mittelalter, in der romanischen und gothischen Zeit verhalten hat, vermögen wir einstweilen noch schwerer oder fast gar nicht zu übersehen. Die Nachrichten aus jenen frühesten Perioden sind zu dürftig, die einzelnen Stücke sind vor dem 16. Jahrhundert selten oder fast niemals mit dem Namen des Verfertigers oder auch nur mit dem Herkunftsort bezeichnet worden.

Erst mit dem 16. Jahrhundert erwachsen uns aus den Goldschmiedestempeln und Marken reichere Quellen der Belehrung, von Jahr zu Jahr nimmt die Erkenntniß von der Verbreitung deutscher Kunstfertigkeit zu.

Als das Berliner Kunstgewerbe-Museum im Jahre 1874 jene berühmteste Sammlung deutscher Goldschmiedekunst, welche sich noch im festen Besitz einer Stadtgemeinde befand, die 36 Stücke des Rathssilberzeuges von Lüneburg, übernahm, war ich selbst noch, wie auch die meisten meiner Collegen, der Ansicht, daß die besseren Stücke dieser Sammlung, wenn nicht alle, Nürnberger oder Augsburger Arbeit seien. Bei früheren Verkaufsverhandlungen war von den Hauptstücken sogar noch immer als von Werken Benvenuto Cellini's gesprochen worden. Urkundlich wissen wir nur von einem Stück, daß es in Lüneburg gefertigt worden ist, und das ist ein kleiner Reliquienschrein vom Jahre 1444, von einem Lüneburger Silberschmied Hans Laffer mit vollendeter Kunstfertigkeit hergestellt. Bei näherer Prüfung hat sich nun gezeigt, daß fast die Gesammtzahl der Stücke und darunter gerade die besten ebenfalls in Lüneburg gearbeitet sind. Der Silberstempel von Lüneburg, welchen sie tragen, der springende Löwe, ist ein äußerer Beweis; der innere ergiebt sich aus der Vergleichung der einzelnen Stücke, welche ganz augenscheinlich bestimmte provinziale Eigenthümlichkeiten und den Stil einer in sich abgeschlossenen Goldschmiedezunft zeigen. Nur einzelne wenige Stücke sind von außerhalb hereingebracht. Es läßt sich auch gar nicht absehen, warum man in Lüneburg nicht auch im 16. Jahrhundert vorzügliche Arbeiten gemacht haben soll, wenn solches, wie urkundlich feststeht, im 15. geschehen war. Daß die Arbeiten des 16. Jahrhunderts vielfach eine große Aehnlichkeit mit den guten Stücken der Nürnberger Werkstätten derselben Zeit zeigen, ist durchaus nichts Auffallendes. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir uns in einer Zeit befinden, in welcher jeder Handwerksgesell auf die Wanderschaft ging und das an den besten Stellen Erlernte als Erfahrung in seine Heimath zurückbrachte, und daß ferner gerade in jener Zeit die Nürnberger Goldschmiede in großer Menge ihre Entwürfe und Ornamente in zierlich ausgeführten Kupferstichen niederlegten, welche als Musterblätter durch die ganze Welt gingen und dem Kunstgewerbe aller Orten den willkommensten Anhalt boten. Das Auftreten von specifisch Nürnberger Ornamenten an ganz entfernten Stellen darf daher nicht befremden.

Die Untersuchung des Vorraths deutscher Goldschmiedearbeiten auf ihre Herkunft hin ist, wie gesagt, eine Arbeit, die eben erst beginnt. Deshalb aber ist jeder Beitrag zu derselben von größter Wichtigkeit. Die Leihausstellungen älterer kunstgewerblicher Gegenstände, welche jetzt aller Orten unternommen werden, sind vor Allem geeignet, das Material für diesen Zweck herbeizuschaffen. Wir sind jetzt in der Lage, Stücke ganz vorzüglicher Arbeit aus einer großen Reihe deutscher Städte nachzuweisen, wir kennen jetzt Prachtarbeiten der Goldschmiedezunft von Leipzig, von Dresden, von Halle. Ein Becher ersten Ranges erwies sich auf der Münchener Ausstellung als hergestellt in dem fernen ostpreußischen Elbing. In das Kunstgewerbe-Museum in Berlin ist als Geschenk des Herrn Albert Katz aus Görlitz eine köstliche gothische Statuette des heiligen Georg übergegangen, welche gleichfalls in Elbing angefertigt ist. Auf der Ausstellung in Münster konnte ich bei verschiedenen vortrefflichen Stücken

die Herkunft aus Paderborn, aus Lippstadt, aus Münster feststellen.

Aber weitaus das wichtigste Resultat, ja das allerglänzendste, was auf diesem Gebiet seit Jahrzehnten verzeichnet werden kann, ist eben jene durch die Aufstellung in Münster bewirkte Aufdeckung des Meisters Anton Eisenhoit aus Warburg.

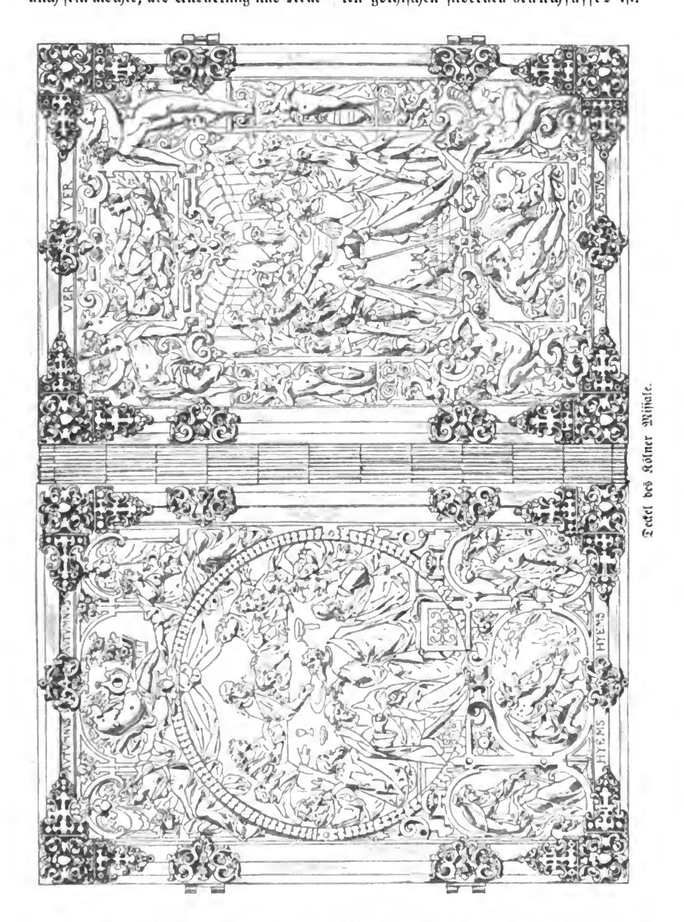
Wir wußten bisher von westfälischer Goldschmiedekunst des 16. Jahrhunderts sehr wenig. Daß Westfalen reich war an Goldschmiedearbeiten des christlichen Mittelalters, an Kelchen, Ostensorien, Reliquienkästchen und allem Zubehör des Cultus, war bekannt, wenn auch nach dieser Richtung hin die Ausstellung in Münster vieles neue und wichtige Material herbeigeschafft hat. Aus dem 16. Jahrhundert dagegen war, mir wenigstens, nur ein einziges Stück bekannt, welches aber allerdings geeignet war, die Erwartungen ziemlich hoch zu spannen. Es ist dies eine kleine, nur fingerlange ovale Platte von getriebener Silberarbeit, ein Zunftschild der Silberschmiedeinnung zu Münster, deren Original, wie es scheint, nicht mehr vorhanden ist, von welcher sich aber einige aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts herstammende Bleiabgüsse, wie solche in den Goldschmiedewerkstätten zur Erinnerung an ein herausgegangenes Stück aufbewahrt wurden, erhalten haben. Einer dieser Abgüsse, im Nationalmuseum zu München befindlich, hat sehr vielen Nachbildungen, welche seitdem in den letzten Jahren gemacht worden sind, zum Anhalt gedient. Diese Platte, inschriftlich von Herman Pothof in Münster 1613 verfertigt, zeigt einen Kranz von Wappenschildern, auf welchem die Hansmarken und Zeichen der damaligen Meister, leider ohne Namen, angebracht sind, und dazu einige Figürchen von wundervoller Keckheit und Lebendigkeit der Bewegung, am Obertheil zwei geflügelte weibliche Gestalten, große Pocale schwingend, am Untertheil zwei sitzende nackte Knabengestalten in der Art der musicirenden Engel am Fuß von Heiligenbildern. Der eine schlägt mit schwärmerischem Ausdruck die Zither, aber diese Zither ist bei näherer Betrachtung ein Blasebalg, und das Schlaginstrument des anderen besteht aus Zange und Hammer. Modellirung und Zeichnung der Figuren sind ganz vortrefflich. Wir müssen uns auch erinnern, daß der berühmte Nürnberger Ornamentstecher und Goldschmied Heinrich Aldegrever, geb. 1502 in Paderborn, lange in Westfalen gelebt hat und in Soest gestorben ist.

Die Ausstellung in Münster hat uns leider kein Stück von nachweisbar Münsteraner Arbeit gebracht, welche dieser kleinen Platte zur Seite zu stellen wäre, dafür aber jene sechs Arbeiten von Anton Eisenhoit, dessen Wohnort Warburg einen Zusammenhang mit den Goldschmieden in Münster wahrscheinlich macht.

Von diesen Werken sind drei ausdrücklich von der Hand des Meisters als seine Arbeit bezeichnet, die übrigen sind durch ihr Herkommen und durch die Arbeit selbst unzweifelhaft als solche charakterisirt. Die Arbeiten sind sämmtlich in der Zeit von 1589 bis 1600 für die westfälische Familie von Fürstenberg angefertigt, welche in jener Periode bei der Besetzung des Erzbisthums Paderborn durch Theodor von Fürstenberg 1589 sich eines besonderen Glanzes erfreute. Es liegt bereits einiges urkundliche Material über den Zusammenhang des Meisters mit der Familie vor, und so haben wir hier das auf dem Gebiet der kunstgewerblichen Forschung so seltene Vorkommniß, daß eine Reihe von Stücken bezeichnet ist von der Hand des Meisters, ausdrücklich beglaubigt in Betreff ihrer Bestimmung, bis zum heutigen Tage im Besitz der Familie, für welche sie angefertigt ist, und vollständig bis in alle Einzelheiten erhalten ohne irgend welche Beschädigungen, welche die Unbilden der Zeit, der Wechsel des Besitzes, Mißachtung und ähnliche Umstände dem Kunstbesitz altdeutscher Zeit leider nur zu viel zugefügt haben. Diese Arbeiten werden in der Silberkammer des Grafen von Fürstenberg-Herdringen in Herdringen aufbewahrt und sind wunderbarerweise bisher nicht beachtet worden, obgleich das silberne Rauchfaß, welches sich an derselben Stelle mit den übrigen befindet, in dem Organ für christliche Kunst von Baudry im Jahre 1859 publicirt worden ist. Es gab eben eine Zeit, die jetzt erst aufzuhören beginnt, in welcher man für den christlichen Cultus in den Rheinlanden lediglich die gothische

Form anerkannte, und alle Werke im Renaissancestil, wie groß ihr Kunstwerth auch sein mochte, als Ausartung und Neuerung weltlichen Charakters ansah, welche man nicht gründlich genug ausschneiden zu können glaubte.

Nun ist es aber so gut wie gewiß, daß Eisenhoit auch der Verfertiger des erwähnten gothischen silbernen Rauchfasses ist.



Deckel des Kölner Missale.

Man wird ja allerdings zunächst wenig geneigt sein, einem Silberschmied, welcher am Ende des 16. Jahrhunderts lebte,

Arbeiten in gothischer Form zuzuschreiben; aber wir werden durch die übrigen Stücke, besonders das Vortragekreuz, eines Anderen belehrt. Wir erleben hier die seltsame Erscheinung, daß noch am Ende des 16. Jahrhunderts gothische Details, allerdings stark vermischt mit Renaissance-elementen, mit voller Sicherheit gebraucht werden. Wir sind sonst gewohnt, in der Silberschmiedekunst die Gothik noch vor der Mitte des 16. Jahrhunderts als vollständig erloschen anzusehen; wenn hier und da in der Provinz ein Steinmetz oder Zimmermann seine Balconbrüstungen und ähnliches Beiwerk noch über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus mit gothischen Einzelheiten versieht, so betrachten wir dies gemeiniglich als einen übrig gebliebenen Rest überwundener Entwickelung, von dem das Goldschmiedehandwerk, welches als die leitende Kraft auf kunstgewerblichem Gebiet angesehen werden muß, nicht berührt wird. Hier bekommen wir nun das schlagende Beispiel vom Gegentheil. Das große Crucifix, welches in manchen Beziehungen als das Hauptstück der ganzen Collection angesehen werden muß, ist ausdrücklich bezeichnet als vom Jahre 1589 und versehen mit der Inschrift: „Anthonius Eisenhoidt Warburgensis fecit.“ (Facsimile dieser Inschrift am Kopfe dieses Aufsatzes.) Das Ganze ist die merkwürdigste mir bekannte Mischung von gothischen und Renaissanceformen, welche uns wie durch eine untrennbare Kluft geschieden erscheinen oder höchstens in der Zeit, als die Renaissance ihrer Mittel sich noch nicht bewußt war, wie beim Sebaldusgrab in Nürnberg oder den französischen Arbeiten zu Blois, in kindlich spielender Weise durch einander gewürfelt vorkommen. Hier aber haben wir die höchste Entwickelung selbstbewußter Renaissanceformen und daneben ganz folgerichtige Theile gothischer Arbeit, welche derart in einander spielen, daß nur der kunsthistorisch gebildete Beschauer dieses Zwiespaltes gewahr wird, während in der künstlerischen Wirkung ein Zwiespalt durchaus nicht eintritt. Dieses Crucifix, ganz aus Silber gearbeitet und vergoldet, ist ein Stück von sehr stattlicher Größe, nicht weniger als 68 cm hoch und 35 cm breit. Es ist eingerichtet, um auch als Vortragekreuz benutzt zu werden, und kann deshalb aus dem reich verzierten Fuße hinausgehoben werden, der aber in seinem Aufbau künstlerisch mit dem eigentlichen Kreuze zusammengearbeitet und auch bei den vorhin angegebenen Maßen mit berücksichtigt worden ist. Der Fuß ist in seiner unteren Ausladung in länglicher Form noch auf Grundlage des gothischen Vierpasses gebildet. Zwischen die vier im Kreuz gegen einander stehenden runden Ausbuchtungen schieben sich die rechtwinkeligen Ecken, die Nasen, welche zum Schaft des Fußes emporsteigen, aber die Ausbildung aller dieser Theile und der künstlerische Schmuck derselben ist in den Formen einer reich entwickelten Renaissance. In jedem der vier Felder befindet sich eine Darstellung, welche zusammen den Sündenfall zeigen, an der Vorderseite die Weltschöpfung, rechts Adam und Eva unter dem Baume, an der hinteren Seite die Vertreibung aus dem Paradies, an der linken Seite Adam und Eva mit ihren Kindern bei der Arbeit. Die menschlichen Figuren auf diesen Darstellungen sind mit höchster Freiheit und Meisterschaft aus dem Metall getrieben. In der Darstellung des Nackten ist hier wie auf allen übrigen Stücken nichts verschleiert, die reine Freude an der Schönheit der menschlichen Gestalt und schwellend elastischen Formen hat hier die Hand des Arbeiters geführt. Nichts spürt man hier von der Lehre von sündiger Menschheit und der teuflischen Bedeutung des Fleisches, sondern hier herrscht im Gegentheil eine wahrhaft antike Begeisterung für das sinnlich Schöne, ein Schwelgen in dem Ausstrecken und Ausbreiten reicher, prächtiger menschlicher Formen, ein Strom von Lebenslust, welcher durch kein kirchliches Bedenken gehemmt wird. Im weiteren Aufbau des Schaftes steht über Masken, welche vollständig im entwickelten Stil der Hochrenaissance ausgeführt sind, der Knauf des Schaftes, der seinerseits durchaus und mit allen Details die gothische Verzierungsweise aus der Zeit von 1500 zeigt. Ganz reguläre Architektur mit geschweiften Spitzbögen, den bekannten Eselsrücken, den Thürmchen, Phialen und Allem, was dazu gehört, ist hier angebracht. Dagegen sind die Figürchen, welche in den Nischen stehen, Engel mit

den Marterwerkzeugen, eine Darstellung Christi, wieder ganz harmlos in entwickelten Renaissanceformen. An der Vorderseite ist an dieser Stelle dann auch noch das ovale Medaillon des Fürstbischofs von Paderborn, Theodor von Fürstenberg, angebracht, welcher auch in der Inschrift am Fuß ausdrücklich als Stifter des Kreuzes im Jahre 1589 bezeichnet wird. Das Kreuz selbst ist ganz in gothischen Formen aufgebaut, jeder Arm hat als Abschluß eine im Vierpaß gebildete, durchbrochene Rosette mit reich gekräuseltem gothischen Laubwerk. Die Arme sind von beiden Seiten mit durchbrochenen, gothisch gedachten und in Renaissanceformen ausgeführten Kämmen eingefaßt, auf den Flächen sind die Arme mit Gravirungen versehen, von denen merkwürdigerweise wiederum der Oberarm und die beiden Seitenarme ganz reguläres gothisches Maßwerk zeigen, während der untere Schaft mit zierlichen Renaissancearabesken geziert ist. Und das Alles geht so harmlos in einander, daß, wie gesagt, es einer directen kunstkritischen Betrachtung bedarf, um überhaupt die zwei verschiedenen Strömungen zu bemerken. Das Corpus des Crucifixes selbst ist von edelster Schönheit im vornehmen Ausdruck des Leidens, ohne die in jener Zeit schon häufig beliebte Ekstase des Schmerzes..

Als einen letzten Rest gothischer Ueberlieferung, welchen Meister Eisenhoit nachher etwa abgeschüttelt hätte, dürfen wir diese gothischen Details nicht ansehen, denn der gleich zu besprechende Kelch vom Jahre 1588 zeigt kaum eine Spur derselben. Wir müssen lediglich annehmen, daß in der Anschauung des Meisters für ein derartiges Kreuz gewisse Formen des kirchlichen Aufbaues, wie sie sich ihm in der Gothik darstellten, noch maßgebend waren. Sehen wir ja doch auch in der italienischen Kunst der entwickelten Renaissance gerade bei kirchlichen Geräthen, z. B. in dem Schatz des heiligen Antonius zu Padua, gothische Reminiscenzen, wenn auch in äußerst mißverstandener Form, noch zu einer Zeit, in welcher in der profanen Kunst dieselben schon seit zwei Menschenaltern überwunden waren. Auf Grund dieser Betrachtung bin ich eben geneigt, auch das vorzüglich gearbeitete, oben erwähnte Rauchfaß für Eisenhoit in Anspruch zu nehmen. Bei näherer Prüfung zeigen sich auch hier an untergeordneten Stellen, bei welchen der Meister sich keine Beschränkung auferlegt, Renaissanceornamente angebracht, welche für die westfälische Gegend zum mindesten auf die zweite Hälfte, wenn nicht auf das Ende des 16. Jahrhunderts deuten.

Der Kelch vom Jahre 1588 ist aus Silber getrieben und vergoldet und ebenfalls mit der Inschrift Anthonius Eisenhoit Warburgensis an der unteren Seite versehen. An diesem Kelch ist nur die Anordnung des Fußes und Knaufes in den Formen des Sechspasses noch eine Erinnerung an mittelalterliche Formen. Im Uebrigen haben wir allerfreieste Entwickelung der Renaissancebildung auch in den mehr architektonischen Einzelheiten des Knaufes. Die getriebenen Darstellungen in den sechs Medaillons des Fußstückes enthalten biblische Bilder, sämmtlich auf das Opfermahl bezüglich. Das Opfer Abraham's, das jüdische Osterlamm, Mannasammeln, Moses schlägt Wasser aus dem Felsen, Jonas vom Walfisch ausgespien und die eherne Schlange. Die dazwischen liegenden Zwickel enthalten in den aufsteigenden Theilen stehende allegorische Figuren von höchster Schönheit der Erfindung und Ausführung. Eine Ausstattung mit farbigen Edelsteinen vollendet dieses sehr prächtige Geräth.

Das dritte vom Meister bezeichnete Stück ist ein Weihwasserkessel, aus Silber getrieben, von einfacher, glattwandiger Form, 16 cm hoch und 26 cm Durchmesser. An dem Bügel steht die Inschrift: Anton Eisenhoidt Warburgensis fecit, an dem Rande des Kessels befinden sich vier Darstellungen von innen nach außen, auf dem Boden eine andere, von außen nach innen getrieben, das Ganze aus erstaunlich dünnem Material gearbeitet. Eine Jahreszahl ist an demselben nicht zu entdecken. Wenn die Bezeichnung und die Art der Arbeit in den Figuren nicht einen festen Anhalt gäbe, so würde man es kunsthistorisch nicht für möglich halten, daß diese hoch entwickelte, fast schon in das Barocke überschlagende Renaissance der Ornamentation dieses Stückes in derselben Werkstatt wie jenes gothisch strenge Crucifix entstanden sein könnte. Die vier ovalen

Felder mit bildlichen Darstellungen sind eingerahmt durch Cartouchenwerk von allerüppigsten und freiesten Formen. Die aufgerollten, durchgesteckten und durch Gehänge verbundenen Ornamente stehen vollkommen auf der Höhe des Neuesten, was die Kunstmode jener Zeit hervorbrachte, und zeigen, wie der Meister in dem unbekannten westfälischen Städtchen Warburg sich in seiner italienischen Lehrzeit vollgesogen hat an der Anschauung blühender römischer Formenschönheit. Die Darstellungen selbst enthalten die Taufe Christi, Christus mit der Samariterin am Brunnen, Christus und Petrus auf dem Meere und Philippus mit dem Mohrenkämmerer. Auf dem inneren Boden befindet sich der Durchgang durch das rothe Meer in einer sehr figurenreichen Darstellung.

Ein ganz besonderes Meisterwerk ist auch der hierzu gehörige Sprengwedel in der Form eines scepterartigen Stabes mit großem, leicht durchbrochenem Knauf. Wenn man diesen Schaft abgetrennt vor sich hätte mit seinen köstlichen, flachgetriebenen allegorischen Figuren von wahrhaft classischer Schönheit und classischer Nacktheit, so würde man auf alles Andere eher kommen, als daß es der Stab eines Sprengwedels sei. Das Ganze ist auch, abgesehen von diesen einzelnen Stücken, von edelster Durchbildung der Form und von sehr zierlicher Benutzung des technischen Motivs der für das Sprengen nöthigen durchbrochenen Rosetten.

Ohne Bezeichnung des Meisters, aber ebenfalls aus dem Schatze zu Herdringen herstammend und mit dem Wappen des Fürstbischofs Theodor von Fürstenberg versehen, also nach 1589 angefertigt, sind die silbernen Buchdeckel für zwei stattliche Foliobände, in welchen sich die Meisterschaft des großen Künstlers vielleicht auf das allerglänzendste erweist. Der erste von ihnen ist ein Missale, in der bekannten Quentel'schen Officin zu Köln im Jahre 1494 auf Pergament gedruckt und mit mancherlei schönen Initialen versehen. Die Einbanddecke ist von Silber, welches in einem ziemlich flachen Relief herausgearbeitet in einer Platte je eine Seite bedeckt. Der Rücken ist aus neben einander gefügten und durch Charniere verbundenen, sehr kräftigen Silberdrähten in wirksamer und für das Aufschlagen sehr geschickter Weise hergestellt. Mir ist diese einfachste Lösung der Frage, wie man bei Metalleinbänden den Rücken herstellen soll, sonst nicht bekannt.

Die aufgesetzten Ecken und Beschläge, welche zum Schutz der Platten dienen, sind von geringem Umfang, aber sehr zierlicher Arbeit. Von den Deckeln enthalten Vorderseite und Rückseite je ein großes Mittelfeld, hier das jüdische Osterlamm, dort das Abendmahl. Diese Darstellungen sind reich an Figuren, lebendig bewegt, von einer gewissen Weichheit, welche leicht an das Süßliche streift. Es bedürfte hierfür sowie auch für die ornamentalen Theile noch erst einer genaueren Prüfung, welche aber lediglich an der Hand einer großen Ornamentstichsammlung vorgenommen werden kann, welche von den damals verbreiteten Kupferstichen Meister Eisenhoit für seine Darstellung benutzt haben mag; denn trotz aller Bewunderung für seine künstlerische Bedeutung dürfen wir doch nicht ohne Weiteres annehmen, daß er auch derartige große Compositionen ganz ohne Anhalt geschaffen habe. Andererseits ist die Möglichkeit, daß ihm die Erfindung ausschließlich gebührt, nicht ausgeschlossen. Auf verschiedenen seiner Kupferstiche, sowie auch auf zwei Wappenzeichnungen, welche sich im Innern der Bücher befinden, erscheint er als selbständig erfindend und als hinreichend geschickt, um mit den seiner Zeit üblichen künstlerischen Motiven Neues zu entwerfen.

In den später zu erwähnenden Tagebüchern von Caspar von Fürstenberg findet sich (S. 149) die Notiz aus dem Jahre 1592, daß bei Gelegenheit der Hochzeit der ältesten Tochter Fürstenberg's große festliche Zurüstungen stattfanden, und da heißt es u. A.: „Anton Eisenhut macht einen Abriß zu dem Brautteppich oder Tapeten", also jedenfalls eine reiche, nach Sitte jener Zeit mit Allegorien geschmückte Composition, die in Gobelin oder Stickerei ausgeführt wurde. Die Einrahmungen auf den erwähnten Buchdeckeln zeigen uns Eisenhoit als vollendeten Meister gerade auf diesem Gebiet. Diese Einrahmungen, von welchen unser Titelkopf ein Stück in ausgeführter Zeichnung giebt, sind noch weit anziehender als die Mittelbilder selbst. In



Deckel des Pontificale Romanum.

zwei quer liegenden Feldern über und unter dem Mittelstücke sind auf der Vorderseite Frühling und Sommer, auf der Rückseite Herbst und Winter in allegorischen Figuren dargestellt, bei welchen wieder vollständig classische Nacktheit waltet. Die Ecken und Seiten sind außerdem mit allegorischen Figuren verschiedener Art versehen, welche in der bekannten Weise der Spätrenaissance durch kühne Körperbewegung die von der Composition übrig gelassenen Zwickel vollständig ausfüllen und in lebhafter Bewegung ihre an sich unbedeutenden allegorischen Functionen ausüben. Diese meist weiblichen Figuren mit Hinzufügung kleiner nackter Kinder- und Engelsgestalten sind auf diesem Deckel ebenso wie auf den anderen gleich zu beschreibenden Stücken wahre Wunderwerke der Goldschmiedekunst. Ich muß diesen gegenüber ausdrücklich wiederholen, was ich im Anfang gesagt habe, daß ich in den Museen, Kirchenschätzen und Sammlungen, die mir bekannt sind, niemals etwas Besseres an Arbeit und künstlerischer Durchbildung gesehen habe als eben diese Arbeiten des Meisters Eisenhoit. Ganz bewunderungswürdig ist die Kunst, wie er bei nur flacher Erhebung der Platte die Figuren von dem Grunde loslöst, ohne sie von demselben zu trennen, wie er die ganze Modellirung des Körpers mit absoluter Sicherheit anpaßt der leichten Schwellung des Reliefs, und wie er trotzdem die reichste Wirkung von Licht und Schatten, von stark betonten und untergeordneten Partien erzielt. Vor Allem wunderbar erscheint der verschiedene Grad der Bearbeitung durch Punzen, welche die einzelnen Theile erhalten haben. Diese Bearbeitung der Oberfläche, welche die Gewänder stumpf und leicht gekräuselt, die Fleischtheile dagegen vollständig geschmeidig und strahlend erscheinen läßt und dabei in den Fleischtheilen wiederum die einzelnen Partien nach Spannung und Weichheit unterscheidet: das sind Feinheiten künstlerischer Durchführung, wie sie eben nur bei dem Vollendetsten, was die Kunst aller Zeiten hervorgebracht hat, bei den besten Stücken des Hildesheimer Silberfundes und ähnlichen Werken allerersten Ranges, vorkommt und von einer Verfeinerung des Geschmackes Kenntniß giebt, die wir uns sonst nur als seltenste Ausnahme an den Centren höchster Bildung in Athen und Florenz, unter dem belebenden Hauch eines von allen Kunstbestrebungen durchleuchteten und erwärmten künstlerischen Himmels denken können. Und das Alles macht ein unbekannter deutscher Meister in dem westfälischen Städtchen Warburg.

Der andere Buchdeckel ist in seiner Composition noch reicher, er enthält ein Pontificale romanum, einen Venetianer-Druck von 1582. Die silbernen Deckel gehören in beiden Fällen ebenso wie die früheren Kirchengeräthe dem Ende der achtziger Jahre an. Bei diesem Buche ist der Rücken wie bei dem vorigen gebildet. Die Eintheilung der Decke ist eine etwas andere, die Bezugnahme auf altes und neues Testament aber auch hier vorhanden. Auf der Vorderseite sehen wir in dem hohen Mittelfeld den jüdischen Hohenpriester. Der Hintergrund dieser Darstellung zeigt Moses, der die Tafel vom Berge herunterbringt, und den Tanz um das goldene Kalb in einer überaus graziösen, nur gerade andeutenden Behandlungsweise. Die Umrahmung dieses Mittelbildes ist noch ganz im Stil der Hochrenaissance. An jeder Seite befindet sich ein breiter Pilaster mit Arkadenstellungen, über und unter der Figur große Schilder von schwebenden Engeln getragen. In den Arkaden befinden sich die prächtig gewandeten Gestalten der vier Kirchenväter, auf der oberen Tafel, welche von zwei Engeln in sehr lebhafter Bewegung gehalten wird, die Aufschrift: Pontificale Romanum, auf der anderen das Fürstenbergische Wappen — das Schlußbild dieses Aufsatzes. Die Rückseite zeigt ganz dieselbe Anordnung, die Pilaster mit den vier Arkaden enthalten hier die Figuren der vier Evangelisten, das Mittelbild die Gestalt eines knieenden Papstes, welchem Maria mit dem Kinde, von Engeln umgeben, von oben her erscheint; diese Gruppe durchbricht die architektonische Umrahmung nach oben hin, dieselbe wird nach rechts und links hin von zwei hingestreckten allegorischen Figuren des Glaubens und der Hoffnung abgeschlossen. Im unteren Theil haben wir ein im Halbrund geschlossenes Mittelbild mit singenden Engelsgestalten, daneben zwei sitzend hingestreckte allegorische

Gestalten von Flußgöttern, welche als Lupia und Dimula, also als Lippe und Diemel, die beiden Flüsse von Paderborn, bezeichnet werden. Welche wunderbaren Wege muß doch die Tradition der Kunstformen machen, ehe die Lippe und Diemel dazu gelangen konnten, in der idealen Gestalt verkörpert zu werden, welche einstmals unter dem Himmel Roms für den prächtig dahinrauschenden Tiber ersonnen wurde.

Diese Werke sind nebst den Kupferstichen bis jetzt das Meiste, was wir von dem Meister Eisenhoit wissen. Allerdings reichen sie vollständig hin, um uns das Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit zu geben; aber wir haben gewiß allen Grund, zu wünschen, daß wir nun auch urkundenmäßig Mehreres von ihm erfahren. Wir müssen vor Allem Aufschluß darüber erhalten, woher ihm diese hohe Kunst gekommen, ob er Vorgänger, ob Nachfolger gehabt, und wir werden allen Anlaß haben, in dem Kreise seines Wirkens aufs eifrigste nach Werken von ähnlicher Vollendung zu suchen. Die Ausstellung in Münster, welche uns am ehesten etwas Weiteres von Arbeiten seiner Hand oder seiner Schule hätte bieten können, hat, wie gesagt, nichts gebracht.

Eine Monstranz von Attendorn aus derselben Zeit wurde mir sehr gerühmt, war aber, als ich die Ausstellung besuchte, nicht mehr vorhanden. Dieselbe ist auf Bestellung Fürstenberg's in Köln gearbeitet. Von dem Uebrigen war nichts, was auch nur in eine Art von Schulzusammenhang mit Eisenhoit hätte gebracht werden können. Von Eisenhoit als Kupferstecher berichten verschiedene Künstlerlexika, welche auf Füßli zurückzuführen sind. Dieser nennt ihn Eisenhout und seine Vaterstadt „Varnburg". Die betreffenden Stiche gehen nicht über den gewöhnlichen Durchschnitt der Zeit hinaus. Wichtig ist nur die Mittheilung, daß Eisenhoit eine Zeit lang in Rom gearbeitet hat und zwar für den Geologen Mercatus, an dessen Metallotheca er die meisten Stiche gefertigt. Dieses Werk ist zwischen 1576 bis 1593 entstanden, aber erst 1717 herausgegeben. Mercatus selbst erwähnt „Eisenhout" als Zeichner und Stecher seines Werkes und als jungen Mann (adolescens). Die Stiche enthalten Abbildungen von Mineralien und einzelne Figuren von großer Schärfe, aber ohne künstlerische Bedeutung.

Von urkundlichen Nachrichten besitzen wir bis jetzt eine Reihe von Notizen, welche aus einem Tagebuch herstammen, welches der Graf Caspar von Fürstenberg, ein Bruder des Fürstbischofs, geboren 1545, gestorben 1618, während seines langen Lebens geführt hat und welches von Ignaz Piler* herausgegeben worden ist. Dieses Tagebuch, auf welches ich von Mitgliedern des Comités in Münster freundlichst aufmerksam gemacht wurde, ist meines Wissens für culturhistorische Studien, für welche es ein überaus reiches und mannigfaltiges Material enthält, noch keineswegs nach Verdienst benutzt. Wir finden in demselben den Eisenhoit verschiedene Male erwähnt, jedoch nicht so, daß man hieraus auf einen Meister ersten Ranges schließen dürfte. So heißt es am 3. Mai 1595:

„Ich thue M. Anthon Eisenhut (so wird er hier immer geschrieben) viel golts an einem Becker zu verarbeiten und silber zu einer schalen."

Im Jahre 1596 bescheidet Fürstenberg den Meister Anton von Warburg wegen einer bestellten Arbeit zu sich nach Neuhaus.

Als Fürstenberg am 26. November zu Warburg war, zeigt M. Eisenhut vor, „was er albereits an meinem neuwen trinckgeschirr dem Adler gefertigt." Am 26. März 1597 steht verzeichnet: „M. Anthon Eisenhut bringt dermaleins (endlich) mein silbernen Buckal den Adler geendt."

27. März 1597: „Ich begebe M. Ant. Eisenhut für macherlohn des Adlers mit 40 Reichßdalern ab, gebe ihm neuwe arbeit ahn 4 Porselonschalen zu machen."

Am 7. Mai 1598: „Ich gebe Anthonio Eisenhut unterschiedtliche arbeit von silber, goldt und Edelngestein zu machen mit."

Am 30. März 1598: „Ich schreib ahn Anthon Eisenhut, ahn M. Johan

* Leben und Wirken Caspar's von Fürstenberg nach dessen Tagebüchern. Von Franz Ignaz Piler. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1873.

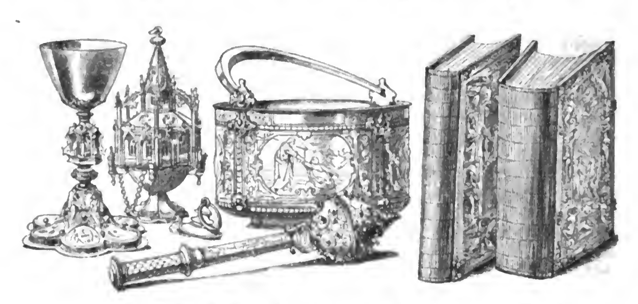
Hoebein, daß sie hieher zu mir kommen und arbeit anfangen."

Alle diese hier erwähnten Arbeiten sind also Profangeräthe, welche mit den vorhandenen Stücken nichts gemein haben. Der Herausgeber der Tagebücher, Piler, erwähnt speciell, daß dieses Trinkgeschirr in Gestalt eines Adlers nicht mehr vorhanden sei, jedenfalls ein Verlust, den wir höchlichst zu beklagen haben. Piler erwähnt außerdem, daß die jetzt auf der Ausstellung in Münster vorhandenen Stücke aus der Capelle auf dem Schnellenberg, dem von Caspar von Fürstenberg mit großem Aufwand neu erbauten Wohnsitz der Familie, stammen und sich jetzt in der Schatzkammer zu Herdringen befinden. Daß der Fürstbischof Theodor die Schnitzwerke, Bilder u. s. w. dieser Capelle gestiftet hat, geht aus den Tagebüchern hervor; es ist wahrscheinlich, daß er also auch den sämmtlichen Altarschmuck hat verfertigen lassen.

Eisenhoit ist übrigens nicht der einzige Goldschmied, welchen Caspar von Fürstenberg beschäftigt; es läßt auch keine Notiz des Tagebuchs darauf schließen, daß Fürstenberg ihn für einen ganz besonders hervorragenden Meister gehalten habe, und wir brauchen uns deshalb den nationalen Stolz nicht zu versagen, Eisenhoit nicht als eine Ausnahme jener Zeit, sondern eben nur als eine einzelne Erscheinung einer größeren Gruppe gleichwerthiger Meister anzusehen. Es heißt in den Tagebüchern unter Anderem vom 4. Januar 1584: „Der goltschmidt, der von Maschede kommen, ist Abendt mit lustig, ist rex worden." Dieser gute Meister war also augenscheinlich zu irgend einem Trinkgelage zugezogen worden, bei welchem er durch seine Trinkfähigkeit es bis zur Königswürde gebracht hat. Derselbe scheint für Geschmeidearbeit beschäftigt gewesen zu sein, denn am 5. Januar, also am folgenden Tage, wird erwähnt: „Golt geschmolzen zu einer Pantzerketten," und am 4. Februar: „den goltschmidt der neu gemachten pantzerketten lohn bezalt."

Sehr merkwürdig ist eine Eintragung vom 30. April 1594. Hiernach bestellt Fürstenberg „porsolänen Schalen mit Golt zu beschlagen und druf des H. Bischofen zu Paderborn und Her Meisters zu Lifland (ein Zweig der Familie F. war dort ansässig) Biltniß zu ameliren." Vier Monate später sind sie fertig, der „Jubilirer" zeigt sie ihm in Frankfurt, „kosten gern 5000 Daler." (Der Herausgeber vermuthet einen Schreibfehler statt 500 Daler.) Der Rentmeister wurde abgeschickt, um mit dem „Jubilirer umb den Macherlon des gulden geschirs von Porsolane zu handeln." Einige Tage nachher kam der Juwelier selbst nach Mainz, um sie zu bringen, „er hatt das eine Porsolan Drinckgeschir underwegs zerfallen."

Der Verbrauch von Gold- und Silbergeräth in diesem Fürstenbergischen Haushalt scheint recht erheblich gewesen



Kelch, Rauchfaß, Weihwasserkessel und Meßbücher.

zu sein. Am 7. December 1596 wird erwähnt: „Bei einer versammlung der Paderbornischen räthe verehrt mein gnädiger Fürst und Herr einem jeden ein groß gülden drinckgeschirr." Am 26. Mai 1598 bekommt Caspar von Fürstenberg vom Grafen Simon zur Lippe ein Trinkgeschirr in Form eines Adlers geschenkt. Er selbst schickt am 4. November 1598 an seine Frau „einen mit silber beschlagenen Sigbergischen Krausen." (Krug von weißem Steingut aus Siegburg.) Außer den bereits erwähnten Meistern und Goldschmieden wird noch im Jahre 1598 ein Goldschmied M. Adreß zu Paderborn erwähnt, welcher geholt wird, um einen Trauring anzufertigen. Auch Kölner Meister, welche die Monstranz für Attenborn fertigen, werden genannt.

So erscheint es nach Allem ziemlich gewiß, daß Eisenhoit nicht etwa ein Meister gewesen ist, der für den Fürstenbergischen Hof als specieller Hofkünstler angestellt war und etwa von außerhalb aus einer berühmten Kunstwerkstätte herbeigeholt sein konnte, sondern Eisenhoit tritt lediglich auf als einer unter vielen, welchen die Fürstenbergs gelegentlich beschäftigen.

Nach Untersuchungen, welche in den westfälischen Archiven gemacht und mir freundlichst zur Verfügung gestellt sind, ist die Familie Eisenhoit lange in Warburg ansässig gewesen. Anton Eisenhoit war also wohl eine Zeit lang in Rom und vor 1589 schon wieder in Warburg ansässig. Seine Lebensdauer wird zwischen 1554 bis 1614 liegen.

Auf Grund des vorhandenen urkundlichen Materials werden wir uns einstweilen mit diesen Ergebnissen begnügen müssen. Es wird nun vor Allem unsere Aufgabe sein, den Spuren dieses kunstreichen Meisters weiter nachzugehen, eines Mannes, dessen Wirken, wenn wir auch weiter nichts von ihm erfahren als das bisher Auffindbare, fortan ein glänzender Ruhmestitel in dem Kunstleben unseres Volkes sein und bleiben wird.



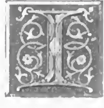


Pflanzenleben und Landschaftscharakter.

Ein Beitrag zur Theorie der Landschaftsmalerei

von

Max Haushofer.

n seiner frühesten Kindheit mußte das Menschengeschlecht als seine treuesten und nächsten Freunde die Gestaltungen der Pflanzenwelt erkennen. Die übrigen Naturgestaltungen waren ihm weit länger unverständlich, zwecklos, oft geradezu feindselig und schrecklich.

Blickte der Mensch über sich, so sah er den Himmel, der ihm zwar Sonnenschein und Sterngeflimmer, aber auch schreckende Wetter, Hagelschläge und Regengüsse sandte. Die Gewässer erwiesen sich zwar als nutzbar, aber auch als eine düstere Macht, die in feuchter Umarmung alles Lebendige dahinreißen konnte. Die steinerne Rinde des Erdballs war hart und bot weder Nahrung, noch Wärme oder Schutz, so lange man sie nicht bearbeiten konnte. Und an der Thierwelt sah der Mensch nichts als gegenseitiges Morden und Auffressen. Nur die Pflanzenwelt bot ihm lehrreiche und liebende Dienste. Das Laub der Waldbäume war sein erstes Dach; Früchte — wenigstens in allen wärmeren Zonen — boten die am leichtesten zu gewinnende Nahrung; Holz das erste Feuer, das erste Werkzeug und die erste Waffe. Und all' diesen Wohlthaten gegenüber zeigte die Pflanzenwelt kaum eine menschenfeindliche Seite ihres Daseins.

Bei alledem möchte man sich wohl wundern, daß der Mensch viel früher und ausgeprägter Verständniß für den ästhetischen Eindruck seiner ganzen übrigen Umgebung bekam als für jenen der Pflanze. Thierische und menschliche Formen, atmosphärische Erscheinungen, Wasser und Gestein wurden vom künstlerischen Standpunkte aus früher und vollkommener begriffen als die Pflanze.

Und doch ist dies leicht erklärlich. Die plastische Kunst mußte nothwendig zuerst an die Nachbildung des Menschen und der Thiere denken und bei diesen Gegenständen bleiben. Und auch für die Malerei mußte die menschliche Gestalt und die ihr zunächst verwandten Thiergebilde zuerst

künstlerische Anregung geben. Nahe lag es auch, daß man, um für Menschen und Thiere eine Umgebung zu finden, bloß den am meisten in die Augen springenden Gegensatz von Himmel und Erde zur Darstellung brachte.

So behalf sich die ganze classische Kunst des Alterthums fast ohne landschaftliche Darstellung. In der mittelalterlichen Malerei ist der landschaftliche Theil selbst bei Meistern ersten Ranges kindisch, kalt und hart: Bäume, die aus wie von Holz geschnitzten Felsen ohne eine Spur von Erdreich hervorwachsen; Grashalme, die unmittelbar aus glatten Steinen sprießen und dergleichen.

Heutzutage, nachdem wir seit den van Eycks, seit Poussin, Salvator Rosa und Claude Lorrain eine so glänzende Entfaltung der Landschaftsmalerei neben der Figurenmalerei erlebt haben, nachdem wir die Landschaftsmalerei im Gebiet einer stilisirten, einer romantischen, einer Effectlandschaft und einer realistischen Landschaft thätig sehen konnten, ist es erlaubt und geboten, Studien über die Grundlagen des landschaftlich Schönen zu machen.

Himmel, Terrain, Wasser und Vegetation sind die Factoren des Landschaftlebens. Wir können uns eine vollkommene Landschaft nicht denken ohne sie. Allerdings kann der Künstler das eine oder das andere dieser landschaftlichen Elemente entbehren und durch meisterhafte Behandlung der übrigen ganz vergessen machen, daß etwas fehlt. Wer hat nicht schon Waldlandschaften gesehen, welche auch nicht den kleinsten Durchblick nach dem Himmel gestatten? Aber sie sind doch nicht ohne erkennbare Wirkung des Himmels. Diese Wirkung zeigt sich in den mannigfachen Erscheinungen der Beleuchtung, im Dämmerlichte des tiefen Hintergrundes, aus dem die Formen der näheren Bäume und Pflanzen heller oder dunkler, jedenfalls kräftiger sich abheben. Die Wirkung der Luft zeigt sich auch, selbst wo der Himmel unsichtbar bleibt, im Glanze des Wassers; mag dasselbe nun als brausender Waldstrom seine sprühenden Tropfen durch das Gezweig werfen oder als melancholischer Tümpel erscheinen, auf dessen dunkler Oberfläche nur vereinzelte Lichter schwimmen.

Ebenso giebt es Landschaften, welche keine Spur von den steinernen Falten und Rissen der Erdrinde, über welchen das Pflanzenleben liegt, erkennen lassen. Die moderne Stimmungsmalerei insbesondere sucht nicht mehr die classisch geschwungenen Linien schöner Berggestalten, nicht mehr die stilvolle Erscheinung einzelner Baumgruppen, nicht mehr den traumhafte Sehnsucht weckenden Anblick von hinter einander geschobenen und nach der Ferne zu in sonnigem Dufte verschwindenden Hügelketten und Waldrücken, von leuchtenden Stromrändern und entlegenen Seeufern. Von den Gehängen der Berge ist sie herabgestiegen in die Torfmoore und Kartoffeläcker. Sie malt mit liebevoller Deutlichkeit den Eindruck, den eine staubige Landstraße oder ein einsamer Froschtümpel, ein regnerischer Abend zwischen schmutzigen Hütten oder ein frostiger Morgen am Ufer eines träge fließenden Stroms verursacht. Sie sucht die Melancholie der Landschaft nicht mehr in dunklen Felslabyrinthen, sondern in eintönig fallenden Regentropfen, die Einsamkeit nicht mehr im hochstämmigen Urwald, sondern zwischen frisch gepflügten Aeckern. Solche Schöpfungen können auch nicht mehr von Centauren bevölkert werden, von Drachen und Dryaden, von hellenischen Göttern, indischen Prinzessinen und keltischen Elfen, sondern von pfeifenden Bauernjungen, schlafenden Milchmädchen und polnischen Pferdehändlern.

Der modernen Landschaftsanschauung, welche in die Stimmung das Schwergewicht legt, dient das Pflanzenleben hauptsächlich nur zur Vermittelung der Lufterscheinungen. Man malt Bäume, um durch sie hellere oder dunklere Licht- und Schattenbilder von verschiedenen Formen in die Landschaft zu bringen, um die Lichtmassen, die der Himmel mit seinen Wolkengebilden ausstrahlt, je nach Belieben concentriren oder zerstreuen, färben, brechen oder dämpfen zu können.

Schleiden hat in seinem Buche über das Leben der Pflanze ein Capitel: Die Aesthetik der Pflanzenwelt. Dasselbe zeigt deutlich den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Standpunkt des Naturforschers und jenem des Landschaftsmalers. Der Naturforscher wird, selbst wo er direct die Schönheit einer Pflanze betrachtet, nie

umhin können, zu zergliedern und sich in die Einzelheiten zu versenken, während der Maler fast immer nur den Masseneindruck aufnimmt und wiedergiebt. Der Naturforscher wird auch bei der Betrachtung der Schönheit des Pflanzenlebens sich das Object stets in jener Nähe betrachten, welche er vom Experimentiren und Mikroskopiren gewohnt ist; der Maler würdigt diese Schönheit auch in Fernen, welche für die naturwissenschaftliche Betrachtung ganz werthlos sind. Der Naturforscher ist eben gewohnt, sein Beobachtungsobject nackt und frei von allen störenden und versteckenden Einflüssen zu sehen, während für den Maler gerade jene verschleiernden Einflüsse: die Wirkungen der Luft und des Schattens, das Durcheinanderdrängen verschiedener Naturgestaltungen, den Reiz der Betrachtung erhöhen. Wie sehr die ästhetische Anschauung des Landschaftsmalers sich von derjenigen des Naturforschers entfernt, zeigt gerade Schleiden, indem er unter allen Bäumen den Preis der Schönheit der Akazie zuspricht, einem Baume, den der Landschaftsmaler geradezu verachtet.

Der künstlerische Blick unterscheidet dafür weder Phanerogamen noch Kryptogamen, weder Mono- noch Dikotyledonen. Er unterscheidet und verwendet nach Gutdünken nur Moose und Flechten, Gräser, Blumen und Kräuter, Sträucher, Palmen und Bäume. Und nur letztere würdigt er gewöhnlich einer so genauen Charakteristik, daß die Art unterscheidbar wird.

Das sind die Hauptformen, in welchen die Vegetation dem ästhetischen Blicke erscheint. Welche Stellung aber nimmt jede von ihnen im Landschaftsbilde ein?

Moose und Flechten wirken wegen der Zartheit ihrer Formen auf dem Bilde fast nur durch die Farbe. Dem landschaftlichen Blick erscheinen sie als die gedrängten Massen des kleinsten Pflanzenlebens. Auch was von der Thierwelt an Größe und Charakter mit den Moosen harmonirt, ist winzig: Insecten, Schnecken und dergleichen. Trotzdem haben auch die Moose und Flechten ihren Platz im Landschaftscharakter. Weil sie die genügsamsten Pflanzen sind, weil sie am weitesten gegen das Eis der Pole, am höchsten gegen die Spitzen verschneiter Gebirge vordringen, weil sie zuerst den von den Wogen ans Ufer gewälzten Fels überkleiden, haben sie die Aufgabe, am frühesten und am ausdauerndsten den harten und gewaltigen Eindruck, welchen die nackte Erdrinde hervorbringt, zu mildern — in der Natur wie in der Kunst.

Aehnlich ist die ästhetische Bedeutung der Gräser. Auch sie können nur in der Masse wirken; durch das Pflanzenkleid, welches sie bilden, erkennt das Auge noch deutlich die Formen der Erdrinde. Leicht vom Lufthauch bewegt, lassen sie wohl, im Einzelnen betrachtet, ein lebhaftes Spiel der Beleuchtung zu; doch kann dasselbe wegen der Kleinheit der Gestalten landschaftlich nicht zur Bedeutung kommen, so daß der Gesammteindruck immer nur der einer grünen Fläche bleibt. Theils wegen der wohlthätigen Färbung dieses Teppichs, theils wegen der an den Gräsern haftenden Idee der Nützlichkeit machen sie in der Landschaft stets den Eindruck des Behaglichen und Menschenfreundlichen. Die ästhetische Aufgabe der malerisch verwandten Schilf- und Binsenformen liegt darin, zwischen dem landschaftlichen Eindruck des Wassers und jenem der festländischen Vegetation zu vermitteln und zugleich das lose Spiel des Lufthauchs darzustellen. Diese Wassergräser vermehren den Reichthum der Strandformen und Uferfarben; sie veranlassen die flüchtige Welle zu größerer Mannigfaltigkeit in der Bewegung und Spiegelung. Unschön werden sie, wenn Beleuchtung und Entfernung derart sind, daß eine große Zahl paralleler Halme dem Blick begegnet.

Blumen und Kräuter haben in der Landschaft die Aufgabe, Mannigfaltigkeit und Farbenreichthum in den Vordergrund zu bringen, wo dies nicht schon durch Gestein und Wasser besorgt wird. Die kleinen Feldblumen, als das dem kindlichsten Verständniß zugängliche landschaftliche Gebilde, haben auch zuerst künstlerische Durchbildung gefunden und in den Anfangszeiten der Landschaftsmalerei eine über Gebühr erhabene Stellung behauptet. Die moderne Landschaftsanschauung weiß es sehr wohl zu würdigen, wie werthvoll die Blumen als Unterbrechung grüner Rasenflächen oder als farbige Belebung größerer Schattenpartien wirken; doch muß der Maler hierbei sorgfältig darauf

achten, den Eindruck des Buntscheckigen zu vermeiden. Weit feiner ist die Unterbrechung der Vordergrundflächen durch Kräuter ohne farbige Blüthen, also bloß durch die Abstufungen größerer und kleinerer Licht- und Schattenflächen der Blätter, helleren und dunkleren, wärmeren und kälteren Grüns. Dabei geben auch die Kräuter am besten Veranlassung zur ornamentalen Gestaltung der Vordergrundvegetation.

Den Uebergang zur Landschaftsform der Bäume bilden die Sträucher. Was der malerische Blick unter diesem Ausdrucke zusammenfaßt, ist ein sehr mannigfaltiges Gebiet. Die eigentliche ästhetische Wirkung der Sträucher ist eine Erhöhung des Vordergrundterrains, eine Belebung des Gesteins, möge dieses nun aus Felsen, Straßenkies, Ufersand oder Mauerwerk bestehen; eine oft sehr nöthige Unterbrechung großer Schatten- und Lichtflächen, welche doch nicht bis in das Licht des Aethers emporstreben muß. Dabei sind die Sträucher der mannigfachsten und höchst phantastischen Gliederung, dem feinsten Stilgefühl zugänglich, was wohl nie ein Künstler in schönerer Weise gezeigt hat als Preller in seinen Odyssee-Landschaften. Selbst im näheren Mittelgrunde der Landschaft können Sträucher noch schön wirken; im ferneren Mittelgrunde wirken sie schlecht, weil sie dort die Schattenlinien, welche die Erdrinde bildet, abschwächen oder verbergen.

Die landschaftliche Bedeutung der Palmen und anderer den wärmeren Zonen angehöriger Pflanzengattungen kann hier unberücksichtigt bleiben, weil es sich ja hier doch nur um die europäische Landschaft handelt.

Die reichste Form des vegetativen Lebens zeigen die Bäume. Sie sind die einzigen Erscheinungen des Pflanzenlebens, welche für sich Mittelpunkte ganzer Bilder sein können. Dazu helfen ihre gewaltigen Licht- und Schattenmassen, ihre sprechende Individualität und reiche Gliederung. Bei ihnen haben auch die einzelnen Familien ihre gesonderte ästhetische Bedeutung. Ja sogar die einzelnen Theile des Baumes haben eine solche.

Die Wurzel ist der geheimnißvollste Theil des Baumes. Wenn sie erscheint, zeigt sie den Tod des Baumes an; so lange der Baum lebt, dürfen nur einzelne Fasern und Arme aus dem Erdboden schauen und Zeugniß geben von der unterirdischen Thätigkeit der Pflanze. Des Baumes Wurzelwerk ist die Behausung jener Kräfte, welche der Märchen schaffende Sinn unserer Mütter in braunen Zwergen verkörperte. Geht man durch einen Hohlweg, wo über Felswände und Sandlehnen verworrenes Wurzelwerk herabhängt, oder liegt man am Uferhang, wo die rastlose Welle das Erdreich unter den Bäumen wegspült, daß ihr unterirdisches Geäst nackt auf den Kies und in die Fluth herabhängt: dann gewinnt man Einblick in das unterirdische labyrinthische Weben des Baumes. Da rühren sich zwar keine wirklichen Zwerge mehr, aber dafür kleine Nagethiere mit sammetweichem Fell, schwerfällige Käfer und glänzende Nattern — immerhin auch eine zwerghafte scheue Brut. Sie weckt unsere Erinnerungen an die alten Geschichten von den weissagenden Zwergen; von der Springwurzel, welche alle unterirdischen Schatzthüren sprengt; von dem wunderthätigen Alräunchen, das, wenn es der Erde entrissen wird, einen so furchtbaren Schrei ausstößt, daß sterben muß, wer ihn hört.

Stamm und Zweige des Baumes repräsentiren das Feste und Ausdauernde gegenüber dem wandelbaren Blätterwerk. Das Holzgerüste des Baumes wirkt mehr durch seine Form als durch seine Farbe und ist deshalb besonders bedeutungsvoll für die stilisirte Landschaft. Eine Masse von Einzelheiten sind dabei für den künstlerischen Blick von Interesse: die Entwickelung des Stammes aus dem Wurzelwerk, seine untere Moosbekleidung, seine Spalten und Risse, seine Verjüngung nach oben, seine Biegungen und Knoten; ferner die Art, wie sich die Aeste von ihm trennen; ihre Winkel, Krümmungen und Gabelungen; das Durchschneiden der Aeste und Laubpartien. In der Darstellung des Astwerkes — namentlich wo dasselbe als Silhouette gegen den Aether absticht — zeigt sich das feinste Schönheitsgefühl. Da können kleine dunkle Linien entweder zum zarten ornamentalen Gewebe geordnet oder zum wüsten Gewirr verknotet werden.

Im Blätterwerk des Baumes spielt der

Sonnenschein. Da ist das Gebiet jener wechselnden Licht- und Schattenwirkungen, die in unendlicher Mannigfaltigkeit den kleinsten Winkel des Laubes durchweben. Das Blätterwerk oder das Nadelkleid des Baumes ist es, welches, den Sonnenglanz als grüne Wolke verdunkelnd, den tiefen Zauber der Waldesdämmerung schafft. Der Gedanke, ein schirmendes Dach über seinem Haupte zu bauen, kann dem Erstlingsmenschen wohl nur unter dem grünen Zelte des Waldes gekommen sein. Und auch dem Culturmenschen ist die Dämmerung des Waldes heimlich, weil sie wie die Dämmerung des Hauses Schutz vor Stürmen und Regenschauer gewährt. Die Culturidee des Blattes liegt also darin, daß es als Schild zwischen die elementaren Ereignisse und das Lebendige sich wölbt. Und diesen Gedanken verstehen die Vögel und Insecten, die unter den Blättern sich bergen, wie der Mensch. Es ist freilich ein luftiger und leichter Schild, das Blatt; aber was ihm an Festigkeit gebricht, ersetzt es durch die Zahl und durch die Schmiegsamkeit. Die schwere Aufgabe des Künstlers bezüglich des Blätterwerks liegt darin, daß einerseits Form, Stellung und Gruppirung der Blätter hinreichend charakterisirt werden müssen, während andererseits über diesen Einzelheiten die Wirkung des ganzen Baumes als gegliederte Licht- und Schattenmasse nicht verloren gehen darf. Diese Aufgabe gestaltet sich je nach der Entfernung des Baumes sehr verschieden. Laub, Zweige und Geäst, Licht und Schatten daran in gleichem Grade immer duftiger werden zu lassen, je weiter der Baum nach dem Hintergrunde gerückt wird: das ist eine Aufgabe des Künstlers, die in ihrer Vollendung erst der Landschaftsmalerei des neunzehnten Jahrhunderts gelungen ist.

Blumen und Früchte an Bäumen sind für die Landschaftsmalerei eine heikle Sache und wirken leicht störend auf den Gesammteindruck, da sie den Blick durch einzelne hervorstechende Farbenpunkte zerstreuen, statt ihn zu sammeln. Nur wo es geradezu darauf ankommt, den Eindruck eines blüthenreichen Frühlings oder eines gesegneten Herbstes zu machen, können Blüthen und Früchte eine hervorragende Stellung in der Landschaft finden. Und selbst dann bedarf es einer feinen Zusammenstimmung der ganzen Landschaft, um diesen Eindruck in seiner vollen Liebenswürdigkeit und ohne kindischen Beigeschmack hervorzuzaubern.

So wirken die einzelnen Bestandtheile der Vegetation im Landschaftsbilde. Wenn man jedoch ein Landschaftsbild als Ganzes betrachtet und dabei speciell den Charakter seiner Vegetation berücksichtigt, so lassen sich gewisse landschaftliche Typen unterscheiden: die Typen der Wüstenlandschaft, der Haide- und Steppenlandschaft, der Waldlandschaft, der Sumpflandschaft und der Culturlandschaft. Es sind das bloß Typen, welche sich in den wirklichen Landschaftsbildern wie in Kunstwerken zwar manchmal isolirt vorfinden, welche aber in der Regel sich vereinigen und dann erst durch ihr Mischungsverhältniß einen Gesammteindruck geben.

Bei der Wüstenlandschaft macht die steinerne Erdrinde mit ihren Rissen und Falten und ihrem Trümmerwerk die Hauptmasse des Landschaftsbildes aus, während das Pflanzenleben nur wie geduldet, spärlich oder gar nicht erscheint. Wo die Vegetation ganz fehlt, macht das Landschaftsbild den düsteren und todesstarren Eindruck der wirklichen Wüste, mag dieselbe nun in den Sandmeeren ferner Welttheile, in den Klippenfeldern nordischer Küsten oder im Riesengetrümmer eines Alpenhochthales liegen. Die nackte Wüste wirkt stets monoton; gemildert wird diese Monotonie schon durch die Einwirkung des Wassers auf das Gestein, wie die Gletscherlandschaft und in noch höherem Grade die Strandscenerie sie zeigt. Zum vollendeten Landschaftsbilde kann auch die Wüste werden, wenn sie einem ganz dürftigen Vegetationsleben eine Stätte gewährt, einem Vegetationsleben, das nur eben hinreicht, um als Gegensatz zu der sonst todesstarren Oede zu dienen und um dem betrachtenden Menschen wenigstens das wissen zu lassen, daß er sich auf der Heimatherde befinde und nicht auf einem fremden Gestirn. Deshalb werden Gletscherlandschaften, deren Eisgezack nicht einmal durch das tiefe Grün einer einsamen Zirbelkiefer unterbrochen wird, oder flache Sandmeere, die nicht einmal eine ferne Palmengruppe zeigen, stets mehr den Eindruck geologischer oder geographischer Ra-

ritäten als den eines Kunstwerkes erzeugen. Dagegen wirkt ein Stück Wüstenlandschaft, welches die Vegetationsdecke unterbricht, stets vortheilhaft für das landschaftliche Gesammtbild. Schöngeschwungene weiße Strandlinien zwischen dem Wasser und der Vegetation, Felsenbänke und Steinmassen, welche die Pflanzendecke des Bodens durchbrechen, sind geradezu nothwendig, um die Plastik des Bodens zur Anschauung zu bringen, welche durch die Vegetation zu leicht verloren geht, und um den Farbenreichthum der Landschaft zu vermehren.

Bei der Haide- und Steppenlandschaft ist die steinerne Erdrinde mit einem dünnen Vegetationsteppich bekleidet, dessen Charakterpflanzen Gräser und Kräuter sind. Diese Bekleidung ist aber dicht genug, um einen künstlerischen Eindruck der ohnedies flachen Bodengestaltung zu verhindern. Es muß also dieser Eindruck anderswoher kommen. In der That wird er in dieser Art von Landschaft hauptsächlich durch die Stimmung der Luft und des fernen Horizontes vermittelt. Die Vegetation als landschaftlicher Factor wirkt in der reinen Steppen- und Haidelandschaft höchst einförmig. Wo sich aber ein Stück Haide- oder Steppenlandschaft in anderen Landschaftsbildern findet, dient es in wohlthätiger Weise als Gegensatz und bietet dem Auge eine beruhigende Fläche. Und ebenso wohlthätig ist die Wirkung, wenn in die Steppenlandschaft andere Landschaftselemente sich drängen, wenn ferne Höhenzüge oder Wälder, ja nur vereinzelte Baumgruppen über der weiten Fläche auftauchen, wenn ein einsamer Granitfündling oder ein paar den Glanz des Himmels spiegelnde Lachen das einförmige Grün der Gräser oder das Rothbraun des Haidekrauts unterbrechen.

Am vollkommensten erscheint das Pflanzenleben in der Waldlandschaft. Da werden zwar die malerischen Formen der Erdrinde noch mehr verhüllt, aber als Ersatz dafür treten andere Formen auf: die sämmtlichen Gestaltungen des pflanzlichen Lebens in allen Größen, allen Lebensaltern, Farben und Umrissen. In dem dadurch hervorgebrachten Reichthum an Eindrücken; in den Contrasten zwischen dem tiefen Schatten dämmeriger Waldgründe und den leuchtenden Luftwellen, die um die Wipfel strömen, zwischen dem absterbenden Leben uralter gestürzter Stämme und der fröhlichen Jugend goldgrüner Sprossen; in dem heimlichen Gedanken an all' das seit Jahrhunderten sich hier vollziehende Entstehen und Vergehen, an das Bauen und Zerstören der Natur: darin liegt die wunderbare Poesie des Waldes, die seit jeher nicht allein die Dichter, sondern auch andere Menschenkinder begeistert hat. Größer und gewaltiger sind wohl die Erscheinungen der anorganischen Natur, ihre Bildungen und Umwälzungen; aber dem menschlichen Gefühl und allen menschlichen Maßstäben näher liegen die Schicksale und Vorgänge des Pflanzenlebens, wie sie im Walde sich abspinnen.

Es haben aber auch — wenigstens bei uns in Deutschland — alle Jahrhunderte ihre poetischen Gestalten im ahnungsreichen Dämmerlichte unserer Wälder abgelagert, ihre heimlichsten Märchen und ihre dunkelsten Sagen; von dem markverzehrenden Grausen des wilden Heeres, das in düsterer Sturmnacht durch die Wipfel tobt und unter dessen Geistertritten die uralten Stämme krachend dahinstürzen, in unendlicher Mannigfaltigkeit bis zu dem lieblichen Zauber Dornröschens. Wo solche Gestalten und Erinnerungen die Landschaft beseelen, muß der Maler reichere Anregung finden als irgendwo. Es haben auch alle Richtungen der Landschaftsmalerei die Waldlandschaft mit Liebe gepflegt und jede hat unter den das Waldesdunkel belebenden Gestalten diejenigen gefunden, welche mit ihrer Auffassung zusammenstimmten — von den lustigsten Kindern des Märchens bis zu den durchaus realistischen Holzhauern und Wilddieben.

Die Waldlandschaft ist gegenüber dem Eindringen anderer Landschaftselemente empfindlich und leicht veränderlich. Ein kleines Stück Himmel, durch die Wipfel gesehen, ein Stückchen Gebirg, Haide, See oder Culturleben, das hinter den Stämmen hereinschimmert, giebt gleich dem ganzen Landschaftsbilde einen anderen Charakter, ohne ihm den Eindruck der Waldlandschaft zu nehmen. Das Hereintreten der Luft und des Wassers verleiht dem Waldbilde Stimmung; der Durch-

blick nach anderen Scenerien verleiht ihm je nachdem bald romantischen, bald realistischen Gehalt; das Hereintreten von Felsen und Terrainbildung erleichtert die Stilisirung.

Die natürlichen Unterschiede der Waldbäume sind dabei auch für die künstlerische Auffassung der Landschaft ausschlaggebend. Der nordische Buchenwald, an dessen Strand die blaue Ostseewelle schlägt, die Kiefernhaide der Mark, wo die Schattenlinie der Baumkronen melancholisch über der Landschaft hängt, der luftige sonnige Birkenschlag oder die knorrige Eichenforstung Mitteldeutschlands und der wilde Fichtenhochwald der Alpen —: Jedes ist in anderem Grade romantischer, classischer und realistischer Auffassung fähig.

Die Sumpflandschaft hat das Eigenthümliche, daß in ihr die steinerne Erdrinde ihre dichteste Verhüllung zeigt. Ja es ist keine bloße Verhüllung mehr; es ist ein völliges Verstecken der festen Formen. Wasser und Vegetation mischen sich da zu einem üppigen, aber unheimlichen Ganzen. Das Unheimliche dabei liegt aber nicht in der Vegetation, sondern im Wasser. Weil das Wasser von der Natur die Aufgabe erhalten hat, nicht zu stagniren, sondern in ewigem Wechsel auf der Oberfläche der Erde die Thätigkeit eines großen befruchtenden Mechanismus zu vollziehen: deshalb erscheint das stagnirende Wasser der Sumpflandschaft so unheimlich. Die Charakterpflanzen der Sumpflandschaft sind bekannt: jene melancholischen hochpoetischen Blumen, welche wie müde Lichter mit großen flachen Blättern und leuchtenden bleichen Blüthen auf dem Wasser schwimmen; das dunkle Grün der Binsenwälder; Schilf, Weiden und Erlen.

In unseren europäischen Culturländern muß die Sumpflandschaft mehr und mehr verschwinden; in der weniger unheimlichen, dafür aber traurig einförmigen Moorlandschaft findet sie einen Uebergang zur Haide. Unsere deutschen Moore mit ihren unabsehbaren braunen Flächen, hinter denen in blauer Ferne Wälder und Berge sehnsuchterweckend sich erheben, sind gleich arm an Culturbedeutung wie an Romantik; aber dennoch bieten sie dem künstlerischen Empfinden wenigstens eins, was ihm werth ist: die tiefe Einsamkeit, welche zur unmittelbarsten und innigsten Naturbetrachtung anregt. Sümpfe von erschreckender Großartigkeit finden sich nur mehr in den heißeren Zonen. Berüchtigt sind namentlich die von Louisiana, wo die nordamerikanische Cypresse an den Ufern des Mississippi jene grauenhaften Sümpfe bildet, worin unter dem tiefen nächtlichen Schatten der Riesenstämme seit Jahrhunderten die faulenden Leichen der Bäume über einander gehäuft liegen und dazwischen in unergründliche Tiefen ein schwarzer Schlamm hinabreicht, in welchem scheußliche Reptilien sich wälzen.

Was die Landschaftsmalerei an der Sumpflandschaft als schön und eigenartig auffassen und darstellen kann, das ist der Contrast zwischen dem Lichte des eilenden Gewölks und dem stillbrütenden Wesen der Tiefe. Selbst in den trüben Spiegeln der Sümpfe glänzt doch der Widerschein des Aethers, und die Sumpfpflanzen, deren Häupter nur leise vom Winde gerührt werden, zeigen zwar nur ein einförmiges stilles Leben; aber Leben ist es doch. Die Poesie der Sumpflandschaft ist eine melancholische dunkeläugige Nixe, die schläfrig mit den Seerosen ihres feuchten Lagers spielt und zu zauberhaftem Leben erst in der Dämmerung erwacht, wenn phantastische Nebelgebilde durch die Uferbäume huschen, wenn im Dickicht trügerische Lichter phosphoresciren und das Hufhaar von Erlkönigs Roß durchs schwankende Röhricht streift.

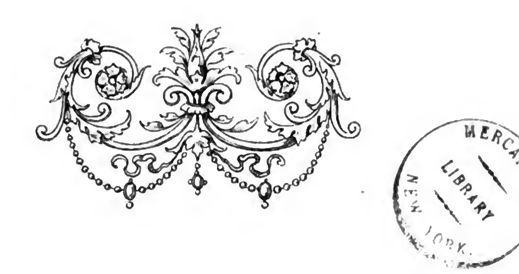
Die letzte der landschaftlichen Gruppen, die sich durch die Vegetation unterscheiden, ist die Culturlandschaft.

In ihr ist die steinerne Erdrinde allenthalben mit Vegetation bekleidet, und zwar mit einer Vegetation, welche überall die Spuren der leitenden und pflegenden Menschenhand verräth. Wo das Gestein durchdringt, erscheint es in der Culturlandschaft als ein Hinderniß, das man so viel als möglich einengt und beseitigt. Die Culturpflanze überwiegt; sei es im wogenden Kornfeld oder im Grün der Wiesen, im Obstbaumhain um das Dorf, im liebend gepflegten Hausgärtchen, im Schatten des Parks oder in den Pappeln einer Landstraße. Der wildwuchernden Vegetation ist dabei meistens nur ein ganz kleines Gebiet überlassen: Raine zwischen Feldern und Wiesen; altes Ge-

mäuer, über welches Schlinggewächs herwuchert, vereinzelte Steine oder Mauerecken, in deren Winkeln Disteln und Gestrüpp sich unbehelligt breit machen dürfen. Während dem Landwirth Alles, was ohne seinen Willen und seine Direction wächst, feindselig erscheint, kann die künstlerische Anschauung selbst im Rahmen der Culturlandschaft das wilde freie Walten der Natur nicht entbehren. Kein Landschafter malt ein Kornfeld, ohne den eintönigen Eindruck desselben durch das fröhliche Gestrüpp, das an Rainen und Straßenrändern emporschießt, zu unterbrechen; in der bestgepflegten Culturlandschaft thut es dem Auge und dem Gefühl geradezu wohl, einen wildwachsenden Busch oder Baum, ein von Unkraut und Rankenwerk überkleidetes Mauerstück, ja nur eine einzeln stehende Distel zu erblicken. Der Blick ruht auf diesen frischen Bildungen der Natur aus von dem einförmigen Eindruck der Menschenarbeit, die aus Feldern und Wiesen redet.

Trotzdem hat die Landschaftsmalerei eine gewisse Neigung zur Culturlandschaft. Selbst da, wo der Landschaftscharakter an sich ein wilder ist, wo eine einsame Moorgegend, eine Bach- oder Waldpartie dargestellt ist, liebt es der Künstler, irgend ein kleines Werk menschlicher Arbeitsthätigkeit in die Natur zu setzen. Ist es kein Strohdach hinter Büschen, so ist es wenigstens ein hölzerner Steg über den Waldbach, ein Geländer oder Zaun, ein Holzstoß oder Waldweg oder auch nur eine in der Ferne aufsteigende Rauchsäule, die vom Walten des Menschen Kunde giebt.

Ihre höchste Blüthe erreicht die Culturlandschaft in der historischen Landschaft, wo alle landschaftlichen Elemente sich zu vereinigen lieben und in ihnen der Mensch als Träger und Walter großer Thaten und Ereignisse erscheint — mögen nun diese Ereignisse auf dem Bilde sich vollziehen oder, was das Richtigere ist, nur ihre leuchtenden Schatten, ihre Erinnerungen aus einer fernen Vergangenheit hereinwerfen. Da tritt aber die Pflanze wieder zurück in ihren stillen vegetativen Charakter und schweigt gegenüber der dramatischen Macht der Menschengeschichte. Sie wirft ihren Schatten über den wegmüden Odysseus und umfängt mit grünen Armen verbanntes Heldenthum; duftende Blüthen und grünes Gerank breitet sie, ewig lachend und lieb, über zerfallendes Gestein, durch welches die Geschichten längst verschwundener Königsgeschlechter flüstern.





Ferdinand Kürnberger.

Von

Hieronymus Lorm.



Ferdinand Kürnberger wurde im Jahre 1823 in Wien geboren, ein Datum, welches schon für sich selbst ein Stück Lebensgeschichte in sich schließt. Denn das Datum sagt deutlich, daß die Jünglingszeit und die ersten reifen Mannesjahre des österreichischen Schriftstellers in die Epoche fielen, welche dem umwälzenden Sturm von 1848 unmittelbar vorherging. Jeder geistig begabte Wiener aber, der in den ersten vierziger Jahren jung war, trug den kommenden Ausbruch schon in Gestalt stiller Gährung in seiner Brust und empfing davon Anregungen, die sowohl seinen Charakter als seinen Lebensgang für immer bestimmten oder wenigstens unverwischbar beeinflußten.

Freilich geriethen die geistreichen jungen Oesterreicher jener Zeit in ganz verschiedene Richtungen, je nachdem sie entweder ein ausgesprochenes Talent oder nur allgemeine Bildung besaßen. Gemeinsam aber war ihnen der Trieb, der unendlich geist- und leblosen Gewöhnlichkeit jener Tage durch irgend eine Beschäftigung zu opponiren, welche mit dem allgemein herrschenden System nicht zusammenhing. Das Staatsleben und die Gesellschaft boten einer geistigen Bethätigung nicht den allergeringsten Spielraum, und so concentrirten sich die Geistreichen auf irgend eine einsame und unfruchtbare Beschäftigung. Die Einen verlegten sich auf das Schach oder auf das Sammeln von Curiositäten, namentlich von seltenen und streng verbotenen Druckschriften, oder auf wissenschaftlichen Dilettantismus; die Anderen, die Talentbegabten, auf schriftstellerische Arbeiten, die schon bei der Abfassung das Gepräge der Erbitterung bekamen über die vorausgesehene Unmöglichkeit, sie durch die Censur zu bringen.

Zu diesen Talentbegabten, deren zweite Muse die Erbitterung war, zählte auch Ferdinand Kürnberger. Nach 1848 aber hört der Plural auf, mittelst dessen man ihn in Bezug auf die frühere Zeit zu vielen Anderen zählen konnte. Bei ihm allein nämlich wollte die zweite Muse nicht der Mohr sein, den man gehen heißen kann, nachdem er seine Schuldigkeit gethan. Die Erbitterung wich nicht

mehr von ihm, sie klammerte sich an seinen Geist, sein Herz und seine Feder, an seine Ideen, seine Lebensgestaltung und seine Werke.

Da er unter Noth und Entbehrungen sowohl herangewachsen als zu seiner akademischen Bildung gelangt war, so hatte er sich die Einsamkeit früh zur Gewohnheit und später zum unentbehrlichen Lebensbedürfniß gemacht. Sie stand mit jener zweiten Muse in beständiger Wechselwirkung. Trieb ihn die Erbitterung in die Einsamkeit, so nahmen in dieser Einsamkeit die Gründe der Erbitterung durch bloße Abstraction ungeheuerliche Gestalt und Größe an. Ziemlich unbedeutende Anlässe zum Tadel wuchsen vor seinem einsamen Denken und Grollen zu todeswürdigen Verbrechen auf; und seinen scharfen Geist, das Schwert seines großen kritischen Vermögens, womit er die selbstausgeheckten Verbrechen richtete, schliff er sorgsam zu, polirte er spiegelblank, bevor er den tödtlichen Streich — in die Luft führte.

Als Beleg dafür hebe ich nur aus seinen „Literarischen Herzenssachen" das Urtheil über Friedrich Halm und die Verwerfung der illustrirten Ausgaben classischer Dichtungen hervor. In beiden Auseinandersetzungen entzückt die Schärfe des Geistes, die Zuschleifung des Gedankens, daß er wie das Prisma eines Diamanten das Licht in den buntesten Farben zurückwirft. Das Entzücken überdauert jedoch nicht die bald im Leser sich geltend machende Einsicht, daß nur die Erbitterung eines aus dem Zusammenhang der Dinge sich flüchtenden, eines sich isolirenden „Kauzes" eine in gewissen Schranken berechtigte Idee so weit über diese kleine Berechtigung hinaustreiben konnte.

Die Mittel dieser Hinaus- und Uebertreibung sind allerdings die glänzendsten. Ein überraschender Scharfsinn jagt hinter der Idee her und zwingt sie mit immer lauter schallenden Geißelhieben zu Standpunkten empor, die ihrer Geringfügigkeit nicht erreichbar zu sein schienen. Kaum aber haben wir uns der ergötzten Verwunderung darüber hingegeben, so sinken die unnatürlichen Höhen der so hoch emporgehetzten Idee in nichts zusammen und lassen nur das Gefühl zurück, daß fanatische Uebertreibung sich auch von schreiender Ungerechtigkeit nicht aufhalten ließ. So geht den Aufsätzen des genannten Buches zwar keineswegs die blendende Wirkung, wohl aber die leuchtende Nachwirkung verloren.

Weit weniger als in den bei Rosner in Wien erschienenen „Herzenssachen" tritt das Gebrechen der kritischen Abstraction Kürnberger's in seiner Behandlung der religiösen, politischen und socialen Zeitfragen in den in Hamburg erschienenen „Siegelringen" hervor. Hier sind die Materien zu gewaltig, als daß sie nicht eine von so außerordentlicher Geisteskraft unternommene isolirte Bearbeitung vertrügen, ohne den fehlenden Zusammenhang mit den Problemen der gesammten Zeitgeschichte sonderlich vermissen zu lassen. Das gewinnende und zuweilen hinreißende Auseinanderlegen einer Idee in hundert einzelne Gedanken behauptet darum auch hier längere Dauer im Gemüth des Lesers.

Ganz ungestört läßt sich die Größe und Eigenthümlichkeit des Kürnberger'schen Talents nur genießen, wo sein isolirtes Denken, das, auf die wirkliche Welt bezogen, einseitig und brüchig erscheint, sich selbst eine vollständige und allseitige Welt erschafft, eine Welt nach seinem Traum und seinem Sinn, also in der Dichtung, in der Novelle.

Schon nach dem Charakter dieser Kunstgattung, welche das Absonderliche zum Inhalt haben und es auf psychologischem Wege zu allgemeiner Wahrheit erheben soll, war Kürnberger's Geist und Talent für die Novelle vorbestimmt. Sie ist sein Gebiet, sie ist — wenn das Interesse an Belletristik in Deutschland nicht, wie es leider den Anschein hat, gänzlich ersterben sollte — auch seine Unsterblichkeit. Der Novelle gegenüber zieht sich Kürnberger's verhängnißvolle zweite Muse, die Erbitterung, möglichst in den Hintergrund zurück. Wohl ist auch seine Erfindung gewöhnlich ein Abbild seines isolirten Denkens und ragt wie ein abenteuerlich gestalteter Fels empor. Mühsam und doch nicht erkünstelt sprießt Poesie auf dem harten Boden wie spärlich Grün auf nacktem Felsgestein. Immer aber ist der Fels nicht ein willkürlich und launenhaft erbautes, sondern ein ursprüngliches, wunderbares Naturgebilde. Wer aber hat

bestimmte Normen zur Hand, um mit Sicherheit bestimmen, um nur eine Vorschrift entwerfen zu können, wie das abenteuerlich aufragende Gestein anders hätte gestaltet sein sollen? Es ist, wie es ist — und bringt die Bedingungen und Gesetze seines Daseins mit seiner Erschaffung selbst erst hervor. Und keimen dann doch aus den seltsamen Nischen und Windungen, aus dem steinigen, dem Weichlichen scheinbar mit absoluter Strenge sich versagenden Boden die zartesten und duftigsten Pflanzen der Poesie überraschend und dennoch natürlich, so entzücken sie in weit höherem Grade als die Wiesenblumen, die uns in der Fläche des Thales auf jedem Schritt begegnen.

Einen Beleg zu dieser Charakteristik der Kürnberger'schen Novelle würden auch seine Romane liefern: „Der Amerikamüde" und „Der Haustyrann", doch gewähren beide Werke, weil sie eben als Romane andere Forderungen veranlassen, als die Eigenthümlichkeit des Kürnberger'schen Talents zu befriedigen vermochte, nicht die reine Freude an seiner Originalität, während die Berechtigung derselben in der Novelle, als in der Natur der Gattung begründet, sich von selbst aufdrängt und zu ungestörtem Genuß verhilft.

Der erstgenannte Roman, welchen eine unbefangene Kritik als die schwächste Leistung des Verfassers ansehen muß, hatte im Vergleich mit den Wirkungen seiner übrigen Productionen auf das große Publikum den weitaus stärksten Erfolg. Der „Amerikamüde" gehörte zu jener Serie glänzender Verlagswerke, mit denen in den ersten fünfziger Jahren die seitdem untergegangene Meidinger'sche Buchhandlung in Frankfurt am Main ein bedeutungsvolles Unternehmen zu begründen schien, eine Centralstelle für die Publication der dichterisch am höchsten zu stellenden Belletristik Deutschlands. Auch Otto Ludwig mit seinem Dachdeckerroman „Zwischen Himmel und Erde" Marggraf, Prutz, Glasbrenner und andere literarische Notabilitäten der damaligen Zeit liehen jenem Meidinger'schen Unternehmen ihre Namen und ihre Thätigkeit. Aus welchem Grunde dieses selbst und mit ihm die meisten der Werke, die es brachte, der Verschollenheit überantwortet wurden, wäre zu untersuchen wahrscheinlich eines der interessantesten Capitel in einer Geschichte des deutschen Buchhandels, in einer überall statistisch gestützten Darstellung des Verkehrs zwischen Schrift und Leben in Deutschland.

Die angebliche zweite Auflage des „Amerikamüden" von Kürnberger war nur die Flagge für den Besitzwechsel des in andere Verlagshände gekommenen Buches. Gleichwohl ist sein Erfolg unbestritten, es wurde thatsächlich viel gekauft, wenn auch die schon ursprünglich überaus große Ziffer der Exemplare nicht zu erschöpfen war. Der Roman hat bekanntlich in halb versteckter Weise Nicolaus Lenau zum Helden oder vielmehr die in Amerika erlittenen Enttäuschungen aller idealen Voraussetzungen zum Gegenstand, mit welchen eine hochgestimmte Natur den atlantischen Ocean durchschwimmt, um im Lande der Freiheit die Menschheit in der Erfüllung ihrer höchsten Bestimmungen zu belauschen, in Wirklichkeit aber Menschen und Zustände einem beschränkten, egoistischen, häßlichen und mitunter selbst lasterhaften Cultus des Gemeinnützigen, welches dem Dichter immer mehr gemein als nützlich erscheinen wird, hingegeben zu finden.

Wäre der Roman heute an der Tagesordnung, so könnte es eine dankbare Aufgabe bilden, den Irrthum der Grundidee nachzuweisen. Betrachtet man aber das Buch nur im Verhältniß zu der geistigen Bedeutung seines Verfassers, so ist schon der Titel charakteristisch genug. Kürnberger, immer in Opposition gegen gebräuchliche Begriffe und allgemein bekannte Tageserscheinungen, erfand das Wort „amerikamüde" als trotzigen Gegensatz zu dem damals überall geläufigen Begriff und Ausdruck „europamüde". Nur nach erstaunlich gründlichen Studien über Amerika, die sich auf das Minutiöseste erstreckten und die er nicht früher abbrach, als bis er sich in seinem Gegenstande so heimisch fühlte, daß er ihn nicht für erlernt, sondern für erlebt erachten konnte, ging er an seine Arbeit. Unbeschreiblich war die opfermuthige Hingebung an die Sache. Eine bis zur strengsten Selbstentäußerung getriebene Hartnäckigkeit im Verfolgen

eines geistigen Zweckes ist gerade jenen Naturen eigen, welche sich sonst um keinen Preis ihrer wesentlichsten Eigenschaften zu entäußern vermögen. Kürnberger's Wesen war: Denken, Kritisiren, sich die Welt nach eigenem Traum und Sinn gestalten. Dies Alles gab er auf, um, aus seiner Seele tabula rasa machend, ausschließlich zu lernen. Nur in einem einzigen Punkte blieb seine Selbständigkeit unbeugsam und widerstand sein Wollen und Wissen dem auferlegten Zwang, nur dasjenige, was gewöhnliche Menschen am schnellsten und leichtesten beherrschen, vermochte er nicht in seine Gewalt zu bekommen: die fremde Sprache. Das Englisch in seinem „Amerikamüden" schreit zum Himmel um Erbarmen für die Mißhandlungen, die es erleidet. Auch dem Französischen hat Kürnberger niemals das Richtige abzugewinnen gewußt und von dieser Unfähigkeit, die von seinem Reichthum an Kenntnissen seltsam abstach, bei geselliger Gelegenheit erstaunliche Proben gegeben.

Wie der „Amerikamüde" am Anfang, so steht der „Haustyrann", erst vor zwei Jahren bei Rosner in Wien erschienen, fast am Ende seiner literarischen Laufbahn. Das Gewinnendste in dem letztgenannten Roman ist die Auffassung und Beschreibung des Landschaftlichen, welches überhaupt eine so bedeutsame Seite in der großen Begabung Kürnberger's bildet, daß ich darauf später noch mit einigen Worten zurückkommen muß. Von den Novellen ist die erst vor zwei Jahren bei Wilhelm Hertz in Berlin erschienene Sammlung der Brennpunkt des Höchsten, was er in dieser Richtung zu leisten im Stande war. In zweien besonders sind Erfindung und Form auf das trefflichste gewählt, um Kürnberger's eigenthümlichen Pessimismus, welcher nicht weichlicher Weltschmerz, sondern schneidiger Welthaß war, ganz zur Erscheinung zu bringen. Diese Sorte Pessimismus hätte ihn zu einem nahen Verwandten Lord Byron's gemacht, wenn die Poesie in Kürnberger nicht, wie gesagt, bloß ein spärlich Bächlein, sondern ein reichfluthender Strom gewesen wäre. Von den erwähnten zwei Novellen ist „Die Last des Schweigens" die merkwürdigere.

Ein Mörder aus den gebildeten Ständen, ein ungarischer Cavalier, von feinstem Weltton, in alle Genüsse und Feinheiten des Lebens der oberen Zehntausend eingeweiht, belesen und welterfahren, beschreibt unmittelbar vor der Hinrichtung die Umstände, unter welchen die That begangen wurde, die Motive des Verbrechens und die psychologischen Beweggründe des Selbstverrathes, durch welchen sich der Mörder, der sonst ewig unentdeckt geblieben wäre, an den Galgen geliefert hat.

Diese Autobiographie, so wunderbar seltsam durch ihre Veranlassung sowohl als durch den Moment, in welchem sie abgefaßt wird, ist weder melancholische Selbstanklage noch sentimentale Beschönigung, sondern der kühne, trotzige Versuch einer vollkommenen Rechtfertigung der Unthat. Ein solcher Versuch kann sich selbstverständlich nur auf die extremsten Paradoxien stützen, welche, wie blendend und geistreich sie auch immer seien, unter anderen Umständen nur abstoßend wirken könnten, weil der Esprit niemals mächtig genug ist, das sittliche Bewußtsein des Lesers zu paralysiren. Durch die gegebene Situation jedoch wird das Paradoxe naturgemäß. Denn was kann natürlicher sein, als daß ein gebildeter Mann aus der Gesellschaft sich im letzten Augenblicke seines Lebens vor den eigenen sowohl als vor den Augen der ihn Ueberlebenden als schuldlos darstellen will? Dieser Aufschluß zu der ganzen vom Verurtheilten unternommenen Arbeit macht selbst die extravagantesten Sprünge des Geistes zu einem natürlichen, zu einem lebenswahren und folglich Sympathie erregenden Schauspiele. Der Effect, ein überaus großartiger, bliebe auch ein durchaus ungestörter, wenn die Verbissenheit gegen die Welt und die Rechthaberei um jeden Preis, zwei hier psychologisch so wohl begründete Momente, auch künstlerisch auf den subjectiven Fall, auf die Stimmung des zum Tode verurtheilten Selbstbiographen, eingeschränkt wären. Allein Verbissenheit und Rechthaberei waren durch Kürnberger's Natur und Schicksal zu entschieden in ihm ausgebildet, diese Elemente der Erbitterung beherrschten ihn mit der Gewalt einer zweiten Muse zu heftig, als daß sie nicht hier

zuweilen über die Grenzen der höchst geistreichen und dankbaren Aufgabe hinausschlügen und die verständnißreiche Zustimmung des Lesers zu den im gegebenen Fall erklärbaren Paradoxien dort in ein bedenkliches Kopfschütteln verwandelten, wo eben das Gegebene nicht mehr ausreicht, manche der aufgestellten Thesen zu erklären. Gleichwohl bleibt die „Last des Schweigens" eine der merkwürdigsten Leistungen der gesammten Novellenliteratur, dem „dernier jour d'un condamné" von Victor Hugo an psychologischer Tiefe und umfassendem Weltblicke überlegen.

Humoristisch färbt sich Kürnberger's Weltanschauung in der zweiten der erwähnten Novellen aus der letzten Sammlung ab, in einem orientalischen Märchen, dessen Prämissen absichtlich unter schon bekannten und oft behandelten gewählt zu sein scheinen, bloß damit die daraus gezogene Consequenz, die Schlußpointe, um so überraschender und ergötzlicher wirke. Fortuna's Wundersäckel hilft einem armen arabischen Bauer dazu, all' die Glücksstationen emporzuklimmen, welche den Freudenberg irdischer Seligkeit bilden sollen, bis er müde und enttäuscht in sein heimathliches Dorf zurückkehrt und seine ursprünglichen Verhältnisse freiwillig wieder aufsucht. Diese Fabel ist alt und allbekannt, welche frische Anziehungskraft sie auch in Kürnberger's Darstellung gewinnt. Neu aber ist die Schlußwendung. Der müde Glücksjäger sucht am letzten Abend vor seiner Heimkehr das Nachtlager auf freiem Felde. Ein frommer und reicher Derwisch gesellt sich zum Müden. Dieser zeigt dem heiligen Manne den Wundersäckel und erzählt die Schicksale, die sich daran knüpfen. In wahrhaft tiefsinniger, philosophisch werthvoller Rede setzt nun der Derwisch die Eitelkeit und Nichtigkeit aller Dinge dieser Welt aus einander. Spät erst schlummert der davon erbaute und entzückte Hörer ein, um beim Erwachen zu entdecken, daß sich der heilige Mann aus dem Staube gemacht und den Wundersäckel, den so verachteten irdischen Schatz, bei dieser Gelegenheit gestohlen hat. Erst starr vor Erstaunen, bald aber zur richtigen Würdigung der Sachlage gelangend, muß sich der Bestohlene bekennen, die gepredigte Lehre jetzt erst in ihrer ganzen Tragweite zu verstehen. Denn alle Dinge sind eitel und nichtig, und sogar die Genügsamkeit, die Frömmigkeit, die Weisheit, welche so Erhabenes lehren, sind eitel und nichtig.

In solchem Hohn klingt, wie schon angedeutet, eine Saite von Lord Byron's Leier, mit der Kürnberger auch äußerlich in Berührung kam, als er die Musik, die Schumann zu dem Drama „Manfred" schrieb, um sie für Concertaufführungen möglich zu machen, mit einem verbindenden Text begleitete, welchen bei solchen Gelegenheiten der Meister der Declamation, Lewinsky, oft mit Erfolg in Wien vorgetragen hat.

Ist Kürnberger dadurch in Wien populär geworden, wo man es durch öffentliche Aufführungen so leicht, durch Bücher so schwer und selten wird?

Die Beantwortung dieser Frage ist schwierig und complicirt und würde nichts Geringeres als eine culturgeschichtliche Darstellung des Verhältnisses erheischen, in welchem Wien seit 1848 zur deutschen Literatur überhaupt und zu den deutsch-österreichischen Schriftstellern insbesondere steht.

Innerhalb der räumlichen Beschränkung einer Zeitschrift läßt sich daher der Gegenstand nicht abhandeln, und da zudem das Verhältniß Wiens zum Schriftthum in Deutschland tief in meine persönlichen Lebenserfahrungen einschneidet, welche stets den reichsten Stoff zu Mittheilungen liefern, so muß ich mir die Erörterung des Themas auf einen anderen Ort und eine andere Gelegenheit versparen. Für Kürnberger's vereinsamten Lebensgang und verbitterte Stimmung war sein Verhältniß zum Wiener Journalismus von entscheidender Bedeutung. . .

Er fand indessen gerade in einem angesehenen Wiener Blatte während seiner letzten Lebenszeit noch eine Stätte, um seine Stellung zur deutschen Bühne klar aus einander zu setzen. Kürnberger war ein höchst unglücklicher dramatischer Dichter. Sein „Quentin Messis" ist ein Künstlerdrama und theilt die Kränklichkeit der ganzen Gattung; sein „Firdusi" ist einem Theaterpublikum unverständlich, sein „Catilina" zu streng historisch, um für die moderne Bühne brauchbar zu sein. Dennoch giebt er in dem erwähnten Wiener

Journal mit der Erzählung seiner Schicksale in den Büreaux der Theater-Intendanten eine richtige und schneidende Illustration zu dem ihm vielleicht unbekannt gebliebenen Ausspruch des verstorbenen Melchior Meyr, daß man in Deutschland, um ein wirksames Stück zu schreiben, nöthigenfalls mit einem halben Talent ausreiche, daß man aber, um es auf die Bühne zu bringen, ein ganzer Lakei sein müsse.

Die richtige Charakterisirung Kürnberger's, um die es mir hier allein zu thun ist, zwingt mich jedoch zu der Bemerkung, daß selbst jene sonst so meisterhafte Auseinandersetzung seiner Bühnenschicksale bei aller gerechten Vernichtung anderer Dramaturgen eine aus seiner Rechthaberei hervorgegangene Unbilligkeit gegen die Münchener Hoftheater-Intendanz enthält. Indem er dieser zumuthete, vor der Aufführung des „Firdusi" für das Verständniß des Stoffes auf journalistischem Wege zu sorgen, hatte er ganz und gar vergessen, daß für ein Theaterpublikum die Welt erst mit dem Stücke anfängt, das es zu sehen bekommen soll, daß ein Publikum nichts ins Theater mitzubringen braucht, weder gelehrte Kenntnisse noch geschichtliche Voraussetzungen, daß ein Kunstwerk sich selbst erklären muß und ein Stück im Voraus verurtheilt ist, wenn es von seinem Publikum mehr verlangt als Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit.

Im Ganzen aber hat Kürnberger auch von Seiten des Theaters so viele unverdiente Kränkung und Zurücksetzung erfahren wie vom Journalismus und von seinen Zeitgenossen überhaupt. Denkt man sich nun, wie solche Schicksale auf einen von Natur aus zur Isolirung, zur Verachtung des Bildungspöbels, zur Feindseligkeit gegen das Alltägliche und Gemeingebräuchliche geneigten Charakter wirken müssen, so ist Kürnberger's Hang zur Einsamkeit genügend erklärt und auch der Anschein von Dünkel und Selbstüberhebung, der aus mancher seiner schriftstellerischen Kundgebungen hervortrat, genügend entschuldigt. Er trug im Gemüthe einen unversiegbaren Quell von Unschuld und Kindlichkeit, und eine nur einigermaßen gerechte Anerkennung seiner schriftstellerischen Leistungen hätte ihn nicht nur enthusiastisch dankbar, sondern auch edelmüthig bescheiden gefunden. Das völlige Ausbleiben einer gerechten, wohlverdienten Würdigung, die zugleich von praktischem Nutzen für sein Leben gewesen wäre, regte in ihm einen gigantischen Trotz gegen die Welt auf, sowie einen dämonischen Hohn gegen die scheinbar bedeutenden und innerlich hohlen Geister unter seinen Zeitgenossen.

Da aber seine Grundstimmung, wie schon erwähnt, nicht Weltschmerz, sondern Welthaß war, so war er im persönlichen Umgang von nichts weiter entfernt als von Trübseligkeit und sentimentalem Jammer. Ich habe in Baden bei Wien, wo ich Jahre lang domicilirte, häufig seine Besuche empfangen; er blieb Tage und Wochen in meinem Hause, und wir haben mit der gleichen philosophischen Heiterkeit, mit der wir dem Naturschönen anhingen und auf langen Fußwanderungen nachgingen, auch unseren Spott und unsere Verachtung des uns umgebenden literarischen Treibens ausgetauscht.

Kürnberger's schon oben erwähnte große Begabung für schriftstellerische Landschaftsmalerei beruhte auf jener echten Naturliebe, welche nicht erst vereinzelte großartige Schöpfungswunder zu finden braucht, um sich glücklich und befriedigt zu fühlen. Das Meer, die Alpen, die zaubersüßen Schönheiten Italiens hätten in Kürnberger unmöglich beglücktere Hingebung erwecken können, tiefere Innigkeit der Freude am Naturschönen, als die schlichten landschaftlichen Reize der Umgebungen Wiens, als die Gebirgszüge Oesterreichs und Baierns. Wie in dem Roman „Der Haustyrann" gab er auch in zahlreichen Feuilletons, die bloß seine Fußwanderungen beschrieben, glänzendes Zeugniß von seiner Kunst, bei aller realistischen Treue der Naturbeschreibung die selbstempfundene poetische Stimmung dem Leser zu vermitteln.

Dies ist nur einem Gemüth möglich, welches sich mitten in der Erbitterung gegen eine ungerechte Außenwelt Unschuld und Kindlichkeit bewahrt hat. Erstaunlich war darum auch seine naive Empfänglichkeit für Bücher. Bevor er dem Kritiker in seinen Eindrücken Raum gab, las er einen Roman mit der ganzen Hingebung eines unwissenden jungen Mädchens. Ebenso unbefangen war seine Theilnahme

für humoristische Aeußerungen. Ein noch so harmloser Scherz, der ihm mundete, konnte ihn Tage lang geistig beschäftigen und wich niemals aus seiner Erinnerung. Er kam einst zu mir nach Baden, als ich gerade von einer Redaction eine Masse neuer Balladensammlungen zur Besprechung erhalten und, angeekelt von dem eintönigen Inhalt, statt einer Recension eine Nachahmung geschrieben hatte, welche mit der Strophe begann:

„Der Ritter sprach zum Knappen:
Auf! sattle mir den Rappen!
Dann ritt er ins Getümmel
Der Schlacht auf seinem Schimmel“ u. s. w.

Dieser Scherz konnte ihn so sehr ergötzen, daß er, der niemals etwas über meine Schriften veröffentlichte, noch lange Zeit später meinen parodistischen Versen ein eingehendes Feuilleton widmete.

Er hat nun zu leben aufgehört; kann man hoffen, daß seine Schriften endlich zu leben anfangen werden? Eine unverhältnißmäßige Mißachtung der Deutschen gegen ihre schöngeistige Literatur setzt uns fast zum Rang des letzten der Culturvölker herab. Man sagt, Schriften wie die Kürnberger's seien nicht für die große Menge; allein auch Thomas Carlyle, ihm durch Einseitigkeit der Abstractionen und Hartnäckigkeit im Verfechten derselben vielfach verwandt, hat nicht auf Popularität Anspruch. Nun vergleiche man aber den Ruhm, das Ansehen Carlyle's und die Verbreitung seiner Werke in England mit der Unbekanntschaft Kürnberger's in Deutschland, wo man nach seinem Tode, der im October v. J. in München erfolgte, in den dortigen Journalen deutlich verrieth, daß nicht einmal die Titel seiner Werke bekannt waren.

Die Einen nannten ihn bloß den Verfasser des „Amerikamüden“, die Anderen gar nur einen österreichischen, einen Wiener Feuilletonisten, daß man hätte glauben können, er habe in seinem Leben nur über unberühmte Localpossen und berühmte Soubretten geschrieben. Einzelne seiner Freunde haben ihm nach seinem Ableben eine gerechte Würdigung zu Theil werden lassen, wenn auch sie, so lange er noch gelebt, über das Phänomenale seiner geistigen Thätigkeit mit hartnäckigem Schweigen hinweggegangen waren. Im Ganzen und Großen hat man sein Verschwinden von der Welt meist mit so gleichgültig klingenden Notizen abgethan wie früher sein Dasein. Erst einer zu erhoffenden, in die deutschen Familienbibliotheken aufgenommenen Gesammtausgabe der Werke Ferdinand Kürnberger's wäre der versöhnende Abschluß zu der stillen Tragik seines Lebens und Sterbens zu verdanken.





Literarische Mittheilungen.

Geographische Literatur.



Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts. (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag.)

Es scheint ein kühnes Unternehmen, zu der Fluth von geographischen Zeitschriften noch eine neue hinzutreten zu lassen, doch die Gefahr ist nicht so groß, wenn wir den sich fort und fort vergrößernden Leserkreis der geographischen Literatur betrachten.

In früheren Jahren dominirte die belletristische Literatur, jetzt vielleicht schon die geographische in Verbindung mit der naturwissenschaftlichen. Der Menschengeist wendet sich mehr und mehr dem Studium der realen Wissenschaften zu, und was läge ihm wohl näher, als sich in seinem Hause zu orientiren. Die Erde (unser Planet) ist ja die Wiege und „das Erziehungshaus des Menschengeschlechts", und was läge dem Menschen, wie gesagt, näher, als sich mit den Wissenschaften vertraut zu machen, welche ihm zu einer besseren Erkenntniß des Weltalls von unserem immerhin beschränkten Standpunkte aus verhelfen.

Es würde uns zu weit führen, unseren Ideengang hier weiterzuspinnen oder gar alle Titel der bestehenden geographischen Zeitschriften anzuführen. Jede von den Schriften verfolgt bestimmte Ziele und hat ihren kleineren oder größeren Kreis von Lesern. Die oben genannte will nun das sein, was sie in ihrem Titel ankündigt — sie will eine deutsche Rundschau für Geographie und Statistik sein — gelingt ihr dies, so wird sie ein langes Leben, das wir ihr von Herzen wünschen, auch haben.

Wir können den Freunden und Lesern der „Monatshefte" diese geographische Rundschau empfehlen und uns hier nur auf eine allgemeine Andeutung des Inhaltes des ersten Jahrgangs einlassen. Da ist eine Abtheilung von allgemein geographischem Inhalt. Hier erfahren wir Neues über Entdeckungen auf unserem Planeten und sogar über einen planetarischen Verwandten, den Mars. Dr. Holetschek, Observator an der Wiener Sternwarte, liefert uns in Text und Karte ein Bild von der Oberfläche des Planeten Mars nach Schiaparelli. So interessant dergleichen Schilderungen mit kartographischen Darstellungen auch sein mögen, dürfte es doch fraglich sein, ob es überhaupt zweckmäßig ist, das große Publikum von allen in den Werkstätten der Wissenschaft begonnenen Arbeiten, die noch unfertig oder zum größten Theil auf Hypothesen aufgebaut sind, sofort in Kenntniß zu setzen. Die Gefahr, daß das, was der vorsichtige Forscher als möglich oder wahrscheinlich hinstellt, von der großen Menge gleich als fest und sicher, als ein neues Evangelium angesehen wird, liegt so nahe, die als schädlich erkannte Halbbildung wird durch die Sucht einiger Unterhaltungsblätter, immer Neues und Pikantes zu bringen, so gefördert, daß es die Sorge ernster Zeitschriften sein sollte, sich vor diesem Schein zu bewahren.

Die folgenden Abtheilungen der Rundschau bringen Artikel über Astronomie und physikalische Geographie, politische Geographie und Statistik, Handel, Bergbau, Industrie und Landwirthschaft, Verkehrsanstalten, Biographien von Geographen, Naturforschern und Reisenden, Nekrologe, kleine Mittheilungen, literarische Besprechungen, Illustrationen in Bildern und Karten.

Das erste Heft des zweiten Jahrganges vom 1. October 1879 enthält Aufsätze von Franz v. Löher, Columbus auf den canarischen Inseln; J. Chavanne, Begleitworte zur Karte von Central-Asien; Franz Czerny, Geschichte

und Geographie des Sclavenhandels in Afrika; A. Kohn, Die Wolga und Kama u. s. w.

Die deutsche Rundschau für Geographie und Statistik wird sich unter der geschickten Leitung des Herausgebers, Dr. Arendts, im Verein mit den ihm zur Seite stehenden literarischen Freunden, von Jahr zu Jahr mehr Bahn brechen, schließlich zum eigentlichen Centralorgan der geographischen Literatur ausbilden und somit eine recht fühlbare Lücke ausfüllen.

Lehrbuch der Geographie. Von Dr. H. Guthe. Vierte Auflage von Prof. Dr. Hermann Wagner. (Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.)

In zehn Jahren hat das vorgenannte Werk vier Auflagen erlebt; das ist wohl die beste Empfehlung und beweist zur Genüge, daß Prof. Guthe, der selbst drei Auflagen herausgegeben, einen glücklichen Griff gethan hat. Guthe, ein Schüler Carl Ritter's, starb im Jahre 1874, wenige Wochen nach seiner Uebersiedelung von Hannover nach München, an der Cholera, und 1876 übernahm Prof. Wagner die Herausgabe der neuen uns hier vorliegenden Ausgabe.

Carl Ritter faßte die Erde als ein kosmisches Individuum auf. Er sagte: „Der Erde sind bestimmte Individualitäten als Erdplanet zu Theil geworden, und diese Individualitäten zu erforschen, ist die Aufgabe der Wissenschaft, welche wir Erdkunde oder Geographie nennen.“ Vor Ritter wurde die Geographie nur als Hülfswissenschaft angesehen, man bediente sich ihrer als Grundlage der Geschichte und theilte sie nach einem dreifachen Gesichtspunkt ein, in die mathematische, physikalische und historische oder politische. Diese Eintheilung hat man bis heute noch beibehalten.

Welcher von den drei Gesichtspunkten als der erste zu betrachten ist, darüber läßt sich streiten. Guthe betrachtete die historische Geographie als die eigentliche Erdkunde. Wir hingegen haben stets und zwar im Einverständniß mit Ritter, dessen Schüler auch wir uns nennen dürfen, die mathematische und physikalische Geographie als die eigentliche Erdkunde betrachtet, und es freut uns, daß Wagner sich auch zu dieser Anschauung bekennt. Mehr und mehr wird sich die Ansicht Geltung verschaffen, daß die physikalische Geographie der eigentliche Kern der Erdkunde ist, um welchen sich die historische zu gruppiren hat.

Das vorliegende Werk zerfällt nun seinem Inhalte nach in acht Bücher: 1) Mathematische Geographie; diese Abtheilung enthält nur sechsundzwanzig Seiten, sie ist von Herrn Dr. G. Koch, seiner Zeit Assistent der Leipziger Sternwarte, revidirt und ergänzt, 2) Physikalische Geographie und 3) Allgemeiner Theil der historischen Geographie, 4) Australien und Polynesien, 5) Amerika, 6) Afrika, 7) Asien, 8) Europa. Die einzelnen Bücher gliedern sich in eine Anzahl von Capiteln und Paragraphen. Der Verfasser wurde bei seiner Arbeit unterstützt von A. v. Klöden, Dr. Kropatscheck, Gymnasiallehrer Glöckner, Dr. Hofmann, Prof. Ellendt und E. Wisotzki.

Daß der Verfasser als ehemaliges Mitglied der Perthes'schen geographischen Anstalt in Gotha die im dortigen Verlage erscheinenden Stieler'schen Karten als geeignete Illustration zu diesem Werke empfiehlt, finden wir begreiflich; weniger am Platz aber will uns hier die Reclame für genannte Atlanten erscheinen. Wir könnten manche andere Atlanten bezeichnen, die nicht weniger empfehlenswerth sind, wenngleich wir auch gestehen müssen, daß es manche nachlässige Kartenverleger giebt, die an J. Perthes sich ein Beispiel nehmen könnten.

Anzuerkennen ist der Fleiß und das emsige Streben des Herrn Bearbeiters, das Guthe'sche Werk auf der errungenen Höhe zu halten; möge es ihm beschieden sein, noch recht viele Auflagen zu ediren. Henry Lange.

Neuere Lyrik.

Den Reigen der vorliegenden, ihrer Besprechung harrenden Dichtungen mag die von Dr. Lionel v. Donop besorgte erste vollständige Ausgabe der **Kinderlieder** von Hoffmann von Fallersleben, ein dankenswerthes Unternehmen der Grote'schen Verlagshandlung in Berlin, eröffnen. Diese zarten, lieblichen, ewig frischen Lieder des gemüthvollen Dichters, der wie kaum ein Anderer die Eigenthümlichkeiten des Volksliedes zu treffen wußte, sind hier, mit Ausschluß der vom Dichter selber zurückgewiesenen, aber um viele bisher unbekannt gebliebene bereichert, zwanglos wie die Glieder einer Blumenkette an einander gereiht. Eine strenge Scheidung in verschiedene Abtheilungen hat der Herausgeber absichtlich gemieden, doch achtete er darauf, das Gleichartige zu nähern und zu verbinden. In Herder's Blättern „Von deutscher Art und Kunst“ heißt es: „Mein Gott! Wie trocken und dürre stellen sich doch manche Leute die menschliche Seele, die Seele eines Kindes vor. Und was für ein großes treffliches Ideal wäre mir dieselbe, wenn ich mich je an Liedern dieser Art versuchte! Eine

ganz jugendliche, kindliche Seele zu füllen, Gesänge in sie zu legen, die, meistens die einzigen, lebenslang in ihnen bleiben, und den Ton derselben anstimmen, und ihnen ewige Stimme zu Thaten und Ruhe, zu Tugenden und zum Troste sein soll, wie Kriegs-, Helden- und Väterlieder in der Seele der alten wilden Völker — welch ein Zweck, welch ein Werk! Und wieviel wahrhafte Bestrebungen zu solchem Werke haben wir denn? Reimgebetlein und Lehrverse genug!" Diese Worte haben neben dem Verlangen Hoffmann's, das Glück der eigenen Kindheit im Liede zu erneuern, wesentlich zu der Entstehung seiner Kinderlieder beigetragen, aus denen uns alle die süßen Wonnen der Kinderjahre wie ein beglückender Traum entgegenklingen. Es sind Lieder, wie sie eben nur ein warmherziger deutscher Sänger anstimmen konnte, der sich, obwohl zugleich ein politischer Dichter, welcher mit Ernst und Energie auf die Schwächen einer unfreien Gegenwart hinwies, die Reinheit und Harmlosigkeit des Empfindens rettete, um sich selbst unter Kindern ein Kind fühlen zu können.

In dritter, vermehrter Auflage sind die **Lieder** der Luise M. Hensel (Paderborn, F. Schöningh), der treuen Freundin des phantasievollen Clemens Brentano, erschienen. Das tiefe und edle Gemüth dieser Frau, die einen großen Theil ihres langen, an Prüfungen reichen Lebens — sie ist in hohem Greisenalter am 18. December 1876 in einem Kloster der Schwestern der christlichen Liebe in Paderborn gestorben — als Erzieherin, als Gesellschafterin und Krankenpflegerin dem Dienste der Nächstenliebe widmete, spiegelt sich in ihren innigen religiösen Dichtungen wieder. Es sind recht eigentlich Lieder im engeren Sinne des Worts, wie denn auch die Verfasserin selbst ihre poetischen Ergüsse ausdrücklich als Lieder, nicht aber als Gedichte bezeichnet zu sehen wünschte. Der Zweifel, die Grübelei, der katholische Mysticismus findet in ihnen keinen Ausdruck, vielmehr prägt sich vorwiegend die Festigkeit des Glaubens und der Friede des Herzens aus, den Luise Hensel nach ihrem Uebertritt zum Katholicismus gewann, und dieser nur selten durch einen Ton der Angst oder Klage getrübten Grundstimmung entspricht die Schlichtheit der Form und die Klarheit der Sprache. Mehrere dieser Lieder, wie die schönen Strophen: „Immer muß ich wieder lesen in dem alten heil'gen Buch," haben in protestantischen Gesangbüchern Aufnahme gefunden, einzelne, wie das einfache kindliche Abendlied: „Müde bin ich, geh' zur Ruh'", sind Volkseigenthum geworden. In einem „Anhang" ist eine Anzahl weltlicher oder nicht geradezu geistlicher Lieder vereinigt, in denen Natur, Liebe und Freundschaft die poetischen Motive bieten.

Eine Auswahl der **Gedichte** von Alfred de Vigny, übertragen von Johannes Karsten, liegt aus der Kühtmann'schen Verlagshandlung in Bremen vor. Den Gedichten geht eine biographische Charakteristik des Dichters voran, auf dessen Leben der „Vereinsamungsfluch geistiger Größe" lastete. Gleich im Anfang der eingehend und sorgfältig geschriebenen Skizze heißt es: „Von den ausgedehnten Landbesitzungen der Familie behielt Alfred de Vigny nichts als die Namen. Auf sein Selbstgefühl scheinen diese Erinnerungen verblichenen Glanzes, aus denen sich ihm der Gedanke an die Unbeständigkeit irdischer Güter aufdrängen mußte, wenig oder nur im Anfange gewirkt zu haben; später fertigt er die Charakteristik der Vorfahren mit der allgemein gehaltenen Bemerkung ab, sie hätten den Stamm der Wölfe in ihren Provinzen mit gleichem Eifer vertilgt, wie den ihrigen aufrecht erhalten. Die in Alfred's Augen bedeutungslosen Lebensinteressen der Ahnen machten ihn indessen keineswegs unempfänglich gegen den Werth der Abstammung von einem alten Geschlechte. Adel war der Grundzug seines Wesens: Adel in der Sinnesweise, im Auftreten, in der Erscheinung, in seinen Schriften." Die ausgewählten, trefflich verdeutschten zweiundzwanzig Dichtungen, darunter verschiedene der Poëmes antiques et modernes, reichen hin, um von der Eigenart Alfred de Vigny's, von seiner dichterischen Kraft und seinem bedeutenden Formtalent, ein klares Bild zu geben.

Die **Nachgelassenen Gedichte** von Chr. J. Matzerath (Köln, Du Mont-Schauberg) haben ihre Veröffentlichung einem Act der Pietät seiner nächsten Hinterbliebenen zu danken. Trotz seiner vielfachen Beschäftigungen im höheren Justiz- und Verwaltungsdienste hat der Verstorbene bis in sein späteres Alter hinein Zeit und Lust behalten, den Musen treu zu bleiben. In seiner Jugend hat er sich durch einen von der Cotta'schen Firma verlegten Band Gedichte vortheilhaft bekannt gemacht und anfangs der vierziger Jahre in Verbindung mit Freiligrath und Simrock das „Rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie" herausgegeben. Die nachgelassenen Gedichte, in denen sich ein feines Schönheitsgefühl und die sittliche Reife eines Mannes offenbart, dem die „Macht der Dichtung" zugleich als die „Macht der Wahrheit" gilt, umfassen eine Reihe gedankenvoller Dichtungen verschiedenartigen Charakters, einen größeren Liedercyklus: „Liebesfrühling", eine Sammlung von „Blättern aus dem Süden", welche eine mit Müller von Königswinter unternommene italienische Reise entstehen ließ, und eine Schlußgruppe stimmungsvoller Elegien. Durch den „Liebesfrühling", den zweiunddreißig Lieder bilden, deren Entstehung in die Jugendzeit des Dichters fällt, hat die deutsche Lyrik eine werthvolle Bereicherung erhalten.

Als eine größere, episch-lyrische Novität von hervorragendem dichterischen Werthe bietet sich Julius Wolff's Waidmannsmär: **Der wilde Jäger** (Berlin, G. Grote) dar, welche den zehnten Band der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller bildet. Der talentvolle Autor des Schelmenliedes: „Till Eulenspiegel redivivus" hat in dieser Waidmannsmär seiner Heimath, dem sagenreichen Harzer Land, dem „sturmgepflügten Reich des großen Wode", ein Loblied gesungen. Die Gabe poetischer Erzählung und glänzender Naturschilderung ist ihm in gleich bedeutendem Grade verliehen. Der alte Sang — der Sturmwind selber ist sein rauher Träger, er saust und braust von einem wilden Jäger, gewaltig, grausenvoll wie Donnerklang — gab ihm die Reime zu einer Fabel, die er mit kühn gestaltender Phantasie in die Form eines farbenreichen poetischen Gemäldes kleidete. Die frischen, kräftigen Gestalten der Dichtung heben sich wirksam von dem romantisch-wilden Hintergrund der landschaftlichen Scenerie ab. Die zahlreichen, immer an passender Stelle in die Erzählung eingestreuten Lieder, Liebeslieder, Zechlieder, Waidmannslieder, tragen den Stempel echter volksthümlicher Poesie, deren frischer Eindruck nirgends durch Künstlichkeit des Ausdrucks oder Breite der Reflexion getrübt wird.

Auch Rudolf Baumbach in seinen **Liedern eines fahrenden Gesellen** (Leipzig, A. G. Liebeskind) hat einen herzerquickenden, frischen, volksthümlichen Ton angeschlagen. Nur in wenigen dieser Lieder, wie in den schönen Strophen: „Reue", finden Schmerz oder Klage einen Ausdruck, in den meisten herrscht eine heitere, lebensfreudige Stimmung, die Sorglosigkeit und der Frohsinn eines fahrenden Gesellen, der seine Sache auf nichts gestellt hat, heiteren Sinnes seine Wein- und Wanderlieder erklingen läßt und sich den Spruch des alten Magister Martinius zum Motto gewählt hat: „Ich leb' und weiß nicht wie lang', ich sterb' und weiß nicht wann, ich fahr' und weiß nicht wohin, — mich wundert, daß ich fröhlich bin!"

In den **Gedichten** von Otto v. Leixner (Leipzig, F. A. Brockhaus) zeigt sich eine männlich-tüchtige Gesinnung und ein warmes Empfinden mit feinem Gefühl für die poetische Form verbunden. In den „Volksliedern", unter denen einzelne sich trefflich zur Composition eignen, ist der schlichte, herzliche Ton meist glücklich getroffen, und die den Haupttheil der Sammlung bildenden „Tagebuchblätter", in denen eine ernste, elegische Stimmung vorherrscht, enthalten manche Klänge, die in gleichgestimmten Herzen ein lautes Echo finden werden. Eine scharfe, aber reine und kräftige Luft weht in den am Schlusse des Buches in zwei Abschnitten vereinigten Sprüchen und Epigrammen, deren satirische Pointen der Verfasser wirksam zugespitzt hat.

Unter dem Titel **Ost und West** hat Murad Efendi, der sich durch eine Anzahl von Dramen, durch seine osmanische Reformtragödie Selim III., seinen Marino Falieri, seine Ines de Castro, seinen Mirabeau, längst in der literarischen Welt bekannt gemacht hat, seine Gedichte (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung) erscheinen lassen, aus denen eine gesunde Lebensanschauung spricht, die sich in meist kräftigen Gedanken und anschaulichen Bildern spiegelt und nur selten eine düstere Beleuchtung erhält. In formeller Hinsicht hat dem Dichter eine übergroße Einfachheit beliebt. Die Sammlung zerfällt in sechs Abtheilungen: Der Divan des Murad (Buch der Liebe, Buch der Weisheit), Tagebuchblätter, Leben und Streben, Aus der Wandermappe, Balladen und Bilder, Verschiedenes. Durch die Lieder der Liebe und Weisheit wird man unwillkürlich, nicht aber zu ihrem Schaden, an die Lieder des Mirza Schaffy erinnert. Sie bieten manche edle Gedankenperle in meist knapper, epigrammatischer Fassung. Vortrefflich weiß der Dichter den Balladenton zu treffen, „Der eiserne Landgraf", „Eine Weihnacht", „Murten" sind farbenschöne, stimmungsvolle Bilder. Unter den Spenden aus des Dichters Wandermappe ragen die „Pußtabilder" durch die originelle Schilderung der Scenerie hervor.

Die Gedichte von Louis Wolffberg: **Lust, Liebe, Leben** (Bremen, J. Kühtmann) bieten für den Mangel an poetischer Kraft und Originalität durch eine gewandte und gebildete Sprache einen schwachen Ersatz. Die **Glockenblumen**, gepflückt in „Sonnenlicht und Schatten" von Margarete Treu (Norden, D. Soltau), sind wohlgemeinte Strophen eines frommen, melancholischen Frauengemüths. Zu dem Mittelgut lyrischer Production, wie es alljährlich den Büchermarkt überschwemmt, gehören auch die Gedichte **Morgen und Mittag** von Constanz Silesius (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn), aus deren nebelhaftem Wortschwall selten ein origineller Gedanke hervorleuchtet, während die von Carl Reuleaux verfaßten **Fabeln, Romanzen und Balladen** (München, C. Merhoff) mit Entschiedenheit als Reimereien gekennzeichnet werden müssen, in denen sich eine prätentiöse Talentlosigkeit breit macht.

Zu erwähnen bleiben schließlich zwei anonym erschienene kleine Gedichtsammlungen. Zunächst **Poesie des Unbewußten** von einem Bewußten (Leipzig, J. G. Findel), der sich mit Kraft und Wärme der Ueberzeugung gegen den modernen Pessimismus wendet, energisch für die idealen Güter der Menschheit eintritt und zum Kampfe für „alten deutschen Geist in altem Sinn und mit dem alten Gotte" mahnt. Sodann

Blüthen aus dem Treibhause deutscher Lyrik (Leipzig, J. A. Barth), eine „Mustersammlung", welche in zweiter Auflage vorliegt. Der schelmische Poet epilogisirt in gut liliputanischer Weise:

„In Liliput, wo Alles klein,
Da ist auch Alles zierlich,
Und würde Manches größer sein,
Wär's nicht mehr so manierlich.

Drum wählt' ich auch für meinen Strauß
Dies Miniaturformätchen
Und putzte ihn gebührend aus
Im passenden Ornätchen.

Und schaffte Kurzweil der Poet
Mit seinem Liederkränzchen,
So sagt befriedigt er Valet
Und macht sein Reverenzchen."

Es ist ein feiner und witziger Kopf, dem wir diesen Strauß von Liedern verdanken, welche, sauber und elegant geformt, die herkömmliche Ueberschwänglichkeit der lyrischen Phraseologie in launigen und geistreichen Pointen mit treffender Ironie persifliren.

Max Remy.

Literarische Notizen.

Dichterprofile. Literaturbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Adolf Strodtmann. 2 Bände. (Stuttgart, Abenheim.) Wenn es der Raum gestattete, möchten wir diese kurze Anzeige gern zu einem ausführlichen Nekrolog erweitern auf den Autor dieser „Dichterprofile", den vor Kurzem im kräftigsten Mannesalter gestorbenen Adolf Strodtmann. Als politischer Lyriker wie als Literarhistoriker und als Uebersetzer hat Strodtmann gleich Gutes und Verdienstvolles geleistet, nach allen drei Richtungen hat er zeitlebens unermüdlich geschafft und gearbeitet — darum wird sein Name bestehen in unserer Literatur als der eines geistvollen und fleißigen Schriftstellers, der in Sturm und Drang seinen Idealen treu geblieben ist bis an sein Lebensende! Die „Dichterprofile" sind das letzte Werk Strodtmann's, sie athmen denselben Geist und dieselbe Begeisterung wie die ersten Arbeiten des jungen Schleswig-Holsteiners. Und sind sie auch ungleich an Werth und verdanken sie auch meist nur den Anregungen des Tages ihre Entstehung — sie gewähren uns doch das getreue Bild einer genußfreudigen, unbefangenen Individualität, die ohne ästhetische Schablone mit feinem Verständniß und edler Wärme an die hervorragendsten Erscheinungen der Literatur herantritt und diese in scharfen Umrissen vortrefflich zu schildern versteht als „selbständige Physiognomien, in denen sich das Ringen und Kämpfen unseres Zeitalters ebenso typisch ausprägt wie in den classisch edlen Häuptern ihrer Vorgänger das Leben und Streben einer früheren Periode". In diesem Sinne ist das Buch eine willkommene Gabe und ein theures Vermächtniß.

Denksäulen im Gebiete der Cultur und Literatur. Von August Silberstein. (Wien, Wilhelm Braumüller.) Ein vortreffliches Buch, das fast ausschließlich dem Antheil Oesterreichs an deutscher Literatur in früheren Tagen gewidmet ist. Abraham a Sancta Clara, der Barfüßermönch und Humorist, Ulrich von Lichtstein, der ritterliche Minnesänger und Abenteurer, Neidhart Fuchs, der Bauernfeind, der Holzmeister vom Nestwald sind gewiß interessante Charaktere, deren Leben und Schaffen der Autor in plastisch abgerundeten Bildern und in meist — leider jedoch nicht durchgängig — anmuthiger Form vorführt. Auch die Arbeit über „Teufel und Hexen in Geschichte und Sage" ist von literarhistorischem Werthe und von gleicher Abrundung wie die anderen Aufsätze des interessanten Buches.

Deutscher Humor alter Zeit. Von Heinrich Merkens. (Würzburg, A. Stuber.) Es gewährt einen eigenthümlichen Genuß, in dieser gut angelegten Anthologie den Wandlungen des deutschen Humors durch mehrere Jahrhunderte von Thomas Murner's Narrenspiegel bis auf Schellmufsky und die Späße des Hanswurst abwärts zu folgen. Merkens hat es verstanden, aus den bedeutendsten Schriftwerken jener drei Jahrhunderte echt charakteristische Proben auszuwählen und zusammenzustellen, und so dürfte diese auch äußerlich im Stil jener Zeitperiode geschmackvoll ausgestattete Sammlung Thomas Murner's Wort wohl erfüllen: „ein frölich gemüt zu machen in schweren zeiten".

Reben und Ranken. Studienblätter von Julius Duboc. (Halle, Hermann Gesenius.) Gegen die Sammlung zerstreuter Journalartikel und Essays hat sich in neuerer Zeit die Kritik sehr lebhaft und energisch ausgesprochen — wir wünschten nicht, daß auch das vorliegende Buch von diesem Anathema betroffen werde, da es in Wahrheit mehrere sehr werthvolle Studien enthält, die dem ephemeren Dasein in Tages- und Wochenblättern entrissen zu werden verdienen. Julius Duboc hat eine so eigenthümliche Welt- und Lebensanschauung, daß es wohl der Mühe werth ist, ihm in den Bau derselben zu folgen — man fühlt sich auch da, wo man seine

philosophischen Axiome nicht theilen kann, lebhaft angeregt und gefesselt. In der vorliegenden Sammlung von Essays sind besonders die Aufsätze über Jean Paul, über Bürger's Leonore und über die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage lesenswerth. Weniger einverstanden können wir uns mit den beiden Aufsätzen über den österreichischen Volksdichter Anzengruber erklären, dem Duboc ungemessenes Lob spendet. Auch die „Erinnerungen an 1848" wären besser weggeblieben.

Illustrirte Literaturgeschichte von Otto v. Leixner. (Leipzig, Otto Spamer.) Der Verfasser dieses groß angelegten Werkes, von dem bis jetzt zwölf Lieferungen vorliegen, hat nicht nach dem Recept gearbeitet, das bei uns gewöhnlich „für volksthümliche Darstellungen" in Anwendung kommt. O. v. Leixner, der als Kritiker wie als Aesthetiker sich bereits einen sehr guten Namen erworben, ist vielmehr zu den Quellen zurückgegangen, und das aus diesen unmittelbar geschöpfte Urtheil führt er in einfacher, aber edler Darstellung den Lesern dieser Literaturgeschichte vor, die sich ohne Zweifel einen großen Leserkreis erobern wird. Die zwölfte Lieferung geht bis Moscherosch und Abraham a Sancta Clara; nach Vollendung des ganzen Werkes kommen wir ausführlicher auf dasselbe zurück.

Brevier der Weltliteratur. Von Dr. A. Schwarz. (Leipzig, Otto Spamer.) **Handbuch der Geschichte der Literatur.** Von W. O. Gortzitza. (Lyk, Emil Wiebe.) Das „Brevier der Weltliteratur" ist ein sehr brauchbares Handbuch der Geschichte der allgemeinen Literatur, in dem die poetischen Schätze aller Völker kurz, aber treffend besprochen und charakterisirt werden. Die Ausstattung ist eine glänzende. — Das zweite Werk sucht vielleicht sein Hauptverdienst als „Wegweiser für die Lectüre auf dem Gebiete des Lyrischen und Lyrisch-Epischen" und mag als solcher in Schulen wohl seine Dienste leisten. Der Verfasser hat nämlich der kurzen Biographie jedes Dichters die Titel der besten und bedeutendsten Gedichte desselben beigefügt. Indeß erklärt sich Herr Gortzitza im Vorwort damit zufrieden, wenn man sein Werk „für eine nicht ungeschickte Compilation" gelten läßt — und daß sie das ist, werden selbst die Literarhistoriker, an die sich der Verfasser am meisten anlehnt, auch nicht in Abrede stellen können.

Man darf wohl sagen, daß der Sinn für dialektische Dichtungen noch immer im Wachsen begriffen ist, das beweisen schon die fortwährenden neuen Publicationen. Aus dem Nachlaß des herrlichen Fritz Reuter, des tiefsten aller plattdeutschen Dichter in Charakteristik und Humor, traten **Ergänzungsbände der sämmtlichen Werke** (Leipzig, Koch) in Lieferungen hervor, welche Lustspiele, Schwänke, Polterabendscherze und Gedichte enthalten. — Eines der Werke voll schönsten Humors in plattdeutscher Sprache: Giese, **Franz Essink** (Braunschweig, Bruhn), erschien in dritter Auflage; der westfälische Stadtbürger aus Münster wird hier in den ergötzlichsten Bildern geschildert. — In den Bahnen Reuter's bewegt sich Quitzow, **Meckelnbörgische Geschichten** (Leipzig, Koch); der behaglichen Breite entspricht die glückliche Anschauung des Lebens. — Anderen Charakters ist: **Ut min Dischlad von 'n olln Nümärker** (Leipzig, Koch); Land und Leute der Neumark sind Gegenstand der Erzählung; der Verfasser zeigt eine starke satirische Ader. — In schlesischer Mundart stellt sich dar: Rößler, **Närr'sche Kerle** (Berlin, Janke). Einzelne hübsche Erzählungen, unter denen die letzte uns besonders zusagte. — Humoristische Gedichte in plattdeutscher Mundart liegen in der neuen Folge von Rahden's **Kruse Menthen** (Oldenburg, Schulze) vor.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Unehrliche Leute.

Novelle

von

Ludwig Laistner.



Es war in der Zeit, als ein Hamburger Poet durch die Entdeckung zahlloser Gelegenheiten zu irdischem Vergnügen in Gott die Welt entzückte, vielleicht in derselben Nacht, da Barthold Heinrich Brockes „mit betrachtendem Gemüthe" den Schneeschimmer eines blühenden Kirschbaums bewunderte, bis er „fast halb darob erstaunt" durch die Zweige hindurch einen noch weißeren Schein gewahr ward, der ihm „recht in die Seele strahlte" und daselbst den Gedanken anregte, „die größte Schönheit dieser Erden kann mit der himmlischen doch nicht verglichen werden": da widerfuhr dem alten Schultheiß des Dorfes, wo unsere Geschichte spielt, etwas merkwürdig Aehnliches, das aber mit ganz anderen Schauern endigte als den andächtigen jenes hamburgischen Rathsbeisitzers und späteren kaiserlichen Pfalzgrafen. Der alte Mann litt, wie das in seinen Jahren zu geschehen pflegt, an Schlaflosigkeit — die Dorfleute, die ihn wegen seiner Härte nicht leiden mochten, behaupteten, es sei die Folge davon, daß er sein Leben lang verabsäumt habe, sich um jenes Ruhekissen zu bekümmern, welches dem Nachtschlummer des Gerechten so förderlich ist. In einer schönen Mainacht nun trieb ihn sein überwachtes Gehirn aus dem Bette, und er gedachte, den heißen Kopf aus dem Fenster streckend, sich an der Kühle des wolkenlosen Himmels zu laben. Indem er aber zu der schimmernden Pracht des frühblühenden Kirschbaums vor seiner Schlafkammer emporblickte, ward er eines Lichtleins inne, das unruhig hin und her wankte, so oft der Nachtwind durch die Aeste strich; und bei näherem Zusehen, als er den Knecht ge-

weckt hatte, stellte sich das Entsetzliche heraus, daß dort oben die schon erstarrte Leiche seines eigenen Sohnes hing, der den wunderlichen Einfall gehabt hatte, während er sein Lebenslicht ausblies, die brennende Stalllaterne vorn auf der Brust zu tragen.

Es muß hier eingeschaltet werden, daß unsere Erzählung sich auf den Bericht eines Mannes stützt, welcher den Begebnissen sehr nahe stand: wir folgen nämlich den Aufzeichnungen des Ortsgeistlichen, einer Art Rechtfertigungsschrift über sein Verhalten, die er nicht sowohl einem Vorgesetzten als vielmehr sich selbst und seinem Gewissen schuldig zu sein glaubte — wenigstens deutet nichts in dem ganzen Schriftstück, dem vorn und hinten einige Blätter fehlen, darauf hin, daß er in amtlicher Weise wäre zur Verantwortung gezogen worden. Man weiß, wie derlei urkundliche Darstellungen, die dem eifrigsten Spürsinn des Alterthümlers entgingen, zur guten Stunde einem Erzähler in die Hände fallen, der sich dann gern auf sie beruft, wiewohl seine Geschichte solche äußerliche Beglaubigung gar nicht nöthig hätte. In unserem Fall ist zu bedauern, daß der verstümmelte Zustand der Handschrift uns über die Oertlichkeit, welche den Schauplatz bildet, im Dunkeln läßt; doch ist aus mancherlei kleinen Anzeichen der Schluß erlaubt, daß wir sie in der Nähe von Hamburg zu suchen haben.

Der Verfasser der Aufzeichnungen bekennt, jener humoristische Fall einer Weltflucht, die sich bei den Ueberlebenden recht eigentlich noch ins Licht zu setzen trachtete, sei ihm gar ungelegen gekommen; denn Tags zuvor hatte er seine Stelle als Pastor angetreten, und es ist erklärlich, daß er sich zur Eröffnung seiner Amtsthätigkeit, wenn es einmal nicht die ordentliche Sonntagspredigt sein sollte, einen reinlicheren Anlaß wünschen mochte. Mit Selbstmördern pflegte man zwar damals so wenig Umstände zu machen als heutzutage; auch wurden sie nur selten in den Dienst der ärztlichen Wissenschaft gestellt, vielmehr dem Schinder überantwortet, der ihnen das sogenannte Eselsbegräbniß auf seinem eigenen Grund und Boden angedeihen ließ. Hier aber lag offenbar keine gewöhnliche Entleibung vor. Nicht bloß gab die Laterne dem classisch geschulten Geistlichen die als Milderungsgrund wohl zu verwerthende Muthmaßung ein, der Unglückliche habe in „unwissender Nacheifferung des berühmbten Tonnenheiligen Diogenes“ sich auf die Suche nach Menschen begeben und dann dem vergeblichen Bemühen ein verzagendes Ende gesetzt: auch was über den Lebenslauf des Verstorbenen lautbar ward, gereichte zum Beweise, daß jene Muthmaßung in der That keine müßige war, und es hätte des Umstandes, daß der greise Vater der reichste und mächtigste Mann der Gemeinde sowie des Pfarrhauses nächster Nachbar war, nicht bedurft, um den Pastor zur Befürwortung eines christlichen Begräbnisses beim „Landherrn“ zu vermögen. Weil denn die unangenehme Sache nicht zu umgehen war, so entschloß er sich klüglich, den unwillkommenen Anlaß in einer Weise auszubeuten, die ihn bei seinen Bauern aufs würdigste einführen möchte. Statt in der Stille an der Kirchhofsmauer sollte die Leiche mit Sang und Klang in der Reihe der ehrlichen Christenmenschen bestattet werden, und er wollte dabei eine Predigt thun, die nicht bloß alle Redekünste spielen ließe, sondern auch eine Art Programm der Mildigkeit und Nächstenliebe für seine Amtsführung enthielte. Der Entwurf dieser Grabrede, den er mit augenscheinlicher Befriedigung dem Schriftstück einverleibt hat, zeigt eine überaus sorgfältige Gliederung und füllt anderthalb Folioseiten, auf deren nähere Kenntnißnahme die Leser gern verzichten wer-

den. Das Thema war das allerallgemeinste, das in der Bibel aufzutreiben war: Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen u. s. f.; aber die kunstreiche Ausführung lenkte immer wieder mit zierlichen Wendungen nach jener Laterne hin, welche in der mannigfaltigsten Symbolik als Irrwisch, Teufelslicht, menschliche Vernunft, sogar als blinder Blindenleiter der wahren Leuchte entgegengesetzt ward; nur die Diogeneslaterne blieb als heidnischer Haus- und Unrath wie billig aus dem Spiel. Das prunkende, weit ausgesponnene Finale sodann entlehnte seine Motive einem Vorfall aus dem Leben des Entschlafenen, der schon in allgemeiner Nutzanwendung zu beziehungsreicher Einkleidung fundamentaler Heilswahrheiten sich verwerthen ließ, namentlich aber in concreto zum Beweise diente, daß die Wahl des Grabes durchaus gerechtfertigt und zwischen dem Erhängten und dem neutestamentlichen Prototyp des Judas keine Charakterähnlichkeit vorhanden sei, sondern nur die äußerliche, daß bei Beiden nach dem Ausdruck der alten Rathsbücher „der Wind überm Haupt und unter den Füßen zusammenschlug".

Der Verstorbene war nämlich, wessen sich weit und breit kein Mensch berühmen mochte, ein ausdrücklich ehrlicher Mann gewesen. Das ging aber so zu. Von Haus aus eine ziemlich lockere Haut und auf die drei berühmten W, Wein, Würfel und Weiber, mehr als ziemlich versessen, hatte er eines Tages ein Mißgeschick, das ihn auf dem Umweg durch die Unehrlichkeit zu seiner besonders anerkannten Ehrlichkeit führte. In der benachbarten Amtsstadt — allem Anschein nach ist Ritzebüttel gemeint, und wenn unsere Quelle besseren Anhalt für die Zeitrechnung böte, so möchte sich am Ende befinden, daß damals der mikroskopischste der Poeten, der vorbelobte Brockes, seinen Amtssitz im Schlosse hatte — dort also sollte eine Hinrichtung stattfinden, die nicht bloß der bequemen Nähe wegen, sondern namentlich deshalb unser Dorf in Aufregung versetzte, weil die beiden Raubmörder entartete Glieder der im Uebrigen leidlich rechtschaffenen Gemeinde waren. Kein Wunder, daß Alles, was Zeit und Beine hatte, hinlief, das Schauspiel mit anzusehen. Nicht unter den Letzten, vielmehr schon Tags zuvor kam unser Schulzensohn, bestaunte das Gerüst und die Knechte des, wie es scheint, aus Hamburg verschriebenen Scharfrichters und folgte dann einer Stimme in seinem Inneren, die ihn zum ersten W, zu einem Glas Wein, verlockte. Eben, da er sich umsah, wo der einladendste Arm winken möchte, lief ihm ein zweites W in den Weg, „so ein gar schön und stattlich Frauenzimmer gewest", und indem er mit ihr anband, war, ihm unbewußt, über ihn selbst das dritte gefallen, nämlich die Würfel des allerkläglichsten Geschickes. Das Mädchen hatte seine vertrauliche Annäherung zuerst mit einem zornigen Blick beantwortet, ging dann aber lachend und wie in Voraussicht eines köstlichen Spaßes darauf ein, „als worinne sich offenbahret, daß, obzwahr sie auff den schönen Namen Engel getauft, jedennoch sie eine arglistige Teuffelinn gewesen." Schon als der arglose Bursche mit ihr in die Schenke trat, hatte sich unmuthiges Gemurmel erhoben, als er aber in einer dämmerigen Ecke ihr zutrank und, den Arm um ihre Hüfte legend, sein Glas ihr anbot, brach ein Sturm des Unwillens los, dem das Mädchen wie mit Zaubergewalt sich entzog, indem sie unter dem Rufe: „Weg oder ich rühr' an" unangefochten durch die scheu zurückweichende Menge schritt, während ihr Begleiter zwar nicht durch handliche Gewalt, aber durch die kräftigsten Scheltworte an die Luft gesetzt wurde.

Es war die Tochter des Scharfrichters gewesen und er durch ihre Berührung ge-

achtet. Wenn wir auch den unnahbaren Engel vom Schwerte nicht so höllentief verwerflich finden wie der gute Pastor, ihr vielmehr eine Art Kriegsrecht gegen die ehrliche Gesellschaft zusprechen müssen, vermöge dessen sie den unverschuldeten Ehrenschaden in selbstbewußter Ironie zu einem unantastbaren Ehrenschild umschuf, so können wir sie doch von dem Vorwurfe eines grausamen Spiels nicht freisprechen. Denn als, wie die Sage ging, ihr bitter enttäuschter Verehrer, von Jedermann wie die Pest gemieden und erbarmungslos aus dem väterlichen Hause gestoßen, den verfehmten Hof ihres Vaters aufsuchte und, um ihre Liebe bettelnd, sich erbot, die niedrigsten Dienste zu thun, nur mit den Hälsen seiner Mitmenschen wolle er nichts zu schaffen haben, da soll ihm der hochmüthige Bescheid geworden sein, mit einem Menschen, der nicht einmal durch Geburt, geschweige durch eine längere Ahnenreihe unehrlich sei, gedenke sie nicht im Traume sich einzulassen, und einen Geringeren als einen Scharfrichter nehme sie keinesfalls zum Manne.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie, der ersten Kränkung gedenkend, in der förmlichen Bewerbung eine zweite sah, und zu verübeln ist es ihr wahrlich nicht, wenn sie dem, der sich damals so leichtfertig an sie gemacht hatte, nicht die lautersten Beweggründe zutraute; allein nach einer hierher zielenden Bemerkung unseres Berichterstatters zu schließen, daß nämlich „Sponsieraugen mehrentheils einer starken Brille bedörfften", hatte sie es ihm wirklich angethan, und scheinen die ehrlichen Leute nicht der Ansicht gewesen zu sein, er sei ihr eben als Ausgestoßener zugelaufen, weil er keine andere Wahl mehr gehabt. Daß das Mädchen ihn abwies, verübelten sie ihr gar sehr; von ihrem eigenen thörichten Vorurtheil abzulassen und die Ansteckungskraft der Unehrlichkeit durch einen ehrlichen Entschluß aus der Welt zu schaffen, der Gedanke scheint ihnen gar nicht gekommen zu sein. Schier war der Sommer hin, da trug man dem Amtmann eine seltsame Mär zu von einem wildlaufenden Menschen, der in den abgelegensten Revieren seines Bezirkes hause, von Wurzeln und unweidgerechtem Wilde lebe und unter freiem Himmel übernachte. Auf nähere Erkundigung erfuhr er denn die ganze Geschichte, berief alsbald seine Schultheißen und suchte ihnen und durch sie der Bevölkerung den lächerlichen Wahn auszureden. Allein diese und allen voran des Aechters eigener Vater erklärten den Ehrencodex des Volkes für unabänderlich und zeigten sich für alle Aufklärung unempfänglich. Da verfiel der menschenfreundliche Beamte auf die Auskunft, mit Hülfe eines alten Kriegerbrauches die Unehrlichkeit zu tilgen. Er ließ den armen Markstapfen einfangen und behandelte ihn unbesonnener Weise nach dem Satze, womit eine bekannte Novelle des Francesco Soave beginnt, daß nämlich Ueberraschung eine besondere Würze des Wohlthuns sei: ohne ihn von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, stellte er seinen Schützling in den Ring einer zahlreichen, durch Trommelschlag herbeigelockten Zuschauermenge, eine Compagnie Soldaten trat unters Gewehr, ein wohlmotivirter Gnadenspruch ward vor den Ohren des gaffenden Volkes verlesen, der Fähnrich schwang die Fahne über den vor Todesangst halb bewußtlos Knieenden und dieser, der nichts Anderes erwartet hatte, als daß er sollte standrechtlich erschossen werden, sprang ellenhoch vor Freude, als ihm die Bedeutung des Vorgangs nachträglich klar gemacht ward. Allein in dem Augenblicke, da er gleich Adlersfittichen (ein Ausdruck, der ohne Zweifel in der Grabrede geprunkt hat) die Falten des Paniers um sein sinnverwirrtes Haupt rauschen hörte, mochte

noch ein anderer unheimlicher Flügelschlag ihn angeweht haben. Die Dorfgenossen, die sich nun in seinem neuen Ehrenstande ebenso zudringlich an ihn machten, als sie zuvor feindselig ihn gemieden hatten, nahmen bald eine seltsame Trübung seines Gemüthes wahr. Zwischen ausgelassener Lustigkeit und schwerem Trübsinn schwankend, ward er dem gleichmäßigen Blutlauf der Anderen bald so unbequem, daß er in Kurzem wieder fast völlig vereinsamt stand und einen Menschen, der sich seiner mitfühlend erbarmt hätte, im ganzen Dorfe mit der Laterne vergeblich würde gesucht haben. Zur Arbeit konnte ihn sein Vater nicht mehr brauchen, und stundenlang sah man ihn damit beschäftigt, einen Kohlkopf, den er einem Zaunpfahl aufgesetzt hatte, mittelst eines flachen Steckens möglichst unversehrt zu Fall zu bringen. Von Zeit zu Zeit — und das wiederholte sich immer häufiger und währte immer länger — lief er wie in den Tagen seiner Aechtung hinaus in die Wälder, wo er sich selbst bei grimmiger Winterkälte wohler zu fühlen schien als unter Menschen. Was half's ihm nun, daß der weise und gütige Rathschluß des Amtmanns ihn aus Unehren erlöst und ihm das bürgerliche Leben wiedergeschenkt hatte; den einzigen Vortheil zog schließlich unser Pastor davon, der sich für seine Leichenrede die Ausbeute geschmackvoller Vergleiche nicht entgehen ließ.

Die alten Indier pflegten von Einem, der aus Liebesleid starb, zu sagen, er sei in den zehnten Zustand gerathen; nach ihrer Diagnostik nämlich entwickelt sich der regelrechte Verlauf einer Liebeskrankheit in zehn Stadien, im achten tritt Wahnsinn ein, im neunten völlige Betäubung, im zehnten läßt man das Leben. Eine Anschauung der Art muß durch Urverwandtschaft, d. h. nicht bloß indogermanische, sondern allgemein menschliche, das Urtheil jener so überaus ehrlichen Leute bestimmt haben; denn wenn sie nicht als eigentlichen Anlaß der traurigen Laternengeschichte eine wirkliche Liebe zu dem anrüchigen Engelchen und die vergebliche Bewerbung um ihre Schwertmagschaft angesehen und zweitens nicht den unseligen Ausgang als geweiht durch die unentrinnbare Gewalt von Naturgesetzen betrachtet hätten, so würde es der Pastor nimmermehr haben wagen dürfen, das Opfer des zehnten Zustandes zu den achtbaren Erwartern einer seligen Urständ zu betten. Dieselben Leute aber, das dürfen wir fürs Folgende nicht vergessen, welche für die Romantik des Fahnenschwungs und die Tragik des zehnten Zustandes sich nicht unempfänglich zeigten, würden einer abermaligen prosaischen Verunehrlichung gegenüber, und wär' es nur ein harmloses Streicheln über den Rücken von des Abdeckers Zottelhund gewesen, die nämliche unnachsichtige Härte gezeigt und den Rückfälligen trotz Amtmann und Ehrlichsprechung wieder in die Wälder gejagt haben.

Dem Pastor war es auch gar wohl bewußt, daß er einen Vulcan unter den Füßen hatte. Um so mehr freute es ihn, die Umstände so günstig gelegen zu finden, daß er, ohne einen Ausbruch befürchten zu müssen, der Strenge jenes Ehrenwahnes die Milde christlich humaner Praxis entgegensetzen durfte. Indem er nun, seine wohlausgedachte Predigt überlernend, im Zimmer auf und ab schritt, warf er von Zeit zu Zeit einen Blick durchs Fenster auf die Straße, wo sich allmälig eine große Menge Leidtragender einfand; denn das Haus des Schultheißen lag dem Pfarrhause gerade gegenüber. Schon war der Sarg herausgetragen und die Leute begannen sich zum Zuge zu ordnen, die Glocken hoben ihr Trauergeläute an, da trat der Schulze aus seiner Thür, schaute sich langsam mit prüfenden Blicken um, als wollte er sich überzeugen, daß keiner seiner Mannen sich der Gefolg-

schaft entschlagen habe; dann stieg er die Stufen herunter, aber statt sich hinter den Sarg zu begeben, schritt er auf einen silberhaarigen Greis zu, der in alterthümlicher Tracht sich ein wenig seitab von den Anderen aufgestellt hatte. Der Pastor sah nur, wie der Schulze zornig auf den Alten einsprach, wie dieser mit einem stummen Blick zum Himmel antwortete, wie dann aus den Reihen der Uebrigen ein hochgewachsener junger Mann von auffallend schöner Gesichtsbildung trat, augenscheinlich um die Partei des Alten zu ergreifen; dann eilte er hinunter, um den Zug nicht länger aufzuhalten und den Zank zu beendigen. Ihm ahnte nicht, daß er den Anfang einer Geschichte mit angesehen hatte, die ihm viel Gemüthsbewegung schaffen und schließlich die Feder zu einer langen Rechtfertigung in die Hand drücken sollte. Als er übrigens hinunterkam, war der Auftritt schon vorüber, der Greis saß still auf der Steinbank vor dem Pfarrhause und erhob sich ehrerbietig zum Gruße, als er vorüberschritt, die Träger nahmen den Sarg auf und der Zug setzte sich langsam nach dem nahen Kirchhof in Bewegung, wo die Bestattung in hergebrachter Weise vor sich ging.

Wie er danach ins Pfarrhaus zurückkehrte, traf er den alten Mann im Hausgang, seiner wartend. Das freundliche, offene Gesicht machte einen gewinnenden Eindruck auf den Pfarrherrn, der ohnehin in froher Stimmung war, da er eben von einem Siegesgange kam: die stummen Zeichen des Beifalls, den seine Antrittsrede gefunden, waren ihm nicht entgangen, und da eine also hochgemuthe Seele für die Einflüsterungen des Mißtrauens taub ist, so verwarf er alsbald jeden Verdacht, der ihm bei der Erinnerung an jene kurze Zankscene etwa aufsteigen mochte, und fragte den Alten, der in seinen dunklen Kleidern und seinem würdigen Antlitz fast wie ein Herr Collega aussah, gar leutselig um sein Begehr. Er wolle seiner Ehrwürden, sagte dieser, seine Aufwartung machen, ehe denn es zu spät werde, sintemal er hoch bei Jahren und seines letzten Stündleins jederzeit gewärtig sei. Das Treppensteigen falle ihm schwer, auch könne sein Anliegen nicht wohl droben in der Stube abgemacht werden.

Indem zog er ein gestricktes Säcklein aus der Tasche, darinnen es von harten Thalern klang. „Das hab' ich mir in einem langen Lebenslauf, dafür Gottes Gnade gepriesen sei, ohne Darben und ohne Hartherzigkeit erspart," sagte er und lächelte dabei in „kindischer" Weise, wie, ohne irgend welche Verdächtigung der Geisteskräfte des Alten zu beabsichtigen, unser Bericht vermeldet. „Weil ich nun mit einem Fuße schon im Grabe stehe und den ganzen Winter her gar bresthaft gewesen bin, so daß ich mit Zittern auf meinem Bette lag und hinzugehen fürchtete, eh' ich meinen letzten Willen ausgerichtet, so hab' ich wollen den ersten Tag, da mich die müden Beine wieder so weit tragen mögen, nicht ungenützt vorübergehen lassen. Auch ist ja das Begräbniß dazugekommen, bei dem ich nicht fehlen wollte, doch es hat nicht sein sollen, daß ich altersschwacher Mann dem armen Jungen die letzte Ehre erwies."

„Ja, ich hab' es vom Fenster aus mit angesehen," fiel hier der Pastor ein, worauf der Andere rasch fortfuhr: „Ja so! Freilich wohl, der Schulze ist ein harter Mann, der alten Groll nimmer vergißt, und ich selber bin bei meinen fünfundachtzig Jahren noch thöricht genug, daß ich mir seine rauhen Worte zu Herzen nehme — mir ist wahrhaftig der Aerger in die Kniee gefahren, daß ich mich habe setzen müssen, und der Zug ist ohne mich dahingegangen. Doch wenn der Herr Pastor erlaubt, so will ich demselben meine Sache vollends vortragen. Also weil das Ende meiner Tage nahe ist, ich

auch kein Weib oder Verwandten besitze, dem ich das Geld vermachen könnte, so möcht' ich's gern den Armen geben und als einzige Gunst bitten, daß ich mir mein Grab selber aussuchen dürfe. Wenn denn nun der Herr Pastor die Freundlichkeit haben wollte, mit mir zum Kirchhof hinüberzugehen, so wäre das Letzte, was ich auf dieser Welt noch zu besorgen habe, abgethan."

Der Pfarrer nahm ihm mit freundlicher Rede und einiger Verwunderung das schwere Säcklein ab, vertauschte seine Amtstracht mit dem gewöhnlichen Kleide und kam dann wieder die Treppe herunter, um mit dem Greis auf die Straße hinauszutreten. Der aber bemerkte, der Herr Pastor scheine den näheren Weg durch die Hinterthür noch nicht zu kennen, und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, den Hausflur entlang durch Hof und Garten der Kirche zu, wobei er allerlei hastige Reden führte, wie um den Pastor nicht zu Worte kommen zu lassen. Inmitten des Kirchhofs, wo auf einer kleinen kiesgestreuten Runde ein recht ansehnliches Bild des Gekreuzigten sich erhob, hielt er stille und sprach: „Dies Kreuz, Herr Pastor, hab' ich vor vielen Jahren der Gemeinde gestiftet — in seinen Büchern wird Er's bestätigt finden, wenn auch die Leute nichts davon wissen sollten —, und der Steinsockel darunter ist so gemauert, daß ein Sarg darin Platz hat: da wünsch' ich meine letzte Ruhestatt zu finden, auf eine Inschrift aber verzicht' ich gern, vielmehr soll der Heiland nach wie vor ein allgemeiner Hüter sein sämmtlicher Christen, die hier schlafen." Der Pfarrer erwiderte mit Befremden, der Platz sei so kenntlich, daß der Weg auf den Kirchhof füglich wäre zu ersparen gewesen; worauf der Andere: er habe jeglichem Mißverständnisse vorbeugen wollen. Als der Pastor sodann seinen Namen zu wissen begehrte, sprach er: „Ich heiße Mangold, die Leute nennen mich jedoch nur den Oberländer." Aber das Ersuchen, mit ins Pfarrhaus zurückzugehen, um einen Schein über das Geld in Empfang zu nehmen, lehnte er ab, da er es sehr eilig habe, übrigens sei ein Schein durchaus überflüssig und das Geld in den besten Händen. Der Geistliche fragte den wunderlichen Alten nur noch um seine Wohnung, und dieser beschrieb die versteckte Lage derselben im Walde: wenn man der Fahrstraße zum Flusse folge, führe in der Nähe der Brücke rechts ab, da wo der junge Eichenbestand an den alten Buchenschlag stoße, ein Fußsteig nach seiner Behausung; es gebe auch einen näheren Feldweg, der sei jedoch schwieriger zu finden. „Aber," fügte er hinzu, „das Hüttlein ist zu abgelegen, und der Herr Pfarrer wird so wenig als die früheren Pastoren den weiten Weg machen wollen. Auch hab' ich ja geistlichen Zuspruch nicht so nöthig als viele Andere, denn meine Bibel ist mir ein freundlicher und unablässiger Tröster. Jetzt aber will ich den Herrn Pastor nicht länger aufhalten. Was mich hergeführt hat, ist abgemacht; nicht so, Herr Pastor? Und wie gesagt, einen Schein und sonstige Schreibereien soll sich der Herr Pastor nur ersparen." Darauf nahm er schleunig Abschied, um, wie es wenigstens späterhin bei seiner Aufzeichnung dem Pastor vorkam, den Grabhandel fest und unrückgängig zu machen.

Das Erste, was der Pfarrer nach seiner Rückkehr in sein Studirzimmer that, war, daß er das Kirchenbuch hervorholte. Nach kurzem Suchen fand er von der Hand eines Vorgängers, der vor fast fünfzig Jahren das Zeitliche gesegnet hatte, unter der Ueberschrift „Manegoldus dictus Oberlendter" Folgendes eingetragen und zwar lateinisch: „Ist gekommen, weiß Niemand woher. Die Gemeinde wollte ihm den Aufenthalt verweigern, aber der

Waldherr, von seinem Geigenspiel bethört, hat ihm ein Stückchen Landes angewiesen und mag daher die städtische Behörde die Verantwortung tragen. Der Sprache nach ein Galiläer aus dem Schwarzwalde oder von den Quellen des Ister; nach Ausweis papistischer Schriften sind mehrere Manegoldi in die Zahl der römischen Heiligen aufgenommen, und alle aus selbigem Winkel, wonach sich denn bestätigt, daß auch dieser ein dortiges Landskind sein möchte. Da ich ihn fragte, ob er nicht katholisch getauft sei, sprach er, das wäre wohl möglich, und ist aus ihm als einem Spielmann blutwenig Geistliches herauszubringen. Uebrigens sanft und, soweit sein Stand zuläßt, ehrbar." Von späterer Hand rührte die Bemerkung her: „Kommt oft in den Beichtstuhl, nie in die Predigt, worüber er sich schlecht verantwortet: ein wunderlicher Sectirer; wo nicht etwa gar weltlicher Hochmuth ihn treibt, daß er verschmäht, in der Kirche den abgesonderten Stand für Leute seines Schlages einzunehmen." Wieder eine andere Feder, von unseres Pastors unmittelbarem Vorgänger, vermeldete: „Der ungenannte Gutthäter, der das Kreuz auf dem Kirchhof gestiftet, ist eben dieser. Selten seit König David's Zeiten ward solche Frömmigkeit an einem Spielmann erfunden."

Beim Lesen dieser Angaben, behauptet unser Gewährsmann, sei es ihm gleich nicht recht richtig vorgekommen. Jedenfalls stand es nicht lange an, bis den Zeugnissen des Kirchenbuches ein solches aus ganz anderer Tonart gegenübertrat. Es kam nämlich der Schulze herein, um nach bäuerlicher Sitte noch am Tage des Begräbnisses die Sporteln für die Beerdigung seines Sohnes zu bezahlen. Den fragte der Pfarrer im Laufe des Gespräches um den Alten, worauf dieser in heftigen Schmähungen erklärte, daß „gedachter Mangold ein überaus ringes Mankgot mit viel Blei, wenig Zinn und keinem Körnlein Goldes seie". Er heiße nicht bloß, sondern sei leider Gottes ein Oberländer, und damit sei Alles gesagt. Erst vorhin noch habe der schlechte Kerl seines armen Jungen letztes Geleit durch seine Gegenwart verunehren wollen, zum Glück aber hab' er ihn gesehen und weggewiesen. Dabei sei der Zimmerknecht, der Anton, auch so ein Oberländer aus dem Salzburgischen (was überhaupt die Hungerleider hier zu Lande zu suchen hätten?), so frech gewesen und habe sich dazwischen legen wollen, worauf er ihn gebührend heimgeschickt. Der gottverdammte Spielmann habe im Grunde seines Sohnes Unglück auf dem Gewissen, indem er mit seinem sündhaften Spiel ihm den Kopf verrückt. Auch jene zwei Raubmörder, so man voriges Jahr gerichtet, seien nichts Anderes als Kuckuckseier, die er der sonst so geordneten Gemeinde ins Nest gelegt. Natürlich: wenn ihm alle Kinder zuliefen, wie könne da länger Gottesfurcht bestehen? Ein zweiter Rattenfänger von Hameln, locke er die Jugend an sich, und der Berg, worein er sie führe, sei der Venusberg; der Herr Pastor möge entschuldigen, daß er so gottlose Volksbücher anführe, aber aus Gottes Wort sei solche Schlechtigkeit gar nicht zu belegen. Der Anton freilich, der oberländische Zimmerknecht, der sich vorhin zu seinem Fürsprech aufgeworfen, tauge hierzu auch vortrefflich und sei desselben Gelichters, Jedermann wisse ja, daß der an keinen Gott glaube — kurzum, der Schultheiß ließ kein gutes Haar an dem Alten, und ziemlich kleinlaut mag der Einwand des Pfarrers geklungen haben, Mangold habe ja doch das Kreuz auf dem Kirchhof gestiftet.

Einen Augenblick war der Schultheiß verblüfft über diese Neuigkeit; das Kreuz stand schon so lange, daß kein Mensch sich mehr den Kopf zerbrach über den unge-

nannten Gutthäter, dem die Gemeinde den schönen Schmuck für den Friedhof verdankte. Dann erwiderte er: wäre die Ortschaft reicher, so würde er beantragen, daß man das Crucifix beseitige; übrigens wenn man sogar vom Henker Geld annehmen könne (nur nicht unmittelbar aus seiner Hand, und man müsse zuvor darüber blasen), so sei jenes Geschenk eines Unehrlichen noch lange nicht selber unehrlich, auch habe der Wind seit vielen Jahren darüber geblasen. Nach dieser Deduction im Stile jenes römischen Kaisers, der ähnlicher Maßen gefunden hatte, daß man dem jüdischen Gelde seine Herkunft nicht anrieche, machte er sich daran, die fromme Absicht der Schenkung zu bestreiten, die vielmehr danach aussehe, als sollte der Zorn Gottes abgekauft werden; denn was so ein Landfahrer Alles auf dem Gewissen haben möge, davon mache sich eine ehrliche Seele nicht leicht eine Vorstellung. Als dann der Pfarrer zwischen hinein erwähnte, der Alte wünsche unter dem Kreuze begraben zu werden, brach der Schultheiß in ein schallendes Hohngelächter aus: Also das sei der Zweck der milden Stiftung, sich in die Reihen der ehrlichen Leute einzuschmuggeln! Jetzt freue ihn das Kreuz erst recht: ohne Clausel und Bedingung, wie es geschenkt sei, solle es dem Schleicher auch keinen Dank eintragen. An die Mauer zu den anderen Lumpen gehöre der alte Sünder. Es sei Unglück und Jammer genug, daß damals der Waldherr dem Heimathlosen ein Fleckchen von der Gemarkung angewiesen habe. In den Frieden der Todten solle ihm keines Land- und keines Stadtherrn Decretum greifen dürfen. Eh' er das zugebe, daß dieser Mensch dorthin zu liegen komme, wo nur ordentliche Leute hingehörten, lass' er alle seine Angehörigen, Sipp- und Magschaft wieder ausgraben und im Baumgarten oder sei es am Galgenfelde einscharren; sie seien ehrlich genug, zur Noth auch das ehrlich zu machen.

Auf die schüchterne Entgegnung des Geistlichen, um so mehr könnte ihre ehrliche Nähe der doch viel geringeren Unreinigkeit eines armen Spielmanns Herr werden, braufte er auf, wie Eigensinnige zu thun pflegen, wenn sie einem triftigen Einwand nichts zu erwidern haben, und wurde „fast ohnverschambt“. So wie er dächte die ganze Gemeinde, und der Herr Pastor möge sich hüten, von vornherein seine Stellung zu verderben. Dieser Wink mit dem Holzschlegel scheint denn auch seine Wirkung nicht verfehlt zu haben: der Pfarrer erwähnte mit keiner Silbe, daß er das Geld, ganze fünfzig Thaler, schon im Namen des Armenkastens angenommen habe, begnügte sich vielmehr, den Zürnenden zu begütigen und sich beinahe zu entschuldigen, daß sein Dienst am Worte ihm die Verpflichtung auferlege, Versöhnlichkeit und Duldung zu predigen.

Als der Schultheiß gegangen war, fühlte der Pfarrer erst nachträglich den Aerger über dessen Benehmen sich zu Kopfe steigen. Er fand sein Auftreten herzlos, nicht sowohl dem armen Spielmann gegenüber, dessen unbequeme Existenz im Gegentheil seinen eigenen Unmuth gleichfalls zu reizen anfing, als vielmehr in Anbetracht des Umstandes, daß jenem eine Stunde zuvor der Sohn zur Erde war bestattet worden. Er ahnte, wenigstens in jenem Augenblicke, nicht, in welcher Gemüthsverfassung der herrische Mann sich befinden mußte und mit welcher Anstrengung er der Welt gegenüber den Anschein der Fassung aufrecht hielt. Denn war es wirklich an dem, wie er geäußert hatte, daß er die Schuld an seines Sohnes Untergang dem vergeblich bekämpften Einfluß des Oberländers oder, nach dem charakteristischen Ausdruck im Kirchenbuche, des Galiläers, d. h. Fremdredenden, vom Schwarzwalde

zuschrieb, so ist es völlig erklärlich, wenn er an den Spielmann nur in jener ingrimmigen Stimmung denken konnte, die den sterbenden Kaiser Julian eine Hand voll seines verrinnenden Blutes zum Himmel schleudern hieß. Was den Pastor besonders wurmte, war, daß der Schultheiß hinsichtlich seiner selbst den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, als er ihm empfahl, in Dingen der Volksmeinung auf eine eigene zu verzichten, und wir gehen kaum fehl mit der Annahme, es wäre ihm erwünscht gewesen, wenn wirklich die Bezichtigungen des Schulzen Recht behalten sollten gegen die nicht ungünstige Auffassung des Kirchenbuchs und seinen eigenen persönlichen Eindruck. Ein Gefühl der Enttäuschung scheint wenigstens aus der Angabe zu klingen, er habe über den vom Schulzen mit angeklagten Oesterreicher sein Register befragt, aber „nichts anderst“ gefunden als den kurzen Vermerk: Anton Lechenrainer, Atheista. Ohne nähere Begründung war also für sein rechtschaffenes Gemüth die Notiz seines Amtsvorfahren nicht maßgebend genug. Uebrigens hatte er nicht lange mehr Zeit, über die Sache nachzudenken, denn es war Samstag, und es galt die morgige Predigt vorzubereiten.

Was er in der Nacht an der Seite seiner ahnungslos schlummernden Gattin für spitzfindige Gedanken gewälzt, hat er zwar des Breiteren aufgezeichnet; aber auch wenn wir ihn nicht im Verdacht hätten, daß er diese wohl abgemessene Dialektik nach Art antiker Geschichtschreiber erst nachträglich in seine eigene Seele hinein ersonnen habe, müssen wir sie mit Rücksicht auf die vorwärts drängenden Leser unterdrücken, denen es genügt, zu erfahren, daß er mit dem Entschlusse einschlief, anderen Tages das Geld dem Oberländer zurückzustellen, da die Gemeinde seine Stiftung und die Bedingung derselben nicht acceptire. Am anderen Vormittag, als er nach wohl vollbrachtem Gottesdienste in der Sakristei stand, fragte er den dienstfertig harrenden Meßner, nicht etwa, was ihm von Anton, dem Zimmerknechte, bekannt sei, sondern in sehr suggestiver Weise, ob er nichts Nachtheiliges von demselben wisse. Der Meßner aber hob die kleinen blinzelnden Augen wie fragend, ob er auch so reden dürfe, wie er denke, und sprach: „Der Anton, Ehrwürden, thut nur so.“ Ueber den Sinn dieses Orakelspruches befragt, rückte er denn mit dem Geständniß heraus, daß er und sein Weib und seine Tochter sich schon oft ihre Gedanken über den schönen Anton, wie er in Jedermanns Mund heiße, wechselseitig mitgetheilt hätten und daß sie zu dem Resultat gekommen wären, es müsse ihm einmal von Einer übel mitgespielt worden sein. Seit nahezu drei Jahren befinde er sich schon am Ort, aber bei keiner Kirchweih, bei keiner Hochzeit hab' er mitgetanzt, obgleich die Mädchen, welche eine wie die andere fast närrisch im Kopf vor lauter Anton seien, sich schier die Augen nach ihm ausgeguckt hätten und er gar häufig, gleich einer armen Seele an der himmlischen Thür, trübe blickend dabei zu stehen und zuzuschauen pflege. Da nun sein Heimathschein und seine Leumundszeugnisse in bester Ordnung vorlägen, so wäre dieses Betragen völlig räthselhaft, wenn nicht eine „leidige Liebe“ dahinter steckte: hierüber seien er, sein Weib und seine Tochter sowie verschiedene andere Leute durchaus einer Meinung. Wenn er Gott anklage, so mache er's der Welt auch nicht besser; dafür betrage er sich ordentlich und arbeite „wie ein Feind“, während Andere, die ehrbar thäten und vor seinen Reden sich entsetzten, in Wahrheit gottlos wären. Nur in Einem Punkte seien die Ansichten in zwei Heerlager geschieden: die Männer billigten, die Frauen nähmen ihm übel, wie er sich im verslos-

senen Jahre der Hirtentochter angenommen habe.

Wie denn das gewesen, fragte der Pastor.

Die Tochter des Hirten (der nicht bloß mit lebendigem, sondern auch, wenn hier und da einem Stück seiner Heerde ein Schade zustößt, mit gefallenem Vieh zu thun hat, also eines stark abdeckerischen Rufes genießt) sei in gesegnete Umstände gekommen, „wie ja die Unehrlichen es mit dem Unehelichen nie so genau nähmen“, und aus Schreck darüber, daß ihr Vater von der Leiter gefallen und Arm und Bein gebrochen, von ihrer Stunde übereilt worden. Die Wehfrau habe nicht wagen dürfen, ihr beizustehen, aus Furcht, ihre Kundschaft zu verlieren. Es sei schauerlich gewesen, wie Tag und Nacht vom Hirtenhause herüber der Jammerlaut gedrungen, denn da die Mutter schon lange nicht mehr am Leben und der Vater, der wohl zu helfen geschickt gewesen, mit seinen gebrochenen Gliedern sich nicht habe rühren können, so sei sie ohne Beistand geblieben; aber die Weiber hätten alle gesagt, es geschehe ihr gerade Recht, und weil sich auf dem Dorfe nicht so leicht ein Ausweg finden lasse, so hätten die Männer sich nicht getraut, einzuschreiten gleich denen von Husum, wo sie in ähnlichem Falle durch die Drohung, ins Künftige einen Arzt statt der Aerztin anzustellen, die Frauen zum Nachgeben gezwungen hätten. Da sei der Anton, den doch die Sache am wenigsten berührt habe, im Drange seines guten Herzens zum Schultheißen gelaufen und hab' ihn um Gottes Barmherzigkeit willen gebeten, einen Machtspruch zu thun; der aber habe nur immer erwidert: „Mein Sohn lauft in den Wäldern, weil er unehrlich geworden ist, und ich kann nichts dazu thun. Warum soll ich mir um eines schlechten Weibsbildes willen Feinde machen?“ Als dann der Anton gedroht, die Wehmutter mit Gewalt hinauszubringen, hab' ihn der Schulze verhaften lassen. Das Mädchen aber sei sammt dem Kinde gestorben. Damals habe man gemunkelt, der Schulze möge deshalb so hartherzig geblieben sein, weil er nichts von der Enkelin wissen wollen (denn sein Sohn, den man gestern begraben, sei gar nicht wählerisch gewesen); er aber, der Erzähler, glaube nicht daran, denn bei allem Leichtsinn habe doch der Schulzensohn auf „Ehrlichkeit“ gehalten, und der zweifelhafte Stand der Hirtentochter sei ihm nicht, wie der des Engelchens, unbekannt gewesen.

So weit der Bericht des Küsters, den sein Gebieter „nicht ohn' einiger Surprise“ vernahm, vermuthlich darüber, daß das mindere Kirchenlicht sich eine selbständige und von der im Kirchenbuch angedeuteten stark abweichende Ansicht gebildet hatte, die freilich nicht eben taugte, den über Nacht gereiften Entschluß des Pfarrers zu bestärken. Aber wenn gleich diese Schilderung sehr zu Gunsten Anton's, folglich mittelbar auch für dessen Schützling von gestern, für den alten Oberländer, sprach, so enthielt sie auf der anderen Seite einen abermaligen Beleg von der grausam unbeugsamen Härte des landüblichen Ehrgefühls und mußte dem Pastor eine eindringliche Warnung sein, dies erbarmungslose, alle Geister im Banne haltende Ungethüm ja nicht zu reizen. Nach dem Nachmittagsgottesdienst steckte er das Geldsäcklein zu sich, machte mit der Pastorin einige Antrittsbesuche, schickte dann seine Frau nach Hause und wanderte auf der Fahrstraße dem Walde zu. Anläßlich dieses Ganges verräth unser Pfarrer in einem kleinen Zuge, daß die Landsmannschaft mit Brockes nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben war; er fügt nämlich seiner Apologie die Bemerkung ein, es seien rundliche Lichter über den Waldboden verstreut gewesen, wie wenn die Sonne die Kirchenfenster

auf den Fliesen abschatte, und diese Wahrnehmung habe nicht wenig dazu beigetragen, seine ohnehin ernsthaften Gedanken ganz auf Gott zu werfen. Merkwürdigerweise aber habe seinen Geist nicht das Bild des alten Spielmanns, bei dem er doch ein schweres Geschäft auszurichten vorhatte, beschäftigt, sondern ihm sei immer der Anton vorgeschwebt. — Man möchte nur wünschen, der Gute hätte es nicht bei dieser bloß ästhetischen Rührung bewenden lassen, sondern der Nähe Gottes eine Wirkung auf sein Inneres im Sinne eines wahrhaft frommen Entschlusses verstattet.

Wie er nun so fürbaß ging und bald seinem Ziele nahe zu sein vermeinte, hörte er von rechts her aus ziemlicher Entfernung den Schlag einer Nachtigall so voll schier menschlicher Empfindung, daß er sich höchlich verwunderte. Noch mehr aber wunderte ihn, daß er in größerer Nähe plötzlich heftige und rasche Streiche einer Axt vernahm, da doch Sonntag war. Als er dem Schall nachging, fand er an einer Lichtung, wo gefällte Bäume umherlagen, mit Zuhauen eines starken Balkens beschäftigt den Anton.

Ob er einen Tag zu früh oder zu spät dran sei, fragte ihn „halb scherzend“ der Pfarrer.

Darauf erwiderte trotzig der Anton: Was er da mache, das thu' er nicht um Löhnung, sondern zu seinem Zeitvertreib, und wenn die Gemeinde sich gefallen lasse, daß auf diese Weise die Hölzer zum Wehr wohlfeiler kämen, so könnt' es der Herr Pfarrer auch zufrieden sein. Andere streckten ihre Beine untern Schenkentisch oder schwängen sie im Tanze oder, fügte er mit boshafter Anspielung hinzu, setzten sie Spazierens halber vor sich hin: sein Sonntagsvergnügen sei, die Arme zu rühren.

Der Pastor sagte, er wolle zum Spielmann, worauf der Andere geringschätzig: Spielleute könnte er gerade Sonntags genug im Dorfe finden.

Als nun der Pastor erläuterte, er meine den alten Mangold, versetzte Anton heftig, den heiße kein Mensch im ganzen Dorfe außer dem Schultheiß einen Spielmann, da sie wohl wüßten, er könne das nicht leiden, und ihn viel zu gern hätten, um ihn zu kränken, besonders die Kinder.

Ihm falle nicht ein, ihn kränken zu wollen, sagte der Pfarrer. Aber ob denn der Alte kein Spielmann sei?

Hierauf war der Anton wie umgewandelt und lachte: Wohl sei der Oberländer ein Spielmann, aber er schäme sich dessen, habe auch schon seit Jahren zu keinem Tanze mehr aufgespielt. Ihn freue es übrigens, nämlich den Anton, daß der Pfarrer den Alten besuche; seines Wissens sei er der erste Seelsorger, der sich nicht zu gut geachtet, den Weg nach der Waldhütte einzuschlagen. Der ehrwürdige Herr scheine ein gutes Herz zu haben, blicke auch so freundlich, daß man ein rechtes Zutrauen zu ihm fassen könnte. Bei welchen Worten er sehr ernsthaft auf die Schneide seiner Axt blickte.

Das Lob, das ihm der Sonntagsarbeiter gespendet, hat der Pastor ganz unbefangen seiner Aufzeichnung einverleibt, und weder damals im Walde noch bei der Niederschrift scheint ihn eine Beschämung angewandelt zu haben, da er doch sich bewußt war, in keiner eben seelsorgerlichen Absicht den Alten aufgesucht zu haben. Doch lenkte er das Gespräch ab und pries den Gesang der Nachtigall, den er vorhin vernommen.

„Das ist ja keine Nachtigall gewesen,“ erwiderte Anton, „sondern Niemand anders als der alte Mangold, der versteht sich auf Vogelstimmen trotz dem König Salomo. Vor seiner Hütte streut er den Thierchen Futter und versammelt sie um sich, als sei er des Waldes König, und spricht mit ihnen, wie wenn sie Menschen

oder er ein Vogel wäre. Am meisten hat er's mit der Walddrossel. Schier unheimlich wird Einem zu Muthe, wenn man so von fern seinen Amsel- oder Nachtigallenschlag hört — erst vorhin wieder hat mir's ans Herz gegriffen, es ist, als sähen wir so ein kleines Thierlein, das möchte sich die Brust zersprengen, uns etwas zu sagen, wofür es doch die rechte Sprache nicht hat." Und wie er das sagte, lachte der Anton dazwischen hinein, als wäre es etwas überaus Lustiges, dann ward er plötzlich sehr ernsthaft und fragte: „Herr Pastor, giebt es Geister?"

„Höllische Geister wohl," versetzte der Pfarrer, „und Einen, der da heilig ist und uns heiligt."

„Nein," sagte Anton, „ich meine solche Geister vom Kirchhof." Und eilig, als ob's ihm doch nicht um eine Antwort zu thun wäre, fuhr er fort: „Haben Sie schon mit denen drüben verkehrt? Ich stelle mir's schauerlich vor und zum Wahnsinnigwerden, so eine Stimme aus dem Jenseits zu hören und immer in den Ohren zu haben. Der Mangold aber, der sieht sie gar und redet mit ihnen, gerade wie er mit seinen Waldvögeln redet, und ihn schauert nicht dabei, im Gegentheil, er erzählt mir ganz freudig davon, wenn er wieder so ein Gesicht gehabt hat. Ach ja, es ist ein wunderlicher Mensch, aber ein seelenguter." Und nun machte der Anton von Mangold's Güte und Freundlichkeit gar großes Aufheben, insonderheit daß er in göttlichen Dingen wohl bewandert und mit einem sinnigen Gemüth begnadet sei, das eine Beziehung in Sachen und Worten finden könne, wobei sich Andere gar nichts zu denken pflegten. So habe derselbe erst gestern zu ihm, als er auf dem Heimweg ein wenig an des Alten Hause plaudernd verzogen, gesagt, sie Zwei gehörten eigentlich zusammen, denn als Oberländer seien sie Beide Fremdlinge in diesem Lande, auch hätten sie Beide in ihrem Namen den Anfang und das Ende, Anton wie Mangold klängen in A und O.

Das A und O, schaltete der Pfarrer salbungsvoll ein, müsse man nicht bloß im Namen, sondern auch im Herzen haben; denn besäße man den schönsten Namen und hätte der Liebe nicht, so wäre Mensch und Name ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Da schaute jedoch Anton ganz grimmig drein, hieb seine Axt in den Baumstamm und sagte unehrerbietig genug: „Die Liebe, Herr Pfarrer, soll der Teufel holen."

Da ihm der Geistliche so unchristliche Redensarten verwies, entschuldigte sich der Wilde, zog die Axt wieder heraus und gab mit einiger Röthe der Verwirrung seinem nicht aus dem ersten Korintherbrief entlehnten Spruche die Deutung, ihm stecke noch von gestern her der Unmuth im Blute über die lieblose Art, wie der Schultheiß den guten alten Mann vor dem gesammten Leichengefolge beschimpft und weggewiesen habe. Die Dorfleute aber seien Tröpfe, denn ob sie schon den Alten ganz gern hätten und es ohne Anstand gestatteten, daß ihre Kinder vor dem Häuschen im Walde spielten und von Mangold sich auf den Schoß nehmen ließen, auch Lieder und Sprüche lernten, weit mehr, als ihnen der Schulmeister beibringe, von den schönen Singweisen ganz zu geschweigen, so hätte doch keiner sich getraut, ein Wort für den Mann einzulegen, den sonst Jedermann für einen Vollehrlichen achte, trotz seiner Spielmannschaft.

Dem Pastor, so scheint es, waren die fortgesetzten Lobsprüche auf den Alten unbequem, dessen letzten Herzenswunsch er seinem eigenen Frieden mit der Gemeinde oder wenigstens mit dem Schulzen aufzuopfern gesonnen war; denn er sprach

mit gewichtigem Nachdruck und scharfer Betonung die Worte: „Anton Lechenrainer, richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Wer sich um eine gottvergessene Hirtentochter annimmt und den Tag des Herrn durch werktäglich Thun und gotteslästerliche Reden entweiht, bedarf wohl eher der eigenen Entschuldigung, als daß er anklage." — Man sieht diesen Worten die innerliche Verlegenheit an, etwas Triftiges zu erwidern; denn als Geistlicher hätte er ja Anton's Auftreten zu Gunsten des unglücklichen Mädchens vielmehr höchlich anerkennen müssen. Je kahler aber die Worte waren, desto wunderbarer ihr Erfolg; denn Anton ließ die Axt fallen, die er bisher in den Händen gewiegt, starrte mit großen, erschrockenen Blauaugen den Pfarrer an und rief, indem er unsicher einen Schritt zurückwich: „Wer soll den Lechenrainer richten? Um Christi Barmherzigkeit willen, was weiß Er, Herr Pastor?"

Diesen befremdete die plötzliche Umwandlung aufs tiefste, und wunderlich ist zu lesen, wie er anzuführen nicht vergißt, daß der Andere aus dem spöttisch devoten Sie zum schlicht ehrerbietigen Er übergegangen sei. Mit einer Geistesgegenwart, die wir ihm nach den bisherigen Proben allzu leichter Bestimmbarkeit kaum zutrauen würden und die er selber stolz bescheiden einer göttlichen Eingebung zuschreibt, kleidete er seine Antwort in ein delphisches Gewand: „Was ich weiß, das sag' ich nicht; aber was ich sage, das weiß ich: daß manches Herz leichter schlagen würde, wollte es vor Gott und auch vor Menschen bekennen und Buße thun."

Da fiel ihm der Anton zu Füßen, umklammerte mit einem reichen Thränenstrome seine Kniee und bat ihn, da es Gott so gefügt, seine Beichte zu hören, hier im Walde, denn drinnen in der Pfarrstube oder in der Kirche brächt' er doch kein Wort über die Lippen. Seltsam ist, wie hier das Schriftstück die büßende Magdalena herbeizieht und die großen thränenden Augen, die schön gebildeten Züge und die braunen Ringellocken über der bleichen Stirn als Vergleichungspunkte anführt. Der Pfarrer setzte sich in großer Gemüthsbewegung auf einen Baumstamm und hörte die Erzählung Anton's an, die er leider nicht mit den eigenen Worten des Beichtenden aufgezeichnet hat.

Anton Lechenrainer war ein salzburgischer Bauernsohn, von wohlhabenden protestantischen Eltern geboren. Trotz der landesherrlichen Strenge nämlich, der schon am Ende des 16. Jahrhunderts zahlreiche bibelgläubige Familien in den Salzburger Bergen durch Auswanderung sich entzogen, hielt sich der evangelische Sinn noch standhaft auch in solchen Häusern, die sich äußerlich der allein selig machenden Kirche unterworfen hatten, und im Volke kannte man die Herdstätten gar wohl, wo im Stillen der Widerspruch gegen die reichsgesetzlich unanfechtbaren Gebote des Bischofs noch fortglomm. Wegen seines Reichthums und wegen seiner Wohlgestalt war Anton, der überdies ein heiteres, anschmiegendes Gemüth besaß, allenthalben gern gesehen. Und hätte er Hang zur Liederlichkeit gehabt, die Mädchen hätten ihm die Sünde nicht schwer gemacht. Er aber hängte sein Herz an eine arme Gütlerstochter, die jedoch hochmüthig seinen ernst gemeinten Bewerbungen widerstand, und zwar, wie sie offen bekannte, weil er ein geheimer Ketzer sei. Empört über die heimlichen Umtriebe, die seiner Ueberzeugung nach hinter der Weigerung steckten und eine unwürdige Seelenfischerei bezweckten, fuhr er gleichwohl fort, das spröde Herz zu bestürmen, und redete sich in seiner Bemühung, dem Mädchen die Differenzpunkte der Bekenntnisse als unwesentlich darzustellen, allmälig in eine nicht bloß theo-

logische Indifferenz hinein. Als dann ein rohes Auftreten des Gütlers die ferneren Besuche bei seiner Tochter unmöglich machte, fand er im väterlichen Hause gar schlechten Trost, da die eigenen Eltern für puren Eigensinn erklärten, was er so warm als standhafte Liebe empfand. In Unmuth und in Jammer beschloß er in die Welt zu laufen, ob dort vielleicht das heiße Blut sich vertoben möchte. Obgleich der Gott, der ihm die Herzen zu scheiden statt zu verbinden schien, ihm gleichgültig geworden war, folgte er doch dem anererbten Zuge nach dem protestantischen Bekenntniß und wandte sich gen Freudenstadt im Schwarzwalde, wo nach einer Familientradition Angehörige seines Geschlechtes hausen sollten. Als er dahin kam, fand er die Stadt, die von der Pest und während der Kriegsläufte vom Glaubenshasse der vormaligen österreichischen Landsleute arg mitgenommen war, halb verödet und von den Trägern seines Namens keinen einzigen mehr am Leben. Als Holzknecht und Zimmermann verdiente er sich sein Brot und fuhr dann mit einem Floß den Rhein hinunter bis Holland, von wo er nach Hamburg und an seinen jetzigen Aufenthalt verschlagen ward. Ueberall ging ihm das Bild seines Mädchens nach, und wenn Andere sich vergnügten, stand er ingrimmig und schier seine Treue verwünschend von ferne. Da eines Tages, als er auch einmal wieder dem Tanze zuschaute, nahm er ein Mädchen wahr von blühweißem Angesicht und röthlichem Haar, die auf dem Trog des Brunnens saß und gleich ihm dem Tanz unter der Linde zusah; sie war nicht eben schön, aber doch reizend genug, daß es ihn Wunder nahm, sie von keinem der Bursche aufgezogen zu sehen, die sich theilweise mit gar häßlichen Schätzchen vergnügten. Als er fragte, wer sie wäre, hieß es: schad' drum, ist des Hirten Tochter! Ihm schnitt es ins Herz bei dem Gedanken, daß ihn seine unerhörte Liebe dahin gebracht hatte, von ferne zu stehen gleich den Unehrlichen; zugleich wandelte ihn ein tiefes Erbarmen an mit dem Mädchen, das ohne Schuld von der Freude dieser Welt ausgeschlossen war, und als er nach einiger Zeit bemerkte, wie sie sich still davonschlich, folgte er ihr mit den Augen und schlug bald darauf den nämlichen Weg ein, ohne recht zu wissen, warum. Seine Schritte führten ihn zum Walde, da fand er an einem Raine sitzend das Mädchen, die leise kichernd die Augen mit den Händen bedeckte. Er blieb vor ihr stehen, da kicherte sie noch mehr, so daß er selber lachen mußte und mit einem Halme, den er spielend in der Hand trug, sie an dem weißen Halsgrübchen kitzelte, dazu den Kinderspruch sprechend:

Schmunzeln und Schmollen
Ist ganz verboten.

Sie that einen kleinen Schrei, sprang auf und legte ihm die Hände auf die Schultern, ihn mit freudigen Augen anblickend, und sagte: „Ich habe lang' gewußt, daß du kommen würdest." Darob war er betreten und fragte: warum? Sie sprach: „Meinst du, ich hätte nicht gemerkt, daß du dich zu den Anderen nicht hintraust mit ihrer sauberen Ehrlichkeit? Gehörten wir Zwei auch zu ihnen, dann hätt' ich freilich das Nachsehen; so aber krieg' ich den allerschönsten Schatz, den will ich aber auch gern haben, so ehrlich, wie wenn ich ehrlich wäre. Aber lang' gebraucht hast du, mein Schöner, bis du mich gefunden hast."

Anton war sehr bestürzt von solchen Reden und sagt' es ihr rund heraus, es sei nicht an dem, daß er von den Anderen ausgesperrt sei.

Da starrte sie ihn mit weiten Augen an, ward erst blutroth, dann leichenblaß und fing zu zittern an, daß er besorgt den Arm um sie legte. Sie aber zuckte

auf und entsprang mit vorbrechenden Thränen ins Gebüsch. Da ward ihm so seltsam weh zu Muthe, daß er ihr folgte, die in heftigem Schluchzen Stehende beschlich und liebkosend festhielt, als sie weiter fliehen wollte. Tausend schöne Worte gab er ihr, als hätt' er ihr etwas abzubitten, so daß er in jenem Augenblicke selber glaubte, was er doch nur sagte, die Andere zu beschwichtigen; ach, es war zum ersten Male, daß er's empfand, wie Eine willig seinen Betheuerungen Glauben schenkte, all' seine lang' verschmähte Liebe durfte nun ausbrechen und loderte mit den gleichfalls lange verhaltenen Gluthen des Mädchens zusammen — und als er dann zu spät sich besann, wie weit er sich durch Mitleid und Sinnenbestrickung hatte hinreißen lassen, da war's ihm gar nicht einmal so sehr leid: wenn die, dachte er, die ich meine, meine Liebe nicht will, so soll wenigstens die, so mich meint, meine Treue haben; mein Leben ist ja ohnehin verdorben, ich wandere mit ihr aus, wo uns Niemand kennt und kein Mensch uns nachfragt, und geliebt zu sein ist eine schöne Sache, auch wenn man nicht hinwieder liebt. Aber sie wollte von Fortziehen nichts wissen, sie könne ihren alten Vater, da die Mutter gestorben, nicht allein lassen; und da Weiber, wenn sie mit Kinde gehen, noch einmal so wenig Vernunft haben als zu anderen Zeiten, so blieben sie, sahen sich freilich selten, weil das Mädchen nicht zugab, daß die Leute etwas merken dürften und er seine Ehrlichkeit einbüßte; aber sie trafen sich zuweilen heimlich, und er hielt sich zu ihr redlich, als ob er sie geliebt hätte — das verstand sich für ihn so von selber, daß er darüber gegen den Pastor gar kein Wort verlor. Also schuf seine Ehrlichkeit dem armen unehrlichen Mädchen ein kurzes verstohlenes Glück, bis das Entsetzliche geschah, was wir schon wissen. Seit der Zeit war sein Herz versteinert, aber in seinem Kopfe ging ein Rumoren an, eine Stimme ließ sich zischelnd vernehmen: Du bist ein Mörder! und wenn er sich hunderttausendmal sagte, kein Anderer hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, bei der Hirtendirne heimlichen Zeitvertreib zu suchen, oder auch: es hätte ja gerade so gehen können, wenn sie sogar die Kaiserin gewesen und alle sieben weisen Meister um ihr Lager gestanden wären — es half nichts, er ward es nicht los, daß er der unehrlichste Mensch auf Gottes Erde sei, der lediglich im Unmuth, daß ihn die Eine nicht habe glücklich machen wollen, die Andere unglücklich gemacht und zu einem schrecklichen Ende gebracht habe. Nun eben jähre sich's, so schloß er seine Beichte und sank erschöpft vor dem Pfarrer auf den Boden; hab' er früher die anklagenden Stimmen durch wilde Reden zu übertäuben gesucht, so lieg' ihm jetzt das schauerliche Wimmern unablässig im Ohr, und deshalb sei er hier auf dem Werkplatz am heiligen Sonntag, und deshalb greife ihm des alten Mangold Vogelsang so ans Herz, als müßt' er aussprechen, was die Vögel nicht aussprechen könnten, und deshalb hab' er vorhin so um des Oberländers Geistersichtigkeit herumgeredet aus lauter Furcht und Grausen vor dem gespenstischen Anhauch, den er selber spüre. „Um Gott, Herr Pfarrer,“ sprach er und bot ihm die Axt hinüber, „thut ein gutes Werk an mir armen Sünder und schlagt mir den Schädel ein.“

Man sollte meinen, es brauchte Einer just nicht humanitätsüchtig zu sein, um bei dieser Geschichte einiges Mitgefühl zu empfinden. Nicht also der Pastor. Daß Anton seine Glaubenslauheit eingestand, daß er sich zu schnöder Fleischeslust bekannte und den Arm des Herrn so schwer auf sich fühlte, daß er schließlich ihm, dem Pastor, einen Todtschlag zugemuthet, das erfüllte sein in lauter dogmatische „Oerter“

eingetheiltes Hirn mit dem Mißbehagen des Unbegreiflichen, sein kirchliches Herz mit Grausen, und von der Höhe seiner seelsorgerlichen Kunst giebt uns ein trübseliges Zeugniß die von ihm selber aufgezeichnete Kunde, daß er gute Lust gehabt, „dem einbestandenen Atheisten gar hart die Wahrheit zu sagen und ihm gehörig den Text zu lesen". Aber nun kam ihm ein ganz absonderlicher Gedanke; er dankte Gott im Stillen, der diesen Sünder so weit zerknirscht, daß er seine Atheisterei eingestand. Denn es lag jetzt klärlich vor Augen, daß, wenn Solches sich erwies am grünen Holz, man sich nicht bedenken dürfte, gegen das dürre in aller Strenge vorzugehen. Hatte die junge Schlange sich der Freundschaft Mangold's gerühmt, so mußte dieser eine alte sein, der Schultheiß behielt Recht mit seiner Abneigung gegen ihn, und der Spielmann hatte keinerlei Schonung anzusprechen. Anton hat nie erfahren, wie er unwissend dazu beitrug, seinem greisen Freunde weh zu thun; ihm selber freilich that der Dank für seinen ahnungslos erwiesenen Dienst auch nicht wohl: ein Gemüth so wund von Selbstpeinigung ist nur zu heilen, wenn Sonde und Schwamm recht rauh und tief hineingreifen, es mag nicht hören, daß es ohne viel Ursach so sehr sich geängstigt. Statt dessen mußte er nun von dem Pastor sich kalt verständige Trostworte sagen lassen, die sicherlich seinem feinen Gefühl alsbald den Mangel des Herzensantheils verrathen haben. Kein Wunder, daß der Pfarrer in seinem Bericht mit einem Anfluge gekränkten Stolzes meldet, der anscheinend zuvor von tiefster Reue ergriffene Sünder habe seine Worte „fast mürrisch" hingenommen. Nachdem er ihn für den nächsten Sonntag Nachmittag zu weiterer Beseelsorgung ins Pfarrhaus entboten, setzte der Pastor seinen Gang fort, vermuthlich sehr gehoben durch das Bewußtsein, mit der Mildigkeit gegen Anton sich das Recht zur Schonungslosigkeit gegen Mangold erkauft zu haben. Anton aber lag noch immer am Boden, das Gesicht ins Moos gedrückt, und die runden Lichter der Waldeskirche spielten über ihm.

Aus der Richtung, woher zuvor der Nachtigallenschlag erklungen war, vernahm nun der Pastor lustigen Fidelklang, und im Nähertreten gelangte er an einen Steg, der über einen Bach führte und zwischen dem dichten, das Wasser ganz überwölbenden Ufergebüsch einen schmalen Durchblick gewährte. Jenseits, auf der steinernen Stufe des erhöhten Steges, saß mit dem Rücken ihm zugewandt der alte Mangold und strich die Geige, indeß auf der schmalen Waldmatte, an deren Saum drüben ein Häuschen stand, eine fröhliche Kinderschar, Hand an Hand gefaßt, den Reigen trat. Die Kleinen hatten Waldblumenkränze im Haar, etliche auch die Heuschreckenflügel der Ahornfrucht abenteuerlich auf die Näschen gestülpt und waren „gleich denen Feldteuffeln anzuschauen". Obgleich der Pastor „hinter dem Busche hielt", argwöhnt er doch, er sei insgeheim bemerkt worden, denn plötzlich setzte der Alte die Fidel ab und rief: nun lasset uns singen. Worauf die lustigen Springer willig zum Chore zusammentraten und, begleitet von Mangold's Dudelsack, „Die güldene Sonne, voll Freud' und Wonne" anstimmten. Das mag den aufglimmenden Eifer des Lauschers in etwas besänftigt haben, denn er trat freundlich grüßend auf den Steg, nachdem der Gesang beendigt war. Der Alte erhob sich alsbald, ihm Platz zu machen, und strahlte vor Befriedigung, als der Pfarrer den Kindern einige anerkennende Worte sagte. Dann ließ er, eine Schulprüfung improvisirend, eine Anzahl Lieder und Sprüche hersagen, welche in der Dorfschule nicht vorgeschrieben waren. Den Kindern aber mochte

die gestrenge Nähe die Stimmung verdorben haben, denn eh' man sich's versah, war eins ums andere verschwunden.

Mangold führte seinen unverhofften Gast in seiner kleinen Besitzung umher, zeigte ihm die Blockhütte, die er vor mehr als einem halben Jahrhundert sich aus abgetriebenen jungen Stämmen gezimmert, inwendig mit Lehm ausgeschlagen und mit Brettern getäfelt hatte, wies ihm das Gärtchen, wo bescheidenes Gemüse zu eigenem Bedarf und sorglich gehegte, kostbare Blumen, mit denen er Handelschaft trieb, nachbarlich beisammen standen, ließ ihn durchs Lädchen in die niedrige Wohnung blicken, wo Scheere und Bügeleisen wie zu täglichem Gebrauch auf dem Tische bereit standen, von Spielmannsgeräth aber nirgends etwas zu sehen war. Das Alles war gar bald abgethan, zumal der Pfarrer in unbehaglichem Nachsinnen ziemlich einsilbig blieb: er scheint von dem herzgewinnenden Eindruck der niedlichen Kindervorstellung und nun von dem Blick in dies stummberedte Denkmal eines entsagungsvollen Lebens nicht ungerührt geblieben zu sein, denn statt ungesäumt mit seinem Anliegen herauszurücken, fing er mit einem Umschweife von dem einsamen und dürftigen Dasein zu reden an, das Mangold hier zu führen scheine.

„Ach ja," seufzte dieser, wie alte Leute gern thun, ohne dabei sonderliche Bekümmerniß in seiner Miene zu zeigen. „Mit der Dürftigkeit, da wär' es wohl auszuhalten: ich habe nie gebraucht, mich einschränken zu lernen, weil ich von Jugend auf nichts Anderes gewöhnt bin. Auch die Einsamkeit ist mir nicht lästig, denn ich habe sie gern, wenn sie da ist, und lass' es mir ebenso gern gefallen, wenn Jemand kommt, sie mir zu vertreiben."

„Aber?" fragte, als der Alte schwieg, der Pfarrer verwundert, daß diese Worte der bescheidenen Zufriedenheit mit einem Seufzer und „Ach ja" waren eingeleitet worden.

Ganz erstaunt entgegnete Mangold: „Hab' ich gesagt, daß ein Aber dabei sei? Nun ja, wo giebt's nicht ein Aber! Auch bei mir hat's nicht daran gefehlt, aber das letzte, das mich quälte, ist seit gestern aus der Welt geschafft und damit auch ein anderes, das mir den ganzen Winter her viel bittere Stunden gemacht hat. Doch was plauder' ich da und lasse den Herrn Pastor stehen die ganze Zeit: will Er nicht hier auf der Bank vor dem Gärtchen Platz nehmen?"

Man sieht, der ahnungslose Alte machte es dem Pastor nicht schwer, das unerquickliche Gespräch anzuknüpfen. Dieser aber, so scheint es, konnte sich nicht so rasch ein Herz fassen, die glückliche Täuschung zu zerstören; denn er wich aus mit der Frage, ob man nicht erfahren dürfe, was jenes zweite Aber gewesen sei.

„Es ist überstanden, Herr Pastor," sagte Mangold, indem er in bescheidener Entfernung auf einem Sägbock Platz nahm, „und so kann ich ja wohl davon reden, zumal meinem Beichtvater. Wenn's Einem so recht grausiges, abscheuliches Zeug geträumt hat, so freut man sich beim Drandenken, daß doch Alles nicht wahr gewesen ist. Sieht Er, Herr Pfarrer, ich habe diesen Winter viel gesündigt, in Gedanken; oder ich darf auch sagen, viel Anfechtung hab' ich erlitten vom leidigen Satan. Wie ich Monate lang krank gewesen bin und lag Tag und Nacht so verlassen, denn der Winter war gar streng, und die paar guten Weiber, die mir das Nöthigste zutrugen, hatten nicht viel Zeit zum Plaudern, andere Leute zeigten aber wenig Lust, zu mir herauszukommen: da war es mir fürchterlich, wenn ich dachte, daß es bald einmal zum letzten Ende kommen müsse, und ich läge dann in langem Todeskampf so ganz allein und ohne Trost, und wie gut es Einer hat, dem man den Kopf abschlägt oder der ins Wasser springt. Ja, Herr

Pfarrer, wär' es mir nicht um die Sünde gewesen, so hätt' ich mir gern vor lauter Sterbensangst den Tod angethan. Aber gottlob, das ist seit gestern von mir gewichen: seit ich mir Quartier gemacht hab' auf dem Kirchhof, ist mir ein gutes Zutrauen gekommen, daß der Herr es gnädig mit mir machen und mich sanft hinüberführen wird. Auch ist ja der Sommer da, und es kommen Leute genug zu mir, daß ich nicht einsam zu sterben brauche."

Noch immer rückte der Pfarrer nicht heraus. Vielmehr nach einigem Kopfschütteln über so sündhafte Gedanken, die man eher bei der thörichten ungestümen Jugend zu finden erwarten möchte, hob er von dem gestrigen Auftritt beim Leichenzuge zu sprechen an.

Mit einiger Ueberwindung gab Mangold Bescheid. „Wenn der Herr Pastor," sagte er, „gegen keinen Menschen etwas von dem, was ich ihm sagen werde, will verlauten lassen, so kann ich immerhin von der Sache reden. Mir hat es in tiefster Seele weh gethan, daß der Schulze so mit mir verfuhr, aber ich gewann es über mich, dabei zu schweigen, weil ich mir sagte, daß mir nichts Anderes als der Welt Lohn zu Theil werde. Der Schulze freilich hat nicht gewußt, wie ich eigentlich etwas Besseres um ihn und seinen Sohn verdient hatte, denn von diesem hatt' ich das theure Gelöbniß, daß er keiner Seele, auch seinem Vater nicht, davon reden solle. Als der arme Mensch, dem ich von Herzen die letzte Ruhe gönne, wirr im Kopf geworden war, der Herr Pastor weiß ja warum, und in die Wälder lief, da hat Niemand es begreifen können, wie er im Stande war, auszudauern, daß ihn der Hunger nicht verzehrte noch die Kälte ihn erstarrte. Hier in meinem Häuschen fand er Nahrung und Obdach, wenn er Tags über umhergeirrt war, und das nicht bloß, seit sie die Fahne über ihn geschwenkt haben, denn da lag ich selber krank und konnte nicht viel für ihn thun, sonst lebte er vielleicht heute noch, sondern schon zuvor — und darum, Herr Pfarrer, soll Er's nicht weiter sagen, wie ich es auch gestern nicht gegen den Schulzen herausgelassen habe, ob es schon mir fast von der Zunge gesprungen wäre; denn weil er damals durch die Henkersdirn unehrlich geworden war, daß ihn Jedermann gleich der Pest mied, so hat er auch mich, so wie die Leute es ansehen würden, gleichsam angesteckt und durch mich die Kinder, so daß das ganze Dorf, ohne es zu wissen, in der Unehrlichkeit steckt. Er, Herr Pastor, als ein studirter Mann und Diener unseres Heilands, welcher sich mit Zöllnern und Sündern zu Tisch gesetzt hat, sieht das als eine Thorheit an, daß es den Anderen ein Aergerniß ist, und ich selber weiß auch, was geschrieben steht: Was zum Munde eingehet, verunreinigt den Menschen nicht, sondern was zum Munde ausgehet, das verunreinigt den Menschen; so denk' ich denn nicht, wer eines Schelmen Hand anrührt, ist unehrlich, sondern wer ein Schelmenherz hat. Deshalb acht' ich's auch gar nicht für was Besonderes, daß ich that nach des Herrn Willen, den Hungrigen gespeist, den Durstigen getränkt, den Gast beherbergt — und wohl auch dem Armen ein wenig das Evangelium gepredigt habe; aber in der Leute Augen ist's was Besonderes und Unerhörtes, und um Alles in der Welt nicht wollt' ich, daß mich Einer drum ansähe, weil er's halt nicht besser versteht. Und nun gar, wenn sie erführen, daß ich über sie Alle diesen Aussatz gebracht habe: sie würden mich steinigen."

Auf dies Bekenntniß hatte der Pfarrer keine andere Erwiderung als diese: „Wohl, Mangold, Ihr habt mir nunmehr gesagt, warum Ihr gegen den Schulzen nicht habt das Maul aufthun mögen oder

können, noch nicht aber, wie es kommt, daß er gegen Euch so animiret oder gehaß ist, Euch vom Leichengefolge wegzuweisen."

„Davon ließe sich viel sagen," versetzte Mangold ausweichend. „Ich weiß, der Schulze kann die Musicam nicht leiden; und deshalb, wenn seit vielen, vielen Jahren die Kinder zu mir herausgekommen sind — er hat immer scheel dazu gesehen und seinen Buben an den Hals geschlagen, wenn es an den Tag kam, daß er bei mir gewesen. Der arme Junge ist immer mit so scheuen Augen umhergelaufen, daß ich mir schon damals gedacht habe, mit seinen unsinnigen Streichen schlägt er ihn noch hintersinnig. Erst freilich war er nur hartschlägig, daß, als er groß wurde, er sich nicht um seines Vaters Gebote scherte und liederlich worden ist."

„Seht Ihr," sprach eifrig hierauf der Pfarrer, „was Ihr da für bösen Samen gesäet habt; mir scheint, der Schulze hat so Unrecht nicht, Euch für einen Verderber der Jugend zu halten."

Darauf ward der Alte gar sehr verlegen „gleich Einem, den das Wort der Wahrheit getroffen" — so meint wenigstens der Bericht, der demnach alle ferneren Reden Mangold's nur für eine schlecht gelungene Beschönigung seines Treibens ansieht.

Mit der Röthe des Unmuths auf den welken Wangen entgegnete Mangold: „Mit Liedern und Sprüchen ist noch kein Mensch verdorben worden."

„Aber mit losen Reigen, wie ich vorhin einen sah," fiel der Pastor ein; „der Schulze sagt, seit Menschengedenken sei kein Verbrechen vorgekommen — und nun die beiden Raubmörder und sein eigener Sohn!"

„Und ich sag' Ihm, Herr Pastor, seit Menschengedenken ist die Dorfjugend zum alten Mangold herausgekommen; wo jene Zwei aber ihre steinernen Herzen her haben, könnte der Schulze am besten wissen, der doch ihrem Vater das verschuldete Gütlein abdrang, daß die Kinder bettelnd umherliefen und später in die Welt hinauszogen, wo man leider Gottes allerlei lernt, was nicht in Pauli Briefen steht. Der Schultheiß redet mir solche Dinge nur nach, weil er mich haßt."

„Also nicht Eure Musicam, sondern Euch selber kann er nicht leiden," sagte der Pastor.

„Ja, ja, mich selber, und hat, weiß der Herr, keinen Grund dazu. Quäl' Er es nur vollends aus mir heraus, Ehrwürden. Ich gedacht' es mit mir ins Grab zu nehmen; aber ich sehe schon, wenn die üble Nachrede Einen überlebt, dann ist es besser, vorzubauen: ich denk', Er wird mir glauben, daß ich drei Schritt vom Sarge keine Lüge sage."

„Erleichtert nur Euer Gemüth," war des Pastors Antwort. „Ich komm' eben von Einem her, der Gottes Namen vergeblich im Munde zu führen pflegte und Eures Lobes voll ist; den hat der Herr getrieben, mir sein Herz auszuschütten, und sieh' da, es war eitel Unrath."

„Herr Pastor," sprach der Alte, „ich merke schon, von wem Er redet, und denke, der hat's Ihm unterm Siegel der Beichte anvertraut, was er zu sagen hatte. Drum will ich thun, als hätt' ich nichts gehört. Wenn derselbe mich anhören mag: ich hab' auch in Beichtweise zu sprechen — nicht als ob ich mich drum zu schämen hätte, aber ich möchte nicht, daß alte Geschichten in der Leute Mäuler kämen, und ich sag's auch nur, damit der Herr Pastor nicht ungleich von mir denkt. Also der Schultheiß — oder nein; ich muß von vorn anfangen, sonst find' ich mich nicht zurecht."

„Wiewohl," heißt es hier im Berichte, „gar wohl vorauszusehen, daß auch diese Beichte gleich der des Anton nichts denn

eitel Hoffahrt, weltliche Begier und geistlichen Hochmuth ans Licht bringen mögte, als hab' ich mich doch in Gedult gefasset und nichts wider seine auß der Maßen uncuriöse Autobiographiam eingewendet, hoffende, solche würde (dem auch würcklich der Erfolg entsprach), daß er eben eine ungeistliche Haut und unrüwig Sitzflaisch gewesen, darthun und suspicionem meam bestättigen; derohalben ich gar wohl die Ohren gespitzet und sämtliches sonderlich gemercket habe."

„Nicht umsonst heiß' ich der Oberländer," begann Mangold; „ich bin weit her, bis droben vom Schwarzwalde; da ist mein Vater, Gott hab' ihn selig, ein Schulmeister gewesen, hat im Winter die Kinder gehütet und im Sommer die Rinder. Unser Dorf ist nicht nah' zusammengebaut wie das hiesige, sondern weit zerstreut an den Halden, und im Thale liegen die einzelnen Bauernhöfe, in der Mitte die Kirche, die friedlich abwechselnd von Katholiken und Protestanten benutzt wird; denn von Alters her — Niemand weiß mehr, wie es gekommen — gehört die eine Hälfte der Dorfschaft dem Bischof, die andere dem Herzog. Da schlug denn mein Vater bald den Katholischen, bald den Evangelischen die Orgel, und die Gemeinde war's zufrieden, er aber stand sich leidlich wohl dabei. Um den schmalen Verdienst zu mehren, pflegte er auch auf Kirchweihen und bei Hochzeiten aufzuspielen, und ich mußt' ihm frühzeitig helfen, da ich eine große Gabe und starke Neigung, ja schier Begierde zur edlen Musica besaß. Gleichwohl wollte mein Vater mich nicht zum Musikanten erziehen. ‚Mein Mangoldus,' sprach er zu mir, ‚die Musica ist wohl eine feine löbliche Kunst, und der König David hat sie mit hohen Ehren getrieben; aber die Leute sind thöricht: das Spiel mögen sie gern hören, den Spielmann jedoch sehen sie über die Achsel an. Gieb einmal Acht, wie sie sagen: ja, unser Schulmeister, der versteht's, das ist ein ausbündiger Spielmann; zu seiner Orgel läßt sich so erbaulich singen und zu seiner Fidel kann man so lustig hopsen und springen. Aber hast du je gesehen, daß mir Einer eine Hand geboten? Und wenn mir am Tanzplatz ein Bauerbursche sein Glas reicht, nimmt er's wieder? Nein, ich darf's austrinken und muß es wegstellen; es fehlte nur noch, daß sie mir auch über die Hand einschenkten wie dem Henker. Ihre Kinder freilich lassen sie mir, das ist so altes Herkommen, und Kinder greifen an so manchen Unrath, daß es ihnen nichts anhat; wenn eine Spielmannshand sie berührt, so werden sie doch nicht unehrlich. Aber wenn sie größer werden, ziehen sie statt der Unschuld die Ehrlichkeit an und gehen an ihrem Schulmeister vorüber, er ist ihnen nur noch der Kuhhirt. Darum, mein Mangoldus, sollst du nicht Hirt noch Schulmeister, noch Spielmann werden, sondern geistlich, und sollst die Weihen empfangen, die all' deines Vaters Unehrlichkeit von dir abthun. Sieh' der Pfarrherr will dich Lateinisch lehren und einen großen Herrn aus dir machen.'

„Also hab' ich dann über den Büchern gesessen und fleißig gelernt ein Jahr lang. Hatt' ich spät angefangen, so ging's dafür um so rascher vorwärts, und wer weiß, was noch aus mir geworden wäre, wenn nicht meinen Vater der Tod ereilt hätte. Im Tanzsaal beim Wirth ist ein Empor für die Spielleute, da reichten die Burschen gar oft den Musikanten ihre Weingläser hinauf, wenn sie mit dem Spiel recht zufrieden waren. Eines Tages nun, ich weiß nicht recht, wie es kam, war mein Vater schwindelig oder war der Bursche zu klein gewachsen: mein Vater bog sich zu weit über die Brüstung, kriegte das Uebergewicht und brach den Hals. Bei seinem Begräbniß aber konnt' ich

sehen, wie wahr er mir geredet von der Spielmannsehre: ohne Sang und Klang ward er eingescharrt an der Kirchhofsmauer. Seit der Zeit hab' ich kein Weinglas angenommen, sondern wenn ich aufspielte, stand der Wasserkrug neben mir, weil zu eigenem Wein das Geld nicht reichte; davon ich auch den Namen der Wasserspielmann überkam. Denn ein Spielmann bin ich geblieben trotz meines Vaters Warnungen. Zwar wegen meiner Angehörigen hätt' ich's nicht nöthig gehabt: meine Schwestern (ich war das Jüngste) hatten Taglöhner geheirathet, und ein Brüderchen, das ich nie gesehen, war wie später die Mutter gestorben. Aber der Pfarrer kam auf eine andere Stelle, und bis ein neuer ständiger eintrat, hatt' ich mich gewöhnt, durch Musiciren selber für meinen Unterhalt zu sorgen: etwas Höheres als Musicam zu treiben wünscht' ich mir nicht und stellt' ich mir nicht vor; auch vergißt, wer so viele junge lebfrische Paare sieht, leicht aufs Geistlichwerden und Einschichtigbleiben."

„Wie, aufs Einschichtigbleiben?" unterbrach der Pastor den Erzähler. „Also seid Ihr katholisch getauft und habt meinem Amtsvorfahr doch erzählt, daß Ihr hierüber nichts wüßtet?"

„Mein Lebtag hab' ich gehört," versetzte Mangold, „daß die Taufe keinen Unterschied macht, und wenn Einer evangelisch werden will, braucht er sich nicht noch einmal taufen zu lassen, wär' im Gegentheil die allergrößte Sünde. Und dazumal, als mich sein, des Herrn Pastors, Amtsvorfahr fragte, wußt' ich nicht, ob ich für immer hier bleiben oder doch noch in meine Heimath zurückkehren würde. Mir wär' es gleich gewesen, auch lutherisch zu werden, denn in meinem Thale sieht man darauf nicht anders, als wie man eben einen Namen führt, und Einer, der Jakob getauft ist, könnte gerade so gut auch Joseph heißen. Aber ohne Noth zu wechseln, geht wider des Menschen Natur, und da doch immer die Hauptsache bleibt, daß man in Christo selig zu werden hofft, so hab' ich vor dem alten Herrn Pastor dahingestellt sein lassen, was für ein Pfarrer mir die christliche Taufe gespendet."

„Auch ich," schaltet hier der Bericht ein, „habe solch laues Reden, das nicht kalt noch warm, an seinem Orte stehen lassen, mir aber, wie wohl zu erachten, mein Theil dabei gedacht."

„Wo bin ich nur stehen geblieben?" fuhr Mangold fort. „Ich thu' recht schön bitten, Herr Pastor, daß mich derselbe nicht ferner unterbreche, sonst find' ich nimmer ans Ende. Also ich ward Spielmann, halb aus Noth und halb, wohl zur größeren Hälfte, aus Drang des Herzens. Ich weiß nicht, ob der Herr Pfarrer auch versteht, die Orgel zu schlagen oder sonst ein Instrument zu spielen; aber etwas Holdseligeres als diese Kunst ist nicht auf Erden: entweder weiß es der Herr Pastor oder mag er mir glauben, daß mir also zu Sinne gewesen damals und noch jetzt ist. Für meines Vaters Dienst war ich zu jung, also griff ich zum Wanderstabe und zog gen Morgen, die Donau entlang, immer weiter, bis nach Wien; von dannen aber durchs Böhmerland und die Elbe herunter, und habe da leider gar viel gesehen, daß ich mir wohl eingestehen mußte, die Leute haben so Unrecht nicht, wenn sie den Spielmann unehrlich achten. Ich selber, Er darf mir's glauben, hab' mich von Sünden rein erhalten; gar oftmal ist mir mein Vater im Traum erschienen, sprechend: Mein Mangoldus, warum bist du nicht geistlich worden? worauf ich mir theuer gelobt und wieder gelobt, daß ich wenigstens geistlich leben wollte und untadelig erfunden werden in meinem Wandel. So bin ich hierher gekommen und

habe wie anderwärts den Burschen und Dirnen aufgespielt, denen auch meine fremden, oberländischen Weisen gar wohl gefallen. Unter den Mädchen aber ist eine gewesen, ach Gott, sie ruht schon lange, lange in der kühlen Erde, die hat sich oft und viel vom Tanze weggemacht und sich unfern von mir hingestellt und zugeschaut, wie ich auf den Saiten gar behende auf- und abfingerte oder blasend meine Backen auftrieb wie ein Kirchenengel. Es war ein gar liebes, stilles Gesicht, ich sehe sie jetzt noch vor mir, wie sie mit andächtigen Augen aus ihren seidenen Wangenbändern hervorschaute. Der Herr Pastor hat ja eine Frau, und so muß ihm's wohl noch gedenken, wie's Einen überläuft, wenn man merkt, daß Einem ein Mädchen gut ist. Mir war's, als spielt' ich bloß noch für sie, und ihr zu Lieb' geschah es auch, daß ich mich auf die Lieder meiner Heimath besann und allerhand schöne Gesetzlein vortrug von treuen Herzen und froher Lieb' im Maien. Sie war gar schüchtern, obgleich sie einem reichen Bauern zugehörte; nur einmal bat sie mich, ein Lied, das ihr besonders wohl gefiel, zu wiederholen.

„Ach, Herr Pfarrer, Tag und Nacht stand mir ihr schmales Gesichtchen vor Augen, und ich hätte weiß nicht was gegeben um einen Kuß von ihrem Munde. Aber dafür, das wußt' ich wohl, war gesorgt. Wär' ich gescheidt gewesen, so hätt' ich meinen Stab weiter gesetzt; mir wäre nicht so weh geworden. Aber es ließ mich nicht von dannen, und ich trieb mich immer in der Gegend umher. Eines Abends saß ich da, wo mich vorhin der Herr Pfarrer hat sitzen sehen, am Steg in tiefen schmerzlichen Gedanken; damals stand noch kein Häuschen hier und ringsum war Waldeseinsamkeit. Ein Musikant mag aber nicht lang' unmusicirt bleiben, und so sang ich selbiges Lied vor mich hin und griff bald nach meiner Geige, die Weise zu spielen, die ich nicht müde ward mit immer neuen Verzierungen und Griffen zu wiederholen. Mit einmal hör' ich hinter mir ein leises Stimmchen, das zaghaft mein Spiel begleitete, und wie ich aufspringe und umschaue, sieh', da war sie's wahrhaftig. Sie ward ein klein wenig roth und sagte: ‚Ich habe dir schon lange zugehört, Mangold.‘ Dabei griff sie in die Tasche; ich glaub', es regte sich was von Bauernstolz in ihr; aber schnell zog sie ihre Hand wieder hervor, nestelte ein goldenes Kreuzchen vom Halse und sprach, indem sie über den Steg daherkam: ‚Magst du's, Mangold?‘ Wie sie nun so nach mir schaute und das Kreuz mir entgegenhielt, versah sie's mit der Stufe und wäre gefallen, wenn ich sie nicht in meinen Armen aufgefangen hätte. Sie that aber gar nicht eilig, sich loszumachen, und so sucht' ich ihren Mund; sie aber wehrte mir nicht und küßte herzhaft wieder.

„Ich will's kurz machen, Herr Pfarrer. Meine Seligkeit vermag ja doch kein Mund auszusprechen; aber kurz hat sie gedauert. Sie sprach mir Muth ein, ich faßte mir ein Herz und ging auf ihres Vaters Hof, in allen Züchten um sie anzuhalten. Der Alte ließ mich mit Hunden hetzen, und so hatt' ich den Bescheid, den ich hätte voraus wissen können. Verstohlen sahen wir uns dann und wann, aber es gab nicht oft solche Anlässe wie am selbigen Abend, wo sie eine Base im nächsten Dorfe besucht hatte. Nicht lange stand es an, da sagte sie mir bitterlich weinend, daß ihr Vater sie des alten Schulzen Sohn zum Weibe versprochen hätte, und die Hochzeit werde über Hals und Kopf betrieben, damit der Spielmannsgeschichte so rasch als möglich ein Ende gemacht würde; denn sie merkten wohl, daß ich ihr immer noch im Sinn steckte. Wir hätten's ja leicht zu unserem Willen wenden können, daß mir der

Bauer seine Tochter nachgeworfen hätte; aber auf solche Weise mochten wir nicht zusammenkommen. Auch war sie viel zu fromm und einfältigen Herzens, als daß sie für möglich gehalten hätte, wenn einmal der Vater nein gesagt, dennoch auf ihrem Sinn zu bleiben und mit mir in die Welt zu laufen. Mir selber kam es vor wie eine Buße dafür, daß ich meinem Spielmannstrieb nachgegeben hatte, und öfter denn je erschien mir mein Vater im Traume: Mein Mangoldus, warum bist du nicht geistlich geworden? Doch wer weiß, was für Anfechtungen dem Spielmannssohne der geistliche Stand gebracht hätte? — Aber weiter!

„Am Abend vor der Hochzeit schlich sie noch einmal zu mir heraus; wir herzten und küßten uns in tausend Schmerzen und nahmen Abschied für ewig. Da steht unversehens ein wüster Kerl neben uns, ein liederlicher Scherenschleifer, und lacht höhnisch: Grüß Gott beisammen in Ehren, der Bräutigam wird eine rechte Freude haben; dann streckt er bettelnd seinen Hut her. Ich war tödtlich erschrocken um ihretwillen und gab dem Strolch die paar Thaler, die ich bei mir führte; es sollte ihm das Maul stopfen; aber ihm ein Wort zu gönnen oder ihm einen Eid abzudringen, bracht' ich nicht übers Herz. Der schlechte Kerl aber ging hin und verrieth uns. Barmherziger Gott, was muß das arme Geschöpf ausgestanden haben — von mir selber will ich schweigen. Die Hochzeit nämlich ward am anderen Tage ausgerichtet, und erst gleichsam zum Nachtisch brachte der boshafte Scherenschleifer seine Anschwärzung; freilich um des Geldes willen wäre es dennoch bei der Heirath geblieben, auch wenn der Angeber vorher geredet hätte. Und was der heimtückische Teufel geredet hat, kann Er sich denken, Herr Pastor.

„Des Schulzen Sohn, den sie gestern hinausgetragen haben, ist der Enkel von selbigem, der mir meinen Schatz zu Tode gemartert hat. So kann sich der Herr Pfarrer ungefähr vorstellen, warum der Schulze mich haßt. Der arme Narr, sein Sohn, hat mir's oft erzählt, wenn ihn sein Vater geschlagen habe, weil er mit den anderen Kindern zu mir herauslief, seien manchmal Worte gefallen, aus denen er sich unschwer habe zusammenreimen können, daß der Alte es bei seinem eigenen Vater auch gar schlimm gehabt um meinetwillen; denn er ließ sich nicht ausreden, daß seines Weibes Sohn nicht der seinige, und nur die Schande zu meiden ließ er ihm Namen und Erbe. Er aber, der Schultheiß, ist eben deshalb so ehrenwüthig, daß er den eigenen Sohn in die Wälder verstieß, als er mit des Scharfrichters Tochter aus einem Glase getrunken hatte; denn weil er auch glaubt, mit seiner Herkunft sei es nicht richtig, so darf ihm nicht der leiseste Makel das Haus vermehren.

„Herr Pfarrer, ich bin um mein Weib gekommen, weil ich unehrlich war vor den Leuten, des Schulzen Vater aber hat sie gewonnen und das frei von Schande (wiewohl er's nicht glauben wollte), weil ich ehrlich war vor Gott. Dieser Herrgott wird auch wissen, warum er mir die inwendige Ehrlichkeit gegeben hat und die auswendige versagt. Mein armer Schatz, Gott hab' ihn selig, in jener bitteren Abschiedsstunde, als der Landstreicher, der Scherenschleifer, uns erschreckt hatte und nun mit seinem schadenfrohen Gesicht hinweggegangen war: ‚Mangold,‘ sagte sie zu mir, ‚du weißt, ich habe dich lieb über Alles in der Welt, ja gerade mit deinem Spielen hast du mir das Herz abgestohlen; wär's Gottes Wille gewesen, ich hätte dich begleitet überall hin und gern eine Spielmannsfrau geheißen: aber nun, da ich dich nicht haben soll, ich weiß nicht, warum ich so thöricht bin, ist mir's schrecklich, daran zu denken, daß ich mein Leben

lang dich mir vorstellen soll, wie die Leute auf dich heruntersehen und dich unehrlich halten. Thu' mir die Liebe und such' ein anderes Gewerbe, ich sage nicht, daß du ehrlich werdest, sondern damit du den Leuten ehrlich scheinest und einst, wenn die Stunde kommt, die uns Allen schlägt, nicht dahin gebettet werdest, wo sie den einscharren, der da eben von uns gegangen ist.' Und wie sie so redete, Herr Pfarrer, da war mir, als säh' ich meinen Vater neben ihr stehen, wie ich ihn oft im Traume gesehen; der nickte mir zu und bedeutete mich ja zu sagen. Und ich hab's ihr versprochen und hab's gehalten, vielleicht nicht ganz so, wie sie's gemeint hat, aber doch gehalten. Von Stund' an, daß ich einen Meister gefunden hatte, der mich behielt, hab' ich das Spielen aufgegeben, ums Geld nämlich. Lang' hab' ich suchen müssen, bis sich einer mit einem so großen Lehrling einlassen wollte: erst in Würzburg am Main nahm mich ein Schneider auf, der mich sein Handwerk lehrte. Zehn Jahre hab' ich's dort ausgehalten, dann übermannte mich das Heimweh, nicht nach meinem Schwarzwaldthal, sondern hierher. Ich schnürte mein Bündel, und eines Abends kam ich bis zu diesem Steg. Ins Dorf hinein getraut' ich mich nicht, im Freien hatt' ich ja oft übernachtet, und es war ein heißer Sommertag; so richtete ich mich für die Nacht ein und wollte am anderen Morgen trachten, daß ich nur von fern meinen Schatz zu sehen bekäme. Ich sah sie aber früher und anders, als ich mir vorgestellt hatte. Da, wo jetzt mein Häuschen ist, stand zu jener Zeit ein hohler Eichbaum oder vielmehr nur noch der Stamm ohne Krone; die hatte der Blitz gespalten und der Sturm vollends abgebrochen. In der Höhlung rüstete ich mir mein Lager, das ich mit buschigen Zweigen vor dem Regen bewahrte, denn von Westen her stieg ein Gewitter herauf. Als ich damit fertig war und nach den Wolken schaute gerad' über den Steg hin, da kam plötzlich ein kalter Windstoß, der mich wie mit Grabesodem anhauchte, und hart am Stege stand eine weiße Gestalt und winkte mir. Da wußt' ich, daß sie gestorben war — vor acht Jahren schon, sagten mir nachher die Leute —; aber es wandelte mich kein Grauen an, und ich wollte zu ihr hingehen; sie grüßte mich jedoch mit dem Arm und versank, und in diesem Augenblicke brach in dicken Tropfen der Regen hernieder.

„Wenn Er sich herbemühen will, so kann der Herr Pastor die Stelle sehen. Hier hat der Bach einen kleinen Tümpel ausgefressen, wo das Wasser ruhig steht und tagüber von der Sonne beschienen wird, daß die Fische gern ihre Brut darin haben. Wer weiß, wie tief von da geheime Adern durch den Boden fortreichen, die müssen der Weg gewesen sein, der sie aus ihrem kühlen Bette hierher brachte. In jener Nacht hab' ich nicht viel geschlafen; aber am anderen Morgen war es fest bei mir, daß ich im Dorfe bleiben wollte. Ich ging zum Schulzen, es war noch der alte, und bat um Aufnahme in die Gemeinde als ehrsamer Schneidermeister; doch er ließ mich nicht einmal meine Papiere vorweisen, schrie, man brauche keinen Schneider, am wenigsten einen, der eigentlich Spielmann sei, und jagte mich zum Hause hinaus. Mir war recht schwer zu Muthe, und als ich wieder zum Stege kam, liefen mir die Augen über, und ich setzte mich nieder und weinte wie ein Kind. Und als ich mich recht ausgeweint hatte, da griff ich nach meiner Fidel und spielte all' die alten Tänze und Lieder und erlebte all' die alte Lust und Traurigkeit von Neuem. Der Herrgott im Himmel aber hat es gefügt, daß an jenem Vormittage der Waldherr herausgekommen war; der hörte mein Spiel, ging ihm nach, sah meine verweinten Augen und fragte mir meinen

Kummer ab. Der gute Herr liegt auch nun lange schon unterm Rasen; der verschaffte mir, daß ich dies Stückchen Erde zu eigen bekam. Ich habe mir die Hütte gebaut mit diesen meinen Händen, habe das Gärtlein angelegt und handle mit den Blumenzwiebeln, habe geschneidert, doch mehr für die Jägersleute als für die Bauern, die meinen oberländer Schnitt nicht so mögen, habe mir und den Kindern vorgespielt und gesungen und mit den Waldvögeln Zwiesprach' gehalten, denn ich kann allerlei Vogelstimmen nachahmen. Als ein köstlich Gut aber hab' ich allzeit meine Musicam gehalten, und daß ich die forttreiben dürfte, hab' ich damals im Stillen mir ausbedungen, als ich meinem Schatz gelobte, ein anderes Gewerbe zu ergreifen. Denn Gewerbe kommt her von werben und erwerben, und wenn ich mich für mein Spiel nicht bezahlen lasse, so ist die Spielmannschaft nicht mein Gewerbe, und ich kann sie treiben in allen Ehren, so gut wie der König David und die heilige Cäcilia, die sie obendrein nicht einmal ohne Dank getrieben, sondern sich damit einen Platz im Himmel erworben haben. Für sich allein spielen ist wohl schön und heimelig, und Kindern vorsingen und vorgeigen, daß sie singen oder auch tanzen lernen, ist nicht minder eine fröhliche, löbliche Sache; aber es ist halt doch nicht genug für einen rechtschaffenen Spielmann, der braucht große Leute, die ein bischen verstehen und schätzen, was man ihnen vorspielt. Ja, wenn aus so viel Paar fröhlichen Augen und rothen Wangen Einem der eigene stille Jubel zurückkommt und man's ordentlich der ganzen Luft anspürt, daß von jedem Geigenstrich nicht bloß die Saiten, sondern auch so und so viele Herzen mit angerissen werden, dann ist es erst der Mühe werth zu spielen, und das Letzte, woran man denkt, ist das Geld, das man einnehmen könnte. Und geht's nicht Anderen auch also, die mit Leib und Seele bei ihrem Berufe sind? Da ist zum Exempel der Herr Pfarrer, behüte Gott, daß ich mich weiter mit ihm vergleichen wollte, denn ist gleich die Musica eine heilige Kunst, so ist doch Gottes Wort das Heiligste auf Erden, und gehören studirte Leute dazu, es recht zu verstehen und auszulegen. Und wiewohl so ein Herr Pastor für sein Predigen — nun ja, was hab' ich denn eigentlich sagen wollen? richtig: ich konnt' also vom Spielen nicht lassen, und selbst auf Kirchweihen hab' ich gespielt, aber ohne Geld zu nehmen, und die Leute nannten mich deshalb anfangs den wohlfeilen Spielmann; aber als sie merkten, daß ich's nicht gern hörte, nannten sie mich nur den Oberländer. Besuch von Menschen bekomm' ich gar nicht selten, am meisten von den Kindern am Sonntag und Werktags nach der Schule; der Gangsteig führt auch häufig Leute vorüber, die dann wohl bei mir vorsprechen, meine Blumen loben und mir zu Zeiten irgend eine Verehrung thun, weil ich mich fürs Aufspielen nicht bezahlen lasse. Der liebste Besuch aber ist mir immer der dort drüben, der mir damals am Abend meiner Wiederkehr erschienen ist."

Der Pfarrer warf belehrend ein, was er für eine Todtenerscheinung halte, sei sicherlich nichts Anderes als Nebel oder gar pure Sinnestäuschung.

Da blickte ihn aber Mangold mit dem Ausdruck überlegenen Wissens an und sprach: „Seit fünfzig Jahren, Herr Pfarrer, trink' ich nichts als Wasser, wo sollten da die Sinnestäuschungen herkommen? Und der Nebel, wenn einer kommen will, hat den ganzen Bach zur Hand; warum wählt er sich just diese Stelle? Oder glaubt der Herr Pastor vielleicht an keine Geister?"

Als der Pfarrer hierauf durch diplomatisches Schweigen antwortete, schüttelte der Alte den Kopf, ging in sein Block-

häuschen und kam dann mit einem dicken Buche zurück, dessen Titel er dem Pfarrer hinhielt. Es war Luther's Bibelübersetzung. „Ich bin katholisch getauft," sagte er, „wie der Herr Pastor vorhin sich ausgedrückt hat; aber sein Evangelium hat unser Herrgott nicht euch Lutherischen in Erbpacht gegeben, wiewohl manche dergleichen thun. Nun, die Bibel kann ja der Herr Pastor auswendig. Was sagten die Jünger, da sie den Herrn auf dem Meere wandeln sahen? — sie erschraken und sprachen: es ist ein Gespenst, und schrien vor Furcht. Und als nach seiner Auferstehung der Heiland mitten unter sie trat und sprach: Friede sei mit euch, da erschraken sie und furchten sich, meineten, sie sähen einen Geist."

Der Pfarrer ließ ein Wort von abergläubischer Meinung der Jünger fallen und deducirte, daß, wie männiglich bekannt, im Tode die Seele vom Leibe sich scheide, dieser liege und faule im Grabe, die Seele aber komme in Gottes Reich, der sie zur Seligkeit oder zur Verdammniß aufbewahre.

„Ganz recht, Herr Pastor," versetzte Mangold mit Siegermiene. „Doch abergläubisch hab' ich die Apostel noch nie nennen hören; kleingläubig sind sie wohl zu Zeiten gewesen, aber wenn in ihrem Glauben etwas nicht recht und wahr soll gewesen sein, wie will da der Herr Pfarrer das Eine vom Anderen scheiden, daß nicht ein hinterlistiger Mensch komme und sage: ist das Eine Aberglauben gewesen, so war's auch das Andere!? Nein, Herr Pfarrer, sie furchten sich und meineten, sie sähen einen Geist; also muß es auch Geister geben können. Was derselbe vorhin gesagt hat von Leib und Seele, das ist ja Alles nach der Schrift; doch hier handelt es sich nicht um die Seele: die mag im Fegefeuer oder in Abraham's Schoße sitzen oder wo sonst ihr unser Herrgott einen Platz anweist, den Tag des Gerichtes abzuwarten. Des Menschen Geist aber ist ein Anderes als des Menschen Seele: der Geist hütet seinen Körper und bewahrt ihn zum Tage der Auferstehung, daß die Seele ihn wiederfinden kann. Ist der Herr Pfarrer nie zur Nacht auf dem Kirchhof gewesen, wenn ringsum Alles stille war, und hat da hören die Geister raunen von einem Sarg zum anderen? O, ich bin oft dort gewesen, ich mußt' ihr doch ihre Besuche heimgeben, und da hab' ich's wohl vernommen, das Seufzen der todten Creatur, wie sie des Bräutigams harrten und klagten: Ach, Herr, wie lange! und: Hüter, ist die Nacht nicht hin?

„All' das ist Wahnwitz," sagte etwas ärgerlich der Pfarrer. „Der Leib ist todt und zerfällt zu Asche, und drum heißt's auch: im Grab' ist Ruh'; nach Euren Reden aber möchte man meinen, als wäre dort ewige Unruh' zu Haus. Weil der Leib todt ist, die Seele aber in Gottes Hand, so kann's dem Leib auch gleichgültig sein, wo er begraben ist; die Erde ist überall des Herrn. Drüben aber werden sie nicht freien noch sich freien lassen, sondern sie sind wie die Engel im Himmel."

„Ja, Herr Pfarrer, so steht geschrieben von der Zeit nach der Auferstehung, und ich wünsch' es mir auch nicht anders. Die ich hienieden nicht habe zum Weibe bekommen können, warum sollte sie mir drüben etwas Anderes als ein Engel sein? Etwa damit Streit und Eifersucht und Gram, welche sie getödtet und mich gequält haben, auch drüben kein Ende hätten? Nein, nein, das ist ja des Himmels Seligkeit, daß wir abstreifen des Fleisches Gelüste. Warum aber soll das erst mit dem jüngsten Tage anheben, ohne allen Vorschmack, warum sollen nicht die Geister einander lieben dürfen, bis sich die Zeit erfüllt und die Seelen im verklärten Leibe zusammenkommen? Das Andere aber, daß die Erde überall des Herrn ist,

das weiß ich wohl und ist mir nichts Neues, nur weiß ich nicht, was der Herr Pfarrer damit hat sagen wollen. Sieht Er, mir ist so zu Sinne: wenn ich nun, will's Gott, bald draußen liege unter dem großen Kreuze, dann begehr' ich nichts Anderes, als hinüberzuhorchen nach jenem anderen Grabe und einen Gruß zu flüstern und Trost einzusprechen, wenn ich einen Seufzer höre, daß der Herr gar so lange verzeucht. Da will ich mich gern in Geduld fassen die lange, bange Nacht hindurch; aber denk' ich mir, sie hätten mir mein Bett an der Kirchhofsmauer bereitet in der Gesellschaft, die dort beisammen ist — Herr Pfarrer, unser Herrgott hat allerhand Kostgänger, und sie nähren sich alle an seinem Tisch und liegen, wann es so weit kommt, alle in seiner Erde, und er trägt und erträgt sie, dafür ist er der Allerbarmer, der für den größten Sünder die Arme offen hat: nur Unsereins, denen gesagt ist, daß wir nicht im Rathe der Spötter sitzen sollen, Unsereins, das sein Leben lang sich redlich durchgeschlagen hat durch die mannigfaltigen Anfechtungen des Bösen und getrachtet, sein Faß zu behalten in Heiligung und Ehren, wie der Apostel sagt, der kann's da drüben nicht aushalten. Da liegen sie alle, die Unehrlichen, denen ich ausgewichen bin so viele Jahrzehnte lang: der lange wüste Gedeon, der bis ins Alter nichts gewußt hat als Schnaps zu saufen und Gott zu lästern, bis er dahinfuhr gleich dem Hohenpriester Eli; und Wilms, der Leineweber, der sogar bei den Altartüchern sich nicht geschent hat, vom Flachse zu stehlen; und der Bader, der unzüchtige Mensch; und gar der schändlichste von allen, der Scherenschleifer, Gott verzeih' ihm, was er an mir gethan hat — wie würden sie alle frohlocken und an meinen Sarg pochen und höhnen: bist du endlich da, alter Narr; was hat dir's nun geholfen, daß du hast ehrlich sein wollen mit den Ehrlichen? Nun bist du doch da, wo du hingehörst; aber tröste dich, die Erde ist überall des Herrn. Und das hören müssen eine ganze Ewigkeit hindurch, das geht über Menschenkräfte. Darum auch hab' ich das Kreuz gekauft und gestern dem Herrn Pfarrer das Geld gebracht...."

„Und warum habt Ihr das nicht eher gethan, warum habt Ihr gewartet, bis ein neuer Pfarrer auf die Stelle kam?"

Da ward der Alte roth über und über und stammelte: „Weil es gar langsam ging mit meinen Ersparnissen und ich wohl gewußt habe, daß, wenn ich mich in den Kirchhof einkaufen wollte, der Schilling ein gut Stück größer sein mußte, als wenn ich von Haus aus wäre ehrlich gewesen."

Der Pfarrer erhob sich. „Und das war wohl auch ehrlich," sprach er in rügendem Tone, „daß Ihr mir gestern mit keiner Silbe gesagt habt, wie es in Wahrheit um Euch steht: Ihr habt mich überrumpeln wollen, weil ich neu in der Gemeinde bin, und dachtet, ist das Geld genommen, so ist der Kauf geschlossen. Aber laßt Euch sagen: was Ihr da vorhin geredet habt, ist eitel Phantasterei und, was mehr ist, schnöder geistlicher Hochmuth. Die Unterschiede unter den Menschen hat Gott geordnet, daran soll Niemand rütteln. Wer hat Euch heißen ein Spielmann werden, da Ihr es konntet zum Geistlichen bringen? und wenn Ihr saget, daß Ihr mit uns auf demselben Grunde des Wortes stehet, warum habt Ihr nun an die fünfzig Jahre den Heuchler gespielt und seid insgeheim katholisch geblieben? Der Schultheiß hat sich gestern hoch und theuer verschworen, er und die ganze Gemeinde würden nimmermehr dulden, daß Ihr einen anderen Platz erhieltet, als der Euch zukomme. Mir thut es leid, Ihr mögt mir's glauben; aber ändern kann ich's nicht. Seht her, da habt Ihr Euer Geld wieder, und tröst' Euch Gott!"

„Um Christi Barmherzigkeit willen!“ schrie Mangold auf, „Er wird doch nicht — es ist ja auch des Schulzen Sohn ehrlich begraben worden und hat . . .“

„Sich in der Melancholia ein Leid gethan, nicht in desperatione,“ rief der Pfarrer im Abgehen zurück. „Melancholie entschuldigt!“

Was aber ihn entschuldigte, daß er that, als säh' er nicht, wie der geängstigte Greis, auf die Kniee sinkend, in beweglichem Tone nachrief: „Hab' Er Erbarmen, laß er mich nicht mein ganzes armes Leben umsonst gelebt haben!“ — das war, daß er „denen Hirngespinnsten doch nicht habe beikommen können, die bittere Pille zu überzuckern, die er ihm doch müssen zu schlucken geben; man steht ja nicht allein auf der Welt, hat Weib und Kinder und kann nicht aus Weichmüthigkeit Amt und Brot aufs Spiel setzen“; so meint der Bericht. — —

Als der Pfarrer nach Hause kam (er hatte für den Heimweg den Fußsteig benutzt, der nicht zu verfehlen war, weil das Dorf ja vor Augen lag), da ward ihm die Nachricht gebracht, der Schultheiß liege zu Bett in starkem Fieber, die Erschütterungen der letzten Tage hätten ihn geworfen. Auch der Pfarrer fühlte sich angegriffen; es war ihm doch kein Leichtes gewesen, erst den Anton so kurz abzufertigen und dann dem Eindruck Stand zu halten, den Mangold's Erzählung auf ihn machte. Wenn er in seiner schriftlichen Verantwortung an mehreren Stellen hervorhebt, der Friede der Gemeinde gehe den Ansprüchen Einzelner vor, so klingt es daraus hervor wie Selbstanklage, die sich sagen muß: zur Heerde hast du dich gehalten, aber die verlorenen Schafe hast du umkommen lassen, und wie nennt der Herr solchen Hirten?

Wir müssen an dieser Stelle ein Stück unserer Vorlage einschalten, das diese erst später bringt, weil sie die Zeitfolge einhält, wie dem Aufzeichner die Ereignisse zu Ohren kamen. Anton hatte sich erst spät bei sinkender Nacht, wir können uns denken in welcher Gemüthsverfassung, auf den Heimweg gemacht. Als er zum Stege kam, vernahm er die laute Stimme des alten Mangold, der in der Dämmerung wohl unterscheidbar mitten auf der Lichtung stand und, die Hände zum Himmel erhoben, diesen anzureden schien.

„Er wird nicht zanken noch schreien,“ rief er, „wie die Baalspfaffen thun, und man wird sein Geschrei nicht hören auf den Gassen. Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen, bis er ausführe das Gericht zum Sieg. Du weißt, o Herr, wie ich's gemeint habe: ich gedachte klug zu sein wie die Schlangen, aber du zeugest mir, daß ich dabei ohne Falsch war wie die Tauben. Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, er wird zum Eckstein werden am Galgenfelde; und ist mein Heiland hinabgestiegen zur Hölle, so darf sein Knecht hingehen, denen mit zerbrochenen Gliedern, geknicktem Nacken und abgeschlagenem Haupte das Evangelium zu verkünden. Nein, mein Herr und Gott, ich werde nicht im Rathe der Spötter sitzen drüben an der Mauer, daß sie meiner höhnen; ich werde hingehen an die Schädelstätte zu den Gerichteten, die dem Rechte die Ehre gegeben haben und dadurch wieder ehrlich worden sind.“

Dann holte er tief Athem und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, und seine Reden wurden immer verworrener: „Was du thun willst, das thue bald. O Judas! Judas! Nein, das bin ich nicht; gelt, mein Heiland? Aber ich hab' ihn gesehen! Da gereuet' es ihn und bracht' her wieder die dreißig Silberlinge und sprach: Ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe. Ha,

ha! Was gehet das uns an? Da siehe du zu, und tröst' Euch Gott!"

Ein klirrender Regen weithin verstreuter Münzen fiel bei diesen Worten zu Boden.

„Der ihn verrathen hatte," fuhr der Alte fort, „da er sahe, daß er verdammt war zum Tode — ja wohl, zum Tode. Christus, der ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn. Gehet hin und verwahret, wie ihr wisset; und sie versiegelten den Stein, und das Grab war leer."

Da, bei einer Wendung, erblickte der Greis die Gestalt des Lauschenden, der in seinen Zwillichkleidern sich vom Schatten des Ufergebüsches abhob. Er winkte und sprach mit sanfter, wie vertröstender Stimme: „Warte nur, mein Schatz im weißen Kleide, ich komme schon. Dorthin, wo du mir's verboten hast, geh' ich nicht, aber wo ich dir's versprochen habe, dahin lassen sie mich nicht. Wohlan, du wirst den neuen Weg ja wohl finden, oder treffen wir uns hier? Halt, einmal noch — — ich hole nur meine Geige. Weißt du, in Melancholei darf's nicht sein; also lustig, lustig, in heller Desperation!"

Anton folgte ihm in die Hütte und sprach: „Geh' zu Bett, alter Mangold; die Nachtluft thut dir nicht gut."

Da schaute ihn Mangold an wie Einer, der nicht recht bei sich ist, und sagte: „Ja, ja, die Nachtluft thut mir nicht gut, ich muß mich fest einwickeln und den Kopf recht hinunterstecken; dann hör' ich nicht mehr, wie sie sagen: in desperatione; es ist ja doch nicht wahr, nein, es geschieht in Hoffnung."

Dann ließ er sich willig und lenksam wie ein Kind zu Bette nöthigen und schlief bald ein oder that wenigstens so. Der Anton blieb in der Stube. Einmal richtete sich der Alte wieder in die Höhe und sprach: „Anton, das O stimmt zum A: wie der Anfang, so das Ende. Aber du hast begonnen in Freuden und wirst leben und enden in Freuden." Dann legte er sich wieder.

Anton aber ging hinaus in die warme Mainacht und setzte sich auf das Bänkchen. Was ihm da für Gedanken durch die Seele zogen, hat er Niemand erzählt; wenn's etwas Tröstliches gewesen, so stammte es sicherlich nicht aus der Unterredung mit dem Pastor, dessen seichte Trostworte er ja „schier mürrisch" aufnahm. Als es nahe daran war, daß die Sonne aufgehen sollte, schlich er sich wieder in die Hütte. Da lag der Alte mit offenen Augen und sagte, indem er ihn wie listig anblickte: „Gehst du schon zur Arbeit, Anton? Ach Gott, ich armer alter Kerl kann schon lang' nichts mehr thun, und heute liegt mir's so schwer in den Gliedern, ich bin kaum im Stande, mich zu rühren. Schad' um den schönen Tag, daß ich den im Bette zubringen soll. Behüt' dich Gott, Anton, der Herr sei mit dir, mein guter Kamerad."

Darauf ging Anton von ihm, hinab ans Wehr, wo er seine Werkgenossen schon versammelt fand. Denen erzählte er, was in der Nacht der alte Mangold für wunderliche Reden geführt; und ihnen allen war es gar merkwürdig, daß sie vor Discuriren die Arbeit vergaßen wohl ein Stündchen lang. Und der Anton war ganz tiefsinnig, ward nicht müde, die Reden des Alten zu wiederholen und Betrachtungen daran zu knüpfen, was Mangold wohl damit gemeint habe. Die Anderen aber sagten: „Was wird er gemeint haben? Liebe Zeit, so ein alter Mann wird kindisch, es ist kein Wunder, und da fallen ihm die Sprüche ein, die er in der Kindheit gelernt hat, und er bringt sie durch einander, wie's ihm wohl auch schon in der Schule passirt ist." Der Anton jedoch blieb dabei, daß mehr dahinter stecke.

Indem sie noch so verhandelten und hinter einem Holzstoß beisammen saßen,

hörten sie drüben am Ufer, wie wenn ein Klotz ins Wasser fiele. Da sie aber umschauten, tauchte eben der Kopf des alten Mangold auf und versank wieder.

„Das hat's bedeutet!" schrie Anton, warf die Jacke ab und schleuderte die Schuhe von sich. „A und O, A und O." Und damit sprang er ins Wasser, schwamm hinüber, wo leichtes Gekräusel die Todeszuckungen des Alten verrieth, indeß die Anderen nach Stangen liefen, tauchte unter und trieb erst nach einer halben Stunde zugleich mit Mangold's Leiche ans Wehr an, Wassergras in beiden festgeschlossenen Händen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die traurige Kunde, als man den Anton ins Dorf trug, und wehklagend umstanden ihn Weiber und Mädchen und Männer. Der Spielmann aber lag draußen in seiner Hütte, und die Dorfkinder kamen und wunderten sich, daß er ihnen nichts vorspielte, und gaben ihm Blumen und liebreiche Worte. Er aber regte sich nicht und hatte eiskalte Hände. Da fingen sie wohl zu weinen an und schlichen aus der Stube; doch draußen schien die Sonne so schön und die Matte war voll bunter Blumen, so daß die Kleinen ihres Harmes vergaßen und Kränze zu flechten und zu spielen begannen; und als erst eines auf einen blinkenden Laubthaler gestoßen war und sie eifrig suchend deren immer mehr im Gras entdeckten, da war der Jubel groß über die Bescherung, die ihnen der gute Alte wie zu einem zweiten Osterfest bereitet habe. Die Größeren aber hatten die Gruppen der Erwachsenen aufgesucht und hörten zu, was diese redeten, was die Augenzeugen gesehen und was der Pfarrer und der Schultheiß gesagt hätten. Der Pastor war bei der Nachricht gar sehr erschrocken und hatte ausgerufen: „Ich fürchte, der Mangold hat das nicht in der Melancholei, sondern in einer Art von Desperation gethan." Der kranke Schultheiß aber, als man ihm die Meldung ans Bett brachte, hatte geantwortet: „Der Narr hat wollen unterm Kreuz begraben sein, deshalb hat er's heimlich gestiftet und sich ein Grab darunter mauern lassen. Nun aber, da er durch sein Vorgreifen sich um alle Ehre gebracht und sogar noch an einem anderen Menschen zum Mörder geworden, hat er sogar die Kirchhofsmauer verscherzt und gehört hinaus auf den Wasen." Da war das ganze Dorf voll Jammer um den schönen jungen Menschen, und sie grollten dem Alten, daß er ihn nachgezogen hätte, vergaßen, was er Gutes gethan, und stimmten dem Schulzen bei.

Indeß so die Leute mitsammen redeten, saß oben in seiner Studirstube der Pfarrherr und schrieb einen Bericht über den Fall an den Waldherrn, der über die Sache die Gerichtsbarkeit hatte. Wohl schlug ihm dabei das Gewissen, daß er nicht ohne Schuld an diesem Tode sein möchte. Aber sei es, daß er damals die Augen- und Ohrenzeugen noch nicht gründlich genug vernommen hatte, sei es, daß er aus Vorurtheil nicht recht sah — und wenigstens in der uns erhaltenen Aufzeichnung verräth nichts, daß er später anderer Ueberzeugung geworden wäre —: die Art, wie er die Sache betrachtete, weicht stark ab von dem Urtheil, das sich vermuthlich der Leser aus den vorgelegten Thatsachen wird gebildet haben. Zwar von der Absicht, etwas Nachtheiliges an dem Spielmann zu finden, die ihn gestern in so bedenklicher Weise beherrscht hatte, ist nichts in seiner Eingabe zu spüren; im Gegentheil hebt er alles Löbliche und Rührende hervor, was sich demselben nachsagen ließ, ja er bemerkt sogar: wiewohl angesichts der Thatsache, daß ihn Anton selbst von Desperation habe reden hören, kaum anders anzunehmen, als daß er „in ungeschickter Listigkeit Melancholiam habe simuliren wollen und um die De-

speration, so ihn aus nicht erhellender Ursache getrieben, zu dissimuliren, frei offen ins Wasser gesprungen sei vor Aller Augen, da doch sonst Selbstmörder ihr Werk in der Stille zu treiben pflegen", so sei in Anbetracht seines hohen Alters die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es in seinem blöden Kopfe nicht mehr ganz richtig gewesen und ihm ein christlich Begräbniß an der Mauer wohl zu gönnen. Aber daß die Desperation durchaus nicht dissimulirt, sondern im Gegentheil recht augenscheinlich den Leuten gezeigt werden sollte, entgeht dem Pfarrherrn ganz, der sein Schreiben an den Waldherrn schließt: soviel er die Stimmung im Dorfe kenne, würde ein Begräbniß nicht einmal an der Mauer geduldet werden und dürfte es sonach beim Verscharren sein Bewenden haben. Ueber Anton keine Silbe; nicht die leiseste Ahnung scheint dem Seelenarzt gekommen zu sein, daß er an diesem kranken Gemüthe sich gestern durch oberflächliche Behandlung schwer versündigt haben oder etwa gar Ursache gewesen sein möchte, daß er unter dem Scheine eines Rettungsversuches zu Grunde ging. Daß den Pfarrer gleichwohl Gedanken umtrieben über sein Verhältniß zu den beiden Verunglückten, davon liegt der deutliche Beweis in der umständlichen Aufzeichnung, die er uns darüber hinterlassen hat und welche zu seiner Rechtfertigung, aber mit aufrichtiger Wahrheitsliebe verfaßt ist — sonst hätte er sicherlich die sehr unmißverständliche Stelle vom Judas und einiges andere ihm Abträgliche unterdrückt.

Bei allem Leidwesen um den schönen jungen Fremdling freute sich die Bauernschaft gewissermaßen darauf, durch recht zahlreiche Betheiligung an seinem Begräbniß, für welches den Pfarrer eine eigene Abordnung um eine Predigt der höchsten Taxe anging, ihm eine Art Vergütung angedeihen zu lassen. Man ging so weit, es als ein Glück zu preisen, daß er, wie das Gras in den zusammengekrampften Händen bewies, die Leiche des Selbstmörders nicht berührt habe. In Betreff des letzteren legte man sich aus den Aeußerungen des Pastors und des Schulzen die Ansicht zurecht, der Alte habe all' die Jahre her lediglich in dem Vorsatze, sich zwischen die Gräber der Ehrlichen einzudrängen, mit seiner Kinderfreundlichkeit und mit seinem ganzen gutmüthigen Wesen hinterlistig eine Art Erbschleicherei getrieben, und schon wegen dieser Heuchelei und Heimtücke verdiene er seinen Platz nirgend anders als beim „Meister". Auch über das von ihm ungenannter Weise gestiftete Kreuz kam die Volksstimme zu dem nämlichen Entscheid, den schon am Samstag der Schulze gefunden hatte: einem geschenkten Gaul, hieß es, sehe man nicht ins Maul, und das Kreuz könne unbeschadet der Ehrlichkeit der Gräber an seinem Platze bleiben. Dabei aber war die Neugier bis zu dem Grade rege geworden, daß man heimlich untersuchte, ob es wirklich mit der Grabwölbung unterm Sockel seine Richtigkeit habe. Der alte Todtengräber, der kaum mehr seinem Dienste vorstehen konnte und deshalb noch in der Frühe des Begräbnißtages das Grab für Anton nicht fertig geschaufelt hatte, kam, als er's doch endlich zu Stande gebracht, bitterlich sich beschwerend ins Pfarrhaus, daß böse Buben ihm den Possen gespielt, über Nacht den Boden vor dem Kreuze klaftertief aufzuwühlen. Der Pfarrer tröstete ihn, er wolle in einer Ansprache die jungen Bursche auffordern, wieder gut zu machen, was einzelne unter ihnen in Unbedacht gethan hätten, und dem alten Manne die Mühe des Zuschüttens abzunehmen.

Kein Auge blieb trocken, als am Mittwoch Vormittag die leidtragende Versammlung Anton's offenes Grab um-

stand. Der Pfarrer bot alle Mittel der Rührung auf, die man von einem Sermon erster Taxe mit Recht erwarten durfte. Mußte auch Manches aus jener Waldbeichte, was nicht für Jedermanns Ohr taugte, unterdrückt werden, so bot doch dieser allzu früh abgeschlossene Lebenslauf Mittheilbares genug, das eine tiefe Wirkung auf die Zuhörerschaft hervorbrachte: wenn man das Festhalten am väterlichen Bekenntniß und die Folge desselben, den Verzicht auf Herzensglück und Heimathleben, mit dem unglücklichen Ende in der Fremde zusammenhielt, so mußte über diesem Grabe eine Glorie leuchten, als hätte man eine Art Märtyrer hinabgesenkt. In seiner rednerischen Begeisterung kam dem Pfarrer wohl schwerlich die Ironie zum vollen Bewußtsein, daß die ehrenstrenge Gemeinde einem durch Berührung mit der Hirtentochter Verunreinigten nachweinte. Während er nun im höchsten Schwunge die Hörer mit fortriß, erklangen auf einmal hoch über ihren Häuptern die Kirchenglocken ein vollstimmiges Geläute. Alles stutzte. Der Meßner eilte nach der offen gelassenen Kirchthür, aber seine Schlüssel waren abgezogen und die Pforte verschlossen. Nun hörte man auch die Dorfstraße entlang feierlichen Chorgesang, der sich dem Kirchhof näherte; man unterschied Schluchzen und ersticktes Weinen zwischen den wehmüthig zitternden Kinderstimmen, und jetzt erst ward Jeder plötzlich inne, daß bei dem heutigen Begräbniß kein Knabe noch Mädchen sich blicken ließ, da doch sonst die Jugend das Schauspiel einer Bestattung nicht zu versäumen pflegt. Und sieh' da, noch eh' die bestürzten Gemüther recht den Gedanken fassen konnten, daß sie von einer geräuschlos vorbereiteten Kinderverschwörung überrumpelt werden sollten, erschien unter dem steinernen Bogen des alten Kirchhofthors ein mit Kränzen und Gewinden über und über behangener Sarg, von starkgliederigen, halbwüchsigen Knaben getragen, die zögernd und mit flehenden Augen den geweihten Boden betraten, indeß ein langer Kinderzug, die kleinsten Mägdlein in weißen Kleidchen voran, mit stillen Tritten und ohne Gedräng nachrückte und sich um den Sarg zu dichter Schar aufstellte. Viele, schon zuvor ergriffen, fühlten sich gerührt von dem Anblick; doch thaten sich alsbald etliche Eiferer hervor, traten den Kindern entgegen und wollten sie von dannen weisen. Da aber ließen sich, gestützt von anderen Knaben, mit sichtlicher Anstrengung die Träger der Bahre auf die Kniee nieder, und das ganze schluchzende Heerdlein sank ebenfalls zur Erde, und die kleinen Mädchen und Büblein streckten ihre Händchen bittend herüber und alle schauten mit gnadebegehrenden Blicken auf die Alten. Zum Fürsprech aber hatten die kleinen jungen Köpfe, die den Kinderbittgang ersonnen, ein barfuß, blutjunges Dingelchen ausersehen, armer Leute Kind, mit strohgelben Härchen und rosigen Wänglein und kaum erst flügge. Das ward mit flüsternder Aufmunterung vorgeschoben, bis es sich in Gang setzte und mit zaghaften Schrittchen auf den Pastor zuwandelte. Einen zinnernen Teller hielt es in den Fäustchen, darauf die gewichtigen Laubthaler, welche die Kinder auf der Waldmatte gefunden — es mochte die Größeren keine geringe Ueberredungskunst gekostet haben, den kleinen Geizhälsen ihre Beute wieder abzudingen —, und im Gehen stammelte es, wie um das Eingelernte ja nicht zu vergessen, eifrig wiederholend: „Schickt alter Mann, spart." In trippelnder Hast ließ es aber den Teller fallen, stand und schaute verdutzt auf das verstreute Silber, wußte nicht recht, sollt' es aufklauben oder zu weinen anfangen, schickte hülfesuchende Blicke umher und verhüllte dann das Gesicht ver-

legen mit dem Zipfel seines Kleidchens. Darüber verstummte das Geläute, und feierliches Schweigen, nur von leisem Schluchzen unterbrochen, fesselte die Gemeinde.

Aber mittlerweile hatte die Mutter der Kleinen sich durch die Reihen der Weiber gedrängt und rief laut aufweinend: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!“ und lief mit Trostesworten hin zu ihrem Töchterlein.

Und: „Lasset die Kindlein zu mir kommen,“ fiel nun mit raschem Entschlusse der Pastor ein, da er die Zustimmung in Aller Augen las. „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hat er eine Macht zugerichtet um seiner Feinde willen, daß er vertilge den Feind und den Rachgierigen. Die Rache aber ist mein, spricht der Herr, ich will vergelten“ — und so fort in reichlich zuströmenden Bibelsprüchen, die ja einem wackeren Prediger wie dienende Engel in hülfreichen Legionen sich einstellen, wenn der Geist Gottes aus einer schönen Menschenthat ihn anweht, daß er mit Zungen redet und doch in ewig neuer Wendung nichts Anderes sagt als: Kindlein, liebet euch unter einander.

Auf einmal wich die andächtig und freudig zuhörende Menge scheu aus einander, und in der stummen Menschengasse wankte, mühselig sich aufrecht haltend, die nothdürftig bekleidete Gestalt des Schulzen auf den Pfarrer zu und schrie mit heiserer Stimme: „Was ist das für ein Gaukelspiel? Ist das ganze Dorf närrisch worden oder hat es seiner Ehre vergessen? Müssen die Kranken vom Bette aufstehen, damit nicht gar die da drunten sich rühren, die Schmach abzuwehren? Noch bin ich Schulze, und so lang' ich lebe, kommt mir kein Unehrlicher auf den Kirchhof.“

Er war zu fieberschwach, sich länger aufrecht zu halten, und ließ sich händezitternd an einer Schaufel, die neben Anton's offenem Grabe stak, auf den Erdhügel nieder. Die Gemeinde stand bestürzt, getheilt. Der Pfarrer ward mit Schrecken inne, daß er, der klug sich fügende, den Verhältnissen Rechnung tragende, aus Nachgiebigkeit gegen die Volksstimmung sich zu einer Auflehnung hatte hinreißen lassen gegen die Heiligthümer, welche freilich die Menge selber in einer edlen Wallung verleugnet hatte, zu denen sie aber im nächsten Augenblicke reuig zurückkehren konnte; wenn dies geschah, wenn die altväterliche Ehrlichkeit siegte, dann stand seine eigene, stand seine Amtsehre und all' das auf dem Spiel, was ihm den Antrieb zu seinem bisherigen Verhalten gegeben hatte. Daß nebenbei etwas in seinem Herzen sich empörte gegen die starre, erbarmungslose Abgötterei dieses Ehrlichkeitswahnsinns und er „schier mit Ohren hörbar den Ruf des Herrn vernahm“, wollen wir seiner aufrichtigen Relation gern glauben.

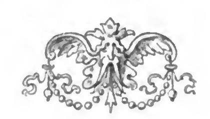
„Wer gebeut hier, ihr Brüder in Jesu Christo?“ rief er mit zürnend erhobener Stimme. „Wer darf diese Stätte, die des Herrn ist, zur Mördergrube machen? Tritt nicht herzu, rief Jehovah aus dem brennenden Busche, denn der Boden, da du auf stehest, ist heiliges Land. Wenn's denn um Ehrlichkeit ist, wohlan: wer unter euch ist ehrlich? Glaubet nicht, daß ich im Bild und Gleichniß rede; nein, ich meine in allem Ernste, was diese Worte sagen und wie sie heißen: Niemand ist unter euch, der nicht angesteckt sei von der Seuche, die ihr ärger scheuet als Sünd' und Tod. Ja, murret nur und sträubet euch: es ist doch nicht anders.“

Und nun sprach er mit feierlich gemessener Betonung Worte, deren Sinn und Bedeutung der in stierem Brüten kauernde Schultheiß nicht so bald begriff, als ihm unbändige Fieberkraft wuchs, daß

er mit wildem Sprunge hoch aufgerichtet stand und dann, nachdem er mit Drohgeberde das Grabscheit gegen den Pastor geschüttelt, sich durch die Menge Bahn brach bis zu den Gräbern der Seinigen, allen Zuspruch einiger Befreundeten rauh von sich weisend. Was aber der Pfarrer vortrug, das war die Geschichte von der heimlichen Zuflucht des Schulzensohnes, die Mangold ihm am Sonntag in der Beichte vertraut hatte: wie der alte Spielmann barmherzig den von Allen Ausgestoßenen beherbergt, genährt, getröstet, aber dadurch zufolge der landläufigen Ehrlichkeitsmeinungen den geistigen Aussatz auf seine eigene Person überkommen habe, welcher nachher wohl von jenem, aber nicht von ihm durch die feierliche Fahnenschwenkung hinweggethan worden sei; wie ferner in nothwendiger Fortwirkung alle Kinder, die zu ihm hinausgegangen, jeder andere Besuch, der bei ihm vorgesprochen, und weiterhin jeder Einzelne, der mit jenen in Berührung trat, d. h. thatsächlich die ganze Bauernschaft, von der Unehrlichkeit angesteckt sei; wie namentlich der ehrlich gesprochene Schulzensohn, da er in seiner späteren Gemüthsverdüsterung neuerdings Zuflucht in der Waldhütte gesucht, die abgethane Unreinigkeit wiederum sich zugezogen, mithin im Tode auch den Kirchhof unehrlich gemacht habe.

Längst hörte der Schultheiß nicht mehr zu, sondern wühlte drüben, außerhalb des Ringes, mit glühender Hast an den Gräbern seiner Angehörigen umher, indem er vor sich hinzischte: „Wachet auf, ihr da unten, wir wandern aus!“ Der Pfarrer aber ließ sich nicht irre machen. Neben ihm stand ein Geselle des todten Anton und hielt eine Trauerstandarte mit dunklen Flören. Die ergriff der Geistliche und sprach: sie sollten nur getrosten Muthes sein; habe der Amtmann mit seiner Fahne Macht über die Unehrlichen besessen, so halte er als Diener Gottes noch ein ganz anderes Panier, die Siegesfahne des Heilands, die genugsam sei, die Sünden und Gebrechen einer ganzen Welt zu decken und zu tilgen. Und im Namen dessen, der gesagt: die Aussätzigen werden rein und den Armen wird das Evangelium gepredigt, schwang er dreimal die wallenden Wimpel über die Gemeinde zur Entsühnung. Dann hatte die Trauerfeier ihren Fortgang, und die Bauern griffen willig mit an, Mangold's Sarg in die Wölbung unterm Kreuz zu bringen.

Als dann Alles vorüber war und die Augen der Leute sich wieder dahin und dorthin wandten, sieh' da fand man über seines Sohnes Grabhügel hingesunken ..... Hier bricht unsere Vorlage ab. Viel kann es nicht sein, was noch auf den abgerissenen Blättern stand, es sei denn, daß der Pfarrer wie für sein furchtsames Nachgeben, so auch für seine kühne Eigenmächtigkeit eine umständliche Rechtfertigung nöthig erachtet hätte. Mangold's Geist hat wohl Niemand nachher nächtlicher Weile unterm Kreuze sitzen sehen; aber damals, bei der rührend auferbaulichen That seiner geliebten Kinder, ahnten Alle, daß sie seiner einen Hauch verspürt.





Giotto.

Von

Alfred Woltmann.



on allen Culturvölkern des Abendlandes ist Italien am spätesten zu einer eigenen Sprache und Literatur gelangt, aber schon wenige Jahrzehnte nach den ersten Anfängen sehen wir hier die nationale Dichtung seit dem Auftreten Dante's in einer Ausbildung, welche die Leistungen aller anderen Völker an Form und geistigem Gehalt weit überstrahlt. Ein ähnlicher Verlauf tritt uns auch in der Geschichte der bildenden Kunst in Italien entgegen. Uns gilt Italien vorzugsweise als Kunstland, aber die Entwickelung, welche es in Wahrheit zu einem solchen gemacht hat, hebt doch erst mit dem Ende des Mittelalters an. Während diesseits der Alpen sich die Kunst des romanischen Stiles heranbildete, später der gothische Stil ins Leben trat, war in Italien trotz alles Nachlebens der antiken Bildung und Kunstfertigkeit, die auch in ihrer Entartung noch bedeutend waren, trotz aller Gunst der Natur, trotz aller Begabung des Volkes eine selbständige und consequente Kunstentwickelung bei der Erschlaffung des Volkes, der Auflösung aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, der allgemeinen sittlichen Verwilderung nicht möglich. Und wenn auch der Architektur noch das unmittelbare Fortwalten altchristlicher Tradition, die Reste antiken Formensinnes, die Materialpracht zu Statten kamen, so war es mit den Leistungen der Plastik und Malerei desto schlechter bestellt. Sie blieben hier länger auf einer Stufe der Formlosigkeit und barbarischen Rohheit. Besseres war nur durch Import zu gewinnen, und so führten denn auch die großen Handels- und Seestädte häufig Kunstwerke und Kostbarkeiten aus der „königlichen Stadt“ Constantinopel ein, bestellten dort Altäre in Goldschmiedearbeit mit Email, wie die berühmte Pala d'oro in S. Marco zu Venedig, oder Erzthüren, wie die zu Amalfi, Atranti, Salerno, Monte Casino; mitunter ließ man sogar, wie das der große Abt Desiderius von Montecassino (nach 1066) that, Arbeiter in bestimmten Techniken, etwa in Mosaik, von dort kommen. Infolge davon ließ nunmehr auch die eigene Production an vielen

Stellen den byzantinischen Einfluß erkennen, mußte aber mit dem Glanze, der monumentalen Würde und dem technischen Geschick der christlich-griechischen Kunst auch die Erstarrung, in welche diese damals zu versinken begann, in den Kauf nehmen und begnügte sich demnach mit einer nur durch Tradition bestimmten Formensprache ohne eigene Empfindung und selbständige Anschauung.

Freilich steht die Sache nicht so, wie die ältesten Geschichtschreiber der italienischen Kunst, Lorenzo Ghiberti im 15. Jahrhundert und Giorgio Vasari im 16., sie schildern, als ob bis in das 13. Jahrhundert die ganze Production in den Händen von Griechen gewesen sei und nun die ersten Meister eines neuen italienischen Kunstaufschwungs, Niccola Pisano und Cimabue, von Griechen gelernt, aber diese dann übertroffen hätten. Die Production lag vielmehr damals, höchstens mit vereinzelten Ausnahmen, in den Händen von Italienern, aber dieselben standen unter dem Banne byzantinischer Manier, und die Auseinandersetzung mit dieser wurde jetzt zur Aufgabe. Die Plastik war mit Niccola Pisano vorangegangen, wie immer auf noch primitiven Kunststufen, denn die malerische Darstellung auf der Fläche ist ein complicirteres Verfahren, das größere Abstraction erfordert. Bald aber trat die Malerei entschiedener in die erste Linie. Cimabue, der Meister Giotto's, in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts zu Florenz thätig, brachte es noch ebenso wenig wie sein großer Senesischer Zeitgenosse Duccio zu einer wirklichen Ueberwindung der griechischen Manier, vielmehr nur zu einer Modification derselben. Die entscheidende Wendung trat erst mit Giotto selbst ein, von dem sein Nachfolger Cennino Cennini gesagt hat, er habe die Kunst des Malens aus dem Griechischen ins Lateinische übertragen. Er ließ sie in der That zuerst die nationale Sprache reden, ebenso wie durch seinen Zeitgenossen Dante die Volkssprache in der Literatur ihren Platz gewann.

Die Heimath Beider war Florenz, der blühendste Freistaat in Mittelitalien. Aus dem Städteleben ging das neue Culturleben Italiens hervor. Hier hatte sich, im Gegensatze zu dem mittelalterlichen Feudalstaat, der als fremde Einrichtung nach Italien übertragen worden war, die Städtefreiheit am frühesten entwickelt. Freilich war infolge davon nur die Stadt der Staat, der Mensch, wie im Alterthum, vorzugsweise Stadtbürger. Seit dem Untergange des alten Kaiserthums im Kampfe der Hohenstaufen mit dem Weltherrschaftsbegehren der päpstlichen Gewalt war auch die Möglichkeit einer staatlichen Einigung Italiens, die Friedrich II. erstrebt hatte, zu Grunde gegangen. Hatten sich die Städte im Kampfe gegen die Kaisermacht um das Papstthum geschart, so war doch gerade dieses, das eine Universalmacht zu sein verlangte, ohne wahre nationale Grundlage. Es hatte Italiens Centralisirung unter dem Kaiserthum hindern können, war aber seinerseits nicht fähig, eine neue einheitliche Organisation des Landes zu begründen. Unmittelbar auf die weltlichen Triumphe des Papstthums folgte sodann der Rückschlag. Daß es in die Parteikämpfe hineingezogen worden, untergrub seine innere Autorität, bis endlich seine Ansprüche an derjenigen Macht, auf die es sich eben noch gestützt hatte, scheiterten und es für lange Zeit in die Abhängigkeit vom französischen Königthum gerieth, in die „babylonische Gefangenschaft“ nach Avignon wanderte.

So war Italien zerrissener als je, der Süden eine Beute der französischen Fremdherrschaft, welche die selbständige und reiche Cultur der Hohenstaufenzeit niedertrat, Mittel- und Norditalien in fortwährendem Kampfe zwischen den einzelnen Landschaften, Städten, Feudalherren. Ueberall standen sich Guelfen und Ghibellinen gegenüber, selbst in den einzelnen Gemeinwesen wütheten fortwährende Parteikämpfe. Vielfach fielen, wie in Norditalien, in Bologna, Padua, Verona, die Städte dadurch Usurpatoren in die Hand, aber auch die großen Communen Mittelitaliens, Florenz, Siena, die sich aufrecht hielten und ihre Freiheit bewahrten, litten durch das Parteiwesen, die Umwälzungen, die geringe Stabilität der Verfassung.

Dennoch stand die städtische Demokratie als eine höhere Culturmacht da. Sie beruht auf der Gemeinschaft freier Menschen, die sich selbst regieren. Freie Arbeit in Handel und Gewerbe ist die

Grundlage der Existenz, die Quelle des Wohlstandes, dieser aber wird bei kluger Wirthschaftlichkeit der Schlüssel zu den edleren Gütern des Lebens. Zu dem feineren Genusse des Daseins gehört auch dessen künstlerischer Schmuck, dieser aber verherrlicht nicht etwa bloß als Luxus die private Existenz reicherer und bevorzugter Classen, sondern gehört dem gesammten öffentlichen Leben blühender Gemeinwesen an. Schöpfungen monumentalen Charakters werden hervorgerufen, die dem Aermsten und Geringsten so gut wie dem Vornehmsten vor Augen stehen. Das bürgerliche Selbstgefühl verlangt danach, sich in Kunstwerken auszusprechen, und selbst Werke von kirchlicher Bestimmung werden zugleich als öffentliche Denkmäler des Gemeinwesens behandelt und angesehen.

Der Geist der bürgerlichen Freiheit ist zugleich die Lebensluft der italienischen Kunst; die Künstler, dem Bürgerstande angehörig und aller seiner Rechte theilhaft, bewähren sich auch in ihrem Schaffen als freie Menschen. Der Freiheitsdrang der Italiener, der im wirklichen Leben und Handeln von Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit untrennbar ist und daher zu Gewaltsamkeit, Zuchtlosigkeit und Frevel führt, tritt uns auf dem künstlerischen Gebiete in seiner idealen Bedeutung entgegen. Die Fähigkeit zu selbständigem Streben, das der mittelalterlichen Abhängigkeit von der Autorität ein Ende macht, ist in Italien eher als in anderen Ländern entwickelt. Zugleich kommen die natürlichen Vorzüge des Landes der Kunst zu Statten: die Segnungen des Klimas, die Reize der Natur. Hier sieht sich der Mensch unabhängiger von Noth und Sorge gestellt, und die materiellen Bedürfnisse des Lebens sind mit geringerer Mühe und Anstrengung zu befriedigen. So gelangt er eher zur freien Lust am Dasein, zu jener Muße, welche die Voraussetzung des künstlerischen Schaffens wie der Genußfähigkeit ist. Mehr und mehr bildet sich in den Italienern diejenige Eigenschaft, welche sie vorzugsweise zum Kunstvolke macht, aus: die Fähigkeit, das Geistige in der sinnlichen Gestalt zu fassen.

Die Kunst und die Dichtung sind zugleich die Mächte, welche das, was dem damaligen Italien an realer Einheit mangelt, in idealer Hinsicht ersetzen. Sie sind die Aeußerungen eines Culturlebens, das sich zu einem gemeinsamen herausbildet. Geht auch die neue Kunstbewegung von einzelnen Gegenden und Orten aus, während weite Gebiete sich rein passiv verhalten, so kommt sie doch dem ganzen Lande zu gute. Die Künstler, wenn sie auch im bürgerlichen Zunftverbande ihrer Stadt stehen, führen großentheils ein Wanderleben, da oder dort nehmen Kirchen und Klöster, Gemeinden und Privatleute, Päpste und Landesfürsten sie in Dienst; überall, von Padua bis Neapel, von Pisa bis Rimini, sind sie beschäftigt. Wie Dante's göttliche Komödie durch alle Kreise in Italien dringt, die politischen Kämpfe, die Glaubensvorstellungen, die Gesinnungen der Zeit offenbart und allgemeines Eigenthum der Phantasie wird, so richtet sich auch die Malerei der Zeit und besonders Giotto's Schaffen an das ganze Volk Italiens und läßt dessen eigenste Empfindung und Anschauungsweise zum Ausdruck kommen.

Giotto, der Sohn eines Landmannes Bondone, war geboren zu del Colle in der Gemeinde Vespignano bei Florenz. Vasari giebt 1276 als sein Geburtsjahr an, aber neuerdings ist auf eine ältere Quelle aufmerksam gemacht worden, in der wir eine andere Angabe finden. In Antonio Pucci's Centiloquio, einer gereimten Bearbeitung von Giovanni Villani's Florentiner Chronik, wird gesagt, daß Giotto siebzig Jahre alt gestorben sei, und danach würde sein Geburtsjahr um 1266 fallen.

Diese Aussage eines Zeitgenossen verdient Vertrauen, und nach ihrem Resultate ist Giotto wirklich, wie Vasari sagt, ein Altersgenosse Dante's. Beide waren außerdem Mitglieder derselben Zunft, denn Dante hatte sich in die Gilde der Aerzte und Apotheker, welcher die Maler angehörten, aufnehmen lassen. Für persönliche Beziehungen zwischen ihnen giebt es Belege. Wenn aber Vasari an die Spitze aller Werke Giotto's, von denen er redet, ein Wandbild in der Capelle des Palazzo del Podestà zu Florenz stellt, auf welchem der Maler seinen Freund Dante neben Corso Donati und Brunetto Latini abgebildet habe, so liegt hier ein Irrthum zu Grunde. Gaetano

Milanesi hat dies, zuletzt im ersten Bande seiner neuen Vasari-Ausgabe, mit überzeugender Gründlichkeit dargethan. Seinen Argumenten kann noch beigefügt werden, daß eine Quelle, die Crowe und Cavalcaselle für Vasari's Angabe citiren, sehr unsicherer Natur ist, nämlich einige Verse, die eine Schilderung dieser Darstellung zu enthalten scheinen, angeblich aus Pucci's erwähnter Reimchronik. Aber dieselben kommen weder in dem angegebenen Gesange noch in den vier Bänden des Centiloquio überhaupt vor und können sogar in ihm nicht vorkommen, weil sie ein Theil eines Sonetts sind, die Chronik aber in Terzinen geschrieben ist.

Freilich befand sich einst ein von Giotto gemaltes Bildniß Dante's im Palazzo del Podestà, aber nicht auf einem Wandbilde, sondern auf der Altartafel der Capelle, auf der, nach dem Zeugniß eines Autors aus dem 14. Jahrhundert, des Filippo Villani, Giotto sich selbst aus dem Spiegel und daneben Dante abgebildet hatte. Jener bekannte Kopf, den man, stark restaurirt, im Palazzo del Podestà, dem jetzigen Museo Nazionale, an der Wand sieht, und der oft reproducirt und manchen Ausgaben der Göttlichen Komödie oder Büchern über Dante als Titelkupfer beigegeben ist, kann allenfalls ein Bildniß des jugendlichen Dante nach einem älteren Vorbilde sein; aber auch das ist unsicher, ja sogar unwahrscheinlich. Jedenfalls ist er aber kein Original von Giotto's Hand, denn diese Wandmalereien wurden, wie aus Inschriften an der Fensterwand hervorgeht, erst nach dem Tode Giotto's, in der zweiten Hälfte des Jahres 1337, ausgeführt.

Auf recht künstliche Weise mußten die, welche Vasari glaubten, sich die Darstellung Dante's neben Corso Donati zu erklären suchen, der in dem erbitterten Streite zwischen den Parteigenossen der Familien Cerchi und Donati, den „Weißen“ und den „Schwarzen“, als Haupt der letzteren Dante's politischer Gegner war. Da man auf dem Bilde einen Cardinal mit dargestellt sah, erklärte man diesen für den Cardinal Matteo d'Aquasparta, den Papst Bonifacius VIII. im Jahre 1300 nach Florenz geschickt hatte, um Frieden zwischen den Parteien zu stiften. Als ein Denkmal dieses Friedens sollte das Bild entstanden sein. Hätte der Cardinal nur etwas ausgerichtet und Veranlassung zu solchem Denkmal gegeben! Aber er hatte seine Mission nur dazu benutzt, um gegen die Weißen zu intriguiren, und die Stadt dann verlassen, nachdem er sie in Bann gethan. Die Unruhen wurden jetzt nur um so heftiger, bis Karl von Valois, der Bruder des Königs von Neapel, am 3. November 1301 zur Hülfe für die Schwarzen in Florenz einzog und nun die Verbannung der Weißen, Dante's unter ihnen, erfolgte. Für die Entstehung des Bildes in der Zeit jener Mission, für eine auf diese bezügliche Bedeutung und für die Darstellung Aquasparta's in jener Cardinalsfigur giebt es nicht den mindesten Beleg. Das Gemälde, einem Jüngsten Gerichte gegenüber, ist vielmehr eine Darstellung aller Heiligen in Verehrung der Gottheit, und den Heiligen sind die Seligen beigesellt, wie immer durch Vertreter aller Stände, Geistliche und Weltliche, veranschaulicht.

Ueberhaupt kann man Giotto's Anfänge heute nicht in Florenz, wo er unter Cimabue seine Schule durchgemacht hatte, kennen lernen. Mag auch Vasari gleich nachher seine Werke in der Kirche Santa Croce daselbst beschreiben, so gehören doch diese, soweit sie erhalten sind, sämmtlich der spätesten und reifsten Zeit des Meisters an. Giotto's früheste Werke, die uns erhalten sind, finden wir an derselben Stelle, an der uns auch Cimabue in monumentalen Malereien vor Augen steht, in S. Francesco zu Assisi.

Im Jahre 1226 war der heilige Franciscus gestorben. In einer Epoche, in der die Kirche vom Streben nach Weltherrschaft durchdrungen war, hatte die innige Frömmigkeit seines Herzens ihn ganz andere Wege geführt. Er hatte die Weltentsagung des Urchristenthums zum Princip erhoben. Demuth, hinreißende Wärme, schwärmerische Selbstlosigkeit waren die Mittel seines Erfolges. Er überwand das Mißtrauen der Curie und den Spott der Welt. Der Orden, den er gründete, errang bald einen gewaltigen Einfluß, indem er in einer Zeit demokratischer Bewegung sich ganz auf demokratische Grundlage stellte, verbreitete sich durch alle Länder, drang

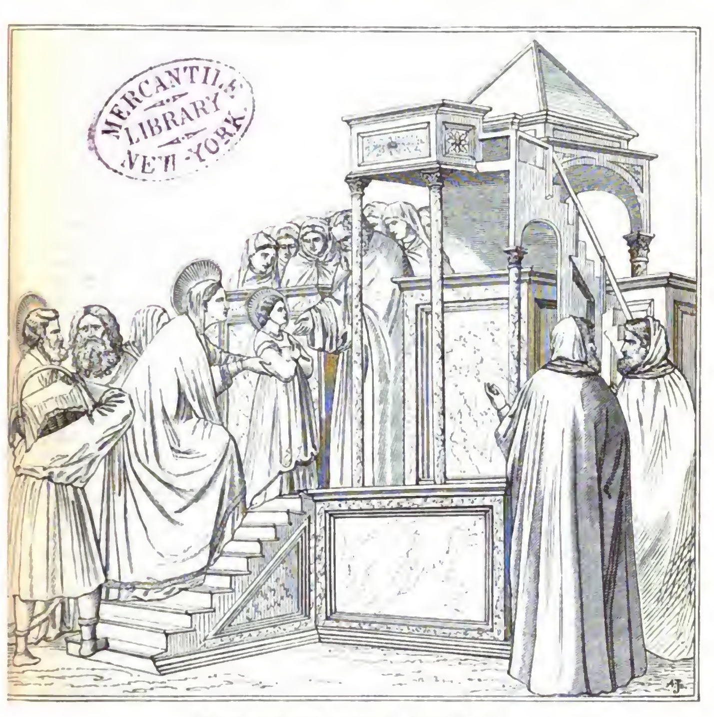
in das Weltleben ein und verstand auch die Laien an sich zu ketten. Armuth war die erste unter den Ordensregeln; dennoch begann schon zwei Jahre nach dem Tode des heiligen Franciscus an seinem Geburtsorte ein Prachtbau, zu welchem die Beisteuern aus allen Ländern flossen. Westlich von der auf hohem Bergesrücken gelegenen Stadt ist das Kloster auf mächtigen Substructionen herausgebaut, und die Kirche, die erste Leistung des gothischen Stils in Italien, verkündet schon durch ihre Anlage, daß sie zugleich Grabkirche des Ordensstifters ist. Ueber der niedrigen, düsteren, gruftartigen Unterkirche, welche sich dem wallfahrenden Volke erschließt, erhebt sich lichter, freier und höher die einschiffige Oberkirche. Im Jahre 1253 erfolgte die Weihe des Baues. Aber erst später geschah die bildliche Ausschmückung, die weit bis in das 14. Jahrhundert fortdauerte und an der viele Generationen von Künstlern Theil genommen haben.

Im Langhause der Oberkirche hatte Cimabue in zwei Reihen seitwärts von den Fenstern Bilder aus der Genesis und dem Evangelium ausgeführt. Nun war Giotto beauftragt, in einer dritten Reihe, die als Sockel unterhalb der Fenster entlang lief, das Leben und Wirken des heiligen Franciscus darzustellen, das damit also gewissermaßen in Parallele mit dem Leben Christi gesetzt ward. Nach Vasari erfolgte diese Arbeit auf Bestellung des Ordensgenerals Fra Giovanni di Muro della Marca, der diese Würde im Jahre 1296 antrat. Während die Malerei es sonst mit Gegenständen zu thun hatte, deren Auffassung durch die Tradition vieler Jahrhunderte festgestellt war, bekam Giotto hier eine neue Legende zu behandeln. Schriftlich war sie zunächst durch unmittelbare Nachfolger des Heiligen, durch Thomas de Celano (1229), durch die sogenannten „drei Genossen", Leo, Rufinus und Angelus, dann durch den schon ferner stehenden Bonaventura (1263), festgestellt worden. Aber hier erfolgte zuerst eine zusammenhängende bildliche Fixirung im Auftrage des Ordens selbst. Giotto ertheilte dem Gegenstande das Gepräge, mit dem er von nun an durch die Welt ging. Als er später, auf der Höhe seines Schaffens, für die Franciscanerkirche zu Florenz Gegenstände aus derselben Legende zu malen hatte, brauchte er vielfach nur auf die Motive seiner Jugendbilder zurückzugreifen; aber selbst die Maler und Bildhauer der Renaissance folgten bei diesem Thema immer noch seiner Spur. Scenen aus der Jugendgeschichte des Franciscus, seine Wohlthätigkeit mitten im Weltleben, die Verehrung, die ihm von Einfältigen erzeigt wird, machen den Anfang. Dann folgen der bedeutende Moment, in welchem er, auf allen irdischen Besitz verzichtend, von seinem Vater sich lossagt; der Traum Innocenz' III., der den wankenden Lateran durch den unscheinbaren Bruder gestützt sieht; die Bestätigung der Ordensregeln durch den Papst; verschiedene Prophezeiungen und Wunder, wobei zu bemerken ist, daß in diesen bildlichen Darstellungen Manches als eigentliches Wunder gemeint ist, was in den ältesten Erzählungen nur als psychologisch merkwürdiger Vorgang berichtet wird. Wir sehen das Erbieten zur Feuerprobe vor dem Sultan, die Stigmatisation auf dem Berge Alverno, die Predigt vor Honorius III., den Tod des Franciscus, seine Heiligsprechung, die Wunder, welche der Gestorbene verrichtet. Der Stoff ist nicht immer günstig. Vieles ist schwer darstellbar, Manches allzu schwärmerisch und sentimental, aber es kommen auch Scenen voll dramatischen Lebens vor, in denen Giotto's psychologischer Scharfblick, von dem wir noch reden werden, zur Geltung gelangt.

Bald eröffnete sich für Giotto's Wirken ein neuer, noch bedeutenderer Schauplatz, Rom, wo seine Thätigkeit um die Jahre 1298 bis 1300 constatirt ist. Es war die Zeit Bonifacius' VIII., der den frommen und einfältigen Eremiten Petrus de Murone, welcher später als Papst Cölestin heilig gesprochen wurde, vom päpstlichen Stuhl herabgestoßen hatte und nun das Papstthum mit aller Majestät der Weltherrschaft umgab. Nur noch ein spärliches Fragment ist von den Wandbildern übrig, die Giotto in der Loggia des Lateranpalastes ausgeführt hatte. An einem Pfeiler der Laterankirche sieht man jetzt das Bild Papst Bonifacius' VIII. eingemauert, wie er das Jubiläum des Jahres 1300 verkündigt. Auch dieser geringe Rest ist immerhin ein Denkmal jener neu belebten

Institution, welche aus allen Ländern ein dichtes Volksgewimmel nach Rom gelockt und der Curie reiche Schätze eingetragen hatte.

Im Uebrigen war Giotto's Patron in Rom der Cardinal Jacopo Gaetano Stefaneschi, ein bekannter lateinischer Poet jener Zeit und ein lebhafter Kunstfreund. Er ließ im Jahre 1298 von Giotto die Mosaik der „Navicella", Christus auf dem Meere wandelnd und die Jünger im Schiffe, ausführen, die sich heute in der Vorhalle der neuen Peterskirche befindet, aber so stark restaurirt, daß der alte Charakter dahin ist. Die Wandbilder in St. Peter, welche der Cardinal durch Giotto malen ließ, sind selbstverständlich mit der alten Basilika zu Grunde gegangen, noch besteht aber ein Altarwerk für dieselbe Kirche, das, in einzelne Theile zerlegt, heute in der Stanza Capitolare der Sacristei bewahrt wird. Ausdrücklich sei aber erwähnt, daß die gefälligen Miniaturen in der für denselben Cardinal hergestellten Handschrift eines Missale nebst der von ihm verfaßten Georgslegende, im Archiv der Canonici von St. Peter, nicht von Giotto herrühren. Einem Giotto, einem Simone von Siena werden derartige Arbeiten ebenso wie den großen



Darstellung Maria's im Tempel. Padua, Arena.

flandrischen Malern des 15. Jahrhunderts, z. B. einem Memling, immer nur durch willkürliche Taufe zugeschrieben. Die Illuminirkunst bildete ein besonderes Gewerbe, das in anderen Händen lag.

Mit dieser Ausnahme aber sehen wir Giotto zu Rom in allen Techniken thätig, welche der Malerei zur Verfügung standen. Stellte er zunächst ein Mosaikbild her, so war dabei freilich nur die Anfertigung des farbigen Cartons und die Beaufsichtigung der Arbeiter, die nach diesem eine Copie in zusammengefügten farbigen Glasstiften zu machen hatten, seine Aufgabe. Die Kunst der Mosaik, die älteste Gattung monumentaler malerischer Decoration in Italien, war damals namentlich in Rom noch immer traditionell und blieb an Pracht und Dauerhaftigkeit unübertroffen. Aber ihre Zeit war doch fast abgelaufen, denn den Meistern, von welchen neue Impulse ausgingen, besonders einem Giotto, mußten Techniken willkommener sein, bei denen auch die Ausführung in ihrer Hand lag.

Immer lebhafter wurde die Tafelmalerei betrieben, welche vorzugsweise Altarbilder für die Kirchen herstellte. Die Mensa mit dem Ciborium, das heißt der einfache Altartisch mit baldachinartigem, säulengetragenem Ueberbau, wurde im späteren Mittelalter durch den Altar mit fester Rückwand ersetzt. An Stelle der kostbaren Reliquiarien, welche auf den Altären zu stehen pflegten, traten nunmehr gemalte Tafeln, zu dreien, zu fünfen oder in noch größerer Zahl zusammengefügt, in gothischer Umrahmung, manchmal, wie Giotto's erwähntes Altarstück in St. Peter, auch auf der Rückseite bemalt. Repräsentirende Andachtsbilder, ein thronender Christus oder eine Madonna in der Mitte, einzelne Heilige, seltener biblische oder legendarische Scenen, bildeten die Gegenstände. In der architektonischen Einfassung, an den Pilastern, in den Spitzgiebeln fand sich meist noch für kleinere Nebenbilder, Figuren oder Büsten von Engeln und Heiligen, Raum. Die Technik bestand in der Malerei in Tempera, das heißt mit Ei und Feigenmilch als Bindemittel, und stets hoben sich die Farben vom Goldgrunde ab, so daß diese Bilder sich deutlich als das, was sie waren, erwiesen, als ein Ersatz für Goldschmiedearbeiten mit Email. Erreichten sie diese Vorbilder nicht an Kostbarkeit, so übertrafen sie dieselben doch bald an selbständigem künstlerischen Werthe. Die Zahl von Giotto's erhaltenen Tafelbildern ist nicht groß. Außer dem erwähnten Altar, der auf der Hauptseite den thronenden Heiland nebst dem knieenden Stifter und seitwärts die Martyrien von Petrus und Paulus, auf der Rückseite den thronenden Petrus und Heilige darstellt, ist namentlich die Krönung der Maria mit Heiligen und Engeln auf den vier Seitentafeln in S. Croce zu Florenz hervorzuheben.

Aber auch die besten Tafelbilder sind trotz allen Glanzes und aller Zartheit der Durchführung doch noch keine wirkliche Offenbarung von Giotto's Genius. Diese gewährt nur die Wandmalerei. In ihr war die Behandlung ebenso breit wie in der Tafelmalerei fein, der Maßstab groß und das einzelne Bild nur der Theil großer cyklischer Compositionen, welche die einheitliche Decoration eines Raumes bildeten. Hatte die Gothik im Norden die Wandfläche beseitigt, so war sie in Italien auch unter der Herrschaft des gothischen Stils erhalten geblieben, der hier nicht mit allen seinen Consequenzen, vielmehr nach den nationalen Ansprüchen und den Bedingungen des Klimas modificirt, eingedrungen war. Für die Malerei war dieser Umstand von entscheidender Bedeutung. Die Technik, welche Giotto in der Wandmalerei anwendet, ist das Fresco, die Malerei auf nassem Kalk, welche ein entschiedenes, rasches Arbeiten, ehe der für einen Arbeitstag aufgelegte Bewurf getrocknet ist, ohne Unsicherheit und nachträgliches Aendern, verlangt, dann aber auch durch die Klarheit der Farbenwirkung und die relative Dauerhaftigkeit, bei der unlösbaren Verbindung der Kalkschicht und der mit ihr gemeinschaftlich trocknenden Farben, lohnt. In den Wandmalereien zu Assisi scheint diese Technik noch nicht ausgebildet, vielmehr das alte Verfahren der Malerei „al secco“, auf trockenem, nur angefeuchtetem Kalk, verwendet zu sein; dann aber wurde Giotto der Frescotechnik Herr, die er als große Erbschaft seinen Schülern hinterließ.

Giotto's größtes erhaltenes Werk dieser Art ist die Ausmalung der Capella dell' Arena, so genannt, weil sie auf dem Boden des antiken Amphitheaters liegt, zu Padua. Die von einem vornehmen Bürger der Stadt, Enrico degli Scrovegni, gestiftete Capelle war 1303 im Bau vollendet, und nunmehr, also bald nach der Wirksamkeit in Rom, mag Giotto's Arbeit hier begonnen haben. Im Jahre 1306, bei Dante's Aufenthalt in Padua, war er hier noch in Thätigkeit und erwies diesem Gastlichkeit in seinem Hause, wenn wir einer Erzählung von dem Zusammentreffen beider Männer bei dem Dante-Commentator Benvenuto da Imola (um 1376) glauben dürfen. Auch von anderen Arbeiten, die Giotto in Padua ausgeführt, sprechen ältere Nachrichten, wenn auch die Angabe des Michele Savonarola (Commentariolus de laudibus Patavii, 1440), daß er hier den größten Theil seines Lebens zugebracht habe, übertrieben ist.

Das einschiffige Langhaus der Capella dell' Arena ist einheitlich von ihm decorirt. Das Gewölbe enthält Brustbilder von Christus, Maria und Propheten. An den Wänden ziehen sich in drei Reihen 38 Bilder aus der Marienlegende und dem Evangelium entlang. Auf die Geschichte von Maria's Eltern, von ihrer Verheißung, wunderbaren Geburt und Vermählung folgt die Geschichte Christi, seine Kindheit, sein Wandel und seine Wunder, sein Leiden, die Erscheinungen des Auferstandenen, zuletzt die Ausgießung des heiligen Geistes. Kleine Zwischenbilder in den ornamentalen Umrahmungen, meist aus dem alten Testamente, und dann typologisch, als Vorbilder bestimmter Ereignisse des neuen Testamentes, gefaßt, mitunter auch aus dem Physiologus, der mittelalterlichen Thierfabel mit ihren Hindeutungen auf die christliche Heilslehre, wie der Löwe, der seine Jungen durch seinen Hauch belebt, neben dem Auferstandenen vor Magdalena, ergänzen die größeren Darstellungen. Der Sockel enthält grau in grau gemalte Personificationen der Tugenden und der Laster. Das jüngste Gericht nebst Paradies und Hölle nimmt die ganze Eingangswand ein, eine Stelle, für welche eine Darstellung dieses Inhaltes traditionell war. So ist hier ganz im Sinne des Mittelalters der Gesammtinhalt der christlichen Lehre in der Decoration eines Raumes ausgesprochen.

Unter den übrigen Wandmalereien von Giotto, die bis auf uns gekommen sind, seien die Deckenbilder mit den Evangelistenfiguren in einer Capelle der Basilica S. Giovanni Evangelista zu Ravenna erwähnt. Dann war er nochmals in reiferer Zeit zu Assisi thätig und malte hier in dem Querhause der Unterkirche einige Scenen aus dem Evangelium, die in der Auffassung vielfach den Bildern in Padua nahe stehen, und aus der Franciscuslegende, ferner am Gewölbe der Vierung vier Gemälde allegorischen Charakters, von denen in der Folge die Rede sein wird. Giotto's späterer Zeit gehören dann auch seine in Florenz befindlichen Arbeiten an, und auch hier wurde er ganz besonders für das Franciskanerkloster Santa Croce beschäftigt. Vasari schildert vier von ihm gemalte Chorcapellen; in zweien von diesen konnten in neuerer Zeit die Fresken wieder aufgedeckt werden; die eine, von der Familie Peruzzi gestiftet, enthält Darstellungen aus der Legende Johannes des Täufers und derjenigen Johannes des Evangelisten; in der anderen, der Capella Bardi, ist nochmals die Franciscuslegende behandelt.

Wenn wir auf Grund aller dieser Werke uns einen Begriff von Giotto's Stil zu bilden suchen, so tritt uns zunächst die Wahrnehmung entgegen, daß auch bei ihm noch ganz im Geiste des Mittelalters die Bilder wesentlich zweierlei Bedeutung haben: sie sind zunächst ein Werkzeug der Mittheilung, sodann ein Mittel der Decoration. Ihre erste Aufgabe ist, das Volk aller Stände mit dem Inhalt der heiligen Geschichten bekannt zu machen, die schriftlichen Berichte zu ergänzen und zu ersetzen. „Deshalb," schrieb Papst Gregor II., „wird die Malerei in den Kirchen angewendet, daß die der Schrift Unkundigen wenigstens auf den Wänden beim Betrachten lesen, was sie in den Büchern nicht zu lesen vermögen." Die zweite Aufgabe der Bilder ist der Schmuck des Raumes, und so ist die Wandmalerei Giotto's noch durchaus im mittelalterlich-decorativen Charakter gehalten.

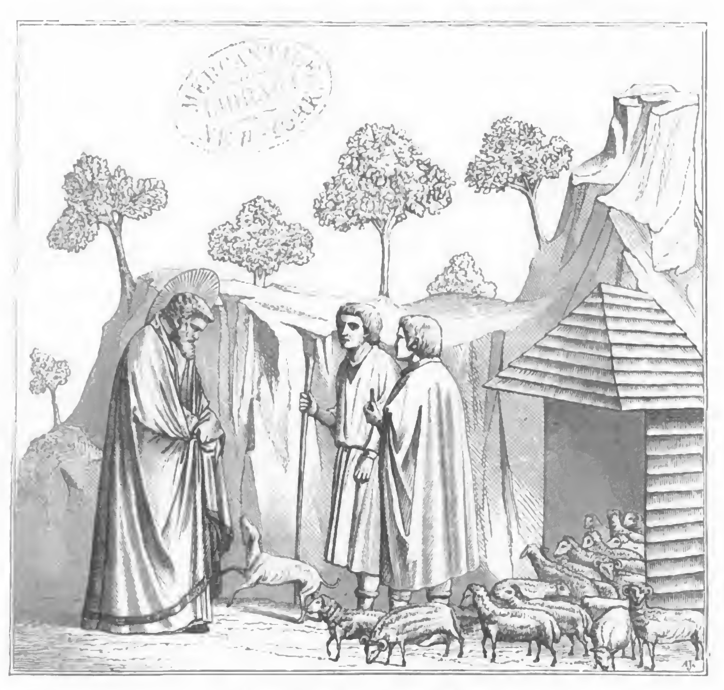
Dem Mittelalter gilt das Wandbild überhaupt nur als Ersatz für die älteste und ursprünglichste Art der Wandbekleidung, den Teppich, und so hält denn die Wandmalerei noch immer, auch bei Giotto, den Teppichstil, das heißt den Charakter der Flächendecoration, fest. Die Figuren und die dargestellten Gegenstände überhaupt sind in einer Umrißzeichnung gegeben, die einfach in Localfarben colorirt ist. Die Modellirung ist eine ganz geringe, die Umrisse allein sind formgebend und markiren sich scharf; sie haben auch zugleich die Aufgabe, die einzelnen farbigen Flächen von einander zu sondern, ebenso wie in ornamentalen Mustern die verschiedenen Farben nicht unmittelbar an einander zu stoßen, sondern durch dunkle Linien abgegrenzt zu sein pflegen. In der Colorirung waltet die Rücksicht auf angemessene decorative Vertheilung und Abwägung der Farben vor, und oft wird dem sogar die strenge Naturwahrheit untergeordnet. Von stofflicher Wahrheit in der Farbe ist noch keine Rede; die Schattirung ist eine mäßige, und in jeder einzelnen Farbe giebt es nur wenige Abstufungen vom Hellen zum Dunkeln. Die Composition ist nicht in unserem Sinne malerisch, sondern eher den Gesetzen des Basreliefs entsprechend, die Figuren sind größtentheils in eine Fläche gesetzt, die Abstufung der Pläne ist vermieden. Hinter den Objecten dehnt sich ein ruhiger, einfarbiger Grund aus, nicht golden, wie bei den Tafelbildern, sondern blau. Zu jedem einzelnen Bilde gehört, als der Rand des Teppichs, eine ornamentale Umrahmung.

Demnach hat Giotto die eigentliche Aufgabe der Malerei, in der Fläche die Fläche vergessen zu machen, den Schein des Wirklichen zu geben, im Flächenbilde ebenso, wie das in dem Bilde auf der Netzhaut des Auges geschieht, auch das Verhältniß der Objecte zu einander und die räumlichen Entfernungen zu veranschaulichen, noch nicht geahnt. Das lag außerhalb der Grenzen seiner Zeit und war ohne neue wissenschaftliche Fortschritte nicht möglich. Die Voraussetzung dazu bildet die Kenntniß der Perspective, die der Menschheit mit dem Untergange des classischen Alterthums verloren gegangen war. Erst die Periode des Humanismus, das 15. Jahrhundert, drang wieder zur wissenschaftlichen Ergründung der Linienperspective vor, mit der sich sofort auch das Verständniß für Licht- und Farbenperspective verband. Zu Giotto's Zeit hatte man von der Linienperspective höchstens gewisse dunkle Vorstellungen, die rein empirisch gewonnen waren und unsicher angewendet wurden. Bauwerke, die häufig im Hintergrunde zu sehen sind und bei sorgfältiger Ausführung den ornamentalen Geschmack und die Materialpracht der italienischen Gothik widerspiegeln, wurden so gezeichnet, wie Cennino, der theoretische Schriftsteller der späteren Giotto'schen Schule, es vorschreibt: die Gesimse laufen oben an den Gebäuden nach unten, in der Mitte gerade, am Sockel nach oben. Niemals aber waren diese perspectivischen Ansichten richtig construirt, mit festem Augenpunkte und correcter Führung der Linien nach dem Verschwindungspunkte zu. Dabei sind die Gebäude stets nur eine Andeutung der Scenerie. Der Tempel ist durch einen auf Stufen erhöhten Ciborienaltar veranschaulicht (siehe Illustr. S. 559), das Haus, das Gemach durch den Durchschnitt einer leichten Holzarchitektur auf dünnen Stäben oder Säulchen; erst in den späteren Bildern in S. Croce ist das Architektonische bedeutender ausgebildet. Auch in der Landschaft ist Alles bloße Andeutung durch Felsen, durch Bäume, die wie Kinderspielzeug mit Papierblättern aussehen. Alles dieses Beiwerk ist dabei viel zu klein im Verhältniß zu den Menschen.

Das Letztere gilt auch von den Thieren, die niemals als selbständiges Object der Darstellung behandelt werden, sondern immer nur zur Verdeutlichung eines bestimmten Vorgangs da sind. Wenn Joachim zu seinen Hirten auf dem Felde kommt, so müssen Schafe und Hund dargestellt sein, um die Situation verständlich zu machen, aber sie sehen recht lahm, hölzern und schematisch aus und zeigen kein Studium des Wirklichen (siehe Illustr. S. 563). Von der Natursentimentalität des heiligen Franz von Assisi, der den Esel, den Wolf seine Brüder nennt und mit den Vögeln Zwiesprache hält, ist bei Giotto nichts zu spüren.

Die Hauptsache in Giotto's Bildern ist die menschliche Gestalt. Typisch und

schematisch ist freilich auch diese aufgefaßt. Wir finden allerdings nicht mehr ganz die Typen der griechischen Manier, die bei Cimabue noch fortleben, nicht ihre gemessene Feierlichkeit und in der Kopfbildung nicht ihr reines Oval, sondern und alle Einzelnen sehen sich unter einander ziemlich gleich. Nur ganz ausnahmsweise finden wir einmal Köpfe von individuellem Gepräge, die dann wie ein Wunder aus den Typen herausleuchten und darthun, daß in dieser Beziehung



Joachim bei den Hirten. Padua, Arena.

vielmehr eckig zugeschnittene Köpfe mit breiter Stirn und scharf ausladendem Kinn. Aber noch immer ist der Mund klein, die Augen sind geschlitzt und wenig geöffnet, ja stehen sogar bei Giotto meist schief gegen einander. Alter und Jugend, Mann und Weib sind allerdings von einander unterschieden, aber innerhalb dieser Gruppen giebt es kaum noch Abstufungen, die Fähigkeit der Naturbeobachtung wohl bei Giotto vorhanden war, daß er aber nur in sehr begrenztem Maße das Durchbrechen der traditionellen Schranken für erlaubt hielt. Dazu gehören manche Nebenfiguren, dann der knieende Stifter mit dem Kirchenmodell auf dem jüngsten Gerichte in der Arena sowie einige andere offenbar aus dem Leben geschöpfte bild-

nißmäßige Gestalten, die sich hier den Seligen anschließen.

Die Proportionen des Körpers sind bei Giotto nicht langgestreckt, wie es der byzantinischen Manier entsprach, sondern gedrungen. Dabei ist aber das Gesammtverhältniß des Körpers wie die Verhältnisse aller seiner Theile zu einander nicht der Wirklichkeit abgelauscht, sondern durch feststehende Maßverhältnisse bestimmt, also conventionell. Das Nackte ist unverstanden, die Körper auf dem Kindermorde in Padua und in der Unterkirche zu Assisi sind zum Beispiel gedunsen und häßlich. Die Hände sind überall länglich, ohne kenntlichen Knochenbau, die Füße noch schwächlicher, aber sie verschwinden zum Glück vielfach unter der Gewandung. Es ist überhaupt ein Vortheil, den diese gewährt, daß sie vielfach die Schwächen in der Körperbildung verhüllt. Aber ganz abgesehen davon hat die Gewandung bei Giotto einen selbständigen künstlerischen Werth, denn sie weist sichtliche Fortschritte in malerischer Beziehung auf. Sie ist nicht nach byzantinischer Art eine mechanische Nachahmung antiker Draperie, eine peinliche Reproduction des kleinen Gefältes nasser Gewänder, aber ebenso wenig finden wir das gesucht Schwungvolle, unten Spitzzipfelige des gothischen Geschmacks, das bei Cimabue mitunter anklingt. Giotto ordnet die Gewänder in großen Massen voll malerischer Breite, doch auch voll Liniengefühls und läßt sie unten ziemlich gerade verlaufen. Zwar läßt die Gewandung nicht den Körper im Einzelnen zur Geltung kommen, aber sie gewährt doch im Großen und Ganzen einen Nachklang seiner Bewegungen. Die antike Idealtracht wird für die Gestalten der heiligen Ueberlieferung ausschließlich angewendet, aber in einzelnen Nebenfiguren kann auch die Volkstracht der Zeit zur Geltung kommen, und zur Herrschaft gelangt diese dann in den Bildern aus neuerem Stoffgebiete, wie in der Franciscuslegende, die dadurch neben dem künstlerischen auch ein culturhistorisches Interesse gewähren.

So führt uns denn die Analyse von Giotto's Stil zu dem Resultate, daß derselbe conventionell ist. Der Künstler, in dieser Hinsicht noch ganz vom Geiste des Mittelalters bestimmt, kennt die Natur nicht durch eigenes Studium ihrer Formen, sondern nur durch Ueberlieferung. Da mag es dann befremdlich für uns klingen, wenn die Zeitgenossen, die von ihm reden, ganz besonders seine Wahrheit und Naturtreue betonen. So sagt Boccaccio von ihm: „Jeglichen Gegenstand in der Natur konnte er mit dem Stifte oder dem Pinsel so treu abbilden, daß derselbe nicht ein Abbild, sondern das Object selbst zu sein schien;“ und indem er wahrscheinlich an antike Maleranekdoten denkt, setzt er hinzu: „Ja seine Arbeiten haben oft den Gesichtsinn der Menschen getäuscht, die das Gemalte für wirklich hielten.“ Wir werden heute nicht im Zweifel darüber sein, daß gerade eine Illusion am wenigsten durch Giotto's Bilder geweckt werden kann. Aber Wendungen dieser Art kommen eben bei den Schriftstellern aller Zeiten vor und sind stets nach dem Maßstabe des jedesmaligen Bewußtseins von Natürlichkeit zu verstehen. Nun bewundert aber auch ein späterer Schriftsteller wie Vasari, für den Giotto ein alterthümlicher, durch die „gute moderne Manier“ längst überholter Künstler war, schon in dessen frühesten Bildern zu Assisi „gewisse Züge der Nachahmung und Beobachtung der Natur“. Und in der That sind Beobachtung und Wahrheit bei Giotto in einem Maße vorhanden, wie vor ihm nicht. Wenn er auch nicht die Formen nach der Wirklichkeit studirt, so öffnet er doch das Auge für das Leben, seine Vorkommnisse und Situationen, das Verhalten der Menschen bei bestimmten Vorgängen. In diesen Beziehungen sieht Giotto, was Jahrhunderte vor ihm nicht gesehen, nicht der Beachtung für werth gehalten hatten. Er greift in das volle Menschenleben — „ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt.“

Schnaase, der im siebenten Bande seiner „Geschichte der bildenden Künste“ zur Charakteristik Giotto's das Beste und Tiefste ausgesprochen hat, zieht eine meisterhafte Parallele zwischen Dante's und Giotto's Verhältniß zur Natur. Die reiche Bildersprache Dante's bewegt sich nicht in den hergebrachten Metaphern, sondern neue Bilder, die aus dem Verkehr mit dem Leben und der Natur geschöpft sind, wendet er an. Naturphänomene, Reise, Feste, Krieg, tägliches Leben, Handwerkstreiben, Thierleben boten

sie ihm dar. Auch vor recht derben und drastischen Bildern scheut er bei seinem tiefernsten Gegenstande und mitten im getragenen Stil nicht zurück, wie vor dem Bilde vom Spitzen des Auges beim Schneider, der seine Nadel einfädeln will, oder von dem Hunde, der sich gegen das Ungeziefer mit der Pfote kratzt bei Gelegenheit der Wucherer im Feuerregen. In ähnlicher Weise finden wir auch bei Giotto überraschende, dreiste Züge aus dem Leben. Bei dem Wunder der Quelle, die der Heilige erweckt, in der Oberkirche zu Assisi, rühmte schon Vasari den Ausdruck des Durstes in dem Manne, der sich bückt, um zu trinken. Eine anziehende Genrefigur ist in der Arena die spinnende Magd vor der Thür bei Anna's Gebet. Ganz besonders überrascht oft die Beobachtung des Kinderlebens. In der Arena ist die kleine neugeborene Maria höchst ergötzlich, der die Augen gereinigt werden und die dabei das Gesicht weinerlich verzieht; das gleiche Motiv ist bei der Geburt Christi in der Unterkirche zu Assisi wiederholt. Anmuthig ist das Fortstreben und naive Zurückverlangen zur Mutter bei dem Christuskinde auf den Armen Simeon's im Tempel. Eine originelle Figur ist der feiste kostende Küfer bei der Hochzeit zu Cana, dem noch ein Bursche von ähnlichem Typus zur Seite steht, wie etwa der junge Schäfer neben dem alten in Shakespeare's Wintermärchen. Dennoch finden wir bei Giotto nicht den Humor der nordischen Gothik, die schelmische Spielerei, die sich hier unmittelbar an die heiligsten Darstellungen knüpft, sondern der Grundton bleibt bei ihm immer ernst.

Aber nicht bloß in derartigen Episoden ist Giotto's Hineingreifen in das Leben wahrzunehmen. Seine Größe liegt überhaupt in der Auffassung des Psychologischen, in seiner Fähigkeit, handelnde, geistig bewegte Menschen darzustellen. So gelangt er zur geistigen Wahrheit, wenn ihm auch noch die volle sinnliche Wahrheit fehlt. „Jeder Thatsache," sagt Jakob Burckhardt, „ist ihre bedeutendste Seite abgewonnen, um auf diese die Darstellung zu bauen." Giotto wußte bei jedem Vorgange den psychologisch interessanten Kern herauszufinden, die Handlung aus ihren Motiven zu entwickeln, die Charaktere als Träger der Handlung hinzustellen und zwar im Ausdruck der Köpfe, so wenig Nüancen deren typischer Charakter auch zuläßt, wie in den einfachen, verständlichen Geberden. Durch solche Züge sind bereits manche Bilder in der Oberkirche zu Assisi von zwingender Gewalt. So ist der Tod des Herzogs von Celano echt dramatisch. Bei der Tafel ist er niedergestürzt, Entsetzen packt die Anwesenden, jammernd werfen sich die Weiber am Leichnam nieder; hinter der Tafel aber steht der Heilige leise auf, mild theilnehmend, nicht bestürzt; er hatte dieses jähe Ende vorhergesagt.

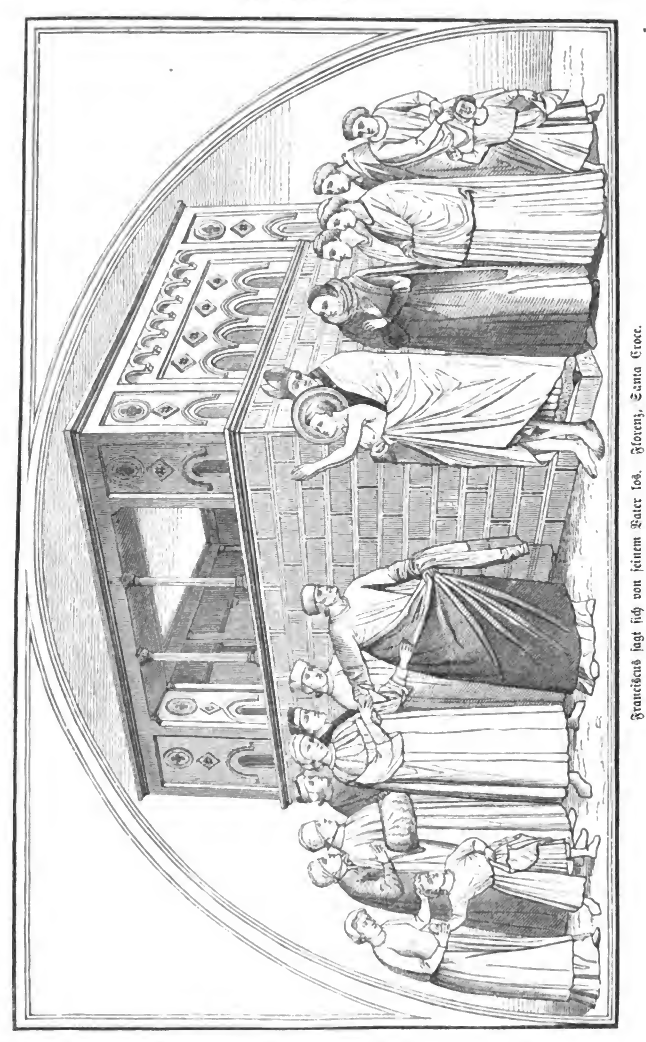
Hatte Giotto hier die Auffassung erst festzustellen, so standen dagegen bei der Marienlegende, bei der biblischen Geschichte Auswahl und Hauptmotive fest seit altchristlicher Zeit. War Giotto dadurch gebunden, so zeigte er doch insofern seine künstlerische Freiheit, als er sich nicht mit der Mittheilung des jedesmaligen Vorganges begnügte, sondern den Beschauer ihn mit durchleben und geistig verstehen ließ. Wie bekümmert und in sich versunken wandelt Joachim auf dem Felde einher, und wie ausdrucksvoll ist die Augensprache der beiden Hirten, die sich theilnehmend über den Zustand ihres Herrn verständigen. Bei der Darstellung Maria's im Tempel erblicken wir den gewöhnlichen Apparat, die Kleine auf den Stufen, oben den Priester mit den Jungfrauen des Tempels, unten die Eltern und Zuschauer. Das Giotto Eigenthümliche ist aber nicht bloß eine genrehafte Einzelheit, der Träger mit dem Korbe auf dem Buckel, sondern vorzugsweise das, was dem Vorgange die Seele giebt: die naive Willigkeit der Kleinen, das hingebende Widmen von Seiten der Mutter, das liebevolle Empfangen durch den Hohenpriester. Ueberall treten die innersten Erlebnisse der Menschen rührend, ergreifend, erschütternd zu Tage.

Nur da findet Giotto eine Schranke, wo das dramatische Leben sich in einem äußerlich stark bewegten Vorgange spiegelt und die körperliche Action besonders lebhaft und momentan zu sein hat. Bei dem Kindermorde, der Vertreibung der Wechsler, den Passionsscenen gelingt dem Künstler wohl Einzelnes, aber seine Intentionen gelangen nicht vollständig zur Verwirk-

lichung, die Körperkenntniß ist noch unzulänglich, die Motive sind unzusammenhängend, oft gewaltsam, oft auch lahm. Giotto versteht es, den Affect auf das äußerste zu steigern, wie das namentlich die Kreuzigung und die Beweinung Christi zu Padua zeigen. Freilich verzerren sich dabei die Gesichter, die Augen werden zusammengekniffen und die Bewegungen gerathen heftig und gespreizt, aber das Pathos ist mächtig und unwiderstehlich. Edel sind dagegen Giotto's Gestalten nur bei gehaltener Ruhe; doch auch da weisen sie keine idealen Züge auf. Die weiche, geschwungene Haltung der Figuren, welche die gothische Kunst diesseits der Alpen liebt, ist ihm ebenso fremd wie deren Ausdruck der Sinnigkeit, holden Demuth und Sentimentalität. Eine klare, bewußte Kraft waltet bei ihm.

In der Composition begnügt er sich mit einer mäßigen Anzahl von Figuren; in der Arena treten fast nur diejenigen auf, die unmittelbar zur Handlung selbst gehören. Die Zuschauer, mit denen die Nachfolger Prunk treiben, wendet er nur in mäßiger Zahl an, und sie sind auch bei ihm nicht müßig, sondern stehen in naher geistiger Beziehung zu dem Vorgange. Diese Vorzüge bleiben auch den späteren Werken, namentlich den beiden Capellen in S. Croce, eigen, obwohl in ihnen oft ein größerer Apparat entfaltet wird. In der Capella Bardi zeigen die Darstellungen aus der Franciscuslegende oft dieselben Motive, die wir aus Giotto's frühen Bildern in der Oberkirche zu Assisi kennen, aber Alles ist geläutert und vereinfacht bei größerer Herrschaft über die körperliche Mimik und bei einer Auswahl, die das Malerische zu treffen weiß. Das läßt z. B. gleich die erste Scene erkennen, in welcher der Jüngling, der seinem Vater Pier Bernardone Waaren entwendet hatte, um das gelöste Geld für einen Kirchenbau herzugeben, von diesem vor die Consuln gefordert ist und nun Alles, was er von dem Vater hat, auch die Kleider, ablegt, um statt des irdischen Vaters nur einen Vater im Himmel zu haben. Wie in Assisi sehen wir hier den erzürnten Vater, der auf den Sohn losstürzen will, diejenigen, die ihn zurückhalten und beschwichtigen wollen, die Buben, die zur Steinigung des Franciscus bereit stehen, und den Bischof, der den Jüngling, nackt und bloß, wie dieser ist, mit seinem Mantel bedeckt. Nur greifen hier alle Bewegungen besser in einander, sie sind flüssiger und ausdrucksvoller (siehe Illustr. S. 567). Bei der Beweinung des todten Franciscus durch die Brüder, welche sich über ihn geworfen haben, erregt seine Stigmata anstaunen, seine Hände, seine Füße küssen, während Priester und Chorknaben in gemessenem Ceremoniell dabei stehen, hat Giotto die Auffassung festgestellt, die von nun an in der italienischen Kunst wiederkehrt, auch noch in Domenico Ghirlandajo's berühmtem Bilde in S. Trinità.

Auf gleicher künstlerischer Höhe stehen auch die allegorischen Darstellungen in der Unterkirche zu Assisi, obwohl es hier der Gegenstände wegen dem modernen Auge schwerer wird, die Vorzüge der Bilder zu verstehen. Von den vier Kappen des Kreuzgewölbes über der Vierung enthält eine den thronenden Ordensstifter im Chore von Engeln, während die anderen die drei Franciscanergelübde, Armuth, Keuschheit, Gehorsam, veranschaulichen. Das erste ist durch die Vermählung des Franciscus mit der Armuth dargestellt, einem zerlumpten Weibe, das mit nackten Füßen auf Dornen wandelt, während hinter ihm Rosen emporsprießen. Christus giebt das Paar zusammen; seitwärts erscheinen Glaube und Liebe, von denen ersterer den Ehering darreicht. Der bellende Hund, die mit Stecken und Steinwurf drohenden Kinder bezeichnen die Verachtung der Welt (siehe Illustr. S. 569). Nebengruppen, auf Wohlthätigkeit und auf das Aufgerütteltwerden aus Weltlust und Habsucht bezüglich, schließen das Ganze ab. — Die Keuschheit, welcher Engel Kreuz und Krone darreichen, weilt in ihrer festen Burg, von Reinheit und Tapferkeit bewacht. Links werden Mönch, Nonne und Laie durch den heiligen Franciscus in den Orden aufgenommen, das Reinigungswasser empfängt sie, Krieger mit der Geißel harren ihrer und jagen die Laster und bösen Begierden in den Abgrund. — Der Gehorsam, eine geflügelte Gestalt, den Finger an den Lippen, um schweigende Unterwerfung zu fordern, thront unter offener Halle zwischen der Demuth und der Klugheit und legt dem knieenden Franciscus das Joch um



Franciscus sagt sich von seinem Vater los. Florenz, Santa Croce.

den Nacken. Engel knieen beiderseits, einer macht einen Mann und ein Weib auf diesen Vorgang aufmerksam, und ein Kentaur, Sinnbild der Ueberhebung und Hoffahrt, wird durch einen Strahl aus dem Spiegel der Prudentia geblendet. Oben ziehen zwei Hände den Heiligen an seinem Joche zum Himmel empor (siehe Illustr. S. 571).

Personificationen waren in der christlichen Kunst längst hergebracht und hatten zu den dankbarsten künstlerischen Aufgaben gehört. Seit der altchristlichen und byzantinischen Kunst war es unter Einfluß antiken Geistes üblich gewesen, Oertlichkeiten, Tugenden, Stimmungen des Gemüthes als Idealgestalten symbolischen Charakters darzustellen. Solche Gestalten, unter denen die weiblichen vorwogen, hatten oft das einseitig Strenge und Feierliche der eigentlich christlichen Gestalten anmuthig ergänzt und sich zum Theil durch das ganze Mittelalter erhalten. So hatte auch Giotto in der Capella dell' Arena die Tugenden und die Laster einander gegenübergestellt und seine Meisterschaft darin bewährt, daß er sie nicht bloß durch hergebrachte Attribute kenntlich machte, sondern sie psychologisch zu erfassen und charaktervoll zu beseelen verstand. Aber von Personificationen dieser Art sind eigentliche Allegorien, wie diejenigen in Assisi, weit entfernt, bei welchen die Personificationen wirklich in Action gesetzt werden und die bildliche Darstellung rein begrifflicher Beziehungen versucht wird. Die Vorliebe hierfür entsprach der Zeit der Scholastik und äußert sich in der Literatur wie in der Kunst. Von ihrem Auftreten in der Dichtung giebt zum Beispiel Dante's göttliche Komödie ein Bild, die gleich mit einer Allegorie beginnt, indem sie uns den Dichter in dem wilden Walde des Irrthums zeigt, von den Sinnbildern der Capitalsünden, dem Pardel, dem grimmigen Löwen, der gierigen Wölfin, bedroht. In der Malerei tritt uns die Allegorie nächst diesen Bildern Giotto's am großartigsten in den Gemälden der Spanischen Capelle bei S. Maria Novella zu Florenz, den berühmten künstlerischen Erzeugnissen des Dominicanerthums, entgegen. Dann war sie namentlich in Bildern politischen Charakters üblich. Nach Vasari hatte im Palazzo del Podestà zu Florenz ein Bild von Giotto existirt: „Die Commune, die von Vielen beraubt wird.“ Sie war als ein thronender Richter zwischen den Gestalten der Tugenden dargestellt. Dieses Werk ist zu Grunde gegangen, aber eine großartige politische Allegorie ist wenigstens noch in den Darstellungen des guten und des schlechten Regimentes von Ambrogio di Lorenzo im Palazzo Pubblico zu Siena erhalten.

Die Dichtung kommt aber leichter mit der Allegorie zurecht als die Malerei. Dasselbe Bild von der Vermählung des Franciscus mit der Armuth, das bei Giotto den Inhalt eines Gemäldes bildet, verwendet auch Dante im elften Gesange des Paradieses. Aber was bei dem Dichter eine Metapher ist, deren weitere Ausgestaltung er der Phantasie des Lesers überläßt und über die er schnell hingleiten kann, wird bei dem Maler grob sinnlich, bleibt aufdringlich vor den Augen stehen und bedarf einer Mechanik, die oft in das Seltsame, ja Abgeschmackte geht, was zum Beispiel von dem aufgelegten und als Zugmaschine benutzten Joche auf dem zuletzt erwähnten Bilde in Assisi wohl behauptet werden darf. Solche Züge sind auf Rechnung der Zeit zu setzen, Giotto selbst aber ist es hoch anzurechnen, daß er auch bei so ungünstigen Aufgaben seine Meisterschaft darthat in der trefflichen Anordnung und Fügung in den Raum, in der denkbar größten Anschaulichkeit bei diesen eigentlich nur für die Reflexion und durch beigegebene Inschriften verständlichen Vorgängen und schließlich durch den sprechenden Adel einzelner Figuren, zu denen namentlich auch die charaktervolle und ergreifende Gestalt der Armuth gehört.

Diejenigen Werke Giotto's, die uns heute noch vor Augen stehen, sind nur ein Theil von dem, was er geschaffen hatte. Arbeiten des Meisters an manchen anderen Orten werden nicht bloß durch Vasari, sondern auch schon in älteren Quellen erwähnt. So hat Giotto, nach der zeitgenössischen Chronik des Ricobaldo von Ferrara, in S. Francesco zu Rimini gemalt. Schwerer ist zu entscheiden, ob er auch in Avignon thätig war; wenn auch Vasari's Erzählung, daß er von Papst Clemens V. dorthin berufen

worden sei, vielleicht keine Beweiskraft hat, so führt doch der unter dem Namen l'Ottimo bekannte Commentator Dante's, der noch zu Giotto's Lebzeiten schrieb, Avignon unter den Plätzen auf, wo er gearbeitet habe, und diese Notiz fällt ins Gewicht. Längere Zeit war Giotto in Neapel thätig, wo er Bilder im Castello del Uovo und in Santa Chiara malte, von denen nichts mehr übrig ist. Giotto, nun hochberühmt und schon bei Jahren, nach seiner Heimath Florenz zurückberufen. Am 12. April 1334 wurde er zum Werkmeister und Baupfleger des Domes, der Stadtbefestigungen und aller öffentlichen Baunternehmungen ernannt, und die Bestallungsurkunde ist ein glorreiches Zeugniß für seine Geltung bei den Mitbürgern. Ein erfahrener und berühmter Mann, heißt es, werde zu diesem



Mittelgruppe aus der Allegorie der Armuth. Assisi, S. Francesco, Unterkirche.

Die Gewölbebilder in Santa Maria dell' Incoronata daselbst sind nicht, wie Vasari angiebt, von ihm, sondern von einem späteren Nachfolger. Die Kirche selber wurde erst 1352 gestiftet. Vasari weiß viel von der Gunst zu erzählen, in welcher Giotto bei König Robert stand; urkundlich ist der Meister im Dienste desselben vom 20. Januar 1330, in welchem ihm die Ehren und Privilegien eines königlichen Hausgenossen (Familiaris) verliehen wurden, bis zum Jahre 1333 constatirt.

Wahrscheinlich von Neapel aus wurde Zwecke gebraucht. In der ganzen Welt aber könne keiner gefunden werden, der für diesen Zweck und überhaupt so gut sei wie Giotto. Als großen Meister müsse seine Vaterstadt ihn aufnehmen und werth halten.

Die Vielseitigkeit der Künstler, die nicht bloß Fachmenschen waren, sondern das Ganze der bildenden Kunst, Architektur, Plastik, Malerei, oft gleichzeitig umfaßten, ist ein glänzender Vorzug Italiens, der hier aus dem Mittelalter in die Renaissanceperiode übergeht. Giotto war, ebenso wie später Rafael, nicht nur der

größte Maler seiner Zeit, sondern auch in der Architektur ein Meister auf der vollen Höhe der Epoche. Sein Werk ist der Campanile (Glockenthurm), der sich frei neben der Südwestecke des Domes erhebt und zu welchem der Grundstein am 18. Juli 1334 gelegt ward. Er ist eines der edelsten Werke der italienischen Gothik; schlicht, über quadrater Grundform, mit achteckigen Strebepfeilern von mäßiger Ausladung an den Ecken, wächst er empor und wirkt ebenso prächtig wie geschmackvoll mit seinen Bildwerken und seiner reichen Flächendecoration in farbigem Marmor. Ghiberti zufolge sind auch die Entwürfe der Sculpturen für den Thurm zum Theil Giotto's Werk. Es bleibt streitig, ob seine Absicht war, den Bau mit einem pyramidalen Steinhelm zu krönen, oder ob er schon den jetzigen horizontalen Abschluß, der offenbar weit glücklicher ist, im Sinne gehabt hatte. Giotto wurde von diesem neuen Schauplatze bald durch den Tod abgerufen. Nachdem er noch mit Urlaub der Commune in Mailand thätig gewesen war, starb er bald nach der Rückkehr am 8. Januar 1337.

Sein Ende wurde nicht nur von dem Florentiner Chronisten Giovanni Villani wie von dessen Bearbeiter Pucci erwähnt und gab hier zu einem Excurse über den Meister und seine Bedeutung den Anlaß, sondern Giotto ist überhaupt vielfach von den Geschichtschreibern und Dichtern genannt und gefeiert worden und hat schon bei den Zeitgenossen Ruhm und Anerkennung im höchsten Maße genossen. Zu den ältesten Historikern, die eine wichtige Notiz über ihn beibringen, gehört Ricobaldo von Ferrara, dessen Chronik bis zum Jahre 1312 fortgeführt ist, und außer Giovanni Villani widmet ihm auch dessen Neffe Filippo Villani in der Handschrift „De origine civitatis Florentiae et eiusdem famosis civibus“ eine kurze Biographie. Dante, von dessen persönlicher Bekanntschaft mit Giotto ältere Berichte sprechen, hat diesem im elften Gesange des Purgatorio ein Denkmal gesetzt durch die berühmte Stelle, die er dem Illuminator Oderigi von Gubbio in den Mund legt:

„Es glaubte Cimabue bisher im Malen
Das Feld zu halten, aber Giotto's Ruhm
Sieht man den seinigen jetzt überstrahlen.“

Diese Erwähnung hat den Commentatoren Dante's Veranlassung gegeben, von Giotto zu sprechen, wie wir uns denn auch bereits auf einige der ältesten Quellen dieser Art, den Commentator, der gewöhnlich l'Ottimo genannt wird, und den Benvenuto da Imola, bezogen haben. Auch Petrarca erwähnt in einem Briefe seiner persönlichen Bekanntschaft mit Giotto und hat desselben höchst ehrenvoll in seinem Testamente gedacht, indem er ein Madonnenbild von Giotto, „dem ausgezeichneten Maler, dessen Schönheit die Laien nicht verstehen, die Meister der Kunst aber bewundern“, als seinen köstlichsten Besitz dem Signore von Padua, Francesco Carrara, vermacht. Boccaccio hat in seinem Decamerone die fünfte Novelle des sechsten Tages Giotto gewidmet, und ebenso handeln von ihm einige Erzählungen von Franco Sacchetti, einem Novellisten aus dem 15. Jahrhundert. Anekdoten aller Art werden von Giotto berichtet, und Mythen knüpfen sich an ihn und seine Geschichte, so gleich die Sagen von der Entdeckung seines Talents durch Cimabue, die freilich bei Ghiberti und bei Vasari ganz verschieden lauten.

Beachtenswerth ist aber, daß aus allen jenen Novellen und Anekdoten sich ein ganz bestimmtes Charakterbild ergiebt. Von Gestalt war Giotto häßlich und unansehnlich, wie Boccaccio angiebt, während bei Benvenuto da Imola wenigstens von seinen auffallend häßlichen Kindern die Rede ist, aber zugleich war er nach Boccaccio's Worten nicht nur ein Stern Florentiner Ruhmes und dabei so bescheiden, daß er den Titel Meister ablehnte, den Andere ambitionirten, sondern auch liebenswürdig und ein trefflicher Gesellschafter. In allen diesen Geschichten tritt uns sein Humor, der die Dinge immer von der besten Seite nimmt, sein Mutterwitz, der sich in launigen Einfällen, in treffenden, oft beißenden, manchmal auch derben und fast cynischen Antworten ergeht, seine Unabhängigkeit den Hochgestellten gegenüber, endlich auch seine Freisinnigkeit in kirchlichen Dingen entgegen.

Die letztere findet dann noch eine merkwürdige Bestätigung in einem Gedichte, das wir von Giotto selbst besitzen, seiner Canzone über die Armuth. Er, welcher für die Hauptkirche des Franciscanerordens

in Assisi, für die Franciscanerklöster an anderen Orten geschaffen, die Legende des heiligen Franciscus bildlich festgestellt, die Allegorie der Armuth gemalt hatte, spricht sich hier auf das schärfste gegen das Franciscanerthum aus. Wenn den Italienern nach dem Hingange des selbstlosen, schwärmerischen Ordensstifters die zu machen. Giotto dagegen verschmäht hier die Komik und den Cynismus; er ist schneidend, doch tief ernst in seiner Ironie. Unfreiwillige Armuth, führt er aus, ist immer vom Uebel, sie würdigt den Menschen herab und legt ihm das Verfallen in Sünde nahe. Selbstgewählte Armuth aber ist auch nicht zu loben, sie führt



Allegorie des Gehorsams. Assisi. S. Francesco, Unterkirche.

Schattenseiten dieses Mönchswesens vor Augen traten und sie in der Weltentsagung die Unsittlichkeit und Begierde, in der scheinbaren Bedürfnißlosigkeit die geistige Verkommenheit, in der Demuth die Herrschsucht, in der auf die Spitze getriebenen christlichen Liebe die Heuchelei erkannten, so wurde das Werkzeug ihrer Entrüstung gewöhnlich die Ironie. Boccaccio wird nicht müde, die Bettelmönche mit Hohn zu überschütten und durch Gestalten, wie den Fra Cipolla, unsterblich jedenfalls nicht zu Vernunft, Kenntnissen, Sitte und Tugenden, und es ist eine Schande, das eine Tugend zu nennen, was im Verschmähen des Guten besteht, und so etwas Bestialisches der Tugend vorzuziehen. So protestirt er gegen die argen Wölfe, die in falschen Mänteln die besten Lämmer scheinen.

Diese Gesinnung ist für Giotto charakteristisch. Die Stätte seines Schaffens war die Kirche, seine Stoffe in allen erhaltenen Werken sind kirchlicher Natur.

Er besaß naive Ehrfurcht vor dem Hergebrachten, volles Verständniß für das, was der Inhalt des Volksglaubens war. Aber statt bloßer Abhängigkeit von der Autorität und der Tradition that er die ersten Schritte zu eigener, persönlicher Auffassung, die das rein Menschliche in den Gegenständen ergreift. Wie die göttliche Komödie der religiösen Weltanschauung des Mittelalters den vollkommensten dichterischen Ausdruck gewährt, aber zugleich die ersten Ahnungen einer neuen Zeit auftauchen läßt, so sind die Werke Giotto's der Gipfel mittelalterlicher Malerei, zugleich aber auch die ersten Leistungen, die in Anschauung und Können über die Grenzen des Mittelalters hinausführen. Wie bei dem Dichter, so erhalten auch bei dem Maler die Werke durch die Individualität des Schöpfers ihr Gepräge.

Der unschätzbare Vortheil Giotto's war die geschlossene Weltanschauung, in der er stand. Für ihn gab es keine Unsicherheit in den Stoffen und in den Grundzügen der Behandlung, keine Verlockung zu äußerlicher Bravour. Die Kunst ruhte auf volksthümlichem Grunde, die Gegenstände waren Jedermann verständlich. Aber das Alte wurde ihm unter der Hand ein Neues; sein strebender Geist erweiterte die Grenzen der Kunst, soweit es für jene Epoche möglich war. Von dem, was ihm noch fehlte, hatte er selbst so wenig ein Bewußtsein wie seine Zeitgenossen. Diese Schranken machten ihn nicht unsicher, und daß sie fielen, war dann nur das einfache Ergebniß weiterer Entwickelung auf vorbereiteter Bahn.

Eine ausgedehnte Schule geht von Giotto aus; ihre festen technischen Traditionen blieben durch Generationen erhalten und fanden allgemeine Verbreitung, kein Theil Italiens entzog sich diesem Einfluß. Aber ihre Folgen reichen sogar über das Mittelalter hinaus. Der von ihm geschaffene Stil mußte sich endlich überleben; doch Florenz, seine Heimath, wurde ein Jahrhundert nach ihm die Stätte, an der die Kunst der Renaissance emporsproß. Nun fügt ein Geschlecht, das ein neues Verhältniß zur Natur gewonnen, zu der geistigen Wahrheit Giotto's auch die Wahrheit der Erscheinung und zieht damit nur die Consequenzen aus dem, was er gethan hatte. Eine fortlaufende Kette der Entwickelung reicht von ihm bis zu Michelangelo und Rafael. Die Italiener des 16. Jahrhunderts haben das verstanden. Im Gefühl, eine Kunst zu besitzen, die sich derjenigen des classischen Alterthums an die Seite stellen könne, sahen sie doch immer Giotto ehrfurchtsvoll als den Ahnherrn an, von dem ihre künstlerische Herrlichkeit abstammte.

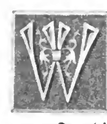




Die deutsche Presse zur Zeit Napoleon's I.

Von

Armand Freiherr von Ardenne.



Wer einzig nach den Stimmen der modernen Tagespresse den Gesundheitszustand der deutschen Nation beurtheilen wollte, der müßte ihn für wenig tröstlich halten. Freudige Anerkennung der nahe liegenden Vergangenheit findet sich äußerst selten, nach Ansicht der Meisten ist die Gegenwart in jeder Hinsicht dazu angethan, den bittersten Verdruß zu rechtfertigen, der Zukunft aber wagt man am allerwenigsten muthig ins Auge zu schauen. Bei diesem politischen Pessimismus scheint es wohl angebracht, ab und zu das Sonst und Jetzt zu vergleichen und einen Blick in jene Zeit zu werfen, deren drückende Noth ihren läuternden Einfluß auf die Nation leider auszuüben aufgehört hat, weil die persönliche Erinnerung an dieselbe nur bei den betagtesten Greisen noch wach sein kann. Betrachten wir daher einmal, in welchen Verhältnissen die deutsche Presse unter dem großen Zuchtmeister Europa's, Napoleon I., existiren mußte.

Die damalige Zeit war nicht lesehungrig wie die heutige; der Abonnent eines Journals gerieth beinahe in den Geruch eines Politikers. Eine statistische Notiz aus dem Jahre 1811 giebt an, daß in Städten wie Mülheim, Essen, Duisburg ꝛc. kaum ein Dutzend Menschen sich eine Zeitung hielten. Ein größeres deutsches Blatt fügt hinzu: „Gott sei Dank sind auch den Unternehmern, welche auf bloße Zeittödtung des Lesepöbels speculiren, enge Grenzen gesetzt."

Die Presse selbst trug deutlich den Charakter ihrer Leser an der Stirn. Alle Stürme des 18. Jahrhunderts hatten den unerschöpflichen Born altdeutscher Treue und Beständigkeit nicht austrocknen können, der Respect vor Fürsten und Fürstenhoheit wurzelte noch sehr tief in den Herzen der deutschen Stämme, auch derer, die wenig Grund dazu hatten. Der moderne Grundsatz der „Souveränetät des Volkes", das an der Lenkung des Staatsschiffes selbständigen Theil haben soll, war damals gänzlich unverstanden; der deutsche Philister war zufrieden, wenn er mit einem Schein komischer Wichtigthuerei seines Gleichen einreden konnte, er wisse von der oder jener Staatsaction, mochte sie sich auch auf das kleinste Ländchen beschränken. Mit geheimnißvoller Behaglichkeit trieb man auf der Bierbank die unschuldigste Conjecturalpolitik, so daß der Goethe'sche Vers:

„Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei ꝛc."

gewiß auf den weitaus größten Theil der deutschen Leserwelt paßte. Um so unnöthiger und unverständlicher erscheinen die unerhörten Bedrückungen der Presse, die dadurch zu einem wahrhaft sclavischen Werkzeug des Usurpators herabsank und durchaus aufhörte, Licht und Wahrheit,

das Gefühl für Ehre, Recht und Gesetz im Volke zu verbreiten.

Im ganzen weiten ehemalig deutschen Reiche fristeten nur 150 Journale ein kärgliches Dasein — kärglich gewiß, denn ein Buchhändler Stockhausen in Deutz, dessen Blättchen die Anzahl von 400 Abonnenten erreicht hatte, fürchtete so sehr das *φϑονερὸν τὸ ϑεῖον*, daß er sich selbst zur jährlichen Zahlung von 400 Francs an die Armen erbot* (Düsseldorfer Landesarchiv). Besonders angestellte Censoren (das Minimalgehalt derselben betrug 1200 Francs) strichen auf das Unbarmherzigste Alles, was nur im Entferntesten einer Mißbilligung der bestehenden Verhältnisse ähnlich sah. Als allgemeine Richtschnur für die Presse findet sich in einem Napoleonischen Decret vom 21. Aug. 1809 der Passus: „Es darf keine beißende Schreibart gebraucht und am wenigsten illegale Angriffe auf irgend eine öffentliche physische oder moralische Person gewagt werden.“ Damit aber nicht genug! Keine Thatsache litt die Veröffentlichung, die auch nur den Schatten einer politischen Schlußfolgerung zugelassen hätte, so daß selbst die Anzeige von der Durchreise eines Couriers in einigen Gegenden Deutschlands für staatsgefährlich galt. So wurde, um zunächst ein Streiflicht auf das Elend** der kleinen Provinzialpresse fallen zu lassen, der „Dorstener Zuschauer“ für einige Zeit unterdrückt, weil er am 28. Jan. 1812 die Meldung gebracht hatte: „Heute ist der Lieutenant Stoß auf seiner Reise nach Petersburg hier durchgekommen.“ Nachrichten von kriegerischen Anzeichen, mochten sie noch so offenkundig vor Aller Augen liegen, waren bei den härtesten Strafen verboten. Als der Redacteur des Mülheimer Anzeigers am 7. Mai 1812 die Abreise des russischen Botschafters Kurakin als wichtig zu bezeichnen wagte, gab man ihm Gelegenheit, in wochenlanger Kerkerhaft über seine Unbesonnenheit nachzudenken. Ein anderes Blatt, „Das Echo der Berge“, hatte sich am 3. Mai 1812 erdreistet, zu melden, daß in Berlin Charpie für französische Lazarethe geliefert worden sei. Der Minister des Großherzogthums „Berg“, Graf Nesselrode, bedrohte dasselbe mit sofortiger Suppression, ebenso wie die größere „Elberfelder Provinzial-Zeitung“, die von der Anlage von Magazinen auf dem rechten Oderufer wissen wollte. Als der Abmarsch der Frankfurter Garnison (28. Jan. 1812) in einem dortigen Blatte stand, ließ man den Redacteur 1000 Francs Strafe zahlen. Als im „Echo der Berge“ der Uebergang der französischen Armee über die Weichsel (25. Mai 1812) gemeldet wurde, konnte sich der Redacteur Cromer nur dadurch retten, daß er denselben in der folgenden Nummer als einen unerhörten Erfolg der französischen Waffen darstellte. Als dasselbe Blatt aber die in Stuttgart ausgegebene amtliche Verlustliste (25. Febr. 1813) abgedruckt hatte, verfiel es der angedrohten schweren Geldstrafe. Motivirt wurde dieselbe in einem Schreiben des Präfecten, worin der Vorfall eine „ahndungswürdige Unbescheidenheit“ genannt wird, „um so mehr in einer Zeit, wo erdichtete Ausstreuungen, schiefe Ansichten, voreilige ungegründete Calculationen und feindselige Machinationen den unseligsten Einfluß gehabt haben“ (Düsseld. Landesarchiv). Man wird fragen, was für politische Nachrichten die Zeitungsschreiber ihren Lesern denn bringen durften. Die Antwort giebt ein Decret des Kaisers (in Berg proclamirt am 29. Mai 1811): „Toute feuille sera supprimée, qui publiera des nouvelles politiques autres que celles extraites du moniteur; les rédacteurs en outre s'exposeront à des malheurs personnels.“

Was diese letzteren anbetrifft, so sei außer Palm's bekannter Ermordung nur des Leipziger Redacteurs Mahlmann (od. Maaßmann) gedacht, dessen Zeitung im Inseratentheil eine Aufforderung an den preußischen Rittmeister von Colomb gebracht hatte (Juni 1813), sein zweites Versprechen so gut zu halten wie sein erstes. Mahlmann wurde wegen dieses Inserats zum Tode verurtheilt, und nur durch die Verwendung einer königlichen Frau nach mehrmonatlicher Todesangst

* Paris, als Hauptstadt der Welt, durfte nur 60 Buchdrucker in seinen Mauern bergen. Jeder Buchdrucker bedurfte einer Art Anstellung mit Zustimmung des Ministers. Jeder wurde vereidet und hatte noch beim Druck die peinlichste Aufsicht zu gewärtigen.

** Die folgenden Maßregelungen fanden statt, nachdem der Censor seines Amtes bereits gewartet hatte.

aus seinem Kerker befreit.* Aber nicht allein von der Politik galt das „qui en mange en meurt", sondern auch von den gewöhnlichen Liebhabereien unserer fränkischen Gäste. Als der „Mülheimer Anzeiger" über eine in Köln gefeierte Orgie französischer Offiziere eine spöttische Bemerkung gemacht hatte, wurde er auf das Schärfste gemaßregelt mit dem Schlußsatz:

„Ce sont là des plaisanteries eminément repréhensibles sur des fêtes, dont l'objet était souverainement respectable." Der Censor erhielt noch den Wischer: „La police est coupable d'avoir toléré un article satyrique, qui pouvait troubler les relations de bon voisinage, qui existent entre les deux rives du Rhin." Das „Echo der Berge" entschlüpfte aber bei einer ähnlichen Gelegenheit der drohenden Strafe sofort durch den Nachweis, daß es den Artikel aus der „Gazette de France" abgeschrieben habe.

Da nun nicht einmal Polizeiberichte in die Spalten der Departementsblätter aufgenommen werden durften, so bewarben sich viele der letzteren darum, sich in sogenannte Intelligenzblätter umwandeln zu dürfen, die von dem Treiben der großen Welt ganz abstrahiren wollten. In jedem Departement durfte aber nur eine dieser geistigen Nahrungsquellen fließen und gehörig mußte gekrochen werden, ehe eine solche Sinecure erlangt wurde. So erhält der Buchhändler Blech in Essen die obrigkeitliche Erlaubniß: „Frucht, Brod, auch Fleischpreise ankündigen zu dürfen, weil er einen guten moralischen Lebenswandel führe"; politische Artikel dürfe er aber nicht bringen, auch solche nicht, die in französischen Zeitungen gestanden hätten. Da kann es denn nicht Wunder nehmen, daß am Neujahrstage 1811, in einer Zeit, die überreich an welterschütternden Ereignissen war, die Einwohner von Elberfeld in ihrem Organ nichts fanden, als die Erzählung von einem Riesenkuchen, den August der Starke in seinem Lustlager 1730 habe backen und verzehren lassen — angefügt war noch ein Artikelchen über Pädagogik, welcher zu dem Schlusse kam, es sei sehr schwer, die Prügelstrafe abzuschaffen.

Als daher im April 1813 in Westfalen, Berg, Frankfurt u. s. w. statistische Notizen über Zeitungsvertrieb gefordert wurden, stellte es sich heraus, daß viele Ortschaften nicht eine einzige Zeitung mehr hielten. Der Maire von Burtscheid schreibt an den Präfecten der Rheinlande: „Da im vorigen Jahre nicht einmal das Napoleonische Bulletin (Malodezno 29. Oct.) in den Zeitungen habe stehen dürfen, so behülfen sich bei ihm die Zeitungsliebhaber jetzt lieber ohne solche, da sie kein unnützes Geld wegwerfen wollten." Das war möglich in einer Zeit, die man den deutschen Völkerfrühling nennt.

Wenden wir uns von der Winkelpresse zu den großen deutschen Journalen, die einen Schimmer von Selbständigkeit wohlgefällig zur Schau trugen, so tritt das Lächerliche zwar mehr in den Hintergrund, allein nur um dem Langweiligen und Verächtlichen Platz zu machen. Keine dieser Zeitungen — auch die bedeutendste, die „Augsburger Allgemeine", nicht — macht auch nur den leisesten Versuch, dem kranken deutschen Volke an den Puls zu fühlen; keine wagt es, eine Rundschau der chaotischen Dramen vorzunehmen, die sich an allen Enden Europa's abspielten, keine Schlußfolgerung, keine Prophezeiung, ja überhaupt keine Meinung wird ausgesprochen. Keine aus directer Quelle erhaltene Nachricht findet in ihren Spalten Aufnahme, das Institut der Specialcorrespondenten verbot sich durchaus; da, wo eine nackte Thatsache an sich einen verdächtigen Schimmer hat, sucht man sich im naiven Schuldbewußtsein durch den Zusatz zu rechtfertigen: aus französischen Blättern. So stehen denn unvermittelt und ohne irgend welchen Zusammenhang die Rubriken neben einander — und so kahl und dürftig, daß man ein Lächeln kaum unterdrücken kann, wenn man bedenkt, in welch überstürzenden, ereignißreichen Zeitläuften die Leser dieser traurigen Miscellen sich befanden.

Am magersten kommt die Rubrik „Deutschland" weg, wir können hinzusetzen, begreiflicher Weise. Man freut sich, erwähnen zu können, daß Madame Blanchard da oder dort mit dem Ballon aufgestiegen sei, Feuersbrünste und Unglücks-

* Schon im Jahre 1810 hatte Napoleon acht große Staatsgefängnisse für solche creirt, „die vor Gericht zu stellen unpassend wäre, denen man aber auch die Freiheit nicht lassen könne".

fälle werden mit behaglicher Breite geschildert, die Württemberger Hofrangordnung füllt in der „Augsburger Zeitung“ $4^1/_2$ Spalten, als ob es Deutschland hätte interessiren können, wo der Hof-Paukertrompeter, der Haus-Kämmerling, der Silberputzer rangirten. Uniformen werden bis auf den Gamaschenknopf detaillirt und jeder dabei entwickelten Pracht rückhaltloses Lob gespendet. Ueber den Tod und die Beisetzung der Königin Luise hat die „Leipziger Zeitung“ (1811, S. 23) dagegen nur die Worte: „Mehrere Einwohner Berlins hatten an diesem Tage Trauer angelegt.“ Um so lieber werden Hoffestlichkeiten geschildert, mögen sie nun in Neapel, Rom, Mailand, Kassel, Dresden oder Paris gefeiert worden sein. Die Tapeten, die Möbel, die Quadrillen, die Speisen, oder gar die Aussprüche einer bedeutungsvollen Persönlichkeit sind der Gegenstand der ausführlichsten Commentare; die harmlose, neugierige Freude, die sich in diesen Berichten breit macht, erinnert an die selbstlose Bewunderung, die arme Kinder einem glänzend erleuchteten Weihnachtsladen zu spenden pflegen. Das Decret des Kaisers, daß Jedermann bei Hofe in Seide zu erscheinen habe, wird als Act der Milde ausgelegt, um der Seidenmanufactur aufzuhelfen; mit Befriedigung wird constatirt, daß auch in deutschen Privatkreisen wie mit einem Zauberschlage diese löbliche Sitte um sich greife. Ueberall werden die Leutseligkeit und Herablassung der französischen Emporkömmlinge gerühmt — der liederliche Jerome wird „heiß geliebter Landesvater“ genannt. Als eine von unzähligen Proben dieser journalistischen Schmeicheleien sei hier der Schlußsatz einer Festbeschreibung im „Westfälischen Moniteur“ angeführt, die einen Besuch des Königs Jerome bei den Bergleuten von Clausthal verherrlichte.* Es heißt da:

„Die Schönheit des Abends, das Flimmern der Feuerkünste, die rauschende Kriegsmusik, die brennenden Fackeln der Hüttenleute und deren strenge Tracht und die tausend- und tausendfach wiederholten Ausrufungen: ‚Es lebe der König‘, endlich der interessante Anblick einer ganzen Volksmenge, welche gekommen war, ihren Herrscher zu feiern nach Art ihrer Väter und dem treu bewahrten Brauch uralter Zeiten, Alles dieses bildete ein ebenso feierliches als merkwürdiges Schauspiel. Diese Huldigungen der unbefangenen Liebe eines biederen und einfachen Volkes, das von der Welt nichts kennt als seine Berge, seine Schachten und seinen Fürsten, schienen denn auch seine Majestät zu rühren.“

Von dem Trauerhofe zu Berlin weiß dagegen bei Gelegenheit des königl. Geburtstages (3. August 1811) die „Augsburger Zeitung“ nur zu berichten, daß die Obsthökerinnen ihre Stände mit Blumen geschmückt hätten. Das Blatt setzt hinzu: „Eine unschuldige, freundliche Aeußerung wahrhafter Volksliebe.“

Manchmal entschlüpft wider Willen ein scharfes Schlaglicht der sorgfältig gehüteten geistigen Laterne. Einem armen Mädchen ist die Noth des Landes ans Herz gegangen, sie hat sich festlich geschmückt und dann erträukt. Die Beklagenswerthe wird als Verworfene hingestellt — es folgt ein Artikel über die Verbrennung der indischen Weiber mit der Schlußfolgerung, wie gut es dagegen die „Deutschinnen“ hätten.

Als Ende 1810 Napoleon alles deutsche Land, das nördlich der Linie Wesel-Lübeck lag (über 4 000 000 Einwohner), aus keinem anderen Grunde dem französischen Reiche einverleibte, als wegen des „tel est mon plaisir“, hatte kein deutsches Blatt den Muth, auch nur ein Wort des Staunens oder der Ueberraschung zu äußern. Damit aber nicht genug; man gewann es über sich, diese ungeheure Verletzung des Völkerrechts als ein ungeahntes Glück zu preisen. Die „Hamburger Blätter“ registrirten mit Befriedigung die Anrede ihres Senats an den französischen Generalconsul, worin das ehrerbietigste und unbeschränkteste Vertrauen auf die Weisheit des Kaisers und die gegründetste Hoffnung ausgesprochen wurde, nunmehr den alten Wohlstand wieder aufblühen zu sehen. Der „Lübecker Bote“ schreibt unter dem 20. December 1810: „Gestern erhielt der Senat die Nachricht von der Vereinigung der Hansestädte mit dem Reiche! Sobald das in der Stadt bekannt wurde, verbreitete

* Sie wurde von den meisten deutschen Blättern wörtlich wiederholt.

sich allgemeine Freude,* und man überließ sich der Hoffnung einer glänzenden Zukunft. Alle Einwohner bezeugten ihr Vertrauen auf das Genie und die Großmuth des Kaisers und ihre Freude, zu der Zahl seiner Unterthanen zu gehören."

Sämmtliche Hamburger Zeitungen proclamirten bald darauf übereinstimmend einen Artikel, der mit den Worten begann: „Es ist bemerkenswerth, zu sehen, wie die gerechte Sache ungeachtet aller Hindernisse am Ende den vollständigen Sieg davonträgt." Im weiteren Verlaufe heißt es: „Frankreich macht alle seine Alliirten größer und mächtiger. Sie bilden ein schönes Ganzes, und dadurch, daß sie einen und denselben Zweck haben, sind sie glücklich. Sie veruneinigt kein getheiltes Interesse. Sie stehen Alle für Einen und Einer für Alle. Nur von einem solchen Vereine läßt sich mit Recht Glück und Ruhe vorhersagen. Diese Ruhe wird gewiß noch diejenige übertreffen, welche, vom siebenjährigen Kriege an gerechnet, gegen dreißig Jahre gewährt hat."

Diesen Worten hat das Schicksal freilich mit beißender Ironie geantwortet. — Als Act der Courtoisie feierten es aber die „Aarauer Miscellen", daß Napoleon dem König von Preußen die Besitznahme der Hansestädte mit dem Bemerken notificirt habe, daß dieselbe keinen Einfluß auf seine Gesinnungen gegen Preußen und die diesem Staat versicherte Garantie haben solle; dasselbe Blatt ergeht sich in dem Preise des Kaisers, daß er in den neu annectirten Landestheilen vorläufig neben der französischen Sprache noch die deutsche als Gerichtssprache dulden wolle. Wenn Napoleon sie sofort hätte unterdrücken wollen, er wäre nach der am 17. März 1811 übergebenen Adresse der Hansestädte im Recht gewesen. Der Sprecher der Deputation sagte unter Anderem:

„Sire! Zu allen Zeiten waren wir Franzosen an Herz und Vorzügen. Ihre neuen Unterthanen können nicht schwören, Ihnen treuer zu sein, als sie es bereits seit zehn Jahren waren. Uns ist der Gedanke tröstlich und süß, daß unsere Unabhängigkeit ihr Ende erreichte, als das fatum beschloß, daß Tiber und Elbe nach gleichen Gesetzen fließen sollten."

Man kann sagen, daß jede dürftige Notiz, die über unser armes Land in der Presse zu finden war, einem moralischen Faustschlag in das Gesicht jedes Lesers gleichkam, der nur irgend auf den Namen eines Patrioten Anspruch machen konnte. Brachten doch die Blätter des Rheinbundes* mit lebhafter Befriedigung die Nachricht, daß Napoleon (4. Febr. 1811) sich in Paris die in Deutschland geraubten Archive und die goldene Bulle habe vorzeigen lassen. — Gleichgültig wurden die nie aufhörenden Grenzberichtigungen der Napoleonischen Schutzstaaten referirt, die es möglich machten, daß einzelne Landstriche drei- bis viermal in wenig Jahren ihren Landesherrn wechselten. König Jerome sagte bei einer solchen Gelegenheit zu seinen ausscheidenden Unterthanen: „Umstände veranlassen mich, Euch an Frankreich abzutreten" — nach jeder neuen Annection wurde der gleiche officielle Jubel in Scene gesetzt, als ob unsere zäh am Hergebrachten hängenden Deutschen den Wechsel ihrer Regierungen so selbstverständlich gehalten hätten als etwa den der Jahreszeiten.

Aber nicht allein dem einzelnen Selbstherrscher gegenüber, nicht allein in politischer oder militärischer Hinsicht hatte die deutsche Presse ihre Würde verloren, sondern dem ganzen französischen Volke gegenüber; selbst in literarischer Hinsicht demüthigte sie sich in unerhörter Art und zwar zu einer Zeit, wo in Deutschland die Blüthe der Dichtkunst sich entfaltete, während in Frankreich an der Spitze der Poesie der Held der correcten Klarheit, d. h. der splitternackten Prosa, stand — Fontanes.** Was irgend nach der Weise der echten Dichtung die Seele hinauslockt in dämmernde Fernen, alles Tiefe, Schwärmerische, Sehnsuchtsvolle verfiel als vage Ideologie dem Bannspruche der französischen regelrechten Kunst. In dieser gedieh nur jene literarische Unterwürfigkeit, welche sich willig von der Akademie die Länge

* Existirte diese Freude wirklich, so war sie verfrüht, denn Napoleon trennte die Hansestädte durch eine Zollsperre von dem übrigen Frankreich.

* Die preußischen Blätter waren, wie begreiflich, noch inhaltsleerer wie die übrigen, aber der eine Vorzug kann ihnen nicht abgesprochen werden, daß sie schwiegen, wenn die anderen jubelten.

** v. Treitschke: Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus.

der Sätze vorschreiben ließ und Boileau's ungeheure Langeweile pflichtschuldigst bewunderte.

Im „Journal de l'empire" erschien eine Kritik von Bürger's Leonore. Am Schlusse sagt der französische Kunstkenner: „Werden nun die Liebhaber der deutschen Literatur noch die Behauptung wagen, es sei nöthig, die Originalsprache zu kennen, um solche Monstrositäten würdigen zu lernen? Und wenn man eine ganze Nation sieht, welche sich mit Wollust an diesen burlesken Narrheiten weidet, diese Träume eines Kranken für erhaben, diese vagen Caricaturen einer regellosen Einbildungskraft für Genie hält, kann man dann nicht voraussehen, daß die Literatur ohne ein Wunder unmöglich sich je aus dieser ekelhaften Verderbtheit erheben kann. Ich habe die Conceptionen ihrer Goethe, Schiller und Wielande zergliedert, um deren Fehler und Armuth zu beweisen, ich habe sogar das Glück gehabt, diese berühmten Männer durch ihre eigenen Worte von der unbegreiflichen Thorheit ihrer literarischen Grundsätze zu überzeugen."

Dieses Gewäsch druckte die Mehrheit der deutschen Zeitungen nach; kaum eine wagte ein Wort der Entgegnung, selbst die „Augsburger" begnügte sich, die Kritik eine merkwürdige zu nennen. Das stärkste Stück in der Verhöhnung der deutschen Poesie leistete aber doch der „Westfälische Moniteur", der das „où peut on être mieux etc." zu einem westfälischen Volksliede machte. Als Heinrich von Kleist, der unglückliche kerndeutsche Dichter, sich im Jahre 1811 mit seiner Geliebten erschoß, haben die Blätter kein Wort der Klage über den Verlust der deutschen Dichtkunst. Aber in gesperrter Schrift erscheint die Nachricht, daß die Unglücklichen vor ihrem Tode 16 Portionen Kaffee zu sich genommen hätten.*

Bei dieser Aermlichkeit des Inhalts muß man es für Selbstironie halten, wenn die „Königsberger Zeitung" (11. April 1811) die chinesische Presse mit den Worten verspottet:

„In China erscheint nur eine einzige Zeitung. Sie enthält nicht die Ereignisse des Tages, noch viel weniger politische Neuigkeiten; sie erwähnt sogar die fremden Länder nicht, sondern beschränkt sich darauf, die Handlungen des Souverains zu erzählen, die Decrete der Regierung und in Kriegszeiten die Siege über den Feind bekannt zu machen. Sie meldet es regelmäßig, wenn ein Mandarin das gelbe Unterkleid erhalten oder mit der Pfauenfeder verziert worden" u. s. w.

Aber, wird man fragen, mit den angeführten puerilen Stoffen konnten doch die größeren Zeitungen unmöglich ihre Spalten füllen. Die Fluth großer geschichtlicher Ereignisse mußte sich ihnen doch gebieterisch aufdrängen. Gewiß sollte man dies glauben; allein es ist erstaunlich, wie die durchschlagendsten Ereignisse entweder ganz verschwiegen oder abgeschwächt, die unbedeutendsten hingegen aufgebauscht und vergrößert werden, so daß der heutige Leser eine ganz andere Epoche vor Augen zu haben glaubt, als ihm aus der Geschichte bekannt ist. Betrachten wir z. B. etwas genauer das Jahr 1811. Auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel wogte der wildeste Vernichtungskampf, auf allen Meeren tobte der Seekrieg und die Seeräuberei, an der Donau flossen Ströme von Blut, denn Russen und Türken (letztere von Napoleon aufgehetzt) bekriegten sich auf das Ingrimmigste, der übrige Continent (incl. Schweden und Dänemark) lebte mit England im Kriegszustande; dazu grollte in Deutschland bereits das nahende Gewitter der großen russischen Expedition, auf allen Landstraßen rollten die französischen Kanonen, wälzten sich endlose Heerzüge nach Osten — in dieser Zeit, die ganz dem Gotte Mars geweiht schien, ergießen sich die Blätter in Lobeserhebungen der Napoleonischen Friedensliebe, schieben England allein die Schuld aller Verwickelungen zu und schreiben mit Emphase einen Artikel aus dem „Courier de Paris" ab, der mit den Worten schließt: „Wie oft ist nicht seiner (Napoleons) patriotischen Seele der Zuruf entschlüpft: Engländer, ich liebe Euch als Menschen, ich schätze

* Als ein Zeichen der überreizten schwärmerischen Zeit kann die Anzeige in der „Vossischen Zeitung" gelten, welche der Gatte der getödteten Frau einrücken ließ. Es heißt da:

„Ihr Tod war rein wie ihr Leben — ihre letzten schriftlich hinterlassenen Worte an mich waren: ‚Weine, traure nicht; denn ich sterbe einen Tod, wie sich wohl wenige Sterbliche erfreuen können, gestorben zu sein, da ich, von der innigsten Liebe begleitet, die irdische Glückseligkeit mit der ewigen vertausche'."

Euch als Krieger! Setzen wir dem Menschenwürgen ein Ziel! die geschändete Menschheit erhalte endlich ihre nur zu lange verachteten Rechte wieder. Unsere Nebenbuhlerschaft gehe künftig nur dahin, unsere Mitmenschen aufzuklären und nicht sie zu tödten." Bekanntlich war England in damaliger Zeit die einzige Macht, die sich trotzig und mit dauerndem Erfolg der Uebermacht des Kaisers entgegenstemmte, alle Elemente, die sich der corsischen Tyrannei nicht mit gebundenen Händen ausliefern wollten, fanden in England einen moralischen Halt. Unverständlich und verächtlich erscheint es daher, wenn die deutsche Presse einen wahrhaft fanatischen Haß gegen das tapfer kämpfende Albion zur Schau trägt und zwar mit solcher Consequenz und solchem Uebermaß von Schmähungen, daß man dem Druck von oben dieselben nicht allein in die Schuhe schieben kann. Die glorreiche Erhebung der Spanier, die den Engländern gestattet hatte, wieder festen Fuß auf dem Continent zu fassen, wird als das thörichte Beginnen einiger aufgehetzten Bauern gekennzeichnet; fast alltäglich wird die Meldung wiederholt, der Aufstand sei dem Erlöschen nahe. Der tragische Rückzug Massena's von den Linien von Torres Vedras, welcher 50000 Menschen das Leben kostete, wird als listige Recognoscirung dargestellt, das unentschiedene Treffen von Fuentes de Onoro als siegreiche Entscheidungsschlacht gepriesen. Damit nicht genug: man prophezeit und erhofft eine Revolution in Irland — wenn ein Sturm große Verheerungen angerichtet hat, so sind gewiß nur englische Schiffe untergegangen, und im armen Deutschland freut man sich von Herzen darüber, daß Englands Bankerott unmittelbar bevorstehe.* Selbst das britische Wappenthier, der Leopard, muß herhalten, und man vergleicht seinen falschen tückischen Blick mit der freien Majestät des französischen Adlers. Eine Wiederholung der Schlacht von Hastings wurde nach Vorgang des „Pariser Moniteur" in Deutschland als durchaus wahrscheinlich bezeichnet. Hand in Hand mit dieser ob nun geheuchelten oder aber empfundenen Wuth gegen England geht der wirklich tragikomisch erscheinende Jubel über die Continentalsperre. Der ungeheuerlichen Maßregel Napoleon's, dem englischen Handel den Continent zu verschließen, lag immerhin eine richtige, nationalökonomische Idee zu Grunde. Allein dadurch, daß der Kaiser den Fabriken der Vasallenstaaten die Grenzen Frankreichs verschloß, während diese die Einfuhr Frankreichs ertragen mußten, sprach er allen Lebensgesetzen der mercantilen Welt Hohn, die große continentale Handelspolitik wurde dadurch gründlich über den Haufen gestoßen und der außerfranzösische Handel bis zum Ersticken geknebelt. Es ist daher kaum irgendwie verständlich, daß diese Willkür, die den deutschen Handel einfach vernichtete, die Nation verarmen ließ und dabei jedem Einzelnen die härtesten Entbehrungen auferlegte, fort und fort als das einzige Heilmittel gegen das ökonomische Elend, ja als eine wahrhaft erlösende That gepriesen werden konnte. Sagte man doch, daß in der Geschichte des Handels die Continentalsperre eine wichtigere und heilsamere Rolle spiele als die Entdeckung Amerikas.* Der französische Viceconsul in Stralsund schloß eine Amtsrede mit den Worten (Augsburger Ztg.): „Dank sei also dem Helden und Schützer des Continents, dessen Maßregeln die deutsch-französischen Fabriken von Neuem beleben und in Aufnahme bringen werden. Dank dem großen Napoleon." Bei der allgemeinen Handelskrisis, die die Messen von Leipzig und Frankfurt vollständig veröden ließ, klingt der Ausruf der „Hamburger Blätter" recht gepreßt: „Also es ist unbestreitbar, daß das Continentalsystem England die tödtlichsten Streiche versetzt, wir brauchen nichts als Standhaftigkeit."

* Man war hierin mit kleinen Erfolgen zufrieden. So schreibt die „Augsburger Zeitung" am 8. August 1811 frohlockend, daß die englische Firma Martens & Gowers außer Stande sei, ihren Vorrath von Faßdauben los zu werden.

* Bekanntlich ließ Napoleon alle englischen Waaren den Besitzern ohne Weiteres wegnehmen und verbrennen. Ein Brief aus Leipzig berichtet, daß, während die brutale Beraubung vor sich ging, acht Tage lang die Stadtthore geschlossen blieben und eine Todtenstille in den sonst so geräuschvollen Straßen herrschte. Einzelne Handelshäuser erlitten eine Einbuße bis zu 50000 Thlr. Die confiscirten Waaren wurden in allen Städten mit großer Feierlichkeit vernichtet, innerhalb eines Truppenquarrés, in Gegenwart des Magistrats 2c.

Die „Leipziger Zeitung", sonst die trockenste und nüchternste von allen, begeistert sich sogar zu folgenden Versen:

„Die Menschheit seufzt nach allgemeinem Frieden,
Nach fester Ordnung Gleichgewicht,
Kein stolzer Feind soll uns das Meer verbieten,
Das sein unendlich Band um unsern Erdball flicht.
Frei sei der Völker Eintracht und Verkehr
Und frei der Weg zu Ehr' und Macht,
Das große freie Meer.
So will's der Held, den Gott durch tausend Siegeszeichen
Vor der erstaunten Welt erhöht,
Der kräftig, jeden Uebermuth zu beugen,
An unsres Welttheils Spitze steht."

Man trieb den Selbstbetrug sogar so weit, daß die Handelskammer in Köln eine directe Dankadresse an den Kaiser selbst richtete wegen seiner kraftvollen Maßregeln gegen den englischen Handel. Wenn man sich aber auch einreden wollte, die Continentalsperre werde vielleicht in ihren letzten Consequenzen auf Handel und Wandel segensreich einwirken, so war doch die herbe Entbehrung der meisten Colonialwaaren nicht wegzudeuteln. Niemals verspürten die deutschen Hausfrauen einen heftigeren Wunsch, ihre Speisen scharf zu würzen und sich bei einem Schälchen stark gesüßten Mokkas die gegenseitige Noth zu klagen, als zu jener Zeit, wo der Besitz jedes Zuckerhutes und jeder Kaffeebohne in Conflict mit der Polizei bringen konnte. Verstärkt wurde das Unbehagen noch durch die Einführung des Tabakmonopols (29. Dec. 1810), das gänzlich überraschend ins Leben trat. Man suchte nun die traurigsten Surrogate durch ausposauntes Lob schmackhafter zu machen; die deutsche Nation glich wirklich einem Kranken, der die bittere Arzenei mit dem Troste verschluckt, der Geschmack beruhe auf Imagination. So fabricirte man Zucker aus Rüben, Birnen, Trauben, Mais, dem Ahorn und weißen Maulbeerbaum, Waldkirschen, Gurken, Feigen und Pflaumen. Jeder noch so gräuliche Absud wurde von den Zeitungen als Delicatesse gepriesen und die Prämien und Medaillen, die der Kaiser dafür verliehen, wohlgefällig aufgezählt. Indigo gewann man aus dem Waid, Kaffee aus Cichorien, Getreide, und horribile dictu, sogar aus der Sumpflilie (Iris Pseudoacorus, siehe Augsb. 1811, S. 613). Glücklich war die „Leipziger Zeitung", als sie ein Surrogat für Kapern entdeckt hatte. Unnachahmlich und unersetzlich blieb jedoch die Chinarinde zur Verzweiflung der Aerzte. Der Haß gegen England steigerte sich wenigstens äußerlich bis zu dem Grade, daß man das barbarische Gesetz gerechtfertigt fand, wonach Jeder, der einen auf England lautenden Wechsel zöge, indossire oder acceptire, mit sechsjähriger Kerkerhaft bestraft werden sollte.

Da nun einmal England der allgemeine Sündenbock sein mußte, so erklärte man auch die Anhäufungen der französischen Truppen an der Ostsee durch die Befürchtung einer englischen Landung. Eine solche war, wie jeder Tambour begreifen mußte, ein Unding, und es berührt daher den Leser eigenthümlich, den zelotischen Eifer zu verfolgen, mit dem die Zeitungen über Jeden herfielen, der aus der Heereswanderung nach Osten neue Stürme zu prophezeien wagte. So schreibt man der „Augsburger" am 11. Juli 1811 aus Leipzig: „Es verbreiteten sich auf einmal von allen Seiten ungegründete Gerüchte von großen Rüstungen an der Ostsee und im nordöstlichen Europa. Uebelwollende oder feigherzige Allarmisten sahen schon an der Memel und der Narew schlagfertige Heere stehen! So beruhigend auch die Erklärungen beider erhabenen Kaiserhöfe waren, so legte man doch gewissen Truppenbewegungen, die doch nur dem Schutz unserer bedrohten Küsten galten, eine sinistre Bedeutung unter." Die augenfällige Mobilmachung der sächsischen Armee wurde einfach geleugnet, dabei aber sagte derselbe Artikel von den sächsischen Soldaten ungeschickter Weise: „Alle brennen vor Begierde, sich des großen Bundes würdig zu zeigen, der ihr Vaterland an den mächtigen Staatenverein knüpft, über welchen der erste Held und Herrscher in der Geschichte waltet."

Die „Miscellen über die neueste Weltkunde" schrieben in Berlin im August 1811: „In unserer Hauptstadt herrscht jetzt über die politische Lage des Continents nur eine Stimme. Alles glaubt an den Frieden, und die bedenklichsten Politiker sind überzeugt worden, daß von keinen Spannungen zwischen dem Norden und Süden die Rede sein kann." Dasselbe Blatt äußert sich wenige Wochen darauf noch also: „Daran denken die Schwarzseher nicht, daß der Schöpfer

des Continentalsystems alle Vorsicht anwenden muß, um es nicht durch eine englische Landung gefährdet zu sehen. Es kostet viele Beredtsamkeit, jene thatenschwangeren Wesen hiervon zu überzeugen; das beste Argument, worauf man Leute der Art hinweisen kann, — ist die Zeit." Dies wurde zu einer Periode geschrieben, in welcher unterrichtete Kreise jeden Augenblick einen Ueberfall der Franzosen, ja eine Gefangennahme des Königs von Preußen gewärtigen mußten. Schon am 23. April hatte Blücher zornschnaubend an York geschrieben: „Man kann uns alle Tage gleichsam zusammenklappen." Man schwebte vollkommen zwischen Thür und Angel; der Einmarsch der Russen wurde ebenso sehr gefürchtet als die Entthronung des Königs, der nach Beguelin's zuverlässigen Beobachtungen in Paris dem Marschall Davoust Platz machen sollte.* York, damals Militärgouverneur in Preußen, schrieb im Mai an Blücher: „Meine Lage ist die unangenehmste, in der ein Soldat nur sein kann; ohne einen Boden zu haben, an den ich mir mein Raisonnement anknüpfen könnte, stehe ich ohne alle hinlänglichen Mittel in der Mitte von zwei Armeecorps, die mich, wenn es ihnen beliebt, aus einander sprengen können." Daß der alte Isegrimm (so nannten York die Soldaten) hier nicht zu schwarz sah, beweisen die Memoiren des französischen Generals Rapp (damals Gouverneur von Danzig). Er schreibt vom August 1811:

„Vielleicht hat der König von Preußen nie die Gefahr völlig erkannt, in der er schwebte. Ich kannte sie in ihrer ganzen Ausdehnung und war darüber sehr beunruhigt; ich beklagte den Fürsten, beklagte die Nation."

In diesen Agonien, die den preußischen Staat wie ein reifes Korn zwischen zwei Mühlsteinen erscheinen ließen, in jedem Augenblick in äußerster Gefahr, zermalmt zu werden, in dieser Zeit, welche das preußische Cabinet nach der russischen wie nach der französischen Allianz mit gleich beklommener Angst ringen sah, muthet einen der Artikel der „öffentlichen Nachrichten" aus Berlin doch wunderbar an:

„An merkwürdigen politischen Ereignissen fehlt es uns ganz; an Gerüchten mangelt es wohl auch hier nicht, allein sie sind meist so abgeschmackt, daß sie kaum beim Pöbel Eingang finden 2c."

Wenn man diese blinde geistige Trägheit auch noch so sehr dem eisernen Drucke zuschreiben muß, der auf der Presse lastete, so darf man sich doch nicht dem Irrthum hingeben, als hätte bereits damals der tiefgrollende Haß der deutschen Nation eine allgemeine Erhebung in nahe Aussicht gestellt. Man liebt es, die moralische Läuterung schon damals als abgeschlossen zu betrachten, die mit Jubel das ganze Volk gegen den Erbfeind die Waffen hätte ergreifen lassen, wenn der König nur das entscheidende Wort gesprochen hätte. Wie wenig man an die Befreiung zu denken wagte, dafür nur zwei kurze Belege. York schließt ein Schreiben an Scharnhorst im August 1811 mit den Worten: „Die Anstrengungen der Polen verdienen wahrlich alle Achtung; man bringt unbeschreibliche Opfer! Wie anders ist es bei uns, wo man jeden Recruten von seiner Grundherrschaft erkämpfen muß und wo ein elender Egoismus die allein herrschende Leidenschaft ist." Zu gleicher Zeit schrieb Gneisenau an Graf Münster: „Das Unglaubliche geschieht, die Nation gewöhnt sich an die Idee eines Bündnisses mit Frankreich." Clemens Perthes schreibt in seiner classischen Schrift über „Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft": „Der herrschenden Stimmung fehlte jeder positive Inhalt; sie wußte nur, was sie nicht wollte, aber nicht, was sie wollte."

Bei dieser noch andauernden Demuth des deutschen Volkes kann es nicht Wunder nehmen, daß die Zeitungen einstimmig die stille, aber fühlbare Arbeit des bekannten Tugendbundes mit Ausdrücken einer schulmeisterlichen Indignation verwarfen; man gerieth sogar auf die ungeheuerliche Idee, den geheimen Verbindungen als Palliativ einen deutschen Gelehrtenorden entgegenzusetzen, und beabsichtigte, diesem Uniform, Decorationen, Pensionen u. s. w. zuzubilligen.* Um die schamlose Politik der Rheinbundfürsten

* Droysen, Biographie York's I, 101.

* Die „Augsburger Allg. Zeitung" trat diesen verrückten Plänen mit Würde entgegen.

zu rechtfertigen, erschien im Jahre 1811 eine Broschüre unter dem Titel: „Dürfen wir uns schämen, Deutsche zu sein?" Das wunderliche Machwerk, das die erniedrigende Gegenwart pries und die Deutschen über die verlorene Ehre mit dem Ruhme vieler Erfindungen trösten wollte, wird mit folgenden Worten empfohlen (Augsburger 11, Beilage 10):

„In diesen Tagen, wo Kleinmüthige durch den Untergang alter herkömmlicher Formen sich so weit vergessen, das deutsche Vaterland zu schmähen, ist es gut, wenn echte deutsche Männer unser Selbstgefühl (sic) erwecken, unsere Zuversicht beleben und uns daran erinnern, was Deutsche waren und sind." Deutlicher und unverhohlener zeterte der gelehrte Freiherr von Aretin in seiner „oberdeutschen Zeitung" gegen die Patrioten. Eine Reihe von Schmähartikeln trug die Ueberschrift: „Gegen die Prediger der Deutschheit, Missethäter und Hochverräther, die den Boden des Rheinbundes besudeln." Wahrlich es scheint, als wenn in jener Zeit jede unbefangene Beurtheilung der allgemeinen ungeheuren Noth verloren gegangen sei, als habe man gelernt, sich an Schmach und Erniedrigung zu gewöhnen.

Die Signatur der deutschen Presse im Jahre 1811 würde jedoch eine unvollständige sein, wollte man ihr Verhalten bei zwei Ereignissen unbeleuchtet lassen — nämlich bei der Geburt des Königs von Rom und bei der Reise des Kaisers nach Holland und in die Rheindepartements.

Wenn die bisher angestellten Betrachtungen fast nur tiefe Schatten haben erkennen lassen, so war doch bei alledem noch ein erlöschender Schein deutschen Wesens, deutscher Eigenthümlichkeit zu spüren, mochte er auch unstet wie ein Irrwisch über der politischen Versumpfung tanzen — bei den genannten Gelegenheiten trat aber eine ungeschminkte, hündische Adulation zu Tage, die in Posselt's* ungeheuerlichem Vorschlage ihre Spitze fand, „eine der höchsten Bergwände der Alpen zu schleifen und in goldenen Riesenbuchstaben Napoleon's Namen darauf zu setzen, damit er in die weiteste Ferne Deutschlands strahle".

Zu Napoleon's vollständigem Glück schien nur ein legitimer Thronerbe zu fehlen. Als die dem Habsburgischen Hause abgetrotzte Gemahlin (Erzherzogin Luise) sich guter Hoffnung fühlte, decretirte der Kaiser sich selbst einen Sohn, indem er proclamirte, das zu erwartende Kind werde den Titel „König von Rom" führen. Ein Schmeichler (Herr von Chazet), der sich mit dem Vers zu nahen wagte:

„Le sexe de l'enfant, espoir de la patrie,
Pour l'empereur lui-même est encore un secret;
C'est la seule fois dans sa vie
Où il n'a pas su ce qu'il faisait."

erntete zornige Abweisung. Der Zustand der Kaiserin vor der Geburt war der Gegenstand wahrhaft widerlicher Besprechung in den Blättern, die gar nicht zu fühlen schienen, wie tactlos sie in ihrer Schmeichelei wurden.

Da das große Ereigniß aller Wahrscheinlichkeit nach im März vor sich gehen sollte, so machte folgender Vers viel Glück und die Runde durch die deutsche Presse:

„En effet de tous les on dit
Qui sont de circonstance,
Il en est un sans contredit,
Que respecte la France.
On est sûr dit-on
Que le rejeton
De notre auguste maître
Sans plus de retards
Dans le mois de Mars
A dessin voudra naître."

In der That wurde Napoleon am 20. März ein Sohn geboren; man zitterte dabei für das Leben von Mutter und Kind — der Arzt Dubois fing an den Kopf zu verlieren, nur der donnernde Anruf des Kaisers brachte ihn zur Besinnung. Selbst diese rein menschliche Noth der kaiserlichen Familie mußte aber den Völkern verschwiegen werden. In allen Blättern wurde ausdrücklich betont, die Geburt sei die leichteste und glücklichste gewesen. In den Vorzimmern der Kaiserin standen während der bangen Stunden alle Glieder der Napoleonischen Familie, der Senat, der Magistrat der Stadt Paris, das diplomatische Corps und unzählige Deputationen aus dem weiten Reiche.* Als endlich dann die Kunde von

* Europäische Annalen.

* Die kleinsten Details werden von den Zeitungen mitgetheilt — je schweigsamer man in Bezug auf die große Politik sein mußte, desto eifriger benutzte man diese Gelegenheit zu breitester Ausführlichkeit.

den erfüllten Hoffnungen eintraf, geberdeten sich die Völker, als wenn ein neuer Messias auf die arme Erde herabgestiegen sei. In Schlesien hatte man am 20. März drei Sonnen gesehen, man legte der Erscheinung die gotteslästerliche Erklärung unter, die heilige Dreieinigkeit habe den Tag wichtig genug geglaubt, sich den Augen der Sterblichen zu zeigen. In Rom heftete man an das Capitol den geschmacklosen Vers:

„Capitole renais et reconnais ton Roi,
C'est un enfant de Mars, il est digne de toi."

Der jüdische Oberrabiner in Rom leistete Folgendes in seiner Anrede an den französischen Präfecten (auch dieser Wortschwall fand den Weg durch die deutsche Presse):

„Jesaias, der größte unter den Propheten, weissagte dem Volk Israel einen Cyrus, dem Gott die Freiheit desselben anvertrauen würde. Cyrus erschien; die Weisheit und das Flammenschwert des allmächtigen Gottes machten ihn zum mächtigsten Monarchen der Erde. Ein größerer als Cyrus ist in unseren Tagen aufgestanden. Er ist der Monarch der Monarchen, der Mächtige, der Unüberwindliche, der Auserwählte, der Wiederhersteller des Tempels &c."

Der Glanz der öffentlichen Feste spottete jeder Beschreibung. Die Zeitungen wurden bei dem Preis der Freudenbezeugungen nicht die Monotonie derselben gewahr, oder stellten sich wenigstens so. Die Völker sollten sich nach dem Willen des Kaisers in einem Freudentaumel befinden. Der Italiener wurde mit prächtigen Aufzügen und Feuerwerk bedacht, der Bayer auf öffentlichen Plätzen gespeist und durfte acht Tage lang umsonst Bier trinken, dem Franzosen lieferte man militärische Schauspiele und ließ ihm auf den öffentlichen Plätzen Fontainen von leichtem Wein springen — in Spanien, soweit der Schatten französischer Bajonette reichte, wurden zu Ehren des kaiserlichen Prinzen Stiergefechte veranstaltet. Aus Sevilla, wo kein Franzose unbewaffnet sich auf den Straßen zeigen durfte,* meldet die „Augsburger Zeitung": „Bei Spaniern und Franzosen herrschte ein allgemeiner rührender Jubel, und die zwischen dem Militär und den Einwohnern bestehende Harmonie äußerte sich sehr auffallend." Auch an den deutschen Höfen jagten sich die Festlichkeiten. Man überbot sich in schwärmerischen Toasten, in Sinnbildern,* im Preise der unausdenkbar glücklichen Zukunft. Auch in Privatkreisen wucherte die verwerflichste Abgötterei, und es kann nicht geleugnet werden, daß man gerade auf den Höhen des Geistes und der Bildung sich schwer versündigte, während das gemeine Volk viel spröder und zurückhaltender blieb. Auch in Berlin geberdeten sich die Blätter wenig würdig. Es regnete Gedichte der geschmacklosesten Art — als Probe nur ein Vers:

„Versöhnet ist das zürnende Geschick,
Und Heil verkünd'gen uns die künft'gen Horen,
Heil einer Welt! Zu ihrem ew'gen Glück
Ward jetzt der Friedensgenius geboren.
Und es erschallt bis zu des Himmels Dom
Der Völker Ruf, der Donner der Geschütze:
Heil ihm! dem jungen Könige von Rom!
Er lenkt die Enkel einst von seinem hohen Sitze."

Die Versmacherei in allen Sprachen war so lästig, daß sich an der Wiege des Besungenen eines Morgens der Quatrin angeheftet fand:

„Sire! votre sort est bien doux,
Vous devez regner sur la France,
Et vous n'avez pas connaissance
Des mauvais vers, qu'on fait pour vous."

Die officiellen Blätter in Berlin mußten aussprechen, daß die Nachricht des Tages bei Hofe und in den höheren Kreisen den angenehmsten Eindruck gemacht habe. Im merkwürdigen Gegensatz dazu steht die bereits oben angezogene Correspondenz York's mit Scharnhorst, Gneisenau und Hardenberg. Hier war die Presse sicherlich nicht im mindesten die Dolmetscherin der wahren Gefühle des Volkes; daher die Beklemmung, die man den preußischen Blättern bei aller Exaltation anmerkt. Die Rheinbündlerischen feierten aber wahre Orgien. Nicht eines habe ich gefunden, das nicht minutiöse Details über die Wiegen** des neuen Erdenbürgers

* Vergl. die „Memoiren des Generals von Brandt". I. Theil.

* Eines derselben stellte den Reichsadler dar, der von einem Kinde an Rosenketten geleitet wird. Dasselbe war von einer Glorie umgeben und hielt in der anderen Hand einen Oelzweig. Welch' platte Allegorie!

** Geschenke der Städte Lyon und Paris von außerordentlicher Kostbarkeit.

und seine ersten Beschäftigungen gebracht hätte; man scheint das Komische nicht gefühlt zu haben, das in dem Bulletin lag: „Se. Majestät der König von Rom geruhte ohne Weiteres die Brust seiner Amme* anzunehmen.“ Einen wahren Beifallssturm erregte folgende Anekdote, die zuerst die „Gazette de France“ brachte:

„Fortes creantur fortibus et bonis. Am Tage der Entbindung der Kaiserin überreichte Jemand dem Kaiser eine an den König von Rom gerichtete Bittschrift. Der Monarch stand eben bei der Wiege des neugeborenen Prinzen; er las die Bittschrift mit lauter Stimme und fügte dann gütig hinzu: ‚Wer nichts sagt, willigt ein. Gewährt im Namen des Königs von Rom.‘“

Daß die Taufe des Prinzen ebenso viele Päane hervorrief wie seine Geburt, erscheint nach dem Gesagten wohl kaum wunderbar. Es ward eine marktschreierische Pracht entwickelt, zugleich aber eine so starre Etiquette, wie kaum zu den Zeiten des spanischen Philipp II. oder im kaiserlichen Byzanz. Auch hier waren die Zeitungen unermüdlich im Berichten und stritten sich, ob Rom, Mailand, Amsterdam oder welche von den sogenannten „guten“ Städten des Reiches die erhebendste Feier geleistet habe. Nicht am wenigsten laut stimmten die Geistlichen aller Confessionen** in die Vergötterung des Menschlichen mit ein; es war, als hörte man ein „Chor von 100000 Narren sprechen“. Am 15. August, als am Napoleonstage, mußte wieder gefestet werden. Dieselben Floskeln kehren wieder; man hatte ein Wörterbuch von Phrasen sich angeeignet und schrieb sie geduldig wieder ab.

Wenn der abwesende Napoleon aber bereits diese Ueberschwänglichkeit zu Wege brachte, so kann man sich vorstellen, welcher Exaltation in Deutschland man sich schuldig machte, als man sich unter dem directen Eindruck der gewaltigen Persönlichkeit befand. Gegen Ende des Jahres 1811 reiste der Kaiser, wie oben erwähnt, mit seiner Gemahlin durch Holland* und die Rheinprovinzen. Daß auch die freien Bataver, wie die Niederländer sich zu jener Zeit zu nennen liebten, das Schweifwedeln regelrecht verstanden, lehrte, unter hundert ähnlichen, eine Anrede des Bürgermeisters von Maarssen (Augsb., S. 1181). Es heißt darin: „Zu den Zeiten der großen Landplagen, wenn ein ganzes Volk seine Hände gen Himmel hebt, zu solch trostlosen Zeiten geschieht es, daß die Vorsehung große Männer schickt. Möge der Schöpfer, der Ew. Majestät eingab, dieses Land zu retten, das nahe daran war, in den Schoß der Meere zurückzusinken, Ew. Majestät segnen &c.“

Der Rotterdamer Magistrat meinte sogar bei dem Erscheinen Napoleon's, es beginne damit für die Stadt eine neue Zeitrechnung. Trotz aller Feste, Anreden, Loyalitätsadressen hatten aber die praktischen Holländer dem Kaiser doch recht unverhüllt ihre vielfachen Wünsche kund zu geben verstanden, und mit Wolken auf der Stirn** betrat der Kaiser seine deutschredenden Provinzen. Hier wagte ihn Niemand anzubetteln, und wenn ihm stille Vorwürfe zu Gesicht kamen, so lagen sie höchstens in den Trauerkleidern eines armen Weibes, deren Gatte oder Sohn im fernen Spanien seinen Tod gefunden.*** In Holland hatte man bei aller Servilität wenigstens die stolzen Erinnerungen an die große oranische Vergangenheit nicht hervorgezogen, um sie zu beschmutzen. Den Mord nationaler Selbstachtung brachten aber Deutsche zu Wege. Die „Düsseldorfer Zeitung“ entblödete sich nicht, das Andenken an das altdeutsche Kaiserthum mit folgenden Worten in den Staub zu ziehen:

„Friedrich Barbarossa fuhr auf dem Rheine an unserer Stadt vorbei, als er nach Kaiserswerth zog, um den ersten Stein zu der dortigen Pfalz zu legen. Einem größeren Kaiser gefiel es, drei Tage bei uns zu weilen. Diese merk-

* Einer Cantinière aus einer der Vorstädte von Paris.

** Die Capitel von Savona, Mailand, Cremona, Paris überboten sich in Loyalität und zwar zu einer Zeit, wo Napoleon den Papst mit empörender Willkür behandelte. Der Wortlaut der Adressen steht in allen größeren deutschen Zeitungen.

* Dieses Land war bekanntlich unter dem Vorwande annectirt worden, daß es eine Anschwemmung französischer Flüsse sei.

** „Mémoires du comte de Beugnot.“

*** Das kleine Großherzogthum Berg opferte allein 12000 seiner Landeskinder in dieser traurigen Campagne und ebenso viel in denen von 1812 und 1813.

würdigste Epoche in den Annalen Düsseldorfs wird den Bergern unvergeßlich sein." Von den unzähligen Anreden und Gedichten eine lateinische Probe, die der Kaiser mit unverstelltem Hohne anhörte:

„Vidit Berlinum vidit generosa Vienna
Te olim teutonici Regia magna Jovis;
Sed, quem viderunt, Martem videre tremendum
Ast tibi non Mars, sed Juppiter almus adest
Quod praesens cernis magis est mirabile sidus
Quam quod crinito lumine nocte nitet."

Das Letztere ging auf den großen Kometen, der an dem Herbsthimmel des Jahres 1811 strahlte.

Das Stärkste leistete aber doch der Präfect eines der Rheindepartements, der begeistert ausrief:

„Sire! Cäsarn fürchteten die Einwohner dieser Gegend, Karl dem Großen gehorchten sie; Napoleon den Großen beten sie an." Die „Augsburger Zeitung" nennt diese Anrede nur durch ihre Bündigkeit merkwürdig.

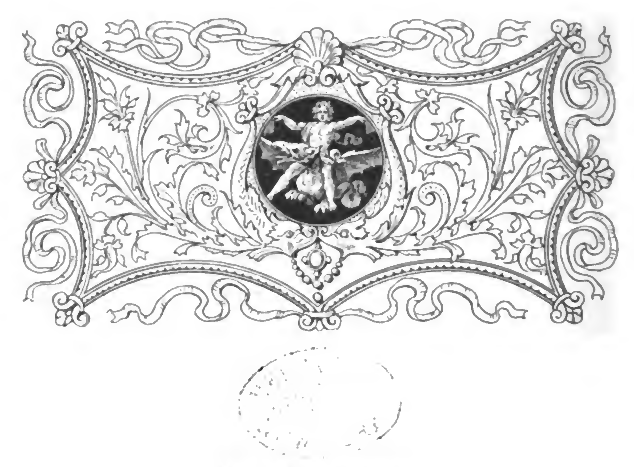
Derselbe Schwärmer hatte vor der Ankunft des Kaisers an seine Ortsbehörden ein Rundschreiben erlassen, in dem es heißt: „Sie werden die Züge des mächtigsten, des geliebtesten aller Monarchen, des ersten Helden, den die Geschichte kennt, und der Alexander, Cäsar, Titus und Karl den Großen weit hinter sich läßt, sehen. Nehmen Sie nach Ihrer Klugheit alle nöthigen Maßregeln, damit dieser für unsere Gegend merkwürdige Zeitpunkt durch keine Unordnung gestört werde. Städte, Flecken, Dörfer müssen überall Triumphbogen, Blumengehänge, Sinnbilder und Inschriften darbieten und aus den allein liegenden einzelnen Häusern die ungekünstelten (sic) Ausdrücke süßen Mitgefühls und sanfter Empfindung zu lesen sein."* Wir würden uns endloser Wiederholungen schuldig machen, wollten wir aller der Erniedrigungen gedenken, mit denen sich die Deutschen und ihre Presse während der langen Reise des Kaisers von Wesel nach Frankfurt selbst überhäuften. Man beschuldige uns nicht, wir hätten Grau in Grau gemalt. Männer wahrhaft deutscher Gesinnung und muthiger Redeweise wie Arndt, Seume, Adam Müller, Görres, Achim von Arnim waren in den gebildeten Kreisen des gemeinsamen Vaterlandes seltene Ausnahmen, und ihre Stimmen verhallten wie das Zwitschern einzelner Nachtigallen in dem Gekreisch eines Papageienschwarmes. Vergessen wir nicht, wie selbst unsere Dichterheroen sich vor dem fremden Gestirn beugten.* Wir lernen am besten aus der Scham der deutschen Presse, nachdem der Alp der Unterdrückung von ihr genommen, ihre ganze Erniedrigung kennen. Görres legte im „Rheinischen Merkur" 1814 (Nr. 54) Napoleon selbst Folgendes in den Mund:

„Nur meine Netze durfte ich stellen, und sie liefen mir wie scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre habe ich ihnen weggenommen und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Aberglauben haben sie mit mir getrieben, und als ich sie unter meinem Fuße zertrat, mit verhaßter Gemüthlichkeit mich als ihren Abgott verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug und ihr Land zum Tummelplatz des ewigen Krieges gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensstifter mich besungen. Ihr müßig gelehrtes Volk hat alle seine hohlen Gespinnste in mich hineingetragen und bald als das ewige Schicksal, bald als den Weltbeglücker aus Herzensgrunde mich verehrt. Nachdem ich sie hundert Mal betrogen, haben sie mir immer ihr Köstlichstes in Verwahr gegeben. Nachdem ich ihnen Teufel und Gift gewesen, haben sie in ihrer Einfalt mich sogar liebenswürdig gefunden."

Wahrlich, ich meine, unser deutscher Patriotismus, der jetzt an einer gewissen Blasirtheit leidet, müßte sich bei dem Rückblick in solch tiefes nationales Elend freudig der ungeheuren Errungenschaften bewußt werden, welche die neue Zeit ihm in den Schoß geworfen, und ein thatenfrohes „Quos ego" den Gespenstern entgegendonnern, die wirthschaftliche Verlegenheit, priesterlicher Uebermuth und verbissener Classenhaß augenblicklich heraufbeschworen haben.

* Clemens Perthes: Politische Zustände in Deutschland während der französischen Herrschaft.

* Den alten Wieland ließ der sitzende Kaiser so lange vor sich stehen, daß der greise Herr aus Schwäche bitten mußte, sich entfernen zu dürfen.



Die Teufelsanbeter.

Ein Culturbild aus dem südlichen Kurdistan

von

Amand Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld.

> . . . „Ich bin die waltende Kraft, die Allem, was Dasein hat, vorsteht; und ich bin, der über die Himmel ihre Höhe ausbreitete; . . . und ich bin der, zu dem der Herr des Himmels gesagt: du bist der gerechte Richter und der Beherrscher der Erde“. . .
>
> (Scheich Adi in einem jezidischen Hymnus.)

o einst das glanzvolle Ninive stand, dort dehnt sich heute ein kleines Plateau, ab und zu mit Schachten und Stollen, aus denen die Assyriologen die Geheimnisse der Assurstadt zu Tage gefördert haben. Man könnte das Ganze eine großartige historische Katakombe nennen, wäre der Grasteppich, welcher die oberste Schuttschichte allenthalben bedeckt, nicht durch einen Blüthenflor heiter belebt. Namentlich im Frühjahr, wenn die Schneehüllen auf den fernen kurdischen Bergen mehr und mehr verschwinden, flimmert's in der Ebene buntfarbig von der Zier unzähliger Tulpen, Mohn- und Irisblüthen, die im leisen Hauche des mesopotamischen Steppenwindes schaukeln. . . Dann findet sich auch das scheue Flugwild am blumigen Tigrisgestade ein, und aus dem „Brückenthor“ Mosuls, der weißen Terrassenstadt jenseits der ninivitischen Kirchhofsstille, ziehen kurdische Alpenjäger mit Steinschloßgewehren und Jagdfalken auf ihren milchweißen Zeltern ins Blachfeld hinüber.

Wir lassen indeß dies Gartenland rechts liegen und begleiten eine kleine Karawane, welche Mosul verläßt, um längs des Tigris in das nördliche Hügelland einzudringen. Die Zahl der Reiter und Reiterinnen ist nicht sehr groß; wir zählen höchstens zwei Dutzend derselben, und ihre kleinen ausdauernden Pferde scheinen sich zu sputen, die Conglomerathügel von

Chorsabad, wo so manches assyrische Geheimniß begraben liegt, rasch zu erreichen, denn dahinter öffnen sich schattige Thäler und rauschen stämmige Eichen in sonst geheimnißvoll stiller Gebirgseinsamkeit... Noch kämpft das dämmerige Frühlicht mit den letzten nächtlichen Schatten; dann röthen sich die phantastischen Kalkspitzen des rauhen Meklub-Gebirges, das ostwärts in grauer Ferne sich verliert. Ein Glorienschein zieht herauf, schon leucht't's in den Schluchten und die Tempellichter am ewigen Firmament erlöschen wie durch Zauberhand...

„Alldurchdringer — mächtiges Himmelslicht, erleuchte uns sündige Sterbliche!... Laß dein glanzvolles Reich uns schauen, auf daß wir deine Wunder erkennen und Scheich Adi im Opferliede preisen können."

Es ist ein „Ketzer-Imam", ein Jeziden-Priester, der vom hohen Sattel aus das Dämmerlicht des Tages begrüßt. Kaum verhallen seine Worte, so steigen die Pilger von ihren Pferden, breiten die Gebetteppiche auf die feuchte Erde und verbeugen sich nach Osten, indem sie die Thautropfen küssen, welche die ersten Sonnenstrahlen widerspiegeln. So will es das religiöse Ceremoniell der Jeziden, welche neben dem „gefallenen Engel" auch „Scheich Schems" (den Sonnengott) verehren, wie es ihre sabäischen Urahnen in den gesegneten Gefilden Mesopotamiens und Chaldäa's gethan... Der „gefallene Engel" ist aber kein Geringerer als der biblische Satan, der Iblis des Koran, den Erzvater Abraham im Felsenthale von Mina unweit Mekka gesteinigt, als jener den Gotterwählten versuchen wollte. Daher auch dieser grimmige, fanatische Haß, den die Islamiten, zumal die mohamedanischen Kurden, den „Teufelsanbetern", wie sie die Jeziden nennen, entgegenbringen; daher auch die blutigen Verfolgungen, welchen diese kurdische Secte seit Menschengedenken, namentlich aber in den letzten Jahrzehnten, von allen Seiten ausgesetzt war: von den nestorianischen Aelplern im Norden, von den christlichen Chaldäern des karmelitischen Gartenlandes, wo einst die Schlacht von Gaugamela geschlagen wurde, im Osten; von den moslemischen Kurden allerorts und zuletzt von Türken und Arabern in ganz besonderem Grade. Dies Letztere gilt namentlich von einem anderen jezidischen Stammgebiete, auf das wir noch ausführlicher zurückkommen werden.

Neben den zeitweiligen schweren Verfolgungen, welche die Jeziden von ihren Feinden zu erdulden haben, laufen noch zahllose kleinliche Plackereien nebenher. Erkennt beispielsweise im Mosuler Bazar ein Rechtgläubiger einen Teufelsanbeter, dann flucht er grimmig auf Scheytan und seine ganze Höllenbrut, daß jener entsetzt die Flucht ergreift. Daher vermeiden die Jeziden, wenigstens jene, die aus Berufsrücksichten gezwungen sind, die Paschastadt am Tigris zu besuchen, jedes äußere Abzeichen. Namentlich ist es den Mohamedanern ein Gräuel, wenn sie einen Jeziden sich gegen die aufgehende Sonne verneigen sehen... Hat nicht der Prophet — über dessen Name Segen walte — im „heiligen Buche" erklärt, daß das Tagesgestirn zwischen den Hörnern Satans emporsteige? So ward dem Propheten offenbart, und der Gesandte Allahs setzte noch aus eigener Machtvollkommenheit, die er übrigens gar weit trieb, die Clausel hinzu, daß jede Religionsgemeinschaft und überhaupt jedes andersgläubige Volk, das keine geschriebenen heiligen Ueberlieferungen besitzt, der Verdammung geweiht und der Ausrottung mit Stumpf und Stiel anheimgefallen sei. Die Moslemin haben großen Respect vor Thora und Evangelium; sie erheben auch ihre Hände gegen die Drusen im Libanon nicht, da deren Religionsstifter, der wahnwitzige Kairenser Khalife Al Hakim, eine göttliche Offenbarung hinterlassen haben soll. Die Sache verhält sich aber hinsichtlich der Drusen ganz anders. Wohl fühlte Al Hakim, als er zuletzt schon allen irdischen Aberwitz erschöpft hatte, sogar Gott selbst in sich verkörpert (Al Hakim beam'r illah), und er befahl der Menge, wie einst Caligula, ihn göttlich zu verehren; der eigentliche Schöpfer dieses Gott-Cultes war aber der persische Filzfabrikant Hamsa Ibn Ali, der den fatimidischen Khalifen für den „einigen, ewigen, anfang- und endlosen Gott", sich selbst aber für den geschaffenen Schöpfer, für das Weltlicht erklärte. Er hat diejenigen heiligen Schriften geschrieben, welche die

Drusen nachmals für ihren Religionscodex erklärten... Minderen Respect bezeugen die Moslemin für die Secten der Ismaëlier und Nuzairii in den nordsyrischen Gebirgen, die berüchtigten „Lampenlöscher", welche sie in beinahe gleich grausamer Weise wie die Jeziden verfolgen...

Wir kehren nun zu unserer Karawane zurück.

Schon loht das Tageslicht auf allen Bergen, und goldene Ströme funkeln in den Runsen und Schluchten des zackigen Meklub. Die Jeziden sitzen wieder in ihren Sätteln und durchziehen ein weites Thal, wo einzelne Dörfer an den dunklen Waldhängen zu kleben scheinen. Ueberall rauschen die Wasser, und der blaue Himmel lächelt wie auf ein unentweihtes Paradies herab. In den Triften funkelt das Fließ prächtiger Schafe silbern, und junge Hirten pfeifen auf primitiven Rohrflöten. Auch Fußwanderer trifft man hier unter den weithin schattenden Platanen.

So oft unsere Karawane einem der Wanderer begegnet, legen die Reiter die Hände bedeutungsvoll ans Herz, und der neue Ankömmling flüstert leise: „Er suchte die Wahrheit, und diese Wahrheit führt uns zu ihm..."

Und ein Murmeln geht durch den Trupp. Jetzt klettert er einen steilen Hang hinan, wo das erste Jezidendorf Ain-Siffin liegt. Hier nehmen die Reiter eine Metamorphose ihres Aeußeren vor, denn die gewöhnliche Kurdentracht dient ihnen, wie bereits erwähnt, nur als Maske, die sie im städtischen Verkehr oder beim Besuch des Flachlandes ihrer persönlichen Sicherheit wegen anlegen. Von ihrem Haupte verschwindet die Filzmütze mit dem bunten Tuche, und der schwarze Turban tritt an ihre Stelle; dann wird die gestreifte Aba entfernt und ein schneeweißes talarartiges Gewand angelegt, darunter der breite Ledergürtel mit Messer und Pistolen und einigem Hausrequisit. Allen verhaßten Zwanges ledig, vor Spähern und türkischen Zapties sicher, stoßen die Männer einen gellenden Jubelruf aus, der mächtig in den fernen Thalschluchten verhallt.

Doch wie? ... Gab das nicht ein zweites Echo? Klang es nicht langgezogen, wie ein feierlicher Psalm auf den „Einzigen Gott" über die Waldhöhen herüber? ... Und während die finsteren Männer noch lauschen, zittert ein letztes gedämpftes „Mohamed, sein Prophet" in der Ferne aus.

„Es sind kurdische Händler, die von Amadia herabkommen," meint der Eine.

„Die Stimme ersticke ihre ungläubige Kehle," setzt ein Stammältester hinzu, den die Nizams des Mosuler Paschas, welchen er aus manchem Kampfe wohl bekannt war, den „Achtbärtigen" — Sekis-Sakal — nennen. Der lange Schnauzbart hat einen „tatarischen" Schwung nach abwärts, wo ein dichter struppiger Vollbart sich nach der haarigen Brust hin verliert. Auf jedem Jochbeine sitzt ein anderer buschiger Wald, und bartartig wuchert's auch aus den beiden Ohrmuscheln und aus den weit offen stehenden Nasenlöchern. Die imposante Gestalt mißt sieben Fuß, und die Steinschloßflinte scheint sie noch zu überragen.

Die Jeziden lauschen, und die geputzten Weiber der Sorwans (Ackerbauern) stecken scheu die Köpfe zusammen.

„Dort klettert die Karawane herab."

„Ich sehe die falben Pferde aus dem Djulemark."

„Also Nestorianer — Christenhunde des Mar Schimun, des Ketzer-Patriarchen."

Der „Achtbärtige" macht eine trotzige Geberde, indeß der fremde Reitertrupp im Waldesdunkel verschwindet.

Eine Stunde lagern die Jeziden auf der Höhe von Ain-Siffin. Dann wird der kurdische Vortrab der Karawane ganz nahe im Thale sichtbar, und im nächsten Augenblicke sprengen etwa zwanzig Reiter den steilen Zickzackpfad herauf. Die Weiber flüchten in die Steinhütten, während die Männer eine drohende Haltung annehmen. Auch die riesigen Wolfshunde der Sorwans schlagen an... Jetzt werden die Reiter auf der Höhe sichtbar, und man erkennt in ihnen alsbald Vertreter der edlen Assireti, der kurdischen Kriegerkaste. Sie tragen zumeist gelbe Filzkappen und einen langen weißen Kaftan; die Beinkleider sind schwarzweiß gestreift. Ein krummer Säbel an der Seite und eine lange Flinte über den Rücken geschnallt bilden ihre hauptsächlichste Ausrüstung. Es befindet

sich aber auch eine Art Escorte dabei, und die Reiter derselben tragen keine Flinten, sondern lange Bambuslanzen mit wehendem Roßschweif, dann kurze Tartschen und runde Schilder... Der Aufzug hat unleugbar etwas Malerisches, und namentlich sind es die reichen Farben der Unterkleider, welche das Auge eines Fremden blenden müßten. Den Jeziden aber sind dies altbekannte Gestalten, unliebsame Gesellen, und ihr Besuch mag auch diesmal nichts Gutes bedeuten.

Jetzt setzt die Truppe klirrend über die letzten Geröllbarren, und Allen voran sprengt ein Reiter im Schuppenpanzer und Spitzhelm. Es ist ein Mann von echt kurdischem Typus: leicht bronzirtes Incarnat, schwarze unstete Augen, dichte buschige Brauen, dabei ein nicht zu massives Knochengerüst und Hände von tadelloser Feinheit. Durch die Frauengruppe geht ein leises Flüstern, als dieser Assiretenfürst vor dem Lagerplatz hält. Manch Augenpaar erglüht, und des Kurden Blick schweift siegesgewiß über die schwarzen Turbane der jezidischen Männer hinweg.

„Seid Ihr der Pirán (Aelteste) aus dem Thale Scheich Adi's, den sie den Frömmsten der Frommen nennen in Bahdinan?“ fragt der stattliche Ankömmling einen Greis in Silberhaar.

„Den du suchest, der bin ich,“ antwortet dieser.

„Dann war mein Weg kein verlorener,“ meint der Kurde salbungsvoll. Die übrigen Reiter, sowie das Lanzen-Fähnlein haben indeß hinter dem Sprecher eine dichte Gruppe gebildet.

„Es scheint, daß Ihr mich nicht kennt,“ wirft der Fremde ein. „Wo des Kendil Schneehaube emporflimmert, steht mein Schloß. Die Stärke meines Armes kennt und fürchtet man bis Kalaat Scherkat hinab, die alte Tigrisburg im Lande der Schamar-Araber. Ich heiße Abdah-Khan und bin von Rowandiz. Wer mich aber hierher sendet, das ist der große Emir unseres Stammes, der deine Tochter, die braune Zenab, zum Weibe begehrt.“

Einen Augenblick brütet Todtenstille in der Runde. Dann entsteht eine Bewegung unter den jezidischen Männern, und ehe man sich's versieht, sitzen die Reiter der Karawane sowie sämmtliche Geleitmänner von Ain-Siffin — zusammen etwa fünfzig Mann — in den Sätteln. Im Auge des greisen Pirán aber flackert's wie angefachte Gluth, und trotzig wendet er dem Sendboten den Rücken. Schon werden die Pferde der fremden Männer ungeduldig, und sie scharren im Kalkgeröll, da wiederholt Abdah-Khan mit vibrirender Stimme sein Begehr.

„Die Türken sagen“ — läßt sich der greise Jeziden-Priester vernehmen —: „‚Rede Schlechtes vom Hunde und du darfst ihn todtschlagen.‘ Und wenn sie die fremden Mädchen von der Sclavenschau heimführen, sagen sie: ‚Die Sünde falle auf das Haupt des Verkäufers.‘ Wir in Bahdinan wissen aber, daß dies nur leere Redensarten sind und die arabischen und kurdischen Mädchenhändler mit den Agenten des Mosuler Paschas in einem und demselben Korbe ihre Hände stecken haben... Will es ein edler Kurden-Bey den Söldnern des Padischah gleichthun?“

Wie auf ein Commando senken sich die Lanzen gegen den frechen Sprecher. Abdah-Khan aber wehrt ihnen und sagt: „Der Emir begehrt Zenab zum Weibe — nicht zur Sclavin. Bis in unsere finsteren Schluchten von Rowandiz ist der Ruf von der Schönheit Eurer Tochter gedrungen, und man sagt, daß ihr Blick dem Paradiesesleuchten gleich sei. Zu bitten ist sonst unsere Art nicht. Wir rauben uns unsere Schönen, wie unsere Vorfahren sie geraubt haben. Der Emir aber will das Glück Zenab's und darum sendet er mich.“

Wieder folgt eine lange drückende Pause. Der greise Jeziden-Priester weiß, was eine solche Werbung zu bedeuten hat, aber lieber will er sein und seiner Tochter Ende erleben, als den schmählichen Handel eingehen. Er schwingt sich behende wie ein Jüngling, den der Thatendurst antreibt, in den Sattel und giebt ein stummes Zeichen zum Aufbruch... Betroffen stehen die Kurden. Abdah-Khan reckt sich auf seinem Zelter empor, daß der schuppige Nackenschutz des Helmes auf den Stahlklammern des Brustpanzers erklirrt. Es hat den Anschein, als sollte sofort einer jener blutigen Raufhändel seinen Beginn nehmen, welche in diesen Gegenden an der Tagesordnung sind. Ein wirres Durch-

einander in den Reihen der kurdischen Reiter; schon funkeln die Lanzenspitzen wie Feuerzungen, und so manche Tartsche fährt jäh aus der Scheide. Wieder ist's Abdah-Khan, der Sendling des Emirs von Rowandiz, der ein Beschwichtigungszeichen giebt, und mit unheimlichem Gelächter traben die Reiter den Berg hinab. . .

Und der bangen Sorge voll schleicht die Jeziden-Karawane den Gebirgspfad ins Thal von Scheich-Adi entlang. Der Abendstern ist in einen fahlen Schleier gehüllt, und die fernen Dolomitspitzen vom Sotigebirge leuchten unheimlich, als wären sie in Blut getaucht. . . Schweigsam reiten sie fort, bis tief in die Nacht hinein, und nur zeitweise rauscht es im Psalterton durch die Colonne:

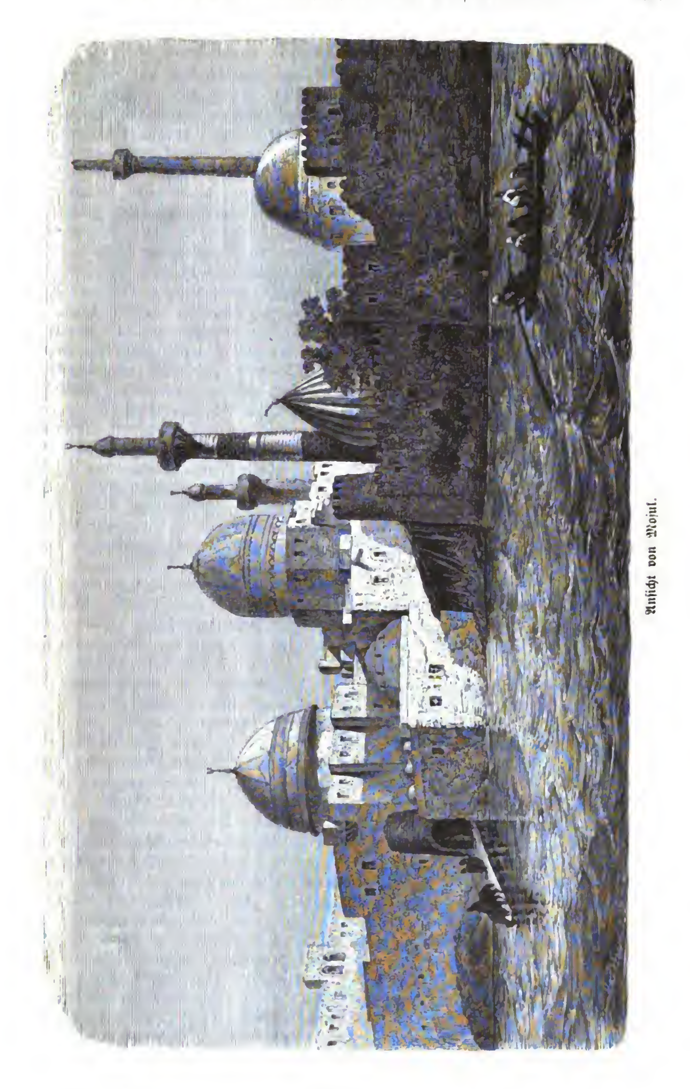
„Fluch dem, der zwei liebende Herzen trennt!
Fluch dem Entführer, der kein Erbarmen kennt!
Das Grab giebt nimmer die Todten heraus —
Nur den Fluch erhöret Melek Taus!“

Es ist eine uralte Kurdenweise. . . Die Reiterinnen schmiegen sich enger an einander und spähen nach den unheimlichen Schatten aus, die bleiern die Schluchten füllen.

* * *

Eine warm-keusche Sommernacht ruht auf dem Thale des Scheich Adi. Es ist ein herrliches Stück Land, ein kurdisches Eden, wo die Quellen plätschern und herrliche Wälder wie im Orgeltone rauschen. Mitten im Thale ragt eine weiße Kegelspitze aus üppigem Grün, und daneben dräuen bleiche Felswände, von gewaltigen Kronen überschattet. Die Kegelspitze gehört zu dem Grabe, in welchem Scheich Adi, der Jeziden-Prophet, in mächtigem Steinsarkophag den ewigen Schlaf schläft. Der gottgeliebte Mann, zu dessen Verehrung sich alljährlich am 10. Tage des Monats August die jezidischen Kurden von nah und fern einfinden, war ein geborener Syrer, und sein Vater hieß Mussafir. Im Jahre 1160 unserer Zeitrechnung ward er von dem Allerbarmer abberufen, und seitdem sitzt er an dessen Seite und verspeist mit ihm — Knoblauch, das höchste kurdische Labsal. . . Als Adi vor mehr als sieben Jahrhunderten lebte, da sagte er zu seiner Gemeinde: „Ich suchte die Wahrheit und ward eine bestätigende Wahrheit; und durch die gleiche Wahrheit sollt ihr besitzen die höchste Stelle wie ich.“ . . . Dennoch hat Adi seinen Namen nicht auch seinen Glaubensgenossen gegeben, und man hat bis jetzt ohne eigentlichen Erfolg an dem Namen „Jeziden“ herumgedeutelt. Einige sagen, das Wort rühre von Ized Forser, einem bösen Geiste der Parsi, her; die Jeziden selbst führen es auf Jazdan oder Azed — das mit Ormuzd identisch sein soll — zurück, und die Mohamedaner, zumal die Kurden, denen Haß und Fanatismus wohl die allerungünstigste Auslegung eingeben mag, sagen, der Name Jezidji rühre von dem ommajadischen Khalifen Jesid I. her, jenem in der ganzen sunnitischen Welt so gründlich verachteten Bezwinger Hosseïns, des Sohnes von Ali und Enkels des Propheten Mohamed. Das zu Kerbela vergossene Märtyrerblut hat durch Jahrhunderte die furchtbarsten Religionskriege nach sich gezogen, und noch heute stehen sich Sunniten und Schiiten bekanntlich als unversöhnliche Todfeinde gegenüber. Auf alle Fälle sind die Jeziden Ultra-Schiiten, denn Scheich Adi ist nichts Anderes als eine Incarnation Gottes — die Menschwerdung Gottes in einem Propheten —, und das Jezidenthum ist somit ein Ableger des Imamats, unter welchem Namen man die Vergötterung der Descendenten aus Ali's Geschlecht begreift.

Wir stehen am Vorabende des Prophetenfestes. Schon ist das Thal erfüllt von Pilgern aus nah und fern: vom entlegenen Wan-See, aus den kurdischen Alpenländern und den Euphratgauen des classischen Vaspuragan. Ein buntes Trachtenbild fürwahr giebt diese Tempelmesse ab. In allen Farben schillert's, und des Mondes Silberlicht überthaut magisch die heiligen Haine, in denen fromme Loblieder erschallen. Am eigentlichen Festtage aber verschwinden die farbigen Lappen, denn zu der Nationalfeier hat der Adi-Pilger den weißen Kaftan und den schwarzen Kopfbund anzulegen. Dann drängen sie in Scharen nach dem Heiligthum, in welchem die vier jezidischen Priester-Classen, die Pirân und Kawwal, die Musikanten und Fakire (letztere in düste-



Ansicht von Mosul.

res Schwarz gehüllt), den Tempeldienst verrichten. Treten wir nun in das Heiligthum ein. Die bunte Wollgardine mit den darauf weiß irrlichternden steifen Arabeskenmustern ist halb in die Höhe drapirt, und so fällt fahler Ampelschein auch nach außen auf die schmalen Tempelstufen. Der Innenraum ist schmucklos, durch eine Pfeilerreihe in der Mitte in zwei Schiffe getheilt, und macht keineswegs einen feierlichen Eindruck. Im Fond der Halle kauern die Frömmsten vor einem von Ampellichtern behängten riesigen Candelaber, auf dem ein goldenes Pfauenbild zu schauen ist. Das ist der „Melek Taus“ (König Pfauhahn), das Sinnbild des „gefallenen Engels“, ein sabäischer Götze, der sich in das Jezidenthum eingeschmuggelt hat. In seiner Nähe plätschern krystallene Quellen, die einst Scheich Adi aus dem heiligen Zemzem-Brunnen von Mekka hierher geleitet haben soll. In den zuckenden Lichtern sprüht das muntere Element Diamanttropfen über den gemauerten Beckenrand, und wohlthuende Kühle weht von hier durch den dunstigen Raum. Schon stehen sie Kopf an Kopf gedrängt, das Antlitz einem Seitengemache zugewendet, wo unser Oberpirân, den wir durch den Zwischenfall mit dem Sendboten des Emirs von Rowandiz kennen gelernt haben, wie starr kauert. Sein Blick ist starr auf den Pfauencandelaber geheftet und verräth tiefe Trauer. Dicht hinter ihm sieht man die grüne Hülle, die über den Sarkophag gebreitet ist.

Jetzt öffnet der Greis den welken Mund und hält wie schlaftrunken die Predigt. Jeder Jezide hat sie unzählige Male gehört, aber die Gottesworte träufeln immer wieder wie Sphärenmusik in seine Ohren. Der Alte erzählt von den Tugenden und Pflichten der „Jünger der Wahrheit“, von Ihm, dem Allmächtigen, und dem gefallenen Engel, der einst wieder ins Paradies eingehen werde, denn einmal müsse jede Sünde abgebüßt sein. Dieses Dogma will freilich wenig zu der nachfolgenden Sentenz passen, die der Priester hinsichtlich des höchst complicirten und keineswegs allen (sündigen) Jeziden garantirten Paradieses-Einzuges giebt. . . Die Seelen der Verstorbenen haben schwere Prüfungen zu bestehen. Zunächst gelangen sie zu einem Walde, wo ein gewaltiger Löwe Wache hält. Die Bösen werden von ihm sofort zerrissen, während er die Tugendhaften nach den ewigen Gefilden der Freude geleitet. Seelen von zweifelhafter Gottähnlichkeit erhalten eine Axt, mittelst der sie sich durch den erwähnten grausigen Urwald selbst einen Pfad aushauen müssen. Dann gelangen sie zu einer haarschmalen Brücke, die über einen Feuerschlund führt. Die Gerechten gelangen hinüber, die Anderen stürzen in die Flammen und vergehen. Für die ersteren ist noch eine gewaltige Schlange vorhanden, welche nur einen Theil der Geprüften passiren läßt, den anderen aber verschlingt, und die einzelnen Seelen so lange im Leibe behält, bis ein Engel ihr befiehlt, dieselben auszuspeien. Diese Geprüften aber sind kohlschwarz, und nun werden sie zu einer Bergquelle geführt, wo ihre Reinigung und Bekleidung stattfindet. Da alle Prüfungen zusammen, wie man zugeben wird, höchst anstrengender Art sind, so ist es ganz am Platze, daß die Erhöhten zum Schlusse von den Seligen durch dargereichte köstliche Früchte erquickt und gestärkt werden.

Auf die Lehre vom Einzuge ins Paradies folgen noch einige Episteln, und dann ist die Tempelfeier selbst vorüber. Sie bedeutet aber nicht den Schluß des ganzen ceremoniellen Festes. Allmälig ist es Nacht geworden, und wenn gerade nicht der Mond Höhen und Tiefen erhellt, dann liegt tiefe Finsterniß im Thale. Kaum aber rauscht's über die Eingangstreppen des Mausoleums herab, so gelangt Leben und Bewegung in die Scharen, welche unter Bäumen und auf den Wiesen lagern. Wie auf Zauberwort erglimmen tausend und abertausend Fackeln, und Purpurflocken umzüngeln die weißen phantastischen Gestalten. . . Und welcher Jubel rauscht jetzt durch die Reihen, die den Reigen zum Tanze schlingen! Bunt wogt es auf und ab nach dem Tacte der Rohrbläser, und das Geklirr von Tamburinen gellt jauchzend dazwischen. Immer heller flackert das Fackellicht, die weißen Gewänder schwirren wie Geisterfittiche und ein Freudenjauchzen erzittert die Luft. . . Und dort die schlankhüftigen Weiber, wie luft-

trunken schmettern sie nicht ihr „Tahlil! Tahlil!“ in die schwüle Nacht hinaus! Und wo die dichtesten Platanen schatten, da flüstern glückliche Paare, unbelauscht und neidischen Blicken entrückt, und mancher junge Pilger findet da sein Herzensjuwel, dem er wonneberauscht an die Brust sinkt... Dort schwebt auch Zenab im weißen Gewande, mit Goldarabesken geschmückt. Ihr blauschwarzes Haar flattert im Winde, und die Streiflichter der Fackeln flechten Purpurrosen hinein. Auch sie schlingt den Reigen, und um ihre Hüfte schmiegt sich der Arm eines blondhaarigen Aelplers aus dem nahen Amadia, der finsteren Türkenstadt. Ein seliges Lächeln verklärt ihr edel geschnittenes Gesicht, und das Auge erglüht paradiesesheiter. . . Nur ihr Vater, der Groß-Scheich, wandelt abseits, und seine Mienen zeigen Trauer. Vermag das Glück seines Goldkindes nicht einen Schimmer von Frohsinn über sein gramdurchfurchtes Gesicht zu werfen? Ist ihm diese tolle Lust, dieser Sommernachtstraum, nur ein kaltes Schaustück, das ihm die gläubige Gemeinde vorexecutirt? Er versucht wohl, vom Strudel sich fortreißen zu lassen und seinen Kummer zu betäuben — aber umsonst. Und um den Greis rauscht's immer wilder und wilder; schon verglimmen die Fackeln, und da und dort sind die erhitzten Gruppen in dunstige Nacht getaucht. Die Tamburine ächzen dumpf, und heiser kreischt das matte „Tahlil“ der erschöpften Weiber. . . Eine Blutwolke hängt ins Thal herab — der Widerschein der verprasselnden Flammen. Wie schwarze Silhouetten ragen die Felssockel, und sie grinsen geisterhaft auf das wirre Treiben. . .

Da geht ein Rauschen durch das Thal, dann wieder ein Klirren wie von blanken Tartschen, während die Erde von dumpfem Hufschlag widerhallt. Kaum daß der Greis wie aus einem schweren Traume aufschauert, und schon knallt's aus den Wäldern, und die Schüsse vergrollen in der Ferne. „Der Feind unter uns!“ gellt jetzt ein Jammerruf aus einem dichtgedrängten Weiberknäuel. Und in seiner Mitte zeigt sich ein entblößtes blondes Jünglingshaupt, fast so schön wie das des „großen Engels“. Es ist Esra, der Erkorene Zenab's. Er faßt sein Lieb um die Mitte und will sich mit ihr in den Sattel schwingen, als ein halbes Dutzend Lanzen in den Jezidentrupp hineinfährt, der sich um Abu Nur, den Groß-Scheich vom Thale, schart. . . „Hie Abdah! — Hie Teufelsbrut!“ lautet die feindliche Parole. Schon blinken die kurzen kurdischen Dolchmesser, und über die runden Rohrschilder flattert der schwarze Mantel eines Assireti-Fürsten wie ein Dämonenfittich.

„Das ist Abdah, der Schänder!“ — Eine Pistolenkugel streckt den Lästerer zu Boden. Und vom Idolentempel knattert's immer lebhafter herüber. Während das ganze Frauenlager wie ein Taubenschwarm, in den der Habicht eingefallen, aus einander stiebt, rasseln die Panzerreiter von der Höhe des Sanctuariums des „Scheich Schems“ herab. Weiße Schafheerden, dem Sonnengotte geweiht, grasen sonst auf diesem Platanenhügel. Nun rasen die Pir-Mam-Reiter dort, und unter dem eisernen Tritte ihrer Pferde endet so manches Jezidenleben. Alle Fackeln sind verlöscht — dunkle Massen ringen, und der Verzweiflungsruf der Sterbenden mengt sich in das todestrotzige Kriegsgeheul der kurdischen Krieger. Nun steigt der Mond über die Felsgipfel empor und beleuchtet das grausige Bild. Einen Augenblick sieht man die ehrwürdige Gestalt Abu Nur's, gestützt auf Zenab und Esra. Rauch und Pulverdampf erfüllen die Tiefe, und vom Idolentempel raschelt eine Flammensäule empor, daß greller Schein die Kämpfenden überfließt. Jetzt fegt auch die Gruppe, wo Abu Nur's Silberhaar ergläuzt, ein feindlicher Reiterschwarm hinweg, und die Flammenlohe verprasselt jählings. Wieder ist's Nacht. „Abdah und der alleinige Gott!“ gellt es schauerlich durch die Finsterniß. Das Kampfgebrause verliert sich in der Ferne und der Hufschlag verhallt.

Auf die gräßliche Nacht folgt ein trauriger Tag. Das Fest des Ketzer-Propheten ist seinen Anhängern zum Verderben geworden, und unter ergreifenden Gesängen bestatten die Jeziden ihre gefallenen Brüder mit dem heraufdämmernden Abend. Ueber zackiger Felsenhöhe blinkt der Nordstern, und dorthin wenden sie das Angesicht der Todten,

wie es das Ceremoniell verlangt. Ein Klagelied zieht dann durch's Thal, schauerlich ernst, wie nach Rache schreiend. Aber die Blüthe der Männer liegt erschlagen, und die schönsten Mädchen hat Abdah, der Assireten-Fürst, nach den fernen Rowandiz-Schluchten entführt. Auch von Abu Nur findet sich nirgends eine Spur, und auf einem Grasfleck zunächst des Idolentempels liegt ein Fetzen eines Frauenmantels, in dem ein Namenszug eingewoben, und daneben schimmert der goldverzierte Kandschar, wie ihn die vornehmen Amadenser tragen. Der Name im Frauenmantel lautet „Zenab", und die Chorassanklinge führte — Esra. . .

Einige Monate vergingen, dann zog eine neue Schreckenskunde durch die jezidischen Gaue von Bahdinan. Ein Sumachhändler von den Dolomithöhen des Tscha-Spi, der aus dem Zarbthale herüberkam, brachte die Kunde von einem unmittelbar bevorstehenden großen Aufgebot aller benachbarten Kurdenstämme gegen die verhaßten „Teufelsanbeter", und an ihrer Spitze sollte der grimmige Emir von Rowandiz stehen. Abd el Djelil, der Pascha von Mosul, steckte selbst mit den fanatischen Horden unter einer Decke und ließ die kleinen Garnisonen aus den bedrohten Gegenden sich zurückziehen, unter dem Vorwande, daß sie den „Rebellen" nicht gewachsen seien. Das ist alte Türkentactik, und die „Djelils", welche einer einheimischen Paschafamilie angehörten und bis in die vierziger Jahre das Mosuler Gebiet verwalteten, hüteten sich, mit ihren kurdischen Raub- und Bundesgenossen zu brechen. Wohl hatten die bedrängten Jeziden Aussicht auf Beistand, wenn ihre Brüder im Sindjar-Gebirge, das sich jenseits des Tigris weit in die mesopotamische Wüste hinein erstreckt, rechtzeitig Kunde von dem geplanten Massacre erhalten würden. Und dann waren auch die Schamar-Beduinen, welche südwärts von Mosul bis zu den Ruinen der uralten Sonnenstadt Hatra streifen, häufig Verbündete der Jeziden gewesen, wenn es sich um einen „Ghaza" (Kriegszug) gegen Kurden oder Türken handelte. Zu einem solchen raschen Aufgebot war es aber viel zu spät, denn die Baden- und Zibali-Reiter streiften bereits auf dem Plateau von Kermelis, und in einem Tagesritt konnten sie den Tigris bei Mosul erreichen, die Brücke sperren und den Fliehenden den Rückzug abschneiden.

Und so kam es auch. Es war an einem trüben Frühjahrsmorgen. Der Regen fiel in Strömen, und der Tigris schwoll innerhalb weniger Stunden zu doppelter Tiefe an. Immer rasender wälzten sich die gelben Schlammfluthen heran, die Schiffbrücke stürzte endlich (die eine Hälfte des Stromüberganges, denn die andere ist eine massive Bogenbrücke) krachend zusammen und in den Stromwirbeln verschwanden die zerschellten Boote. . . Welch furchtbare Verzweiflung malte sich auf den Gesichtern der Fliehenden, als sie, die kurdischen Lanzenreiter im Rücken, sich vom anderen Ufer abgeschnitten sahen! Hart am Strome erhebt sich ein würfelförmiger Ruinenhügel, ein Theil des alten Niniveh, den die Türken den „Kujundschik" nennen. Einst stand der glänzende Palast Sanherib's mit den getäfelten Prachtsälen, den Riesensculpturen und Pfeilerarkaden inmitten lachender Gärten da — heute ward diese Stätte zum Leichenfelde von vielen Tausenden schuldlos Verfolgter. . . Keine Hülfe auf die gräßlichen Angstrufe — keine Rettung, trotz Jammern und Händeringen. Und während die Bewohner Mosuls, Mohamedaner wie Christen, mit bestialischem Behagen von ihren Häuserterrassen aus das gräßliche Schaustück besahen, hieben die kurdischen Reiter in den unentwirrbaren Knäuel von Männern, Weibern und Kindern ein, bis Blut in den Tigris floß und die Leichen klafterhoch lagen. Keiner dieser Unglücklichen sah je wieder die Sonne scheinen. Die sich durch Schwimmen retten wollten, gingen in dem entfesselten Element unter, die anderen wurden sammt und sonders hingemordet.

Das war das Schlußdrama der vorletzten großen Jeziden-Schlächterei. Man schrieb das Jahr 1832.

* * *

Fünf Jahre sind vorübergezogen, und wieder ist's Frühling, die schönste Jahreszeit auch in den nordmesopotamischen Gefilden. Im Durrahfeld schlägt die Wachtel,

und im Tamariskengebüsch am Tigris flötet Schachrur — die Schwarzdrossel. Wenn die Jagdhunde ihre Reviere ablaufen, kommen sie von Blüthenstaub gefärbt heim, so üppig wuchert die Flora in den Niederungen. Und wie nirgend anderwärts blaut das tieffarbige Firmament herab, als wär's eine riesige Sturzglocke aus Lapis-Lazuli. Um Mosul, die Pascha-stadt, regt sich buntes Leben, und aufgeputzte Türkenfrauen ziehen zum „Kanonenthor" hinaus in die Gärten am Tigris, aus denen das schmucke Landhaus des französischen Consuls aufragt. Ein weitläufiger Gottesacker liegt am Wege, und unter den einzelnen Bäumen, die ihn zieren, lagern Araber vom befreundeten Stamme der Anezeh und Taï, die zwischen Mosul und Nisibis, der verschollenen Römerstadt, streifen. Ihre Lanzen stecken mit den Spitzen in der Erde, während ihre Blicke nach dem bunten Gewühl spähen, das sich bei den nahen Bazarbuden entwickelt. Es ist ein Wunder, das diese wenig bevorzugten Kostgänger am Tische des Lebens hier zu sehen bekommen. Die persischen Teppiche aus Ferahan und die bunten Kirmanschaher Wollgürtel, die silbereingelegten Sibils (Pfeifen) aus schwarzem Thon und die Perlenschnüre der Banianen, welche vom Persergolf heraufkommen; die fein damascirten Lanzenspitzen aus Ispahan und die gold- und blaugestickten rothledernen Patronenbehälter, wie sie bei den westlichen Kurden beliebt sind: dies Alles ringt den Wüstensöhnen Staunen und Bewunderung ab. Manchen ergrauten Kämpen, dem die Sonne durch die Löcher seines braun-weiß gestreiften Mantels scheint, gelüstet nach dem Seiden-Maschlah, den der verweichlichte Stadtaraber im Menschengewühle nach kreuz und quer zerknittert. Und wie die buntfarbigen Keffieh (Kopftücher) flattern! Ein Regenbogen könnte kein leuchtenderes Blau, Grün und Goldgelb auf die Himmelstapete malen.

Weitab, wo die Stadtmauer Mosuls bis zu den kreideweißen Höhen hinanreicht, lagert ein anderer Trupp. Es sind keine Araber, denn die kleinen struppigen Gestalten tragen den Turban und den weißen Gürtelrock der Sindjarlis aus dem mesopotamischen Wüstengebirge. Es scheint, daß sie wichtige Dinge zu verhandeln haben, denn ab und zu schnellt einer der Redner empor und gesticulirt wild über die Köpfe der Anderen hinweg.

„Sie nennen ihn Taahd — die „Tigerkatze" —, und bis Bagdad hinab fürchtet man seine Klinge," meint ein struppiger Geselle, dem der linke Arm fehlt und dessen blattersteppiges Gesicht über und über mit Narben bedeckt ist.

Die Anderen hören schweigend zu.

„Auf seine Stimme hören die Tribus der Aslan, Alian, Zobah und die pfadkundigen Lamud, die schon mehrmals vor den Thoren Mosuls gestanden. . . Wie wär's," fährt der einarmige Sprecher nach einer kurzen Pause fort, „wenn wir Jemanden nach dem Brunnen el Kijara sendeten, wo der Groß-Scheich der Schamar-Beduinen seine Pferde grasen läßt?"

Einen Augenblick sinnen die Anderen nach; dann sagt eine blondlockige junge Kriegergestalt, indem sie den schweren Turban in den Nacken schiebt: „Laßt mich nach Til-Afar zum Türken-Zabit (Statthalter); er ist den Stambulern spinnefeind, und so viel ich weiß, sind es gerade die Schamar, welche sich bei Daud Aga zuweilen Raths holen, wenn es gilt, dem Erbfeinde heimzuleuchten."

Sein Auge leuchtet unheimlich, indem er dieses sagt.

Der Einarmige aber nickt beistimmend und drückt vergnügt in den schwarzen kurdischen Thon-Sibil eine Flocke narkotischen Krautes. Jetzt sieht man am Abhange unten einige Lanzenreiter, und bald folgt die lange Reihe schwer beladener Kameele, welche aus dem Jeni-Kapu — dem Neu-Thor — der Türkenstadt gemäßigten Schrittes in die mesopotamische Steppe hinauszieht. Wie Eremitenglöcklein klingen die Schellen der Kameele. Ein Geleit von zehn berittenen türkischen Gendarmen reitet seitwärts der unermeßlich langen Colonne, und reisefroh wiehern die karmelitischen Stuten in die würzige Abendluft hinaus. Das ganze Wanderbild gleitet traumhaft vorüber; nur auf den Einarmigen scheint es eine andere Wirkung hervorzurufen, denn kaum hat sein Luchsauge den Zug überblickt, so zuckt ein wohlgefälliges Grinsen

über sein Gesicht, und im nächsten Augenblicke ist er im Sattel. Die Uebrigen schauen betroffen.

„Also zu Til-Afar oder im Sindjar sehen wir uns wieder!“

Und fort jagt er über die kreideweißen Höhen in die Tiefe. Bald hat er die Karawane überholt, und dann versinkt der Reiter am Horizont wie ein Wüstenschemen . . .

Es ist nothwendig, daß wir über den geheimnißvollen Gast einige Aufklärung geben. Von Mosul zieht westwärts mehrere Tagereisen lang ein niederer und schmaler Kalkgebirgszug ins mesopotamische Wüstengebiet hinein. Dieser Gebirgszug heißt bis Til-Afar, das zwei Tagemärsche von Mosul liegt, „Djubeileh“ — das „kleine Gebirge“ —; dort öffnet sich ein breites Zwischenland, welches den Verkehr von dem nordmesopotamischen Steppengebiete der Araber vom Stamme Taï mit dem innermesopotamischen der zahlreichen Schamar-Tribus vermittelt. Noch weiter westlich ragt inselartig eine wild zerklüftete, zwanzig Stunden lange und vier Stunden breite Felsenrippe aus dem gelbgrauen Wüstenocean. Nicht allerorts dräuen indeß die weißen Kalkklippen; es blühen auch prächtige Gärten, und die meisten kreideweißen Ortschaften, die in Terrassen die Lehnen hinanreichen, sind in ganzen Feigenwäldern begraben, und in den Oasenstrichen der Ebene sprudeln silberhelle Quellen.

Das ist das Sindjar-Gebirge, welches bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts von keinem Europäer betreten war. Man sagt, daß einst hier chaldäische Christen gehaust, und thatsächlich hat man auch alte Klosterruinen gefunden. Wann sie errichtet wurden und wann sie verfallen sind, ist gleichwohl unentdeckt geblieben. Als später Mohamedaner sich auf dieser Wüsteninsel festsetzten, waren es vorwiegend Araber und Seldschuken, wie auch die Berichte arabischer Schriftsteller über den Feenpalast des ägyptischen Statthalters Abbas Ibn Amru, der in Sindjar gestanden haben soll, unmittelbar darauf hinweisen. In demselben Sindjar erblickte auch Sandjar, der Sohn des großen Seldschukiden Melek-Schah, das Licht der Welt. Rechnet man Perser und Römer, welche sich hier wiederholt festgesetzt haben, hinzu, so ist die Thatsache nicht zu leugnen, daß auf diesen Wüstenklippen so manches Völkerstrandgut haften geblieben ist.

Seit einem Jahrhundert, und wahrscheinlich noch weit darüber, kennt man indeß im Sindjar-Gebirge noch ein anderes Bevölkerungselement — jezidische Kurden. Auch moslimische Kurden, wie die Tribus der Kabarije und Schehanje, wohnen hier; das Uebergewicht aber fällt auf die „Teufelsanbeter“, und speciell diese waren es bis zu unserer Zeit, welche sich als die verwegensten Wüstenräuber, Plünderer und Rebellen weit und breit gefürchtet machten. In ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln fühlten sie sich vor jeder Verfolgung sicher. Behend wie die arabische Springmaus, gleich dem Steppensturme einherrasend, blieben sie immerdar unerreichbar sowohl für die Beduinen wie für die türkischen Reiter. So oft ihren nördlichen Glaubensbrüdern eine Gewaltthat angethan wurde, nahmen sie blutige Rache, wenn diese auch nicht immer, ja höchst selten die wirklich Schuldigen traf. Blieb es nämlich für sie undurchführbar, über den Tigris hinüber in die kurdischen Berge einzubrechen, so lauerten sie der nächsten kurdischen oder türkischen Karawane auf, die gezwungen war und es auch heute noch ist, das Sindjar-Gebirge entlang ihren Weg durch den Stamm der Taï-Araber zu nehmen. Daß es bei solchen Ueberfällen niemals ohne vielfältige Mordthaten abging, ist unter diesen Umständen selbstverständlich.

So weit die nöthigen Aufklärungen über das Land und Volk des Sindjar-Gebirges. Was die oben erwähnte Persönlichkeit betrifft, so war sie einer der gefürchtetsten Chefs der Jeziden aus Kirsi am Nordhange des Gebirges. Die Anezeh-Beduinen, mit denen er zeitlebens Händel hatte, in welchen er seinen linken Arm verlor, um sich dafür die unzähligen Gesichtsnarben zu holen, nannten ihn „Bum“ — das ist: die „Eule“ —, denn sein Blick erspähte selbst des Nachts Stunden weit den Feind oder die Handelskarawane. Sein eigentlicher Name aber war Mutti, und sein Stamm sind jene Djennje, die mit den Tribus der Dennädje und Chamkie zu dem Großstamme

der Djowani oder östlichen Sindjar-Jeziden gehören. Diese selbst nennen sich auch heute noch mit Stolz „Galeki" — Wegelagerer — und verachten den Sorwan oder Ackerbauer, der sich dieser elenden Erdenexistenz halber mit der Bearbeitung des Bodens plagt.

Wir müssen nun wieder zu unserer Lagergruppe zurückkehren. Sie hat längst ihr Rendezvousplätzchen verlassen und sich am Tigrisufer ein behagliches Plätzchen auserwählt, um den singenden Schiffsziehern zuzusehen und ihren fremdartigen Weisen zu lauschen. Es sind blondhaarige Recken, die von Musch und Bitlis herabkommen und mit ihren „Kelleks" (Schlauchflößen) todestrotzig die klippigen Stromschnellen durchsteuern. Sie haben noch eine weite Reise, denn nicht Mosul, sondern das ferne Bagdad, die Khalifenstadt, ist ihr eigentliches Ziel; wenn sie dort ihre Galläpfelsäcke, ihre Kupferstangen aus Charput und die Stöße silberheller Angorafließe an den Mann gebracht haben werden, wartet ihrer ein langwieriger Heimweg, den sie selbstverständlich nicht zu Schiff, sondern mit der Landkarawane einschlagen, da die Schlauchflöße nur die Thalfahrt zulassen.

Langgezogen psalmodirt jetzt einer ein nationales Lied, und unsere vier Männer: der blondhaarige Krieger, der Greis mit Keffieh und Talar und zwei grimmig blickende Turbanträger, lauschen entzückt hinüber. Ist's der Silberklang der Stimme, welche die Lauscher bewegt, oder der Inhalt ihres Liedes?

Und während der Strom leise rauscht, tönt es wehmüthig herüber:

„Ueber Alles hoch und über Alles schön
Und im Mund des Volkes viel gepriesen
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöh'n,
Sind die duftenden Nomadenwiesen.

Wo der Schnee die Berge bekleidet,
Wo der Kurden schwarze Zelte stehen,
Wo der Hirt die fette Heerde weidet,
Kecke Bursche, schmucke Dirnen stehen:

Ueber Alles hoch, über Alles schön
Und im Mund des Volkes viel gepriesen
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöh'n,
Sind die duftenden Nomadenwiesen."

Einige Türkenfrauen, in ihren grün- und blauseidenen Feredsches (Ueberwürfen), wandelnden Säcken gleich, haben sich durch das duftende Jasmingebüsch herangeschlichen und lauschen schüchtern der seltsamen Melodie. Namentlich eine der Lauscherinnen, deren Stirn wie wachsgelbes Elfenbein unter der Schleierhülle hervorschimmert, scheint von der Weise tief bewegt. Die anderen flüstern wie schlaftrunkene Turteltauben und lugen zwischen dem Gezweig nach den Sängern aus. Wohl streift hin und wieder auch ein neugieriger Blick den blonden Jüngling, der tief in sich versunken den Silberschuppen folgt, welche, vom Mondlichte träufend, mit dem Stromwasser forttanzen. Durch das Geflüster zerstreut, wendet er den Kopf, während der neben ihm sitzende Greis kummervoll sein Gesicht in die Hände vergräbt.

Doch horch — woher dies Knistern?

Der Mann erhebt sich scheu — nur ein Frauenmantel flattert über die Jasminzweige, sonst regt sich nichts. Erschreckt schauert der Alte auf — da gellt ein heller Schrei durch die Luft, und peitschenbewehrte Kawassen springen in die Frauengruppe.

„Jene Goldeule drüben war's," kreischt ein breitnasiger Eunuche — „nieder mit dem Hunde!"

Die vier Männer taumeln in die Höhe, überrascht von dem räthselhaften Auftritt, während der Alte wie Espenlaub zittert.

Jetzt stehen die Kawassen am Ufer.

„Was hast du mit des Paschas Frauen zu schaffen, du kurdische Hundeseele!" schnauzt der Aga grimmig den Blonden an.

Der Beschimpfte wird kreidebleich, und jäh zuckt der Khandschar dem Verschnittenen in die Brust; dann ergreift er den Alten um die Hüften und schwingt sich behend auf das kurdische Floß, dessen Taue er blitzschnell kappt. Alles dies ist das Werk einiger Secunden. Die Kawassen, welche keine Feuerwaffen haben, stoßen ein grimmiges Wuthgeheul aus und werfen sich wie die Panther auf die zwei übrigen Männer unserer Gruppe. Aber auch diese entschlüpfen ihren Händen, und mit gewaltigem Sprunge setzen sie über den Strom... Rasch geht die Kunde von dem Vorgefallenen durch die Reihen der Müßiggänger, und während sich die

Massen nach dem Tigrisufer drängen, entschwindet das Floß im Dunkel des Spätabends.

* *

*

Die kurdischen Schiffer, welche unaufgefordert ihren Landsleuten zur Flucht halfen, fühlen sich keineswegs sicher, nachdem das mondерhellte Mosul ihren Blicken entschwunden ist. Trotz des rapiden Stromgefälles konnten flinke Reiter die Fliehenden auch dann noch erreichen, wenn diese selbst den Vorsprung einer ganzen Nacht gewinnen sollten. Und dann strömt der Tigris gleich unter Mosul durch das Gebiet der Schamar-Araber, die von jedem Kurdenfloße im besten Falle einen Zoll verlangen, wodurch eine verhängnißvolle Verzögerung eintreten mußte. Mit dem Dämmern des Morgens dringen daher die Flößer in ihre Schützlinge, für ihre weitere Sicherheit zu sorgen und ans Land zu setzen. Man hält zu diesem Ende unweit des uralten Ruinenhügels, auf dem einst der Sage nach die „Stadt Nimrud's" gestanden haben soll. Auf der mesopotamischen Stromseite, wo die Flüchtlinge ans Land setzen, dehnt sich rings grausige Einöde. Kein Hügel, kein saftiger Grasfleck; nur nackte Kalkrippen und dazwischen stagnirende Lachen mit brakischem Wasser. Das Ufer selbst ist mit einem Kranze verkrüppelter Tamarisken gesäumt, und aus ihnen fliehen klugäugige Gazellen, als die Flößer unter Geschrei wieder vom Lande stoßen und das erhaltene Fährgeld — ein wohlgefüllter Beutel türkischer Silberbeschliks — unter sich vertheilen.

Bald ist das Floß in den Windungen des Flußbettes hinter buschigen Inseln verschwunden, und die vier Männer schreiten beherzt landeinwärts. Die Sonne wirft einen glühenden Lichtstrom über die Steppe, und tausendfältiges Leben beginnt sich zu regen. Welch ein Bild, dieser unbegrenzte trockene Ocean! Unverdrossen schreiten die Männer weiter, bis sich ein trockenes Thal vor ihnen öffnet, aus dem rothe Sandsteinkegel phantastisch auftauchen.

„Das ist das Wadi-el-Hamra" — das „rothe Thal" — meint einer der Turbanträger. „Hier gebietet Scheich Dakheil Ibn Schabanah, das Haupt des Alian-Tribus, eines Zweigstammes der Schamar."

Unwillkürlich leuchten die Augen des Greises bei dieser Kunde auf. Er birgt unter seinem defecten Talar einen Talisman, der ihm hoffentlich alle Vorhänge der Beduinenzelte öffnen wird. Alle Gefahr ist damit freilich nicht ausgeschlossen, und je tiefer die Männer in die Einöde eindringen, desto unheimlicher wird ihnen zu Muthe. Waren sie doch schutz- und heimathlose Flüchtlinge, Männer von fremdem Stamme und aus einem fremden Lande!

Als sie nach kurzer Rast wieder aufbrechen, vernehmen sie ein seltsames Geräusch, und mechanisch werfen sich alle Vier auf die Erde, um nach Wüstenbrauch mit dem auf den Boden gedrückten Ohre zu lauschen.

„Hufschlag!" murmelt der Blonde.

Und erschreckt taumeln die Anderen empor. Eine Wolke fegt über den Horizont — grauweiß — und zeitweilig zuckt's blitzartig in ihr auf. Die Wolke wächst, und aus ihr entwickelt sich ein hundertköpfiger Reiterschwarm, der entfesselt über die Steppe einherrast. Wer das Wüstenleben kennt, den kann solch ein Zwischenfall nicht befremden, denn weithin wittern die mit so scharfen Sinnen bedachten Steppenkinder den Fremdling in ihrem Revier. Die Männer aber legen die Waffen auf einen Haufen zusammen und erwarten unerschrocken den gefürchteten Feind. Schon dringt ihr Beuteruf herüber, und die Spitzen der langen Bambuslanzen flimmern unheimlich im Morgenlichte.

„Schamar-Wallah!" braust's kampflüstern in die Weite.

Im Nu sind die Fremden umzingelt, und die Behendesten werfen sich mit Katzengeschwindigkeit auf die Hülflosen, indem sie dieselben in den Staub niederstoßen. Dann geht das Plündern los, und die wildesten Gesellen zeigen nicht übel Lust, den Beraubten zum Schlusse auch das Lebenslicht auszublasen. Da entsteht eine Bewegung unter den Beduinen, und ihre Reihen öffnen sich, um eine herkulische Reitergestalt hindurchzulassen. Ein prächtiger Typenkopf sitzt ihr auf den Schultern. Die pechschwarzen Augen

geben einen eigenthümlichen erwärmenden Glanz von sich, und die Züge verrathen Wohlwollen gepaart mit felsenhartem Racenstolz. Auf das Machtwort dieses Häuptlings weichen die Plünderer scheu zurück. Dann befiehlt er, daß den Beraubten wieder ihr Hab und Gut zurückerstattet werde.

„So hat niemals Bimaya, der Heros unseres Stammes, gehandelt," wirft er trotzig ein. „Den Schamar ist das Gastrecht heilig; sie sind keine Schakale wie die Djerboah und die türkenfreundlichen Montefik im unfreien Irak."

Die Flüchtlinge athmen auf.

„Wer seid ihr?" fragt der Krieger mit trotzigem Tone.

„Herr und freier Fürst dieses Landes," beginnt einer der Turbanträger, „wir sind heimathlos. Der Türke, und mit ihm im Bunde so mancher Kurdenbey, haben uns in die Fremde gestoßen. Vor wenigen Stunden erst haben die Verschnittenen des Mosuler Paschas uns unschuldig morden wollen. Wir sind durch des Allerbarmers Fügung dem Verderben entronnen und legen unser Geschick in deine Hände, mächtiger Fürst."

„Ich bin Scheich Dakheil, und niemals hat der Sohn Schabanah's Hülflosen seinen Schutz versagt."

Nun tritt der Greis hervor und öffnet bewegt seinen Talar, den er wieder um die Schulter geworfen hat. Auf seiner Brust glänzt ein Stahlamulett in Form eines Eberzahnes, und eine prächtige Perle ziert die Spitze.

„Kennt Ihr dies Zeichen?" fragt er mit blitzenden Augen.

„Beim Gesteinigten!" ruft der Scheich, „ich gab's Mutti, dem Einarmigen, und der Besitz desselben nöthigt uns Bundesgenossenschaft auf."

„Und Mutti, den die Anezeh ‚die Eule' nennen, gab es mir," wendet der Alte trocken ein.

Hierauf steigt Scheich Dakheil vom Pferde und reicht den vier Männern



Jezidische Typen.

seine Stirn zum Bundeskusse. Die Beduinen schwingen ihre Lanzen, und frenetischer Jubel hallt durch die unermeßliche Steppe.

Der Greis aber beginnt den lauschenden Kriegern zu erzählen, wie sie, die Flüchtlinge, vor einigen Tagen zu Mosul auf der Bergeshöhe gelagert und von Mutti, dem Chef der Sindjarli, vernommen: daß, ehe die Sonne siebenmal auf- und niedergehe, das ganze Gebirge von Sindjar in Flammen aufgehen werde.

„So seid ihr Jeziden?" fragt der Scheich verlegen, indem er sich erinnert, vorher „beim Gesteinigten" geflucht zu haben.

„Mich schlugen vor fünf Jahren die Reiter des Kurdenbeys von Rowandiz," sagt der eine der Turbanträger. „Bei Chorsabad fiel ich unter ihren Lanzenstichen, und fast zu Tode getroffen lag ich vier Tage und Nächte in einer Schakalhöhle des Ruinenberges."

„Und ich," fährt der Zweite fort, „sah von der Zinne des Mosuler Brückenthurmes das gräuliche Hinschlachten meiner Brüder auf dem Kujundschik mit an. Man wußte nicht, daß ich zu ihnen gehörte; ein hungriger Arnaute ließ ein wildes Hohngelächter erschallen, und darauf durchbohrte ich dem Sultansknechte die Gurgel. Ein tollkühner Sprung in den angeschwollenen Tigris rettete mir das Leben."

„Und ich," wendete der Blonde mit zitternder Stimme ein, „bin ein Amadenser aus uraltem Jezidengeschlecht. Mein Name ist Esra; dieser Greis hier wird Euch seinen und meinen Schmerz erzählen."

Und der Greis, den der Leser nunmehr leicht als den Pirân Abu Nur aus dem heiligen Thale des Scheich Adi erkannt haben dürfte, erzählte unter heftiger Bewegung seine Leidensgeschichte. Als die umstehenden Reiter den Namen des Alten vernahmen, drängte sich einer derselben hervor und berichtete, daß sie kurz zuvor in der Nähe des Tigris einen Pagenjungen des Mosuler Paschas aufgegriffen hätten, der die ganze Nacht hindurch geritten, um die Flüchtlinge einzuholen und ihnen geheime Botschaft zu bringen. Da der Junge der Spionage verdächtig war, schickten sie ihn nach El Hadr, ins Lager des Großscheichs Mohamed el Faris.

Dahin brach nun der Stamm der Alian um die Mittagsstunde auf. Der Weg geht aus dem rothen Sandsteinthale Wadi el Hamra über wellenförmiges Land immer tiefer ins Wüstengebiet. Gleich glühenden Metallströmen fließt's vom Tagesgestirn herab. Die trockene Silicatkruste des Bodens berstet, und wie irrlichternde Funken spielen die Milliarden kleiner Krystalle in den Farben des Regenbogens. Dann zerflattert ein dunstig grauer Nebelstreif am Horizont, und wie Teufelsspuk tauchen die kolossalen Tempeltrümmer und Palasthallen von El Hadr, der einstigen Sonnenstadt Hatra, aus dem Schleier. Noch ragen ungeheure Bastionen, und die kreisrunde Stadtmauer fordert das Erstaunen eines jeden Besuchers heraus. Von wo einst die chaldäischen Sterngucker nach den ewigen Sphären ausblickten, da ragt seit fünfzehn Jahrhunderten der Trümmersturz auf, und von der bröckeligen Zinne späht die Wüstenwache über den unbegrenzten Sandocean. Schon vor anderthalb Jahrtausenden war die Stadt ein wüster Trümmerhaufen. Wie sie zu Grunde gegangen, ist unerforscht. Die Araber sagen, Iblis (Satan) habe sie zerstört und zu diesem Ende die Erde drei Tage lang ununterbrochen beben lassen... Vielleicht hängt an dieser „Erdbeben"-Geschichte der Schlüssel zu dem wahren Schicksal der Wunderstadt; aber die bisherigen einzigen Besucher dieses gewaltigen Oasenräthsels — Roß und Ainsworth — haben hierüber nichts oder doch Ungenügendes berichtet.

Als die Alian in El Hadr einrückten, gab es gewaltige Aufregung daselbst. Boten aus Sindjar brachten die Kunde von einem allgemeinen Aufstand der Jeziden, denen Hafiz Pascha, der ottomanische Zabit zu Nisibin, einige hundert Kinder und Mädchen aus dem Sindjar-Gebirge zwischen Bukra und Zamucha hatte wegführen lassen. Dies geschah etwa drei Wochen vorher. Dann sei, setzten sie hinzu, Mutti, das Haupt der jezidischen Sindjarlis, plötzlich nach Mosul hin verschwunden, ohne daß man wisse, was aus ihm geworden. Alle diese alarmirenden Nachrichten überwog aber die

Botschaft von der Festnahme des Groß-Scheichs der Schamar, Sufuk el Taahd (die Tigerkatze), den Reschid Pascha ins Türkenlager unter Zusicherung freien Geleites und vollster Gastfreundschaft geladen hatte. Die Fama, welche auch auf Wüstenboden üppig wuchert, setzte gleich hinzu, daß Sufuk nach Stambul escortirt worden sei, um vor dem Großsultan Rede zu stehen.

Das gab das Signal zu einer imponirenden Kriegskundgebung. Nach kurzer Besprechung jagten die Boten nach allen Windrichtungen, und nach dreimal vierundzwanzig Stunden wimmelte es in der gewaltigen Ruinenstadt von martialischen Reitergestalten. Da kamen die Abda und Aslar, die Zobah und Lamud mit ihren Scheichs Ibn Salah und Zebait; selbst die fernen Djubaïsch und die Abu Mohamed stellten ihre Contingente, und um Mohamed el Faris scharte sich die braune Ritterschaft aus den tadellosen Wüstengeschlechtern der Makut, El Mezeïne, der Nidjerib, Nedjin und viele Andere... Am fünften Tage zog ein gewaltiges Reiterheer von 20000 Lanzen nordwärts ab. Es nahm den Weg direct nach Mosul. An der Spitze des Zuges gewahrte man auch die vier flüchtigen Jeziden und eine fünfte fremde Persönlichkeit — den bewußten Pagen. Von diesem erfuhren Abu Nur und Esra, daß die Türkenfrau, welche gelegentlich des Kurdengesanges in den Tigrisgärten den gellen Aufschrei gethan — was zu dem bewußten Rencontre führte —, keine geringere gewesen sei als — Zenab... Seit drei Jahren war sie die Frau des Mosuler Paschas. Der Emir von Rowandiz, für den sie Abdah-Khan während des Adi-Festes geraubt hatte, bekam sie nach zwei Jahren satt und verkaufte sie seinem türkischen Nachbar.

Seit dieser Entdeckung gab es Niemanden im Beduinenheere, den der Rachedurst intensiver ansporute als — Esra und Abu Nur.

Wir müssen nun eine Abschweifung nach dem Sindjar-Gebirge machen.

Zwölf Stunden von Mosul westwärts liegt die Felsenstadt Til-Afar, der erste der vielen jezidischen Schlupfwinkel. Die Stadt zählte um die Zeit, da unsere Geschichte spielt, über 1000 steingebaute Häuser, welche sich auf vier isolirten Felssockeln mehrere hundert Fuß hoch über die Ebene erhoben. Die weißen, leuchtenden Kalkklippen und die dunkelgrünen Feigen- und Granatgärten, neben den sprudelnden Quellen und den hellen Gräbern jezidischer Sancti, gestalteten Til-Afar gewissermaßen zu einem Oasenjuwel. Aber auch die heutigen Bewohner waren jederzeit die kriegerischsten und wildesten des ganzen Sindjar-Gebirges. Man kann sich daher einigermaßen den Jubel vergegenwärtigen, der von den Kalkhöhen niederbrauste, als Mutti in ihrer Mitte erschien und das Signal zum Losschlagen gab. Schon den ersten Tag, an welchem, wie wir wissen, Mutti Mosul und seine vier Gefährten verlassen hatte, ward die große kurdisch-türkische Karawane drei Stunden von Til-Afar, nächst den Ruinen von Alt-Mosul, überfallen, ausgeraubt und die türkische Escortmannschaft niedergemacht. Dann ging's wie Sturmesbrausen durch das Sindjar-Gebirge, und die Felsennester im Geklipp von Burka, Nirsi, Aschur und Zamucha wimmelten von streitbaren Jeziden. Gleichzeitig hatte man die Schamar-Beduinen aufgeboten, und während ihre 20000 Reiter gen Mosul marschirten, traf Mutti die letzten Anstalten zur Vertheidigung von Til-Afar, der viergipfeligen Felsenstadt. Der türkische Zabit dieses Felsenhorstes, Daud Aga, war mit seinen kriegslustigen Arnauten, die schon seit Jahr und Tag zu den Jeziden und Arabern gehalten hatten, übergegangen.

In Nisibin aber rüstete Hafiz Pascha ein gewaltiges Heer zum Angriff auf den westlichen Theil des Sindjar-Gebirges. Eine zweite Colonne unter Abd-el-Djelil, dem Pascha von Mosul, sollte gleichzeitig in den östlichen Theil einbrechen, Til-Afar forciren und sodann in der Capitale des Insurrectionsgebietes, in der Terrassenstadt Sindjar, mit der Heeresabtheilung Hafiz' zusammentreffen. Gelang dieser Plan, dann waren die Jeziden verloren. Und die Dinge standen für diese schlimm genug. Während nämlich die Colonne von Nisibin den ersten Sindjarli-Ort, Zamucha, schon nach zwei kurzen Tagemärschen durch das wasserlose Wüstengebiet der Taï-Araber südlich des Hsavi erreicht hatte, fielen auf der östlichen Seite nach einer verzweifelten Gegenwehr drei Stadt-

theile von Til-Afar, unter einem Granathagel verschüttet, in die Hände der Türken. Auch hier war lediglich der Mangel an Artillerie, wie in den meisten Beduinen- und Kurden-Campagnen, die eigentliche Ursache des Verlustes. Gleichwohl nahm der Kampf noch in der zwölften Stunde eine Wendung. Während nämlich Mutti und Daud Aga den obersten Stadttheil von Til-Afar vertheidigten, brach der Beduinenstrom unter Führung von Mohamed el Faris wie ein entfesseltes Meer in das Flachland zwischen Til-Afar und Mosul ein. Indem die eine Hälfte der Reiter Mutti zu Hülfe eilte, drang der Rest zum Tigris vor, wo die Araber so unerwartet erschienen, daß die Mosuler kaum Zeit gewannen, die Thore ihrer Stadt zu schließen. Nur ein Arnauten-Tabor hielt den außerhalb der Stadtmauern liegenden Gouverneurs-Konak besetzt. Dieser ist's auch, an dem zuerst die Araberfluth brandet. Wie die Katzen klettern die Baschi-Bozuks und die schwarzen Garden des abwesenden Djelil Paschas auf die Terrassen des Gebäudes, und ein furchtbares Ringen beginnt... Ein Wall von Schamar-Leichen deckt bereits den Zugang, und noch immer drängen frische Kämpfer zum Thor, hinter welchem sie den osmanischen Erzteufel, den Gouverneur-Pascha, vermuthen. Jetzt dröhnt es mit eiserner Wucht gegen die Pforte, und ein Siegesgeheul durchzittert die Luft.

„Schonet die Weiber!" gellt eine helle Stimme.

Es ist Esra, der mit entblößtem Haupte in den wirren Knäuel dringt — um in den innersten Gemächern zu verschwinden. Die Araber strömen nach, indeß ein anderes Häuflein die nebenanstehende Caserne in Brand steckt. In Mosul selbst rührt sich nichts. Die Thore sind verrammelt, und bewaffnete Bürger schützen sie gegen etwaige Angriffe, die aber ausbleiben, da die Araber keine Geschütze führen. Schon werden die Schüsse um den Konak matter, als die fliehenden Türken von Til-Afar den Reitern Dakheil's in die Quere kommen. Das giebt dann einen neuen Kampf, bis die letzten Abtheilungen in voller Auflösung über die klippigen Höhen im Westen der Stadt fliehen. Am Strome hat mittlerweile der Konak Feuer gefangen, und krachend stürzt das Dachgesparre ein. Dann schweigen die Flinten, und nur dumpfes Menschengebrause mengt sich in das Prasseln der Flammen. In diesem entsetzlichen Augenblicke sieht man eine reckenhafte Jünglingsgestalt — ein lebloses Weib in den Armen — von hoher Fensterbrüstung in den Strom springen. Es ist Esra, mit blutüberströmtem Gesicht; der Jatagan eines Arnauten hat ihm eine tiefe Schramme vom rechten Ohr bis übers Kinn hinab beigebracht. Esra und seine Beute taumeln in die Tiefe, aus der ein greller Aufschrei dringt...

Sie ist todt — Zenab liegt entseelt zu den Füßen ihres Retters.

Einen Augenblick steht er starr vor Entsetzen; dann stürzt er in das brennende Gebäude zurück, denn es gilt den Alten, es gilt Abu Nur zu retten. Man sieht noch einen Augenblick sein rothblondes Haar durch eines der Fenster flattern, dann senkt sich, purpurdurchloht, eine gewaltige Rauchwolke herab, und donnernd sinkt das letzte Gebälk zusammen und begräbt Greis und Jüngling unter seinen Trümmern.

Während sich diese Katastrophe vor den Thoren Mosuls zutrug, war Hafiz Pascha glücklicher in seinem Unternehmen. Schon früher einmal war ein türkisches Heer in das Sindjar-Gebirge eingedrungen, 15000 Mann unter Ali Pascha, dem Gouverneur von Bagdad. Das war im Jahre 1803, und damals gelang es der verzweifelten Gegenwehr der Jeziden in ihren Höhlen und Schluchten, den Feind abzuweisen. Hafiz Pascha aber, den die nördlichen Bergstämme den „Kurdentödter" nannten, hatte seine Nizams im Gebirgskriege gestählt, und so flatterten seine Fahnen von Sieg zu Sieg. Zuerst fielen die Ortschaften an der nördlichen, also zugänglicheren Abdachung des Gebirges den Türken in die Hände. Dann arbeiteten sich die unermüdlichen Truppen durch die Geröll- und Steineichenwildniß bis zu den entlegensten Schlupfwinkeln hindurch. Hier waren es namentlich die vielen Höhlen, aus denen den Truppen Tod und Verderben entgegenspieen. Hafiz Pascha aber wußte ein Auskunftsmittel. Er ließ vor den Grotteneingängen große Feuer anzünden, und so brannte er in kürzester Zeit die als unerreichbar ge-

haltenen Schlupfwinkel der Jeziden aus. Lange Züge von Gefangenen, mit schweren Ketten beladen, wurden nach Nisibin abgeführt. Dann arbeitete die Artillerie gegen die festen Bergnester Kolga und Burka, und bald fielen die Granaten auch auf die flachen Dächer der Capitale Sindjar; und nun begann das große Morden in den Ebenen gegen Hatra hin. Aber in die Steppe selbst wagten sich die Türken nicht, und so entkamen Tausende der Verfolgten in das Land der ihnen befreundeten Schamar-Araber.

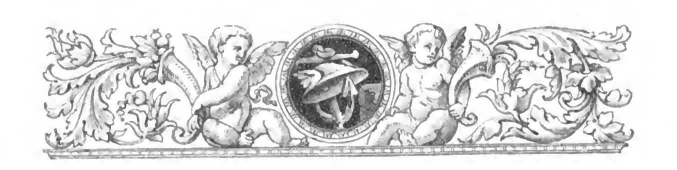
Als der westliche Theil des Sindjar-Gebirges bezwungen, die Städte zusammengeschossen, die Feigenwälder verbrannt und die Heiligengräber zerstört waren, wendete sich Hafiz Pascha dem östlichen Theile zu. Dort hatten sich, wie bekannt, Mutti und Daud Aga in Til-Asfar siegreich behauptet und mit Hülfe der Araber den Mosuler Pascha in die Flucht geschlagen. Als aber diesmal die übermächtige feindliche Artillerie zu spielen begann und die Kunde von der Bezwingung des westlichen Sindjar die Kämpfer überhaupt in ihrem Vertrauen erschüttert hatte, dachte Mutti daran, sich in Sicherheit zu bringen. Es gelang ihm, Nachts durch das zerklüftete Gebirge zu entkommen. Er traf jenseits des Kammes große arabische Reitermassen, welche von Mosul aus bereits zurückgezogen waren, da sie die Stadt nicht brandschatzen konnten und die Nähe des großen Türkenheeres ihre Unternehmungslust erheblich abgekühlt hatte. Mutti zog mit ihnen nach Hatra und erwirkte später für seine Person Amnestie. Er starb in den vierziger Jahren als anerkanntes Haupt der Denuje zu Kirsi am Nordabhange der Sindjar-Kette, wo er in einem armseligen Schuppen „Audienzen" ertheilte.

Als Daud Aga sich verlassen sah, sprengte er sich mit dem Reste seiner Vertheidiger im obersten Stadtviertel in die Luft.

Damit war das Sindjar-Gebiet pacificirt, und nachdem man zum allgemeinen Vergnügen der Moslemin und Christen als Nachspiel noch ein Dutzend der Rädelsführer und Häuptlinge auf dem Bazarplatze von Mosul öffentlich gepfählt hatte, konnten die ottomanischen Behörden in den unterworfenen Ortschaften ruhig ihren Einzug halten.

Seitdem haben sich die Jeziden, sowohl dies- wie jenseits des Tigris, wieder stark vermehrt, aber es ist, kleinere Razzias abgerechnet, nicht wieder zu so blutigen Metzeleien wie in den Jahren 1832 und 1837 gekommen.





Die „Eiserne Weihnacht“.

Von

Max Maria v. Weber.



Mag das lebende Geschlecht Geist und Phantasie mühen, es kann keine Vorstellung mehr von den Empfindungen gewinnen, mit denen die Zeugen der ersten Dampfschnellfahrt die dröhnende Wagenburg an sich vorübersprühen sahen. Wenn wir ein Bataillon Infanterie sich vom Boden erheben und wie ein Taubenflug in der Luft seine Evolutionen machen sähen, würde der Effect vielleicht ein ähnlicher sein.

Uns Allen, die wir mit dem Eisenbahnwesen geboren wurden, mit seinem Heranreifen alt geworden sind, ist, schon mit den Kindermärchen gemischt, die Nachricht von seinen Mirakeln gesagt und gesungen worden. Wir sahen Erwartetes, als es mit seinem aus Vogelflug, Erzglühen und Panzerklirren zusammengeschmolzenen Wesen auf uns zuschritt, und die Schauer, welche die Majestät begleiten, rieselten uns dennoch über den Rücken.

Diejenigen aber, die es unvorbereitet, ohne Vorstellung des Kommenden, gleich nach seiner Geburt sahen, überwältigte es, als stiege der Geist der Zeit, gerüstet mit allen Attributen und Waffen der neuen Cultur, in Person vor ihnen nieder.

Darum sind Aufzeichnungen Jener über die empfangenen Eindrücke unschätzbar als Fixirung einer der wichtigsten und mächtigsten Regungen, die jemals die Menschheit durchzuckt haben.

Wie stark und stolz und zugleich voll des freudigsten und liebevollsten Grußes für die eine Welt von Hoffnungen enthüllende neue Erscheinung diese Regungen waren, wie kein Gemüth sich ihnen entziehen konnte, das werden wir unten in den geistvoll naiven Niederschriften einer Individualität, die Lebensrichtung, Beruf und Ideenkreis der neuen Erscheinung so fern als möglich stellte, in den Briefen einer jungen Frau, einer Künstlerin, lesen.

Wie im Entwickelungsgange der organischen Welt ein von Darwin nachgewiesener, aber in seiner Wesenheit wahrscheinlich ewig unerforschlicher Proceß, unter dem Drange unabweislicher Nothwendigkeiten, das diesen entsprechende Organ entstehen läßt, so erzeugt sich die Cultur, meist in der Stille ihres geheimen Schaffens, durch große Erfindungen die Organe, die sie in jeder ihrer Fortschrittsphasen braucht. Die Erfindung des Eisenbahnwesens hat vor fast allen anderen, selbst noch wichtigeren den Glanz, den dramatischen Effect ihres ersten Auftretens voraus.

Die vielleicht bedeutsamste Erfindung von allen, die der Magnetnadel, dieses Pfadfinders durch die Welt auf und unter der Erde, ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt; aus den Händen armer deutscher Handwerker ging langsam und unscheinbar die Buchdruckerkunst hervor; in stillen, für das Auge der großen Menge verschlossenen Werkstätten und Laboratorien entwickelte

sich, von Volta und Galvani an bis Morse und Siemens, die Telegraphie; im Gefängnisse Böttcher's keimte die moderne Keramik; von den weltumgestaltenden Constructionen des Kraftwebstuhls und der Spinnmaschinen durch Arkwright und Hargreave erfuhr die Welt langsam auf dem trivialen Wege des Preissinkens der Bekleidungsstoffe. Ja selbst die Dampfmaschine hatte schon ein halbes Jahrhundert lang für Wohlfahrt und Reichthum Englands gearbeitet, ehe der Reflex von James Watt's Ruhm sie für das Auge des Publikums aus ihrem Dunkel hervortreten ließ.

Jede große Erfindung ist ein Messias, und die meisten sind in der Krippe geboren, jede von ihnen hat auch ihr alleiniges Bethlehem; nur da, nirgend anders, konnte sie zur Welt kommen.

Nur in einem Lande der ungehinderten Selbstbestimmung des Schaffens, im Schoße eines großen freien Volkes konnte das Eisenbahnwesen entstehen, energisch sich entwickeln.

Auserwählt unter den Erfindungen, trat die schnellfahrende Locomotive und die durch sie bedingte Gestalt der modernen Eisenbahn in das Leben wie ein junger Fürst, unter Kanonendonner und Glockengeläut und dem jubelnden Zurufe einer unermeßlichen begeisterten Menge, in der Jeder ein Stück Vaterstolz auf die große Erscheinung im Herzen hegte, die so ganz das Kind seines Vaterlandes war und, für das blödeste Auge ersichtlich, die Zeichen des Segens an der Stirn trug.

Wie keine andere, ihre Zwillingsschwester, die feststehende Dampfmaschine Watt's, ausgenommen, ist sie als eine neue Minerva fertig aus einem Haupte auf die Erde getreten, von Geburt an ausgerüstet mit allen Kennzeichen ihrer zukünftigen Macht.

In der That war nie eine Erfindung so unmittelbar das Erzeugniß unabweislich drängender, in der nationalen Entwickelung tief begründeter Nothwendigkeiten wie die der Eisenbahn.

England war bis zur ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in seiner culturellen Gestaltung hinter den continentalen Staaten zurückgeblieben. Es hatte Holländer für die Ausführung seiner Wasserwerke rufen, von Deutschen die Hebung seiner Mineralschätze, von Franzosen und Italienern die Regulirung seiner Flüsse lernen müssen.

Da gab das Aufblühen seiner Colonien im fernen Osten und Westen der kleinen Insel in der Nordsee das Regiment eines Weltreichs in die Hand, in dem buchstäblich die Sonne nicht unterging und gegen dessen Umfang das der Cäsaren ein kleiner Fleck Erde gewesen war.

Völker und Gedanken werden reif wie Menschen und Früchte, und dieselbe Sonne, die vor Millionen Jahren die Pflanzenwelt der Urzeit als Steinkohle im Boden Englands bettete, in Englands Colonien in Westindien die Baumwolle, in denen Ostindiens die Gewürze reifen ließ, zeitigte auch, auf ihrer Wanderung von Ost nach West die Cultur mit sich führend, das britische Volk und die Gedanken, die es diese Schätze heben lehrten.

Die Reichthümer aus den Colonien in beiden Hemisphären strömten bei dieser an Zahl so kleinen Nation zusammen und verliehen ihr, glücklicherweise unter Schutz und Schirm einer durch dreihundertjährigen Kampf erstrittenen politischen und wirthschaftlichen Freiheit, die Füglichkeit, völlig unbehindert durch obsolete Institutionen und veraltete Staatsverwaltungsformen, große Gedanken groß ins Leben zu führen und die ganzen finanziellen und intellectuellen Kräfte eines edlen und starken Völkerstammes auf den Umsatz jener Schätze in öffentliche Wohlfahrt und politisches Ansehen zu verwenden.

Durch das von ihm beherrschte Meer vor Störungen von außen geschützt, durch eine eifersüchtig bewachte, freisinnige Verfassung die Selbstthätigkeit des Individuums, das Selbstregiment der Körperschaften schützend, gleichmäßig vor dem Ueberwuchern des Militarismus und Büreaukratismus, jenen Todkrankheiten der policirten Staaten des Continents, bewahrt, war das Inselreich zum Vaterland und Schauplatz der Zeugung und energischen Handhabung der großen Culturwerkzeuge bestimmt, die unserer Zeit die Physiognomie gegeben haben.

Dort durch das Genie des Individuums und die Macht der freien Vergesellschaftung geschaffen und gereift, sind sie erst dann von den Regierungsgewalten der policirten Länder beachtet und in ihren

Dienst gezogen worden, als deren Einschaltung in den Staatsmechanismus zur Steigerung von dessen Macht ersprießlich zu werden versprach.

Sie haben in diesem Dienst die Einfügung in den Schematismus geordneter, aber schwer beweglicher Staats- und Verwaltungsformen, aber nirgends eine neuschöpferische Aenderung, keine Handhabung in dem ihnen eingeborenen Geiste erfahren.

In kürzerer Zeit als dies jemals, bis zum Aufblühen der amerikanischen Union, bei einem anderen Volke der Fall gewesen ist, verdoppelte und verdreifachte sich die Handels- und Kriegsflotte Englands, wuchsen die Städte auf das Mehrfache ihrer Einwohnerzahl, hob sich die Zahl der Häfen um fünfzig Procent, dehnten sich die schiffbaren Strecken der Flüsse und Aestuarien auf das fast Dreifache aus, begannen sich Canäle und Straßen von den Küsten und natürlichen Binnenwasserwegen aus zu verzweigen.

Es ist bedeutsam für die rapide englische Culturentwickelung, daß sie, wie alle großen Erscheinungen dieser Art in der Geschichte der Civilisation, lediglich aus der unmittelbaren Initiative, aus den starken Nothwendigkeits-Ueberzeugungen eines kräftigen, freien Volkes, fast ganz ohne Vermittelung der Staatsgewalt hervorging.

Fast alle Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten, niederen und höheren Bildungsinstitute, Museen und Universitäten Englands sind, wie seine Industrien und sämmtlichen Communicationen, Producte der freien Vergesellschaftung der Mittel und Talente von Männern, welche die Ueberzeugung des Bedürfnisses durchdrang.

Wie aber die Erde auf ihrer Bahn zu gewissen Zeiten Scharen von glänzenden Meteoren aus dem Weltraume an sich zieht, so scheint auch die Civilisation auf ihrem Wege durch die Jahrhunderte, während ihrer großen Entwickelungsperioden, in Bereiche zu treten, wo ihr Contact die Talente, deren sie bedarf, in Scharen erweckt und aufleuchten macht.

Aus den großen Individualitäten der Blüthe Griechenlands, der Reihe der römischen Republikaner und Cäsaren, der Kunstmeister der Renaissance, jener Denker des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, welche die Civilisation aus dem Bereiche der Kunst in den der inductiven Wissenschaften hinüberleiteten, der Zeitgenossen Elisabeth's von England, der Conquistadoren Amerika's, der großen deutschen, italienischen und spanischen Literaturepochen sind diese Meteorengruppen der entsprechenden Culturperioden gebildet.

In gleicher Weise leuchtete auch eine Anzahl origineller und neue Bahnen brechender Talente in demjenigen Zeitabschnitte des englischen Culturgangs auf, welcher in der Erfindung und Entwickelung des Eisenbahnsystems gipfelt und die Grundlagen fast der gesammten Civilisationsform des modernsten Europa's enthält.

Im kurzen Zeitraum von kaum zwei Menschenaltern producirten hier diese Talente eine ganze Reihe von Erfindungen, deren jede allein hingereicht hätte, eine neue Aera im Leben eines Volkes heraufzuführen.

Da war vor Allem das Wunderwerk James Watt's: die Dampfmaschine, die er aus der Hand Savary's und Newcomen's als plumpen unbehülflichen Koloß empfing und aus seiner Werkstatt als behenden, gehorsamen, riesigen Helfer des Menschen bei fast allem seinen Wirken und Schaffen in die Welt hinaustreten ließ. Er band dadurch die gesammte Industrie vom Wasserlauf und Fluß und der unsicheren Hülfe des Windes los, stellte ihr ungemessene Triebkraft zur Verfügung und erschloß die Mineralschätze der Erde der Hebung auf die dreifache bis dahin erreichte Tiefe.

Die Erfindungen Hargreave's, Arkwright's, Crampton's und Cartwright's (die Jenny-Watermaschine, die Mule-Jenny und der mechanische Webstuhl) concentrirten durch eine ungeahnte Entwickelung der Baumwollenverarbeitung einen großen Theil der Thätigkeit für die Bekleidung der Weltbevölkerung in England und speciell in dessen nordwestlichen Provinzen, in Liverpool und Manchester, ersteren Ort zum ersten Stapelplatz des Baumwollenhandels, letzteren zum Emporium von deren Verarbeitung erhebend.

Die Erfindung Wedgewood's bedeckte den ganzen District mit zahlreichen Thonwaarenfabriken, den bereits die glückliche Lösung des Problems, Eisen mit Steinkohle auszubringen, zum Schwerpunkte

der Eisenindustrie in der ganzen Welt gemacht und so dicht mit Hohöfen, Gießereien und Hämmern erfüllt hatte, daß der sie unablässig umhüllende Qualm ihr den Namen schwarze Gegend zuzog und ihr Feuerschein nächtlich, wie eine meilenweit ausgebreitete Feuersbrunst, den Himmel röthete.

Durch diese, nicht durch ephemere Speculationen und Handelsconjuncturen hervorgerufen, sondern in neuen großen fruchtbringenden Ideen und den Eigenschaften des englischen Volks und Lebens wurzelnden gewaltigen Industrien war ein Hin- und Herstrom der Consumtions- und Productionsstoffe, Wollen und Baumwollen, Erze, Kohlen, Thonerden, Metalle aller Arten entstanden, der sich während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf seinen mehrhundertfachen Betrag erhob und sich bald am Mangel der Leistungsfähigkeit der Communicationsmittel, bis zum Stocken der Industriethätigkeit, gestaut haben würde, wenn das mächtige Bedürfniß nicht eben so mächtige Mittel zu seiner Befriedigung geschaffen hätte.

Der grundlose Zustand der Straßen Englands, die Mühen und Gefahren des Reisens auf denselben sind selbst dem großen Publikum aus Walter Scott's meisterhaften Schilderungen bekannt. Die einzige Aufbesserung verdankten dieselben den Truppenmärschen von 1715 und 1745 unter General Wade. Kaufmannsgüter kosteten von London nach Birmingham 7, nach Oxford 12 Pfd. Sterl. per Ton; der Verbrauchsrayon der Kohle erhob sich im Lande nicht über 20 Miles von ihrem Fundorte, und noch 1760 brauchten die schnellsten „Stagecoaches" von London nach York vier, nach Oxford anderthalb Tage.

Nicht weniger ungenügend zeigten sich für den Lastentransport die mittelmäßig regulirten Fahrwasser der vielgekrümmten, seichten Flüsse und der verhältnißmäßig seltenen Aestuarien und Buchten.

Auf den stürmischen Ruf der Industrie nach Wegen, deren Leistungsfähigkeit ihrem gewaltig wachsenden Leben ebenbürtig zu sein hätte, erschienen die drei großen Meister des modernen Wegebaus: Metcalfe, Macadam und Telford, und der „Beherrscher des Wassers unter der Erde und in den Lüften": Brindley, und in unglaublich kurzer Zeit bedeckte sich das Land mit einem Netze unvergleichlicher Straßen, auf denen das schwere Lastfuhrwerk mit gleicher Gemächlichkeit wie der windschnelle Viererzug der überall hin circulirenden, prächtigen Stagecoaches dahinrollte, und einem fast ebenso dichten Geflecht kühn ausgelegter, praktisch hergestellter Canäle. Zum ersten Male sah die erstaunte Welt das Lastenschiff hoch in der Luft auf den Bogen der Bridgewater Canals, jenen berühmten „Schlössern in der Luft" Brindley's, das Lastschiff auf dem Flusse, den Wagen auf der Landstraße drunten kreuzen, die horizontale Wasserstraße sich über Thäler, über und durch Berge hinstrecken.

Weder die kühnsten Gedanken der römischen Aquaducterbauer noch die ihrer Epigonen, der italienischen Canalingenieure, hatten sich hierzu erhoben.

Ein Communicationssystem war binnen kaum anderthalb Menschenaltern, zwischen 1750 und 1800, geschaffen, dessen Leistungsfähigkeit eine unbegrenzte schien.

In der That genügte dasselbe den Erfordernissen seiner Zeit, welche sich auf die Bewegung großer Massen mit mäßiger Geschwindigkeit beschränkten, so lange vollkommen, bis der immer rapider werdende Capitalumsatz in Industrie und Handel den Werth der Arbeitszeit und Transportdauer selbst über den des Transportaufwands hinaushob.

Von diesem ungefähr ins erste Viertel unseres Jahrhunderts fallenden Zeitpunkte an trat das Moment der Transportschnelligkeit mit immer kategorischeren Ansprüchen in das Verkehrsleben.

Diesem Momente konnten die bisherigen Transportmittel ihrer Natur nach nicht entsprechen.

Vom Anerkennen dieses Moments und dem intensiven Bestreben, demselben gerecht zu werden, leisten zunächst die Bemühungen Zeugniß, die animalische Kraft der Zugthiere, als die einzige bekannte für die Schnellbewegung geeignete, auf das umfassendste für diese Tendenz auszunutzen. Die Pferdezucht wurde auf alle Weise gehoben, die Methoden der Behandlung dieser Thiere bei schnellem Dienst sorgsam studirt und das System der Eilkutschen eifrig entwickelt. Die Wege, nach

Telford's, Metcalfe's und Macadam's System construirt, wurden immer rationeller ausgelegt, die Relaisstationen praktischer vertheilt und so für die Schnellbewegung durch animalische Kraft ein Maximum von zwei deutschen Meilen in der Stunde erreicht. Hier hatte die Leistungsfähigkeit des Locomotionsmittels und damit auch diese Bestrebungen ein Ende, durch die nicht allein dem Reise- und Postverkehr, sondern auch der ganzen Landwirthschaft enorme Hebung zu Theil geworden war.

Am Schlusse der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts durchzogen in mehr als hundert Richtungen auf vortrefflichen Straßen prachtvoll bespannte, bequeme Postwagen und „Stagecoaches" mit einer durch die Concurrenz immer gesteigerten Geschwindigkeit das Land, deren Gleichen die Welt noch nicht gekannt hatte und die der Stolz und die Freude jedes Engländers waren. Früher schon waren Versuche, die Dampfschifffahrt auf den Canälen einzuführen, angestellt worden und an der Construction des damals nur bekannten Motors, des Schaufelrades, gescheitert.

Aber Mail- und Stagecoach konnten keine Handelsgütermassen auf ihrem Fluge mit sich nehmen, die Langsamkeit der gewaltigen Massenbewegung auf den Canälen erweckte die fieberische Ungeduld der Zeit.

Die Civilisation hatte sich daher nach neuen Organen für die unabweislich gewordene höhere Beschleunigung ihrer Actionen umzusehen. Sie bedurfte jetzt eines Motors, dessen Macht sich zu den bisher benutzten verhielt wie der Athemzug des Pferdes zum Dampfschlage der Locomotive, wie die weiche Muskel des Thieres zum Stahlgelenk der Maschine.

Die Spurbahnen hatten seit fast zwei Jahrhunderten im Norden Englands im Dienste der Montanindustrie gestanden. Ihre technische Entwickelung war noch langsamer als ihre Ausbreitung vorgeschritten.

Ein sonderbarer Irrthum, daß die Adhäsion der Räder auf den Schienen nicht zur Fortpflanzung der Zugkraft ausreiche, hatte bei den Versuchen, die animalische durch Dampfmotion zu ersetzen, zu absurden Constructionen geführt und letztere lange von den Schienen fern gehalten.

Die Bestrebungen aller Constructoren von Cugnot und James Watt an bis Richard Trevethik hatten sich daher wunderlicher Weise auf die Befahrung gewöhnlicher Straßen mit Dampfwagen gerichtet.

Daß auch Watt's großer Scharfsinn den Bann dieses Vorurtheils nicht durchbrach, dafür zeugen vornehmlich die Bestrebungen seines Freundes und Arbeitsgenossen William Murdock, dessen kleine Locomotive, funkensprühend bei Nacht die Straßen von Redruth durchlaufend, den wackeren Geistlichen des Orts als leibhafter Satan schreckte. Erst dem bedeutsamen, dem Georg Stephenson's mindestens ebenbürtigen Genie des wenig gekannten, noch weniger gewürdigten, wunderlichen Cornwallmanns Richard Trevethik war es vorbehalten, durch das Gewinnen jener berühmten Wette mit dem Eigenthümer der Merthyr-Tydvill-Werke praktisch die Möglichkeit der Fortpflanzung der Zugkraft auf ebener Schiene nachzuweisen.

Es war ihm gelungen, mit der von ihm construirten Straßenlocomotive selbst auf den damals traurigen Wegen in Cornwall von Lands End bis Plymouth zu fahren. Hier hatte er sie eingeschifft und in London wie ein Wunderthier für Geld zur Schau gestellt, indem er sie auf ovaler Schienenbahn, die sonderbarer Weise dasselbe Terrain umfaßte, das jetzt die bedeutsamste Station der Welt, die der North-Western-Bahn, enthält, circuliren ließ. Diese Maschine wurde damals von Humphry Davy, Gilbert und anderen Berühmtheiten der Zeit gesehen und studirt, und besonders Letzterer prophezeite ihr in demselben Moment eine große Zukunft, wo sie von ihrem wunderlichen Erfinder und Eigenthümer infolge der Abnahme des Zulaufs, unbedeutender Streitigkeiten mit dem Grundbesitzer und einer Ausgleisung plötzlich abgebrochen und als Blasebalgmaschine an einen Schmied in London verschleudert wurde.

Trevethik hinterließ seinem glücklicheren Nachfolger Stephenson die das Gelingen von dessen Locomotivconstruction vorausbedingende Lösung von fünf Problemen: die Anwendung des Hochdruckdampfes, die Entdeckung der feueranfachenden Kraft des Schornstein-Blaserohrs, das Genügen der Adhäsion für die Zugkraftfortpflanzung und

die Nutzbarmachung der Gesammtkraft der Maschine für diese Adhäsion durch Kuppelung der Räder.

Wenn man Georg Stephenson den Vater der Locomotive nennen darf, so war Richard Trevethik gewiß deren Ahne. Um des Ersteren Stelle in der Geschichte des Eisenbahnwesens einzunehmen, fehlte ihm keineswegs das Talent, wohl aber das Glück der beiden Stephenson.

Fast rührend sind die Worte, mit denen Trevethik einst dem Vollbewußtsein seiner Glücklosigkeit Ausdruck gab. Er und Robert Stephenson wurden fast gleichzeitig, unter glorreich zu nennenden Bedingungen, zur technischen Ausbeutung von Silberbergwerken nach Peru und Columbia berufen. Nach kaum Jahresfrist fand der reich und glücklich von seiner Expedition heimkehrende Stephenson in einer elenden Hafenstadt, Cartagena, auf dem Isthmus von Panama den durch Krieg und Revolution vertriebenen Trevethik als Bettler wieder. Das Schiff, welches sie Beide zur Rückkehr nach Europa wählten, scheiterte, und Trevethik rief nach seiner und Stephenson's Rettung aus: „Wäre ich nicht am Bord des Schiffes gewesen, so wäre es gewiß nicht gescheitert, und wäre Stephenson nicht mit darauf gewesen, ich wäre gewiß ertrunken!" —

Mit der Eröffnung der Stockton- und Darlington-Bahn trat das Eisenbahnwesen aus dem beschränkten Dienste der Montanindustrie in den des öffentlichen Lebens über.

Dank dem Genie des Vertrauens, mit dem der reiche Begründer und Leiter dieser Bahn, Joseph Pease, dem armen ungelehrten Killingworth-Maschinenwärter Georg Stephenson, der sich dereinst mit Wanduhr-Reparaturen und Schuhesflicken die Mittel erworben hatte, um Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen, und sein Leben lang kein Meister in letzteren beiden Künsten, aber der Repräsentant des Genius unserer Zeit wurde, die Schöpfung der Bahn in allen Theilen überließ, wurde sie die Brutstätte für fast sämmtliche Ideen des modernen Eisenbahnwesens, die in ihrer mächtigen Nachfolgerin, der Liverpool- und Manchester-Bahn, zur vollen Reife gelangten.

Unter der begeisterten Menge bei Eröffnung der letzteren circulirte das Scherzwort: Gott hat John Pease, John Pease aber Georg Stephenson geschaffen!

Letzterer war es denn auch, auf dessen Andrängen der erste Versuch mit Personenbeförderung auf Eisenbahnen auf der Stockton-Darlington-Bahn gemacht wurde. Vom 15. October 1825 an circulirte auf dieser Linie ein Wagen primitivster Form, denen der Menageriebesitzer ähnlich, von Stephenson unter dem Eindrucke der völligen Neuheit des Vorgangs „Experiment" getauft, der täglich zweimal Passagiere zwischen den Endpunkten der Bahn beförderte. Niemand dachte daran, dies Vehikel von der einzigen auf der Bahn im Dienst befindlichen Locomotive, jener schwerfälligen, später so berühmt gewordenen Nr. 1, befördern zu lassen. Gute Zugpferde bewegten dasselbe mit ca. $1\frac{1}{2}$ Meilen Geschwindigkeit, so daß sich zwischen diesem ersten Eisenbahn-Passagier-Transport und dem Stagecoach-Verkehr auf der Landstraße eine lebhafte, meist zum Vortheil des letzteren ausfallende Concurrenz entwickelte. Als bemerkenswerth mag hier erwähnt werden, daß Betriebs- und Tarifsystem dieser ersten öffentlichen Eisenbahn fast ganz dem auf den Canälen üblichen conform gestaltet worden war. Die Bahngesellschaft erhob Zölle von den über ihre Geleise bewegten Massen und Personen, während der Transportbetrieb selbst sich in Händen von anderen Unternehmern befand und es Jedermann frei stand, mit eigenen Wagen eigene Transporte auf der Bahn zu bewirken. Die Stockton-Darlington-Bahn war das Versuchsfeld, auf dem Georg Stephenson, bald unterstützt von seinem Sohne Robert, der die Leitung der eben in Newcastle mit dem Gelde Pease's begründeten Maschinenfabrik führte, den Organismus der Locomotive entwickelte. Jede neue auf die Geleise der Kohlenbahnen Nordenglands gestellte solche Maschine war vollkommener als die vorhergehende.

Die unter dem Namen „Puffing Billy" bekannt gewordene Locomotive, deren Anschauung nicht wenig dazu beitrug, die Directoren der Liverpool-Manchester-Bahn zu veranlassen, den Locomotivbetrieb neben dem mit stehenden Dampfmaschinen und Seil für ihre neue Bahn mit in Erwägung zu ziehen, besaß bereits fast alle

charakteristischen Elemente der Locomotive unserer Zeit: von Wasser umgebene Feuerung, Hochdruckdampf, Blaserohr und gekuppelte, glatte Räder.

Bloß eines der Hauptorgane der modernen Locomotive fehlte diesem merkwürdigen Apparate, und dies ist freilich dasjenige, welches die Locomotive erst zu dem mächtigen Werkzeuge der Civilisation unserer Zeit machen konnte, welches sie jetzt ist. Immerhin war Stephenson im Stande, schon auf Grund der mit seinem „Puffing Billy" gemachten Erfahrungen bei Einbringung der Bill für die Liverpool-Manchester-Bahn vorzuschlagen, daß darin eine Fahrgeschwindigkeit von vier Meilen pro Stunde in Aussicht gestellt werden möge. Nur William Brougham's dringende Vorstellung, daß durch solche „extravagante Versprechungen" das Vertrauen des Parlaments zu dem Unternehmen erschüttert und der Durchgang der Bill mehr als zweifelhaft werden müsse, konnte den Northumberland Starrkopf Stephenson's bewegen, die in Aussicht gestellte Geschwindigkeit auf $2^1/_2$ Meilen herabzusetzen.

Es ist bekannt, welche zahllosen, zum großen Theil absurden Einwürfe gegen die Adoptirung des Locomotivbetriebes auf der Liverpool-Manchester-Bahn in der Publicistik Englands und in sehr vielen an das Parlament gerichteten Eingaben erhoben wurden. Die Agitation wurde durch die in ihrer Existenz zumeist bedrohte, reiche und mächtige Bridgewater-Canal-Gesellschaft immer aufs Neue angefacht. Sollten doch nicht allein Häuser, Ernten und Wälder in fortwährender Feuersgefahr stehen, sondern es wurde behauptet, durch die vergiftete Luft, aus der die Vögel todt herabfallen würden, müßten die Kühe die Milch verlieren, die Pferdezucht werde verkommen, das Getreide und Viehfutter schädliche Beimischungen erhalten und, was den Herzen der Engländer am nächsten ging, der Jagdsport werde durch Aussterben und Verscheuchen der Hasen, Rehe, Hühner, Fasanen und vornehmlich der Füchse unheilbar geschädigt werden; abgesehen davon, daß das Leben der Reisenden auf der Bahn ununterbrochen aufs äußerste gefährdet sein müsse. Besonders der große Grundbesitz widersetzte sich der Vornahme der Vorarbeiten, zum Theil, wie die Lords Sefton und Conway, mit gewaffneter Hand.

Nicht die unbedeutendste Schwierigkeit für die Durchbringung der Bill wurde durch die Unbehülflichkeit Stephenson's in der öffentlichen Rede herbeigeführt, und oft erregte bei seinen Kundgebungen vor dem Parlament sein breiter Northumberland-Dialekt die Heiterkeit der edlen Lords.

Nicht ein einziger gelehrter, feder- oder sprachgewandter Fachgenosse stand ihm zur Seite, und die wissenschaftlichen Ingenieure ohne Ausnahme, darunter Männer von der Bedeutung Francis Giles', Adams', Walker's und Rastrick's, machten Front gegen ihn.

Alle seine unbehülflichen Erläuterungen und Auskünfte wurden mit spöttischem Kopfschütteln aufgenommen.

Wahrlich, die Situation des von Allen verlassenen, im Kreuzfeuer der Comité-Befragung vor dem Parlamente zu Westminster stehenden großen Erfinders erinnert an die jenes gewaltigen geistigen Reformators vor Kaiser und Reichstag zu Worms.

Wie dieser, auf die Bibel schlagend, in die unvergänglichen Worte ausbrach: Hier stehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders! so that hier der mächtige Culturbahnbrecher den für das praktische Genie so bezeichnenden, so lange es Eisenbahnen giebt, fortklingenden Ausruf: Ich kann's nicht sagen, aber ich werde es machen!

Mit vollem Recht, sagte einer der berühmtesten Gelehrten des Ingenieurfachs, Rankine, in seiner Rede bei der Einweihung von einem von Stephenson's Denkmälern: „Die Eisenbahn, vollständig und fertig, wie sie uns Stephenson hinterließ, ist ein Product der Nothwendigkeit und des Geistes ihrer Zeit. Das ungelehrte Talent, das gesunde, praktische Denken des Volkes, die schwielige Hand des Arbeiters hat sie allein geschaffen; die Schulweisheit hat keinen Theil an ihr. Keine Formel ist bei der größten technischen Schöpfung unserer Zeit entwickelt, keine Gleichung dabei gelöst worden."*

* Robert Stephenson, der eine umfassende wissenschaftliche Bildung besaß, pflegte im vertrauten Kreise über seine und seines großen Vaters überaus schwache Begabung für die mathematischen Disciplinen zu scherzen und äußerte einst in Gegenwart des Verfassers bei Gelegenheit eines Gesprächs über den zweck-

Das Resumé des Berichterstatters im Parlamentscomité, des berühmten Rechtsgelehrten Alderson, war eine Reihe von Verhöhnungen der Pläne des alten Killingworth-Maschinisten.

Trotzdem ging, Dank dem praktischen Sinn der Vertreter des englischen Volks, die Bill durch, aber nur mit einer Majorität von einer einzigen Stimme!

Man kann sich einer tiefen Bewegung bei dem Gedanken nicht erwehren, welchen Einfluß die Abwesenheit oder die Gedankenträumerei eines einzigen Parlamentsmitgliedes in diesem Momente auf den Verlauf der ganzen modernen Civilisation hätte üben können!

Erschienen wäre das große Werkzeug unserer Zeit freilich jedenfalls so wie so; aber wann, in welcher Form, nach welchen Verlusten an Zeit für die Cultur? das ist dabei die Frage.

Die bekannte Preisausschreibung von 500 Pfund Sterl. für die Construction der auf der Liverpooler und Manchester Bahn zu verwendenden Locomotive, mit ihren ebenfalls bekannten acht Bedingungen, unter denen die Beschränkung des Gewichts der Maschine auf sechs Tons, wenn sie auf sechs, auf vier und ein halb Tons, wenn sie auf vier Rädern ruhe, und die des Preises derselben auf 550 Pfund Sterl. die für unsere Zeit auffallendsten sind, wurde erlassen.

Die beiden Stephensons, Vater und Sohn, gingen sofort an die Construction ihrer Preismaschine, deren Ausführung Robert, der später als Schöpfer der großen Brückenspannungen von Eisen und Fortentwickler von seines Vaters Locomotivideen sich diesem ebenbürtig an Talent und Ruhm zur Seite stellte, als Vorstand der Fabrik zu Newcastle leitete.

Georg hatte kurz vorher zwei Maschinen für die Lyon-St.-Etienne-Bahn geliefert, deren Kessel mit zahlreichen Röhren zur Vergrößerung der Heizfläche versehen waren, doch enthielten diese das Wasser. Die Construction erwies sich als ein Fehler.

Da wollte es der Zufall, daß der Secretär der Gesellschaft, Henry Booth, auf den Gedanken kam, das System umzukehren und den Kessel ebenfalls mit Röhren von kleinem Durchmesser zu füllen, durch diese hindurch aber das Feuer statt des Wassers circuliren zu lassen. Nur auf Andringen des einflußreichen Mannes ging Stephenson an das Experiment und ließ den Kessel der Preislocomotive mit 25 Stück dreizölligen Kupferröhren ganz in der Weise, wie es die heutigen Locomotiven zeigen, versehen. Nach Ueberwindung einiger Ausführungsschwierigkeiten konnte dieselbe, so ausgerüstet, zum Versuch auf die Killingworth-Bahn gebracht werden. Und hier war es, wo Vater und Sohn, sprachlos vor Staunen, vor der neuen Construction standen, die an Schnelligkeit und Kraft der Dampferzeugung alle ihre Erwartungen übertraf und ihrer Maschine Flügel lieh.

So hat es eine der wunderbaren Fügungen, an denen die Geschichte der Locomotivconstruction so reich ist, gewollt, daß gerade dasjenige Organ der Locomotive, das ihr ganz ausschließlich eigen war und das sie mit den Eigenschaften, welche sie zum specifischen Werkzeuge des Geistes der modernen Zeit machte, der Schnelligkeit und concentrirten Leistungsfähigkeit, beschenkte, der vielröhrige Kessel, der Denkkraft eines völligen Laien in der Mechanik entsprungen war.

Hiermit ergänzte sich für die Construction der Locomotive die Erscheinung, welche das Auftreten fast aller bahnbrechenden Erfindungen und Ideen zeigt und welche es mit der Epiphanie aller großen Kunstepochen gemein hat.

Ihre Grundlagen und wesentlichen Elemente sind fast immer die Producte einer langen Reihe von Findern und Erdenkern, deren jeder eines oder einige derselben schuf, daß sie wie aus der Gesammtheit einer ganzen Zeit, eines ganzen Volkes herausgewachsen erscheinen.

Fast alle großen Erfinder sind daher Eklektiker. Was sie selbst zu ihren Schöpfungen gaben, ist meist nur der geistige Bindestoff zu den Elementen derselben, die ihr Genie in der ererbten Masse der Geistesarbeit vorangegangener Detailersinner fand, aussonderte und in der lebendigen Wesenheit einer fortzeugenden Lehre, eines unsterblichen Kunstwerks oder eines der Menschheit dienenden Apparats sammelte.

mäßigsten Bildungsgang für den Techniker: „Wir haben immer Ideen gehabt, und Leute, die das rechneten, was dabei zu rechnen war, ließen sich immer leicht und wohlfeil finden.“

Ohne die Ideenvorarbeiten Cuvier's und Goethe's hätte es kein Darwinsches Dogma, ohne die drei Jahrhunderte von Cimabue bis Perugin keine vaticanischen Stanzen, ohne die Geistesarbeit von Papin bis Newcomen keine Watt'sche Dampfmaschine gegeben. Auch Georg Stephenson war ein solcher Eklektiker im höchsten Sinne des Wortes. Den Hochdruckdampf, den ihm Gordon, die Erfahrungen über Adhäsion zwischen Rad und Schiene und die Wirkungen des Blaserohrs, die ihm Richard Trevethik hinterlassen, die Idee zum vielröhrigen Kessel, die ihm Booth gegeben hatte, konnte sein Genie, als Erbe dieser Denker, zur großen praktischen That: der Construction des „Rocket", der Erfindung der modernen Locomotive, vereinigen. Wie die stehende Dampfmaschine in fast vollendeter Form aus Hand und Hirn James Watt's hervorging, so übergab Georg Stephenson die rollende Dampfmaschine der Mitwelt in einer Gestalt, an der seine Epigonen wohl im Detail bessern, durcharbeiten, verstärken konnten, der sie aber kein wesentliches Organ mehr anzufügen hatten.

Das neue Rüstzeug der Civilisation ist fertig aus seiner Hand hervorgegangen. —

Für die Werbung um den von der Liverpool-Manchester-Bahn ausgesetzten Preis wurden bekanntlich vier Locomotiven angemeldet: die „Novelty" von Braithwaite und Ericsson; der „Sanspareil" von Timothy Hackworth; die „Perseverance" von Burstall und der „Rocket" von Georg Stephenson.

Die Prüfung der Maschinen wurde für den 1. October 1829 angesetzt, verzögerte sich aber durch Nachhülfen an einigen derselben bis zum 6. Als Rennplatz wurde ein horizontales Geleisstück, $^3/_4$ Meilen lang, bei Rainhill gewählt.

Zu technischen Schiedsrichtern ernannten die Directoren der Bahn die damals hoch in Ansehen stehenden Ingenieure: Rastrick, Kennedy und Nicholas Wood.

Nie hat die Prüfung einer Erfindung so tiefgehendes, weites und stürmisch kundgegebenes Interesse erregt wie die der vier Locomotiven zu Rainhill. Liverpool füllte sich mit Wissenden und Laien, die Zeuge derselben sein wollten; Zuschauertribünen waren gebaut und stromweise wurde nach dem Kampfplatz gewallfahrtet.

Denn ein specifisch nationaler Zug steigerte die Theilnahme, vornehmlich aber der oberen Schichten des englischen Volks: das Interesse für den „Sport der Schnelligkeit". Es war derselbe, der in England die schnellsten Pferde züchten, die behendesten Segelschiffe bauen, die Universitäten auf Ruderbooten mit einander ringen läßt. Gerüchte von dem Geschwindigkeitsmaß, welches einige der Maschinen zu erreichen im Stande sein sollten, waren in das Publikum gedrungen. Parteien bildeten sich für die verschiedenen Maschinen und hohe Wetten wurden auf dieselben eingegangen.

Bezeichnend hierfür ist der Ton, in welchem die vornehme Tagespresse von dem großen Ereignisse sprach.

„Es war," schreibt z. B. der „Herald" vom 5. Oct. emphatisch, „als ob der ‚St. Leger' (das berühmteste Rennpferd der damaligen Zeit) laufen sollte," und glaubt damit der Sache viel Ehre angethan zu haben.

Durch das niedere Volk, die arbeitenden Classen aber ging eine weit tiefere, ernstere Auffassung derselben und eine Ahnung davon, daß gegen den Wettkampf, der sich hier vor ihren Augen vorbereitete, an Wichtigkeit für ihr Land und die ganze Welt alle Wettstreite, von denen zu Olympia, Korinth und Rom an bis zu den Rennen von Epsom und Derby, eitel Kinderspiel gewesen seien, und daß die politischen Revolutionen aller Zeiten seine Sache nicht so mächtig gefördert hatten als diese Prüfungsfahrten.

Bemerkenswerth ist, daß Stephenson's Maschine, der „Rocket", von der die Fachingenieure das wenigste Rühmliche zu berichten wußten, kaum ein Zehntel der Stimmen in der öffentlichen Meinung für sich hatte.

Der Verlauf des welthistorischen Wettrennens, dessen Prüfungsfahrten vom 6. bis 12. October 1829 dauerten, ist zu bekannt, um hier im Detail nochmals geschildert zu werden.

Braithwaite's „Novelty" und Hackworth's „Sanspareil" konnten den Kampf wegen Constructionsfehlern nicht fortsetzen, und Burstall's „Perseverance" erreichte nicht die vorgeschriebene Geschwindigkeit.

Die Leistungen des „Rocket“ erfüllten nicht allein in jeder Beziehung die Bedingungen der Preisausschreibung, sondern überboten sie, besonders in Bezug auf die Geschwindigkeit, die sich einige Male weit über die des besten Rennpferdes erhob und Staunen und Jubel der Zuschauer erregte, fast allenthalben.

So ging Stephenson's „Rocket“, in allen wesentlichen Elementen der Keim und Anfang der heutigen Locomotivconstruction, als unbestrittener Sieger aus dem denkwürdigen Wettkampfe hervor.

Georg Stephenson selbst führte bei den Prüfungsfahrten seine Maschine; der später so berühmt gewordene Nordpolfahrer Scoresby machte an seiner Seite die Geschwindigkeitsbeobachtungen.

Die Wirkung des Resultats der Prüfungsfahrten auf die öffentliche Meinung und der Umschlag derselben zu Gunsten des Siegers war eine enorme.

Stephenson's fanatischste Gegner wurden seine begeistertsten Lobredner, und seine Feinde in der Verwaltung der Liverpool- und Manchester-Bahn unterstützten jetzt auf das wärmste seine Bestrebungen.

Und diese Richtung durchdrang alle Schichten der Bevölkerung.

Bald sehen wir daher junge Edelleute, Söhne von Herzögen, mit demselben Ernst an der Seite erfahrener Locomotivführer die schnelle Maschine handhaben, mit der sie auf dem Renner, im Ruderboote und auf der Segel-Yacht saßen. Der „Sport“ ist eben mehr als Spiel für den Engländer, er ist eine Triebfeder in seinem Nationalcharakter, eine der gesundesten Quellen der nationalen Kraft.

Selbst die spröde englische Sprache zeigte sich dem allgemeinen warmen Wohlwollen, das fast Zärtlichkeit zu nennen war, für die belebte Maschine gefügig und ließ sie neben dem längst geliebten Schiffe als das einzige unbeseelte Wesen gelten, dem sie die sprachliche Bezeichnung der Weiblichkeit beizulegen vergönnte.

Seitdem die Welt bestand, war kein menschliches Wesen mit der Schnelligkeit durch den Raum geflogen wie die Tausende, welche die kleinen eisernen „Feuerdrachen“ hinter sich herzogen. Seit Beginn der Welt hatte sich kein Sterblicher auf festem Boden durch andere Mittel willkürlich bewegt als durch die eigene oder die Muskelkraft von Thieren. Und hier sahen Hunderttausende von Zeugen vor ihren halb entsetzten, halb erstaunten Augen eins der größten Wunder aller Zeiten geschehen und der gesammten Menschheit Flügel von Eisen, Stahl und Feuer wachsen, welche alle Raumhindernisse der Civilisation auf ein Fünftel zusammenschwinden machten.

Die überwältigende Kraft dieser Eindrücke auf die Masse warf selbstverständlich einen immer wachsenden Glanz auf die Person ihres Urhebers zurück, und man kann sagen, daß, als der Tag der Eröffnung der Bahn herankam, es keine populärere Persönlichkeit in England gab als Georg Stephenson.

Der politische und staatswirthschaftliche Hintergrund, auf dem die Erfindung Stephenson's und mit ihr seine Person erschien, war nur zu sehr dafür geeignet, beide doppelt leuchtend hervortreten zu lassen.

Nie war die Stimmung der arbeitenden Volksclassen eine verzweiflungsvoller deprimirte gewesen als gerade in dem Jahre, das zwischen den Wettfahrten zu Rainhill und der Eröffnung der Liverpool- und Manchester-Bahn liegt.

Canning's edle Bestrebungen, die Lasten des durch die napoleonischen, die Mahratten-, die birmanischen und zuletzt die griechischen Kriege schwer gedrückten Volks, besonders durch Abminderung der unerschwinglichen Kornzölle, zu mildern, waren von der infolge des stricten Anschlusses Englands an den Resolutionen des Congresses von Verona eingetretenen Reaction paralysirt worden. Die Staatsschuld war enorm gewachsen, Stempel, Accisen, Zölle, Steuern aller Art hatten sich in gleichem Maße vermehrt, der Contrast zwischen kolossaler Reichthümervermehrung einer- und tiefer Verarmung andererseits trat immer einschneidender hervor, und zu alledem hatte der „große Krach“, der dem Actien-Gesellschaften-Schwindel von 1825 folgte, den Wohlstand der Nation, besonders in deren mittleren und unteren Schichten tief geschädigt. Die erschöpfte Welt kaufte nur noch wenig von England; Handel und Industrie standen still, und das Elend brach in allen drei Königreichen, besonders aber in Irland, das

unter der Repeal-Agitation O'Connell's litt, mit früher fast ungekannter Gewalt herein. Als daher 1828 der Herzog von Wellington wieder an das Staatsruder trat, ein Tory-Ministerium bildete, die Canning'sche Milderung der drückenden Zollgesetze wieder beseitigen wollte, zeigte sich die Leidensfähigkeit Vieler, die Geduld Aller erschöpft. Ein kaum niedergehaltener, finsterer Geist des Aufruhrs ging durch das Land, besonders durch dessen Industriedistricte, und es war schwer, auch nur noch den Schein der Ordnung aufrecht zu erhalten.

In der Hälfte der Provinzen Englands röthete sich der Himmel nächtlich nicht mehr durch den Widerschein der Hohöfen und Hammerfeuer, sondern durch den zahlreicher Feuersbrünste.

Dem allgemeinen Schreien nach Parlamentsreformen setzte der „eiserne Herzog" sein „Gesicht von Feuerstein" entgegen; der Volksglaube schob ihm in weit höherem Maße, als es wirklich der Fall war, die Schuld an dem öffentlichen Elende zu, und aus dem populärsten Manne war er in weniger als einem Jahre der unpopulärste in England geworden, der auf Tritt und Schritt in Gefahr stand, von verzweifelten Volksgruppen insultirt zu werden.

Die Spannung war aufs äußerste gestiegen. In diese schwüle Düsterkeit des Völkerlebens fiel die gewaltige Erscheinung der Eröffnung der ersten großen Eisenbahn der Welt wie ein Lichtstrahl.

Sie eröffnete mit einer dunkeln, aber starken und verbreiteten Vorempfindung weite Perspectiven auf unermeßliche lohnende Thätigkeit, die Herbeileitung ferner Wohlfahrtsquellen, die Belebung von Handel und Wandel — auf ein wahres Kanaan der Arbeit.

Sie schien ein Evangelium besserer Zukunft auf ihren eisernen Flügeln zu tragen.

Kein Wunder, daß ihr Urheber in der Gesinnung der arbeitenden Volksschichten fast die Aureole eines Erlösers empfing.

Und diese erhielt einen besonders freundlichen Glanz durch den Contrast mit dem des Ruhmes Wellington's, der jetzt in düsterem Lichte erschien. Der Premierminister hatte wohl erkannt, daß die Eröffnung der Liverpool- und Manchester-Bahn ein Ereigniß sei, bei dem die Spitze der Staatsgewalt sich durch ihre Betheiligung ehren müsse, und hatte zugesagt, die Einweihung der Bahn in eigener Person vornehmen zu wollen.

Er war wenige Tage vor der Eröffnung der Bahn nach Liverpool gekommen und zwar mit Sir Robert Peel, der damals Minister des Inneren in seiner Regierung war, und William Huskisson, der, vor Kurzem von der Leitung des auswärtigen Amts zurückgetreten, ohne zwingenden Beruf, wie von einer düsteren Macht getrieben, zu dem Weltfest eilte, das so verhängnißvoll für ihn werden sollte.

Aber das Volk hatte in jenem Momente keinen Sinn für seine Politiker. Sein richtiger Instinct sagte ihm, daß kein Staatsmann auf Erden in so hohem Sinne Wohlthäter der ganzen Menschheit sein könne, als es der bescheidene Maschinenwärter von Killingworth war, und es hob ihn daher ohne Rivalen auf den Schild seines Enthusiasmus.

Wenn aber die Aufmerksamkeit der in Liverpool vor Eröffnung der Bahn zusammengeströmten Menge sich mit verschiedenem Empfinden zwischen Stephenson und Wellington fast gleichwerthig theilte, wurde die Constellation, zu der sich die Augen der oberen Schichten derselben emporrichteten, durch ein Dreigestirn gebildet, dessen drittes, jenen Beiden gesellten Licht ein Doppelstern war.

Schöpferkraft, Heldenthum und Künstlerglanz hatten sich in dieser selten schöneren Constellation vereinigt.

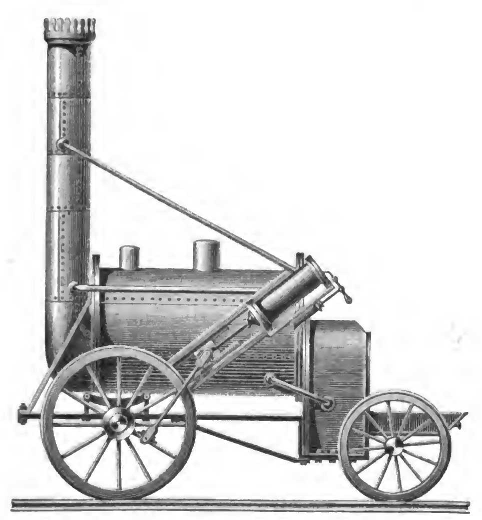
Der dritte, der Doppelstern in demselben, wurde nämlich durch das Schauspielerpaar Kemble, Vater und Tochter, gebildet, denen ganz England damals zujubelte und Kränze warf.

Der Vater, Charles Kemble,* ein erprobter Bühnenheros, war seit dreißig Jahren Liebling des Londoner, ja des Publikums aller Städte Englands, das mit jenem fast nur dem Briten eigenen Enthusiasmus, der, ebenso laut und feurig wie der des Südländers, weit tiefer be-

* Kemble hat zum Vater des Verfassers, C. M. v. Weber, in freundschaftlicher Beziehung gestanden. Er bestellte 1824 den „Oberon" bei ihm für das unter seiner Leitung stehende Covent-Garden-Theater zu London. D. V.

gründet ist, die Theater füllte und den kraftvollen Verkörperungen des ernsten Künstlers folgte, wo er auch immer die Bühne betrat.

Hatte aber schon der ergrauende Meister die Liebe des gebildeten englischen Publikums besessen, so wurde sie fast zur zujubelnden Zärtlichkeit, als er seine Tochter Frances Anne, ein in der Blüthe der Jugend und Schönheit stehendes Mädchen, als Kunstgenossin auf die Bühne führte und sich im Nu ein von Geist, feinem Tact und Grazie leuchtendes Talent vor den vollen Häusern entfaltete, die nur zu geneigt waren, dem Paare, das mit gleicher Begabung die entgegengesetzten Pole der dramatischen Kunst vertrat, stürmisch seine wohlhergebrachten Sympathien zu zeigen. Frances Anne hatte gleich bei ihrem ersten, kaum vor wenig Monaten erfolgten Auftreten als Julia Herzen und Köpfe von Alt und Jung berauscht, und von dem Augenblicke an, wo das Paar in Liverpool erschienen war, hatte es souverän die öffentliche Aufmerksamkeit und alle Gemüther beherrscht — bis die Eröffnung der Liverpool- und Manchester-Bahn herannahte. Da wandte sich dann der Geist der ganzen Nation diesem Weltereignisse zu. — Aber die Wenigen von der zahllosen in Liverpool zu dem Weltfeste zusammenströmenden, die Stadt bis unter die Dächer füllenden Menge, denen es gelang, den Darstellungen des großen Künstlerpaares anwohnen zu können, nahmen einen Eindruck davon mit in alle Winde, den selbst der der darauf folgenden gewaltigen Culturerscheinungen nicht zu verwischen vermochte.



Stephenson's „Rocket“.

Es war daher selbstverständlich, daß das Künstlerpaar Kemble neben den Würdenträgern des Staates und den Mitgliedern der Aristokratie auf der Liste der Ehrengäste stand, welche die Directoren der Liverpool- und Manchester-Eisenbahngesellschaft als Glanzpunkte für die Feier zur Eröffnung geladen hatten.

Ja, es gelang dem enthusiastischen Interesse, welches der feurig bewegliche Geist der jungen Künstlerin an der neuen Erscheinung nahm, deren ganze Bedeutung sie instinctiv begriff, der Galanterie der ernsten Herren eine „Einladung für ihren Vater und die Erlaubniß zur Mitfahrt für sich" zu einer der der Eröffnung vorausgehenden Probefahrten auf der Bahn abzuschmeicheln. Diesem Enthusiasmus, der aus zwei wunderbar großen Augen leuchtete, dieser brennenden Neugier, die einen schönen Mund öffnete, gelang mehr.

Sie lockten ein wohlwollendes Lächeln auf die ernsten, durchgewetterten Züge des zu der schönen, emsig Fragenden freundlich herabgebeugten alten Geisteshero's Georg Stephenson und die Einladung auf seine Lippen: die Locomotive zu besteigen und an seiner Seite die Probefahrt mitzumachen.

Mit einem Jubelruf folgte sie derselben.

Und nun ist wohl kaum ein überraschenderes und zugleich lieblicheres Bild denkbar als das, welches der Führerstand des „Northumbrian" während dieser Fahrt bot.

An der Seite des knorrigen, mächtig gegliederten Feuer- und Eisenmeisters, der seinen „Drachen" selbst leitet, die schöne junge Künstlerin, die mit abgenommenem Hute, im Winde der schnellen Fahrt wehendem Gewande und flatternden blonden Locken an der Stelle steht, die er mit väterlicher Ritterlichkeit für sie ausgewählt, sich mit den feinen Händen an den Griffen festhält, die „gut zu fassen und nicht heiß" sind, und die großen Augen voll bewunderndem Enthusiasmus zu dem ernsten, gerötheten, von weißem Haar umrahmten, spähend in die Ferne gerichteten Gesicht des Schöpfers aller dieser Wunder aufgeschlagen hält —. Die selten lächelnden Züge des Meisters erhellen sich sonnig bei dem Reiz ihrer Fragen — er stützt sie bei den Schwankungen der fliegenden Maschine — die verkörperte weibliche Anmuth und die männliche Schöpferkraft auf gemeinsamem und einsamem Fluge von gebändigten Geistern getragen!

Kein Wunder war's, daß unter solchen Verhältnissen Miß Kemble von der neuen gewaltigen Erscheinung Eindrücke von so überwältigender Macht empfing, daß die Schilderungen, die sie davon in Briefen an eine Freundin auf frischer That gab, geeignet sind, uns, den Epigonen, die Macht derselben so vollständig und ganz mitempfinden zu lassen, als dies überhaupt durch Menschenwort möglich ist.

Die Schilderung der anmuthigen, geistvollen Künstlerin steht in dieser Beziehung weit über denen von Smiles, Jeaffreson, Williams und anderen gediegenen und glänzenden Historiographen des Ereignisses.

Wir geben jetzt der mit der frischesten Grazie gehandhabten, in tiefes Gefühl für das Bedeutsame, Enthusiasmus des Herzens und mädchenhaften Humor getauchten Feder von Frances Anne Kemble das Wort zur Darstellung des großen, dem Leben der Welt neue Pfade inaugurirenden Festes der Eröffnung der Liverpool-Manchester-Bahn, ihre Mittheilungen durch die anderer Augenzeugen ergänzend.

Sept. 1870.

„Während wir in Liverpool spielten, wurde eine Versuchsfahrt auf der Liverpool- und Manchester-Bahn angesetzt, jener ersten Masche des erstaunenswerthen Netzwerks von Eisenbahnen, welches jetzt England und fast alle Theile der civilisirten Welt bedeckt.

„Die Liverpooler Kaufleute, deren weitblickendes Interesse sie zu liberaler Verwendung ihrer großen Geldmittel hinleitete, waren auf das Wagniß von Georg Stephenson's grandiosem Experimente eingegangen, das die Regierung abgelehnt hatte. Diese Männer, von nicht so hoher Bildung wie die Mitglieder des Parlaments, besaßen aber die wagende Phantasie des großen Unternehmers, welche die Poesie des Rechnungsbüreaus und des Waarenlagers ist. Sie waren daher besser geeignet, von den sanguinischen Hoffnungen des großen Projectenmachers angesteckt zu werden als die Herren von Westminster. Sie waren, der Vollendung des Werkes so nahe, hochgemuth und voll Triumphgefühl, obwohl auch nicht ohne eine gewisse Unruhe in Bezug auf das schließliche Gelingen und die Ergebnisse der staunenswerthen Unternehmung.

„Mein Vater kannte mehrere von den am stärksten bei dem Unternehmen interessirten Herren, und da Stephenson eine Versuchsfahrt bis nach dem Fünfzehn-Meilen-Via-

duct proponirt hatte, luden sie ihn mit großer Liebenswürdigkeit ein, derselben beizuwohnen, und gestatteten mir nicht allein das Gleiche, sondern erlaubten mir dabei einen Platz einzunehmen, der mir als der höchste Ehrenplatz erschien, den an Georg Stephenson's Seite.

„Die ganze wundervolle Geschichte seiner Erfindung, die an Reiz und Interesse so hoch über jedem Romane steht, wie die Wirklichkeit über der Dichtung, hörte ich damals von seinen eigenen Lippen. Er war ein ernst angelegter Mann mit dunkeln, tief markirten Zügen, seine Ausdrucksweise litt unter stark betontem Northhumberischen Dialekt, aber der Zauber dieser Geschichte, von ihm selbst erzählt, während sein zahmer Drache stöhnend mit uns auf seinem Eisenwege hinflog, übertrifft an Tiefe und Pracht den Eindruck weit, den einst die erste Lectüre von Tausend und eine Nacht auf das Kind gemacht hatte, indem er mich doch fortwährend daran erinnerte. Er war wunderbar herablassend und gütig im Beantworten der Fragen, die meine eifrige Unwissenheit an ihn richtete, und ich lauschte seinen Worten mit Augen voll Thränen des Enthusiasmus und der Sympathie, als er mir von all' dem Wechsel von Hoffnung und Furcht, von seinen Versuchen und tiefen Täuschungen erzählte. Mit feinem Spott sprach er davon, wie die ‚Parlamentsleute' ihn mit ihrer Bücherweisheit gequält und verspottet hätten und wie er, als sie die hochfliegenden Prophezeiungen seines Genius in den ‚quakenden Tiefen' des Chat-Moors ersäufen wollten, gerufen habe: ‚Saht ihr je ein Boot auf Wasser schwimmen? Wohlan, ich werde meine Bahn auf dem Chat-Moor schwimmen lassen.'

„Die belesenen Parlamentsleute, deren einige den Wunsch geäußert hatten, daß keine Eisenbahn ihren Grund und Boden berühren möge, wollten das Wunder nicht glauben, aber die beherzten Liverpooler Kaufleute, in ihrem Glauben durch Aussicht auf großen Gewinn gestärkt, thaten es — und so wurde die Eisenbahn gemacht — und ich machte die denkwürdige Fahrt an der Seite ihres Schöpfers mit und würde diese Freude und diese Ehre nicht für eine Actie des Unternehmens hingeben."

Liverpool, 26. August 1830.

„Meine theure Helene!

„Ein kleines Blatt Velin reicht für die Liebe aus, aber ein großer Schreibpapierbogen gehört dazu, wenn es gilt, eine Eisenbahn und meine Begeisterung aufzunehmen. Es war einmal ein Mann zu Newcastle on Tyne, der war ein gewöhnlicher Kohlenhäuer. — Dieser Mann hatte ein immenses Constructionstalent, das sich darin kund gab, daß er einmal seine Uhr aus einander nahm und wieder zusammensetzte, ein ander Mal ein Paar Schuhe in Feierabendstunden machte — endlich — hier ist eine große Lücke in meiner Geschichte — brachte es ihn mit seinem Kopfe voll von Plänen für den Bau einer Eisenbahn von Liverpool nach Manchester vor ein Comité des Hauses der Gemeinen. Aber es traf sich, daß dieser Mann neben der schnellsten und kräftigsten Auffassungs- und Erfindungsgabe, neben unermüdlichem Fleiße und rastloser Ausdauer, neben der genauesten Kenntniß der Naturkräfte, die er für seine Zwecke braucht — so gut wie gar keine Gabe zum Sprechen hatte.

„Er konnte so wenig sagen, was und wie er es thun wolle, als er fliegen konnte. Als daher die Parlamentsmitglieder in ihn einredeten und fragten: ‚Da ist ein Felsen sechzig Fuß hoch zu durchbrechen, dort sind Dämme von ungefähr gleicher Höhe zu schütten, da ist ein Sumpf von fünf Miles Länge zu übersetzen, in dem ein hineingesteckter Stab von selbst versinkt, — wie wollen Sie das Alles ins Werk setzen?' so erhielten sie nichts zur Antwort als im breiten Northumberischen Dialekte: ‚Ich kann's euch nicht sagen, wie ich es thun werde, aber ich sage euch, daß ich es thun werde.' Und sie entließen Stephenson als einen ‚Schwärmer'. — Da er aber in eine Gesellschaft von Liverpooler Gentlemen kam, die weniger ungläubig waren und die nöthigen Fonds aufbrachten, so wurde im December 1826 der erste Spatenstich gethan. — Und nun will ich dir von meinem gestrigen Ausfluge erzählen. Eine Gesellschaft von sechzehn Personen wurde in einen großen Hof gelassen, wo unter Dach einige Wagen von eigenthümlicher Construction standen, von denen einer für uns reservirt war.

„Es war ein langleibiges Fuhrwerk

mit quergestellten Sitzen, auf denen man Rücken gegen Rücken saß, eine Art unbedeckter char à bancs. Die Räder standen auf zwei eisernen Streifen, welche die Bahn bilden, und sind so construirt, daß sie vorwärts zu gleiten im Stande sind, ohne irgend welche Gefahr, daß sie aus der Richtung kommen könnten, wie jedes Ding, das in einer Rinne dahingleitet. Der Wagen wurde durch ein bloßes Anschieben in Bewegung gesetzt und rollte mit uns eine geneigte Ebene hinab in einen Tunnel, der den Eingang in die Eisenbahn bildet. Dieser Tunnel ist, wie ich glaube, 400 Yards lang und wird mit Gas beleuchtet werden. Am Ende desselben tauchten wir aus der Finsterniß auf, und da der Boden horizontal wurde, hielten wir an.

„Ein anderer Tunnel läuft parallel mit diesem, ist aber viel weiter und länger, denn er reicht von der Stelle aus, an der wir eben angekommen waren, die ganz außerhalb Liverpool liegt, und von der auch die Dampfwagen ausgehen, unter der ganzen Stadt hindurch bis zu den Docks hinab.

„Dieser Tunnel ist für Güterwagen und anderes schweres Lastfuhrwerk bestimmt, und da die Maschinen, welche die Züge draußen auf der Bahn ziehen, in diesen Tunnel nicht hineindürfen, so befindet sich an dessen Eingang ein Haus, welches von Maschinen bewohnt ist, die anderer Construction wie die fahrenden sind und einen mehr stationären Charakter haben. Diese haben den Beruf, die Züge durch den Tunnel bis zu dem Bahnhofe draußen vor der Stadt zu bewegen, ohne ihr ‚home‘ verlassen zu müssen. Die Länge dieses Tunnels, der parallel mit dem von uns passirten läuft, ist (wie ich glaube) 2200 Yards. — Wahrlich — es soll mich wundern, wenn du ein Wort von Allem verstehst, was ich dir vorplaudere!

„Wir wurden der kleinen munteren Maschine vorgestellt, die uns die Schienen entlang ziehen sollte. — Sie (denn der zärtliche Sprachgebrauch macht die curiosen, lieben kleinen Feuerrosse alle zu Stuten) besteht aus einem Kessel, einem Ofen, einer Bank und hinter der Bank einem Fasse mit genug Wasser, um ihren Durst während eines Rennens von fünfzehn Meilen zu stillen — das Ganze ist nicht größer als eine gewöhnliche Feuerspritze.

„Sie wandert auf zwei Rädern, die ihre Füße sind, und diese werden durch glänzende Stahlbeine bewegt, die sie Kolben nennen. Diese werden vom Dampfe getrieben, und je mehr Dampf auf die obere Fläche dieser Kolben (ich glaube so etwas wie das Hüftgelenk) gegeben wird, um so schneller treiben sie die Räder um. Wenn es aber nöthig wird, die Geschwindigkeit zu mindern, so entweicht der Dampf, der, wenn man ihm das nicht gestattete, den Kessel sprengen würde, durch ein Sicherheitsventil in die Luft.

„Zügel, Gebiß und Trense, mit denen dies wundervolle kleine Thier geritten wird, bestehen zusammen aus einem kleinen Stahlhebel, der den Dampf auf die Beine (oder Kolben) wirken läßt oder ihn davon ablenkt. Ein Kind könnte ihn handhaben.

„Die Kohlen, welche der Hafer des Thieres sind, liegen unter der Bank, und am Kessel ist ein kleines Glasrohr, mit Wasser gefüllt, angebracht, das durch Fülle oder Leerheit anzeigt, ob die Creatur Wasser braucht, das ihm dann gleich aus dem Reservoir gegeben wird. Es ist auch ein Rauchfang am Ofen, da man aber Coaks brennt, so ist nichts von dem abscheulichen Rauche zu spüren, der beim Reisen auf dem Dampfschiffe so belästigt. Dieses schnarchende kleine Thier, das ich mich immer versucht fühlte zu tätscheln, wurde nun vor unseren Wagen gespannt, und nachdem mich Mr. Stephenson zu sich auf die Bank genommen hatte, fuhren wir ungefähr mit zehn Meilen in der Stunde ab.

„Da das Dampfroß wenig geeignet ist, hügelauf und hügelab zu gehen, so ist die Bahn fast horizontal gehalten und scheint deshalb bald unter die Erdoberfläche zu fallen, bald über dieselbe zu steigen. Gleich bei der Abfahrt ist sie durch den gesunden Felsen geschnitten, der rechts und links von ihr senkrechte Mauern bildet, über sechzig Fuß hoch. Du kannst dir gar nicht denken, wie sonderbar es war, auf ihr zu reisen ohne irgend welche sichtbare Ursache der Fortbewegung als die Zaubermaschine vor uns mit ihrem weithin wehenden weißen Athem und unwandelbar rhythmischen Schritte zwischen diesen Felsenmauern, die bereits mit Moos und Farnkräutern und Gras bekleidet sind. Und wenn ich erwog, daß diese großen

Steinmassen aus einander geschnitten worden seien, um uns so tief unter der Erde einen Weg zu lassen, so schien es mir, als reichten die Wunder keines Feenmärchens an diese Wirklichkeit. Brücken waren von Scheitel zu Scheitel dieser Klippen hinübergeschlagen, und die Menschen, die von ihnen auf uns herabschauten, sahen aus wie im Himmelsblau stehende Pygmäen. Aber ich muß kürzer sein, wenn ich überhaupt fertig werden will.

„Wir sollten bloß fünfzehn Meilen weit fahren, da diese Strecke groß genug war, um die Geschwindigkeit der Maschine zu zeigen und uns zu dem wunderbarsten und schönsten Gegenstande auf der Bahn zu führen. Nachdem wir dies felsige Defilé durchfahren hatten, fanden wir uns auf Dämme von zehn bis zwölf Fuß Höhe gehoben und kamen dann zu einem Moor oder Sumpf von bedeutender Ausdehnung, auf den kein menschlicher Fuß treten konnte, ohne einzusinken, und doch trug es den Weg, der uns trug. Dies Moor war im Gemüthe des Parlamentscomités der große Stein des Anstoßes gewesen — den wegzuräumen Stephenson gelungen war. Ein Fundament von Faschinen oder Korbwerk, erzählte er, sei auf den Morast geworfen und dessen Zwischenräume wären mit Moos und dergleichen ausgefüllt worden. Hierauf war Lehm und Boden geschüttet worden, und die Bahn schwimmt in der That auf dem Moor. Wir passirten es mit 25 Miles Geschwindigkeit und wir sahen das Wasser auf der Oberfläche desselben bei unserem Vorüberfahren zittern. Verstehst du mich? Hoffentlich!

„Die Aufdämmung war nach und nach höher gestiegen, und an einer Stelle, wo der Grund noch nicht genügend gesetzt war, um Dämme zu bilden, hatte Stephenson künstliche aus Holz gebildet, um welche die Erdmassen hergehäuft wurden. Er sagte, er wisse sehr wohl, daß das Holz verfaulen würde; bis dahin werde aber der darüber geschüttete Erdkörper genügend consolidirt sein, um die Bahn zu tragen.

„Wir waren nun fünfzehn Meilen weit gekommen und hielten da, wo die Bahn ein weites und tiefes Thal überschritt.

„Stephenson ließ mich absteigen und führte mich hinab bis auf den Grund des Hügelthales, über das er, um seine Bahn horizontal zu halten, einen prachtvollen Viaduct von neun Bogen geschlagen hat, von denen der mittelste, durch welchen wir das ganze reizende kleine Thal überblickten, siebzig Fuß hoch ist. Es war lieblich und wundervoll und großartig zugleich über alle Beschreibung!

„Hier an Ort und Stelle erzählte er mir manches Sonderbare von diesem Thale: wie er glaube, daß einst der Mersey durch dasselbe geflossen sei; wie sich der Grund in demselben für die Gründung seiner Brücke so ungünstig gezeigt habe, daß es nothwendig geworden sei, sie auf enorm tief in den Boden getriebene Pfähle zu stellen; wie er beim Grundgraben, vierzehn Fuß unter der Erdoberfläche, auf einen Baumstamm gestoßen sei; wie Ebbe und Fluth entstehen und wie eine neue Sündfluth entstehen könne — alles dies habe ich meinem Gedächtnisse eingeprägt und viel ausführlicher niedergeschrieben, als ich hier sagen kann. — Er erklärte mir die ganze Construction der Dampfmaschine und sagte, daß er aus mir einen famosen Ingenieur machen wolle — was ich ihm Angesichts der viel größeren Wunder, die er gethan, glauben mußte. Seine Art, sich auszudrücken, ist eigenthümlich, aber sehr frappant, und ich verstand ohne Schwierigkeit, was er mir sagte. Wir kehrten dann zu der übrigen Gesellschaft zurück, und nachdem die Maschine Wasservorrath erhalten hatte und unser Wagen hinter dieselbe gestellt war, denn sie kann sich nicht drehen, fuhren wir davon mit der größten Geschwindigkeit der Maschine, fünfunddreißig Meilen in der Stunde — schneller als ein Vogel fliegt (denn wir machten das Experiment an einer Schnepfe).

„Du hast keinen Begriff davon, was das Durchschneiden der Luft für ein Gefühl war. Und dabei ist die Bewegung so sanft als möglich. Ich hätte lesen oder schreiben können. — Ich stand auf, nahm den Hut ab und trank die Luft vor mir. Der Wind war stark, oder war es unser Anfliegen gegen ihn, er drückte mir unwiderstehlich die Augen zu.

„Als ich sie geschlossen hatte, war das Gefühl des Fliegens ganz zauberisch und sonderbar über jede Beschreibung — aber trotzdem hatte ich das Gefühl vollkommener Sicherheit und nicht die geringste Furcht.

„An einer Stelle ließ Mr. Stephenson, um die Kraft seiner Maschine zu zeigen, einen anderen Dampfwagen, der ohne Feuer und Wasser vor uns stand, am Vordertheil unserer Maschine befestigen, einen mit Bauholz beladenen Lastwagen aber hinter unseren mit Personen schwer besetzten Wagen bringen — und mit alle dem flog unser braver kleiner Sie-Drache davon! — Noch weiter hin fanden wir drei Erdwagen, die ebenfalls vor unsere Maschine gebracht wurden, und auch diese schob sie ohne Zögern und Schwierigkeit vor sich her.

„Wenn ich hinzufüge, daß die charmante kleine Creatur ebenso behende rückwärts als vorwärts läuft, glaube ich dir einen vollständigen Bericht über ihre Fähigkeiten gegeben zu haben.

„Nun noch ein Wort über den Meister all' der Wunder. Ich bin in ihn ganz verzweifelt verliebt! Er ist ein Mann fünfzig oder fünfundfünfzig Jahre alt; sein Gesicht ist edel, obwohl von Sorgen gefurcht, und trägt den Ausdruck tiefer Gedankenarbeit. Die Art, seine Ideen darzulegen, ist eigenthümlich und sehr originell, treffend und eindringlich, und obwohl seine Sprache deutlich seine nordgrafschaftliche Abkunft bekundet, ist sie doch fern von jeder Gemeinheit oder Plumpheit. — Er hat mir in der That gänzlich den Kopf verdreht! — Vier Jahre haben genügt, sein großes Unternehmen zu vollenden. Die Eisenbahn soll am 15. nächsten Monats eröffnet werden. Der Herzog von Wellington wird herkommen, um dabei gegenwärtig zu sein, und ich denke, daß das bei der Masse der zusammenströmenden Zuschauer und der Neuheit des Schauspiels eine Scene von nie vorher dagewesenem Interesse geben wird.

„Die Kosten des ganzen Werkes (einschließlich der Maschinen und Wagen) betragen 830 000 Pfd. Sterl., und dasselbe ist bereits das Doppelte von dieser Summe werth.

„Die Directoren haben uns freundlichst drei Plätze für die Eröffnung angeboten, was eine große Gunst ist, denn ich höre, daß man Unglaubliches für einen Platz bietet."

* * *

Während Miß Kemble diesen Brief schrieb, gewiß ehe er mit der damaligen Postbeförderung die liebenswürdige Adressatin erreichte, erschien das officielle Programm für die Festlichkeit der Eröffnung in den Liverpooler Blättern.

Sie sagten ungefähr Folgendes:

„Die Eröffnung bleibt auf den 15. September 1830 festgesetzt. Die Festgesellschaft wird aus 800 bis 900 Personen bestehen, darunter mehrere Mitglieder des Adels, vor Allem der Herzog von Wellington. Man wird Liverpool zu zeitiger Stunde des Vormittags, wahrscheinlich um 10 Uhr verlassen. Die Wagenzüge werden durch neun oder zehn Maschinen gezogen werden, darunter die ‚Novelty' der Herren Braithwaite und Ericsson, wenn sie bis dahin fertig zum Dienste gestellt ist. Die anderen Maschinen werden sämmtlich von Herrn Stephenson construirt sein und jede wird ungefähr 100 Personen transportiren. Bei der Ankunft in Manchester wird sich die Gesellschaft in das obere Stockwerk der (zusammenhängenden) Güterspeicher begeben, und zwar auf einer geräumigen Holztreppe, die eigens für diesen Zweck vom Ingenieur Herrn Bellhouse construirt worden ist. Dieses Stockwerk ist in fünf große Apartements getheilt, deren jedes 66 und 56 Fuß ins Quadrat mißt.

„In vier von diesen Apartements werden ebenfalls von Herrn Bellhouse decorativ arrangirte Tafeln ein splendides Dejeuner tragen, das Mr. Lynn vom Waterloo-Hotel in Liverpool liefern wird. Ein großer speciell für den Zweck praktisch und elegant eingerichteter Raum am Ende der Güterspeicher ist zum Absteigequartier der Damen bestimmt.

„Nachdem die Gesellschaft genossen hat, was ihr die Gastlichkeit der Direction bot, wird sie in derselben Ordnung, in der sie kam, nach Liverpool zurückkehren. Wie wir hören, soll jeder Actionär das (übertragbare) Recht auf einen Sitz bei dieser feierlichen Gelegenheit haben. Es ist zweckmäßig, hier mitzutheilen, daß es Niemandem erlaubt sein wird, die Bahn zwischen der Ordsallgasse und den Güterspeichern zu betreten, und daß zur Verhütung von Unordnungen Militär und Polizei dahin commandirt sein werden. Jenseits der Ordsall-Straße wird das

Publikum frei zugelassen werden, damit es die Dampfprocession bei ihrem Vorüberfahren beschauen könne, und es sollen ihm keinerlei Hindernisse in seinen Bewegungen bereitet, sondern nur danach getrachtet werden, es von gefährlicher Annäherung an die Schienen abzuhalten. Das Publikum wird, wenn es seine Reihen in der Richtung nach Eccles hin ausdehnt, Raum finden, sich bequem aufzustellen, möge seine Zahl auch noch so groß sein."

* * *

In welchem Maße sich mit der überwältigenden Macht der Eindrücke, welche das erste Erscheinen der reisen Eisenbahn auf die Augenzeugen ausübte, ein freudiges Hoch- und Stolzgefühl auf das neue gewaltige Organ, das sich die Menschheit damit geschaffen hatte, mischte, wie leuchtend denen, welchen es vergönnt war, auf einem der Festzüge „mitzufliegen", die ganze Scenerie der großen Erscheinung von der hohen Warte der schnellbewegten Dampfwagen aus erschien, dafür leistet der Bericht eines derselben Zeugniß, den wir hier folgen lassen:

Liverpool, September 1830.

„Liverpool selbst war nie so voll von Fremden, die während der letzten beiden Wochen von allen Punkten der drei Königreiche da zusammenströmten. Chester allein, das auf keinem der Hauptwege nach Liverpool liegt, passirten am Dienstag über 400 Passagiere mit den Stagecoaches. Alle Gasthäuser der Stadt waren überfüllt, und Wagen standen in den offenen Straßen, die keinen Platz in Remisen gefunden hatten.

„Am Mittwoch Morgen schon begann die Menge sich in der Nähe der Eisenbahn zu versammeln. Das Wetter war schön, und die Station der Gesellschaft vor der Stadt wurde zum Rendezvousplatz für den Adel und die Gentry, welche am Festzuge nach Manchester als Geladene Theil nehmen sollten. Niemals war auf einer Stelle dieser Stadt ein solcher Zusammenfluß von Rang, Reichthum, Schönheit und Eleganz gesehen worden. Von lange vor neun Uhr an bis zehn war die Crown-Straße von den glänzenden Equipagen gesperrt, denen die Gesellschaft entstieg, und der Raum, auf welchem die Eisenbahnwagen standen, füllte sich bald mit heiteren, bunten Gruppen von Gästen, die eifrig nach den Plätzen suchten, welche ihnen durch in den Wagen angeheftete, mit denen ihrer Einladungskarten correspondirende Nummern angewiesen waren.

„Die großen und eleganten für den Herzog von Wellington und den Adel bestimmten, sowie die Wagen für die Musiker wurden in der Ferne durch den kürzeren Tunnel gesehen; die vor der Mündung desselben sich bergenden Personen erschienen so klein und klar, als würden sie durch ein Concavglas betrachtet. Der Effect war eigenthümlich und frappant. In kurzer Zeit wurden alle diese Wagen durch den Tunnel nach der Hauptstation gebracht, so daß nun alle, die hier versammelt waren, mit den acht Locomotiven, welche jenseits des Tunnels im großen Durchstiche von Edge-Hill bereit standen, bespannt werden sollten.

„Die Station bot zu dieser Zeit einen prächtigen Anblick. Es standen auf derselben dreiunddreißig mit festlich gekleidetem Publikum gefüllte Wagen in acht Zügen, die unter einander durch seidene Flaggen verschiedener Farbe unterschieden waren. Das Musikcorps vom vierten königl. Leibregiment spielte in der Station selbst, die Musik der Wellington-Musikgesellschaft, in einem der Wagen der Festzüge placirt, gab heitere Weisen zum Besten, und ein drittes Orchester, unter Mr. Harding's Loge im William IV. Hotel aufgestellt, belebte die Scene, wenn die anderen schwiegen.

„Einige Minuten vor zehn Uhr verkündeten Kanonenschüsse die Intonation des prachtvollen Marsches aus Händel's Judas Makkabäus: ‚Hier kommt der siegreiche Held' durch sämmtliche Orchester und der näher und näher kommende Zuruf der Massen die Ankunft Lord Wellington's, der in einem Wagen mit dem Marquis und der Marchioneß von Salisbury vorfuhr. Er erwiderte die Glückwünsche der Gesellschaft, und wenige Minuten darauf wurde den Wagen, die er mit einem großen Theile des Adels und der Gentry eingenommen hatte, die Erlaubniß zur Abfahrt gegeben. Wir sagen ausdrücklich ‚die Erlaubniß gegeben', denn

keine sichtbare Kraft trieb sie, sie setzten sich nach Lösung ihrer Hemmungen in Bewegung. Die Neigung durch den Tunnel ist gerade stark genug, den Lauf zu erhalten.

„Der Tunnel war mit Gas beleuchtet, und die sanfte, fast lautlose Bewegung durch denselben war ebenso angenehm als neu in der Empfindung für alle Fahrtgenossen.

„Auf der Locomotivstation angekommen, wurden die Wagen auf dem südlichen Geleise dieser Station an der ‚Northumbrian' genannten Locomotive befestigt. Zu gleicher Zeit wurden die anderen Züge durch den Tunnel herabgelassen und auf dem nördlichen Geleise an die für sie bestimmten Maschinen gehängt.

„Im ersten Zuge, nach dem des Herzogs von Wellington, befanden sich zwei bedeckte und drei offene Wagen, von denen jeder mit sechsundzwanzig Damen und Herren besetzt war. Die hohen Böschungen der Maschinenstation waren mit Tausenden von Zuschauern bedeckt, deren enthusiastisches Geschrei die Luft zittern machte. Zwischen hier und Wavertreelane wurde, während die Festzüge sich ordneten, der Zug mit Lord Wellington und den anderen hervorragenden Gästen mehrmals langsam hin- und hergefahren, um den versammelten Tausenden und Zehntausenden Gelegenheit zu geben, die in Liverpool seltenen, vornehmen Gäste, welche die Neugier des Publikums erweckten, gemüthlich in Augenschein nehmen zu können.

„Eine Anzahl Soldaten vom vierten Regiment waren zur Hülfeleistung der Polizei commandirt und warteten ihres Amtes mit Geschick.

„Einige Minuten vor elf Uhr war Alles fertig zur Reise, und gewiß! eine Reise auf der Eisenbahn gehört zu dem Angenehmsten, was es giebt.

„Da wir gehört hatten, daß die Bahn ganz eben sei, fürchteten wir, die Fahrt werde monoton und langweilig werden. Darin hatten wir uns sehr getäuscht!

„Obgleich die ganze Tour zwischen Liverpool und Manchester eine Reihe von Bezauberungen ist, weit wunderbarer als die in ‚Tausend und eine Nacht', da sie Wahrheit, nicht Dichtung sind, so sind doch gewisse Momente derselben von besonders anregendem Reiz.

„Es sind dies die Abfahrt, die Steigungen, die Gefälle, die Tunnels, das Chat-Moor, die Begegnungen.

Im Augenblicke der Abfahrt bläst das Automat-Roß eine Explosion von Dampf empor — dann scheint es für eine oder zwei Secunden zu ruhen. Bald wiederholen sich aber die Explosionen in immer kürzeren Intervallen, bis sie zu schnell werden, um gezählt werden zu können, obgleich ihr Schlag noch deutlich unterscheidbar bleibt. Diese Ausstöße oder Explosionen gleichen weit mehr kurz ausgestoßenen Löwen- oder Tigergebrüllen als einem anderen Tone, dessen ich mich entsinne. Auf der Steigung werden sie langsamer und langsamer, bis der riesige Automat bei der gewaltigen Anstrengung, die Höhe zu erreichen, arbeitet wie ein athemloses Pferd. Die Schnelligkeit mindert sich dem angemessen, und kurz vor dem Ueberschreiten des Höhepunktes bewegt sich die Maschine nicht schneller, als daß man im Schritt nebenher reiten könnte. Mit der langsameren Bewegung der Maschine wird auch ihre Athmung beschwerlicher, dem Stöhnen ähnlicher, bis zuletzt das Thier erschöpft wird und röchelt wie der Tiger, der vom Büffel erdrückt wird.

„Im Augenblick aber, wo die Höhe erreicht ist und der Herabstieg beginnt, werden die Schläge rascher, die Maschine mit ihrem Zuge beginnt zu eilen und in wenig Secunden fliegt sie das Gefäll hinab wie ein Blitz und mit einem ununterbrochenen Knallen wie von einem fernen Geschützfeuer. Zu dieser Zeit stürmt der Zug mit 35 bis 40 Miles Geschwindigkeit in der Stunde dahin. Ich saß außen auf dem ersten Wagen so zu sagen über der Maschine. Die Scene war jetzt gewaltig, ich hätte fast gesagt schrecklich. Obgleich todte Windstille herrschte, blies uns doch ein Orkan entgegen, mit solcher Schnelligkeit schossen wir durch die Luft. Aber Alles war gleichförmig streng gemessen, und es war etwas in der Präcision der Maschine, das die Empfindung einen Punkt weit vor der Furcht still halten, die Sicherheit ein wenig größer als die Gefahr erscheinen ließ.

„Man mag vom Pole zum Aequator, von der Straße von Malacca bis zum Isthmus von Darien reisen und wird nichts so Bewundernswürdiges sehen als diese Eisenbahn.

„Die Donner der Ausbrüche des Vesuv und Aetna, die Convulsionen der Natur bei einem Hochgewitter erschüttern durch ihre Größe, drücken aber den Stolz des Menschen tief danieder, während die Scenen, die wir hier vor uns sehen und die sich in ihrer Macht nicht würdig beschreiben lassen, ein hohes Selbstgefühl und eine Bewunderung für die Geisteskraft des Menschen erwecken, intensiver und lebendiger als alle Producte der Poeten, der Maler und Philosophen.

„Die Erscheinung der Züge in den Tunnels und ihr Durchflug durch dieselben hat etwas Elektrisirendes.

„Das Donnergeprassel bei der Einfahrt in dieselben, das plötzliche Versinken in tiefe Nacht und das Widerdröhnen des Maschinengetöses in so engem Raume vereinigen sich, um einen momentanen Schauder, eine Ahnung der Vernichtung hervorzurufen — welches beim Wiederaustritt aus dem Tunnel an das Licht einem Gefühle von Erlösung und Erheiterung Platz macht.

„Kaum weniger nervenerregend als die Durchfahrten durch Tunnels sind die Begegnungen der mit voller Geschwindigkeit auf offener Bahn an einander vorüberfliegenden Züge. Die fast planetarische Schnelligkeit ihres Laufs, die erschreckende Nähe, ja anscheinende Identität der eisernen Bahnen, in denen sich diese Meteore zu bewegen scheinen, führen die Möglichkeit eines Zusammenstoßes derselben mit allen seinen entsetzlichen Consequenzen in erschreckender Weise vor Augen. Diese Furcht dauert aber nur einen Augenblick. Erblicken des entgegenkommenden Zuges, an einander Vorbeifliegen und wieder fern von einander sein, ist nur Sache eines Moments.

„Nicht weniger merkwürdig und Gedanken erweckend ist die schnelle Fahrt über das Chat-(Katzen-)Moor. Das Talent und die Findigkeit, mit der zwei dünne Eisenstäbe befähigt gemacht worden sind, lange, schwer mit Gütern beladene Wagenzüge über einen weiten, halbflüssigen Morast zu tragen, den früher weder Mensch noch Thier betreten konnte, ohne Gefahr, in seiner schwarzen Tiefe ein qualvolles Ende zu finden, ist über jedes Lob erhaben und der Aufzeichnung der Geschichte unter den kühnsten Thaten werth.

„Jetzt liegt eine schlanke, mehrere Miles lange Brücke über diesem Moore, aus zwei schwachen Eisenschienen, Hölzern und Faschinenpackungen bestehend, eben wie ein Wasserspiegel, elastisch und biegsam wie Fischbein und doch sicher wie aus Marmor gemauert.

„Ueber diese bewunderungswürdige Straße, diese wahre Via triumphalis des menschlichen Geistes, huschen die Züge mit der Geschwindigkeit des angeschossenen Hirsches. Die Bahn zittert auf ihrer halbflüssigen Unterlage bei ihrem Darüberrollen. Sie gleiten über den thurmtiefen Schlicker so sicher wie der Schlittschuhläufer über den gefrorenen See."

* * *

Sechsundfünfzig Minuten nach der Abfahrt von Liverpool erreichten die Festzüge die siebzehn Meilen entfernte Station Parkside, wo die Maschinen Wasser nehmen sollten. Ein längerer Aufenthalt stand in Aussicht, und die vornehmen Insassen von Lord Wellington's Zuge verließen ihre Wagen, um sich zwischen und auf den Geleisen zu begrüßen und über das Gelingen des großen Unternehmens zu beglückwünschen. Wellington stand mit dem Fürsten Esterhazy und den Parlamentsmitgliedern Birch, Earle, Holmes und Huskisson in dem seinem Wagen zunächst liegenden Geleise. Er hatte eben dem Letzteren, mit dem er kürzlich in eine parlamentarische Differenz gerathen war, die Hand geschüttelt, als laute Zurufe die Herren vor herannahenden Maschinen eilig flüchten ließen. Alle sprangen in die Wagen, nur Huskisson, der die Geistesgegenwart verloren zu haben scheint, wurde von der Maschine erfaßt, während er sich gerade um die offenstehende Wagenthür schwingen wollte, niedergeworfen und überfahren.

Als Earl Wilton, Mr. Holmes und Andere ihn aufhoben, rief er aus: „Wo ist meine Frau? Ich bin ein todter Mann! Gott sei mir gnädig!" und wurde ohnmächtig.

Auf einem schnell mit einem Lager versehenen Wagen, von dem aus die Musik lustig bei der Ausfahrt geblasen hatte, wurde der Sterbende in Begleitung seiner verzweifelnden Frau und der Doctoren

Brandreth und Southy, die Festgäste waren, nach Manchester gefahren. Georg Stephenson selbst führte die Maschine. Die Schnelligkeit dieses melancholischen Fuhrwerks war die größte, mit der sich Menschen jemals auf Erden bewegt hatten, dreißig Miles in der Stunde. —

Für die Schilderung des schrecklichen Ereignisses geben wir wieder dem lieblichen Mädchenmunde das Wort, der eben noch Stephenson und seiner zauberischen Erfindung eine so jugend-enthusiastische Hymne gesungen hatte.

Sie schreibt wieder an ihre Freundin Helene:

Heaton, 20. September 1830.

„Ich muß dir etwas von den Ereignissen des 15. erzählen, denn obwohl du gewiß weißt, unter welchen Umständen der arme Mr. Huskisson getödtet wurde, so kann doch Niemand als ein Augenzeuge einen Begriff von der Scene geben. — Ich schrieb dir, daß wir Plätze zur Festfahrt erhalten hatten, und wir waren von Birmingham nach Liverpool zurückgekehrt, ausschließlich, um an einem Ereignisse Theil zu nehmen, das eines der bedeutendsten und frappantesten in der wissenschaftlichen Geschichte unseres Vaterlandes zu werden versprach.

„Wir fuhren verflossenen Mittwoch ab, ungefähr an Zahl achthundert Gäste, in Wagen der Construction, die ich dir schon beschrieben habe. Enorme, neugierige Aufregung herrschte, und obgleich das Wetter unsicher war, säumten doch große Massen dichtgedrängten Volks die Bahn ein, die uns bei unserem Vorüberzuge mit Tücher- und Hüteschwenken und Jubelgeschrei begrüßten.

„Diese brausenden Töne, der Festglanz und die Geschwindigkeit, mit der wir an all' dem vorüber und in den Sonnenschein hineinflogen, befingen meine Seele mit einem wahren Champagnerrausche, und ich kann mich nicht entsinnen, je eine glücklichere Stunde verlebt zu haben als die erste unserer Fahrt.

„Beim ersten Sturme auf die Plätze war ich verdrießlicher Weise von meiner Mutter getrennt worden. Durch einen Sitzwechsel, den sie vornehmen konnte, gelang es ihr, gerade in dem Momente wieder an meine Seite zu kommen, wo meine Ekstase auf ihrem Gipfel war.

„Diese wurde bedeutend durch die Entdeckung gedämpft, daß die arme Frau durch Alles, was mich entzückte, bis zum Tode entsetzt war und an nichts dachte, als an Mittel und Wege, um aus einer Situation zu entkommen, die sie nach ihrer Ansicht nebst allen ihren Fahrtgenossen mit Tod und Vernichtung zu bedrohen schien. Ich hatte gehofft, sie von unserer Fahrt ebenso erhoben und begeistert zu finden, als ich es war, und bekämpfte daher nur mühsam das Gefühl der Enttäuschung.

„In diesem Augenblicke lief ein Mann an unserem Wagen vorüber, der durch ein Sprachrohr den Maschinenführern den Befehl zurief, zu halten, denn ein Jemand aus dem Directorenwagen hätte eine Verletzung erlitten, und fast zu gleicher Zeit schrien Hunderte von Stimmen, daß Mr. Huskisson getödtet worden sei. Die Verwirrung, die hierauf folgte, war unbeschreiblich.

„Von Wagen zu Wagen wurde um wahre Nachrichten geschrien, die sich kreuzenden widersprechenden Gerüchte, die tausend zugleich und ungeduldig gethanen Fragen, die vielfachen Rufe nach ärztlicher Hülfe mischten sich zu einem unbeschreiblich peinlichen Wirrwarr. Endlich erfuhren wir authentisch, daß des unglücklichen Mannes Beine überfahren worden waren.

„Von Lady Wilton, die mit im Directorenwagen, nicht drei Yards von der Unglücksstelle entfernt gesessen hatte, hörte ich die folgenden Entsetzlichkeiten, die mit anzusehen uns, durch die Stellung unseres Wagens in einer anderen Reihe, erspart worden war. Die Maschinen hatten gehalten, um Wasser zu nehmen, und einige der Herren waren aus dem Directorenwagen gesprungen, um sich umzuschauen. Lord Wilton, Graf Battyany, Fürst Esterhazy, Mr. Huskisson u. A. standen mitten im Geleise, als eine Maschine, die, um ihre Geschwindigkeit zu zeigen, auf und ab paradirte, wie ein Blitz auf sie losgeflogen kam.

„Die Behenderen darunter sprangen in ihre Wagen zurück. Lord Wilton rettete sein Leben, indem er sich hinter Wellington's Wagen drückte; dem Grafen Matuscenitz hatte die Maschine noch die Fersen gestreift; der arme Huskisson aber, durch sein Alter weniger gewandt und

durch das von allen Seiten zugleich ertönende Geschrei: Halt! Halt! die Maschine! Aus dem Geleise! &c. verwirrt gemacht, verlor den Kopf, sah hülflos rechts und links und war im Moment von der abscheulichen Maschine, die wie ein Donnerkeil auf ihn losflog, erfaßt, niedergeworfen und in der entsetzlichsten Weise verstümmelt und zermalmt. — Lady Wilton sagte, sie hätte deutlich das Knacken der brechenden Knochen gehört. So erstarrend war der Effect des entsetzlichen Unglücks, daß außer diesem ‚Knacken' und einem Schrei, den Mr. Huskisson ausstieß, im ganzen großen Kreise von Augenzeugen kein Ton gehört und kein Wort gerufen wurde. — Lord Wilton war der Erste, der Hand anlegte, das Opfer aufzuheben und ihm, da er gute wundärztliche Kenntnisse besitzt, die erste Hülfe durch Unterbinden der Arterien zu leisten. Dadurch wurde der sofortige Eintritt des Todes durch Verbluten verhindert.

„Der Leidende wurde dann in einen Wagen gelegt und in Begleitung seiner Gattin und Lord Wilton durch die Maschine, welche bis dahin den Directorenwagen gezogen hatte, nach Manchester gefahren. Der Eindruck, den der entsetzliche Vorfall auf die ganze Gesellschaft machte, war ein so tiefer, daß Wellington erklärte, nicht nach Manchester fahren, sondern sofort nach Liverpool umkehren zu wollen.*

Die Vorstellung des Mayor von Manchester aber, daß die ganze Bevölkerung seiner Stadt hinausgeströmt sei, die Festzüge zu sehen, und daß er bei der ohnehin desperaten Stimmung der Arbeiterbevölkerung dieses Orts nicht dafür stehen könne, daß die Ruhe nicht ernstlich gestört werden würde, wenn diese sich in ihren Erwartungen getäuscht sähe, änderte und bestimmte die Entschließungen, und die Fahrt nach Manchester wurde fortgesetzt. Düster und schweigend genug in der That."

* *
*

Die schöne Berichterstatterin erzählt dann noch von der wunderbaren Wandlung, welche das Entsetzen unter dem ersten Eindruck des Unfalls bei allen Theilnehmern am großen Ereignisse der Eröffnung der Bahn erfahren habe. Schon nach wenig Tagen habe es ihnen geschienen, als seien sie nicht selbst Zeuge desselben gewesen und als gehöre es schon der Geschichte der gewaltigen Culturerscheinung an. Sie schließt ihren Bericht über das Ende der Festfahrt:

„Nach dieser schrecklichen Katastrophe bewölkte sich der bis dahin heitere Tag, der Himmel wurde düster und als wir uns Manchester näherten, begann es zu regnen. Der gewaltige Zusammenstrom von Menschen, die die triumphirende Ankunft der Festreisenden erwarteten, bestand großentheils aus Handarbeitern und Gewerksleuten unterster Classe, unter denen ein gefährlicher Geist von Unzufriedenheit mit der Regierung herrschte. Brüllen und Pfeifen begleitete den Wagen, in dem Lord Wellington mit seiner vornehmen Begleitung sich befand. Hoch über der Masse grimmiger und grinsender Gesichter war vor der Einfahrt in Manchester ein Gerüst errichtet, auf dem ein Webestuhl stand, an welchem ein elender, halbverhungerter Weber, aus allen Kräften arbeitend, saß. Offenbar war er als Repräsentant seiner Classe dahin gesetzt, um durch seinen beklagenswerthen Anblick gegen den Triumph des Maschinenwesens und die neuen Reichthümer und Ehren zu protestiren, welche die Eröffnung der Bahn den wohlhabenden Classen Liverpools und Manchesters in Aussicht stellte.

„Der Contrast zwischen unserer glorreichen Abfahrt von Liverpool und unserer melancholisch unruhigen Ankunft in Manchester konnte unmöglich größer sein und war das Frappanteste, was ich je erlebte."

* *
*

Ein anderer Augenzeuge fügt hinzu:

„In der Nähe von Manchester bewegte sich der Zug so zu sagen durch unabsehbare Menschenmengen, die Hügel, Banketts, Häuser, Bäume in compacten Massen bedeckten, und der Leser muß selbst seine Phantasie walten lassen, um sich die Fahrt zwischen sechs Miles langen, undurchdringlichen Hecken von Menschen vorzustellen; beschreiben läßt sie sich nicht.

„Auf einer Brücke wehte die revolutionäre dreifarbige Fahne, an einer an-

* Sir Robert Peel schloß sich dem an.

deren war in riesigen Lettern: ‚Geheime Abstimmung‘ zu lesen, und allenthalben erhoben sich aus den Massen neben den Jubelzurufen der Majorität und dem Heulen und Pfeifen der Minorität dröhnende Schreie: ‚Nieder mit den Korngesetzen!‘ Die Güterspeicher der Manchester-Station, wo eine glänzende Collation für 1880 Personen bereit stand, wurden nach dreistündiger Fahrt, um drei Viertel vier Uhr erreicht. Das Mahl wurde unter dem Eindrucke des Unfalls, der Mr. Huskisson betroffen, und der während desselben eingetroffenen Nachricht von dessen Tode, in düsterem Schweigen eingenommen.

„Wellington hat den Wagen in Manchester nicht verlassen. — Hatte der in die Mitte der Reichen und Großen herabgezuckte Blitzstrahl die zürnenden Gemüther des Volkes besänftigt, hatte die Ahnung dessen, was ihm der eben eröffnete Eisenweg brachte, den Sinn gewendet? — Aus der gefürchteten Demonstration gegen den Staatsmann Wellington wurde auf dem Bahnhofe zu Manchester eine Ovation für den Helden. Die Masse brach unwiderstehlich in den abgeschlossenen Raum der Station, umdrängte zu Tausenden den Wagen des Herzogs, tausend schwielige Fäuste streckten sich zu ihm empor mit dem Rufe nach einem Handdrucke von ihm. Volle anderthalb Stunden stand er in ermüdendster Stellung über die Galerie des Wagens gebeugt, um jede der Hände, die ihm geboten wurden, zu drücken, auf das Haupt jedes Kindes, das zu ihm emporgehoben wurde, die Hand zu legen."

Am folgenden Tage, 16. Sept. 1830, wurde die erste schnellbefahrene Eisenbahn, die alle Keime des neuen großen Verkehrsmittels in voller Kraft und Entwickelungsfähigkeit in sich trug, dem freien Verkehr übergeben.

Als wunderbarer Mikrokosmus hatte der Eröffnungstag der Liverpool- und Manchester-Bahn das ganze Leben der mächtigen Erfindung, die an ihm in den offenen Dienst der Welt trat, gespiegelt. Darin durfte neben allem Glanz, aller Glorie der segenbringenden Mächte, die sie entfesselt hatte, ein Schatten vom Walten der dunkeln Geister, die jede leuchtende Culturerscheinung begleiten, nicht fehlen. Aber der Tod ihres ersten Opfers, das zugleich eines ihrer edelsten war, ward verschmerzt, und von der düsteren Episode blieb in der Entwickelungsgeschichte des Eisenbahnwesens nur das damals mit froherem Staunen von Mund zu Mund erzählte Factum übrig, daß von Georg Stephenson auf seinem „Northumbrian" der Sterbende mit einer doppelt so großen Geschwindigkeit (36 Miles per Stunde) zu Hülfe und Heimath gefahren, Aerzte und Heilmittel aus dem 20 Miles entfernten Manchester herbeigeholt worden waren, als mit der sich, seit dem Bestehen der Welt, ein Lebendiger auf Erden bewegt hatte. Es war, als sollte dem großen Schöpfer des mächtigen Culturwerkzeugs keine Thätigkeit im Leben desselben von der Wiege bis zum Grabe fremd bleiben.

Wie man den Tag des Beginns des Wettfahrens zu Rainhill (6. October 1829) als den Schöpfungstag der Locomotive betrachten kann, so muß man den der Eröffnung der ersten, mit schnellfahrenden Locomotiven betriebenen Linie, der Liverpool-Manchester-Bahn, als den Geburtstag der Eisenbahn unserer Zeit ansehen, darf ihn die „Eiserne Weihnacht" unserer Culturepoche nennen. Mit beiden zu den denkwürdigsten in der Geschichte derselben gehörenden Tagen ist der Name Georg Stephenson's unsterblich verknüpft.

Die Königin, der Adel und das Volk von England haben ihm neben Watt, Wellington, Nelson und Shakespeare ein Denkmal in der Westminster-Abtei errichtet.

Wie aber jedes dankbare Volk die Waffen, die edle Helden im Kampfe für das Vaterland getragen haben, in seinem Pantheon zu Trophäen gruppirt und aufbewahrt, so hat England zu Darlington, Newcastle und London die ersten Locomotiven, welche Stephenson erdachte, im Namen der ganzen dankbaren Welt auf Postamenten zu ewigem Andenken aufgestellt, als glanzlose, aber dennoch leuchtende Trophäen aus den Waffen und Rüstzeugen, die einer der siegreichsten Ritter vom Geiste im friedlichen, aber ernsten Kampfe geführt hat für das höchste Ziel der Menschheit: die Civilisation.



Clemens Brentano und Ferdinand Freiligrath.

Von

Wilhelm Buchner.



Mit der Ausarbeitung einer auf der Mittheilung umfassenden brieflichen Materiales beruhenden Biographie Ferdinand Freiligrath's beschäftigt, erhielt ich von der Wittwe des Dichters, welche mir zu diesem Zwecke Freiligrath's hinterlässene Papiere anvertraute, auch einen höchst merkwürdigen Brief Clemens Brentano's; derselbe ist in der That so eigenthümlich, daß er auch gelöst aus dem Rahmen einer Biographie Mittheilung verdient und Interesse erweckt.

Im Frühling 1838 hatte Freiligrath die erste Sammlung seiner Gedichte erscheinen lassen. Schon vorher waren einzelne derselben, Meteoren gleich an glänzender blitzartiger Wirkung, hier und dort, im Berliner Musenalmanach, im Morgenblatt, in verschollenen Wochenblättern und Taschenbüchern, erschienen; jetzt ging dieser duftende, farbenglühende Strauß von Poesie, völlig eigenartig, durch die darin sich aussprechende elementare Dichterkraft unwiderstehlich wirksam, in die Welt hinaus und gab dem bis dahin nur Einzelnen bekannten Dichter urplötzlich eine ganz Deutschland umfassende Berühmtheit. Der kaufmännische Beruf, zu dem er durch die Verhältnisse hingeführt worden, genügte ihm längst nicht mehr; er fand in der rauschenden Begeisterung, welche ihm nach dem Erscheinen seiner Gedichte entgegenkam, in dem unerwartet glänzenden finanziellen Erträgnisse dieser ersten größeren Veröffentlichung die Aufforderung, fortan die kaufmännische Laufbahn zu verlassen und zu versuchen, ob es ihm gelinge, als freier Mann lediglich durch den Ertrag seiner Dichterthätigkeit sich eine Existenz zu begründen. Allerdings ein gewagtes Unternehmen für einen Dichter, dessen ausschließlich lyrische oder lyrisch-epische Richtung einer Massenproduction geradeaus widersprach, der im Drama, im Roman bisher sich nicht versucht hatte und auf seine einzige novellistische Jugendarbeit mit Achselzucken herabsah, einen Dichter, dessen Freiheitssinn zugleich einer jeden journalistischen Tagelöhnerei durchaus unfähig war. Indeß Freiligrath wagte es; er fand auch sieben Jahre später die Kraft, den ausschließlichen Dienst der Musen wieder zu verlassen und in das Fahrwasser kaufmännischer Erwerbsthätigkeit zurückzulenken.

Zunächst freilich gab er im Frühling 1839 die Commisstelle, welche er auf zwei Jahre in Barmen übernommen, auf; er durchwanderte mit seinem Freunde, dem Maler Schlickum, sein westfälisches Heimathland, Studien für das beabsichtigte Werk über das malerische und romantische Westfalen zu machen; er zog dann als fröhlicher Wandersmann mit leichtem Gepäck rheinauf, sich irgendwo ein behagliches Fleckchen zu suchen, wo er arbeiten und dichten könnte. Er fand es in dem anmuthigen Unkel; wenn er zum Fenster hinausschaute, sah er zur Rechten rheinab den Drachenfels und den Rolandsbogen, zur Linken Remagen, über dem gerade damals die schöne Apollinariskirche erstand; gegenüber jenseits des mächtigen

Stromes mäßige Berghänge mit Wald und Weinpflanzungen; es konnte dem Dichter hier wohl gefallen. Eine Schilderung der glücklichen Zeit vom Herbst 1839 bis zum Frühling 1841, welche Freiligrath in Unkel verlebte, ist nicht Zweck dieses Aufsatzes; es entstand hier manches schöne Gedicht, aber, was wichtiger ist, Ferdinand Freiligrath fand in Unkel das Beste, was er finden konnte, eine geistvolle, hochgebildete Gattin, wie sie der Dichter bedurfte, voll Verständniß für seine Dichterkraft, mit leiser Hand seine überschäumende Natur in Schranken haltend, stark und tapfer in der Zeit politischen Kampfes und erneuter Dienstknechtschaft des von Land zu Land wandernden, viele Jahre lang in der Fremde weilenden Sängers Schicksal theilend.

Während jenes ersten Unkeler Herbstes 1839 kam Freiligrath ein Brief zu von Clemens Brentano, dem alternden Bannerträger der Romantik; die untergehende Romantik begrüßte den aufsteigenden Dichterstern der neuen Zeit. Freiligrath hat lebenslang auf das wunderliche Schriftstück sehr großen Werth gelegt, auch den Wunsch der Nichtveröffentlichung bis zum Tode geachtet. Nunmehr nach Karl Beck's Scheiden ist auch der letzte Grund geschwunden, das Urtheil des geistvollen Dichters über die Literatur seiner Zeit zu unterdrücken.

Clemens Brentano weilte damals in München; Moritz Carriere, schon von Barmen her mit Freiligrath befreundet, trat in jener Zeit eine längere Reise nach Italien an, besuchte den alten Romantiker und schreibt am 4. September 1839 an Freiligrath: „Hier sitz' ich auf Brentano's Sessel. Ich hab' ihn gestern aufgesucht, Bettina hatte mich als Freund von ihr und Dir empfohlen; wir sind lang an der Isar wilden Ufern umhergestrichen und immer im Gespräch auf Dich und Deine Lieder zurückgekommen; ich zweifle, daß Deine eigenthümliche Poesie einen größeren Verehrer hat als ihn, und sein Herz schlägt freundeswarm für Deine Person. Es gehört zu seinen heißesten Wünschen, daß Du ihm das Relief Deines Gesichts schicken und mit ein paar Zeilen seinen Brief recht bald erwidern mögest."

Durch dieses Zusammentreffen mit Moritz Carriere aufs Neue angeregt, vollendete Clemens Brentano seinen Brief, nach Inhalt und Form einen der geistvollsten und sonderbarsten, die man sich denken kann, sechs engste Octavseiten in seiner zierlichen Handschrift. Der erste größere Theil ward im Mai begonnen, dann bei Seite gelegt; durch die Begegnung mit Carriere fand sich Brentano veranlaßt, im Herbst die Fortsetzung zu schreiben, aber auf der sechsten Seite verkehrt anfangend, so daß die zwei Briefe einander entgegenstreben und schließlich hart auf einander stoßen. Das seltsame Schriftstück wird hier buchstäblich getreu, mit seinen mannigfachen orthographischen und stilistischen Sorglosigkeiten, wiedergegeben:

München im May.

Lieber Herr Freiligrath!

Schon seit einem halben Jahr, seit ich den Genius kenne, mit welchem Gottes Gnade Sie geseguet hat, hat mein eignes Herz und ein Freund, dem dieses Herz dient, mich aufgefodert, Ihnen zu schreiben. Es kam immer nicht dazu, weil ich in ernsteren Pflichten so verschuldet bin, daß mir solches Schreiben als ein Luxusgelüsten nicht geziemte. Jetzt kam kleine Muße und Veranlassung und so seyn Sie mir freundlich gegrüßt! — Schon seit einigen Jahren besucht mich jährlich Herr Künzel, der commis voyageur der Rauchischen Papierfabrique von Heilbronn, dem ich ein Mahl eine Bestellung gegeben, und legt mir das Resultat seines nebenbei für eigene Rechnung getriebnen Geschäffts einer Sammlung von Stammbuchblättern vor und bittet mich auch um meine armseligen poetischen Muster zu seiner Reuterei. Vor einigen Tagen, 15. November, bat er mich wieder um ein Blatt und blätterte mir seinen Vorrath vor, da sah ich ein Blatt mit Ihrer Unterschrifft und sagte ihm, für dies Blatt von Ihnen wollte ich ihm sechse schreiben, er war des Handels zufrieden und ich schrieb sie, und habe nun dies Blatt, und sendete es meinem Freund, der dergleichen zwar nicht sammelt, aber auch nicht zerstreut, und dem Ihr Blatt nun für eine ganze Sammlung gilt, er dankt Ihnen und mir, das ist mir genug, denn ich habe nie etwas besessen, als was ich gebe.

Lieber Freund! Sie verstehn das wohl, wenn ich sage, ich habe eine artige Sammlung von Narben und eine ausge-

zeichnete fast complette Sammlung von Wunden, aber ich war nie fähig dem Publikum einen Catalogue raissonnée in Reimen von diesen Herrlichkeiten vorzulegen, so schauderhaust ist mir ein Buchhändler und ein gedrucktes Buch. Was habe ich mich als Knabe vor den Seelenverkäufern in Amsterdam geängstet, ich glaubte die Seelen hingen dort punktirt, wie im Orbis pictus, von zähem Pfannkuchenteich, wie lederne Hosen in der Calverstraat an Hacken. So geht mir es jetzt, wenn ich das innerste Leben eines armen Menschen, sauber gedruckt, von einem spreitzbeinigen affektirten Leipziger oder Hanovraner Commis belächlend recomandirt und bekrittelt und verhandelt sehe — und dennoch habe ich diesem Trafique zu verdanken, daß ich ruhig auf meiner eignen poetischen Essigmutter, ohne mich gegen die Pest des gemeinen Lebens zu verdampfen, fortsäuern kann. Die Poesie ist ein Gemeingut der Menschheit, wer gesund wird, wenn sie ausschlägt, dem ist zu gratuliren; wo sie gar nicht transpirirt oder gar zurücktritt und sich auf andre Theile wirft, da sieht es schlimm aus. Als die Kaiserin Maria Theresia Tirol durchreißte sagte Taddädl zu Täddadl: ich möchte wahrlich der Kaiser sein und sie einmahl an mein Herz drücken, da erwiederte Täddadl: Talke, du meinst wohl der Kaiser wär . . . . . . wie du, da werden Ihro Majestät schon ihre Leut dazu haben. — So geht es mir nun auch, wie diesem Kaiser in Hinsicht auf die Poesie, ich habe sie im Herzen, aber ich drücke sie nicht selbst ans Herz, dazu haben meine Majestät ihre Leute — aber der Hofstaat ist sehr klein und nehmen Sie mir es nicht übel — in der letzten Zeit, etwa seit 6 Monaten seit ich das Mövenfederchen im Meeressand, und den Juwel in der Wüste gefunden, sind Sie, lieber Herr und Freund, einzig und allein im Dienst. — Aber ich muß mich aus diesen Redensarten heraus machen, sonst werde ich Redens-artig. — Ich will also sagen, wie in aller Beziehung, so auch in Poetischer ist mir die ganze Mitmenschheit ein Leib, und wie Gottes Frühling mein Frühling, ist mir dieses, jenes Dichten meine Poesie. So ist es mir mit Ihrer Poesie gegangen, die mir so entspricht und solche Freude macht, daß ich gewiß schon viel Dummheiten wegen ihr gesprochen, aber auch viele Dummheiten wegen ihr nicht gedichtet habe. — Ich lese, weil nicht im Dienste der Zeit, keine Zeitschriften und Tageblätter regelmäßig, manchmal fällt mir irgendwo eines in die Hand, so oft dieses geschah, wunderte ich mich über die Klage, daß es keine Dichter mehr gebe. Alles, was mir Gereimtes begegnete, fand ich ungemein farbig, formig, fertig, weit frühere Perioden überragend, ob ihm etwas fehlt, kann ich nicht sagen. Ein bejahrter Freund von mir klagt, so oft ihm die köstlichste Pflaumentorte vorgesetzt wird, die Kunst Quetschenkuchen zu backen sey gänzlich verlohren gegangen, er habe als Knabe für einen Kreuzer einen Quetschenkuchen an allen Straßenecken gekauft, der viel köstlicher gewesen sey. So mag es auch diesen Nasenrümpfenden mit der neuen Poesie gehen, sie haben den Geschmack verlohren, keinen Apetit mehr und den Magen verdorben. Wenn ich nun nachschmecke, was den Leuten wohl unheimlich darin schmecken könne, so stoße ich einzig und allein auf einen gewissen tragischen Geschmack, den selbst das Heitere darin mit sich zu führen scheint, Alles schmeckt nach Hefe. Wenn ich dem Flügelkleid der Jugendmuse einer früheren Periode aus der Hand (dem Ermel) weissagte, so laß ich gewöhnlich: Du wirst als Schlafrock am Zapfenbrett sterben — aber der jetzigen Turnjacke läßt sich solche friedliche Nativität nicht stellen. Peter von Staufenberg, der eine Nymphe geheiratet und der Gemahl der Melusine, welche an gewissen Tagen ihre Bettgenossinnen nicht sehen durften, weil sie dann vom Gürtel abwärts den Drachenleib hatten und ebenso der Schneider Lienimann, der im Schlaufloch zu Basel Augst die Schlangenjungfrau mit einem Kuß erlösen sollte, diese könnten, wenn sie diese Poesie läsen, vielleicht sagen, ja so, gerade so war es uns manchmahl mit unsern Melusinen in den süßesten Momenten; wir ahndeten das tragische Ende, den Drachenschweif, ohne von ihm zu wissen. — Bei Ihnen jedoch ist dies weniger der Fall, als bei den andern, die ich durch Sie kennen lernte und das war so — zuerst laß ich zufällig die

Sandlieder im Morgenblatt und das Letzte gehört zum Besten, was ich je gelesen; hätten Sie nichts gedichtet als diese letzten paar Zeilen, Sie wären unsterblich, wegen Wenigem, was das Gegentheil von Rückerts Unsterblichkeit ist, denn, wenn einstens dessen Poetischer Nachlaß verauctionirt wird, können nur die Unsterblichen bis ans Ende ausharren. — Dann laß ich Ihr ganz vortreffliches Gedicht auf Grabbes Tod, und fragte bei Cotta, wer Sie seyen; da hörte ich — ein Comtoirist in Barmen! — jetzt in Amsterdam, man wußte nicht recht Bescheid; — ich dachte, wenn er ein Kaufmann ist, so ist er ein weit noblerer, als ihr, ihr kennt ihn nicht, und er kennt jeden Menschen, jedes Geschöpf, jedes Land seiner Lieder bis ins innerste Leben. — Ich hörte, Ihre Gedichte würden gedruckt, ich hatte das erste Exemplar, ich laß Ihre Lieder in 8 Tagen wohl 6 mahl mit immer neuer Bewunderung vor und thue es immer wieder und wieder mit stäts neuem Genuß. Ich habe das Buch wohl 8 mahl an Freunde verschenckt, allen tiefer Fühlenden ist es ein neues poetisches Meteor. — Die Extravanganzen, die ich darüber äußerte sind im Durchschnitt, ich wollte, so man bei voller Gesundheit so dichten kann, lieber so dichten können, als wie Göthe, von Schiller ist gar keine Rede. Diese Poesie ist weit tiefer und reitzender als was Byron je vorgebracht hat, wenn er sich aber im Mindesten Viel darauf einbildet, so ist es Jammer Schade um ihn, denn dann ist alles keinen Schuß Pulver wehrt, der Hoffarth ist ein Neuntödter, er wirft alle neune mit dem König um, und so weiter.

— So ging es fort, bis Hr. Künzel kam, der sagte, er kenne Sie als ein guten Cameraden, der wie ein anderer Mensch auch aussehe, gereißt, meinte er, seyen Sie nicht, Sie hätten das Alles aus Lectüre u. s. w. Auf einen Dichter Karl Beck hielten Sie viel — den Lenau laß ich in ihren Liedern erwähnt, ich sah mich nach den Beiden um, auch Andre fand ich in Ihrem Buch erwähnt; Chamisso, Schwab würde ich ohne Reue verschlafen haben, und hab's theils auch. Sie sprechen mit großer Achtung von Platen, er hat vor Hoffart nie gedichtet, höchstens mit andern Poetischen Futteralmachern Proceß geführt, wer das klassischste Futteral mache, und so ward er selbst in ein Futteral gelegt. — Lenau ist eine schöne Anlage, aber halb unreif, halb überreif, halb getrocknet, halb candirt, halb abdestilirt, halb veressigt, halb ohne Nath, halb geflickt, einige Lieder sind schön, in den Meisten nur einige Zeilen, er dichtet, wie ein Mensch schreibt, der aus den verschiedensten Vorschriften schreiben gelernt hat. Man wird zwar keines dieser Lieder ohne eine Art Verwunderung über manche Gefühls und Wort Wahrheit und Gewandheit lesen, zuletzt aber wird bei aller Manichfalt doch das Gefühl der ewig Einerlei wiegenden Kunstreiterbewegung solcher Musen hervortauchen. Man könnte die Geschichte einer solchen Poesie heut zu Tag in einer Novelle erzählen, man könnte ein Rezept dazu schreiben. Ach, es kommen ungemein kostbare Jngredienzien hinein, Dinge, die jeder Seele nur ein Mahl anvertraut sind. Eine untreue Geliebte, eine verstorbene Braut darf darin nicht fehlen, die Klagen um sie, und die früheren Liebesentzückungen paradiren vor dem Publikum und es ist schier anständig, daß der holde Gegenstand früher abgetreten ist, als man seine Leibwäsche auf dem Zaun des Buchhandels von einigen Rosen unterbrochen mit gereimten Thränen bleicht. Wer sein und der seinigen Eingeweide umkehrt und in allerlei Guirlanden symmetrisch um den Tempel der Freiheit und Göttin der Vernunft aufhängt, dem kann es an Wirkung und Beifall nicht fehlen — und so er es mit Grazie thut, wie dieser mag ich es leiden, aber nicht lieben. — Es war ein Mahl ein Bauer, der seine Frau sehr liebte, sie fiel ins Wasser und ertrank, er war trostlos, bestellte Leichenrede und Creuz und Kranz, um seiner lieben Frau die letzte Ehre an zu thun, er suchte sie einige Tage vergebens im Wasser. Da er sie endlich fand und halb herausgezogen, sah er, daß sich viele Krebse an sie angesetzt hatten, das rührte ihn und er ließ sie im Wasser liegen …… mir ist dieser Bauer immer eine Parabel gewesen für jene Dichter, welche die Gebeerden und Ungeberden ihrer Liebes Mysterien gegen Verstorbene, oft sogar gegen Lebendige für Geld Preis geben,

sie krebsen mit einem Köder, dem mehr Ehre gebührte. — Mögen selbst die größten Poeten dies gethan haben, es bleibt mir um so verhaßter. Solche Poesie hat Etwas treuloses, verrätherisches, eitles, buhlerisches u. s. w. — Durch Ihre Achtung aufmerksam laß ich die der Sirenen, welche vor dem Schiffbruch verrätherisch locken statt zu warnen.

Ich habe als Jüngling den Marseillianer Marsch mit gleicher Ahndung gehört, was hat er herbeigeführt, den Opfertod vieler Unschuldigen und die schauderhafteste Tiranuei. — Ich habe keine Ursache,



Büste Clemens Brentano's nach Tieck. Abguß im Besitze des Herrn Prof. H. Grimm in Berlin.

Fahrten eines Poeten von Karl Beck, dies ist ein so sehr groses Talent, daß es sich nicht wohl geziemt, ihn zu loben, er überragt Alles, was mir in der neuen Zeit von Lyrickern vorgekommen, seine Kunst ist so gros, daß sie die kranke, übermüthige Blöße vieler seiner Ansichten und Ueberzeugungen bedeckt, ich konnte dies Alles mit großer Bewunderung lesen, aber auch diese Poesie schmeckt nach dem Fischschwanz wenn solche Stimmen Vorläufer sind, viel besseres zu erwarten, es steht Alles in Gottes Hand — aber „ich bitte gar schön" — lieber Herr Freiligrath! — Ich hatte Becks Fahrten noch nicht ausgelesen, als ich dies Urtheil hingeschrieben. — Ich war erst bis nach Weimar mit ihm gekommen, in Ungarn konnte sein Talent und seine Fertigkeit die ganze Armuth und Blöße der Gesinnung nicht nur be-

decken, sondern so gar reizend trapiren, ein mächtiges schier am Boden schleifendes goldenes Vlies über dem jungen Schäferhund, in dem sich ein Wolf und ein Hund gekreuzt zu haben scheinen; in Wien schnurrte die Fülle des Costümes zwar nicht zussammen, aber entweder wuchs die Armuth und Blöße, oder Vieles von dem Vlies fiel in die Hölle des Schneiders, alles sieht sich noch herrlich vom Stephansthurm herab an, aber ich möchte hören, was dieser Thurm von dem talentvollen tragischen grimmigen Dichter sagen dürfte, wenn ihm Gott eine Stimme verlieh; ein Mensch von zwanzig Jahren, der so in die Welt hinein singt, wie er sagt, nach Freiheit verschmachtend, und der am Ende in keiner Sklaverei ist, als in der ganz freiwilligen seiner Leidenschafften, wäre nicht gewissenhafter zu belohnen, als wenn man ihm nur auf ein paar Monate ein Freibillet in die Große Oper seiner Freiheit, und ein ad libitum libidinis zu allen ihren ausgerenckten und eingeränckten Tanzgöttinnen geben könnte — ich zweifle nicht, es dürfte bald eine Polizeiwache nöthig seyn, damit dieser Dilletant, unvermögend das Abonnement suspendu länger zu erwarten, sich nicht selbst aufhängte, um seiner ersehnten Freiheit los zu werden. Mir fällt hiebei eine neue Wiener Anecktode ein, ein ungarischer Grenadier stand Wache an der Donau, ein Diletant des Selbstmords will sich ertränken, tappt hin und her im Strom, findet keine gehörige Tiefe und verläßt geärgert durch diese Seichtigkeit den Fluß und hängt sich dicht neben der Schildwache an den Palisaden auf; als der ablösende Corporal den Soldaten fragt: Wos ist dos, do hangt aner dicht neben Deiner, ist dos Schildwoch gstonden? da antwortet dieser, no, dos is neben der Schildwoch ghanga — is seiner im Wosser umme potscht, hot seiner gonz noß gmocht, hot si dann aufghanga, hob i maint, wollt seiner wieder trocknа. — Jetzt aber geht der arme Libertomane wallfahrten nach Weimar in Göthens Haus, der allein grad und seine Zeit überragend war, durch Maas, Gesetz, Ordnung und Beherrschung der unendlichen Idee, er kannte keine Freiheit, als das strenge Gesetz der Kristalisation. — Dort in Weimar singt der begabte Verschwender immer noch schön — — —

München 3. September 1839.

Lieber Herr Freiligrath!

Vor ungefähr einem halben Jahr schrieb ich Ihnen das (Vertatur) antipodische Fragment und brach ab und ließ es liegen. Ich hielt dies für weiße, denn ich dachte, du plauderst so ungar und ungründlich deine augenblicklichen Einfälle hinaus und urtheilst so schonungslos über Andre, was kann deine Erwartung rechtfertigen, schonender von dem dir unbekannten Manne beurtheilt zu werden, wie leicht kann er seinen Freunden diesen Brief vorlesen, diese sich daran ärgern und ein Geschwätz in irgend einem öffentlichen Blatte darüber erregen. Da brach ich ab und ließ den Brief liegen.

— Am 1. September brachte mir der gesunde, tüchtige, gleichgewichtig beladene Carriere einen Brief meiner Schwester Arnim aus Berlin, die mir ihn als einen Freund Freiligraths und als eine gesunde reinliche Natur empfahl, ich nahm ihn gleich in Beschlag und lief einen halben Tag mit ihm durch Berg und Thal und ließ mir von Ihnen erzählen, Alles was er wußte. Das machte mir nun Alles Freude und vor Allem, daß Sie diesem einfachen anspruchslosen sinnvollen Menschen sich vertraut fühlen. Ich sagte ihm, warum ich den Brief an Sie nicht ausgeschrieben und er bat Ihrer Diskretion ganz zu trauen, er garantire mir, wenn ich Sie darum dringend bäte, daß Sie meine schnellen Aeußerungen über die Poesie der Zeit für sich allein behalten würden. Dies sey hiemit gethan. Theilen Sie meinen Brief Niemanden mit, es kann nur falsches Urtheil und Verdruß daraus entstehn und kein Nutzen irgend einer Art. Ich bitte Sie herzlich darum. Eine große Freude können Sie mir machen, wenn Sie mir sobald als möglich einen Abguß des Gypsreliefs zusenden, welches Sie Carriere von Ihrem Portrait geschenckt haben, oder schreiben Sie mir bald, wo ich es mir verschaffen kann. Es ist mir selbst seltsam, ich habe von keinem Dichter irgend ein Bild, aber das Ihrige machte mir sehr große Freude. Außer dem wage ich noch eine Bitte an Sie, es ist die um irgend ein Gedicht, das sich auf Palästina als ein Land christlicher Sehnsucht bezieht, von Ihrer Hand geschrieben; könnte Sie ein aufgegebener Stoff bewegen, mit großer

Freude wollte ich Ihre Muße würdig honoriren und das Recht auf Ihr Lied sollte Ihnen doch bleiben. Ein solcher Stoff, der mir von Ihnen bearbeitet ungemeine Freude machen könnte, und der Ihrem Genius vielleicht selbst reitzend wäre, fällt mir im Augenblicke ein, und der einleitende Faden ist hinreichend in Lamartins Reiße in den Orient gegeben und zwar in der Schilderung seiner Zusammenkunft mit Lady Stanhope auf dem Libanon am Schlusse des ersten Bandes. Nach der Zeitung ist Lady Esther nun gestorben, ihr Abschied von ihren zwei Mystischen Stuten, welche den Messias und sie nach Jerusalem tragen sollten, wäre eine reitzende Aufgabe. Sie selbst kann die Zeit nicht erwarten, sie fühlt sich in das himmlische Jerusalem abgerufen, sie begiebt sich dem Tode nah unter dem Sternhimmel zu den beiden Roßen, und trennt sich von ihnen und fleht daß die Vorsehung eine andere weiße Jungfrau erwecke und sende, die Bestimmung zu erfüllen, von der sie selbst abgerufen werde, sie kann am Schluße dieses Gebets sterben, eine Sternschnuppe fliegt gegen den Occident, die zu ihr nieder weinenden Roße erheben die Köpfe, regen sich freudig, schauen gen Abend, spitzen die Ohren und wiehern freudig u. s. w. — Vergeben Sie, lieber Dichter, daß ich das da so hin schreibe, es ist die Begier, Sie zu locken, ich meine die Scene wäre Ihrem Genius ganz entsprechend, ich meine, ich müßte Sie von Ihnen, o könnte ich Sie von Ihnen lesen, dichten Sie das, Sie sollen nie jemand so viele Freude gemacht haben; dichten Sie es bald, ehe etwa der verstorbene Halbmüde, der den Orient zu einem Hof und Kammertürken entehrt, die geheimnisvollen Stuten entführt und sie in dem Wettreiten gegen englische Race mit einem deutschen Edelmann, welches neulich angekündigt worden, zu Schanden reitet. — Ich muß aber schließen, sonst komme ich wieder in Ergüße, die weniger befruchten als verwüsten und wenigstens den Weg verderben. Daß Sie ein Kaufmann sind und somit im bürgerlichen Leben wurzeln, mehrt meine Achtung für Sie, und ich würde es mit Betrübniß vernehmen, wenn Sie mit Ihrem Stande ganz zerfielen und sich Ihrem Zustande (der Poesie) unbedingt Preiß gäben. Es ist immer ein ins Kraut schießen, ein sich zu Tode blühen u. s. w. Ein Erglühen, Erröthen ist zu seiner Zeit ein rührender Purpur, aber sich solchem allein hingeben wird zu tödtlichem Scharlachfieber. Es giebt Dichter deren Inneres ein schimmernder Ausschlag wird, sie müßen sich immer künstlich erwärmen, denn [sonst] tritt die Poesie zurück. So werden sie konvulsionair, fallsüchtig, wahnsinnig oder sterben, und aus ihrer Verweßung wachsen höchstens Gedichte anderer, Gift oder Leckerbissen, Pilze, Trüffeln, Champignons. Meine Schwester Arnim, der ich meine große Liebe zu Ihren Gedichten aussprach, machte denselben den Vorwurf, trotz allen Wohlklangs seyen sie nicht gesungen, und sagte, es sey das Wesen der Räder an den Dampfschiffen darin. Allerdings fühlte ich bei näherer Erwägung auch, daß nicht das Schiffen auf einfachem Kahne darin ist, aber doch ungemeine Lust und Kraft, es ist die Bewegung der Zeit darin. Die Sandlieder aber sind mir das Liebste, weil auch ich am Ufer bin stehen geblieben. Leben Sie wohl, verehrter Herr, ehren Sie mein Vertrauen und behalten den Brief für sich allein und erfüllen Sie meine Bitte. Clemens Brentano.

Dieses der Brief des alten Dichters an den jungen. Ich kann nicht umhin, denselben für ein höchst bedeutsames Zeugniß zu halten. Clemens Brentano's seltsame Eigenart tritt zunächst in den eingestreuten Scherzgeschichten, in dem Springen der Gedanken hervor, aber auch sein klares, geistvolles Urtheil über die Krankheiten der gleichzeitigen Literatur, seine treffende Charakteristik von Lenau, Platen, K. Beck, seine sichere Erkenntniß, wie er in Freiligrath mit einer eigenthümlichen, gesunden Dichterkraft zu thun hat. Ob Freiligrath dem genialen alten Romantiker das erbetene Conterfei zugesandt, ob er seinen Brief beantwortet, weiß ich nicht; ein Gedicht über Palästina und die schwärmerische Lady Esther und ihre Stuten hat er jedenfalls nicht gemacht, obwohl Brentano noch in seinem Todesjahre 1842 durch Kerner daran mahnen ließ. Dafür hat er dem Dichter der Romantik in dem tiefen, ernsten „Flecken am Rheine" ein würdig Todtenamt gesungen.



Goethe's Märchen

Der neue Paris und Die neue Melusine.

Von

Heinrich Düntzer.



Der künstlerisch abgerundeten Darstellung seines Lebens, welcher der Dichter den bezeichnenden, aber doch so Manche irreführenden Namen „Dichtung und Wahrheit“ gab, wollte er zwei Märchen einverleiben, von denen das eine der Knabe, das andere der vom Glücke der in seinem Herzen sich regenden Liebe zu Friederiken beseligte Jüngling erzählen sollte; jenes dachte er gleich im zweiten Buche, dieses im zehnten am Schlusse des zweiten Theiles zu bringen. Er selbst bemerkt, das zweite verhalte sich zum ersten wie ungefähr der Jüngling zum Knaben; auch die Ueberschriften „Der neue Paris“ und „Die neue Melusine“ deuten auf ihre gegenseitige Beziehung. Das letztere mit der eigenthümlichen Bezeichnung nach der seit Rousseau's „neuer Heloise“ beliebt gewordenen Weise (Goethe selbst hatte schon einen „neuen Pausias“ und in etwas anderem Sinne einen „neuen Amor“ gedichtet) war das ältere; es ward im Sommer 1807 (Riemer nennt das folgende Jahr) in Karlsbad vollendet, wahrscheinlich im Frühjahr zu Jena begonnen worden. Aber schon längst hatte es Goethe im Sinne gelegen, ohne daß ihm die entsprechende Fassung gelingen wollte. Im Februar 1797 gedenkt er des „Märchens mit dem Weibchen im Kasten“ gegen Schiller als eines diesem bereits bekannten Sagenstoffes, und er hoffte dieses „Reisegeschichtchen“, wie er es nennt, auf seiner Reise in die Schweiz „zusammenschreiben“ zu können. Wenn er damals äußerte, was noch idealistisch an ihm sei, werde in einem Schatullchen wohl verschlossen mitgeführt wie jenes undenische Pygmäenweibchen, so deutet undenisch auf die zu Grunde liegende Sage von der Melusine; denn die Fee Melusine gehört zum Reiche der Undenae (Wassergeister), die auch als Nymphae bezeichnet werden, neben denen die drei übrigen Elemente auch ihre Vertreter haben, die Erde die Pygmaei (Zwerge), welche auch Gnomi heißen. Goethe machte zu seinem Zwecke aus dem Wassergeiste eine Zwergin und benutzte äußerst geschickt die auf das Zwergen- und das Riesengeschlecht bezüglichen Volkssagen.

Das andere Märchen wurde, wie ich aus einer bisher noch nicht benutzten Angabe in Goethe's Tagebuch feststellen kann, zu Jena am 3. Juli 1811 für „Dichtung und Wahrheit“ dictirt, und für diese war es auch ohne Zweifel ganz eigentlich ersonnen. Zwei Tage vorher war Goethe von Karlsbad an dem ihm lieb gewordenen, besonders seinem dichterischen Schaffen förderlichen Orte angekommen. Hier hatte er vor sechzehn Jahren die Idee zu seinem Märchen in den „Unterhaltungen“, wie elf Jahre

früher zu seiner zuerst für die Dichtung der „Geheimnisse“ bestimmten „Zueignung“ empfangen. Schon vor der Reise nach Karlsbad, vom 23. April an, hatte er an den Dienstagabenden der Herzogin aus „Dichtung und Wahrheit“ vorgelesen; erst drei Wochen später, am 13. Mai, verließ er Weimar; damals waren ohne Zweifel nicht allein die beiden ersten Bücher, sondern auch die drei folgenden, mit denen der erste Theil abschließt, vollendet. Nach der Rückkehr wurde die letzte Hand daran gelegt und nun auch das zur Probe dienende Knabenmärchen ausgeführt. Man glaubt noch die Stelle zu erkennen, wo die Einleitung desselben einsetzte, nämlich bei den Worten „Nicht weniger waren zu solchen Begebenheiten“. An den mit „wo ich aus- und einging“ endenden Satz wird sich „Uebrigens war ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt“ unmittelbar angeschlossen haben.

Daß „Der neue Paris“ ganz im Knabensinne gehalten und auf Knaben berechnet sei, wird zum Ueberfluß auch noch durch den zweiten Titel „Knabenmärchen“ angezeigt. Verfehlt ist es deshalb, wenn man noch bis heute nach einer Deutung desselben sucht, nach einem unter der Decke der phantastischen Erzählung absichtlich versteckten, nur den tiefer Blickenden sich enthüllenden Sinne. Seltsam wäre es doch, hätte der Dichter seine Aufgabe, ein Märchen zu dichten oder in seiner Seele wieder zu beleben, welches der Knabe aus seiner Phantasiewelt zur Wirkung auf die Phantasie seiner Altersgenossen gestaltet, sich absichtlich dadurch erschwert, daß die Hauptzüge desselben eine geheime Bedeutung haben sollten. Und zu welchem Zwecke? fragen wir. Dem Knaben kann er ein solches Versteckspiel nicht zugeschrieben haben, da diesem eben jedes Unterlegen geheimer Beziehungen fern lag; er müßte demnach auf einen speculirenden Leser gerechnet haben, der es für möglich halten möchte, der Dichter wünsche, daß man darin nicht ein rein im Sinne des Knaben gehaltenes, sondern ein eben erst von ihm ausgeklügeltes, bedeutsames Kunstwerk erkenne. Eine solche Voraussetzung schiebt Goethe ohne Noth eine arge Geschmacklosigkeit zu und widerstreitet dessen offenem Bekenntnisse, das zu bezweifeln auch nicht der geringste Scheingrund vorliegt. Da man nach einem wirklich nicht vorhandenen geheimen Sinne suchte, war es nicht zu verwundern, daß man dabei dem schönen Phantasiegebilde arge Gewalt anthun mußte. So will die neueste Deutung* in dem Manne, den der Knabe wegen seiner langen, weiten und sonderbaren Kleidung für einen Juden hält, bis er sich durch das Zeichen des Kreuzes als katholischer Christ zu erkennen giebt, die Weisheit sehen, weil der Poet ohne sie sich im Reiche der Phantasie verirren würde, wobei es doch auffallen muß, daß er sich zuletzt vor dem Knaben, der sich als Liebling der Götter ausweist, ehrfurchtsvoll niederwirft und kein Wort weiter zu äußern wagt, ihn nur stumm auf die äußeren Zeichen verweist, an denen er den Eingang zur Pforte erkennen werde. Hut und Galanteriedegen sollen nach demselben Erklärer das äußere Philisterthum bezeichnen, das der ablegen müsse, der in das Reich der Phantasie an der Hand der leitenden Weisheit eindringen wolle; der das Reich der Phantasie umfließende Strom ist die Realität, die Alles passiren muß, was aus dem Gebiete der Phantasie kommt, wenn es sich gestalten soll. Welche hohe Weisheit! Wenn der Knabe sich später umkleiden, ein leichtes orientalisches Costüm anlegen, wenn er seine gepuderten Haare ausstäuben und unter ein Netz streifen lassen muß, so hören wir, daß seine Sonntagskleidung „die philiströse Adjustirung des Aeußeren“ auspräge und die sonderbare Umkleidung das Anziehen eines neuen Menschen bezeichne; nur wird nicht gesagt, welchen neuen Menschen die lustige Vermummung andeutet. Die drei Schnürchen, welche zur Bestrafung desjenigen dienen, der das hier (im Reiche der Phantasie) geschenkte Zutrauen mißbrauche, lehren uns die große Wahrheit: „Wer sich des Vertrauens unwürdig zeigt, das ihm die Götter (!) gewähren, indem sie ihm den Eintritt in das Reich der Phantasie und in die Gebiete, welche dasselbe einschließt (!), gestatteten, dem droht die empfindliche Strafe, ihm wird symbolisch die Kehle zugeschnürt.“ Man fragt, wie das Erdrosseln denn ideell verstanden werden soll.

* Vgl. Goethe's Märchendichtungen. Von Friedrich Meyer von Waldeck. Heidelberg 1879.

Daß der Mercur des Traums dem Knaben die drei Aepfel giebt, um sie den drei schönsten jungen Frankfurtern zu reichen, welche durch sie die drei Schönen, nach der Ausdeutung: Schönheit der äußeren Erscheinung, Anmuth und edle Laune, erhalten sollen, wird als „die schalkhafte Moral“ gefaßt, daß die Verbindung jener Gottheiten der idealen Weiblichkeit mit ihrer würdigen Söhnen der ehrenfesten Stadt Frankfurt eine Aufgabe sei, deren Lösung selbst dem Dichter unmöglich. Allein es verwandeln sich auch in seinem Traumgesicht die Aepfel in drei schöne Frauenzimmerchen, die sich rasch in der Luft verlieren, der Knabe verzweifelt durchaus nicht an der Lösung seines von den Göttern ihm gegebenen Auftrags, erklärt vielmehr dem Pförtner, von ihm hänge es ab, jenen im Gartengebäude gesehenen Schönen würdige Gatten zu geben, die er also doch in Frankfurt zu finden überzeugt ist. Und das Kriegsspiel des jungen Paares mit Figuren von Amazonen und Griechen ist in der neuesten Ausdeutung gar „ein reizendes Abbild des Kampfes, den Goethe sein ganzes Leben hindurch gegen die Frauen gekämpft, die seinem Herzen nahe gestanden“, was dann rasch umgewandt wird zu einem „Kampf der Leidenschaft“, die ihm von liebenswürdigen Weibern eingeflößt wurde, „mit dem Genius“, der sich gegen die Unterjochung durch die Liebe wehrt. Da muß denn im einen Falle Alerte, die nicht ehrlich kämpft, die von Goethe geliebten Frauen, der Knabe, dessen Heftigkeit gerade nur durch jene Unredlichkeit gereizt wird, die „Verletzung des Weibes in seinem eigensten Wesen“, im anderen jene gar die Leidenschaft der Liebe, dieser den Genius bezeichnen, der, weil er „alle Gesetze der Form und Sitte gebrochen (freilich wollte er im Spiele gewinnen), wohlverdient aus dem Reiche der Schönheit hinausgeworfen“ wird. Das Märchen gewinnt durch solche Deutungen so wenig, daß die ideellen Drähte, auf die man des Dichters Gestalten und phantastische Begebenheiten spannt, zu Marterpfählen werden. Sein wahres, rein dichterisches Leben erkennt man nur, wenn man es als Frucht der heiter spielenden Phantasie des Knaben nimmt, die an die Phantasie seiner Altersgenossen sich richtet.

Die Einbildungskraft des Knaben ist durch die Gestalten der antiken Götterlehre und der Feenwelt angeregt; ist es ja derselbe Knabe, der wenig später ein Stückchen zusammenbringt, in welchem es weder an Königstöchtern und Prinzen noch an Göttern fehlte und besonders der Götterbote Mercur in lebhafter Darstellung hervortrat. Es schließt sich an eine dem Erzähler und den Zuhörern als unheimlich bekannte Oertlichkeit an, wodurch es eine gewisse Realität und mehr Anziehung erhält, und die wunderbaren Dinge gewinnen dadurch größere Anschaulichkeit und Glaublichkeit, daß Freund Wolfgang sie selbst erlebt hat. Freilich erhebt sich dieser, wie er sich denn zu etwas Höherem berufen glaubte und dies auch nicht verhehlte, über seine Altersgenossen dadurch, daß er sich als Liebling der Götter darstellt, aber auch die übrigen können, wenn sie das Pförtchen finden, einmal den Eingang in den Wundergarten gewinnen, da der Pförtner ihn eingelassen, ehe er wußte, daß Wolfgang ein Liebling der Götter sei; und der Neid, den die jungen Zuhörer gegen den ihrem Freunde gewährten Vorzug empfinden können, wird gleichsam versöhnt durch die Beschämung, welche ihm zu Theil wird, sowie dadurch, daß auch er zunächst von diesem Paradiese ausgeschlossen ist. Und wenn er auch als Liebling der Götter erscheint, so wird doch dem neuen Paris keine der drei Göttinnen zu Theil, er soll die drei wunderschönen Frauenzimmer, die er im Mittelsaale des Gartenhauses schaut und sogleich als die Gestalten seines Traumes erkennt, den drei schönsten jungen Frankfurtern zutheilen, wobei einer oder der andere Zuhörer an sich denken kann, ihm selbst soll zum Lohne nur das Feenkind Alerte als Gespielin zu Theil werden; darin besteht eigentlich der phantastische Wunsch seines Herzens, aus dem die ganze reiche Dichtung herausgewachsen ist, ein Wunsch, der dem noch das Spiel liebenden Knaben so ganz natürlich ist. Das Glück des Spielens mit dem ihm äußerst gewogenen Feenkinde, das nur als Pförtnerin und Dienerin der drei Feendamen erscheint, auf der goldenen Brücke des Wundergartens wird ihm wirklich zu Theil, aber es kommt dabei zum Streite, wobei er

zuletzt so gereizt wird, daß er sich von Alerten gewaltsam getrennt und für seine rücksichtslose Behandlung der ihr gehörenden griechischen Heldenfiguren bestraft sieht. Dies ist der eigentliche sachliche Gehalt des mit dem reichsten Glanze frischer, fröhlicher Einbildungskraft des lebhaften Knaben ausgestatteten, von dem sechzigjährigen Manne künstlerisch gestalteten Märchens.

Höchst glücklich wird es durch den Traum in der Pfingstnacht eingeleitet, der aus der Freude über den neuen Festanzug, aus seinem Gefallen an der Sage von Paris und an der auch noch dem Jüngling höchlich zusagenden Gestalt des geflügelten Götterboten sich gestaltet. Wie er bei seinem nachmittäglichen Spaziergange von einem nie bemerkten Pförtchen angezogen wird, das sich dann von selbst öffnet, wie ihn seine Neugierde immer weiter treibt, wie er vom Pförtner in der Runde herumgeführt wird, wie ihm das in der Ferne bemerkte goldene Gitter so in die Augen sticht, daß er den Pförtner, als dieser ihn eben entlassen will, bitten muß, es ihn doch näher schauen zu lassen — Alles entwickelt sich so leicht und natürlich aus einander, wie es frisch und anmuthig ausgeführt ist. Der Alte (denn als solcher wird der Pförtner jetzt bezeichnet) weiß nicht, wer der hübsche Knabe ist, aber er fühlt sich so von seiner lebhaften Neugierde angezogen, daß er ihn gern im äußeren Kreise herumführt und ihm Alles zeigt; der Zuruf der Staare, denen das Märchen besondere Gaben zuschreibt, erregt seine Aufmerksamkeit. Deutet die Bezeichnung als Paris auf seine Sendung, so warnt ihn der Ruf „Narciß!“ vor eitler Ueberhebung, die ihm verderblich werden könnte. Mit spielender Leichtigkeit schreitet die Erzählung weiter. In den drei Schönen und ihrer Pförtnerin, deren Namen Alerte er zufällig erfährt, erkennt er seine Traumerscheinungen, und so ist er überzeugt, daß sein Traum mehr als ein Traum gewesen. Der Kuß, mit welchem er die Ohrfeige Alertens erwidert, führt die gewaltsame Trennung herbei; ihr schadenfrohes Gelächter reizt den Knaben zur Zerschmetterung der ihm noch gebliebenen Figuren, die seiner Gegnerin angehören. Dieses Unrecht wird bestraft durch das Wasserbad, das aber auch seinen Zorn kühlt und den Wunsch nach Versöhnung hervorruft. Sehr hübsch veranlaßt die Drohung des Alten, dessen Erscheinen ihn in seinem adamischen Zustande schon beschämt hat, die Berufung auf seine Bedeutung für das Glück seiner Gebieterinnen, welche uns zeigt, daß er sich der von den Göttern ihm verliehenen Macht bewußt ist; jener weiß, daß das Schicksal der drei Schönen an drei Aepfel geknüpft ist, erfährt aber jetzt erst mit staunender Verehrung, daß eben der Knabe jener Paris ist, der sie zu vertheilen hat. Er fällt vor ihm nieder; aber vor Schrecken, daß er den neuen Paris so behandelt hat, ist ihm die Sprache vergangen; sein innigster Wunsch ist, daß er bald wiederkommen und Alerten als Lohn der Erfüllung seines Auftrages davontragen möge. Wann dies geschehen werde, ist in märchenhafter Weise im Dunkel gelassen, aber daß der Knabe seinen Auftrag erfüllen werde, wozu er freilich zuerst die drei Aepfel, deren unschätzbaren Werth er durch die Bezeichnung als Juwelen hervorhebt, wiedererhalten muß, erleidet für den, der dem Märchen Glauben schenkt, keinen Zweifel. So gewinnen wir einen Einblick in das dichterische Geäder unseres reizenden Knabenmärchens, während alle geschraubten Symbolisirungen vom Verständnisse desselben völlig abführen.

Wenn der Dichter das Knabenmärchen im zweiten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ brachte, welches die Zeit von 1756 bis 1758 umfaßt, aber auch vielfach in spätere Jahre vorgreift, so sollte das Märchen des Jünglings gleich beim ersten Besuche von Sessenheim seine Stelle finden, es sollte das zehnte Buch und zugleich den zweiten Theil abschließen, wie das neunte in die Geschichte mit den beiden Töchtern des französischen Tanzmeisters auslief. Doch ließ er bei der letzten Bearbeitung das hierzu bestimmte Märchen „Die neue Melusine“ weg, wie er selbst bemerkt, aus Furcht, der ländlichen Wirklichkeit und Einfalt, die den Leser hier umgebe, durch wunderliche Spiele der Phantasie zu schaden. Dies kann aber nur ein künstlerischer Vorwand sein, da eine als solche auftretende märchenhafte Erzählung dem

Geiste heiterer Unterhaltung nicht widerspricht, der junge, an Märchen reiche Dichter in der Unbefangenheit, mit welcher er Herzensirrungen darstellte, es nicht zu ängstlich genau nahm und da selbst der Gegensatz der bunten Märchenwelt zu der Darstellung des einfach natürlichen ländlichen Lebens eher hebend als störend wirken konnte. Die „neue Melusine" wird er freilich in der Sessenheimer Jasminlaube ebenso wenig erzählt haben als den „neuen Paris" seinen Kameraden. Daß märchenhafte Dichtungen im Pfarrhause nicht unbekannt waren, zeigt zum Ueberflusse Goethe's erster Brief an Friederiken, in welchem er seine mit Weyland angetretene Rückreise nach Straßburg erzählt. Dort heißt es, sie hätten sich, als sie am Ende der Wanzenau den Weg abkürzen wollten, glücklich zwischen den Morästen verirrt. „Die Nacht brach herein, und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unserer Prinzessinnen vollkommen überzeugt zu sein." Neuerdings hat man hierin eine Hindeutung auf einen so unerwiesenen wie seltsamen Liebesaberglauben sehen wollen, nach welchem die Liebe und Treue der „Prinzessinnen" unzweifelhaft sei, wenn die „Helden" unterwegs tüchtig naß würden. Aber der Ausdruck „einige Zeit nachher" soll doch wohl nicht auf die Ankunft in Straßburg, sondern auf die Zeit gehen, wo sie sich bei den Morästen befanden; wäre der Regen früher gekommen, so würde es ihnen schlimm ergangen sein. Freilich muß zum vollen Verständnisse nach „überzeugt zu sein" gedacht werden, „um sie in unserer Noth anzurufen". Es scheint ein Märchen vorzuschweben, worin die Liebenden die Hülfe der fernen Zauberprinzessinnen anrufen, welche ihnen beistehen, weil diese an ihre Liebe und Treue glauben. Daß der Dichter in Sessenheim ein viel später von ihm bearbeitetes Märchen erzählen läßt, da ihm die, mit denen er wirklich die Sessenheimer Gesellschaft beglückt hatte, nicht mehr im Gedächtnisse waren, ergab sich von selbst. Warum rückte er es aber nicht wirklich ein? In der von ihm gewählten Fassung erzählte der Held selbst seine Erlebnisse mit dem Pygmäenweibchen, nachdem er als Fremder in eine fröhliche Gesellschaft junger Leute eingetreten war, die sich Liebesgeschichten mittheilten. Zu Sessenheim konnte er unmöglich die Geschichte des leichtfertigen Gesellen von sich selbst berichten, er mußte von einer dritten Person sprechen. Dadurch wurden auch viele sonstige Aenderungen nöthig, weil in der wohlgegliederten Erzählung Alles auf das schönste zusammenstimmte; da diese aber so tief in den ganzen Organismus des Märchens eingriffen, daß derselbe dadurch wesentlich geschädigt wurde, so zog er es vor, dieses unverändert zu lassen und auf dessen Einrückung in „Dichtung und Wahrheit" ganz zu verzichten, bloß im Allgemeinen darauf hinzuweisen. Freilich bleibt die Art, wie dies geschieht, etwas wunderlich, aber es war eben nur ein Nothbehelf, um die Weglassung des Märchens zu entschuldigen. Da der Dichter aber eines bedeutsamen Schlusses des zehnten Buches bedurfte, so schloß er hier einige allgemeine Bemerkungen über seine Redegabe und die „Lust zu fabuliren" an.



Vom Märchen selbst hören wir außer dem Namen, der auf eine der Melusinensage ähnliche Geschichte hindeutet, sehr wenig. Es sei ihm das gelungen, bemerkt Goethe, was den Erfinder und Erzähler solcher Productionen belohne, „die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen und endlich durch Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heiteren Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerem Nachdenken zu hinterlassen". Das Zusammentreffen des leichtfertigen Reisenden mit der wunderschönen Frau, die nur von ihrem Kästchen begleitet ist, der seltsame Auftrag und das plötzliche Wiedererscheinen der Dame zur Zeit der Noth können freilich die Neugierde spannen und zum Rathen reizen, wer die schöne Frau sei, wie es sich mit ihr und ihrem Kästchen verhalte. Als sie zum zweiten Mal zu

ihrem Freunde tritt, der im Zweikampf verwundet ist, sie diesem auf das Bekenntniß seiner verzweifelnden Liebe in die Arme stürzt, er aber durch ihren Balsam sich plötzlich von allen Wunden hergestellt sieht, ahnen wir freilich, daß die Schöne wunderbare Kraft besitzen muß, doch noch immer können wir eine natürliche Entwickelung dieser wunderbaren Begebenheiten erwarten. Das Seltsamere tritt an die Stelle des Seltsamen, als der edle Ritter durch einen Zufall seine Frau im allerkleinsten Maßstab im Kästchen erblickt, die dann bald wieder vor ihm erscheint und das Räthsel löst. Mitleid und Furcht, Sorge und Rührung werden durch die folgende Entwickelung erregt; die Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heiteren Scherz muß sich wohl auf den Schluß beziehen. Aus der ganz allgemeinen Beschreibung der Wirkung des Märchens läßt sich freilich keine bestimmte Vorstellung von dem Inhalte desselben gewinnen.

Im dritten Theile von „Dichtung und Wahrheit", der gleich nach dem zweiten begonnen, aber erst 1814 veröffentlicht wurde, kommt Goethe noch einmal auf sein Sessenheimer Märchen zurück. Hier hören wir, Friederike habe bei dem Märchen einige Mal den Kopf geschüttelt, ihre ältere Schwester übermäßig gelacht, weil sie dabei eines Ehepaares jenseit des Rheines gedacht, das dem freilich übertrieben und märchenhaft geschilderten ganz gleiche: „er gerade so groß, derb und plump, sie niedlich und zierlich genug, daß er sie wohl auf der Hand hätte tragen können"; auch ihr übriges Verhältniß, ihre Geschichte passe ganz genau — natürlich, wenn man das Märchenhafte erst abstreift. Hier ist bloß an das äußere Verhältniß von „Raymond und Melusine" gedacht, das durch den Leichtsinn des leidenschaftlich rohen Mannes immer getrennt, dann aber durch die unendliche Liebe der gefühlvollen Frau wieder vereinigt wird. Diese Seite sollte auch wohl bei der Umgestaltung für „Dichtung und Wahrheit" besonders hervortreten, wo es dem Jüngling in den Mund gelegt wurde, der, im Gegensatz zu dem auf Spiel und Lust gerichteten Knaben, schon einen Blick in die Herzenswirren gethan, welche die Liebe in den mannigfachsten Gestalten hervorruft. Auch der Ton sollte dem freien, reicher entwickelten, heiter launigen Geiste des Jünglings entsprechen.

Jede Beziehung der „neuen Melusine" auf die Sessenheimer Liebe widerspricht dem natürlich gesunden Sinne des Dichters. Hätte er den seltsamen Einfall gehabt, über den Verlauf seiner Liebe zu Friederiken eine versteckte Hindeutung in einem unterhaltenden Märchen zu geben, unmöglich konnte er dies an der Stelle thun, wo er den ersten Eindruck Friederikens auf sein Herz schilderte, zu einer Zeit, wo er noch nicht ahnte, wie diese Neigung sich entwickeln, in welche Kämpfe sie ihn verwickeln werde, zu einer Zeit, wo er sich ganz arglos dem süßen Gefühle für das ihn lieblich anmuthende Mädchen hingab. Und wie sollte der Leser auf den Gedanken kommen, Goethe lege eine symbolische Darstellung des Ausgangs seiner Sessenheimer Liebe in eine Märchenerzählung, die er, frisch von Friederikens Wesen angehaucht, zur Unterhaltung beiden Mädchen und ihrem gemeinschaftlichen Freunde Weyland vorträgt. Das Märchen war längst vollendet, ohne jede Beziehung auf ihn selbst und Friederiken, und — man merke wohl, die Bedeutung desselben für „Dichtung und Wahrheit" ist so wenig belangreich, daß er es ganz wegläßt, es bloß nach der Ueberschrift bezeichnet. Auch widersprechen solche symbolische Bekenntnisse geradezu dem Charakter von „Dichtung und Wahrheit", da er sich hier über Alles klar und offen ausspricht, und so auch über den Grund, weshalb er von Friederiken lassen mußte, sich deutlich genug erklärt. Sagt er ja, die „schmeichelnde Leidenschaft" habe ihn hingerissen, aber später der Verstand ihn überzeugt, daß er dieser Liebe entsagen müsse; und nun soll er in einem zur Unterhaltung bei der ersten Anknüpfung des Verhältnisses erzählten, aber nicht mitgetheilten Märchen angedeutet haben, wodurch seine Trennung von Friederiken veranlaßt sei! Wer darf es wagen, so etwas der durch einfache Anmuth und lichte Klarheit sich auszeichnenden Darstellung von „Dichtung und Wahrheit" willkürlich anzuheften!

Der jetzige Sessenheimer Pfarrer Lucius, der sich um die Aufhellung der örtlichen Verhältnisse und die Zurückweisung dreister Verleumdungen großes Verdienst erwor-

ben, kann sich keinen anderen Grund von Goethe's bestimmter Hinweisung auf unser Märchen in der Schilderung des Sessenheimer Verhältnisses denken, als daß dieses „die bildliche, aber durchsichtige Darstellung des socialen und geistigen Abstandes" des vornehmen Dichtergenius von dem nicht ebenbürtigen Landmädchen sei, die künstlerische Einkleidung eines Motivs, das uns aus „Dichtung und Wahrheit" entgegenklingt — und eben deshalb, sollte man doch denken, nicht einer weit früheren, an unrechter Stelle eingeschobenen symbolischen Darstellung bedürfe. Dabei ist natürlich nur auf den allerletzten Theil des Märchens Rücksicht genommen, auf den Entschluß des irrenden Ritters, aus Liebe zu seiner Frau mit ihr Zwerg zu werden, und auf den späteren glücklich durchgesetzten Versuch, zur aufgegebenen Menschengröße zurückzukehren. So sei auch Goethe zuerst zu Friederikens Sphäre hinabgestiegen (als ob er damals gefühlt hätte, daß diese tief unter ihm stehe!), aber nach einigen Monaten habe er empfunden, daß dies ihm unmöglich, der Drang nach Freiheit, nach der mächtigen Geisteswelt, in der ihm allein wohl gewesen, habe das Band der Liebe gesprengt. Gewisse Irrthümer haben etwas Verlockendes; so haben denn auch ganz unabhängig von einander gleichzeitig Meyer von Waldeck und Bielschowsky* die Deutung von Lucius bloß dahin verbessern zu müssen geglaubt, daß sie nur den geistigen Abstand, nicht den socialen als Grund der Trennung ansahen und den springenden Punkt des Märchens in der ziemlich nebensächlichen Aeußerung des Helden fanden, er habe als Zwerg noch ein Ideal von sich selbst gehabt und sei sich manchmal im Traum wie ein Riese erschienen. So fasse Goethe das Gefühl, das ihn von Friederiken getrennt, unter dem Bilde des Ideals zusammen, das ihm wie (?) im Traum vorgeschwebt, dem nachzustreben die Verbindung mit der Geliebten ihn gehindert haben würde. Aber das Ideal des Märchenritters ist seine vorige Größe, und nicht dieses allein macht ihn unruhig und unglücklich, sondern auch die Frau, der er bereits vor der Heirath entlaufen wollte, der Ring und „so viele andere Bande", die ihn drängen, sich aus seinem widernatürlichen Zustand zu retten. Melusinens Verehrer ist ein leichtfertiger Bursche, den nur die Genußsucht treibt; von eigentlicher Liebe kann bei ihm keine Rede sein, nur von wilder Leidenschaft; diese treibt ihn auch, da er anders Melusinen nicht besitzen kann, sich das ihm Widerstrebende gefallen zu lassen, ein Zwerg zu werden, aber sein Rausch ist bald vorüber. Wie könnte Goethe in diesem gewissenlos in den Tag hinein lebenden, seiner gierigen Leidenschaft Alles gestattenden Menschen die Liebesqual seines Herzens dargestellt haben? War es ihm ja mit Allem, was er strebte und lebte, der reinste Ernst, der auf volle Entwickelung seiner Natur drang, und wenn er schwere Kämpfe bestand, so waren diese die Folge des Widerstreites des Herzens mit seiner genialen Natur. Nichts konnte ihm ferner liegen, als in dem pfiffigen Bonvivant, der überall sich mit der Wirthin und der Köchin gut zu stellen sucht, dessen einziges Sinnen lustiges Wohlleben ist, der, wenn er auch in Augenblicken, wo ihn das liebevolle Herz seiner Begleiterin anweht, eine edle Neigung zu fühlen scheint, doch jeder innigen Gemüthlichkeit unfähig ist, das Abbild seiner reinen, glühenden Liebe zu Friederiken darzustellen. Meyer giebt folgende zum Märchen selbst in Hauptpunkten nicht stimmende Deutung: „Der Jüngling, durch ein ungebundenes Leben in Abenteuer und Bedrängnisse verwickelt, (war dies denn Goethe während des ersten Straßburger Halbjahres?), findet ein anmuthiges weibliches Wesen, dem er sein Herz hingiebt (?) und von dem es wieder geliebt wird. Aber bald (?) gelangt er zur Einsicht, daß ihr Besitz ihn in Verhältnisse festketten würde, in denen es ihm unmöglich wäre, seinem innersten Wesen und Beruf — seinem Ideal — zu leben. Entschlossen vernichtet er selbst den Zauber der Liebe (?), der ihn zu ihr herabzog, befreit sich damit aus den Lebenskreisen, welchen sie angehört, wird mit seinem großen Wollen und Streben der Alte und lebt wieder seinem Ideal, indem er mit blutendem Herzen der verlorenen Liebe gedenkt." Und der am Schlusse als der alte leere, eigensüchtige und lieblose Bonvivant hervortretende Held des Märchens

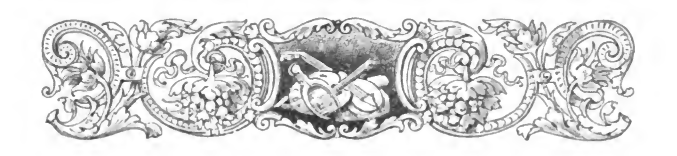
* Friederike Brion. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Breslau 1880.

gliche dem mit den tiefsten Schmerzen Friederiken entsagenden Dichterjüngling!

Bielschowsky sieht in dem Märchen nicht bloß eine Erklärung, sondern sogar eine Rechtfertigung von Goethe's Verhalten gegen Friederiken. Aber sein ganzes Leben lang war diesem nichts widerwärtiger als sich zu rechtfertigen, und so hat er gegen manche thatsächlich falsche Beschuldigungen nie ein Wort gesprochen, wie er denn einmal launig äußerte: er würde sich nicht vertheidigen, wenn man ihm Schuld geben sollte, er habe ein paar silberne Löffel gestohlen. So wies er denn auch nicht die falschen Angaben zurück, die sich in der vertraulich ihm mitgetheilten „Wallfahrt nach Sessenheim" von Näke befanden. Und er sollte sich versteckt in einem Märchen gerechtfertigt haben, da er es ganz offen thun konnte? Und in „Dichtung und Wahrheit", wo er nur darstellen wollte? Wußte er ja, daß Wohlwollende und Einsichtige sein Streben nicht verkennen würden, gegen Mißwollen und Verdächtigung jedes Wort vergeblich sei. Bielschowsky bezieht sich auf eine durch Goldsmith's „Landpriester von Wakefield" in seiner Darstellung von Sessenheim veranlaßte allgemeine Bemerkung Goethe's: der Mensch sei in ewigem Schwanken, bis er sich entschließe zu erklären, das Rechte sei, was ihm gemäß sei. Er soll dies auf sich, insonderheit auf sein Sessenheimer Verhältniß bezogen haben. Die Verbindung mit Friederiken sei nicht das Rechte gewesen, weil sie seiner Natur nicht gemäß, und deshalb habe er sich berechtigt gefühlt, das Verhältniß zu brechen. Gerade dieses besage das Märchen. Um dies zu ermöglichen, bedarf es aber eben eines Zauberringes, welcher aus dem Märchenritter einen ganz anderen, von edlem Gefühl und inniger Liebe erfüllten Menschen macht. Die beste Auskunft über den Abbruch des Verhältnisses zu Friederiken geben uns Goethe's Briefe aus Sessenheim, nur muß man nicht einzelne Aeußerungen herausreißen und ihnen einen anderen Sinn unterschieben, wie es Bielschowsky gethan.

Doch kehren wir zu unserem Märchen zurück. Nicht ohne Absicht nannte Goethe es „Die neue Melusine": seinen Inhalt bildet das Zusammentreffen der Pygmäenprinzessin mit dem gewissenlosen Menschen auf ihrer zur Freite nach einem menschlichen Gatten angetretenen Weltreise; sie sucht einen von treuer Liebe erfüllten Mann, aber ihr gutes Herzchen spielt ihr den schlimmsten Streich, da sie, nachdem sie manchen geprüft, aber keinen ihrer würdig gefunden hat, endlich von diesem Burschen bethört wird, der, ohne Ahnung von Liebe und Treue, nur Befriedigung seiner sinnlichen Lust verlangt, die ihm das Ein und All des Lebens ist, und so die erste Gelegenheit ergreift, der treu an ihm hängenden Gattin zu entfliehen. In dieser Beziehung paßt Melusinens Mißgeschick ganz in den Kreis der so mancherlei Herzensirrungen darstellenden Novellen der „Wanderjahre"; wenn aber Goethe sie in der Sessenheimer Laube erzählen lassen wollte, so bestimmte den Dichter dazu wohl das höchst ergötzliche Hereinragen des Zwergenreiches, dessen liebevolle, auf menschliche Fortpflanzung ihres Geschlechts ausgehende Prinzessin einem so gefühllosen, rohen, nur in sinnlicher Leidenschaft starken Vagabunden verfällt, welcher seine Geschichte nur als ein wunderliches Abenteuer betrachtet, dem er glücklich entkommen.





Literarische Mittheilungen.

Literarhistorische Monographien.



Die Detailuntersuchung über die Schriftsteller, welche im Beginn unserer classischen Dichtungsepoche lebten, geht emsig weiter, und so werden die Grundlagen für ein wissenschaftliches, d. h. die Entstehung wirklich allseitig erklärendes Verständniß gelegt. Die literarhistorische Monographie steht auf diesem Gebiet in Blüthe, und das darf besonders Wilhelm Scherer als Verdienst zugesprochen werden.

In den von ihm im Verein mit Straßburger Collegen gegründeten Quellen und Forschungen empfangen wir eine Monographie über Brawe, den Schüler Lessing's: **Joachim Wilhelm v. Brawe, der Schüler Lessing's.** Von Adolf Sauer. (Straßburg, Trübner.) Natürlich lenken auch hier vor Allem die Beziehungen zu Lessing den Blick auf sich. Im October 1755 war Lessing wieder nach Leipzig, der Stätte seiner Universitätsstudien und ersten dramatischen Erfolge, zurückgekehrt und blieb daselbst bis 1758. Dort bildete sich um ihn der Freundeskreis, in dessen regsamem, genial bewegtem Verkehr Brawe schon in so früher Jugend zum Manne geworden ist; vergönnte ihm doch das Schicksal nur ein kurzes Leben. Christian Weiße, Ewald v. Kleist bildeten mit Lessing den Stamm; von Halberstadt kam Gleim herüber, von Dresden Johann Joachim Ewald. Weiße in seiner Selbstbiographie bewahrt uns ein Beispiel der Gespräche, die da geführt wurden, auf. Der mystische Leipziger Philosoph Chrusius, der die Freiheit tiefsinnig zu rechtfertigen sich bemühte, hatte Brawe unter seinen Schülern, und dieser vertheidigte den Lehrer in der Gesellschaft, wo dann Lessing, der Determinist, gern neckend Brawe in Discussionen verwickelte, aus denen die unphilosophischen Genossen Kleist und Weiße durch manchen Scherz die Kämpfenden zurückzurufen bemüht waren. — Die Untersuchung ist durchaus auf solide Detailkenntniß des literarhistorischen Materials gebaut und liest sich angenehm.

Einen anderen, etwas späteren Dichter dieser aufsteigenden Epoche hat zum Gegenstande: Falck, **Der Dichter Lenz in Livland.** Eine Biographie nebst einer bibliographischen Parallele zu Bernays' jungem Goethe von 1766 bis 1768, unbekannte Jugenddichtungen von Lenz aus derselben Zeit enthaltend. (Winterthur, Westpheling.) Lenz ist noch heute der Gegenstand erregter und leidenschaftlich streitender Untersuchungen. Falck sagt mit Recht von ihm: Lenz erinnere an die Gestalt des Verdammten in Michel Angelo's „Jüngstem Gericht", der sich die Hand vor das Gesicht hält und dadurch unwiderstehlich den Blick des Beschauers fesselt, der ihm gern die Hand wegzöge, um sein Antlitz unverhüllt zu schauen. Durch die Enthüllung seiner Jugendgeschichte — dies ist Falck's Idee — lernt man ihm erst ins Gesicht sehen, und Falck standen seitens der Familie Materialien zu Gebote, welche die Abfassung einer solchen Jugendgeschichte ermöglichten. Ein vortrefflicher Bericht über die heutigen Fundorte des zerstreuten Nachlasses zeigt, daß Falck ganz der Mann ist, uns mit einer Biographie von Lenz zu beschenken, von welcher die vorliegende Jugendgeschichte nur ein Vorläufer sein soll. Man blickt hier in die maßlos gefühlsüberschwängliche religiöse Jugendpoesie von Lenz, durch welche er mit dem Klopstock'schen Kreise zusammenhängt und welche dann wie bei Wieland und so manchem anderen Dichter jener Tage durch weltfrohe Dichtung abgelöst wird. Man gewahrt wohl, zumal wenn man

auch die hier zuerst abgedruckten anderen religiösen Gedichte hinzunimmt, wie vom Pietismus zu der religiösen Poesie und von dieser zur Sentimentalitätsepoche ein Uebergang im Gemüths- und Phantasieleben sich vollzieht. Möchte das Ganze dieser Biographie bald hervortreten; denn die Darstellung der Jugendgeschichte zeigt, wie der Verfasser in der That der rechte Mann für diese Arbeit ist.

Aus einer viel späteren Epoche empfangen wir einen werthvollen literarhistorischen Beitrag in: **Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm.** Mit Anmerkungen herausgegeben von Alexander Reifferscheid. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) Das ist eine Correspondenz, in welcher zumal das Gemüth des genialen, herrlichen Jakob Grimm, des gewaltigen, reinen, in dieser Verbindung der Eigenschaften ganz einzigen Menschen, voll zur Erscheinung kommt. Menschen von starkem Gemüthsleben, von religiösen und vaterländischen Heimathsgefühlen echtester Art, auf altem Familienbesitz ruhend, lauschend auf den Athem, möchte man sagen, des ihnen trauten deutschen, westfälischen Volksgemüths, wie er in Märchen und Sagen hervorbricht: diese Menschen nahmen Theil an den Sammlungen der Brüder, was ihnen insbesondere als echten Deutschen Bedürfniß war; wissenschaftlicher Verkehr und Menschliches durchdringen sich innigst. Man höre, wie Jakob an die beiden Fräulein von Haxthausen schreibt und wie das Innerste seines herrlichen, nie genug zu preisenden Gemüthes dabei hervortritt: „Federn und Blumen von Ihnen kommen mir täglich vor Augen, denn sie liegen in meinen Handbüchern, es ist also nicht Vergessenheit, daß ich weder schreibe noch reise. Ich bin, was man hier so nennt, ein rechtes Hausstück; doch brav spazieren gehe ich Tag aus Tag ein und weiß alle Fußpfade und Stege über die Bäche auswendig; für glücklich halte ich mich nicht, allein Gott hat mir im Grunde ein heiteres Gemüth verliehen, das gleich wieder ausmauert, wo es Risse und Lücken setzt. Meine Arbeiten gedeihen mitunter, das freut und tröstet mich auch. Vor einigen Monaten ist die neue Auflage meiner Grammatik fertig geworden; ein dickes Buch von 1100 Seiten, garstig gedruckt und auf schlechtem Papier; ich hüte mich wohl, es Ihnen zu schicken, Sie würden sagen: wozu solche Häkelei mit den Buchstaben und Wörtern! Ich muß mich aber vertheidigen und sprechen: Gott hat auch das Kleine wie das Große geschaffen, und Alles, was der Mensch genau betrachtet, ist wunderbar, Sprache, Wort und Laut. Das Sandkorn bestätigt uns den Sinn und die Bedeutung der großen Kugeln, wovon unsere Erde eine der kleinsten ist. Dieser Tage las ich ein schönes Buch von Schubert: ‚Die Urwelt und die Fixsterne', das mich sehr erbaut hat, es ist aber schwer zu verstehen. Unsere Vorstellungen von Zeit und Raum sind so dunkel und klein. Sie haben wohl Manches davon gehört, wie sich das Volk die Ewigkeit deutlich zu machen sucht, zum Beispiel: gesetzt der Erdball bestände aus lauter Hirsekörnern und alle tausend Jahre käme ein Vögelein gepflogen und pickte ein Körnlein weg, so gelte das nichts gegen die Ewigkeit. Auf der Insel Ceylon theilt man die Zeit in viele Perioden, diese Perioden wieder in viele Antekalpen. Eine einzelne Antekalpe ist aber keine kleine Zeit, sondern sie dauert so lange, als ein harter Stein von neun Fuß Höhe, Dicke und Breite Zeit braucht, um durch das sanfte Anstreichen des Musselingewandes einer Göttin, welche alle tausend Jahre einmal an dem Steine vorübergeht, so abgenutzt und klein zu werden als ein Sandkorn." Und wie fein, edel, in der Empfindung tief sagt in einem anderen Briefe Wilhelm Grimm von der Wirkung langjähriger Trennung: „Die Gesichtszüge der Menschen erblassen nach und nach vor uns, der Klang der Stimme wird fremdartig, aber jene Gesinnung, die innere Theilnahme an unserem höheren Dasein, bleibt, wo sie auf diese Art lebendig ist, unverwelkbar; und sollten noch Jahre vergehen, ehe wir uns wiedersehen, wir würden doch bald den alten Ton und das alte Vertrauen wiedergefunden haben." Doch wozu Einzelnes hier mittheilen, um die Leser einzuladen? Das ganze hübsche, anmuthigst ausgestattete kleine Buch enthält wie Perle an Perle Gefühle tiefsten, edelsten Empfindens der beiden Brüder.

Hier mag denn — wenn auch nicht direct hierher gehörig — zweier Publicationen gedacht werden, deren eine uns Sophokles von Neuem übertragen darbietet, während die andere nachgelassene Arbeiten Leopardi's in ihrem italienischen Texte veröffentlicht. **Die Tragödien des Sophokles.** In den Versmaßen der Urschrift ins Deutsche übersetzt von Carl Bruch. (Breslau, Morgenstern.) Wir begrüßen diese Uebertragung mit lebhafter Freude. Das Princip, die Versmaße der Urschrift zu Grunde zu legen, ist zweifellos richtig, und wer in den Originalen je gelebt hat, erträgt kaum die Verzerrung, welche in einer Abänderung dieser Versmaße liegt. Innerhalb dieser Aufgabe aber kennen wir keine Lösung, welche mit der vorliegenden gleichen Werthes wäre. Freilich kann eine Uebertragung, welche sich die Aufgabe einer idealen Reproduction setzt, sich nicht jeder einzelnen Wendung des Textes anschmiegen; ihr freier Fluß erfordert eine ungehemmtere Bewegung. Aber wir haben auch insbesondere von den so schwer übertragbaren Chorliedern noch keine Uebersetzung empfangen, welche sich in dem leichten, schönen Fluß der Rede mit der vorliegenden messen könnte. — **Opere inedite di Giacomo Leopardi. Publi-**

cate da Giuseppe Cugnoni. Vol. I. (Halle, Niemeyer.) Die Leser dieser Blätter haben durch die meisterhaften Uebertragungen des genialen pessimistischen Schriftstellers von Paul Heyse, die in den „Monatsheften" zuerst veröffentlicht worden sind, gewiß ein lebhaftes Interesse für den unglücklichen Dichter gewonnen. Die vorliegende Publication will, wie die Vorrede darlegt, die Entwickelung der Studien Leopardi's aus seinen vereinzelten und theilweise nur fragmentarisch niedergeschriebenen Arbeiten erläutern, und sie will solchergestalt in die Entstehung der wunderbaren Kunst zu schreiben, die Leopardi eigen war, einen Einblick geben. In der That ebenso interessant als instructiv ist dieser Einblick. Es sind philologische Arbeiten, und nichts ist für den merkwürdigen Mann charakteristischer, als daß ihn die Rhetoren besonders anzogen. Es sind Entwürfe eigener Schöpfungen, von welchen er nach den Briefen an seine Freunde große Massen in seinen Papieren liegen hatte und von denen sich hier einige erhalten haben. So sieht man in Wirklichkeit durch diese vortreffliche Publication in die Werkstatt des großen Schriftstellers.

Die politische Correspondenz Friedrich's des Großen.

Politische Correspondenz Friedrich's d. Gr. Erster und zweiter Band. (Berlin, Alexander Duncker.) Diese Bände eröffnen ein Unternehmen, welches für das Verständniß der Grundlegung unseres gegenwärtigen Deutschland von epochemachender Bedeutung zu werden verspricht.

Es sind nunmehr bald vierzig Jahre, daß die Akademie in Berlin ihre classische Ausgabe der Werke Friedrich's d. Gr. in Angriff nahm; einige dieser Werke waren in der Akademie vorgelesen worden, und der große König war nicht nur Gönner, sondern Mitarbeiter der Berliner Akademie der Wissenschaften gewesen. Die vorliegende Edition derselben Akademie beabsichtigt, das volle Bild seiner Regierung in deren unmittelbaren Zeugnissen zu entrollen. Der Herausgabe der literarischen Werke Friedrich's tritt die Zusammenstellung der Urkunden seiner Staatslenkung zur Seite. Und zwar beschränkt sich die nunmehr beginnende Publication auf die politische Correspondenz, d. h. sie betrifft nur Friedrich's d. Gr. Arbeit in den auswärtigen Angelegenheiten. Natürlich bilden die unmittelbarsten und bezeichnendsten Urkunden der Action des großen Königs seine eigenhändigen Denkschriften, Instructionen, Aufzeichnungen oder auch nur Marginalien zu den durch seine Hände gehenden politischen Actenstücken, sowie seine eigenhändige Correspondenz mit seinen Vertrauten und mit leitenden Staatsmännern des Auslandes oder Souveränen. An sie schließt sich jene große Masse von Acten, angesichts deren der Antheil Friedrich's d. Gr. schwerer in seinen Grenzen festzustellen ist, Schriftstücke, die unter seinem Dictat entstanden und nach seinen Directiven entworfen sind. — Die Reihenfolge, in welcher diese Papiere vorgelegt werden, ist die chronologische; in der That wäre jeder Versuch einer sachlichen Gruppirung daran gescheitert, daß insbesondere in den eigenen Schreiben des Königs ganz verschiedene schwebende Fragen besprochen werden, so daß viele dieser Papiere dann unter verschiedene Abschnitte gehören würden. — So blickt man denn nunmehr schon in diesem ersten und zweiten Bande in die innerste Werkstatt dieses außerordentlichen politischen Kopfes, zugleich in die Werkstatt, aus der die preußische Weltstellung hervorging. Denn man kennt die Worte Stein's in seiner Denkschrift über die Cabinetsregierung Friedrich Wilhelm's III.; in treffendster Weise beweist Stein, wie von dem Cabinet Friedrich's Alles ausging, was in der preußischen Politik damals geschah, und wie in diesem Cabinet Er allein erwog, Entschließungen faßte, begründete; sein Cabinetssecretär war seine Hand, während die Cabinetsräthe in nachfolgenden Regierungen selber lenkten. Man bemerkt nun in dieser Correspondenz, wie der König selbst die Verbindung mit seinem Minister des Auswärtigen vornehmlich auf schriftlichem Wege unterhielt, und seine am Rande der amtlichen Schriftstücke befindlichen Verfügungen bilden einen sehr interessanten Bestandtheil der Correspondenz, welche von diesem einsamen Cabinet aus geführt wurde. — Ungern vermißt man in der musterhaften Edition hier und da ein Wort, einen Satz: die Energie des großen Königs im Ausdruck seiner persönlichen Gefühle über Gesandte und Staatsmänner war so groß, daß das Wort, welches er wählte, manchmal auch heute noch Gefahr läuft, die Gefühle der Nachkommen derjenigen Männer zu verletzen, über welche er sich äußerte.

Literarische Notizen.

Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins. Prolegomena zu jeder künftigen Ethik. Von Ed. v. Hartmann. (Berlin, Carl Duncker.) Ein zweites Hauptwerk Hartmann's, des Verfassers der „Philosophie des Unbewußten", darf auf lebhaftes Interesse in weiteren Kreisen rechnen. Der starke Band enthält eine Einleitung in die Ethik, Prolegomena zu einer solchen. Und zwar bahnt sich der Verfasser hier seinen Weg zur Aufstellung eines philosophischen Princips durch eine umfassende Induction über das sittliche Bewußtsein, d. h. die Grundsätze, Ideale der Sittlichkeit. Er macht also wie Kant das sittliche Bewußtsein selber zum Gegenstand seiner Untersuchung; aber er beschränkt sich hierbei mit Recht nicht auf eine Analyse des eigenen sittlichen Bewußtseins, sondern sucht das der Menschheit selber, wie es in der Geschichte gegeben ist, zu umfassen. Und zwar geht er von der Ueberzeugung der aufsteigenden Entwickelungsrichtung des Menschheitsbewußtseins aus, und seine Phänomenologie leitet die einzelnen Standpunkte des sittlichen Bewußtseins aus einander ab. Jedoch wie die Phänomenologie Hegel's, welche das Vorbild dieses Verfahrens ist, zwischen einer idealen Construction des menschlichen Bewußtseinsinhaltes und einer philosophischen Darstellung des geschichtlichen Verlaufs nach seinen Momenten in der Mitte steht, so nimmt auch die vorliegende Phänomenologie eine solche Mittelstellung ein. Denn die Standpunkte des sittlichen Bewußtseins werden hier einerseits aus der Geschichte aufgenommen und mit augenscheinlicher Beziehung auf die geschichtlich hervorgetretene Lehre einzelner philosophischer Denker charakterisirt, andererseits in eine ideale Reihe des Geschehens gerückt, in welcher der einzelne Standpunkt sich entfaltet, alsdann in seiner Unfähigkeit, das sittliche Grundgesetz des Lebens auszusprechen, offenbar wird, somit sich vor unseren Augen auflöst und einen anderen höheren vorbereitet. Und so zeigt sich uns das sittliche Bewußtsein gemäß der in ihm liegenden Nothwendigkeit in einer Entwickelung von Standpunkten, ohne daß doch die Abfolge dieser Standpunkte mit der historischen übereinstimmte, in welcher sich thatsächlich das sittliche Bewußtsein der Menschheit entwickelt hat. Hartmann glaubt, die Fehler der Hegel'schen Dialektik vermieden und den wahren Kern derselben hier zur Anerkennung gebracht zu haben. Der wahre Kern der in der Hegel'schen Phänomenologie vorliegenden Dialektik laborirt aber eben an dem Widerspruch, den R. Haym so bezeichnete: diese Phänomenologie sei eine durch Psychologie in Verwirrung gebrachte Geschichte, eine durch Geschichte in Verwirrung gebrachte Psychologie. Eine Induction, wie wir sie dringend wünschen müssen, eine wirkliche Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins wird diesen Fehler Hegel's in erster Linie vermeiden müssen, sie wird in klarer Treue und nüchterner Exactheit den historischen Befund aufzufassen haben.

Gedichte. Von Hieronymus Lorm. (Dresden, E. Pierson.) Die Thatsache einer dritten Auflage, in der die Gedichte Lorm's uns vorliegen, spricht mehr als alles Andere dafür, daß die lyrische Eigenart des Dichter-Philosophen immer entschiedener zur Anerkennung und gebührenden Würdigung gelangt. Die Gedichte Lorm's erheben Fragen, welche sonst in abstracter, trockener Form nur ein Interesse des Verstandes beanspruchen, zu einem warmen und leidenschaftlichen Interesse des Herzens. Mit jugendfrohem Enthusiasmus besingt der Dichter Liebeslust und Weh, mit seelenvoller Wärme die Freuden, mit edler Resignation die Leiden des Erdendaseins. Für jegliche Stimmung findet er in der Poesie einen volltönenden Ausdruck — die auch in der Form vorzüglichen Gedichte müssen Jeden tief ergreifen, der über dem Kampf ums Dasein die Empfindung für die Räthsel des Daseins nicht ganz verloren hat. Es ist ein landläufiger, aber falscher Gemeinplatz geworden, Hieronymus Lorm den „Lyriker des Pessimismus" zu nennen. Dadurch wurden seine Gedichte weiteren Leserkreisen, zumal aber den Frauen, fast entfremdet, bei denen sie vielleicht gerade stimmungsvollen Widerhall erwecken müßten. Denn ihnen sind die schönsten und farbenreichsten Blüthen seiner Poesie geweiht. Es scheint vielmehr, als berge sich hinter dem vielberufenen Pessimismus Lorm's jener „grundlose Optimismus", dessen Weltanschauung er in seinem berühmten Essay: „Die Muse des Glücks", so meisterhaft gezeichnet hat — ein mit positiven und rationellen Gründen nicht zu erklärender Aufschwung über die Misère und den Jammer des Lebens. Er verweist deshalb in das luftige Reich der Poesie, was mit kühler Reflexion und dürren logischen Fundamentalsätzen einmal nicht zu deuten ist. Hoffentlich läßt sich die deutsche Lesewelt durch die Phrase von dem poetischen Pessimismus Lorm's nicht abschrecken und bildet sich aus diesen gesammelten Gedichten ein selbständiges Urtheil über die lyrischen Dichtungen eines Poeten, der in unserer der Lyrik so abholden Zeit

doppelt willkommen sein und. als der Besten einer anerkannt werden müßte.

Die Geschichten des Majors. Von Hans Hopfen. (Berlin, F. Schneider u. Co.) Unter den Erzählern der Gegenwart ist Hans Hopfen ohne Frage einer der originellsten und infolge dessen interessantesten. So oft er mit einer neuen Schöpfung auf dem Plan erscheint, bietet er etwas Besonderes, wenn auch nicht immer gleich Bedeutendes — meist in neuen Formen. Das vorliegende Buch, das durch ein sehr stimmungsvolles, den Manen der jungverschiedenen Gattin geweihtes Gedicht die große lyrische Begabung Hopfen's von Neuem wieder in den Vordergrund treten läßt, ist ebenfalls originell in der Form wie in der Ausführung. Der alte Major erzählt seinem Kreise drei Geschichten aus seinem militärischen Leben — „Der verlorene Kamerad", „Die Wette Schabernack's", „Flinserl's Glück und Ende" —, die zwar nicht gleichwerthig sind, die aber alle drei ein seltenes Compositionstalent, eine nicht minder bedeutende Darstellungsgabe verrathen und die gleich fern von Pathos wie von Reflexion in der vollen Objectivität das Geheimniß ihrer Wirkung suchen. Die bedeutendste ist wohl unstreitig „Flinserl's Glück und Ende", die wahrhaft ergreifende Geschichte eines Hundes. In der „Wette Schabernack's" überwuchert hier und da das Episodenwerk, auch ist die Wette um eine Heirath von vornherein ein peinliches Thema. „Der verlorene Kamerad", der leichtlebige Pius, nimmt dagegen unser Interesse durch seine merkwürdigen Schicksale und durch sein seltsames Ende in Anspruch. Man darf wohl, ohne Widerspruch zu erfahren, behaupten, daß dieses Buch eine der reifsten Schöpfungen des beliebten Schriftstellers ist.

Frühlingsstürme. Novellen. Von Wilhelm Jensen. 2 Bde. (Leipzig, Richard Eckstein.) Von den hier veröffentlichten Erzählungen eines der productivsten unserer Romanschriftsteller ist den Lesern der „Monatshefte" die Novelle „Ein Ton" gewiß noch in angenehmer Erinnerung. Auf denselben Ton sind auch die anderen drei Erzählungen gestimmt, von denen die erste, „Monika Waldvogel", den Preis verdient; der Reichthum der Phantasie und Erfindung, die geistvolle Erzählungsweise Jensen's sind zur Genüge bekannt, und selbst wo diese Phantasie oft allzu kühn wird und die Darstellung sich etwas ins Bizarre verirrt, folgt man dem Dichter doch gern auf seinen Wanderungen durch das Jammerthal, als welches ihm diese Erde erscheint.

Das goldene Kalb. Von Rudolf v. Gottschall. 3 Bde. (Breslau, Eduard Trewendt.) Der Gedanke, daß der Tanz um das goldene Kalb gegenwärtig von allen Schichten der Gesellschaft geführt wird, daß Hoch und Niedrig, Reich und Arm in diesem tollen Reigen sich bewegen, wird in diesem Romane mit großer Correctheit, aber ohne die poetische Kraft durchgeführt, die zu einem solchen Gemälde des modernen Lebens gehört. Die Reflexion überwiegt, während die poetische Erfindung zurücktritt. In einzelnen Scenen hat der Autor auch des Guten zu viel gethan, indem er Schilderungen aus niederen Lebenskreisen entwirft, die der Wirklichkeit kaum entsprechen dürften. Im Allgemeinen ist Gottschall die Schilderung der höheren Lebenskreise, „der oberen Zehntausend", besser gelungen. Die Darstellung ist, wie dies von einem so bedeutenden Autor wohl nicht anders zu erwarten, eine durchwegs abgerundete und sorgfältig gefeilte.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Entgleist.

Novelle

von

Ernst Wichert.

s war ein abscheulich kalter Wintertag.

Schon tausendmal hatte ich's im Stillen bereut, dem Drängen des Theaterdirectors nachgegeben zu haben, der durchaus für den Heroismus, eins meiner älteren Versstücke zu insceniren, durch eine volle Abendkasse belohnt sein wollte und sich von der bereits angekündigten „Anwesenheit des verehrten Dichters" einigen Zulauf versprach. Es war zu rührend, wie er mir seine „Opfer für die Kunst" vorrechnete, einen neu angeschafften Mantel von rothem Sammet mit Pelzbesatz ins Treffen führte, dem Darsteller der Hauptrolle, der „sechzehn Bogen" hätte lernen müssen, eine Genugthuung wünschte und die „erwärmende Wirkung persönlicher Beziehungen zwischen Autor und Publikum" zu berücksichtigen bat. Er hatte sogar das große Wort gelassen ausgesprochen: „Alle Anziehungskraft schauspielerischer Darstellungen wurzelt in der Neugierde; wer sie rege zu machen weiß, darf sogar wagen, den Leuten einmal etwas Gutes vorzusetzen." Wer hätte einer so aufrichtigen Schmeichelei widerstehen können?

Und nun saß ich in einem Coupé zweiter Classe mit einem Tagesbillet in der Tasche — schon in der nächsten Nacht mußte ich wieder die Rückreise antreten und hatte mich daher so billig eingerichtet. Ich hielt bereits einige Stunden meinen Eckplatz rückwärts und war trotz eines warmen Ueberziehers, eines darüber gehängten Mantels und einer vorgelegten Decke tüchtig durchgefroren. Der Thermometer hatte mich Morgens durch seine siebzehn Grade erschreckt, und die Kälte nahm im Laufe des Tages sicher noch zu. Dabei war der Himmel blau und

die Sonne schien; die Eiskrystalle auf den Glasscheiben über den Thüren glitzerten und blitzten, während auf der anderen Seite der Dampf aus dem Schornstein der Locomotive in schwarzen Wolken vorbeijagte. Die Räder polterten ungewöhnlich laut auf dem gefrorenen Damm, und wenn der Zug hielt, knarrte der Schnee unter den Schritten der Schaffner, die an den Waggons entlang gingen; der Zugführer vergaß nicht, fleißig die Achsen revidiren zu lassen, und dem Anschlagen des eisernen Hammers folgte stets ein schriller Ton, der durch Mark und Bein ging.

Ich hatte ein Sopha für mich allein. Das gegenüber war leer. Auf dem anderen aber hatte sich's ein Herr in einem gewaltigen Wolfspelz bequem gemacht, dessen breiter Kragen hoch aufgeschlagen war und nicht nur die Pelzmütze überragte, sondern auch zu beiden Seiten des Gesichts vorstieß, so daß nur durch eine enge Spalte etwas von der rothen Nase und dem gelben Schnauzbart zu bemerken blieb. Pelzstiefel, die für Elephantenfüße bestimmt zu sein schienen, standen unbeweglich auf dem Boden. Er hatte, schon als ich einstieg, die Hände in den mächtigen Pelzaufschlägen über dem Bauch gefaltet und hielt sie so in unveränderter Lage, von Zeit zu Zeit lebhaft schnarchend.

Auf dem Sopha seitwärts saß ein Herr und eine Dame, offenbar ein Ehepaar. Er war schmächtig, hatte eine halbe Cigarre im Munde stecken, die längst nicht mehr brannte, und rieb sich unaufhörlich die Hände. Seine wohlgenährte bessere Hälfte hielt vor sich auf dem Schoße einen großen Kober, der Reste von Eßwaaren enthielt, und sprach mitunter zur Erwärmung dem Inhalt einer Flasche zu, deren Hals hervorsteckte. Aus den spärlichen Brocken eines Gesprächs, die sie einander zuwarfen, entnahm ich, daß sie in jener Theaterstadt zu Hause waren.

Meine Reisegefährtin sprach eigentlich nur, um in immer neuen Wendungen die Besorgniß zu Tage zu bringen, daß der Schaffner unser Coupé noch mehr „vollstopfen" könnte, was angesichts des leeren Sophas etwas sonderbar klang. Hauptsächlich fürchtete sie aber das Oeffnen der Thür wegen der eiskalten Zugluft, die dabei einströmte, und ihre Entrüstung war unerschöpflich in Variationen, als auf einer Station der Schaffner die Thür aufriß, nur um hineinzufragen: doch Niemand hinzugekommen? Ihr Mann sollte durchaus in das Beschwerdebuch — natürlich erst am Heimathsort — eine Eintragung machen, damit „der ungeschliffene Mensch seinen gehörigen Wischer abbekomme".

Sie hatte ihm auch sofort irgend eine Freundlichkeit gesagt, die nicht vergessen sein mochte. Denn kaum war zwei Stationen weiter der Zug zum Stehen gebracht und das Signal mit der Glocke gegeben, als die Thür sperrweit aufging und der Tyrann im Schafspelz vor derselben sichtbar wurde. Unsere Ungnädige schrie sofort auf, zog den Mantel fester um die Füße und das Kopftuch über die Nase. Es half aber nichts, der Schaffner war unbarmherzig. Neben ihm standen zwei Damen, die mit ihm wegen eines Platzes verhandelten. Die ältere blickte prüfend in unser Coupé hinein. „Aber da sitzen ja auch Herren!" — „Ich sagte Ihnen schon: das Damencoupé ist ganz besetzt." — „Aber wenigstens für Nichtraucher . . ." — „Da können Sie's vor Tabaksqualm nicht aushalten."

„Mein Gott! So beeilen Sie sich doch!" schrie unsere Madame hinten aus der Ecke vor. „Blasel — läßt du dir denn Alles gefallen?"

„Ich muß schon sehr bitten," sagte der Schaffner, ohne Ungeduld zu verrathen oder die Luftspalte auch nur um Zolles Breite zu verengen.

„Nun — willst du's wagen, Adelchen?"

„Warum nicht, Mama? Es dauert ja nicht lange."

„Fast zwei Stunden."

„Ach —! wenig über anderthalb."

„Aber wollen die Damen nicht endlich . . ." rief's aus der Ecke im höchsten Discant. „Man kann sich hier für sein Leben krank machen. So legen Sie doch wenigstens die Thür an — Sie, Herr Schaffner!"

Blasel erhob sich, beugte sich über mich und versuchte den Riemen zu fassen. Dabei fiel ihm die Cigarre aus dem Munde auf meine Decke. „Entschuldigen Sie — sie brennt nicht," versicherte er sehr überflüssig und klopfte die Asche fort.

Indessen hatten die beiden Damen draußen einander zum Abschied umarmt und geküßt.

„Bange dich nicht zu sehr nach mir, Mamachen."

„Schone dich nur, Adele, und tanze mir nicht zu viel."

„So viel ich irgend kann, Mamachen."

Es wurde nicht klar, ob dies auf den ersten oder zweiten Theil der Warnung ging.

„Empfiehl mich der Frau Landschaftsräthin und sage, ich hätte eigentlich gar nicht einwilligen wollen —"

Ein Kuß schnitt diese Auseinandersetzung ab.

„Lebe wohl — lebe wohl: ich will's schon gut bestellen und alle Schuld auf mich nehmen."

Das junge Dämchen hüpfte wie ein leichter Vogel von Sprosse zu Sprosse und zuletzt in das Bauer hinein.

„Gott sei ewig Dank!" brummte Frau Blasel.

Nun wurde aber noch allerhand Gepäck Stück nach Stück hineingereicht: ein großer Carton von Pappe mit einem rothen Kreuzbande geschlossen, einige Schächtelchen von verschiedener Größe, zwei Handtäschchen, ein Paar Schlittschuhe mit zierlichstem Riemenzeug, eine Notenmappe. Fräulein Adele — ich wußte ja nun ihren Namen — warf die Sachen kunterbunt auf das leere Sopha, probirte, ob sie daneben noch Platz hätte, sprang eilig wieder auf, als der Schaffner schließen wollte, und streckte die Hand hinaus. „Adieu, Mama, adieu! In drei Tagen bin ich wieder bei dir. Sie halten's nicht länger mit mir aus — ha, ha, ha! — und ich nicht ohne euch."

„Sei nur hübsch artig —"

Nun klappte wirklich die Thür ins Schloß. Adele warf einen Blick über ihre Reisegesellschaft hin und grüßte etwas unsicher Madame Blasel, die ihre Nase aus dem Tuch wickelte. Der Herr im Wolfspelz war aufmerksam geworden und hatte den Kragen auf der einen Seite hinabgekippt, auch mit dem Oberkörper eine halbe Wendung gemacht. Das Fräulein gönnte ihm aber keine Secunde lang die Musterung des niedlichen Gesichts. Dasselbe drehte sich sogleich wieder dem Fenster zu; die Hand versuchte die Eiskruste fortzureiben; der Kopf nickte lebhaft hinaus. „Was sagst du, Mama? Ich verstehe nichts. Nein, wirklich! ich verstehe kein Wort. Das Beste hat sie gewiß vergessen." Sie zog am Riemen und faßte oben in den Ring, das Fenster niederzustoßen. „Ach, mein Herr —" wendete sie sich an mich, „können Sie nicht . . .? Es geht so schwer."

Madame Blasel intervenirte eifrig, und mein Zögern war deshalb gewiß gerechtfertigt. Der Wolfspelz stand aber mit unvermutheter Beweglichkeit auf, schritt mit den Elephantenfüßen vor, ohne auf Herrn Blasel's Beine Rücksicht zu nehmen, und brachte mit einem kräftigen Ruck das Fenster zum Weichen. Der Kopf mit dem kleinen Pelzbarett fuhr sofort durch die Oeffnung. „Befiehlst du noch etwas, Mama?"

„Willst du nicht doch mein Tuch mitnehmen? Dich wird frieren."

„Ach! mir ist so heiß!"

„Die weißen Handschuhe liegen zwischen den Taschentüchern."

„Ich werde sie schon finden. Grüße Fips. Wenn der hätte mit können!"

„Der Spitz wäre ein Spielzeug unterwegs gewesen, nicht wahr?"

„Ach! ich brauche wohl immer ein Spielzeug —!"

Madame Blasel hustete unter dem Tuch vor. Zum Glück läutete in demselben Moment die Glocke. Aus der eingefrorenen Dampfpfeife preßte sich ein schneidender Ton. Das Fräulein hielt sich rasch die Ohren zu und nickte mit lachendem Gesicht hinaus. Die Räder knisterten auf den Schienen, das Stationshaus bewegte sich rückwärts. Wir fuhren wieder.

Adele ließ sich ins Sopha zurückfallen, ohne sich um das offene Fenster weiter zu kümmern. Ich erlaubte mir es aufzuziehen. „Wenn's nur nicht zu warm werden wird," meinte sie.

Man begriff diese Besorgniß nicht, wenn man sie betrachtete. Ein kurzes, knapp die Taille umschließendes Röckchen mit schwarzem Pelzbesatz schien mehr Ausputz als Bewärmungsmittel. Dazu gehörte freilich noch ein ganz kleiner Muff mit langem Zottelhaar, der fortwährend über den Händen gedreht wurde, und das schon erwähnte Sammetbarett mit Pelzverbrämung, das nach Art einer Studentenkappe auf die Stirn hinabgedrückt war und das blonde Haar nicht hinderte, in zwei starke, kurze Zöpfe mit krausen Büscheln unter den Bandschleifen auszulaufen. Ueber der Stirn war es geradlinig abgeschnitten und reichte fast bis zu den Augenbrauen, die wie mit dem Pinsel scharf ausgezogen waren. Lange Wimpern bewegten sich über den munteren Augen unaufhörlich auf und ab. Ich erinnerte mich nicht, schon je vorher ein so correctes Oval eines Gesichts gesehen zu haben, einen Mund mit so hübschen Zähnen allerdings schon öfters. Ein Kenner hätte vielleicht sogar zu tadeln gehabt, daß die beiden vordersten Schneidezähne ein wenig überragten. Das mußte sogleich auffallen, wenn sie sprach oder lachte. Aber sie brauchte sich wegen dieser kleinen Unregelmäßigkeit bei Mutter Natur gar nicht zu beschweren: es gab gewiß Leute, die sie sehr reizend fanden.

Kaum drei Minuten lang saß sie still, den Kopf gegen das Seitenpolster gedrückt, als ob sie schlafen wollte. Dann machte sie sich mit ihrem Gepäck zu schaffen, legte den großen Carton über sich ins Drahtnetz, die Kästchen dazu, nahm nach einer Weile wieder Alles herunter und baute die leichten Stücke in der Ecke über einander auf. Das eine Schächtelchen wurde geöffnet und beguckt; es waren darin gemachte Blumen. Dann hauchte sie, sich vorbiegend, gegen die Fensterscheibe, bis die Eiskruste schmolz, und sah neugierig durch das thalergroße Guckloch in die Winterlandschaft hinaus. Auch das beschäftigte sie nicht eben lange. Sie versuchte wieder zu schlafen. Natürlich ohne Erfolg. Nun fröstelte sie doch ein wenig, schob sich tief in die Ecke hinein und zog die Füße mit den hohen Knöpfelgamaschen rasch auf den Sitz hinauf und unter sich. Sorglich breitete sie dann das schwarze Wollenkleid darüber. Nun saß sie wieder ein Weilchen still und glättete eifrig mit der rechten Hand das Zottelhaar des Muffs, der sich auf der linken Hand drehte. Auch das wurde bald langweilig. Nun kamen die beiden Täschchen an die Reihe. Sie öffnete das eine, das andere, wieder das erste. Es zeigten sich darin verschiedene Papierdüten und Päckchen. Darunter hielt sie, den Kopf rechts und links beugend, Auswahl. Endlich schien das gesuchte gefunden zu sein. Die Hülle wurde zierlich abgewickelt. Es lagen darin

zwei feine Brotscheibchen, mit der Butterseite zusammengeklappt. Sie brach sie entzwei, verspeiste die eine Hälfte mit ganz kleinen Bissen, wickelte die andere wieder sorgfältig ein, besann jedoch sich eines Anderen und nahm sie gleichfalls mit gutem Appetit zu sich.

Dann kam ein kleines Fläschchen mit kölnischem Wasser an die Reihe. Sie prüfte, indem sie es umkehrte und schüttelte, ob der Glasstöpsel dicht schloß, zog ihn dann, mit den Fingerspitzen drehend, vorsichtig aus und hielt es, die Augen schließend, unter die Nase. Die äußersten Zipfel des seidenen Tüchelchens, das um den Hals lose geknüpft war, wurden benetzt, auch das Taschentuch im Muff bekam einen Tupf ab. Das Fläschchen wanderte darauf, ebenso sorgsam wieder geschlossen, in die Tasche zurück, wo nun aber ein kleines Notizbuch ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Sie besah die Elfenbeindeckel, blies und klopfte einige Krümchen aus den Verschlingungen des Monogramms, zog den dünnen Bleistift mit dem blanken Metallknopf aus, blätterte, kritzelte auf dem Knie ein paar Worte, las an einer anderen Stelle und lachte schalkhaft. In den Seitentaschen steckten auch Visitenkarten, rosa Zettelchen und trockene Blumen. Alles wurde gemustert, als ob es jetzt erst entdeckt wäre.

Wieder ein vergeblicher Versuch zu schlafen, wobei doch die Augen zu Madame Blasel hinüberblinzelten, die ihren Mann mit einem: „Du wirst dich doch nicht geniren!“ ermunterte, die Cigarre in Brand zu setzen. Es war ihr offenbar ein peinigender Gedanke, daß er auf das hübsche Fräulein Rücksicht nehmen könne, und sie wollte lieber selbst den Tabaksdampf in dem geschlossenen Raum ertragen.

Das Schloß der Handtasche wurde nochmals aufgeknipst. Nun fiel die Wahl nach langem Zögern auf ein Papiersäckchen. Recht begehrlich schauten die Augen hinein und der Mund spitzte sich. Soll ich mich beherrschen? Nein. Wozu auch? Das Säckchen wurde geschüttelt; es klapperte etwas darin. Schon wollte die Hand hineingreifen, als ihr doch ein Bedenken kam. Sie zog also erst den Handschuh ab und steckte ihn in den Muff. Dann bewegten sich die spitzen Finger vorsichtig wie eine Lanzette hinein und holten eine kleine Stange Gerstenzucker heraus. Mit den scharfen Zähnen biß sie prüfend ein Eckchen ab, dann das andere, dann die mittlere Kante, dann wieder die Ecken; der Rest fiel in den Sack zurück, und zur Abwechselung wurde ein Täfelchen Chokolade hervorgeholt und ebenso beputzt und abgerundet. Auch allerhand sonstige Süßigkeiten mußten sich erproben lassen, wenigstens durch Betasten zwischen den Fingern. Sie war so vertieft in diese unterhaltende Beschäftigung, daß sie gar nicht einmal bemerkte, wie sie von allen ihren Reisegefährten beobachtet wurde.

„Schmeckt's?“ enthielt sich endlich der im Wolfspelz nicht länger zu fragen.

„Vortrefflich,“ antwortete sie ganz unbefangen. „Der Onkel Bürgermeister hat mir's mitgegeben, damit ich mich unterwegs nicht langweile. Er behandelt mich noch immer wie ein Kind. Für die wirklichen Kinder dort habe ich selbst die nöthigen Einkäufe gemacht. Da sehen Sie nur. Sie bekommen's aber erst bei meiner Abreise, denn sie werden ohnedies heut' und morgen mehr Süßes zu knuspern haben, als ihnen gut thut. Es ist große Gesellschaft im Hause.“ Dabei verwahrte sie wieder das Säckchen, leckte ihre Fingerspitzen sehr appetitlich, putzte sie mit dem Taschentuch und zog den Handschuh wieder auf.

Damit war ein Gespräch angeknüpft, das munter fortgeführt wurde und bei dem sich nur das Blasel'sche Ehepaar nicht betheiligte. „Sie fahren zu einem länd-

lichen Balle, nicht wahr?" fragte ihr Nachbar, der nun den Pelzkragen ganz umgeklappt hatte.

„Woher wissen Sie das?" fragte sie überrascht zurück.

„Das ist leicht zu rathen. Sie besahen vorhin eine weiße Rose, die doch wohl ins Haar gesteckt werden soll, und ich wette darauf: in dem großen Carton liegt das weiße Einsegnungskleid, an dem die Mama heut' bis zur Abfahrt noch geplättet hat."

„Da haben Sie aber Recht," rief sie. „Ich hatte den Strich zu falten und machte auch vor freudiger Aufregung Alles verkehrt. Ein Ball bei Landschaftsraths —! Das muß etwas Prächtiges sein. In dem großen Hause! Es ist ein Saal darin . . . wer den dreimal umwalzt und den Athem nicht verliert, hat kräftige Lungen. Und der Fußboden so glatt —! Und wenn alle Lichter auf dem Kronleuchter angesteckt sind, muß es ein feenhafter Glanz sein. Ich bin da bisher nur bei Tage gewesen — vor zwei Jahren, als Bertha ihren Geburtstag feierte und mich mitnahm. Es war im Sommer. Dies ist aber mein erster Ball auf dem Lande."

„Bertha heißt die Tochter vom Hause?" fragte ich.

„Ja. Es sind aber außer ihr noch zwei. Die jüngere ist bei uns in Pension — sie darf so etwas noch nicht mitmachen; und die ältere ist viel älter und längst verheirathet. Sie wohnen im unteren Geschoß des großen Hauses, und der Mann führt dem Schwiegerpapa die Wirthschaft. Dazu gehören auch die Kinder, von denen ich sprach. — Ich denke mir das übrigens gar nicht nett . . ."

„Was, liebes Fräulein?" erkundete der im Pelz.

„Ach — so mit den Schwiegereltern zusammen zu wohnen und sich immer aufpassen zu lassen."

„Bertha ist wohl Ihre Freundin?"

„Meine beste — das heißt . . . ich habe viele Freundinnen und bin ihnen allen sehr gut. Aber Bertha ist nur wenig älter als ich und sechs Jahre bei uns in Pension gewesen, da wird man schon mit einander vertraut. Wir haben die Schule zusammen durchgemacht — mein Vater ist Director der Töchterschule, müssen Sie wissen — und sind auch im vorigen Jahre zusammen eingesegnet. Und nun hat sie mir einen reizenden Brief geschrieben und mich zum Ball eingeladen und allerhand unverständliche Andeutungen mit vielen Gedankenstrichen gemacht, daß sie mich mit etwas überraschen wolle. . . Sie können sich denken, wie neugierig ich bin. Was wird das für eine Ueberraschung sein? Vielleicht hat sie mich auch nur locken wollen, und das ist ihr trefflich gelungen. Papa wollte gar nicht erlauben, daß ich so allein in die Welt hineinfahre — wie ein lustiger Student, sagte er. Aber ich habe so fürchterlich geflennt, daß er sich wohl erweichen lassen mußte, und Mama hat auch dazu mitgeholfen. Sie ist so gut!" Der Kopf hob sich und die Schultern wurden gerichtet. „Da fahre ich nun auf den Ball. Aber wenn ich nicht zu tanzen bekomme, wird Bertha morgen einen schlechten Tag haben."

Der Bepelzte machte irgend eine galante Redensart, zu der Madame Blasel, ihren Mann anstoßend, die Nase rümpfte.

„Hat der Landschaftsrath auch Söhne?" fragte ich.

„Zwei," antwortete sie, „der eine ist Offizier und steht irgendwo am Rhein, sehr weit von hier — er kommt sicher nicht zum Ball — und der andere . . ." sie lachte und ließ die Augenwimpern rasch auf- und niederfächern — „ja . . . der ist ein sehr merkwürdiger Mensch."

„Inwiefern ein sehr merkwürdiger Mensch?"

„Sie sagen's Alle, da muß es doch

wohl so sein. Als Bertha zu uns in Pension kam, besuchte er noch die Prima unseres Gymnasiums im letzten Semester, und Bertha sagte gleich: er ist ein sehr merkwürdiger Mensch. Sie mußte das von Hause mitgebracht haben. Er war nämlich sehr schüchtern und immer über seinen Büchern her und hatte so ein komisch gesetztes Wesen, wie es sich eigentlich für einen jungen Menschen gar nicht recht schickt. Aber es ließ ihm recht gut. Er stieß auch ein Bischen mit der Zunge an, und wenn man über ihn lachte, wurde er gleich ganz still. Seine Lehrer, die gelegentlich meinen Vater besuchten, sagten ebenso: ein merkwürdiger Junge; er weiß so viel und kann's nicht von sich geben! Seine eigene Mutter nannte ihn auch so, aber sie meinte es wieder anders; er kann so zärtliche Briefe schreiben, daß es Einem das Herz erwärmt, erzählte sie meiner Mama; wenn man ihm aber in die Nähe kommt, ist er steif wie ein Stockfisch. Als er aber sein Examen glänzend bestanden hatte und der Herr Landschaftsrath ihn abzuholen kam und Bertha gleich mitnahm, da hieß es wieder aus anderer Tonart: ein merkwürdiger Kerl! Will durchaus ein Federfuchser werden und hat's gar nicht nöthig. In unserer Familie noch gar nicht dagewesen! Na — wird sich ja auch ertragen lassen. Hm — brr!"

Sie war offenbar bemüht, die Leute, die sie sprechend einführte, zu copiren. Das Schauspielern ließ ihr sehr drollig. Sie strich sogar mit den Fingern um Mund und Kinn, als ob ein Bart auszuglätten und zu zupfen wäre, wahrscheinlich eine beliebte Geste des Landschaftsraths. „Und erschien er Ihnen auch so merkwürdig?" fragte ich, mehr und mehr Antheil nehmend. Adele war eine Figur, die sich vielleicht einmal verwenden ließ.

„Ach, mir —!" rief sie. „Was verstand ich davon! Ich hörte nur mit offenem Munde zu, und wenn ich ihm begegnete, machte ich immer einen feierlichen Knix. Er war dann auch vier Jahre lang auf Universitäten, und ich sah ihn erst wieder, als er, mit der Doctorwürde beladen und schon Verfasser eines gelehrten Buches, in unsere Stadt zurückkam, am Gymnasium ein Probejahr abzuleisten — er wollte aber gar nicht Schullehrer, sondern Professor werden. Es geschah nur, glaube ich, um sich das Stottern ganz abzugewöhnen. — Ich war inzwischen hübsch groß geworden . . ."

„Das kann ich mir denken."

„Und knixte nicht mehr. Aber wenn er meinen Papa besuchte, saß ich gern in der Ecke und hörte dem Gespräch zu. Er wußte immer so viel Kluges zu sagen, und ich bekam nun in anderer Weise vor ihm Respect. Wenn er mit der Zunge anstieß, hätte ich ihm immer aushelfen mögen — der Fehler war aber nicht mehr so merklich als früher. Ich weiß nicht, wie er im vorigen Winter auf die Idee verfiel, uns jungen Mädchen Vorlesungen über Kunstgeschichte und neuere Literatur zu halten, aber wir waren sehr zufrieden damit, obgleich wir's merkwürdig fanden — denn er war doch eigentlich noch recht jung."

„Deshalb! Aber Sie waren ja noch jünger."

„Freilich wohl! Doch nicht mehr so jung. . . Na, das gehört nicht hierher. Er hielt uns wirklich die Vorlesungen, recht wie ein Professor, und wenn wir auch nicht viel gelernt haben mögen, so war's doch recht amüsant. Mir wenigstens. Ein paar dumme Gänse paßten nur immer auf, ob er stottern würde, und hatten dann etwas zu lachen. Aber ich blieb stets ganz ernst, das kann ich versichern."

„So?"

„Ja. Und das half ihm. Denn ich merkte wohl: wenn sich der Mund zu verziehen anfing und er feuerroth wurde, so sah er mich immer schnell an, und dann war's gleich vorbei, er konnte ganz glatt weiter sprechen. Meine Freundinnen sagten, ich mache so große Augen, daß er immer erschrecken müßte, und das sei der Grund. Aber ich glaub's nicht."

„Ich auch nicht," fiel der Herr im Pelz ein und strich sich den gelben Schnurrbart.

„Sie —!" Dazu ein sehr beredtes Achselzucken. „Ich erzähle das Alles nur," wandte sie sich an mich, „weil Sie wissen wollten, weshalb er ein merkwürdiger Mensch sei. Seit Frühjahr hat er uns übrigens wieder verlassen und sich bei einer fernen Universität als Privatdocent habilitirt. Nun — wohlhabend genug ist er, um auf den Professor warten zu können. Dann wird er aber gewiß auch ein sehr würdiger Professor sein."

Wir hatten indessen drei Stationen hinter uns gebracht und konnten von der vierten nicht mehr gar fern sein. Adele guckte wieder durch das Lichtloch im Fenster. Da huschte in geringer Entfernung ein hoher und breiter Gegenstand vorbei. „Das ist das Haus," rief sie, „sehen Sie nur: das ist das Haus, da tanze ich heute Abend."

Ehe ich mich vorbeugen konnte, waren wir schon vorüber. Ich bemerkte aber noch das Blitzen der langen Fensterreihe, auf welche die absteigende Sonne fiel. „Nun haben wir noch eine kleine Meile," fuhr sie fort. „Wenn man doch hier gleich aussteigen könnte! Aber der Landschaftsrath hat's nicht durchsetzen können, daß die Bahn für ihn eine Haltestelle anlegte. Nun muß man von der nächsten Station zu Wagen oder Schlitten immer neben dem Eisenbahndamm zurück. Ist das nicht langweilig? — Wahrscheinlich hat Bertha am Fenster gestanden und den Zug vorüberbrausen sehen. So ganz sicher hat sie's gar nicht, daß ich komme. An der Nasenspitze wird sie mich ja nicht erkannt haben, und so kann ich sie auch ein Bischen überraschen."

Während sie plauderte, hatte sie die zweite Tasche vor sich hingelegt, daraus ein Kämmchen und einen kleinen Spiegel vorgesucht, das Pelzbarett abgenommen und, um die ganze Welt unbekümmert, angefangen Toilette zu machen. Sie kämmte die kurzen Haare über der Stirn glatt aus und betupfte sie mit den zierlichen Fingerspitzen. Dabei bewegte sich bald der Kopf, bald der kleine Spiegel hin und her. Plötzlich ließ sie den Arm sinken. Ein schreckhafter Gedanke mußte ihr gekommen sein. „Ach, Gott!" sagte sie ängstlich, „ich habe gar nicht mehr Antwort schreiben können. Wenn sie nun kein Fuhrwerk geschickt haben sollten!"

„So mache ich mir ein Vergnügen daraus, Ihnen das meinige anzubieten, mein Fräulein," äußerte der Herr im Pelz.

„Das Ihrige, mein Herr —?"

„Ich werde auf der nächsten Station erwartet."

„Sie sind am Ende auch zum Ball . . .?" Spiegel und Kämmchen wurden eilig in der Tasche untergebracht, das Barett mit Vorsicht aufgesetzt.

„Nein," antwortete er, „zum Ball habe ich bisher keine Einladung erhalten. Aber das kann noch kommen."

„Ach — so spät?"

„Ich reise für eine große Berliner Maschinenfabrik und komme eben aus Rußland. Wenn ich mich Ihnen vorstellen darf —: mein Name ist Julius Blankert. Gestern erhielt ich Briefe von meinem Hause mit dem Auftrage, hier einige von den großen Gutsbesitzern zu besuchen, ein beim Transport beschädigtes Werk in Augenschein zu nehmen und Be-

stellungen zu notiren. An den Landschaftsrath bin ich zunächst adressirt. Unser Weg ist also derselbe, und es sollte mich nicht wundern, wenn auch derselbe Schlitten für uns Beide bestimmt wäre."

„Dann bin ich ja aus aller Sorge," sagte sie und fing an, sich mit ihren kleinen Gepäckstücken zu beladen. „Uebrigens hatte ich ernstlich auch nichts zu befürchten: Bertha wird ja ihre Dele nicht vergessen."

Da pfiff auch schon die Locomotive, und keine Minute später stand der Zug vor dem Stationshause. Kaum war die Thür geöffnet, als das Fräulein mir und dem Ehepaar flüchtig zunickte und auf den Perron sprang, ohne weiter die Trittvorrichtung zu beachten. Dabei verlor sie vom Arm die hoch aufgestapelten Kästchen und Päckchen. Der Schaffner war galant genug, sich danach zu bücken. Als Herr Blankert langsam hinabgeklettert war, sprach sie schon mit einem herrschaftlichen Kutscher, der wahrscheinlich zu dem seitwärts haltenden Schlitten gehörte. „Aber so schließen Sie doch die Thür," mahnte Madame Blasel im strengsten Commandoton. Ich gehorchte. „Ist so etwas zu glauben?" fuhr sie fort. „Fährt das bei zwanzig Grad Kälte zum Tanzvergnügen! Mutterseelenallein! Und nicht einmal ordentlich bewärmt — mich hat gefroren, wenn ich den Windhund ansah. Was denkst du davon, Blasel? Na — meine Elise sollte mal auf solche Ideen kommen!"

Draußen läuteten munter die Schlittenglocken — das Dampfroß ächzte. Ich machte mir's auf den beiden Sophas bequem; meine Gedanken beschäftigten sich eine geraume Weile damit, die lustige Erscheinung in irgend eine Fabel einzustellen, aber die Phantasie spann keinen haltbaren Faden. Vielleicht hatte daran auch Madame Blasel Schuld, die von Zeit zu Zeit eine allzu nüchterne Bemerkung einwarf. Für sie war das junge Ding ohne allen poetischen Reiz — nur schlecht erzogen, dreist, kokett und nicht einmal hübsch. „Oder fandest du sie hübsch, Blasel?" fragte sie herausfordernd. — „Ach, was geht mich das an?" entgegnete er mürrisch; „gefällt sie Einem, so ist das ja seine Sache." Er zog aus der Tasche ein Schächtelchen mit Streichhölzern und setzte eins davon in Brand, ließ es aber ausgehen und rauchte weiter kalt. „Na — ich dachte auch schon!" sagte sie mit sehr bezeichnender Betonung.

Um fünf Uhr langten wir, ohne weiter gestört zu sein, an unserem Bestimmungsort an. Von den Erlebnissen des Abends ist nicht viel zu sagen. Ich wurde vom Director mit der Bemerkung empfangen, daß ich allenfalls auch hätte zu Hause bleiben können, da „der Effect" doch durch die Ankündigung erreicht sei, übrigens den Herren und Damen vorgestellt, die sich gütigst meiner Rollen angenommen hatten, und beeilte mich, ihnen vor dem Beginn des Spiels möglichst viel Schmeichelhaftes zu sagen, um hinterher nicht lügen zu dürfen. Uebrigens war der Wille durchweg gut, nur das Fleisch schwach. Das geehrte Publikum zeigte sich recht animirt und klatschte eifrig die Darsteller, zuletzt auch mich heraus. Dann hatten sich's einige „Kunstfreunde" nicht nehmen lassen, im Hotel ein Souper zu bestellen, bei dem es nicht an Toasten fehlte. Bis gegen Mitternacht waren wir ganz munter zusammen; dann mußte zur Bahn geeilt werden, um den Zug nicht zu verspäten.

Ich war recht müde und abgespannt, auch benommen vom Champagner, drückte mich in die Ecke und hoffte, den Rest der Nacht durchzuschlafen. Ich schlief auch wirklich sogleich ein und kann über die nächste Stunde keine Auskunft geben. Wahrscheinlich hätte ich auch die folgenden so angenehm ohne Bewußtsein verbracht,

wenn ich nicht durch das plötzliche und heftige Aufreißen der Thür aufgeschreckt wäre. Wir standen vor einem Stationshause. Die Glocke wurde geläutet, und zugleich rief die rauhe Stimme des Schaffners: „Steigen Sie nur schnell hier ein, der Zug geht sofort weiter — vorwärts, vorwärts! Sie sind eigentlich schon verspätet.“ Eine weibliche Gestalt wurde ins Coupé geschoben, die Thür hinter ihr zugeworfen.

Ich rieb mir die schlaftrunkenen Augen. Wachte ich — träumte ich? Das war Adele. Und ganz recht: wir hielten vor dem Stationshause, vor dem sie gestern ausgestiegen war. Aber warum jetzt in der Nacht schon zurück? Und wie sah sie aus? Die Lampe brannte hell genug, um eine Musterung zu erlauben.

Sie trug ihr Ballkleid. Die Schleppe war von der Thür eingeklemmt worden, und sie riß sie ab, um sich mir gegenüber setzen zu können. Dabei wurden die weißen niedrigen Schuhe sichtbar, an deren Sohlen der Schnee hing. Das Mäntelchen mit dem Pelzbesatz hatte sie übergeworfen und das Sammetbarett aufgesetzt, aber der Muff fehlte und das Haar war in Unordnung, unter der Pelzverbrämung schaute die Rose vor, zerdrückt und zerknittert. Nur die linke Hand war mit einem Handschuh bedeckt. Von den Schachteln und Taschen ließ sich nichts bemerken. Sie sank im Sopha wie ohnmächtig zusammen, streckte den Kopf zurück und legte die Hand über die Augen, mit den Fingern fest eindrückend.

Welcher sonderbare Zufall führte sie gerade wieder in dieses Coupé? Was in aller Welt konnte ihr begegnet sein, daß sie den Ball verließ und in diesem Aufzuge die Nachtfahrt antrat? Ich hörte sie leise schluchzen. Und nur wenige Minuten waren wir unterwegs, als sie sich heftig vor Frost schüttelte und am ganzen Leibe zitterte. Sie wickelte das Kleid um ihre Füße und zog sich in der Ecke auf einen möglichst knappen Raum zusammen. Bei dieser Bewegung fiel ein scheuer Blick auf mich. Sie schien mich zu erkennen, bedeckte aber gleich wieder die verweinten Augen. Das Zittern dauerte fort.

Ich konnte das nicht ruhig mit ansehen, stand auf und ließ meinen Mantel von den Schultern gleiten. „Mein Fräulein,“ sagte ich, ihre Hand berührend, „wir sind von gestern her gute Bekannte — weisen Sie mein Anerbieten nicht zurück, nehmen Sie meinen Mantel an, wenigstens bis Sie erwärmt sind — er ist mir entbehrlich. Ich bitte sehr ...“

Sie sah mich ganz verstört an, wollte etwas sagen, konnte aber vor Beben kein Wort herausbringen. In diesem Augenblicke wurde es plötzlich draußen hell, wie von einer langen Reihe erleuchteter Fenster. „Ach da —!“ rief sie und sank zurück. Ich ließ mitleidig den Mantel über sie fallen, so daß er die ganze Gestalt bis über das Kinn hinauf bedeckte.

Kaum hatte ich mich wieder gesetzt, als ich von hinten her durch einen heftigen Ruck aufgetrieben und vorgestoßen wurde. Kaum behielt ich Zeit, die Arme vorzustrecken und einen Fall mit dem Kopf gegen die Wand drüben zu verhindern. Adele wäre unzweifelhaft von ihrem Sitz hinabgeschleudert worden, wenn ich ihr nicht durch diese Stellung zugleich einen Halt geboten hätte. Zwei andere Passagiere waren mit den Köpfen zusammengetroffen und erhoben darüber ein Geschrei, ein dritter lag am Boden zwischen den Sophas. Auch im Coupé nebenan, das ganz mit weiblichen Fahrgästen gefüllt war, ließ sich ein Kreischen und Hülferufen vernehmen. Es folgten noch einige weniger starke Stöße und Rucke, der Zug polterte auffallend laut über die Schienen hin und ein Getöse ließ sich vernehmen, als ob Dampf aus einer engen Röhre ausgelassen würde.

Keine Secunde dauerte es, so stand der Zug fest.

Meine Reisegesellschafter drängten den Thüren zu und rissen die Fenster nieder. „Aufmachen, aufmachen!“ schrien sie hinaus. Dasselbe Geschrei ertönte noch aus einem Dutzend Coupés in die rabenschwarze Nacht hinaus. Schon liefen einige Schaffner den Zug entlang und öffneten oder gaben auf die dringendsten Fragen kurze Antworten. Einer hatte eine Laterne in der Hand, die er rasch oben vom Verdeck ausgehoben haben mochte. Der unsere ging lahm und verrichtete stöhnend seinen Dienst. Ich sprang mit den Uebrigen hinaus auf den Fahrdamm und fragte, was es gebe? Der Zug sei entgleist, hieß es.

An den Waggons war Alles Verwirrung. Obgleich jetzt von Gefahr nicht mehr die Rede sein konnte, schien doch Jeder so schnell als möglich sich und sein Gepäck in Sicherheit bringen zu wollen. Einer überstürzte den Anderen, auf dem Schnee lagen Koffer und Schachteln, Mäntel, Tücher und Decken. Die Laterne beleuchtete immer strichweise dieses wüste Durcheinander. Ernstlich beschädigt war offenbar Niemand von den Passagieren. Ich eilte nach der Locomotive: sie stand schief, mit den Rädern auf dieser Seite in den Dammkörper eingesunken. Ebenso der Tender. Auch der Postwagen war von den Schienen hinabgerissen und die Vorderwand zertrümmert. Von den Beamten waren einige mehr oder weniger verletzt, anscheinend jedoch nicht gefährlich. Man sagte mir, ein Reif müsse gesprungen und so das weitere Unglück verursacht sein. Man hätte schon zu den Wärterhäusern geschickt, nach den nächsten Stationen zu telegraphiren. Es werde einige Stunden dauern, bis die Passagiere entweder mit diesen Wagen zurück oder mit einem requirirten Zuge vorwärts könnten; das Geleise sei gesperrt.

Tröstliche Aussicht! Und dabei hielt die scharfe Kälte an, und ein schneidender Wind strich von Nordosten her über das rundum freie Feld. Als ich mich zurückwandte, bemerkte ich in der Entfernung von mehreren hundert Schritten das große Gebäude mit den hellen Fenstern, an dem wir kurz vor dem Unfall vorübergesaust waren. Es war gegen zwei Uhr Morgens — ein Ball auf dem Lande ist nicht früher zu Ende, bis das Tageslicht durch die Fenster dämmert.

Jedenfalls war denn doch in der Nähe ein vorläufiges Unterkommen zu finden. Ein Theil der Passagiere setzte sich auch schon dorthin in Bewegung. Ich suchte mein Coupé wieder auf. Was war aus meinem Mantel geworden, den ich doch in der Kälte gut brauchen konnte? An Adele dachte ich nicht; es war mir selbstverständlich, daß sie mit den Anderen ausgestiegen wäre. Ich fand sie aber auf derselben Stelle, wo ich sie verlassen hatte, und in derselben zusammengezogenen Lage unter meinem Mantel. Ich zog die Thüren zu, um den eisigen Wind abzuhalten, der die Lampe oben an der Decke auszulöschen drohte. „Mein Fräulein,“ sagte ich, „der Zug ist entgleist; wir können in Stunden nicht weiter und werden jedenfalls diesen Wagen verlassen müssen.

Sie gab keine Antwort.

„Es trifft sich glücklich genug,“ fuhr ich fort, „daß das Unglück in der Nähe einer Ortschaft passirt ist. Das Gutshaus, in dem Sie wahrscheinlich vor wenigen Stunden noch getanzt haben . . .“

Sie kehrte sich rasch gänzlich mit dem Gesicht ab.

„Der Herr Landschaftsrath wird gewiß keinen von den Passagieren lieber aufnehmen als Sie, mein Fräulein. Erlauben Sie, daß ich Sie dorthin führe.“

„Nein — nein!“ rief sie mit Heftigkeit, „nicht dorthin — auf keinen Fall dorthin.“

Es fiel mir ein, daß sie in Ballschuhen war. Einer von den Herren hatte ein

Paar Pelzstiefel stehen lassen. Ich schlug ihr vor, dieselben zu benutzen, was sich vor dem Eigenthümer wohl werde verantworten lassen. „Es ist nicht deshalb," sagte sie ablehnend. „Nein, nein, ich gehe in das Haus nicht zurück!"

„Aber unmöglich können Sie hier auf freiem Felde in der eisigen Nacht ..."

„Wenn Sie nur das andere Fenster schließen wollen!" unterbrach sie. „Ich bin hier wie unter Dach. Mich friert auch nicht mehr so sehr. Der warme Mantel ..." Sie besann sich. „Allerdings — der Mantel gehört nicht mir. Ihnen, mein Herr, nicht wahr? Ich danke Ihnen — Sie waren so gütig ... Ach, mein Gott! ich mußte fort, wie ich war — es trieb mich ... Aber nehmen Sie nur den Mantel zurück, mein Herr, ich darf Sie nicht berauben. Die Kälte ... ja, ja! warum habe ich mich nicht besser vorgesehen? Es war Leichtsinn — aber das doch am wenigsten! Nehmen Sie den Mantel und kümmern Sie sich nicht weiter um mich."

Sie hatte sich aufgerichtet und war bemüht, während sie sprach, sich aus dem Mantel zu wickeln, den sie unwillkürlich fest um ihren Leib gezogen haben mochte, um sich zu erwärmen. Zum Erschrecken bleich sah sie aus im Schein der flackernden Lampe, und von dem kindlich heiteren Zug, der gestern noch das hübsche Gesicht so eigen belebt hatte, war jetzt keine Spur zu entdecken. Sie erinnerte ein wenig an die weiblichen Studienköpfe eines berühmten Coloristen mit ihren grünlichen Fleischtönen und übernächtigen Augen. Dazu nun das wirre Haar und das nach dem Hinterkopf verschobene Barett!

Ich bat sie, sich durchaus kein Gewissen daraus zu machen, den Mantel zu behalten; er sei ihr nöthiger als mir, und die Decke schütze mich hinlänglich. Sie wäre nun einmal durch eine beachtenswerthe Fügung des Zufalls meinem Schutz anvertraut, und ich wolle meine Mission erfüllen, so gut es in meiner Macht stehe. „Aber Sie sollten sich gutem Rath nicht verschließen," fuhr ich fort, „und mir nach dem Hause folgen. Als Sie in dieses Coupé einstiegen, mußten Sie in Ihrer leichten Kleidung schon eine Meile über Land gefahren sein —"

„Es war eine Pelzdecke im Schlitten," fiel sie ein. „Ich warf mich in den ersten besten, der da am Hause stand ... ich wollte nur rasch fort."

„Was würde Ihr Vater, Ihre Mutter sagen, wenn sie wüßten ..."

Sie brach in ein heftiges Weinen aus.

„Kommen Sie mit mir! Ich will dafür sorgen, daß Sie einen heißen Thee erhalten. Und wenn Ihnen, wie ich vermuthen muß, dort etwas begegnet sein sollte, was —"

„Ja, ja!"

„In meiner Begleitung können Sie sich gegen unerwünschte Belästigungen wohl gesichert halten." Ich nannte meinen Namen und gab über meine Person kurz Auskunft.

„Ach, das ist mir lieb," sagte sie, mich aufmerksam betrachtend. „Und daß Sie so gütig ... Aber ich danke Ihnen, ich bleibe hier."

„Wie ich schon bemerkte, es können Stunden vergehen —"

„Das schadet nichts. Wenn Sie mir den Mantel lassen ... Aber er ist Ihnen doch wirklich entbehrlich? Gehen Sie nur und schließen Sie die Thür recht fest."

„Ich kann Sie unmöglich hier allein lassen, mein Fräulein."

„Es vermuthet mich Niemand im Wagen, wenn die Thür geschlossen ist, und wir können ja auch die Lampe auslöschen."

„Fürchten Sie sich denn gar nicht?"

Sie sah mich mit großen unschuldigen Augen an. „Wovor sollte ich mich denn fürchten? Nur dort ..."

„Es ist doch besser, ich leiste Ihnen Gesellschaft," meinte ich. „Man kann nicht wissen —"

„Freilich — das wäre noch besser," sagte sie. „Sie werden müde sein. Strecken Sie sich da auf dem Polster aus und schlafen Sie. Ich werde Sie wecken, wenn es Zeit ist, in den anderen Zug umzusteigen."

Von diesem gutgemeinten Anerbieten machte ich keinen Gebrauch, zog mich aber in die entgegengesetzte Ecke des Coupés zurück und zündete mir eine Cigarre an. „Ich will Ihnen etwas Anderes vorschlagen," bemerkte ich, „schlafen Sie und ich will wachen. Es wird Ihren überreizten Nerven wohl thun."

„Ach, wo denken Sie hin, mein Herr," rief sie; „ich schlafen! Mir ist zu Muth, als könnte ich mein Leben lang nicht mehr einschlafen. Und ich habe doch wie toll getanzt — ja, wie toll! Wenn mich gerade Keiner aufforderte, faßte ich eins von den Kindern und drehte mich mit ihm auf der Diele. Aber ich fühle nichts von Müdigkeit; nur in meinem Kopf wirbelt's ... nicht vom Tanzen. Vom Tanzen gewiß nicht."

Sie griff mit der Hand hinauf, merkte, daß sich das Barett verschoben hatte, und brachte es wieder in Ordnung. „Wie ich nur aussehe," warf sie hin, „ganz verdreht. Aber das ist kein Wunder." Der Ton ihrer Stimme hatte wieder einen helleren Klang, fast schon wie gestern. Es schien, daß sie aus der dumpfen Verzweiflung zu sich selbst zurückkehrte.

„Verplaudern wir denn die Zeit," sagte ich, um ihr zu Hülfe zu kommen. „Ich will Ihnen nicht zumuthen, einem Fremden mitzutheilen, was Sie so außer sich gebracht hat, daß Sie im Ballkleide davonliefen — was doch wohl unter allen Umständen übereilt war —"

„Ja, ja — übereilt war es," fiel sie ein. „Aber Sie wissen nicht ... Und ich bin nun einmal so ein Tollkopf."

„Es giebt ja so viel Gleichgültiges; sprechen wir davon. Fuhren Sie gestern mit Herrn Blankert? Freuten die Kinder sich über das mitgebrachte Zuckerwerk? Gab's schöne Toiletten auf dem Ball?"

Sie sah recht verwundert zu mir hinüber. „Aber warum sollen wir denn von gleichgültigen Dingen sprechen?"

„Ich meinte nur ..." Die Antwort darauf war schwer.

Eine Weile hielt sie sich ganz still, wie gestern, wenn sie zu schlafen versuchte. Dann wickelte sie den Mantel fester um sich, ich glaube mehr, um eine Beschäftigung zu haben, als weil sie fror. „Wissen Sie," nahm sie nun selbst das Gespräch auf, „daß Sie mir nicht ganz ein Fremder sind? Ich habe Einiges von Ihnen gelesen."

„So —?"

„Und einmal habe ich sogar an Sie geschrieben."

„Ei! davon müßte ich doch wissen —"

„Es ist schon mehr als ein Jahr darüber vergangen. Ich habe nämlich eine Autographensammlung —"

„Ah so!"

„Eigentlich nur angefangen. Ich erbte von meinem Großvater ein altes Stammbuch; darin hatte er als Student berühmte Professoren einschreiben lassen. Ich wollte es nun fortsetzen und schrieb im ersten Eifer an die Schriftsteller, deren Adresse ich erlangen konnte, mit der Bitte um einige Zeilen. Es sind wohl auch Andere so dreist?"

„Ein junges, unbedeutendes Mädchen wagt — und so weiter. Nicht wahr?"

„Ich schrieb auch an Sie, habe aber keine Antwort erhalten."

„Das war unartig. Ich erinnere mich übrigens jetzt einer Adele so und so. Sie nannte, um sich zu legitimiren, die Titel einiger meiner Romane, Novellen und

Theaterstücke — aber keinen einzigen ganz richtig."

Sie lächelte. „Ja, man kann's doch aber nicht so im Kopf haben!"

Ich versprach ihr, das Versäumte nachzuholen. „Es kommt nun wohl zu spät," meinte sie. „Ich habe das Sammeln längst wieder aufgegeben. Hatte ich einmal ein Blatt bekommen, so bettelten es mir die Freundinnen gleich wieder ab. Und es war auch langweilig, immer dasselbe zu schreiben, und ärgerlich, so oft keine Antwort zu erhalten. Und es hatte noch einen anderen Grund ..."

„Welchen?"

„Der Doctor kam dahinter und spöttelte über die Sammelwuth ohne rechten Zweck ..."

„Welcher Doctor, mein Fräulein?"

„Ach, der, bei dem wir Kunstgeschichte und Literatur ..."

„Der jüngere Sohn des Landschaftsraths?"

Sie fuhr plötzlich auf und schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. „Nein, wie entsetzlich albern habe ich mich nur benommen!" rief sie. „Wie kindisch! Wie dumm! Es ist nicht zu ertragen."

„Heut' auf dem Ball?"

„Ja — ja!"

„Liebes Fräulein ... das glaube ich nicht."

„Das glauben Sie nicht?" Sie hatte das Gesicht hinter dem Mantelkragen versteckt gehabt, als ob sie sich schämte, und zeigte mir jetzt wieder ein Paar sehr verwunderte Augen. „Warum glauben Sie das nicht?"

„Unsere Bekanntschaft ist freilich kurz. Aber ich habe doch, wie ich durch Sie soeben erfahre, von Ihnen schon einen Brief erhalten und überdies gestern Gelegenheit gehabt, Sie länger als eine Stunde zu beobachten; das reicht unter Umständen aus zu einem solchen Nichtglauben."

„Sie können sich doch täuschen."

„Gewiß! Aber ich denke, Sie sind gewohnt, in jedem Augenblick zu thun, was Ihnen in den Sinn kommt, unbekümmert um die ganze Welt; das aber in dem unbewußten Gefühl, daß es ganz unschuldig ist und eigentlich Niemand etwas angeht, der es nicht ganz natürlich findet. Sie sind in jeder Gesellschaft mit sich allein — oder vielmehr: die Gesellschaft bestimmt Sie nicht, sich anders zu zeigen, als Sie sind. Sie haben nicht einmal eine Vorstellung davon, daß so etwas gefordert werden könnte. Sie überlegen nicht viel den nächsten Schritt; Sie ängstigen sich auch gar nicht, daß Sie fehl gehen könnten. Sie geben sich selbst, das heißt: Sie gestatten, daß man sich davon nehme, so viel man mag. Alles, was ich Ihnen da über Sie sage, wird Ihnen ganz neu sein; aber nachdem es gesagt ist, werden Sie vielleicht finden, daß es zutrifft."

„Es kann wohl sein," antwortete sie schüchtern und die Worte hinzögernd. „Wenn ich's bedenke — so bin ich in der That. Und eben darum —"

„Kindisch, sagten Sie, hätten Sie sich benommen. Das könnte ja in gewissem Sinne zutreffen. Wie ein Kind ... warum nicht? Kinder greifen auch so mit offenen Augen blind zu und müssen sich auslachen lassen. Das ist nichts Schlimmes. Aber Sie nannten vorher noch zwei häßliche Worte: albern und dumm. Und die passen sicher nicht, außer daß sie dem Aerger Ausdruck geben, den Sie im Augenblick über sich selbst empfinden — ich weiß natürlich nicht, worüber."

„Und doch — doch!" rief sie und richtete sich auf, so daß sie nun vornüber gebeugt saß und mich, das Kinn in die Hand gestützt, recht schwermüthig ansah. „Doch — sie passen! Das ist ja eben mein Unglück, daß ich gerade diesmal ganz anders war als sonst und Alles bedachte und berechnete, was ganz von

selbst kommen muß, und mir die größte Mühe gab, ein Gesicht zu machen, das ich nicht hatte und am wenigsten da haben wollte. Das eine Mal — das ist mein Unglück."

„Ihr Unglück?" wiederholte ich mit ungläubigem Lächeln.

„Ja, mein Unglück. Ich weiß es jetzt. Mein ganzes Lebensglück ist verspielt!"

„Sie geben Räthsel auf, Fräulein Adele."

„Sie sollen nicht die Mühe haben, sie zu rathen," entgegnete sie rasch zufahrend. Und dann langsamer und sich mehr und mehr in sich versenkend, fuhr sie fort: „Ich will nicht fragen, was es Sie angeht — ich will auch jetzt thun, was mir der Augenblick eingiebt, damit Sie in Allem Recht behalten. Es ist mir zu Muth, als könnt' ich meine Gedanken gar nicht anders in Ordnung bringen, als wenn ich sie laut äußere, und so will ich mir einbilden, Sie wären gar nicht da, und mir selbst die Geschichte vorerzählen. Sie ist ganz kurz. Ich will dabei so wahr sein, wie es irgend ein Mensch sein kann, der in sich hineinguckt. Also, wie kam's?"

Sie legte den Kopf in die Ecke zurück und schaute unverwandt zu der Lampe auf. Die Rose fiel aus ihrem Haar und huschte über Schulter und Brust. Sie griff danach und zerzauste sie nun, während sie erzählte, zwischen den Fingern.

„Ich war so glücklich, so froh! Ich freute mich auf den Ball, aber ich freute mich auch ... ich weiß nicht, worauf. Wenn mir Einer gesagt hätte, es würde mir diesen Tag vor dem Schlafengehen irgend ein großer Gewinn zufallen, ich hätte es gewiß geglaubt. Ich dachte aber gar nicht daran, daß so etwas möglich wäre — es lag nur in meiner heiteren Stimmung. Bertha wollte mich überraschen. Womit? Was konnte das sein? Ich war recht neugierig — gewiß! Ich rieth im Stillen auf dies und das —: sie hatte sich vielleicht für mich photographiren lassen, wie sie lange versprochen, oder etwas Hübsches geschenkt bekommen ... ein seidenes Kleid, das sie sich wünschte, einen Schmuck, einen eigenen Schreibtisch ... oder auch — ja, so etwas fiel mir unter dem Anderen ein — sie hätte sich heimlich verlobt und wolle mir ihres Bräutigams Bild zeigen ... vielleicht ihn selbst, und beim Abendessen würden sie vorgestellt. Wie man sich so den Kopf zerbricht und tausend Möglichkeiten ergrübelt, und hinterher ist man tausend Meilen weit irre! Sie lachte gleich, als sie mich begrüßte, obschon es gar keinen Grund hatte; und als sie mir oben mein Stübchen neben dem ihrigen anwies, lachte sie wieder und sagte doch nichts, und so lachte sie mir zu, wenn sie mich sah, und brachte doch nichts vor. Das ärgerte mich ein wenig, und ich dachte: du kannst lange warten, bis ich dir's abfrage; ich thue, als ob ich nichts merke. Manchmal faßte sie mich auch um die Schulter oder legte ihren Arm in den meinigen und führte mich durch den leeren Saal und bis ins letzte Zimmer, und nun sollte es herauskommen, dachte ich. Aber sie schien das rechte Wort gar nicht finden zu können, küßte mich, schwenkte mich herum wie zum Tanz, sah mich lachend an, schüttelte den Kopf und brachte mich wieder zurück in die Gesellschaft der Ihrigen.

„Als wir uns dann zum Ball putzten, sagte sie plötzlich: ‚Rathe einmal, Dele, wer gestern angekommen ist.' — ‚Gestern? Wie soll ich das rathen.' — ‚Er muß morgen in der Frühe gleich nach dem Ball wieder fort, das bitte ich nicht zu vergessen.' — ‚Aber wer denn?' — ‚Hegst du gar keine Vermuthung?' — ‚Nein, wirklich nicht.' — ‚So hat er sich Wort gehalten und nichts vor der Zeit verlauten lassen.' — ‚Von wem sprichst du?' — ‚Von meinem Bruder Hermann, dem Doctor.' — ‚Ah, der ist da ...!?' —

Ich habe das gewiß sehr lebhaft ausgerufen. Es überraschte mich, denn der Doctor hatte von seiner Universität fast eine Tagereise bis zu seinem Elternhause. — ‚Freut dich das?‘ fragte sie. — ‚Gewiß freut es mich,‘ antwortete ich; ‚es sind schon so viele Monate, seit er von uns Abschied nahm, und ich sehe ihn gern wieder.‘ — ‚Er dich auch,‘ sagte sie. Das fand ich ganz in der Ordnung. Nach einer kleinen Weile sah sie mich scharf an und rief: ‚Du bist ja ganz roth geworden, Dele!‘ — ‚Ich wüßte nicht,‘ entgegnete ich und legte den Rücken der Hand auf meine Backe. — ‚Ja, du bist roth im Gesicht,‘ eiferte sie, ‚ich seh's wohl, und du betrügst mich nicht!‘ — Nun wurde ich wirklich roth, ich fühlte es, aber ich begriff eigentlich nicht, weshalb. Denn ich hatte doch nichts gesagt, worüber ich mich zu schämen gehabt hätte, und Bertha auch nicht. Sie war nur so sonderbar. Ihr Bruder Hermann . . . warum sollte ich mich nicht freuen, ihn wiederzusehen? Ich freute mich wirklich darüber — es war nur die Wahrheit. — ‚Er ist doch ein merkwürdiger Mensch,‘ warf sie so hin und sah fort. — ‚Ja,‘ sagte ich, ‚so weit zu einem Ball zu reisen — und, wie ich weiß, tanzt er nicht einmal gern.‘ — ‚Tanzt er denn überhaupt?‘ — ‚Ja, mit mir hat er einmal getanzt.‘ — ‚Ach, mit dir —!‘ und dazu kicherte sie. Das verdroß mich. ‚Höre,‘ sagte ich, ‚ihr nennt ihn immer einen merkwürdigen Menschen; aber was ihr an ihm merkwürdig findet, das ist meistens gar nicht so wunderlich, und was etwa anderen Leuten auffällt, darin findet ihr wieder nichts.‘ — Sie gab mir einen schallenden Kuß. ‚Sieh', sieh'!‘ spottete sie, ‚ich hätte gar nicht geglaubt, daß er bei dir so gut angeschrieben steht. Stille Wasser sind tief.‘

„Ein Schlitten fuhr mit hellem Schellengeläut auf den Hof. Sie lief ans Fenster. ‚Das ist er,‘ rief sie; ‚die Gäste kommen so früh nicht. Er fuhr Nachmittag mit meinem Schwager aufs Vorwerk, die Zeit wurde ihm gar zu lang ohne seine Bücher und besonders heut'. . .‘ Sie warf ein Mäntelchen um und eilte ihm entgegen. ‚Darf ich ihn von dir grüßen?‘ Sie wartete die Antwort nicht ab.

„Ich hätte nein gesagt — ich weiß gewiß, daß ich nein gesagt hätte. Gerade weil sie mich fragte. Sonst wäre mir's ganz recht gewesen, ihn wissen zu lassen, daß ich auch da sei; ich hatte es schon auf den Lippen gehabt: grüße ihn doch von mir. Ich nahm das Licht vom Tisch und trat vor den Spiegel, zu sehen, ob Bertha mir die Rose gut ins Haar gesteckt hätte . . . auch ob meine Backen wirklich roth wären. Das schadete ja nichts. Wenn ich ihm doch gefallen möchte, dachte ich — er ist so weit zugereist und fährt so bald wieder ab, und wer weiß, wann er mich dann wieder einmal sieht? Vielleicht im ganzen Leben nicht mehr. Wie ich das so dachte, fing mir das Herz an zu schlagen, aber es ging gleich vorüber.

„Nun kam auch Bertha zurück und wollte sich ausschütten vor Lachen, daß der Doctor schon wieder beim ‚Guten Abend‘ gestottert hätte. Sie war ganz abscheulich heut'. ‚Verzeih', daß ich dich so lange allein ließ,‘ sagte sie, ‚ich mußte durchaus über etwas Gewißheit haben. Er konnte ja inzwischen auf andere Gedanken gekommen sein. Aber er bleibt dabei. Gut! ich will's schon ausrichten. Ein merkwürdiger Mensch!‘ — ‚Wovon sprichst du nur?‘ fragte ich. Sie stimmte aber ein neckisches Lied an und beschäftigte sich eifrig mit ihrer Toilette. Das blaue Kleid ließ ihr sehr gut.

„Vor der Auffahrt unten wurde es schon lebendig, die ersten Gäste langten an. Aber Bertha zögerte noch immer, mit mir hinabzugehen. Endlich faßte sie meine Hand und zog mich zu sich aufs

Sopha. Sie legte ihren Arm um meinen Hals und flüsterte mir zu: ‚Ich muß dir noch etwas in den Ballsaal mitgeben . . . die Ueberraschung, du weißt doch, das Geheimniß. Aber erschrick nicht zu sehr, und wenn's dummes Zeug ist, so sag's nur gleich, daß ich Contreordre geben kann. Mein Bruder Hermann wird dir heut' beim Tanz eine Liebeserklärung machen!‘

„Ich sprang auf. ‚Ach, das ist ein schlechter Spaß, Bertha,‘ rief ich. — ‚Nein, wahrhaftig, Närrchen,‘ versicherte sie, ‚ich spaße weder gut noch schlecht. Er hat sich's fest vorgenommen.‘

„‚Und wie weißt du . . .?‘

„‚Mein Himmel! er ist ja nur deshalb hergekommen und hatte mir geschrieben, daß ich dich einladen möchte. Wenn er dir eine Liebeserklärung machen will, bist du doch dazu ganz nothwendig.‘

„‚Aber daß er mir . . .‘ Ich fühlte mich sehr unwohl und war einer Ohnmacht nahe, so hatte mich's erschreckt. Bertha reichte mir ein Glas Wasser.

„‚Kind,‘ sagte sie, ‚wenn du ihn nicht leiden kannst, so ist's mit einem Wort abgethan. Du bekommst jederzeit einen anderen Mann und er allenfalls eine andere Frau. Er hat sich's aber nun einmal in den Kopf gesetzt, daß du ihm gut seist und trefflich zu ihm passest. Und eine schlechte Partie ist er am Ende gar nicht; das bischen Stottern —‘

„‚Aber warum hat er dir das Alles gesagt,‘ unterbrach ich unwillig — ‚dir?‘

„‚Natürlich damit ich es dir wiedersage. Er ist, wie du weißt, in seiner Art schüchtern und wagt sich an junge Damen schwer heran. Er ist auch leicht verletzt. Da hat er nun beschlossen, sich mir, deiner Freundin, schriftlich zu vertrauen, damit ich dich erst ein wenig sondire. Wie er sich's dachte, sollte die ganze Sache durch Briefe hin und her abgemacht werden. Aber ich schrieb ihm: das ist nichts, komm selbst, sprich das letzte entscheidende Wort, ich will es so einrichten, daß es ohne Gefahr geschehen kann. Darauf hin begab er sich nun auf die Reise. Mir aber wurde schließlich doch bange, ob ich ihm Wort halten könnte. Das Sondiren hat seine Schwierigkeit: da giebt's versteckte Fragen und versteckte Antworten, und man bildet sich leicht etwas ein. Hermann würde mir's nie verzeihen, wenn ich ihn in diesem Fall irre führte — er ist ein merkwürdiger Mensch. So schien mir's denn das Beste, dir gerade herauszusagen, wie die Sache steht und was du diesen Abend zu erwarten hast. Bist du ihm gut, so will ich's schon so einzurichten wissen, daß ihr hier oder dort ein Viertelstündchen allein bleibt. Was meinst du — im blauen Cabinet, wo die Kupferstichmappen und Albums ausliegen? Wenn aber nicht, so schüttelst du den Kopf und ich gebe ihm einen Wink. Du bist dann vor ihm völlig sicher.‘

„Das mißfiel mir sehr, daß er sich in einer solchen Herzenssache an die Schwester wendete statt an mich, und daß Alles so abgekartet werden sollte, was doch ganz von selbst kommen muß . . . aber klar überlegen konnt' ich's im Augenblick nicht, denn es mischte sich immer ein anderes Gefühl ein, das sehr wonnig war —: er liebt dich! Und mit einem Mal wußte ich nun auch, daß ich ihm stets gut gewesen war und daß er, und kein Anderer, der Rechte sei. Das ging nun so in einander, daß es mich ganz und gar verwirrte; ich hätte weinen und lachen mögen zugleich. Bertha ließ mir auch keine Zeit, mich zu sammeln. ‚Nun —?‘ drängte sie, ‚soll ich ihm sagen, daß du ihn nicht magst?‘ — ‚Nein, nein!‘ rief ich und drückte ihre Hand, ‚das sollst du nicht. Ich wünschte nur . . .‘ — ‚Also du liebst ihn?‘ rief sie und umarmte mich. — ‚Das sage ich dir nicht,‘ lenkte ich rasch ab, ‚und wir sind von Stund' ab Feindinnen, wenn du ihm

sagen solltest, daß ich dir so etwas gesagt hätte.' — ‚Aber was denkst du von mir?' schmollte sie; ‚du wirst doch nicht glauben, daß ich so grob . . . ah! da kennst du mich schlecht. Ich sage nur, ich hätte dich sondirt und es sei Hoffnung.' — ‚Das ist schon zu viel!' — ‚Ach — laß mich nur machen,' beruhigte sie und zog mich fort.

„Unten füllte sich schon der Saal. Mir zitterten die Kniee, als ich eintrat, und das Herz schlug mir fürchterlich. Der Doctor stand allein am Fenster. Er bemerkte mich sogleich, kam auf mich zu und reichte mir die Hand. Er schüttelte die meinige mehrmals, sprach aber nichts. Ich fühlte, daß mir das Blut stromweise ins Gesicht stieg — ich mußte ganz feuerroth aussehen. Es war mir, als ob alle Gäste im Saal auf mich blickten und sich darüber verwunderten. Deshalb konnte ich auch nur ein paar stockende Worte vorbringen, wendete mich gleich ab und trat mitten in den Kreis der Gäste hinein. Dort stand der Landschaftsrath. Er klopfte mir in seiner burschikosen Weise auf die Schulter und sagte: ‚Haben sich wohl sehr mit der Toilette beeilen müssen —? Glühen ja wie eine Kohle. Oder hat der Duckmäuser gewagt, Ihnen eine wohlverdiente Schmeichelei zu sagen? Das wäre ein Ereigniß.' — Nun fühlte ich erst recht in mir das Feuer auflodern. Ich blickte um . . . lauter fremde Gesichter . . . alle Augen, wie mir's schien, auf mich gerichtet. Bertha sprach am Fenster mit dem Doctor — gewiß über mich. Zum Glück lief der kleine Arthur mich an, der seinen Spaß daran hatte, sich durch den Schwarm der Gäste zu drängen und den Damen auf die Schleppen zu treten. Ich faßte ihn und tollte mit ihm im Saal herum. Auch seine kleine Schwester kam dazu und wollte gejagt und gegriffen sein. Es ging nicht ohne Schreien und Lachen ab. Jedesmal, wenn ich an einem Spiegel vorüberkam, warf ich einen scheuen Blick hinein, ob sich noch immer die Röthe auf meinen Backen abzeichnete. Ach Gott! ich mußte ja fortwährend an den Doctor denken — wie sollte es da besser werden?

„Frau von Gubeneck verwies ihren Kindern das Herumlaufen und Lärmen, und der Verweis galt eigentlich mir. Ich wollte mich an Bertha hängen, aber sie hatte so viel zu thun, sich begrüßen zu lassen — ich war ihr nur lästig. Die Diener und Hausmädchen trugen Wein und Kuchen herum. Ich war nicht durstig und nicht hungerig; aber ich ließ doch kein Brett vorbeigehen, nur um immer etwas zu thun zu haben. Ich glaube, ich habe drei Gläser ausgetrunken, und was ich mit den Herren gesprochen habe, die sich mir vorstellten, will ich nicht verantworten müssen. Endlich bewegte sich auch der Doctor auf Umwegen zu mir hin. Ich hielt Stand — hier unter allen Gästen konnte er doch nicht... Er fragte nach meinen Eltern und wie es in unserem Städtchen aussehe und dergleichen mehr. Eine Weile ging's ganz gut. Dann wurde aber das Zeichen zum Tanz gegeben. Die älteren Damen zogen sich auf die Stühle an den Wänden zurück, die Paare traten an, die älteren Herren eilten zu den Spieltischen, die Musik setzte ein — und plötzlich standen wir Beide mitten im Saal ganz allein. Ich schaute mich ängstlich um, ob mich Niemand erlösen wolle — ich wartete immer beklommener darauf, daß der Doctor mich zum Tanz führen würde, aber er machte keine Anstalten, sondern sprach eifrig weiter, und ich gab nur noch verwirrte Antworten. ‚Aber der Tanz . . .' sagte ich. — ‚Ist's Ihnen so sehr um den Tanz?' fragte er. — ‚Ach . . . aber man ist doch deshalb auf dem Ball.' — Er wollte mich nicht verstehen. ‚Sie tanzen gern,' bemerkte er. — ‚Brennend gern.' — Er lächelte verlegen. ‚Wenn ich Sie nun recht sehr bitten möchte, heut' einmal nicht zu tanzen, würde Ihnen das Opfer sehr

schwer werden?' — ‚Nicht zu tanzen —? das ist doch aber ganz unmöglich — auf einem Ball . . .'

„Nicht wahr? Das war auch eine wunderliche Frage. Nun tanzten die ersten Paare schon; wir mußten uns in die Ecke zurückziehen, um nicht gestoßen zu werden. Da kam der Herr auf uns zu, mit dem wir zusammen gefahren waren — der mit dem gräulichen gelben Bart — Herr Blankert. Er war jetzt erst angelangt und erneuerte sofort die Bekanntschaft. Den Doctor hatte er schon auf dem Vorwerk gesprochen; er sah ihm jetzt nicht aus wie mein Tänzer. ‚Schon engagirt, Fräulein?' fragte er. — ‚Nein, durchaus nicht.' — ‚Aber dann bitte ich unterthänigst . . .' Ich zögerte keinen Augenblick, mich in seinen Arm zu lehnen; wir tanzten sogleich vom Platz ab in die Reihe der walzenden Paare hinein.

„Und dann standen wir und plauderten. Er erzählte von seinen Reisen schnurrige Anekdoten, und ich mußte lachen, ob mir schon gar nicht lächerlich zu Muth war. Und dann tanzten wir wieder und wieder. Der Doctor ging nicht aus der Ecke fort, und ich merkte wohl, daß er mich beobachtete. Ich wollte aber recht sein, wie ich immer war, und weil ich das wollte, gelang's gar nicht. Manchmal, wenn er gewiß etwas recht Komisches erzählte, machte ich ein ganz ernstes Gesicht, und ein andermal lachte ich wieder laut auf, wo gar nichts zu lachen sein mochte; ich hörte überhaupt nur mit halbem Ohr zu und war mit meinen Gedanken weit weg. Am liebsten hätte ich immerfort tanzen mögen — wenn mir der Kopf ganz verdreht war, fühlte ich mich wohl.

„Als nun der Tanz zu Ende war und Alles auseinander lief, hielt ich's im Saal nicht länger aus, schlich fort und die Treppe hinauf nach meinem Stübchen. Da sah's so hübsch unordentlich aus wie in mir selbst. Die Lampe hatten wir brennen lassen, und ich schraubte sie nur tiefer, damit es nicht so hell um mich sei. Ich streckte mich aufs Sopha, legte den Kopf über die Lehne zurück und sah starr zur Decke auf. Mir war, als müßte ich einen festen Punkt suchen, mich daran zu halten, so schwindelte es mir vor den Augen. Daß Bertha so grausam sein konnte —! Mir so etwas zu verrathen! Mich auf eine solche Erklärung vorzubereiten! Das war gar nicht freundschaftlich. Sie dachte nur an ihren Bruder. Und gewiß wußte er's schon, daß ich eingewilligt hätte. Ich hatte gar nicht eingewilligt, aber sicher sagte sie ihm's so, um ihn zu ermuthigen. Vielleicht glaubte er, daß zwischen uns schon Briefe gewechselt wären und daß ich deshalb zum Ball gekommen sei. Und wenn nicht, so wartete er nun doch, daß ich ihm Gelegenheit gäbe, mich allein zu sprechen — und was ich auch thun und lassen mochte, er konnte sich's immer verkehrt auslegen. Nein! das sollte er nicht von mir sagen dürfen, daß ich ihm entgegengekommen sei. Warum mußte er sich denn gerade einen Ball aussuchen? Warum kam er nicht zu uns, warum suchte er mich nicht im Elternhause auf? Hatte er so geringes Vertrauen, wie konnte er sich einbilden, daß er mir gut sei? Er bildete sich's gewiß nur ein. So durch die Schwester auskundschaften, sich so gleichsam bei meinem Herzen anmelden lassen — wie häßlich! Nein, da unten im Ballsaal sollte er mir's nicht sagen — da nicht. Warum mußte er schon am Morgen abfahren? Wenn ich ihm wirklich etwas galt, würde er schon bleiben. Er soll sich doch wenigstens ein Bischen um mich bemühen und ängstigen; er soll mir nicht vorwerfen dürfen, daß ich leichtsinnig . . .

„Da hörte ich Tritte draußen, sie näherten sich von der Treppe her der Thür. Er ist's — er kommt! durchzuckte es mich freudig — o! dann ist Alles gut. —

Ich setzte mich aufrecht und stützte vorgebeugt den Kopf in die Hand, gespannt lauschend. Er war's nicht — Bertha kam, und sie kam nicht einmal allein; eine andere junge Dame war mit ihr. ‚Aber wo steckst du denn?‘ rief sie — ‚ich suche dich überall. Bruder Hermann wollte mit dir den Contre tanzen — du warst verschwunden.‘ — Ich entschuldigte mich mit Unwohlsein. Das sei nichts, meinte sie, an so etwas dürfe man gar nicht denken. ‚Soll ich dir stärkende Tropfen eingeben? Wenigstens sechs Herren haben sich schon eifrig nach dir erkundigt, meinen Bruder gar nicht zu rechnen. Wir sind bei der Polka, und du hast die Auswahl. So mache doch kein verdrießliches Gesicht —! Komm!‘

„Sie ergriff auch sogleich meinen Arm und entführte mich ganz gegen meinen Willen. Im Vorzimmer unten flüsterte sie mir zu: ‚Nach dem zweiten Contretanz im blauen Cabinet.‘ — ‚Nicht heut!‘ entgegnete ich mit entschiedenem Ton. — ‚Ach, Unsinn!‘ zischelte sie — ‚es muß doch einmal ... und je rascher, desto eher bist du deine Kopfschmerzen los.‘

„Im Saal schlug mir die Hitze entgegen. Vier oder fünf Tänzer stürzten auf uns zu. Man tanzte nicht aufgestellt — ich wirbelte aus einem Arm in den anderen, fast ohne die geringste Pause — der Athem flog mir. Als ich einmal eine Minute stand, hörte ich eine Stimme hinter mir stotternd sagen: ‚Schonen Sie sich, liebe Adele, es wird zu viel.‘ Ich schaute um — der Doctor sah mich bittend an. ‚Ach, mir wird's nicht zu viel,‘ sagte ich lachend, ‚ich könnte mich heute zu Tode tanzen.‘ Er biß die Lippe. ‚Ich möchte doch nicht ganz leer ausgehen,‘ nahm er wieder das Wort. ‚Darf ich um den zweiten Contretanz bitten, mein Fräulein?‘ — Ich zuckte innerlich zusammen: den zweiten Contretanz — davon sprach Bertha. Aber ich durfte mir nichts merken lassen. ‚Sehr gern, Herr Doctor,‘ sagte ich. Das hätte ich auch zu jedem Anderen gesagt, selbst zu Herrn Blankert, der mich unverschämt auszeichnete.

„Wir kamen wieder aus einander. Und dann tanzten wir wirklich zusammen den zweiten Contretanz — so confuse als nur möglich. Je ernster und stiller er war, desto toller trieb ich's. Man mußte mich für ausgelassen vergnügt halten, und doch bebte mir das Herz. Nach dem großen Compliment reichte er mir den Arm und führte mich — in das blaue Cabinet.

„Wir waren da nicht allein. Auch andere Tänzer führten ihre Damen dorthin. Es war eine längere Pause angesagt. Wir saßen um den runden Tisch und besahen Bilder. Erfrischungen wurden herumgereicht. Der Doctor begann, an eins von den Büchern anknüpfend, ein ernstes Gespräch, das mich sonst gewiß rasch gefesselt hätte. Nun bemerkte ich aber, daß Bertha ab- und zuging und Einen nach dem Anderen von der kleinen Gesellschaft zu entfernen bemüht war. Sie fing es ganz geschickt an — man sollte die Palmen sehen, mit denen der Gärtner eine Nische decorirt hatte, oder ein Bild bewundern, das über dem Schreibtisch der Frau von Gubeneck hing, oder einer alten Dame die Zeit kürzen, die wenig Bekanntschaft hatte. Es dauerte keine Viertelstunde, so hatte sie ihren Zweck erreicht. Mir glühte wieder das Gesicht, ich saß wie auf Nadeln. Das war offenbar verabredet. Und ich sollte wissen, um was es sich handelte, und diese Vorbereitungen ruhig mit ansehen? Und dann, wenn das entscheidende Wort gesprochen war — was dann? Jeden Augenblick konnte uns Jemand überraschen. An so etwas nur denken müssen —! Nein, es durfte nicht zur Erklärung kommen!

„Ich plapperte dummes Zeug — so viel dummes Zeug, als ich in meinem ganzen Leben nicht zusammengebracht habe. Ich erzählte die Anekdoten, die

ich vor einer Stunde erst von Herrn Blankert gehört hatte, und vergaß die Pointen; ich machte Randglossen zu den Bildern, die ich hastig umschlug; ich lachte über meine eigenen schlechten Witze; ich fiel ihm mit irgend einer albernen Bemerkung in die Rede, sobald er von den Dingen zu sprechen anfing, die uns Beide so nahe angingen, und endlich, als ich gar nichts mehr wußte und als er meine Hand ergriff und, plötzlich abbrechend, meinen Namen nannte — da trieb mich die Beängstigung auf, und wie ein unartiges Kind lief ich fort.

„Dann that mir's leid, aber es war geschehen. Bertha trat an mich heran und fragte: ‚Seid ihr einig?' Ich hätte sie vergiften mögen. Der Tanz begann wieder — ein stürmischer Raschwalzer. Ich war sogleich auf der Diele.

„Von der nächsten Stunde, oder wie lange es sonst gewesen, weiß ich nichts zu berichten. Ich hörte Musik und fühlte, daß man mich herumschwenkte; ich tanzte auch mit den Kindern, die nicht schlafen gehen wollten.

„Dann wurde in den Speisesaal zum Essen gebeten. Während des allgemeinen Aufbruchs konnte ich unbemerkt fortschlüpfen. Ich ging leise in das blaue Cabinet, das weit abgelegen und nun ganz leer war, schob einen Sessel dicht an die Wand am Eingange, setzte mich darauf und breitete die faltige Portière mit ihrer Schleppe über mich aus, so daß ich nun ganz darunter versteckt war. Es geschah aber eigentlich nicht, um versteckt zu sein; ich fürchtete gar nicht gestört zu werden, denn hinter dem Cabinet lagen nur Räumlichkeiten, welche die Familie in Gebrauch hatte. Ich wollte ganz mit mir allein sein, in meinen Gedanken ganz geschieden von aller Welt, und das Licht der Ampel, wennschon gedämpft durch das bunte Glas, blendete mich. Selbst jetzt sah ich anfangs mit geschlossenen Augen einen feuerrothen Schein, in dem dunkle Gestalten tanzten. Aber er wurde schwächer und schwächer, und bald fühlte ich mich wirklich in einem wohlthuenden nächtlichen Dunkel.

„Ich fing an ruhig zu überlegen. Wie närrisch hatte ich mich nur den ganzen Abend über benommen! Was mußte man von mir denken? Ich war mit mir sehr unzufrieden, klagte mich selbst an und schalt mich ernstlich aus. Wenn meine gute Mutter mich beobachtet hätte ... sie würde ihre eigene Tochter nicht wiedererkannt haben. Ich war's auch gar nicht — das alberne Ding war ich nicht. Und weshalb diese Verwandlung in einen häßlichen Kobold? Weil ich etwas wußte, was ich nicht hätte wissen sollen, bevor ich es aus seinem Munde ... Ganz recht! weil mir ein glückliches Ereigniß vorausgesagt war, das eigentlich vom Himmel fallen muß und dem ich nun meinte gar nicht eifrig genug ausweichen zu können, um nicht in Verdacht zu kommen, daß ich danach haschte. Das durch die Schwester erfahren und dann still halten sollen ...! Ich hatte gewiß die richtige Empfindung, daß da etwas nicht in Ordnung war. Aber es hätte mich nicht so außer mir bringen dürfen. Wenn ich aus dem Wege ging, warum mußte ich gleich meilenweit fortlaufen? Am frühen Morgen wollte er wieder abreisen. Er hatte sich's wohl absichtlich so zurechtgelegt, daß er sich ganz unverdächtig entfernen könnte, wenn er bei mir seinen Zweck nicht erreichte — nur der Schwester hatte er sich eröffnet. Es war am Ende ganz natürlich — wenigstens zu entschuldigen. Und wenn er abreiste, ohne mir gesagt zu haben ... dann war's aus zwischen uns. Das fiel mir nun centnerschwer aufs Herz. Nein! ich war unversehens so weit abgekommen — ich mußte ihm jetzt einen Schritt entgegen thun — das war die gerechte Strafe.

„Herr Blankert hatte mich zum Cotillon engagirt. Ich nahm mir vor, ihn nicht zu tanzen. Es konnte sich dann leicht so machen, daß ich mich irgendwo allein setzte und Hermann sich zu mir gesellte, und dann ... Warum sollte er mir's auch auf dem Ball nicht zuflüstern? Und ich konnte ihm ja hinterher Alles erklären und ihn ausschelten, daß er mir so schwere Stunden bereitet! Und wieder dachte ich: wenn er jetzt käme und mich suchte und unter der Portière entdeckte —! Ich wollte mich ein klein wenig rühren, oder räuspern, oder den Damast rauschen lassen, daß er mich leichter finden könnte — und dann hätte es weiter keine Noth.

„Als ich so in mich hinein träumte und mir immer wohler ums Herz wurde, da ... ach Gott! ich schäme mich, es zu sagen, und das Letzte muß doch gesagt sein, so häßlich es auch ist ... da kamen Zwei vom Saal her auf das Cabinet zu im Gespräch. Hermann war's und Bertha. Sie gingen durch in die hinteren Zimmer und bemerkten mich nicht. ‚Aber du solltest doch nicht so rasch Alles verloren geben,‘ sagte Bertha; ‚ich weiß gar nicht, was in sie gefahren ist! Ich versichere dich, daß ich den besten Grund hatte, dir Hoffnung zu geben, und nun scheint sie's förmlich darauf anzulegen, dich durch ihre Launen ...‘ — ‚Es ist gut,‘ unterbrach er, ‚daß ich sie noch rechtzeitig von dieser Seite kennen lerne — ich habe mich schwer in ihr getäuscht — sie ist doch nur ein n—n—niedliches Aeffchen ...‘ Das stotterte er so mühsam heraus, und es kam wirklich über seine Lippen — und dann schlugen die Thüren hinter ihnen zu.

„Ich aber warf die Portière zurück und sprang auf. Ich fühlte in der Stirn einen dumpfen Schmerz, als hätte ich einen Hammerschlag erhalten, und dann ein Stechen wie von tausend Nadeln. Ich fürchtete niederzufallen und lehnte mich einen Augenblick mit der Schulter gegen das Thürgerüst. Das war mein Urtheil — aus seinem Munde. So hatte er mich gesehen. Ja, es war eine schwere Täuschung gewesen: das niedliche Aeffchen paßte nicht zu dem ernsten Herrn Doctor ... es mochte weiter seine närrischen Sprünge machen und Grimassen schneiden — vielleicht gab's Leute, die Beifall klatschten. Das niedliche Aeffchen! Mir war, als ob ich wahnsinnig werden müßte. Und dann hatte ich nur noch den einen Gedanken: fort, bevor sie zurückkehren! Er darf dich nicht mehr sehen — Bertha nicht — keiner von der lustigen Tanzgesellschaft. Fort, fort — nur fort!

„Ich lief wie ein gehetztes Wild durch den Saal, durch den Hausflur, die Treppe hinauf, durch mein Zimmer. Es fiel mir gar nicht ein, daß ich mich umkleiden müßte — ich riß nur meinen Mantel vom Nagel an der Wand, griff nach meinem Barett und eilte fort. Bertha sollte mir nicht begegnen, meinen Entschluß nicht hindern. Fort aus diesem Hause!

„Die Dienstleute hatten im Speisesaal zu thun; ich fand den Ausgang nach dem Hofe, ohne aufgehalten zu werden. Da standen mehrere Schlitten, die von den Gästen früh bestellt sein mochten und nun Stunden lang warten konnten. Ich warf mich in den nächsten und rief dem Kutscher zu: ‚Nach der Station —!‘ Er zögerte verwundert. ‚Schnell, schnell! es hat größte Eile.‘ — Nun wagte er nicht zu widersprechen. Die Glocken schellten — der Schnee knarrte — der eisige Wind strich um mein Gesicht. Ich zog die Pelzdecke hoch hinauf über Kinn und Schultern, doch schüttelte mich der Frost. Endlich in der Ferne das Signallicht — der Zug wurde schon erwartet. In der letzten Minute ...“

So weit war Adele in der Geschichte dieses unglückseligen Ballabends gekommen, als draußen vor dem Waggon Männerstimmen vernehmbar wurden. Sie

brach sogleich ab, horchte erschreckt und drückte den Kopf gegen das Polster der Seitenlehne. Einige Thüren wurden auf- und zugeklappt, der Schein einer Laterne flackerte über den Eisenbahndamm hin. „Aber ich sage Ihnen," sprach eine laute Stimme gebieterisch, „die Dame muß mit diesem Zuge gefahren sein. Der Kutscher des Baron Freiding versichert, sie zur Station gebracht zu haben. Unter den Fremden, die sich in unserem Hause eingefunden haben, ist sie nicht. Wenn also nicht ein Unglück ... Auch hier nichts." Wieder wurde eine Thür zugeworfen.

„Herr von Gubeneck!" flüsterte das Fräulein. „Verlassen Sie mich nicht, ich bitte sie!"

„Durchsuchen Sie sämmtliche Wagen," rieth eine andere Stimme, „wir sind sogleich am letzten. Dort brennt noch eine Lampe; vielleicht ..."

Die Thür unseres Coupés öffnete sich. Ein Bahnbeamter leuchtete mit der Laterne hinein. „Wahrhaftig! Eine Dame und — ein Herr!"

Der Andere schob ihn zur Seite. „Fräulein Adele — Sie hier? Weshalb um Himmelswillen —?"

Sie sah mich flehend an und antwortete nicht.

„Mein Herr," sagte ich vortretend, „die junge Dame hat besondere Gründe, hier zu verweilen. Wenn Sie mir erlauben wollen, auszusteigen, so bin ich bereit, Ihnen alle nothwendigen Erklärungen zu geben."

Er musterte mich nicht gerade freundlich. „Ich stehe sogleich zu Diensten. Erst muß dafür gesorgt werden, daß das Fräulein im Gutshause —"

„Ich bleibe hier!" entschied Adele.

„Aber bedenken Sie doch, Fräulein ... Ich weiß allerdings nicht, was Sie veranlassen konnte, in so übereilter Weise die Gesellschaft und unser Haus ... Bertha ist in größter Sorge um Sie —"

„Ich bleibe."

„Nein, Sie dürfen nicht. — Mein Herr, ich kann nicht errathen, ob mehr als ein zufälliges Zusammentreffen ... aber wie dem auch sei, helfen Sie mir, das Fräulein zum Verlassen eines so wenig passenden Aufenthaltsorts ... Mein Himmel! Sie sind noch im Ballkleide! Was kann geschehen sein —".

Ich faßte seinen Arm und schob ihn zur Seite. „Eine schwere Kränkung hat das Fräulein bestimmt, sich eilig vom Ball zu entfernen — das Nähere läßt sich jetzt nicht mittheilen; aber ich halte es für das Beste, wenn Sie nicht in die junge Dame dringen —"

„Diese Wagen müssen unter allen Umständen geräumt werden," mischte sich der Beamte ein, „sie gehen sogleich zurück, und wir haben schon telegraphische Antwort, daß der neue Zug nicht vor einer Stunde eintreffen kann."

„Dann bleibt in der That nichts übrig, mein Fräulein ..."

Herr von Gubeneck klatschte in die Hände. Im Moment darauf ließ sich Schellengeläut vernehmen; ein Schlitten fuhr vor und wendete auf Weisung um. „Haben Sie die Güte auszusteigen, Fräulein Adele, ich bürge dafür, daß in meinem Hause Niemand Ihnen eine Unannehmlichkeit bereitet."

„Verlassen Sie mich nicht," bat sie, indem sie sich zu mir wendete. Unentschlossen und immer wieder den Schritt hemmend verließ sie das Coupé. „Sie begleiten mich doch?"

Ich hatte Herrn von Gubeneck meinen Namen genannt. „Nehmen Sie Platz, mein Herr," sagte er mit zurückhaltender Höflichkeit, „ich setze mich vorn zum Kutscher — wir haben Alle Platz."

In wenigen Minuten hielten wir vor dem Gutshause. Kaum waren wir in den Flur eingetreten, als eine junge Dame, in eine Wolke von Krepp gehüllt, die

Treppe hinabflog und sich meiner vor Aufregung wieder heftig zitternden Schutzbefohlenen an die Brust warf. „Du Böse, Abscheuliche,“ rief sie, „was treibst du denn für Possen? Mitten in der Nacht ohne Abschied fortlaufen und uns so zu ängstigen! Was hast du denn? Ich habe dir doch gleich gesagt, wenn du nicht willst . . . Nun, weine nur nicht, ich will das Schelten lassen. Herr Gott! was für ein Unglück hätte das geben können! Der Zug entgleist — man sprach von zertrümmerten Wagen! Du hast dich doch nicht beschädigt? Komm nur gleich auf dein Zimmer. Siehst du aber? Es hat durchaus nicht sein sollen. Fast vor unserer Thür ist der Zug entgleist, daß du wieder zu uns zurück mußtest. Warum hast du nur so lange in dem eiskalten Wagen gesessen? Komm, komm — eine Tasse warmen Thee . . .“

Das sprach sie schon auf der Treppe. Die Freundin schluchzte und konnte gar nicht zu Worte kommen; sie mußte sich fortziehen lassen. Es war auch hier sicher nicht der Ort zu Erörterungen: der Flur stand voll Menschen, die sich in die Gesellschaftszimmer nicht hineinwagten, Bauern, Arbeiter und sonstige kleine Leute mit ihrem Sack und Pack. Adele gab die Opposition gänzlich auf und folgte gelassen. Sie sah nicht einmal mehr nach mir zurück.

Herr von Gubeneck nöthigte mich ins Zimmer. Dort, wo vor einer Stunde noch eine lustige Ballgesellschaft sich getummelt hatte, saßen nun auf allen Stühlen Männer und Frauen in Reisekleidern. Dazwischen bewegten sich Herren im Frack und Damen in leichtester Toilette. Die Landschaftsräthin hatte Kaffee reichen lassen. Im Saal wurde auf dem Clavier geklimpert; die jüngeren Herrschaften gingen dort auf und ab und schienen mit der Störung sehr unzufrieden. Herr von Gubeneck stellte mich seiner Frau vor. „Das ist hier eine hübsche Wirthschaft,“ sagte sie, „nicht wahr? Es sieht aus wie in einem Zigeunerlager. Da bietet sich Ihnen gewiß gleich der Stoff zu einer Novelle.“

„Wer weiß?“ antwortete ich. „Es kommt darauf an, ob sich der Schluß zum Anfang findet.“

„Den Anfang haben Sie also schon? Sagen Sie mir nur, was ist das mit Adele? Mein Mann erzählt mir, daß er Sie . . . Wohl eine ältere Bekanntschaft? Das junge Mädchen hat sich so sonderbar benommen . . .“

„Gnädige Frau,“ unterbrach ich, „davon wird vielleicht noch zu erzählen sein. Ich weiß nicht, ob jemals schon aus einem solchen Nichts ein solches Etwas geworden ist. Mit zwei Worten läßt sich's unmöglich erklären — eher in Ordnung bringen. Und da ich nun einmal ohne mein Zuthun betheiligt und Inhaber gewisser Geheimnisse bin . . . Kann ich vielleicht Ihren Herrn Bruder sprechen?“

„Meinen Bruder?“

„Den Herrn Doctor. Er ist doch noch nicht abgereist?“

„Aber er packt zur Reise. Lieber Gubeneck —!“ Sie bat ihren Mann, mich zum Doctor zu führen, und ich sagte auf dem Wege: „Lassen Sie mich eine Minute mit ihm allein, nachdem Sie mich bekannt gemacht haben.“

Als wir eintraten, erhob der Doctor sich hastig vom Sopha, auf dem er gelegen haben mochte. Auf einem Stuhl stand der Reisekoffer, darüber lag der Pelz. Seine Haare waren verwirrt und sein Gesicht sah verstört aus, als wäre er eben aus dem Schlaf erweckt. Aber sicher hatte er nicht geschlafen; ich wußte, was ihm im Kopf herumspukte.

„Mein Herr,“ begann er, als wir allein waren, „ich habe wenig Zeit. Was steht zu Ihren D—d—d—diensten?“ Der Aerger, mit der Zunge anzustoßen, war auf seiner Stirn sichtbar. Uebrigens

half er sich leicht genug über die Klippe hinweg.

Ich bat ihn, mich ruhig anzuhören. Ich sei durch Zufall in die Herzensangelegenheiten einer jungen Dame eingeweiht worden, sagte ich, die ihm, wie ich glauben müßte, trotz aller Mißverständnisse der letzten Stunden lieb und werth sei. Er sah mich sehr verwundert an, ließ mich aber gewähren. Und nun theilte ich kurz mit, worauf es ankam, und versicherte, daß ich gewiß kein aufdringlicher Vermittler sein wolle, es aber doch für meine Pflicht gehalten hätte, ihm das vollständige Material zur Beurtheilung des Falles zu unterbreiten. Er könne ja nun thun, was er wolle, und das Fräulein solle nie erfahren, daß ich ihm ihre Beichte ausgeplaudert habe.

Er hatte die Hand auf meinen Arm gelegt, und die Finger zuckten mitunter krampfhaft. Kaum konnte er erwarten, daß ich meinen Bericht endete, und dann sprang er auf und lief durch das Zimmer und stieß in blinder Hast den Reisekoffer vom Stuhl, daß er auf die Erde niederpolterte. Er hatte gleich den Hauptpunkt getroffen und setzte bei demselben ein. „Was höre ich?" rief er. „Bertha konnte so indiscret, so ungeschickt sein? Sie verrieth Adele, daß sie diesen Abend eine Erklärung meinerseits zu erwarten habe?"

„Ihre Fräulein Schwester hat es gewiß gut gemeint," suchte ich zu beruhigen; „sie hat nur nicht in Rechnung gezogen, von welcher Unruhe das Gemüth der Freundin —"

„Gut gemeint — gut gemeint!" fiel er aufgeregt ein. „Was bedeutet das? Es giebt für sie nur eine einzige Entschuldigung: daß sie selbst noch nicht geliebt hat. Das arme Mädchen! Adele wußte, daß ich mich erklären wollte, und sie glaubte, daß ich der Veranstalter . . O! nun begreife ich das Alles."

„Aber Sie hatten doch wirklich Ihre Schwester veranlaßt —"

„Ganz heimlich ihr Herz zu erforschen, sich zu versichern, ob sie mir etwa abgeneigt sei. Das konnte unter Freundinnen so leicht geschehen. Es mag sein, daß auch ich nicht ohne Schuld bin. Warum wandte ich mich an Bertha — warum vertraute ich nicht meinem guten Glücke — dem ermuthigenden Zuge meines Herzens? Aber vergessen Sie nicht, daß ich immer unter den B—b—b—büchern gesteckt habe . . . und dann dieser fatale Fehler, der eben wieder meine Zunge fesselte. Wenn ich ruhig spreche, hindert er mich freilich selten. Im Colleg, wo ich meines Gegenstandes ganz sicher und mit dem Gemüth gar nicht betheiligt bin, stoße ich die ganze Stunde über kaum ein einziges Mal an, aber oft in der Gesellschaft — besonders in der Gesellschaft von Damen, wenn ich verlegen werde oder beobachtet bin oder ein Lächeln bemerke. . . Gerade Adele freilich hat immer so freundlich darüber hinweggesehen — das war's, was sie mir zuerst lieb gemacht hat. Ich fühlte mich so sicher in ihrer Nähe; es war, als ob ihre Augen Gewalt über mich hätten, meinen Willen zu kräftigen. Aber es fragte sich doch sehr, ob sie mir würde die Hand fürs Leben reichen wollen. Und wer stand mir gut dafür, daß nicht gerade im entscheidenden Augenblick die innere Beängstigung . . . War ich dann nicht geliebt, so wurde ich ausgelacht, und das wäre mir unerträglich gewesen. So erklärt sich's, daß ich auf den Gedanken kam, sie ein wenig auskundschaften zu lassen. Bertha hat mit ihrem Ungeschick Alles verdorben."

„Es geschah jedenfalls aus schwesterlicher Liebe —"

„Mag sein, mag sein! Aber das Unglück ist da. Ich habe Adele schwer beleidigt — sie wird mir dieses lieblose Urtheil nicht verzeihen können. Wie ich

nur darauf kam? Aber sie hat in ihrer Art etwas . . . wie soll ich's nennen? Es ist sehr reizend, wie sie mit sich selbst spielt — man wird nicht müde, ihr zuzusehen. Wenn ich recht vernarrt in sie war, nannte ich sie still für mich mein niedliches Aeffchen. Das kam mir nun unseliger Weise in den Sinn, als ich ihr zum ersten Mal zürnte. Ach! wenn sie mir nichts mehr gewesen wäre als ein Spielwerk meiner verliebten Gedanken! Aber Sie sollten sie einmal in ihrem Elternhause beobachten. Wie sie dem Papa, der ein eingefleischter Schulmann ist, alles Liebe an den Augen absieht, seinen Schreibtisch und die Bibliothek in Ordnung hält, die jüngeren Geschwister sorglich in der Ferne beschäftigt, wenn er bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten sitzt — wie sie der Mutter zur Hand geht und unermüdlich in der kleinen Wirthschaft thätig ist — wie klug sie mit ernsten Männern zu sprechen weiß, wie belesen in unseren besten Schriftstellern sie sich zeigt — wie so Alles bei ihr gesunde Natur und ursprüngliche Auffassung ist und das Schwerste mit spielender Leichtigkeit überwunden wird, weil sie sich nur immer selbst zu geben braucht . . . das hatte ich im Unmuth vergessen.“ Er drückte die Hand gegen die Stirn. „Das konnte ich vergessen! Sie wird es nicht verstehen, daß Einer, der sie zu lieben behauptet . . .“ Er machte eine rasche Wendung der Thür zu. „Aber sie soll wenigstens erfahren, wie sehr ich's bereue, sie gekränkt zu haben. Diese Genugthuung bin ich ihr schuldig! Wenn's gefällig ist, mein Herr . . .“

Er hielt die offene Thür in der Hand und ließ mich heraus. Dann ging er an mir mit raschen Schritten vorbei und kümmerte sich nicht weiter um mich. Ich fand auch ohne ihn den Weg in die Gesellschaftszimmer zurück. Gott Amor ist ein so geschickter Locomotivführer, dachte ich bei mir, und kann doch nicht hindern, daß einmal der Zug entgleist. Dann kostet's Mühe, ihn wieder flott zu machen, und mitunter hat die Maschine einen so argen Stoß bekommen . . . nun, hoffen wir das Beste!

Nach einer halben Stunde wurde gemeldet, daß der neue Zug angelangt und zur Aufnahme der Passagiere bereit sei. Es erfolgte ein allgemeiner Aufbruch.

Als ich unter den Letzten eben das Haus verlassen wollte, kam Adele die Treppe hinab. Sie trug das schwarze Wollkleid, in dem ich sie zuerst gesehen hatte, darüber aber einen Pelz, der aus den Vorräthen des Hauses entnommen war. Bertha ging neben ihr, bepackt mit ihren Schächtelchen, Kästchen und Täschchen. Der Doctor folgte, meinen Mantel über dem Arm und den großen Carton mit dem Ballkleid im anderen. Alle drei sahen ernst vor sich hin und hielten sich ganz schweigsam.

Der Doctor ließ den Schlitten vorfahren. Während Adele und Bertha sich verabschiedeten, trat er an mich heran und sagte leise: „Ich habe reuig abgebeten, und sie behauptet, mir nicht mehr böse zu sein. Das ist gewiß schon viel, und doch! wie unendlich wenig gegen das . . .“

Er schluckte heftig. „War das Fräulein denn nicht zu bewegen, hier zu bleiben?“ fragte ich, ebenso zischelnd.

„Durchaus nicht. Alles Zureden war vergebens. Adele will nach Hause. Aber daß sie mir noch böse ist, glaube ich wirklich nicht. Nur . . . sie hat mir's gar zu leicht gemacht, ihre Verzeihung zu erhalten — ich fürchte, daß ich ihr gleichgültig bin oder geworden bin.“

„Haben Sie ihr denn nicht gesagt —?“

„Ach! in Bertha's Gegenwart — und sie ließ Bertha nicht los. Nur Andeutungen, die sie nicht verstehen wollte.

Ich habe aber Bertha tüchtig ausgescholten, und das war deutlich, denke ich. Recht zu Wort ließ sie mich gar nicht kommen — Adele nämlich, und ich hatte auch nicht den Muth . . ."

„Adieu, Herr Doctor," sagte Adele, die an den Schlitten getreten war, indem sie ihm die Hand reichte.

„Und Sie erlauben wirklich nicht," stammelte er, „daß ich Sie bis zum Zuge begleite?" Er legte ihr dabei in der Verlegenheit den Mantel verkehrt um die Schultern.

„Ich habe bis dahin einen Begleiter," antwortete sie, auf mich deutend. „Eilen Sie nur, daß Sie rechtzeitig zur Station kommen, wenn Sie mit dem Frühzuge abfahren wollen."

„Aber ich fahre gar nicht ab . . . ich kann nicht."

„Adieu — adieu!"

Die Pferde zogen an. Eine Weile war sie still. Dann — als wir schon den Eisenbahndamm hinauffuhren — sagte sie: „Ich weiß, Sie haben geplaudert."

„Das war Menschenpflicht, liebes Fräulein."

„Ich danke Ihnen. Er wird doch jetzt nicht mehr ganz so klein von mir denken."

„O, wenn Sie gehört hätten, was ich gehört habe —"

„Still, still! Ich bin gar nicht neugierig."

Sie stieg in ein Damencoupé. Ich reichte ihr die Sachen zu. Schon wollt' ich die Thür schließen, als sie noch hinausrief: „Das Blättchen vergessen Sie doch nicht?"

„Welches Blättchen? Ah so! für die Autographensammlung."

„Ja — ja!" bestätigte sie. „Und Sie dürfen gar nichts weiter darauf schreiben als: Entgleist! Das ist ganz genug zum Andenken. Adieu!" Sie zog die Thür zu. — —

Nach drei Tagen erhielt ich einen Brief mit einer Aufschrift von unbekannter Hand. Er trug den Poststempel der Station, bei der Adele ausgestiegen war. In dem Convert steckte eine gedruckte Verlobungsanzeige. Auch fielen zwei Visitenkärtchen hinaus. Der Doctor schrieb auf der seinen: „Ich bin ihr am anderen Tage nachgefahren und habe ihr Alles gesagt, was sie am Ballabend nicht hatte hören wollen. Wie gut, daß der Zug entgleiste! Tausend Dank."

Unter Adele's Namen stand: „Er ist mir am anderen Tage nachgefahren und hat mich zu Hause ganz vernünftig angetroffen. Wie gut, daß der Zug entgleiste! Ich bin nun sein niedliches Aeffchen — da schadet's nicht. Tausend Dank."





Warum treiben wir Musik?

Von

Otto Gumprecht.



elch altfränkisches, philisterhaftes Thema — mag mancher Leser ausrufen — wie nutzlos, wie pedantisch mit der Erörterung einer Frage sich weitläufig befassen, auf die schon die unmittelbare Empfindung so laute, beseligende Antwort giebt! Heißt das nicht bei hellem Tage mit der Laterne umherleuchten? Weshalb freuen wir uns denn des Frühlings, einer reizvollen Landschaft, alles Hohen und Herrlichen, das die Phantasie der Bildner, Maler, Dichter geschaffen? Es gehört nun einmal zum innersten Wesen des Menschen, nach dem Genuß der Schönheit zu dürsten, sie jubelnd willkommen zu heißen, wie und wo sie sich ihm auch offenbart, in der Natur oder in der Kunst, durch Form und Farbe, Klänge und Töne oder endlich in unserer eigensten Sprache, durch das Wort, den geflügelten Diener des Gedankens.

So einfach liegt aber die Sache doch nicht. Die Musik nimmt in der Tagesordnung des heutigen Geschlechts den breitesten Raum ein. Kaum haben unsere Kinder lesen und schreiben gelernt, da müssen auch schon die kleinen Hände das ungleich schwierigere Ton-Abc auf den Tasten buchstabiren. Und wie jetzt der Clavierunterricht keineswegs nur innerhalb der oberen und mittleren Schichten der Gesellschaft einen unerläßlichen Theil der Jugenderziehung ausmacht, so sehen wir von der Volksschule bis hinauf zum Gymnasium den Gesang allenthalben im Lehrplan vertreten. Unser ganzes Leben ist erfüllt von Musik. Zahllose Altäre sind ihr errichtet, in den Hütten und in den Palästen, in der traulichen Enge des Hauses und in der weiten Oeffentlichkeit. Das Concertwesen, ehedem lediglich ein großstädtischer Luxus, hat sich überall hin verbreitet, wo nur einige tausend Menschen gesellig bei einander wohnen. War einst die Oper ausschließlich an den Beifall und die Freigebigkeit der Vornehmen gewiesen, so ist sie gegenwärtig im Repertoire der meisten Bühnen dem gesprochenen Drama über den Kopf gewachsen.

Unter solchen Umständen darf man

wohl fragen: vergilt uns die Tonkunst den von ihr jahraus jahrein verschlungenen Aufwand an Zeit, Kraft und Mühe, verdankt sie ihre Bevorzugung bloß der launenhaften Gunst der Mode oder einem tieferen Bedürfniß? Es soll hier der Versuch gemacht werden, eine Antwort darauf zu geben. „Ich will (um mit Lessing zu reden) einige Gedanken herwerfen, die, wenn sie nicht gründlich genug sind, doch gründlichere veranlassen können.“

Schon vor mehr als zweitausend Jahren hat einer der tiefsinnigsten Denker den geistigen Nahrungswerth der Musik, ihre Bedeutung als allgemein menschlichen Erziehungs- und Bildungsmittels geprüft. Im achten Buch der Politik des Aristoteles lesen wir: „Ueber den Zweck der Musik könnte man zweifelhaft sein; denn jetzt treiben sie die meisten nur so zum Vergnügen. Die Alten dagegen rechneten sie zur Erziehung, weil die menschliche Natur selbst, wie schon oft gesagt, danach strebt, nicht allein auf die rechte Art geschäftig, sondern auf eine schöne Art müßig sein zu können.“ Und weiter: „Es ist weder leicht, auseinanderzusetzen, welche Kraft sie (die Musik) hat, noch zu welchem Zweck man sie eigentlich treiben soll: ob der Kurzweil und Erholung willen, wie Schlafen und Trinken; denn diese beiden Dinge sind zwar an und für sich nicht werthvoll, aber doch angenehm und wiegen die Sorge in Schlummer, wie Euripides sagt. Daher rechnet man denn auch die Musik dazu und genießt sie alle zu gleichem Zwecke, Schlaf, Wein und Musik. Auch das Tanzen rechnet man dazu. Oder hat man vielmehr anzunehmen, die Musik trage auch etwas zur sittlichen Bildung bei, indem, gleichwie die Gymnastik dem Körper eine gewisse Beschaffenheit ertheile, so auch die Musik das Vermögen besitze, dem Charakter eine gewisse Beschaffenheit zu geben, sie gewöhnt, sich auf die rechte Weise freuen zu können. Oder, und dies wäre der dritte Fragepunkt, trägt sie vielleicht etwas bei zum sinnvollen Genusse der Muße?“ Endlich: „Die erste Untersuchung ist, ob man die Musik zur Jugendbildung zu rechnen habe oder nicht, und auf welches von den drei in Frage gestellten Stücken sich ihre Kraft erstreckt, auf Bildung, Spiel oder edle Unterhaltung. Am vernünftigsten aber wird sie vielmehr zu allen gerechnet und scheint an allen Antheil zu haben. Denn das Spiel dient zur Erholung, die Erholung aber ist nothwendig angenehm (sie ist nämlich eine Art von Arzenei gegen die durch die Anstrengungen erzeugte Unlust). Auch die Unterhaltung soll zugestandenermaßen nicht nur das Schöne, sondern auch das Vergnügen in sich begreifen, denn Beides vereinigt ist die Glückseligkeit.“ Es sind das goldene Worte, noch heutigen Tages in hohem Grade lehrreich und beherzigenswerth, so wenig auch sonst die griechische Musik, deren eigentliches Wesen sich bis jetzt selbst der gründlichsten Forschung entzogen, mit der unserigen zu schaffen haben mag. Wie ein Prediger seine Bibelstelle setze ich deshalb getrost jene drei Aussprüche des Aristoteles über die folgenden Betrachtungen.

Dreierlei haben wir im musikalischen Kunstwerk zu unterscheiden: den Stoff, die Form und die Seele. Zusammengesetzter Natur gleich ihm selbst ist darum auch die Wirkung, die es auf uns übt. Die letztere wird stets um so voller und echter sein, je mehr sie von dem Gehalt und Wesen der sie bedingenden Ursache in sich aufgenommen. Wohllaut ist das Grundelement aller Musik, das edle Material, das sie zu ihren Schöpfungen verwendet. Auf die schöne Sinnlichkeit, darin sie lebt und webt, hat es Aristoteles zunächst abgesehen, wenn er ihr ähnliche Kräfte und Tugenden nachrühmt wie dem Schlaf, dem Wein oder heilbringender Arzenei.

Durch die Bestimmung des Menschen, sich die Welt zu unterwerfen, durch dieses ihm angeborene Herrscherrecht werden nothwendig seine vornehmsten Organe, Auge und Ohr, zu ebenso gehorsamen wie verständigen Dienern des Nutzens und der Zweckmäßigkeit abgerichtet und erzogen. Statt von der ganzen Fülle der auf Schritt und Tritt sich ihnen darbietenden Eindrücke Besitz zu ergreifen und sie dem Bewußtsein zu überliefern, müssen sie sich gewöhnen, nur das zu sehen und zu hören, woran uns gerade gelegen ist. Je mehr unsere gesammte Cultur in die Höhe und Breite wächst, um so enger ziehen sich die den Einzelnen angewiesenen Lebenskreise zusammen. Wie die Arbeitstheilung die

Einseitigkeit der Interessen steigert, in demselben Maße beeinträchtigt sie zugleich die Frische und Empfänglichkeit der sinnlichen Wahrnehmung. Das Kind erhält unendlich mannigfaltigere Kunde von der Außenwelt als der im Dienste seines Berufes geschulte Mann. Jenes hat noch ein offenes Auge und Ohr für jeden Eindruck, während dem anderen längst zur zweiten Natur geworden, die Dinge nur so weit zu beachten, als sie für seine Zwecke etwas bedeuten.

Das werthvollste Werkzeug, das sich der Mensch geschaffen, ist die Sprache, das geschmeidige Bindeglied zwischen ihm und seines Gleichen, zwischen dem Einzelnen und der Gattung. Auge und Ohr sind die lebendigen Träger, die unausgesetzt geschäftigen Vermittler dieses durch die Versinnlichung der Gedanken bewirkten geistigen Zusammenhangs. Von frühester Jugend an haben sie sich darauf eingeübt, den Inhalt jeder durch Schriftzeichen oder Laute ihnen zugetragenen Botschaft unverzüglich ihrer Herrin, der Seele, zu melden. Je ausschließlicher sie mit einer solchen rein verständigen Thätigkeit sich befassen müssen, um so weiter bringen sie es in der Virtuosität, Alles zu übersehen und zu überhören, das für den von ihnen zu erstattenden Bericht ohne Werth und Bedeutung ist. Das lediglich auf den Gedankengehalt der gedruckten oder geschriebenen Worte bedachte Auge gleitet achtlos an dem Aeußeren der Buchstaben vorbei. Nichts verkümmert so sehr den Reichthum und die Naivetät der unmittelbar sinnlichen Wahrnehmung wie unser massenhaftes Lesen, weil die damit verbundene Gewohnheit, bloß zu sehen, was wir sehen wollen, allmälig unsere gesammten Beziehungen zur Außenwelt beherrscht und regelt. Manche treffende Bemerkung über diesen Punkt findet man in einem dem Zeichenunterricht in der Volksschule gewidmeten, in Band XLI der „Preußischen Jahrbücher" reproducirten Vortrag von R. Schöne.

Auch unser Ohr dient vorzugsweise den Interessen des Verstandes. Nicht den Lauten als solchen gilt seine Aufmerksamkeit, sondern der in ihnen sich kund thuenden Meinung, denn jene sind dem redenden Menschen nur Mittel zum Zweck. Hall und Schall bilden das gemeinsame Grundelement der Sprache wie der Musik. Während aber die eine das von ihr ergriffene Material zur Mittheilung eines ihr von Haus aus fremden Inhalts verwendet, während sie es darum bloß nach ihren Bedürfnissen modelt, ihm die blühende Sinnlichkeit um so mehr abstreift, je reifer, klüger, geistig beweglicher sie selbst geworden, bringt die andere den Stoff in seiner ureigenen Reinheit und Freiheit zur Erscheinung. An die Stelle von Mittel und Zweck ist hier das organische Ineins von Leib und Seele getreten. Klang und Ton, im gesprochenen Wort zu grauen, blutlosen Schatten verblaßt und eingetrocknet, sie gewinnen im gesungenen wie im Munde der Instrumente die ganze ihnen ursprünglich innewohnende Lebensfülle, ihren allgewaltigen elementaren Zauber zurück. Des ihnen vom Verstande aufgebürdeten Botendienstes ledig, offenbaren diese holden Kinder der Luft erst ihr wahres Wesen. Wie sie, bloß dem eigenen Triebe gehorchend, mit einander spielen und kosen, sich fliehen und suchen, trennen und vereinen, alles das gewährt den Eindruck wechselreichster Mannigfaltigkeit, unerschöpflichen Lebensdranges. Schon die einfachsten Zusammenklänge oder Reihenfolgen einträchtiger Intervalle, der Dreiklang, die Dur- und Mollscala, bereiten dem Ohr immer neuen Genuß. Selbst den einzelnen, von keinem störenden Nebengeräusch getrübten und beunruhigten Ton saugt es begierig ein. Wie jede Berührung mit der ursprünglichen Natur etwas unendlich Erfrischendes hat, wie wir, umfangen von ihren weichen Mutterarmen, uns von des Gedankens Blässe und Schwere erlöst fühlen, so wiegt auch die Musik vermöge des reinen Wohllauts, aus dem sie ihre Gebilde formt, die bei unserem gewohnten Tagewerk thätigen Kräfte in einen geist- und nervenerquickenden Schlaf.

Die soeben in Betracht gezogene sinnliche Seite ist es, welche der Tonkunst die zahlreichsten Freunde wirbt. Zumeist wird von ihr nichts Anderes und Höheres begehrt als die rein physiologische Wirkung. Die letztere, deren Bedeutung ich gewiß nicht unterschätze, ist indessen weit entfernt, das Wesen der Sache zu erschöpfen. Erst durch unsere Mitthätigkeit werden wir des vollen musikalischen

Eindrucks theilhaftig. Nur insofern dieser auch sinnlicher Art ist, setzt er jenen Zustand beseligender Hingabe und Passivität voraus, in welchem wir, wie die Sprache so treffend sagt, „ganz Ohr“ sind. Bei der Aufnahme des in den Tönen waltenden Geistes handelt es sich aber keineswegs allein um müßiges Hinhorchen und Empfangen, sondern zugleich um verständnißinniges Erfassen und Aneignen, um einen durch die gemeinsame Arbeit des Willens, des Gedächtnisses und der nachempfindenden Phantasie vermittelten seelischen Vorgang.

Indem die Musik den vorgefundenen Stoff planmäßig und sinnvoll gestaltet, verklärt und steigert sie den ihm innewohnenden natürlichen Reiz zum künstlerisch Schönen. Zum süßen, das Ohr labenden Wohllaut gesellt sich nun ein ideales Moment: der Adel und die Weihe der Form. Weil diese nicht wie bei den bildenden Künsten in einem Neben-, sondern in einem Nacheinander der zum einheitlichen Ganzen gefügten Theile besteht, fordert sie uns, um zu lebendiger Anschauung zu gelangen, nothwendig eine ungleich intensivere Aufmerksamkeit ab als die Werke der Architektur, Sculptur, Malerei. Nur dank der durch Uebung gewonnenen Fähigkeit, eine Tonschöpfung vom ersten bis zum letzten Tact dem inneren Ohr zu vergegenwärtigen, erschließt sich ihm der in der bunten Fülle des Einzelnen latente Zusammenhang. Mit dem bloßen, wenn auch noch so häufig wiederholten Anhören ist es hier nimmermehr gethan, wenigstens nicht bei denjenigen Gebilden, in deren vielgliederigem Organismus die Kunst ihre höchste Macht und Herrlichkeit offenbart. Wie sinnreich ist der Aufbau der classischen Claviersonate, wie tausendfach verschlungen das thematische Gewebe in den Streichquartetten der Meister! Welche überwältigende Mannigfaltigkeit der Gestalten dringt aus der Bach'schen und Händel'schen Polyphonie, aus den Mozart'schen Opernfinales, den Beethoven'schen Sinfonien auf uns ein! Um alle diese Wunder und zumal das sie einigende innere Band zu begreifen, müssen wir bei ihnen verweilen, uns in ihre Betrachtung vertiefen können, statt sie nur im flüchtig verrauschenden Strom der Töne am Ohr vorüberziehen zu lassen.

A. W. von Schlegel nannte bekanntlich die Architektur „gefrorene Musik“, und aufs treffendste ist damit die vollendete Eurhythmie der Form als das beiden Gemeinsame bezeichnet. Diese aller künstlerischen Tongestaltung wesentliche Seite entzieht sich mehr oder minder Jedem, der es nicht zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, auch die stumme Sprache der Noten zu verstehen, ihnen die gebundene Zunge zu lösen. Gerade in der Musik ist darum der Dilettantismus so massenhaft vertreten und von so einflußreicher Bedeutung. Er bereitet die Wege zu dem Verständniß einer Kunst, die von ihrem Publikum kaum weniger fordert, als sie ihm gewährt, deren Wohlthaten sich in Unsegen verkehren, wenn wir nichts Anderes von ihr heischen als müheloſen Genuß. In Rücksicht auf die rein sinnliche Wirkung wurde diese Kunst mit drei Dingen verglichen: mit dem Schlaf, dem Wein und mit heilkräftiger Medicin. Der erste kann aber auch schlaff und träge machen, der zweite bis zur Sinnlosigkeit berauschen und die meisten Heilmittel sind zugleich Gifte. Etwas Aehnliches gilt von der Musik, sobald wir uns nicht zu ihr in das richtige Verhältniß setzen. Den Einen ist sie die köstlichste Himmelsgabe, den Anderen ein entnervendes Capua der Geister. Alles hängt eben davon ab, ob wir in ihrem von betäubendem Wohllaut erfüllten Dunstkreis durch den — dank der eigenen Mitthätigkeit — in unser Bewußtsein übergegangenen Idealismus der schönen, den Stoff läuternden und verklärenden Form den Sinnentaumel zügeln und beherrschen, oder ob es uns nur nach dem narkotischen Blüthenduft der Töne gelüstet.

Was ist die Seele der Musik? Wodurch unterscheidet sich eine bloß correcte, nach den Gesetzen der musikalischen Grammatik und Logik gestaltete Tonschöpfung von den echten Offenbarungen des Genius, eine gemeine Organisten-Fuge von einer Bach'schen, die erste beste stilgerechte Sonate oder Sinfonie von den geistsprühenden Meisterwerken der Gattung? Die genaueste Betrachtung des Materials im Verein mit der sorgfältigsten Analyse der verschiedenen Satzformen hat bis jetzt auf diese Fragen noch keine genügende Antwort zu geben vermocht. Eine der phan-

tastischsten E. Th. A. Hoffmann'schen Novellen erzählt von einem wunderlichen alten Kauze, der nicht müde wurde, die herrlichsten Cremoneser Geigen zusammenzukaufen und zu zerlegen, um der eigentlichen Quelle des ihnen innewohnenden Klangzaubers auf die Spur zu kommen. Ungefähr ebenso sehen wir die gedankenreiche Forschung sich abmühen, das innerste Wesen der Musik aufzudecken, ihr den Isisschleier abzustreifen. Jene hat zur Zeit ihr Problem ebenso wenig gelöst wie die nach dem Sitz der Seele im menschlichen Leibe mit Sonde und Mikroskop spähende Anatomie. Auch noch der neueste Beitrag zur musikalischen Aesthetik (Die Tonkunst von Heinrich Adolf Köstlin) faßt die gewonnenen Resultate in den Satz zusammen: „Aus den schön geordneten Tonverhältnissen, aus den reich gegliederten Tonformen tritt uns ein geistiges Etwas entgegen, das Musikalisch-Schöne, ein undefinirbares und nicht weiter zu erklärendes Etwas, das ein Ausfluß, eine specifische Darstellung der ewigen Idee des Schönen, ein Stück der Herrlichkeit des ewigen Gottesgeistes selbst ist, so gut wie die Schönheit, die aus dem Rhythmus des Firmaments und aus der glänzenden Pracht der im Frühlingsschmuck prangenden Natur leuchtet." Heißt das aber nicht mit dem Bewußtsein eines ungelösten Räthsels, mit dem offenen Bekenntniß des non liquet von dem Gegenstande scheiden?

Seit jeher hat die große Mehrzahl der Musiker wie der Musikgelehrten einen objectiven Zusammenhang zwischen der Ton- und Empfindungswelt angenommen, die erstere als die künstlerische Verkörperung der letzteren betrachtet. Eingedenk des Wortes: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, glaubt diese Auffassung von dem Wesen der Wirkung auf das der Ursache schließen zu dürfen. Zwar wenden sich im Gegensatz zur Wissenschaft sämmtliche Künste vorzugsweise an das Gefühl, keine andere übt jedoch auf dasselbe einen so starken, unmittelbaren und zugleich geheimnißvollen Einfluß wie die Musik. Sie dringt mit holder Gewalt in die verborgensten Tiefen des Herzens, macht es bald himmelhoch jauchzen, wir wissen nicht warum, bald zum Tode betrübt, wir wissen wieder nicht warum. Wem sonst könnte sie aber diese unbeschränkte Herrschaft über das Gemüth verdanken als allein dem Umstande, daß beide auf die nämlichen Töne gestimmt sind, daß sich uns im ewig bewegten Wellenspiel des Wohllauts das getreue Spiegelbild der in der menschlichen Brust ruhelos auf- und niederwogenden Empfindungen darstellt.

Das allen Künsten gemeinsame lyrische Urelement gelangt in der Musik, zumal in der instrumentalen, vermöge der nachgiebigen Weichheit ihres Stoffs, der modulationsreichen Geschmeidigkeit ihrer Formen zur reinsten und freiesten Entfaltung. Plastik und Malerei sind schon deshalb sehr einsilbige Herzenskündigerinnen, weil sie keinen seelischen Vorgang seinem gesammten Verlauf nach erfassen und fixiren können. Bloß der vereinzelte Augenblick wird von ihnen festgehalten, alles Uebrige muß der Beschauer hinzudenken. Die Poesie ist zwar mit diesem Mangel nicht behaftet, aber ihr fehlt dafür, wenigstens insoweit sie auf die theatralische Darstellung verzichtet, die sinnliche Unmittelbarkeit. Statt den mitzutheilenden Inhalt zu leibhafter Erscheinung zu bringen, richtet sie nur eine Mahnung an unsere Phantasie. Die Musik ist zugleich bestimmter und allgemeiner, realer und idealer als das Wort: das eine, weil sie nicht die unser Gemüth bewegenden Mächte lediglich beim Namen ruft, sondern ihnen selbst die Zunge löst; das andere, weil sie jeden Zusammenhang mit der äußeren greifbaren Wirklichkeit abgestreift hat.

Man kann das hier in Betracht gezogene Verhältniß nicht klarer und überzeugender anschaulich machen, als es in zwei so recht den Kern der Sache treffenden, den Inhalt eines ganzen musikalisch-ästhetischen Systems aufwiegenden Aussprüchen Mendelssohn's und Hauptmann's geschehen. Darüber befragt, was er sich bei seinen Liedern ohne Worte gedacht, erwiderte jener:

„Es wird so viel über Musik gesprochen und so wenig gesagt. Ich glaube überhaupt, die Worte reichen nicht hin dazu, und fände ich, daß sie hinreichten, so würde ich am Ende gar keine Musik mehr machen. — Die Leute beklagen sich gewöhnlich, die Musik sei so vieldeutig; es sei so zweifelhaft, was sie sich dabei zu denken hätten,

und die Worte verstände doch ein Jeder. Mir geht es aber gerade umgekehrt. Und nicht bloß mit ganzen Reden, auch mit einzelnen Worten, auch die scheinen mir so vieldeutig, so unbestimmt, so mißverständlich im Vergleich zu einer rechten Musik, die Einem die Seele erfüllt mit tausend besseren Dingen als Worten. Das, was mir eine Musik ausspricht, die ich liebe, sind mir nicht zu unbestimmte Gedanken, um sie in Worte zu fassen, sondern zu bestimmte. So finde ich in allen Versuchen, diese Gedanken auszusprechen, etwas Richtiges, aber auch in allen etwas Ungenügendes, und so geht es mir auch mit den Ihrigen. Dies ist aber nicht Ihre Schuld, sondern die Schuld der Worte, die es eben nicht besser können. Fragen Sie mich, was ich mir dabei gedacht habe, so sage ich: gerade das Lied, wie es dasteht. Und habe ich bei dem einen oder anderen ein bestimmtes Wort oder bestimmte Worte im Sinne gehabt, so mag ich die doch keinem Menschen aussprechen, weil das Wort dem einen nicht heißt, was es dem anderen heißt, weil nur das Lied dem einen dasselbe sagen, dasselbe Gefühl in ihm erwecken kann wie im anderen, — ein Gefühl, das sich aber nicht durch dieselben Worte ausspricht. Resignation, Melancholie, Lob Gottes, Parforce-Jagd, — der eine denkt dabei nicht das, was der andere; dem einen ist Resignation, was dem anderen Melancholie; der dritte kann sich bei beiden gar nichts recht Lebhaftes denken. Ja, wenn Einer von Natur ein recht frischer Jäger wäre, dem könnte die Parforce-Jagd und das Lob Gottes ziemlich auf eins herauskommen, und für den wäre wirklich und wahrhaftig der Hörnerklang auch das rechte Lob Gottes. Wir hörten davon nichts als die Parforce-Jagd, und wenn wir uns mit ihm darüber noch so viel herumstritten, wir kämen nicht weiter. Das Wort bleibt vieldeutig, und die Musik verständen wir Beide doch recht."

Genau dieselbe Auffassung liegt den folgenden Worten Moritz Hauptmann's (Die Natur der Harmonik und der Metrik) zu Grunde:

„Die Musik ist der Algebra zu vergleichen, die Wortsprache der Zahlenrechnung. Was die Musik im allgemeinen Ausdruck enthält, kann die Wortsprache nur als Besonderes ausdrücken. Die algebraische Formel stellt das Ineinanderweben und -wirken der Factoren dar: die Factoren und das Product in Einem. Die Zahlenrechnung entweder nur die Factoren oder nur das Product. Jene hat aber die allgemeine Bedeutung für unendlich viele zu setzende Einzelwerthe. So ist die Musik. Man hat öfters den Versuch machen sehen, den Inhalt eines Instrumentalmusikstückes in Worten, in einem Gedichte auszusprechen. Das Resultat kann nie befriedigend ausfallen. Wenn der algebraische Ausdruck $a + b = c$ setzt und man in Zahlen dafür setzen will $2 + 3 = 5$, so ist diese Anwendung der Formel allerdings eine ganz richtige; es lassen sich aber für a und b unendlich viele andere Werthe setzen, die c als eine andere Summe ergeben und wo die Factorencombination ebenso richtig den Inhalt der Formel erfüllt. So wird auch dieselbe Musik verschiedenste Wortauslegung finden können, und von keiner wird zu sagen sein, daß sie die erschöpfende sei, daß sie die eigentliche und die ganze Bedeutung der Musik enthalte; diese ist eben auf das bestimmteste nur in ihr selbst enthalten. Nicht die Musik hat den unbestimmten Sinn: sie sagt einem Jeden dasselbe; sie spricht zum Menschen und sagt nur menschlich Gefühltes. Eine Mehrdeutigkeit kommt erst zum Vorschein, wenn Jeder in seiner Weise den Gefühlseindruck, den er empfängt, in einen besonderen Gedanken fassen, wenn er das flüssige Wesen der Musik fixiren, das Unaussprechliche aussprechen will."

Die völlige Uebereinstimmung zwischen den von mir aufgerufenen classischen Zeugen ist um so bemerkenswerther, da keiner der beiden von der Aussage des anderen irgend welche Kenntniß hatte; denn das Hauptmann'sche Werk erschien 1853, also sechs Jahre nach dem Tode Mendelssohn's, während der die angeführte Stelle enthaltende Brief des Letzteren zwar am 15. October 1842 geschrieben, aber erst 1863 im zweiten Bande der gesammelten Denkwürdigkeiten veröffentlicht wurde.

Die Seele des musikalischen Kunstwerks ist die in ihm lebende und webende Em-

pfindung. Den drei Factoren, die sein Wesen ausmachen, dem Stoff, der Form und dem Stimmungsgehalt, entsprechend, ist auch seine Wirkung eine dreifache, eine sinnliche, eine künstlerische, in der engeren Bedeutung dieses Wortes, und eine poetische. Die letzte muß freilich als eine zufällige, weil von subjectiven Bedingungen abhängige Allen erscheinen, die im Tonreich nur planvoll geregelte Bewegung, klingendes Formenspiel gewahren wollen.

Nicht bloß auf die Stärke, auch auf die Beschaffenheit des musikalischen Eindrucks übt gewiß die Individualität des Empfangenden mitbestimmenden Einfluß. Je reizbarer und zugleich gehaltreicher diese, um so voller und mannigfaltiger ist auch der in ihr geweckte Widerhall. Wie bei jeder in die Tiefe dringenden seelischen Erschütterung, so tritt auch bei der durch die Macht der Töne hervorgerufenen ein buntes Gewoge von Gefühlen, Bildern, Vorstellungen in unser Bewußtsein. Es ist dann, als ob wir mit einem Mal hellsichtig wären, rings umher die verhüllenden Schleier fielen, nach allen Seiten hin das innere Auge in unermessene Fernen schweifte. Während die Phantasie ihre Schwingen ausbreitet, in der Erinnerung plötzlich wach und lebendig wird, was Jahre lang still und verborgen in ihrem dunklen Schoße geruht, gleicht der in die heftigste Erregung versetzte unbewußte Theil unseres Wesens der sturmbewegten See, der bewußte aber dem mit den emporgespülten Geheimnissen der Tiefe bedeckten Strande. Allein handelt es sich bei solchem Vorgang immer lediglich um ein leeres Spiel der in sich hineinträumenden Willkür? — Sollen wir ihn statt nach der Formel: entweder — oder nicht viel mehr unter dem Gesichtspunkt des: sowohl — als auch deuten und verstehen, d. h. Beides in ihm erkennen, Subjectives und Objectives? Ich glaube das Letztere und berufe mich auf die thatsächliche Wahrnehmung aller musikalisch Gebildeten, selbst jener Aesthetiker, deren Verstand verneint, was ihre Empfindung bejaht. Frohlockt nicht etwa in der Ouvertüre zu Figaro's Hochzeit die ausgelassenste Heiterkeit, im Finale der C-moll-Sinfonie der stolzeste Siegesjubel? In so vielen Beethoven'schen Adagien erhebt die rührendste Klage ihre Stimme. Wo wäre ein Meister der Tonkunst, der nicht die Sprache der Freude und des Schmerzes, der Sehnsucht und Hoffnung unendlich lauter und ergreifender geredet, als es selbst das beweglichste Dichterwort je vermocht? Im eigentlichen Sinne beweisen läßt sich freilich alles das ebenso wenig wie irgend welcher durch unmittelbare Intuition gewonnene Eindruck. Dem Ursprung des musikalischen Kunstwerks muß doch wohl seine Wirkung entsprechen. Weil es nicht dem wägenden und prüfenden Verstande, der bei aller echten Production nur als Gehülfe geschäftig ist, sondern dem Gemüth und der Phantasie entstammt, sind es wiederum diese beiden, welche vorzugsweise die geistige Aufnahme und Aneignung vermitteln. Jener vermag immer nur einzelne Merkmale des musikalisch Schönen zu erkennen. Er sollte sich deshalb bescheiden, nicht den Anspruch erheben, mit seinen Aussagen das Wesen der Sache zu erschöpfen, statt ihm mit dem Axiom Quod non est in actis non est in mundo die eigene Einseitigkeit und Beschränktheit aufzudrängen.

Schon die Sprache, die von Stimmungen, von Gemüthsbewegungen und Erschütterungen redet, ist sich des innigen Zusammenhangs zwischen der Ton- und Empfindungswelt deutlich bewußt. Hier wie dort der ewig sich erneuernde Wechsel von Versöhnung und Entzweiung, Einklang und Gegensatz, Harmonie und Dissonanz. Alle Gefühle sind innerlich wahrgenommene, Hall und Schall laut gewordene Bewegungen. Der im musikalischen Kunstwerk verkörperte Stimmungsgehalt ist ein Product der mannigfaltigsten Factoren. Zunächst unterscheiden sich die Töne durch ihre Höhe und Tiefe. Jeder einzelne ist aber zugleich je nach seiner Stärke, Dauer und Klangfarbe zahlloser Modificationen fähig. In ganzen Tonreihen multiplicirt sich alles das bis ins Unendliche, und hinzu kommen hier noch Rhythmus und Tempo mit ihrer unermeßlichen Fülle charakteristischer Unterschiede. Es wäre selbst gegenüber der einfachsten, kurzathmigsten Melodie ein sehr umständliches Geschäft, sämmtliche deren Wesen bedingende Momente aufzuzählen. Wer vermöchte nun erst den Gestaltenreichthum in seine Atome zu zerlegen, der sich in

einer Fuge, in einem Sonatensatz ausbreitet! Der musikalische Eindruck entzieht sich schon durch die große, zu idealer Einheit zusammengefaßte Mannigfaltigkeit seines Inhalts der erschöpfenden Analyse.

* *
*

Tief eingeprägt ist dem Gemüth des Menschen der Glaube an eine Urverwandtschaft zwischen dem Wahren, Guten und Schönen. Wir ahnen in ihnen ein Gemeinsames, dessen verschiedene Erscheinungsformen den einzelnen Seiten unserer dreigetheilten, als Vernunft, Wille und Empfindung sich bethätigenden Natur entsprechen. Wissenschaft, Religion und Kunst, wie weit ihre Wege auch vielfach aus einander gehen, sind dennoch eines Blutes, Kinder desselben, mitten in der Trübheit, Zwiespaltigkeit und Gebundenheit des Endlichen nach Klarheit, nach innerer Erlösung und Befreiung ringenden Geistes. Für uns handelt es sich zunächst um das enge geschwisterliche Verhältniß zwischen dem Guten und Schönen. Abermals ist es die Sprache, die solches bezeugt, indem sie bei unzähligen Gelegenheiten beide Begriffe vertauscht, ja sogar mit dem einen die höchste Steigerung des anderen ausdrückt und umgekehrt. Gut nennt sie jedes Werk, in welchem der künstlerische Grundgedanke zu überzeugender Erscheinung gelangt, und gegenüber der sittlich vollendeten Persönlichkeit reden wir von einer schönen Seele, einer schönen Individualität.

Sobald das Leben der Völker nicht mehr ganz aufgeht in dem Kampf ums Dasein, gesellt sich zum Priester der Dichter. Homer hat den Griechen ihre Götter gemacht, die erhabensten Visionen, die tiefsinnigsten Offenbarungen des alten wie des neuen Bundes sind vom Hauch der Poesie umflossen. Zwischen Kunst und Religion waltet die innigste Wechselbeziehung. Wie die eine von der anderen tausendfältig befruchtet worden, so ist sie dieser hinwiederum die hülfreichste Genossin gewesen, die mit ihren Werken das ewig Unbegreifliche beglaubigt, ihm durch den Zauber der Schönheit die Herzen erschlossen. Alle Künste wurzeln in einem religiösen Bedürfniß, verdanken demselben ihr erstes Wachsthum und Gedeihen. Um das ihnen eingeborene Vermögen nach jeder Richtung hin zu bethätigen, den gesammten Inhalt des menschlichen Wesens widerzuspiegeln, mußten sie sich von dem mütterlichen Boden ablösen. Wie wohl sie nun aber auch daran gethan, im frischen, fröhlichen Schaffensdrang die ganze farbenreiche, vielgestaltige Mannigfaltigkeit des Irdischen zu umfassen, — ihre vornehmste Aufgabe, das höchste Ziel, zu dem alle scheinbar noch so weit abschweifenden Bahnen zuletzt emporführen, bleibt doch die lebendige Verkörperung, der sinnfällige Ausdruck, die laute, endgültige Bejahung jener ursprünglichen Harmonie, durch welche das Gute und das Schöne als Früchte eines Stammes, als Ausstrahlungen des nämlichen Lichtes sich erweisen.

Vielleicht die wesentlichste Seite meines Themas würde unerörtert bleiben, wollte ich der schwierigen Frage nach der ethischen Bedeutung der Musik aus dem Wege gehen. Die Alten schrieben dieser einen so tief greifenden Einfluß auf die Bildung des Charakters zu, daß Plato wie Aristoteles den Gegenstand für wichtig genug hielten, um ihn in der Lehre vom Staat und dessen Aufgaben abzuhandeln, daß der Eine gewisse Tonweisen, als den guten Sitten gefährlich, nicht geduldet sehen wollte, der Andere in der richtig geleiteten praktischen Beschäftigung mit unserer Kunst eines der werthvollsten allgemeinen Erziehungsmittel erblickte. „Wer sich mit Eifer (sagt Plutarch) derjenigen Art von Musik widmet, welche eine den Geist bildende und erziehende Kraft hat, und in der Jugend die nöthige Anleitung dazu erhält, der wird das Schöne loben und bewundern, das Gegentheil verwerfen, in der Musik wie in anderen Dingen. Ein solcher Mensch wird jeder unedlen Handlung fern bleiben, und der größte Nutzen, den er aus der Musik zieht, wird der sein, daß er zu seinem und des Vaterlandes Besten sich keine unharmonische Rede und That erlaubt, sondern immer und überall Anstand und Mäßigung bewahrt."

Boetius, der im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit heißem Bemühen zusammengetragen, was einst die Griechen, die Musik anlangend, gedacht und

geschrieben, verbreitet sich gleich in der Vorrede seines ihr gewidmeten Werkes darüber, daß sie die Fähigkeit, sittlichen Nutzen und Schaden zu stiften, in hohem Maße besitze.

So oft Luther auf seine geliebte Tonkunst zu sprechen kommt, ist ihm das Herz voll von Freude, Bewunderung und Dankbarkeit. Er nennt sie eine der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes, welcher der Satan sehr Feind ist, damit man viel Anfechtung und böse Gedanken vertreibt. „Musicam habe ich allzeit lieb gehabt, wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu Allem geschickt. Man muß Musicam von Noth wegen in Schulen behalten. Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch junge Gesellen zum Predigtamt nicht verordnen, sie haben sich denn in der Schule wohl versucht und geübt. . . Wer die Musicam verachtet, wie denn alle Schwärmer thun, mit denen bin ich nicht zufrieden; denn die Musik ist eine Gabe und ein Geschenk Gottes, nicht ein Menschengeschenk. So vertreibt sie auch den Teufel und macht die Leute fröhlich, man vergisset dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffahrt und anderer Laster. Ich gebe nach der Theologie der Musik den nächsten Locum und die höchste Ehre . . . nichts auf Erden kräftiger ist, die Traurigen fröhlich, die Fröhlichen traurig, die Verzagten herzhaft zu machen, die Hoffährtigen zur Demuth zu reizen, die hitzige und übermäßige Liebe zu stillen und zu dämpfen, den Neid und Haß zu mindern, und wer kann alle Bewegung des menschlichen Herzens, welche die Leute regieren und entweder zu Tugend oder zu Laster reizen und treiben, erzählen? . . . Darum will ich Jedermann und sonderlich jungen Leuten diese Kunst befehlen und sie hiermit ermahnet haben, daß sie ihnen diese köstliche, nützliche und fröhliche Creatur Gottes theuer, lieb und werth sein lassen, durch welche Erkenntniß und fleißige Uebung sie zu Zeiten böse Gedanken vertreiben und auch böse Gesellschaft und andere Untugend vermeiden können."

Manch weiser und beredter Mund hat auf ähnliche Art die Macht der Musik gepriesen. Daß wie Luther auch Shakespeare mit ihren Verächtern nicht zufrieden gewesen, dafür zeugen die selbst gleichsam in süßesten Wohllaut getauchten Worte seines Lorenzo im Schlußact des Kaufmanns von Venedig. Je herrlichere Blüthen aber die Tonkunst im Laufe der letzten drei Jahrhunderte getrieben, je bevorzugter der Platz ist, welchen sie unter den unser modernes Leben beherrschenden Culturmächten eingenommen, um so seltener pflegt auffälliger Weise die Rede von ihrem ethischen Gehalte zu sein. Ja, wer ihr überhaupt einen solchen beimißt, geräth heutzutage leicht in Gefahr, für einen sonderbaren Schwärmer, für einen träumenden Phantasten und Geisterseher gehalten zu werden. Unsicher und schwankend genug ist freilich der Boden, auf dem sich die folgende Untersuchung bewegt. Statt ihren Gegenstand zu erschöpfen, wird sie sich begnügen müssen, nur dessen Oberfläche zu streifen.

In wie weit an unserer sittlichen Erziehung die Musik betheiligt ist, hängt von den Grenzen ihres Ausdrucksvermögens ab. Je reicher und bedeutsamer das letztere sich darstellt, um so schwerer wird der von ihr geübte Einfluß ins Gewicht fallen. Ist sie wirklich Seelenkünderin, so muß sie zugleich Seelenbildnerin sein. Wer ihr die erstere Eigenschaft zugesteht, kann ihr unmöglich die zweite absprechen. Ehe ich jedoch zu diesem schwierigsten Theil unserer ganzen Betrachtung mich wende, sind zuvörderst einige andere Punkte hervorzuheben, die mit keiner ästhetischen Theorie etwas zu schaffen haben und darum schwerlich irgend welcher Einrede begegnen werden.

Auch in den der Erholung gewidmeten Stunden sollen wir nie ganz unthätig sein, sondern lediglich an die Stelle des gewohnten Tagewerks solche Beschäftigungen setzen, welche den durch jenes nicht in Anspruch genommenen Kräften freien Spielraum gewähren. Je mehr sie diese Aufgabe erfüllen, um so größer ist sowohl der mit ihnen verbundene Genuß wie namentlich auch der durch sie gestiftete Nutzen. Bezeichnet doch schon der Volksmund den Müßiggang als aller Laster Quelle und Anfang. Ein tiefer Sinn liegt in dem echten und rechten Spiel. Es ist dem Menschen nicht minder nothwendig und segensreich als der Schlaf, wirkt sänftigend und beschwichtigend, aber auch

erfrischend und anregend, löst die durch den Ernst der Arbeit zu scharf gespannten Saiten der Seele und bringt dafür andere, die bis dahin schlaff und stumm geblieben, in Schwingung, erstattet den aufgebrauchten Kraftvorrath unserem Wesen zurück und spornt zugleich dasselbe zu neuer fröhlicher Bethätigung.

Daß gern zur Muße sich vor Allem die Muse gesellt, daran mahnt schon die bedeutungsvolle Klangähnlichkeit der beiden Wörter. Aristoteles rühmte deshalb der Tonkunst nach, sie setze die Menschen in den Stand, auf eine schöne Art müßig zu sein, gewöhne sie, sich auf die rechte Weise freuen zu können (ὀρθῶς χαίρειν). Er zählt sie zu den Dingen, die in der Jugend gelernt werden sollen, weil die praktische Beschäftigung mit ihr die unerläßliche Grundlage für die Bildung des musikalischen Geschmacks und Urtheils sei. Fast will es mich bedünken, als ob ein schalkhaftes Lächeln um die strengen Lippen des Philosophen schwebte, während er hinzufügt: „Ueberdies thut es auch Noth, daß die Kinder eine unterhaltende Beschäftigung haben, und es darf die Kinderklapper des Archytas für keine üble Erfindung gelten, die man den Kindern giebt, damit sie, während sie sich damit abgeben, nichts im Hause zerbrechen; denn das Kind kann nicht still sitzen. Jenes Spielwerk nun paßt für die Kleinen, der Musikunterricht ist dagegen eine Klapper für die größeren Knaben.“ Wenn die Volksschule auch zum Singen ihre Zöglinge eifrig anhält, so erweist sie ihnen damit eine Wohlthat für das ganze Leben. Denn selbst die bescheidenste Art künstlerischer Bethätigung wirkt der Rohheit und Verwilderung der Sitten entgegen. Ein allbekanntes geflügeltes Wort traut darum auch singenden Menschen nichts Böses zu.

Stets bedarf es der Vermittelung, auf daß ein Tonwerk lebendig werde, die todten Ziffern und Zeichen, in die sein Geist gebannt ist, zu reden beginnen. Die hierauf gerichtete Thätigkeit verbindet in unvergleichlicher Weise sämmtliche Eigenschaften, die den Charakter alles edleren Spiels ausmachen. Nicht ohne guten Grund braucht deshalb die Sprache diesen Ausdruck für die meisten Arten der musikalischen Reproduction. Ein Spielen in des Wortes bestem und schönstem Sinne ist es in der That, wenn wir den Gebilden der tondichtenden Phantasie die geschlossenen Lippen öffnen. Erholung und Anregung, Genuß und Geschäftigkeit sind dabei aufs innigste mit einander verschmolzen. Hieraus erklärt sich die hohe, allgemein pädagogische Bedeutung des musikalischen Dilettantismus, seine innere Berechtigung und zugleich seine massenhafte Verbreitung. Er verdankt Beides dem Umstand, daß lediglich der Erwerb gewisser Fertigkeiten uns zur Freundin und Genossin eine Kunst gewinnt, die so willfährig wie keine andere sich jedem Bedürfniß anschmiegt. Sie tröstet die Trauernden und frohlockt mit den Fröhlichen. Immer unseres Rufes gewärtig, verscheucht sie die ganze schwarze Schar von Fratzen, Gespenstern und Dämonen, welche der fruchtbare Schoß der Einsamkeit gebiert, Gram und Mißmuth, Angst, Sorgen, Zweifel und vor Allem der Langenweile schnöde Qual. Die Musik gehört zu den gütigsten Feen, die um den häuslichen Herd walten, und wie sie zum Leben der Familie die Weihe des Schönen fügt, so veredelt sie jeden geselligen Verkehr. Spendet sie uns solchergestalt, wohin wir auch blicken, aus vollen Händen den Segen echtester Humanität, wer möchte da nicht in den treuherzigen Ausspruch Luther's einstimmen: „Musica ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder, sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht.“

Von pädagogischem Werthe ist nun freilich jede unsere Muße würdig füllende Beschäftigung. Sollte denn aber die Musik nicht noch viel unmittelbareren Antheil an der sittlichen Erziehung dadurch nehmen können, daß sie einen ethischen Gehalt in sich selbst trüge, gleichsam das köstliche Gefäß abgäbe, das ihn uns darböte? Unzweifelhaft muß man ihr dies Vermögen zugestehen, sobald sie, dem Alles deutenden und erklärenden Worte sich beigesellend, irgend welchen erbaulichen Text uns zu Gemüthe führt. Die den Tönen eigene elementare Gewalt ist um so größer, wenn ihnen die menschliche Stimme zum Organ dient. Vor nichts Anderem öffnen sich die Pforten der Seele weiter als vor dem gesungenen Worte. Es wird ihm deshalb auch bei allen Wer-

ken der Zauberei und Beschwörung eine so einflußreiche Rolle zugeschrieben, daß in den romanischen Sprachen An- oder Einsingen (enchanter, incantare) gleichbedeutend ist mit Bezaubern.

Zwischen Poesie und Musik findet die innigste Wechselwirkung statt. Weil sie, einander aufs mannigfachste steigernd und ergänzend, unwiderstehlich die Herzen mit sich fortreißen, sind die einträchtig verbundenen Schwestern seit jeher der Kirche treue Gehülfen gewesen. Was wäre der Gottesdienst ohne Gesang, auf dessen andachtweckende Kraft schon der heilige Augustin das größte Gewicht legte. Die diesen Punkt betreffende so schöne Stelle in den Confessionen (X, 33) lautet: „Hartnäckiger trafen und unterjochten mich die Vergnügungen der Ohren, aber du hast mich gelöst und befreit. Nun werde ich von den schönen, kunstreichen Melodien deiner Lobgesänge erfreut, nicht beherrscht, denn ich kann mich von ihnen wenden, wann ich will, und achte höher die sie beseelenden Worte. Doch gebe ich ihnen vielleicht zu viel Ehre, wenn ich meine, die heiligen Worte entflammen durch solchen Gesang die Seele höher und heiliger, und jedem geistigen Gefühle entsprechen gewisse melodische Töne, durch die es, verwandt mit ihnen, erweckt werde. Aber oft wird doch mehr das sinnliche als das geistige Ohr davon ergriffen, und dann fühle ich diesen Fehler erst hernach. Zuweilen werde ich auch, um diese Täuschung zu verhüten, zu streng, wünsche fast, alle diese Melodien möchten mir und der Kirche verschwinden, und halte die Einrichtung des Bischofs Athanasius von Alexandrien für schicklicher, nach welcher die Psalmen und Lobgesänge in einem Tone vorgetragen werden, der mehr Sprache als Gesang ist. Wenn ich aber der Thränen gedenke, die mir zu Anfang meiner Bekehrung diese Melodien entlockten, und wenn ich auch jetzt noch gerührt werde, nicht von den Melodien allein, sondern von ihrer schönen Uebereinstimmung mit den Worten, so erkenne ich den großen Nutzen dieser Einrichtungen wieder."

Wie wenig auch Luther Verlangen getragen nach dem prunkenden Festgewand, mit welchem der Cultus der römischen Kirche, „wo der Gestalten Fülle verschwenderisch aus Wand und Decke quillt", sich umgeben, die dem katholischen Ritual von Alters her eigene musikalische Weihe hielt er dennoch so hoch in Ehren, daß er jenem zahlreiche Weisen entlehnte und sie den Seinigen mit der Mahnung zum Gebrauch darbot: „Also daß solcher schöner Schmuck der Musica in rechtem Brauch ihrem lieben Schöpfer und seinen Christen diene, daß er gelobet und geehret, wir aber durch sein heiliges Wort mit süßem Gesang ins Herz getrieben, gebessert und gestärkt werden im Glauben." Gewiß, das ist es, mit süßer Gewalt treiben die Töne den von ihnen verkündeten Text ins Herz der Sänger wie der Hörer. Wer je der Aufführung einer Bach'schen Cantate, eines Händel'schen Oratoriums in rechter Stunde beigewohnt, der hat es an sich erfahren, welche ergreifende Unmittelbarkeit hier die biblischen Ueberlieferungen gewonnen. Man wende aber nicht ein, daß die den gesammten inneren Menschen erschütternde und aufwühlende Musik dabei gleichsam nur den Dienst der Pflugschar verrichtete, daß sie lediglich die tiefen Furchen risse, in die das Wort allerlei gedeihlichen Samen streute. Nein, sie vermag von allem innerlich Empfundenen und Erlebten, also auch von jeder Regung gläubigen Hoffens, Sehnens, Vertrauens bis zu dem Grade wahrhaftiges Zeugniß abzulegen, daß sie selbst einen Ausdruck hat für die den großen kirchlichen Genossenschaften entsprechenden charakteristischen Unterschiede des religiösen Bedürfnisses. Die erdenentrückte Transscendenz und Erhabenheit der an einen feierlichen Reigen himmlischer Gestalten gemahnenden Palestrina'schen Polyphonie spiegelt den seelischen Gehalt des Katholicismus nicht minder getreu wieder als die den verborgensten Tiefen des deutschen Gemüthes entstammten Schöpfungen unserer alten protestantischen Meister den Geist der Reformation.

Am reinsten und freiesten offenbart sich das Wesen der Tonkunst in der Sprache der Instrumente. Wir müssen deshalb vor Allem von dieser Antwort auf die Frage begehren, ob die Musik vermöge ihres eigensten Werthes und Gehaltes zu unserer sittlichen Bildung etwas beitragen könne. Wer des unerschütterlichen Glaubens ist, daß in dem ätherischen Leibe der Töne eine lebendige Seele wohnt, der

wird keinen Augenblick über den Sinn des eingeholten Bescheides in Zweifel sein. Der innige Zusammenhang zwischen dem Guten und Schönen wurde schon hervorgehoben. Ohne ihn wäre jede auf die Darstellung des letzteren gerichtete Thätigkeit leerer Schein, ein thörichtes Spiel der Phantasie. Das ethische Ideal ist nichts Anderes als die Befreiung aus der Enge und Rohheit selbstsüchtiger Triebe und Interessen, als die Erweiterung und Veredelung des einzelnen Ichs zur in sich vollendeten menschlichen Persönlichkeit, zur schönen Individualität. Sämmtliche Künste sind je nach ihrem Ausdrucksvermögen an der Verwirklichung dieses Ideals betheiligt. Unter ihnen nimmt die Poesie als die geistigste von allen den ersten Platz ein.

Obwohl die Tonkunst schlechterdings nichts mit der Welt des Gedankens zu schaffen hat, kann man doch von gewissen Analogien zwischen der Metaphysik und Instrumentalmusik reden. Beide schweben in vornehmer Höhe über dem wirren Getümmel der gemeinen Wirklichkeit. Um abstracte Begriffe handelt es sich in der einen, um gegenstandslose Gefühle und Stimmungen in der anderen. Jene hat zum Inhalt die allgemeinsten Denkformen, diese die Urrhythmen alles Empfindens. Sehr schön sagt David Friedrich Strauß: „In dem Meere von Harmonie, das unsere großen Tonsetzer um uns ergießen, da verschwebt und löst sich alles irdische Weh, da sehen wir auch wie durch einen Zauber alle die Flecken hinweggetilgt, die uns sonst mit aller Mühe nicht gelingen will, von uns abzuwaschen.“ Sowohl in Rücksicht auf ihren ahnungs- und geheimnißvollen Ausdruck wie auf dessen Urbildlichkeit ist die instrumentale Kunst — freilich nur die echte und wahre, nicht die zur Programmmusik entartete und veräußerlichte — durchaus symbolischer Natur. Selbst gelöst von jeder Beziehung zur greifbaren Wirklichkeit, erlöst sie auch das in sie sich versenkende Gemüth aus dem Banne seines egoistischen Sonderlebens. Denn hinter ihr im wesenlosen Scheine liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine. Nicht Wohl und Weh des Einzelnen erheben hier ihre Stimme, sondern der ganzen Menschheit Freude und Jammer.

Groß und weit sind aber darum auch die Herzen gewesen, aus denen der Born der befreienden Töne emporgequollen. Keiner unter unseren erlauchten Meistern hat den Glauben an die einträchtige Harmonie zwischen der künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit Lügen gestraft. Wie sollte es auch anders sein? Edle Früchte wachsen nur an edlen Bäumen. Eine unsaubere Seele spendet ebenso wenig reinen Sang und Klang wie ein faulender Sumpf frisches Quellwasser. Mit dem alten Wort: „Gute Menschen, aber schlechte Musikanten“, hat es gewiß seine Richtigkeit, nur hüte man sich vor der Umkehr. Nichts ist dem echten Genius fremder als die kleinlichen Künste berechnender List und Täuschung, mit denen schon manches geschmeidige Talent seine sittlichen Defecte, und zwar keineswegs immer ohne allen Erfolg, zu verhüllen gesucht. Vielleicht mehr noch als jeder andere Künstler gehorcht der Musiker von Gottes Gnaden, dem die Erfindung unmittelbar aus dem Gemüthe strömt, einer gebieterischen Nothwendigkeit, dem kategorischen Imperativ seiner Natur. Wenn irgendwo, so gilt von ihm: le style c'est l'homme. Denn was wir aus seiner Hand empfangen, ist stets ein abgelöstes, zu gegenständlicher Erscheinung verkörpertes Stück seines eigensten Wesens. Jedes seiner Werke ruft uns zu: Ich stehe hier, ich kann nicht anders, Gott helfe mir.

Ihre sittlich erziehende Kraft verdankt also die Musik dem Vermögen, den mannigfachsten Stimmungsgehalt in ursprünglichster Reinheit und Allgemeinheit, sub specie aeterni zum Ausdruck zu bringen. Aristoteles durfte darum von ihr behaupten, sie wirke auf die Bildung des Charakters in ähnlicher Weise wie die gymnastischen Bewegungen auf die des Körpers. Im Adel der Empfindung stellt sich uns deren höchste qualitative, in der Leidenschaft die äußerste quantitative Steigerung des Gefühls dar. Beide sind aber unzertrennliche Genossen der vollbürtigen musikalischen Genialität. Bevor ich weiter fortfahre, mag zunächst ein Anderer an meiner Statt einen Augenblick das Wort ergreifen. Die folgenden Sätze, die, wie mich dünkt, auf die hier in Erwägung gezogene Frage helles Licht werfen, sind W. H.

Riehl's „Culturstudien aus drei Jahrhunderten" entlehnt. „Die moderne Musik scheint meist leidenschaftlich, ohne es zu sein; die classische aber ist leidenschaftlich, ohne es zu scheinen... Man sagt, der geborene Künstler folgt seinem Genius. Dieser Genius aber ist das Gesammtbewußtsein unserer sittlichen, intellectuellen und ästhetischen Persönlichkeit, welches uns als ein himmlischer Schutzgeist gerade dann am richtigsten führt, wenn uns die Leidenschaft des Schaffens gar nicht mehr zum verständig zergliedernden Nachdenken kommen läßt. Der Stümper componirt krankhaft, incorrect, formlos, indem er leidenschaftlich componirt; der classische Meister dagegen, der Mann des Genius, setzt niemals correcter und formvollendeter, als wenn er sich zur höchsten Leidenschaft aufgeschwungen hat... Dies aber ist das Befruchtende des Studiums aller echt classischen Kunstwerke, daß in ihnen der Conflict zwischen Leidenschaft und Verstand geschlichtet erscheint durch den Genius, daß Maß und Ruhe in ihnen das Product der tiefsten Bewegung ist, daß sie uns leidenschaftslos bedünken, wenn wir sie zum ersten Mal sehen, aber mehr und mehr der gewaltigsten Leidenschaft voll, je tiefer wir ihnen ins Herz schauen... Wenn aber jenes harmonische Gesammtbewußtsein fehlt, welches uns in allem Sturm der Leidenschaft vor dem Unvernünftigen und Unsittlichen bewahrt, jener Genius, der uns zwar manchen tollen Streich, aber niemals einen dummen und schlechten thun läßt, der ist überhaupt nichts Besseres werth, als daß er an seiner Leidenschaft zu Grunde gehe. Dieser Genius aber ist nicht bloß angeboren, er ist zugleich ein Product unseres ganzen Lebens, und es ist ein böser Aberglaube, als ob uns der Genius der Kunst bloß so im Schlafe gegeben werde; denn wer sich das göttliche Geschenk nicht fort und fort verdient, dem geht es auch wieder im Schlafe verloren. Wenn aber unser sittliches Pathos aus gleicher Wurzel sproßt mit dem künstlerischen, wie mächtig muß dann auch der Einfluß unserer künstlerischen Erziehung auf unsere sittliche sein!"

Die ethische Bedeutung unserer classischen Musik ist vornehmlich darin zu suchen, daß sie die gewaltigsten Leidenschaften entfesselt, aber auch bemeistert: daß die von ihr aus dem tief verborgenen Urgrunde der menschlichen Natur geweckten Mächte nicht in zuchtlosem Sturm und Drang wilde Thaten der Selbstvernichtung vollbringen, sondern, durch einen unbeugsamen künstlerischen Willen gezügelt, gelenkt, in die goldene Rüstung des Maßes gebannt, den höchsten Siegespreis alles Lebens und Strebens, Ringens und Kämpfens, die innere Befreiung und Wiedergeburt, uns gewinnen helfen. Wo wir auch den Tongestalten Sebastian Bach's nahen, stets ist es, als ob Feuer aus Felsen bräche. Wer erst die Befremdung gegenüber ihren spröden Formen überwunden, der gewahrt mit immer steigender Bewunderung die in ihnen glühende und sprühende Kraftfülle des Ausdrucks. Wohl darf Riehl von Händel rühmen: „Seine fest und stetig in kühnen Schritten vorschreitenden Bässe, die seiner Rhythmik vor allen anderen Meistern den königlich gemessenen Schwung geben, sind mir tief in die Seele gegangen; und in mancher Lebenslage kam es mir schon vor, als müsse ich selber jetzt fest vorschreiten wie ein in Octavengängen einherdröhnender Händel'scher Grundbaß. Der mannhafte Ernst dieser Musik wächst hinein in den Charakter dessen, der sie mit Hingabe studirt. Darum soll, wer ein rechter Mann werden will, seine historischen Musikstudien mit Händel anheben." Gleicht nicht Gluck in seinen vollendetsten Musikdramen einem geharnischten Riesen? Selbst die Haydn'sche Tonsprache entbehrt, wo es darauf ankommt, keineswegs des pathetischen Nachdrucks. Um dessen inne zu werden, muß man freilich genauer hinhorchen, als es heutzutage gerade gegenüber diesem Meister zu geschehen pflegt. Nicht ohne Grund wird Mozart der Rafael der Musik genannt, stellen sich doch seine Gebilde als reinste Offenbarungen der selig in sich befriedigten Schönheit dar. Dennoch sind sie getränkt mit heißblütiger Leidenschaft, und zwar nicht bloß die Opern, sondern auch zahlreiche Instrumentalwerke bis zu dem Grade, daß diese bereits — man denke z. B. an die Sinfonie, an das Streichquintett in G-moll, an die Clavierphantasie in C-moll und an die vierhändige in F-moll — die innerste Eigenart des gewaltigen Nachfolgers zu antecipiren scheinen. Der letztere hat mit unserem nationalsten Dichter den

Alles beherrschenden pathetischen Grundzug gemein. Schwungvollster Idealismus ist das geistige Band, welches Schiller und Beethoven verknüpft per aspera ad astra, durch Kampf zum Sieg ist der Inhalt ihres gesammten Lebens und Schaffens gewesen. Während solchergestalt in den Beethoven'schen Tonschöpfungen das urkräftigste Pathos zum reinsten Ethos sich abklärt und veredelt, wird auch durch sie unser Gefühl jener läuternden und befreienden Katharsis theilhaftig, in welcher Aristoteles die höchste Wirkung des Tragischen erblickte.

Als rechte Disciplin und Seelenzuchtmeisterin erweist sich indessen Musica erst dann, wenn wir, statt lediglich zu hören und zu empfangen, durch die eigene Thätigkeit ihre Werke vor uns erstehen lassen. Dies Geschäft fordert nämlich die rückhaltloseste Hingabe und Selbstverleugnung, liebevollstes sich Versenken in das Wesen der Sache, gänzliches Aufgehen im Geiste des Componisten. Ueberaus wohlthätig ist der Zwang, dem wir uns dabei unterwerfen. Ein wirklicher Seelenaustausch, entrückt er uns der Enge und Gebundenheit des eigenen Ichs, läßt an dessen Stelle ein unendlich reicher und höher geartetes treten. Nur wem es verliehen, durch gläubiges Gebet sich zugleich demüthigen und erheben zu können, mag Aehnliches in seinem Gemüth erfahren. Weil die praktische Ausübung der Musik auf die Darstellung des Schönen sich richtet, wurde sie von Aristoteles als eine Quelle der Glückseligkeit bezeichnet. Diese unversieglich strömende Quelle gewährt Ersatz für alle Heimsuchungen und Widerwärtigkeiten, die uns das Leben bereitet. Wenn wir aus ihr immer neue Kraft, Gesundheit und Freudigkeit zu schöpfen vermögen, so trägt auch das zu unserem sittlichen Heile bei, denn Mißmuth und Verbitterung pflegen die Herzen eng und öde zu machen, allen bösen Dämonen Gewalt über uns zu geben.

* *
*

Mit einem zuversichtlichen Ja hat unsere Betrachtung die Frage beantwortet, ob die Tonkunst ihren bevorzugten Platz in dem geistigen Leben und Genießen des heutigen Geschlechts wie namentlich auch in der Erziehung der Jugend verdient. Ich muß, um jedem Mißverständniß zu begegnen, bei dem letzteren Punkt noch einen Augenblick verweilen. Irgend welchen pädagogischen Werth hat der Musikunterricht nur unter einer doppelten Voraussetzung: einer subjectiven und einer objectiven. Ohne einige Begabung der Schüler oder nicht auf die rechte Art ertheilt, ist er das unnützeste Ding von der Welt, ja oft noch Schlimmeres. Möge unserer Kunst Jeder fern bleiben, welchem die Natur den Tonsinn versagt hat. Denn durch mehr als eine Pforte strömt der Segen der Schönheit in die Seele der Menschen, und sehr häufig gewährt ihren ein um so helleres Auge Ersatz für die Harthörigkeit des inneren Ohres. Lassen wir deshalb alle Knaben und Mädchen, die keinerlei musikalischen Talentes sich erfreuen, lieber recht fleißig mit Bleistift und Pinsel hantiren, statt ihnen zur eigenen Qual und zur schweren Plage ihrer ganzen Umgebung die Clavierfolter aufzunöthigen.

Auch eine erzwungene Thätigkeit kann ersprießlich sein, sobald es bei ihr nur darauf ankommt, die Trägheit des Willens zu überwinden, ihn auf ein wünschenswerthes und erreichbares Ziel zu lenken. Schon der Wortlaut bezeugt, daß keine Erziehung ohne strenge Zucht gedeiht. Die letztere bleibt aber gänzlich unfruchtbar, wenn zum äußeren Gebot sich nicht allmälig der innere Trieb gesellt.

Gewiß thut die Volksschule wohl daran, in ihrem Lehrplan auch der Pflege des Gesanges eine Stelle zu gönnen. Hier ist es lediglich auf die elementarsten Uebungen der Stimme und des Ohres abgesehen, also auf den Erwerb von Fertigkeiten, die keinerlei specifische Begabung voraussetzen. Ein Stück wirklichen Künstlerthums steckt dagegen bereits in demjenigen Verhältniß zur Musik, das wir als „Dilettantismus" bezeichnen. Das Wort bedeutet bekanntlich: Liebhaberei, also etwas, das sich nimmermehr erzwingen läßt. Bei dem widerwilligen Claviergeklimper und -Gestümper, zu welchem so viele Kinder von den Eltern und Erziehern angehalten werden, handelt es sich keineswegs allein um eine völlig nutzlose Vergeudung kostbarer Kraft und Zeit; auch der Gesundheit der

jungen Seelen gereicht nicht selten die ihnen aufgedrängte unverdauliche Kost zu schwerem Nachtheil.

Unter die unerfreulichsten Erscheinungen im Tonleben der Gegenwart gehört die Verwaltung des musikalischen Lehramts. Schon Aristoteles hebt nachdrücklich hervor, daß die Beschäftigung mit der Kunst als allgemeines Erziehungsmittel nur den Zweck haben könne, den Geist empfänglich zu machen für den bildenden und läuternden Einfluß des Schönen. Er empfiehlt der Jugend aufs eindringlichste die Pflege der Musik, fügt aber die Beschränkung hinzu: „So viel ist nun klar, daß ihre Erlernung weder für die künftigen Beschäftigungen hinderlich sein, noch den Körper zu den kriegerischen und bürgerlichen Thätigkeiten unfähig und untüchtig machen dürfe, zu den ersteren schon jetzt, zu den anderen aber späterhin. Dies dürfte erreicht werden, wenn man beim Unterricht weder auf dasjenige, was nur zu den Kunstwettstreiten gehört, hinarbeitete, noch auch auf das Gauklermäßige und Ueberladene der Leistungen, was sich heutzutage in die Wettstreite und von da aus in den Unterricht eingeschlichen hat. Vielmehr soll man auch diese Dinge eben nur so weit betreiben, als erforderlich, um an den schönen Melodien und Rhythmen Wohlgefallen zu empfinden und nicht bloß an dem Allgemeinen der Musik, woran sogar einige Thiere, so wie auch im Ganzen Sclaven und Kinder Gefallen finden.“ Er kommt später noch einmal auf die Sache zurück, ein Beweis für das Gewicht, das er ihr beilegt: „Wir verwerfen nun also von den Instrumenten sowohl als von der praktischen Ausführung den eigentlich künstlerischen Betrieb. Künstlerisch aber nennen wir den, welcher auf die Kunstwettstreite gerichtet ist, denn der hier seine Kunst Ausübende betreibt sie nicht um seiner eigenen geistigen Virtuosität willen, sondern um des — noch dazu ziemlich grobsinnlichen — Vergnügens der Zuhörenden.“ Mit anderen Worten heißt das: Wer die Kunst nicht zum Lebensberuf gewählt, soll sich von technischen Geschicklichkeiten nur so viel aneignen, als hinreicht, ihm die Wunder der Tonwelt zu erschließen. Wie wenig entspricht aber zumeist der heutige Musikunterricht mit seiner Alles überwuchernden Fingerdressur dieser Forderung. Was nur Mittel sein sollte, gilt ihm als höchster Zweck. Keine Zucht der Phantasie und Empfindung, sondern eine Schule der Hoffahrt und Eitelkeit pflegt er — statt durch den verständnißvollen Verkehr mit den Meistern die Gemüther zu befruchten, — bloß die Sehnen und Muskeln zu gleißenden Schaustellungen gefallsüchtiger Fertigkeit abzurichten, kurz statt des Kerns und Wesens der Sache nur die hohlen Schalen, den leeren Schein den Lernenden darzubieten.

Unzählige Stümper und Gaukler befassen sich mit der musikalischen Erziehung der Jugend. Die mannigfachsten Umstände vereinigen sich, diesen Beruf zu einem Tummelplatz pädagogischer Pfuscherei zu machen. Der bevorzugte Liebling des Dilettantismus ist das Clavier, welches darum längst ein unentbehrliches Stück unseres Hausraths geworden. Es verdankt die ihm widerfahrene Gunst sowohl dem Werth und Umfang der ihm zugeeigneten Production wie namentlich seiner vielgewandten Fähigkeit, für alle übrigen Tonwerkzeuge einen Ersatz zu gewähren, jedes Gebilde der musikalischen Phantasie wenigstens im Schattenriß uns zu vergegenwärtigen. Selbst eine Welt von Tönen, ist es der bequemste und geschmeidigste Führer durch das ganze Reich des Sangs und Klangs. Kein anderes Instrument giebt sich indessen bereitwilliger zum Spielzeug einer völlig geist- und gehaltlosen Technik her. Für diese die Hände geschickt zu machen, pflegt das Hauptziel des Musikunterrichts zu sein. Die ihn ertheilen, sind zumeist schlechterdings nicht im Stande, die übernommenen Pflichten zu erfüllen.

Auch in unsere Kunst wirft die sociale Frage ihren dunklen Schatten. Die Noth des Lebens drängt die musikalische Lehrthätigkeit einer Menge von Menschen auf, denen aller innere Beruf dazu abgeht. Weil mit der immer zunehmenden Ehelosigkeit das Erwerbsbedürfniß des weiblichen Geschlechts erheblich gewachsen, sehen wir gegenwärtig so viele Frauen, denen jede andere Hantirung ungleich besser frommen würde, als Clavierlehrerinnen geschäftig. Ein beträchtliches Contingent zum modernen Künstlerproletariat stellen unsere zahlreichen Conservatorien. Die durch diese Anstalten so massenhaft

gezüchteten Pianisten und Pianistinnen sind fast insgesammt nach einigen erfolglosen Versuchen, die goldenen Lorbeeren des Virtuosenthums zu pflücken, darauf angewiesen, ihr tägliches Brot sich mit Stundengeben zu verdienen. Nicht minder groß als die Nachfrage nach Musikunterricht ist gemeinhin die Sorglosigkeit bei der Wahl der Lehrer. Um ihrer Aufgabe zu genügen, müßten sie die gründlichste und umfassendste künstlerische Einsicht und Bildung mit pädagogischer Befähigung verbinden. Wie selten sind aber diese Eigenschaften vereinigt!

Ist es bei dem heutigen Clavierunterricht vornehmlich auf Fingerfertigkeit abgesehen, so gesellt sich als zweite Sünde gegen den Geist der Kunst die Untauglichkeit des Lehrstoffs hinzu. Was die Schüler spielen, hängt in der Regel von ihrem Belieben, der flüchtigen Tagesmode, dem Zufall ab. Der innere Werth der Werke, welcher doch allein den Ausschlag geben sollte, kommt dabei kaum in Betracht.

„Wir führen die Jugend," sagt Riehl, „zum Studium der Poeten alter und neuer Zeit, nicht, damit sie Verse machen und Gedichte declamiren lerne, sondern auf daß sie den Geist der Völker und Zeiten erkenne und unterscheide, wie er sich in der Dichtkunst spiegelt. Darum studirt man Griechisch um der griechischen Dichter willen, die griechischen Dichter um der gesammten griechischen Cultur willen, griechische, römische und deutsche Cultur aber um der Humanität, um der freien menschlichen Bildung willen, und nennt also das Ganze Humanitätsstudien. So hoch greift man's beim Musikunterricht noch lange nicht. Wir lassen unseren Kindern das Clavierspielen, Geigen, Singen lehren, an guten und schlechten Mustern, sie können dann mit diesen Fertigkeiten treiben, was ihnen beliebt. . . Wer aber bloß spielen kann, der kann eben nichts weiter als — spielen. Spielen ist ein Zeitvertreib, und jeder bloße Zeitvertreib macht zuletzt dumm. . . Was hilft uns denn all' unser endloses Musiciren, wenn es uns nicht einmal befähigt, die edelsten Werke unserer Classiker im Original und ohne die Eselsbrücke eines Clavierauszugs für uns zu genießen und zu studiren. Wie das einseitige Hasten in der Technik der Fluch unserer gegenwärtigen Musikzustände ist, so auch insbesondere des Musikunterrichts. Die Musik wird ruinirt durch die Musiker. Mit demselben Aufwand an Zeit und Kraft, den wir daran setzen, daß die Schüler die technischen Schwierigkeiten werthloser Tagesmusik überwinden, brächte man sie auch zum Spiel und Verständniß der einfachen Partituren classischer Meister. Mit solcher Kunst könnten unsere jungen Herren und Damen dann freilich nicht im Salon glänzen, allein es wäre ihnen dafür eine Fülle des reichsten Bildungsstoffes fürs ganze Leben erschlossen. Die Faulen und Unbegabten aber, die immer noch erträglich klimpern lernen, schreckten vorweg vor der ernsteren Arbeit zurück und hingen die Musik gleich ganz an den Nagel. . . Je mehr Einer mit saurem Fleiß und gebührender Selbstverleugnung sich hineingearbeitet hat in die spröden, fremden, veralteten Formen der vormozartischen Periode, um so stärker ist er gewappnet gegen den Zauber jener glatten Formspielerei, die sich in unserer Zeit für Musik ausgiebt. Es ist eine alte, tiefe Weisheit, daß wir die Jugend zunächst durch das mühselige Studium der nach Stoff und Form uns fernliegenden altdeutschen, griechischen und römischen Dichter vorbereiten zum Verständniß des modernen Geistes. Kann man dort mit Homer und den Nibelungen beginnen, dann kann man es in der Musik noch viel leichter mit Händel und Haydn. Hier fährt man aber flugs mit den neuesten Opern- und Tanzstückchen drein, wenn der Schüler eben noch am Abc sitzt, ja, man ahnt gar nichts Arges, wenn das Gemüth eines Kindes vergiftet wird mit üppiger, lüsterner, koketter Musik, die etwa für einen Pariser Salon oder die Hefe des großstädtischen Theaterpöbels ersonnen ist; man bearbeitet solche Musik zum Schulgebrauch und schneidet Lehrstücke für zwölfjährige Kinder aus Tänzen, nach welchen das Ballet der großen Oper tanzt."

Es ist ein schädlicher Wahn, daß die Musik nichts Anderes sein könne als harmlos, unschuldig, reinen Herzens. Wie sie Töne hat für das Höchste und Erhabenste, so auch für das Niedrige und Gemeine. Es giebt Melodien, denen die Frechheit,

die Liederlichkeit, der Cancan im Blute steckt, die uns, ohne des erklärenden Wortes zu bedürfen, die unlautersten Dinge vor die Seele bringen. Der musikalische Ausdruck umfaßt die gesammte Empfindungswelt. Unfähig, die in dieser sich vollziehenden, aufs mannigfaltigste gestalteten Vorgänge beim Namen zu nennen, kündet er doch deren eigenstes Wesen mit unzweideutiger Bestimmtheit. Dieselbe Kunst, der es verliehen, jeden Zwiespalt im Gemüth zu lösen und zu versöhnen, sie reicht auch hinein in die tiefsten Abgründe der menschlichen Natur, in die Heimstätte der elementaren Mächte, wo die wilde Gluth der Begierden lodert, wo die Dämonen der Leidenschaft, die unbändigen Kinder des Chaos stets des Augenblicks gewärtig sind, den ihnen vom Willen mühselig aufgedrungenen Bann abzuschütteln. Ich muß hier noch einmal die innigen Wechselbeziehungen zwischen dem Guten und dem Schönen hervorheben. Reinheit, Ordnung, Maß, Harmonie sind zugleich ästhetische und sittliche Begriffe.

Aller strengen Zucht des Willens, woran sie sich auch bethätigen mag, wohnt eine ethische Bedeutung inne. Wir müssen darum eine solche auch jedem Gebilde der Phantasie zuerkennen, in dem bei reichster Fülle und Mannigfaltigkeit der Erfindung zugleich die höchste Gesetzmäßigkeit waltet. Was hier in die Erscheinung getreten, künstlerische That geworden, ist nichts Anderes als das Ineins von Freiheit und Nothwendigkeit, also dieselbe innige Verschmelzung der im Leben meist feindlich getrennten Gegensätze, welche das Wesen des sittlichen Ideals ausmacht. Seinen reinen Glanz spiegelt die kunstreiche Polyphonie der alten, noch völlig in den spröden, keuschen Formen des Kirchenstils heimischen Meister wieder, und nicht minder der so fest und sicher gefügte thematische Bau unserer classischen Instrumentalmusik. Die nämlichen Werke, die segenspendend uns durch das ganze Leben geleiten, deren geistigen Gehalt wir nie ausschöpfen, sie sind auch die besten Freunde und Führer der Jugend, die einzig geeignete Grundlage aller musikalischen Erziehung.

Mir kommt es wahrlich nicht in den Sinn, die künstlerische Bedeutung der Romantik zu unterschätzen, wohl gar die Freude an den durch sie erschlossenen, farbenschimmernden, dufterfüllten Zaubergärten sündhaft zu schelten. Wie jede andere Kunst, so soll auch die Musik sämmtliche Ausdrucksmöglichkeiten erschöpfen. Daß bei immer weiter schreitender Entwickelung das classische Ideal in seine Elemente sich auflöst, daß aus der Zersetzung eine bunte Mannigfaltigkeit neuen Lebens emporblüht, diesen durch ein unabänderliches Gesetz bedingten Vorgang gewahren wir auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens und Gestaltens. Urbildlich, gemeingültig, symbolisch im Goethe'schen Sinne werden wir aber nur solche Werke nennen, die nicht einzelne Strahlenbrechungen der Schönheit, sondern deren sonniges Gesammtwesen zur Erscheinung bringen. Unsere moderne Tonkunst verdankt der Richtung auf das Subjective wie auf das Malerische eine unermeßliche Bereicherung ihres charakteristischen Vermögens. Der sie beherrschende Realismus und Sensualismus führte zur Erfindung zahlloser, bisher gänzlich unberührter harmonischer und rhythmischer Combinationen, lieferte ihr namentlich auch eine Menge der bestrickendsten Klangmischungen auf die Palette. Sie hat gelernt, den Ausdruck der Empfindung bis aufs äußerste zu verfeinern und zuzuspitzen, den innersten Stimmungsgehalt einer der Naivetät durchaus baren Zeit aufs überzeugendste wiederzugeben. Virtuosin in der Darstellung des Pathologischen, folgt sie dem Gefühl durch seine labyrinthischsten Irrgänge, wühlt sie sich ein in die dunkelsten Tiefen des Herzens, aus ihnen alle lichtscheuen Geister der Nacht emporscheuchend. „Seit Beethoven (sagt Otto Ludwig) ist die Musik gemüthskrank geworden: ein ewiges Herumgerissenwerden vom Himmel zur Hölle, von Hölle zu Himmel; keine Ruhe, kein gastliches Plätzchen, aus jedem Blumenstrauch steckt die furchtbar schöne Schlange Wahnsinn die spielende Zunge.“

Gewiß kann, was unsere sittliche Erziehung anlangt, die Poesie, die den Dingen fest ins Auge sieht, in der Alles klar und greifbar ist, unendlich mehr Nutzen und Schaden stiften als die nachtwandlerische, gleich einer blinden Seherin der Außenwelt abgekehrte, lediglich in die eigene Innerlichkeit versunkene Musik. Man

hüte sich jedoch, dieser jede ethische Bedeutung abzusprechen. Die Wahl des musikalischen Bildungsstoffes ist keineswegs ohne Einfluß auf die Zucht der noch unmündigen Phantasie. So weit die Jugend bei den Dichtern in die Schule geht, sind es die antiken und modernen Classiker, zu deren Studium sie angehalten wird. Man giebt ihr den Homer und die Nibelungen, Shakespeare, Lessing, Schiller und Goethe in die Hände, aber nicht Byron, George Sand, Heine. Zu den letzteren und deren Geistesverwandten später den Weg zu finden, bleibt ihr selbst überlassen. Möchten wir doch endlich beim Musikunterricht ebenso sorgfältig und gewissenhaft verfahren, zu seinen Leitsternen die sechs großen Meister der classischen Periode machen.

* *
*

Nur noch ein kurzes Wort zum Beschluß. Unser massenhaftes Musiktreiben und Musikgenießen hat keineswegs bloß darin seinen Grund, daß die jüngst. unter allen Künsten — deren blüthenreichste Entwickelung erst im achtzehnten Jahrhundert begann und bis weit hinein in das erste Drittel des neunzehnten sich erstreckt — nothwendig auch die letzte sein mußte, welche den Weg zu der Liebe und dem Verständniß der Menge gefunden, daß wir noch vollauf geschäftig sind, die ganze von einer begnadigteren Vergangenheit überkommene Erbschaft uns anzueignen; jene für die Gegenwart so charakteristische Erscheinung erklärt sich zugleich aus dem tiefsten Bedürfniß einer Zeit, die unter der Schwere der auf sie gewälzten Arbeit, bei der athemlosen Hast ihres Tagewerks nach nichts Anderem mehr dürstet als nach dem in den Tönen sich ihr darbietenden süßen Trank der Labung und des Vergessens. Kein bloßes Spiel des Zufalls ist es, daß um die der Erkenntniß unserer Kunst gewidmete Literatur gerade eine Menge von Juristen seit jeher sich besonders verdient gemacht. Gegenüber der einseitigen phantasie- und gemüthlosen Verstandesthätigkeit, zu der sie ihr Beruf erzogen, war ihnen die Beschäftigung mit der Musik die wirksamste Arzenei, stärkender Wein, ein den müden Geist erquickender, von den lieblichsten Träumen erfüllter Schlaf. Um nur einige Namen hier zu nennen, Kiesewetter und Ambros haben die Geschichte der Tonkunst geschrieben, Thibaut, E. Th. A. Hoffmann, Eduard Hanslick, Gottfried Weber, A. B. Marx, W. S. Dehn theils als Aesthetiker und Kritiker, theils als Compositionslehrer sich hervorgethan.

Die Alles beherrschende Richtung auf das Verständige und Praktische, auf das Nützliche und Zweckmäßige bildet den geistigen Grundzug in dem gesammten Leben und Streben des heutigen Geschlechts. Unser ebenso hoch gepriesener wie viel beklagter Idealismus ist in sein diametrales Gegentheil umgeschlagen, an die Stelle des völkerverbrüdernden Weltbürgerthums der nationale Egoismus getreten. Nicht mehr gilt es, zu träumen und zu schwärmen, sondern zu berechnen und zu handeln. Das luftige Wolkenkuckucksheim, in das sich unsere Eltern und Großeltern aus der sie umgebenden schlechten Wirklichkeit flüchteten, hat der moderne Rechts- und Militärstaat erbarmungslos zerstört. In dem neuen deutschen Reich wohnt kein Volk von Denkern und Dichtern, sondern eines, das sich auf dem ihm zugewiesenen Stück Erde recht fest und sicher eingerichtet.

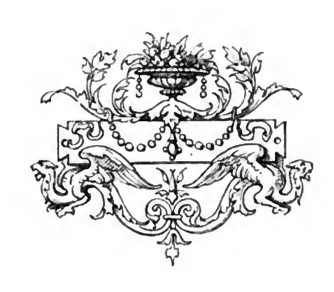
Die gewaltige Metamorphose im Herzen der Nation hat auch die Individuen ergriffen und umgewandelt. Immer ausschließlicher beschränken sie sich auf die Enge ihres berufsmäßigen Wirkungskreises. Mit den von Jahr zu Jahr höher gespannten Forderungen, welche der Staat wie der ganze Zuschnitt unseres Lebens an jeden Einzelnen stellt, ist auch die auf ihn gehäufte Arbeitslast unendlich gewachsen. Ein unersättlicher Drang nach Einfluß, Macht, Besitz hat die Gemüther erfaßt. Das idyllische bene vivit qui bene latet der Altvorderen ist in der um uns waltenden hellen, geräuschvollen, bis in den Frieden des Hauses und der Familie hineinscheinenden und hineinlärmenden Oeffentlichkeit gänzlich heimath- und bedeutungslos geworden. Und zu dem Allen die hastige Unruhe, welche die länderumspannenden Träger des modernen Verkehrs, die Schienen und der elektrische Draht, in sämmtliche Verhältnisse gebracht haben. Das behagliche Adagio, das Richard Wagner das deutsche Tempo

nennt, ist längst einem ungestümen Allegro agitato gewichen.

Der ideale Zug, in welchem sich die vornehmsten Geister des achtzehnten Jahrhunderts begegneten, hat vielleicht nirgends so reinen, vollen Ausdruck gefunden wie im Reiche der Töne. Dasselbe Verdienst, welches die katholische Kirche ihren Heiligen vindicirt, dürfen wir fürwahr unseren classischen Meistern nachrühmen. Sie haben in ihren Schöpfungen zu Nutz und Frommen aller späteren Geschlechter einen unversieglichen Schatz guter Werke aufgehäuft. Je weniger musisch aber gerade unsere Zeit ist, je mehr ihr gesammtes Denken und Thun durch die Sorge um die unmittelbarste Wirklichkeit bestimmt wird, um so begieriger heischen wir Ausgleichung und Ergänzung von einer Kunst, die, aus dem tiefsten Quellengrunde der Empfindung emporströmend, allem Wirrsal des Endlichen entrückt, uns weit hinweggeführt von dem wilden Marktgetümmel des Lebens, dem politischen Parteihader, von der Stadt, dem Staate, der Erde. Von ihr empfangen wir den verlorenen Frieden unserer Feierabende und unserer Sonntage zurück. Ein echtes Kind des Christenthums im Schoße der Kirche aufgenährt und groß gezogen, wendet sie sich vor Allem an das religiöse Bedürfniß, die Mühseligen und Beladenen emporrichtend, die Zweifelnden und Ringenden kräftigend.

David Friedrich Strauß (Der alte und der neue Glaube) wollte darum auch in der Ordnung unseres geistigen Lebens die greise Mutter durch die jugendliche Tochter abgelöst, in ihre Hände den bisher jener zugewiesenen Beruf gelegt wissen. Wahrlich nicht hoch genug anzuschlagen ist die stärkende, läuternde, idealisirende Kraft der Musik. In eminentem Sinne gilt von ihr das Wort des Dichters:

„Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!
Jugendlich von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild."



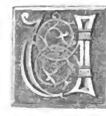


Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Am Mondsee.



Um Ostern 1842 gab es einen sehr traurigen Abschied von der Meersburg und ihren Bewohnern. Ich durfte eine Stellung nicht ausschlagen, welche mir unter sehr günstigen Bedingungen und mit der Aussicht auf eine lebenslängliche Versorgung angetragen war; zuerst durch einen ehemaligen, in Darmstadt zu Würden und Ehren gekommenen Schulmann, welcher einst Lehrer des Fürsten Wrede in Baiern gewesen, und sodann durch den Fürsten selber. Ich sollte Erzieher seiner zwei Söhne im Alter von vierzehn und dreizehn Jahren werden, bei der Leitung der geistigen Entwickelung der beiden Knaben durchaus unabhängig bleiben und für die einzelnen Lehrfächer sollten besondere Lehrer thätig sein. Der Freiherr von Laßberg erkundigte sich nach den Verhältnissen des fürstlichen Hauses, und da Alles sich befriedigend anließ, entband er mich mit großer Uneigennützigkeit von der Vollendung der für ihn übernommenen Arbeit, von der ich nur die Katalogisirung seiner Handschriftenschätze hatte fertig stellen können, den schwereren, aber auch angenehmsten Theil der Aufgabe. Und dann verließ ich das alte romantische, mir unvergeßliche Schloß am Meere.

Ich reiste über Ravensburg, wo ich den Abend mit dem auf der Meersburg mir bekannt gewordenen Hermann Reuchlin zubrachte. Von all' den zahlreichen Schwaben, tüchtigen und gediegenen, aber oft auch gründlich wunderlichen Gesellen, die ich habe kennen lernen, fast alle von großer Innerlichkeit und Tiefe des Gemüths, aber alle auch mit einer hervorragenden Anlage versehen, sich das Leben schwerer zu machen als nöthig, sind mir wenige sympathischer geworden als dieser Urenkel des berühmten Humanisten Reuchlin, der damals, wenn ich nicht irre, Pfarrer in Ravensburg oder in der nächsten Nähe war. Sie leiden zumeist alle an argwöhnischem Wesen, diese Schwaben, und an der Neigung, beim Beackern des Lebensfeldes den Pflug zu tief einzusetzen. Reuchlin hat später, als Pfarrer in Pfrondorf bei Tübingen, der Theologie entsagt, der seine gründlichen Werke über Pascal und über Port-Royal, diese ausgezeichneten Darstellungen des Jansenismus, angehörten, und ist nach Stuttgart gezogen, um dort, von dem Gedanken der deutschen Einigung unter Preußen warm durchglüht, seine die Einigung Italiens darstellende Geschichte dieses Landes zu schreiben, welche ihn jenseits der Alpen, wo das Werk übersetzt wurde, fast bekannter machte als diesseits. Er war eine Natur von seltener Liebenswürdigkeit und dazu der erste Mann, welchem ich begegnet bin, der die Bedeutung der Dichtergabe Annettens von Droste, welche ihrer Umgebung noch völlig verschlossen war, ahnte. —

Durch das schöne Schwabenland, an der alten Abtei Weingarten vorüber, die ich im Stillen von dem alten Ritter, der so Vieles von der berühmten Weingartner Minnesänger-Handschrift zu sagen wußte, grüßte, gelangte ich nach Stuttgart, wo ich einige Tage verweilte, gefesselt durch mehrfache persönliche Berührungen, welche sich hier ergaben — mit H. Hauff, G. Pfizer, W. Menzel, Arthur Schott und dem liebenswürdigen Ludwig Bauer, dem D. F. Strauß ein schönes Denkmal gesetzt hat.

Und dann finde ich mich in meinen Erinnerungen an einem kühlen Aprilmorgen in einer fremden, weit entlegenen Landschaft wieder, durch die mich ein königlich baierischer Postwagen langsam schaukelt; die noch winterlich kahlen, niederen Höhen rechts und links umschließen ein ziemlich melancholisch aussehendes Thal, feuchte Nebel lagern auf dem Gewässer, das sich trägen Ganges hindurchschlängelt und das Mitreisende die „Altmühl" nennen, mit wunderlicher Verwirrung der Begriffe. Und dann muß ich an ein dickes altes Foliowerk in der Meersburger Bibliothek denken, an Falkenstein's „Nordganische Alterthümer", denn der Wagen rollt einem alterthümlichen Reichsstädtchen, dem Hauptort dieses Nordgaus, zu, Weißenburg genannt, ebenso wenig weiß, wie der nahe Fluß eine Mühle ist. Und nach einer halben Stunde ist mein Ziel, Ellingen, erreicht, das Städtlein auf der Route von Nürnberg nach München, in dem ich mich erinnere, schon einmal eine Nacht zugebracht zu haben — vor Jahren auf der Reise zur Universität München —, wo ich damals, zur Weiterfahrt gerüstet, Morgens früh um sechs Uhr in der Gaststube Männer und Weiber traf, die zum Frühstück Bier, kaltes Bier in sich hineingossen; ich gedenke noch meines Entsetzens über diese altbaierische Thatsache, die mir so sehr gegen alle Gesetze der Natur, welche den Menschen zum warmen Frühstück den Mokka und die Cichorie gegeben hat, zu verstoßen schien.

Eine Stunde später stellte ich mich auf dem Schlosse zu Ellingen vor.

Das Schloß zu Ellingen ist ursprünglich als stolzer Herrensitz für die Landcomthurei der Ballei Franken des deutschen Ritterordens erbaut — weshalb so ausschweifend groß, fürstlich, imposant für einen Landcomthur, das weiß ich nicht zu erklären —; für die Ausübung seines Berufs, die verwogenste Repräsentation des „fruges consumere natus" darzustellen, hätte solch ein frommer Bruder des Marianerordens nicht so viel Raum bedurft. Jedenfalls war es jetzt ganz geeignet, als Ausstattung für einen neucreirten Fürsten zu dienen; hatte doch der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian Franz, als ihn die Franzosenfluth von 1794 aus seinem linksrheinischen Erzstift Köln weggeschwemmt, keine stattlichere Residenz als Ellingen gefunden und sich da heimisch gemacht.

In diesem schönen Schlosse nun herrschte unter dem ältesten Sohn und Erbfolger des gefürsteten Marschalls von Wrede ein ziemlich reges Leben, das dem neuen Erzieher der Prinzen, welcher sich ihm einzufügen und zu accommodiren hatte, manche sehr angenehme Seite darbot. Zunächst die, daß seine Zöglinge zwei lenksame und wohlerzogene Knaben ohne Dünkel und ohne Prinzenmarotten waren, der älteste talentvoll und der zweite voll guten Willens. Dann, daß der Fürst, früher baierischer Cavallerie-Offizier und ganz der Typus eines solchen, wenn er auch einige Jahre lang einen Regierungspräsidenten der Pfalz zu Speier abgegeben hatte — daß der Fürst ein großer Pferdefreund war und in seinem Marstall wie in seinem Gestüt an die 100 Pferde hielt. Stallmeister war ein Sohn des berühmten Schlachtenmalers Albrecht Adam, der jüngste Bruder der bekannten Maler Franz, Eugen und Benno Adam, welche noch heute Zierden der Münchener Künstlergenossenschaft sind. Nun war Reiten seit je mein Leibsport; mit dem malerischen Stallmeister verband mich bald das Band engster Freundschaft, und mein ganzer Ehrgeiz ging darauf, die Lücken meiner hippologischen Bildung zu ergänzen; ich hatte früher einen Unterrichtscursus durchgemacht, aber wie viel fehlte mir noch, um mit so ruhiger Geistesgegenwart ein feuriges Pferd zu beherrschen wie mein ältester Zögling, Prinz Carl, seinen Braunen, oder mit dieser zähen, bewundernswerthen Festigkeit im Sattel kleben zu bleiben wie Prinz Otto, wenn Pascha,

sein kleiner türkischer Schimmel, einen seiner Anfälle von Tücke und dämonischer Widerspenstigkeit bekam. Aber Uebung macht den Meister, und an Uebung ließen wir es nicht fehlen. Jeder Morgen sah uns im Sattel, oft bis tief in den Vormittag hinein — die Wissenschaften litten allerdings ein wenig darunter — leider einmal auch mein Schultergelenk, das eines schönen Sonntagmorgens infolge einer perfiden Bewegung meiner „Negresse“ und des wohlberechneten Sturzes, den ihr schwarzes Gemüth geplant hatte, gründlich aus den Fugen gerieth. Während der Wochen einer schmerzhaften Cur, welche nöthig wurde, hatte ich Zeit, mich mit der ehrlichen Seele des Dieners zu befreunden, den mir der Fürst zugewiesen hatte; er saß Stunden lang vor meinem Bett, der gute Spiridion, mit seinem Fes, seiner blauen mit Goldlitzen ausgenähten Jacke und seiner weiten, bauschigen, immer so blendend weißen Fustanella. Denn Spiridion war ein echter Hellene, altclassischen Vollbluts, von den Inseln des jonischen Meeres stammend, dabei des Deutschen hinreichend kundig, um mir aus seinem nicht gerade viel-, aber tiefbewegten Leben erzählen zu können. Eine verwittwete Schwägerin des Fürsten, die Tochter eines stolzen Phanariotengeschlechts, zuerst mit einem Grafen Metaxas, dann mit dem fahrenden deutschen Prinzen aus Ellingen vermählt, hatte diesen durch einen gewaltsamen Tod verloren und ihre schöne jonische Inselwelt verlassen müssen, um hier, tief im Lande Bajuvarien, ein Asyl für sich und ihre zwei Töchterchen mit den kohlschwarzen Feueraugen und dem südlich warmen, bronzefarbenen Teint zu finden; und kranken Herzens auf diese blickend, hatte sie wohl oft mit Rückert geseufzt:

„Uns Armen ist hier die Luft zu schwer
Im Land voll Sturmesgetose —“

und hatte „das Land der Griechen mit der Seele gesucht“, bis endlich die Seele sich hinübergeschwungen über das blaue jonische Meer in ihr ewiges Vaterland und nur den morschen Leib in der Gruft der Schloßcapelle zu Ellingen zurückgelassen. Bei der Hinüberführung ihrer Leiche und der feierlichen, während der Nacht stattgefundenen Bestattung aber war, so versicherte Spiridion und die Schloßbewohner bestätigten es, etwas Seltsames vorgekommen; man hatte die kleinen verwaisten Mädchen am Abend nicht ahnen lassen, daß in der Nacht die Mutter ihnen entführt werden solle, und dieselben wie immer zeitig zur Ruhe gebracht; am anderen Morgen aber hatte das ältere, das damals acht Jahre zählen mochte, ihrer Gouvernante erzählt, wie schrecklich sie geträumt, wie sie von schwarzen Männern ihre Mutter getragen gesehen, inmitten brennender Fackeln, über die Schloßtreppe hinab, über den Hof, durch das mit schwarzen Draperien umkleidete Portal der strahlend erleuchteten Kirche, und was dort Alles geschehen — das Kind hatte im Traum den ganzen Hergang der feierlichen Bestattung gesehen. — Spiridion aber, um auf ihn zurückzukommen, war der verstorbenen Fürstin Diener, Vertrauter, Stütze gewesen und jetzt ebenfalls mit dem Gefühl eines Verwaisten zurückgeblieben.

Geistiger Anregungen oder der Besuche gab es in Ellingen nicht viel; ich erinnere mich nur, daß eines Tages der Bischof von Eichstädt einkehrte, der Graf Reisach, dessen Vater in Lang's Memoiren eine so schlimme Rolle spielt, dem ich aber, obwohl ihm der Jesuit bedenklich aus den unstät bewegten Augen sah, nichts Uebles nachsagen will, da er später als Cardinal zu Rom 1865 die Güte hatte, mich mit einer kleinen erlesenen Gesellschaft in den Katakomben von San Calisto umherzuführen und uns mit seinem gründlichen Wissen tief in die Geheimnisse der Roma sotteranea einzuweihen. Auch Franz Adam, der Schlachtenmaler, kam, des Fürsten edelste Rosse zu porträtiren — er zeichnete mein Porträt bei dieser Gelegenheit und gab mir einen recht schönen Pferdekopf. Dann ein Fürst Lieven aus den Ostseeprovinzen, der sich darauf capricirte, die Feldhühnerjagd zu Pferde zu treiben, und dabei natürlich nie etwas schoß; ab und zu ein Graf Buttler, baierischer Lieutenant, dem man auf der nahen kleinen Festung Wülzburg sein Standquartier angewiesen, mit der boshaften Absicht, ihn da in der ödesten Langenweile Buße dafür thun zu lassen, daß er in früheren Quartieren sich zu viel Kurzweile gemacht. Das Alles gab für mich keine Anknüpfung, und zu meiner Unter-

haltung in den Mußestunden war ich also auf Beobachtungen des Thierlebens in den Pferdeställen oder auf die reiche Memoirensammlung in der mir untergebenen Schloßbibliothek angewiesen.

Schon im Mai, der im Jahre 1842 von ungewöhnlicher Schönheit war, trat jedoch unvermuthet ein Decorationswechsel ein, der mir natürlich höchlich willkommen war. Der Fürst verlegte seine Residenz auf seine Güter in Oesterreich; die Reise ging mit bereit gehaltenem Relais quer durch das Baierland nach Regensburg, dann auf einem Donaudampfer hinab, an dem schönen Passau vorüber, nach dem österreichischen Grenzstädtchen Engelhardszell. Einen Büchsenschuß weit von diesem Orte erhebt sich eine alte Abtei — eine der drei aufgehobenen Benedictiner-Abteien: Engelhardszell, Suben und Mondsee, welche Napoleon als Dotation dem alten Marschall Wrede verliehen, als er diesen zum Comte de l'Empire creirt hatte. Sie lag wunderbar schön, diese im vorigen Jahrhundert neu erbaute, jetzt zu einem herrschaftlichen Sommersitz mit allen genügenden Einrichtungen versehene Abtei — unfern des majestätischen Stromes, der hier hohe, steile, mit dichtem Laubwald bewachsene „Leithen" und die malerischen Burgruinen von Rana-Riedl und Marsbach spiegelte. In dem Städtchen aber bildete die feinere, geistig regsamere, höflichere Menschenrace, mit ihren dunklen Haaren und Augen, ihrem liebenswürdigen Dialekt, einen höchst angenehmen Contrast zu den eben verlassenen baierisch-fränkischen Grenzlandbewohnern. Die vielen „Fexe" — zwerghafte Menschen mit dicken Wasserköpfen und der Intelligenz eines achtjährigen Kindes — waren freilich eine ebenso betrübsame Erscheinung, wie sie mir fremdartig war.

Ist es die Schönheit, der großartige oder malerische Charakter einer Landschaft, welcher die Bewohner zu aufgeweckten, geistig regsamen, liebenswürdigen Menschen mit vorwaltender Heiterkeit des Gemüths und geselligen Trieben macht und den Anwohnern des Rheins wie der Donau diesen gemeinsamen Grundzug ihres Wesens verleiht? Ich glaube kaum; der Schweizer Heimath ist schöner noch, und schön ist auch der Basken, der Schotten, der Norweger Vaterland — aber übermäßiger Besitz der angedeuteten Eigenschaften ist ihnen nicht nachzurühmen. Es müssen's schon die großen Ströme, diese lebendig pulsirenden Verkehrsadern sein, welche die wohlthätige Wirkung auf die Fähigkeit der Menschen üben, das Leben mit heiteren, offenen Sinnen zu nehmen, eben weil sie Verkehrsvermittler sind, das sich Abschließen und Verschließen des Einzelnen verwehren und weil die Fülle der an ihren Ufern vorüberziehenden Erscheinungen größer, anregender, geistig erweckender ist als irgendwo anders. Und solcher Einfluß muß denn vor Allem sehr gründlich umwandelnd im Laufe der Jahrhunderte auf die Stämme an den Donauleithen gewirkt haben; denn wir wissen ja, daß die eleganten Herren und Hofgelehrten im Hauptquartier Marc Aurel's — Fallmerayer versichert es wenigstens — zu ihrer Zeit bitterlich über die unästhetisch langen, bretternen, gräßlichen Gesichter der Donauanwohner von Lorch bis Vindobona geklagt haben. Und heute zeigt das Volk in Oberösterreich, im Salzkammergut, in Niederösterreich, dem die Geschichte einen so herrlichen Erdfleck, aus dem es sich einen reichen Garten schuf, zu bewohnen gab, eine auffallende Wohlgestalt und nimmt in hohem Grade ein durch Höflichkeit und Sitte.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Engelhardszell stellte mir der Fürst anheim, ob ich, während er sein Hauptquartier jetzt nach seinem eigentlichen Sommersitz, Mondsee, verlege, mit seinen Söhnen eine Fahrt die Donau hinab machen wolle, um mit ihnen Wien, vielleicht auch Pest zu sehen. Natürlich hatten weder der Erzieher noch die Zöglinge das Mindeste gegen einen so schönen Plan einzuwenden. Die kleinen Ranzen waren bald geschnürt, der nächste vorüberkommende Dampfer bald bestiegen und fort ging es auf dem prächtigen Strome gen Linz und weiter in die wundervollen Naturscenerien hinein, welche sich dem Auge des Stromfahrers erschließen, der mit den enthusiastischen Sinnen eines romantisch angelegten Gemüths zu diesen waldreichen Höhen, diesen im Hintergrunde aufsteigenden Alpenfirnen, zu diesen Burgruinen und Klöstern aufblickt — zu der Burg Rüdiger's von Pechlarn und den Kerkerthürmen Richard's von England, zu den

herrlichen Abteien von Florian, Kremsmünster, Mölk, Göttweih, Klosterneuburg und wie sie Namen haben. Ein sehr freundlicher und gefälliger Herr, den ich auf dem Verdecke kennen lernte, machte bereitwillig den Nomenclator und Deuter all' der unbekannten Punkte in dieser fremden Welt. Zuletzt erst erfuhr ich, daß dieser höfliche Reisegefährte der Graf Kufstein, österreichischer Gesandter in Kassel, sei.

Und dann am Nachmittage des zweiten Tages waren wir in Wien, inmitten der innern, geräuschvollen, menschenüberfüllten Stadt, welche damals noch von Lärm und dichtem Gedränge erfüllter war als heute, wo der Ring einen großen Theil des Verkehrs und der bewegten Menge abgezogen hat. Was in Wien zunächst auffällt, ist, daß es so viel von seinem alten historischen Gepräge behalten hat und daß dies Gepräge ihm einen so mannigfachen, abwechselungsreichen Charakter giebt. Kein Stadttheil ist gerade wie der andere, keine Hauptstraße ist mit der anderen zu verwechseln, keine der weitgedehnten Vorstädte mit der anderen; jede hat ihre besondere Physiognomie. Das ist heute noch so, wenn statt der früheren langweiligen Glacis jetzt auch ein ganz neues und allerdings gleichartigeres Element, der Ring, mit seinen großartigen Monumentalbauten hinzugekommen ist, mit der endlosen Fülle reicher architektonischer Conceptionen, die hier — gottlob unter den ausschließlichen Auspicien der heiligen Renaissance, sich an einander reihen.

Wien ist und bleibt eben die gemüthlichste Stadt Deutschlands, was allein erklärt, daß damals alle geistig bedeutenden und unabhängigen Menschen nicht längst daraus fortgelaufen waren, um der heillosen Polizeiwirthschaft, dem unglaublichen Druck des politischen Systems zu entkommen, dessen Träger unser theurer westdeutscher Landsmann Metternich — insoweit er nicht bloß der Sündenbock desselben war. Denn die Initiative dazu ist doch nie von ihm ausgegangen, nicht einmal von dem noch schlimmeren Kaiser Franz; sie ist im Grunde doch nur der Ausfluß des eigentlich herrschenden Princips in Oesterreich gewesen, jener geschlossenen und allmächtigen Aristokratie, die hier nur zu ganz denselben Erscheinungen führte wie in Venedig; hinter dem Wiener Spitzel und dem venetianischen Sbirren, hinter den Casematten vom Spielberg und den venetianischen Pozzi stand eben dasselbe Princip. Aber dem sei, wie ihm wolle, die Dinge lagen damals so, daß sie für Menschen von geistiger Freiheit etwas Unerträgliches haben mußten. Und doch ließen sich diese fesseln von dem Zauber Wiens; wo in der Welt gab es Musikgenüsse, gab es ein Burgtheater, gab es eine Geselligkeit wie in Wien; wo in der Welt war dazu eine große Stadt von einer solchen Natur umgeben, und wo endlich lebte man so billig wie dort!

Zu den Geistern, die damals also trotz alledem in Wien lebten, zu den Grillparzer, Auersperg, Halm, Bauernfeld, Littrow, Hammer-Purgstall, Feuchtersleben, Hormayr, gehörte auch Nicolaus Lenau. Er war der Einzige, den ich — ich entsinne mich nicht mehr, durch wen oder was bei ihm eingeführt — damals kennen lernte, in einem jener berühmten Wiener Kaffeehäuser, welche der Rendezvousplatz verwandter Seelen waren und deren tabakduftiges tiefes Schattendunkel jetzt zumeist dem Luxus glänzender neuer Etablissements gewichen ist. Lenau war eben im eifrigsten Billardspiel begriffen, das er unterbrach, um sich mit mir auf eine in einer Fensternische angebrachte Bank zu setzen und, während er starke Tabakswolken aus einer Meerschaumpfeife zog, sich aufs offenste und freundlichste mit dem norddeutschen Fremdling zu unterhalten. Er war eine schmächtige Gestalt von mittlerer Größe, ein wenig knochig gebaut, ein wenig eckig, aber lebhaft in seinen Bewegungen, unumwunden und derb in seiner Art, sich auszudrücken. Seine Züge waren edel und regelmäßig angelegt; um schön zu sein, fehlte ihnen die gesunde Frische — sie schienen mir, in dieser qualmigen Kaffeehausbeleuchtung wenigstens, gar sehr von des Gedankens Blässe angekränkelt. Das Gespräch währte nicht lange, da ich nach einer Viertelstunde ging, um ihn seiner unterbrochenen Beschäftigung nicht länger zu entziehen. — In der Burg lernte ich dann noch Joh. Gabriel Seidl kennen, der uns dort die Schätze des Antikencabinets zeigte.

Nach acht Tagen, nachdem noch aller-

lei andere Sehenswürdigkeiten erledigt waren, trieb mich eine Erkältung — das Klima Wiens hat seine Tücken — heim, und dies Heim hatten wir aufzusuchen inmitten mir neuer Natursceneríen von berauschender Schönheit, in den Tiefen jener Alpenwelt, deren blaue, auf den höchsten Firnen noch mit Schnee bedeckte Zackenlinien schon auf der Donaufahrt die Blicke gefesselt hatten. Es lag tief in der abgeschlossenen Welt eines Bergseethales, mit dem Silberspiegel seines Seebeckens, mit den ragenden Steilwänden seiner Schrofen und Felsthürmungen, deren Fuß unmittelbar die sanfte grüne Welle des friedlichen Gewässers bespült. Von dem alten Abteischlosse Mondsee aus, in dessen Quadrum der üppige Springquell rauschte und plätscherte, zu dem wie in einem Zug 5500 Fuß hoch aufsteigenden Schafberg oder der Lorenziwand mit ihrer zweithürmigen Capelle, die so malerisch sich an ihren Fuß drängt, aufblickend, konnte ich des fesselnden Anblicks dieser großartigen und dazu mit einem so üppigen Blumenreichthum gesegneten Natur im Frühlingsschmuck nicht satt werden. Man muß aus den Haiden von Clemenswerth stammen, aus den Flächen Norddeutschlands gekommen sein, um die ganze Wirkung solcher Naturschönheit zu empfinden.

Die alte Abtei hatte wenig mehr von ihrem historischen Gepräge; nicht einmal die Abteikirche hatte es, auf deren Hauptaltar als Stifter jene Baiernherzoge Odilo und Thassilo standen, von welchen der letztere so schmachvoll als Opfer der Politik Karl's des Großen unterging, dieses klugen Regenten und gründlich schlechten „Kerls“, wie unsere entrüsteten Vorfahren, die Sachsen, den Namen des abscheulichen Tyrannen aussprachen. All' diese österreichischen und so viele der süddeutschen Abteien sind eben im Laufe der Jahrhunderte zu reich geworden, und das hat ihre frommen Insassen im vorigen Jahrhundert zu der Ueppigkeit großartiger Neubauten verführt, die die Schöpfungen des Mittelalters gründlich zerstört haben. Auch von alten Büchern, schriftlichen Denkmalen oder Kunstüberresten, nach denen ich forschte, fand sich in dem Schloß des baierischen Marschalls just so viel vor, als gerade damals Fallmerayer unter den türkischen Kanonieren in den Ruinen der trapezuntischen Comnenenburg entdeckte. Dagegen lernte ich in dem an die Abteigebäude sich schließenden Flecken einen prächtigen Menschen, einen landeskundigen, naturforschenden und dichtenden Apotheker kennen. Dem stein- und kräuterkundigen Manne hatte dazu ein hervorragendes Dramaturgentalent nicht eher Rast gelassen, als bis er unter den bildungsfähigen Seelen des Orts ihrer so viele zusammengebracht, um ein Liebhabertheater zu errichten, das, in der Ortsschule aufgeschlagen, in den Wintermonaten regelmäßig Stücke von Johanna von Weißenthurm, Kotzebue, der Birch-Pfeiffer u. s. w. überraschend gut zur Darstellung brachte. So etwas ist doch fast nur unter den bildsamen, geistig anregsamen und empfänglichen Oesterreichern möglich, — solche Dilettanten-Aufführungen in den entlegensten und kleinsten Ortschaften des Landes ob und unter der Enns sollen nichts Seltenes sein. In Mondsee waren sie freilich lediglich meines kräuterkundigen Freundes Rudolf Hinterhuber Verdienst!

Als ich eines Abends plaudernd bei ihm in seinem bescheidenen Stübchen saß, in welches der Geruch der anstoßenden Apotheke mit seiner eigenthümlichen, die Phantasie in ferne Tropen versetzenden Schärfe drang, öffnete sich nach einem derben Anklopfen die Thür und ein wunderlicher Fremdling, eine bäuerisch aussehende Gestalt mit langem, wildem Vollbart trat herein.

„Schau, schau, der Franz von Piesenham!“ rief erfreut mein poetischer Apotheker aus, und dann machte er mich bekannt mit dem ursprünglichsten und begabtesten aller Volks- und Naturdichter Oesterreichs. Denn das, ein Naturdichter, war der Franz, und war es geblieben, obwohl man, als er noch jünger gewesen, einen mißlungenen Versuch gemacht hatte, im Seminar zu Linz etwas Geistliches aus ihm zu ziehen; er war aus dem Seminar fortgelaufen und hatte ein wanderndes Rhapsodenleben mit der Zither unter dem Arm mehr in Uebereinstimmung mit seinem Naturell gefunden. So war er denn sehr berühmt geworden auf allen Dörfern und Einödhöfen Oberösterreichs, und jedes hübsche Liedlein im Volksdialekt wurde, auch wenn er ganz unschuldig daran war,

nach ihm ein „Stelzhamer“ genannt. Mir ist der Sinn für Dialektpoesie nie recht aufgegangen — sie ist und bleibt für den gebildeten Menschen, dem sich der Ausdruck des Gedankens oder des Gefühls, von welchem er wirklich und in Wahrheit ergriffen ist, immer zunächst in seiner Muttersprache aufdrängt, eine Stilübung. Er wird immer dabei Ideen, Bilder, Empfindungen auszusprechen finden, die nur in der Region seiner Muttersprache liegen und bei welchen er in den Dialekt übersetzen, dem Volke Fremdes, der Volkssprache nicht Angehörendes, bloß in der Muttersprache Gedachtes und Denkbares in seinen Text hineinzwingen muß. So ist z. B. der ganze sentimentale Theil bei Reuter meinem Gefühle nach aus dem Hochdeutschen übersetzt. Die „Volksseele“, wie spitzfindige Leute das nennen, ist naiv, nie sentimental. Wer uns einen Band Gedichte im Volksdialekt giebt, lädt uns immer zu etwas wie zu jenen Hoffesten des vorigen Jahrhunderts, den auf gebohnten Parketböden und unter mythologischen Deckengemälden und Krystallüstren gehaltenen Bauernhochzeiten, die man heute geschmacklos findet, denn Kammerherren und Hofdamen sind keine Bauern und keine Kuhmägde. Nur bei Franz Stelzhamer konnte man die Dialektpoesie gelten lassen — die Cultur hatte ihn wahrhaftig nicht beleckt, und bei ihm war obderennsische Art, sich kund zu geben, die richtige Muttersprache geblieben. Er ist später auch in Wien viel gefeiert worden — was dann aus ihm geworden, der liebe Gott und außer ihm vielleicht Constantin Wurzbach's miraculeuses großes Lexikon mag es wissen!

In des Fürsten Ställen standen nicht umsonst mancherlei Rosse für jeglichen Gebrauch; ein Postzug von vier raschen ungarischen Schimmeln versetzte uns von Zeit zu Zeit nach dem schönen Salzburg, von wo weitere Ausflüge nach dem Gollinger Wasserfall, in die salzigen Tiefen von Hallein mit ihrem fackelerhellten unterirdischen See, nach dem Untersberg und nach Berchtesgaden gemacht wurden. Das reizende Hellbrunn, geschaffen von dem Salzburger Erzbischof Marcus Sitticus von Hohenems, erinnerte lebhaft an die Meersburg, an der ein anderer Marcus Sitticus von Hohenems, der Cardinal, als Bischof von Constanz geschaffen und gebaut, und an meinen alten Ritter, der so viel von dem großen, den rhätischen Bergen entstammten Condottierengeschlecht zu erzählen wußte, welchem dieser stolze Cardinal ein so großartiges Denkmal in der Villa von Mondragone geschaffen hat, der größten und hochragendsten von allen Villenschöpfungen des Albanergebirgs — er ist für Rom auch noch der Stifter eines großen Adelsgeschlechts geworden, der von seinem natürlichen Sohne Robert abstammenden Herzoge von Altemps (alta Ems) und Gallese.

Nachdem die schönste Zeit des Jahres in Mondsee zugebracht worden, kehrte im Spätsommer der Fürst mit uns nach Ellingen zurück. Seine seit Jahren leidende Gattin, die sich seither in Baden-Baden aufgehalten, war ebenfalls dorthin zurückgekehrt; sie ging ihrer Auflösung entgegen und starb in der That nach einiger Wochen Verlauf. Ich that, was ich konnte, um den Schmerz meiner Zöglinge über diesen Verlust, auf den sie freilich vorbereitet waren, zu mildern — und wohl besser noch half ihnen ihre Jugend darüber fort. Und als dann der Spätherbst kam, wirkten ja die Zerstreuungen, welche er brachte, auf so elastische Knabenseelen tröstend genug. Es waren dies die großen, mit allem althergebrachten fürstlichen Apparat des edlen Waidwerks angestellten Treibjagden auf hohes und niederes Wild, dessen es in der Herrschaft eine Fülle gab — wenn Abends nach dem letzten Treiben von den Forstleuten das Halali geblasen und die Strecke gemacht worden war, stellte sich die Beute oft auf 500 bis 600 Stück Wild heraus. Es war immer ein aufregendes Vergnügen, dazu mit einer großen Cavalcade in einen schönen, noch nebelverschleierten Herbstmorgen hinein auszureiten, über die Blachfelder und durch die von der Jahreszeit buntgefärbten Waldhügel fort bis zum Rendezvousplatze, wo die Jäger mit ihren Hornfanfaren die Gesellschaft empfingen; und gegen die Grausamkeit solchen Massenmords macht eben die Leidenschaft des Sports unempfindlich — wenn man jung ist! Die Jugend ist eben grausam! Heute ist mir solch ein Massenmord ein Gräuel!

Als die Zeit der Jagden vorüber, doch

vor dem Beginn des Winters, begab sich der kleine Hof — diesmal über den merkwürdigen Wallfahrtsort Altötting, wo die baierischen Herrscher nach ihrem Tode ihre Herzen — wohl meist zu spät — zur Hut einer heiligen Jungfrau übergeben, und wo der grimme Tilly im grünen Sergeröckchen als Mumie in einem Glaskasten liegt — über Burghausen, Wasserburg und Zell am See nach Mondsee zurück. Hier wurde die ganze strenge Jahreszeit in der Abgeschiedenheit des nach und nach zuschneienden Alpenthales zugebracht. Der Winter war hart und dauerte lange — wie stets dort oben, verglichen mit der Milde unseres nordwestdeutschen Klimas. Trotz alles dessen, was die Tagesaufgaben für mich Absorbirendes hatten — ich hatte meine beiden, zwei ganz verschiedene Classenstufen vertretenden Zöglinge nun doch in allen Fächern zu unterrichten —, wurde mir beklommen und grausam melancholisch zu Muthe; in dieser Berg- und Felsenwelt, mit dem engsten Horizont verschneit, fühlte ich ein quälendes Bewußtsein der Gefangenschaft über mich kommen; man muß ein Kind der Alpenwelt sein, um in solch einem vom Winter verrammelten Thale frei athmen zu können. Ein Leben in der durch den Tod der Fürstin desorganisirten und nun wunderlich neu zusammengesetzten Familie des Fürsten existirte nicht; es gab nur Abends ein leidenschaftlich cultivirtes Billardspiel mit dem Fürsten und dem Stallmeister.

Um meine Gedanken abzulenken, arbeitete ich in Freistunden an einem schon auf der Meersburg entworfenen Roman; aber ich fühlte mehr und mehr, daß meines Bleibens hier nicht sein könne. — Es war mir zugesagt, daß Lehrer in einzelnen Fächern mich unterstützen sollten. Aber woher sie in dieser Weltabgeschiedenheit nehmen? Und mein Unterricht allein konnte doch auf die Dauer nicht genügen. Dazu kamen jene Verhältnisse in dem Familienleben des Fürsten, die mir meine Stellung unmöglich machten. Auch schrieb mir damals mein alter Gönner, dessen herzliche Theilnahme seinem abtrünnigen Bibliothek-Amanuensis so treu geblieben war und dem ich eben ein Exemplar von Freiligrath's Immermanns-Album gesandt hatte, folgenden Brief:

„Auf der alten Meersburg, 28. Hornungs 1843.

Vererter Herr und Freund!

Zuerst lassen Sie mich meinen verbindlichsten dank aussprechen für das buch, mit welchem Sie die güte hatten, mich zum neuen jare zu beschenken, dem ich noch einen meiner frau und meiner maedchen, für die schoenen bilder beifügen soll.

Das buch habe ich mit vergnügen gelesen und manches daraus erfaren, was mir neu war: vor Sie Iren aufsaz über Merlin schrieben, haette ich gewünscht, daß Inen das buch des Herrn H. de Villemarque: Contes populaires des anciens Bretons. Paris et Leipzig. Jules Renouard. 1842. 2 baende in 8º bekannt geworden waere, es würde Inen viele aufklaerung über das mythische gegeben haben, was in diesem dichter verschmolzen ist.

Von Irem freunde Freiligrath habe ich in der Coelner zeitung ein gedicht gelesen, das mir eben sowol gefallen als mißfallen hat. Gefreuet hat mich daß der hochfartsnarr Herwegh darinne seine wolverdiente abfertigung erhalten hat; aber, warum den namen eines ganzen volkes zu einem schimpfnamen machen? weil einer darunter ein dummer junge ist? — das waere doch eine so plumpe grobheit daß jeder wolerzogene mann bereuen müßte, sie begangen zu haben; übrigens bin ich nicht gewiß, ob Herwegh ein geborener Schwabe ist? ein Würtemberger ist er wol und ich kannte in diesem lande auch eine familie Herweg; sie war aber aus Franken.

Also Sie sind wieder in dem frommen Mondsee und es felt Inen nicht an stoffe, die Glossas Monsee'enses, freilich in einem ganz andern sinne zu vermeren und zu bereichern. Das ist nun freilich eine fatale lage, in welcher Sie sich befinden! und ich moechte sagen: für einen mann von Iren grundsaezzen und gesinnungen, eine unertraegliche. Da Sie meine ansicht über die dortigen verhaeltnisse zu vernemen wünschen: so muß ich auch mit meiner angeborenen schwaebischen offenherzigkeit Inen unumwunden sagen, was ich an Irer statt tun würde, one Inen deswegen ausdrücklich raten zu können es auch zu tun, ich würde one bedenken selbst zu dem fürsten gehen und im vorstellen, wie nun sowol das alter als

auch der studiengang seiner 14—15 jare alten soene es notwendig machen, sie aus dem vaeterlichen hause auf eine öffentliche schule unter aufsicht zu bringen, und allmaelig auch an den umgang mit menschen und andern staenden zu gewoehnen; zu diesem würde ich zwar in schonenden ausdrücken, aber doch ganz verstaendlich, einiges über das mißverhaeltniß der jungen prinzen zu iren neu hinzugekommenen haus- und tischgenossen und die ungleichheit, in welcher sie zu diesen auch in rücksicht der wissenschaftlichen fortschritte stehen, einfließen lassen und endlich mit der erklaerung schließen, daß ich nicht glaube meiner pflicht und gewissen als hofmeister ferner genüge leisten zu können, wenn die sachen noch lange in diesem zustande bleiben sollten. Sie haben den fürsten nun laengst naeher kennen gelernt und müssen wissen, ob er der mann ist, solche offenbar nur gut gemeinte vorstellungen mit sanftmut aufzunemen; oder ob eine mündliche unterredung dieser art vielleicht heftige gegenaeußerungen hervorrufen koennte; in letzterm falle bliebe Inen da der weniger auffallende weg der schriftlichen mitteilung übrig; eines oder das andere muß ein resultat haben und wird dem so unangenemen zustande, in welchem Sie sich jetzt befinden auf die eine oder andere weise ein ende machen. am besten waere es wohl wenn der fürst Sie mit den prinzen für's erste auf ein Lyzeum schicken und seinen soenen da zeit ließ sich auf das akademische Studium vorzubereiten. von dem Lyceum zu Constanz hoere ich gutes; aber der fürst wird warscheinlich und begreiflicher maßen ein Baierisches vorziehn. diese notwendige und wie mir scheint unausweichliche verstaendigung mit dem fürsten waere das einzige was ich Inen raten kann. —

Sie schreiben, wie Sie mir sagen, einen Roman, der in Wien spielt, und in welchem Sie der Grävin Albany, der gemalin des letzten Stuart, auch eine Rolle zugedacht haben. wie diese frau nach Wien kommt? weiß ich nicht, so viel mir bekannt, ist sie nie dahin gekommen, es müßte denn in iren kinderjahren geschehen sein. die beilage enthaltet einige Notizzen, welche ich Inen über diese durch ire schicksale merkwürdige frau geben konnte. Sie heuratete schon beinahe im greisenalter den Maler Fabre in Florenz, der auch ihr Erbe wurde, und ire kunstschaeze seiner vaterstadt Montpelier im südlichen Frankreich vermachte, die zu deren aufbewarung ein eigenes haus bauen ließ.

Eine schwester meiner mutter, Katharine von Malzen, stiftdame zu Migette, war durch 12 jare oder laenger hofdame bei dieser frau gewesen. im winter 177⁸/₉ kam sie mit ir aus Engelland nach Donaueschingen und brachten sie da einige tage in dem hause meiner aeltern zu. im Jar 1786 hatte ich das glück den ganzen Sommer mit der graevin Albany und Alfieri, irem nachmaligen gemale, auf der Martinsburg, einem meiner tante Katharine zugehoerigen gute, bei Colmar im Obern Elsaß zuzubringen. Sie war damal schon von dem Praetendenten durch den papst geschieden und stand noch im vollsten glanze irer schoenheit. Von gestalt war sie etwas mer als mittlerer groeße, und vestem, jedoch nicht übermäßig starkem Koerperbau. In iren koerperlichen bewegungen, war eben so viel anstand als grazie. Ire reichen lichtbraunen haare flossen beinahe bis zum boden hinab. blaue augen sprachen liebe und sanftmuth aus, ein schoen geformter mund bedeckte die schoensten elfenbeinweißen, ganz gleich geformten zaene. auf der feinsten und glattesten haut der wangen und des gesichtes, hatte der früher erlittene gram keine rosen zurückgelassen. haende und füße waren wolgeformt und gang und gebaerde anmutig und majestaetisch. Die stimme war etwas mer laut und tief, als weibliche stimmen hoeherer staende gewoehnlich sind. diese fürstin tanzte, sang, zeichnete, spielte harfe und clavier und ritt, in groeßerer vollkommenheit als frauen ires ranges gewoenlich tun. ir benemen war im oeffentlichen mer ernst als froelich, und obschon sie die gabe der conversation in einem ser hohen grade besaß, so konnte man sie in der allgemeinen unterhaltung doch nicht redeselig nennen; aber gegen jedermann war sie freundlich, gegen arme woltaetig und großmütig. man mußte sie kennen um sie lieben zu lernen; dann aber war man ir auch auf immer ergeben. Sie wurde pathin meines 4. und letzgeborenen sones, und so moechte alles, was ich

noch zu irem lobe sagen koennte, wol parteiisch erscheinen; darum Basta!

Wir befinden uns alle, Gott sei dank, ganz wol und hatten uns eines ausgezeichnet milden Winters zu erfreuen. blumen gibt es bei uns schon allerlei und die blüten der Mandelbaeume, Pfirschen und Apricosen sind am aufbrechen. Die beiden Hilden wachsen und gedeihen an leib und seele ebenfalls und sind Gottlob! gesund. Leben Sie wol von uns allen auf das freundlichste gegrüßt.

Ir ergebenster
J. v. Laßberg."

Wenn Laßberg im Eingang seines Briefes sich über Freiligrath beschwerte, so lag hier freilich eine etwas gar zu patriotische Empfindlichkeit zu Grunde, welche die Verse:

Du trotziger Dictator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator
Und übrig nur — der Schwab!

mit jenem Mangel von Humor, welcher überhaupt den alten Herrn kennzeichnete, aufgenommen hatte. Es war nämlich just in jenem Winter, daß bei Gelegenheit von Freiligrath's Gedicht: „Aus Spanien" (auf den Tod des Generals Don Diego Leon) dessen Polemik mit Georg Herwegh ausbrach. Für des Freundes Princip: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte", hatte auch ich damals durch Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Partei genommen. Vielleicht war, was ich da gesagt, ein Schlag ins Wasser; aber dieser Schlag ins Wasser war ein Ruderschlag für mein Lebensschiff geworden. Denn es bestimmte Dr. Gustav Kolb, den souveränen Leiter der berühmten Zeitung, mir plausibel zu machen, ich thäte besser, nach Augsburg zu kommen und sein ständiger Mitarbeiter zu werden. Und da ich bald darauf das Verhältniß zu dem fürstlichen Hause in der That löste — in der Weise, wie auch der alte Ritter es angerathen und weil der Fürst sich von seinen Söhnen nicht trennen wollte, jedoch in höflichster Friedfertigkeit —, verließ ich das stille Alpenthal, meinen kräuterduftigen dramaturgischen Freund, nahm einen betrübten Abschied von meinem Perikles-enkel in der Fustanella, der sich weltsehnsüchtig in den Kopf gesetzt hatte, als mein Diener mich begleiten zu wollen, und schied aus dem im schönsten Schmuck des Frühlings prangenden Salzkammergut, bereichert um ein gut Stück Welt- und Menschenkenntniß.

Jener Steuerruderschlag an meinem Lebensschiff aber hatte diesem die Richtung auf Augsburg gegeben, um, bevor ich einen Entschluß faßte, diese biedere und hochberühmte alte Reichsstadt anzusehen und kennen zu lernen.





Zur deutschen Theatergeschichte.

Drei Mannheimer Schauspieler vor hundert Jahren.

Von

Gisbert Freiherr Vincke.



Die deutsche Bühne des vorigen Jahrhunderts hat eine Reihe glänzender Erscheinungen aufzuweisen, welche seitdem — soweit die Nachlebenden darüber urtheilen können — kaum erreicht, geschweige denn übertroffen wurden, denen zugleich das Verdienst gebührt, daß sie den steifen Formenzwang der französischen Tragödie abstreiften und als Fundament der Schauspielkunst die schlichte Wahrheit der Natur zur Geltung brachten. Da begegnen uns die Namen: Konrad Ernst Ackermann (1710 bis 1771), Konrad Ekhof (1720 bis 1778), Friedrich Ludwig Schröder (1744 bis 1816), Johann Franz Hieronymus Brockmann (1745 bis 1812), Johann David Beil (1754 bis 1794), Johann Friedrich Ferdinand Fleck (1757 bis 1801), August Wilhelm Iffland (1759 bis 1814). Dieser Letztere aber reicht nicht bloß der Zeit nach in das neue Jahrhundert hinüber; durch die Mittel und Wege seiner Kunstübung wird auch eine neue Epoche angebahnt.

Die großen Namen sind uns erhalten geblieben, von den Menschen und Künstlern wissen wir weniger, als wir wissen sollten. Ekhof fand erst nach hundert Jahren seinen Biographen in dem viel zu früh verstorbenen Hermann Uhde, welchem es gelang, ein verblichenes Lebensbild in frischen Farben aufleuchten zu lassen.[1] Schröder's ausführliche Biographie schrieb sein Freund Meyer zu Bramstedt;[2] das Buch enthält eine Fülle oft unverarbeiteten Materials, daneben werthvolle Einzelheiten über Schröder's Stiefvater Ackermann, allein es verschweigt auch oder färbt Manches auf Kosten der Wahrheit und giebt Anderes geradezu unrichtig, sogar die Grabstätte des Künstlers! Ludwig Brunier machte daraus ein kürzeres Buch,[3] welches über Schröder nur eine neue Zuthat enthält — und diese entspricht nicht der Wirklichkeit: es ist die Behauptung, nach der Othello-Aufführung habe der Hamburger Senat einen versöhnlichen Schluß des Stückes verlangt;[4] denn der geänderte Schluß ging vielmehr aus Schröder's eigener Initiative hervor, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Publikum noch nicht fähig sei, der Wirkung Shakspere's Stand zu halten. Eine Lebensskizze Beil's brachte Iffland,[5] in ausführlicherer Darstellung behandelte ihn

1) Gottschall, Neuer Plutarch IV.

2) Fr. Ludw. Schröder. Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers von F. L. W. Meyer. 2 Thle. Hamburg 1819.

3) Fr. Ludw. Schröder. Ein Künstler- und Lebensbild. Leipzig 1864.

4) A. a. O. S. 210. 211.

5) Almanach fürs Theater. 1808. S. 92. Mit Beil's Porträt.

neuerdings A. Scholtze.[1] Von Iffland fehlt uns noch die Biographie, welche nach Allem, was wir von dem Menschen und Darsteller wissen, ein besonderes Interesse gewähren müßte. Der Berufenste, sie zu schreiben, wäre wiederum Hermann Uhde gewesen; an der Aufforderung dazu hat es nicht gefehlt, aber seine Erwiderung lautete, daß er dann in Berlin erst Studien machen müsse — und die Reise verbot ihm seine Krankheit. Wir besitzen zwar von Iffland's eigener Hand das Fragment: „Meine theatralische Laufbahn";[2] allein dasselbe reicht nur bis zur Uebersiedelung nach Berlin, und es ist auch für die vorausgehende Zeit nur mit Vorsicht zu benutzen, denn der Verfasser verfolgt keineswegs den Zweck möglichst objectiver Schilderung, er schreibt vielmehr eine Vertheidigungsschrift in eigener Sache, um sein Benehmen zu Mannheim gegen Dalberg, seinen dortigen Contractsbruch zu beschönigen. Gleichwohl hat Eduard Devrient („Geschichte der deutschen Schauspielkunst") den einseitigen Vortrag ohne Prüfung der Quellen als richtig angenommen und gegen Dalberg noch eine gehässige Bemerkung hinzugefügt,[3] die völlig unbegründet ist, deren Spitze vielmehr gegen Iffland sich richten sollte. W. Koffka[4] gebührt das Verdienst, durch Beibringung der urkundlichen Beweise in den damaligen Verhältnissen die Wahrheit klargestellt zu haben, und allerneuestens verdanken wir der Sorgfalt A. Pichler's[5] eine weitere Fülle historischen Materials zur Kenntniß der Mannheimer Bühne von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart.

Aber jene verklungene Zeit bietet uns noch eine Thatsache, die in der Theatergeschichte einzig dasteht. Es ist der enge Freundschaftsbund dreier jungen Schauspieler, welcher begründet wird mit dem ersten Schritt, den zwei von ihnen auf die Bretter wagen, um dann fortzubestehen bis an ihr Lebensende, nur vorübergehend getrübt durch kleine Eifersüchteleien, wie sie beim gemeinsamen Bühnenwirken kaum zu vermeiden sind, oder durch politische Gegensätze beim Wogenbranden der französischen Revolution. Alle drei hatten sich wissenschaftlicher Vorbereitung erfreuen können — in jenen Tagen ein Ausnahmefall für den Schauspieler; sie waren durchdrungen von der Würde, von dem Ideal ihrer Kunst; sie steckten sich die höchsten Ziele, deren Erreichung auf dem Wege ernster Studien angestrebt wurde; sie suchten einander zu fördern durch strenge gegenseitige Beurtheilung, und alle drei waren zugleich dramatische Schriftsteller. So erwarben sie den Namen: Beil, Iffland, Beck für alle Zeit einen guten Klang in der deutschen Theatergeschichte. Der genialste von ihnen war Beil, der vielseitigste Iffland.

Werfen wir vorab einen Blick auf die Jugend der Drei bis zu dem Jahre, wo ein günstiger Stern sie zusammenführte.

Johann David Beil wurde geboren in Chemnitz 1754. Den nicht bemittelten Eltern (der Vater war Tuchmacher) gelang es doch, ihren Sohn, der studiren sollte, auf das Chemnitzer Lyceum zu bringen. Hier fesselten ihn weniger die Lehrstunden, desto mehr schwärmte er für Poesie. Aus Klopstock's Messiade wurden die schönsten Stellen auswendig gelernt und den Mitschülern begeisterungsvoll vordeclamirt, ohne bei diesen übermäßigen Anklang zu finden. Unterstützt durch Scharfblick für die Schwächen der Menschen, versuchte er sich auch selbst in harmlos-satirischen Versen. Da schrieen die Philister „Wehe!" über ihn, aber sein Versuch, selbst ein Philister zu scheinen, glückte nicht auf lange. So nahte die Schulzeit ihrem Ende; leichtlebig, vertrauensvoll, hatte Beil sich nie mit Grillen um die Zukunft geplagt. Der Spruch: Fortes fortuna juvat! sollte sich auch diesmal bewähren; von Freunden und Gönnern kamen die Mittel zum weiteren Studium. Ein deutsches Gedicht: „Ueber den rechten Weg zur Unsterblichkeit", war sein Abschiedsgruß beim Schulactus, und am 7. September 1774 wanderte David Beil gen Leipzig als Jünger des Jus. Aber die Hochschule wird bald das Spiegelbild der Schule: trockene Juristerei bietet dem

1) J. D. Beil. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. (In: Mittheilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte I, S. 173.)

2) Leipzig 1798.

3) A. a. O. III, 55.

4) Iffland und Dalberg. Geschichte der classischen Theaterzeit Mannheims. Nach den Quellen dargestellt. Leipzig 1865.

5) Chronik des großherzoglichen Hof- und National-Theaters in Mannheim. Mannheim 1879.

jungen Studenten wenig Anziehendes, um so eifriger besucht er die Vorträge des geistvollen, witzigen Philosophen Platner, welcher im eigenen Hause zugleich eine anregende Geselligkeit seinen Zuhörern gewährte. Auch die Poesie wird wieder gepflegt. Dahinein kommen Briefe der Mutter, für welche der Sohn stets innige Verehrung empfand: sie ist besorgt, sie mahnt, nicht bloß der Gegenwart zu leben. Ihn packt doch einmal der Ernst; allein wie soll das Versäumte eingebracht werden? Zu einem Repetitorium fehlt nichts weiter als — das Honorar. Im Kreise von Freunden macht er die erste Bekanntschaft des Hazardspiels und gewinnt beträchtlich — alle Noth hätte damit ein Ende. Aber — wie gewonnen, so zerronnen! und seitdem verfolgt ihn die Leidenschaft des Spiels sein Leben hindurch, wenn er sie auch oft, selbst für längere Zeit, abzuschütteln weiß. Nach dem Spiel wird ins Theater gegangen, wo die Seyler'sche Gesellschaft mit ausgezeichneten Kräften wirkt. Beil folgt den Uebrigen, anfangs gleichgültig, bald sieht er sich jedoch gefangen in dem neuen Bann, wo die Gestalten der Poesie, von denen sein Herz längst erfüllt ist, zum Leben erweckt vor ihn hintreten. Das Spiel dient als Mittel zum Zweck: er muß doch leben und ein Theaterbillet kaufen. Von der Wissenschaft ist keine Rede mehr, die besseren geselligen Kreise wollen nichts mehr von ihm wissen: so sind alle Brücken abgebrochen, zur Neigung tritt die Nothwendigkeit, Schauspieler zu werden. Im Sommer 1776 hat die kurze Studentenherrlichkeit ein Ende, Beil pilgert nach Dresden, er stellt sich Seyler vor, der hier verweilt, allein dieser weist ihn ab. Also zurück über Leipzig nach Naumburg, wo der Theaterprincipal Speich aus Riga im rothen Ochsen sein Brettergerüst aufgeschlagen hat. Hier wird er alsbald angenommen, ein neuer grüner Rock wirkt mit als Empfehlung, und nun eröffnet sich ihm das ganze wüste Elend des „wandernden Thespiskarrens" in des Wortes realster Bedeutung; sein unverwüstlicher guter Humor läßt ihn aber auch jetzt nicht untergehen, vielmehr obenauf schwimmen. Von Naumburg zieht man über Querfurt, Sangerhausen, Mühlhausen nach Erfurt. Beil spielt Alles, was vorkommt — Jung und Alt, Könige und Bauern, Tugendspiegel und Bösewicht, sein Talent entwickelt sich rasch. In Erfurt wird der Statthalter Freiherr Karl von Dalberg auf ihn aufmerksam und empfiehlt den jungen Schauspieler dem Herzog Ernst von Sachsen-Gotha. So erfolgt sein Engagement in Gotha, wo Ekhof die Direction führt, er tritt hier zum ersten Mal auf am 3. Februar 1777 und giebt in Engel's einactigem Lustspiel: „Der dankbare Sohn", den Küster, eine komische Rolle, die mehr Spiel verlangt, als im Buche vorgeschrieben ist. — Beil's Gestalt war mittelgroß, voll und fest, aber ebenmäßig und geschmeidig; die Stirn frei, der Mund voll Anmuth, das Auge beredt mit starken, schön geschwungenen Brauen, dazu eine frische Gesichtsfarbe; aus dem offenen Antlitz sprach heiteres Wohlwollen, die umfangreiche Stimme klang voll und doch milde; seine natürliche Grazie war unnachahmlich. In komischen Rollen zeigte er sich schalkhaft-drollig, bei leichter Beweglichkeit, stets originell; auch die kleinsten wurden belebt durch gefällige Art, durch glücklich hervorspringende Züge. Rasches Finden vertrat bei ihm sorgsames Erwägen, so spielte er nicht den Menschen des Dichters, er war der Mensch selbst bis ins Einzelne; was ihn Anstrengung kostete, gerieth oft minder. Auf der Bühne niemals verlegen, wußte er durch Laune und Geistesgegenwart den Fehler in Schönheit zu verwandeln. Er nahm vollen Raum für sich, ohne die Mitwirkenden zu beeinträchtigen.[1]

Ein ganz anderes Bild, bei anderem Lebensgange, zeigt uns der Zweite von den Dreien. August Wilhelm Iffland, Schiller's Altersgenosse, war geboren zu Hannover am 19. April 1759 als Sohn eines wohlhabenden Beamten. In das sechste Lebensjahr des Knaben fällt sein erster Theaterabend, der ihm wie Zauberei erschien; man gab den „eingebildeten Kranken", mit Ackermann in der Titelrolle. Zwei Jahre später sah er Lessing's „Miß

1) Die Charakteristik greift vielleicht, hier wie bei dem Folgenden, der Zeit nach etwas voraus, mehr von dem Gewordenen gebend als von dem Werdenden; aber scharfe Grenzen sind da nicht zu ziehen, und jedenfalls entwickelte sich die Blüthe rasch zur Frucht.

Sara Sampson" (darin Ekhof als Mellefont), das Trauerspiel „Rodogune" nach Pierre Corneille und „Romeo und Julie."[1] Die Folge war, daß er als Kleopatra raste, als Antiochus weinte; aber sein selbstgewähltes Publikum, aus Geschwistern, Dienstboten, Spielkameraden bestehend, fand das langweilig, und er flüchtete auf den Dachboden, um dort einsam fort zu wüthen. Er wollte bewundert sein, Niemand that ihm den Gefallen. Das Komödienlesen wurde jetzt doch erschwert, da las er seinen Eltern Predigten vor mit allem Aufwand süßer oder donnernder Declamation — und dachte sich dabei als Schauspieler. Unter den Lehrgegenständen zog ihn die Geschichte besonders an, weil er in jedem Helden Ekhof zu sehen meinte. Sanftere Gefühle erweckte Richardson's sentimentaler Roman „Karl Grandison"; und hingerissen von den Predigten des vortrefflichen Pastors J. A. Schlegel, hielt sich der Knabe berufen, als Kanzelredner Großes zu leisten; Predigten wurden geschrieben und gehalten zur Erbauung der Hausgenossen. Diese „unbescheidene Eitelkeit" rügte der verständige Vater nicht ohne Erfolg: es entstand jetzt der ernste Wunsch, ein stiller Landpfarrer zu werden. Die Vertauschung des bisherigen Privatunterrichts mit der öffentlichen Schule ließ doch manche beschämende Lücke im Wissen zu Tage treten, um so mehr suchte er sich durch Absonderlichkeiten hervorzuthun, die den Beifall der Genossen fanden; und als ihm gar Smollet's Roman „Peregrine Pickle" in die Hände gerieth, da mußten die wenig löblichen Streiche des Helden noch übertroffen werden. Wiederum wurde in Hannover die Bühne eröffnet; Weiße's „Richard III." zeigte sich verhängnißvoll für Iffland's Schicksal und seine Laufbahn: schon während der Vorstellung brütete er über Zukunftsplänen. Mit Vernachlässigung der wissenschaftlichen Arbeiten galt die Schauspielkunst als einziges Ziel — daraus entsprang häusliches Mißvergnügen; der stete Theaterbesuch störte die alte Hausordnung und diente nur den Zwiespalt zu vergrößern. Zweijährigem Landaufenthalt bei einem verständigen Pfarrer hatte Iffland wenigstens feinere Sitten und einige Lebenserfahrung zu danken. Bei der Rückkehr zur Stadtschule begann bald die alte Unlust, besonders an den theologischen Lehrstunden; desto größer war das Entzücken über Brockmann's Hamlet zu Anfang 1777. Nochmals erfolgte eine bedenkliche Schwankung. Nach dortigem Gebrauch hatte der Primaner am Sonntag Nachmittag die Epistel und deren vom Prediger entworfene Erklärung in der Marktkirche von der Orgel herab vorzulesen; Iffland gelang es, in diesen Vortrag Deutlichkeit, Leben, Ueberzeugung, Interesse zu bringen, die Aufmerksamkeit der schläfrigen, schwerfälligen Gemeinde zu fesseln — und wiederum wurde die Kunstleidenschaft niedergerungen von dem Predigerberuf. Er fühlte sich neu aufleben — aber nun hielt man ihn für einen Heuchler. Zwei ganz verschiedene Momente sollten endlich den Ausschlag geben. Die grenzenlose Furcht Iffland's vor ansteckenden Krankheiten ließ es ihm unmöglich erscheinen, als Geistlicher Kranke oder Sterbende zu besuchen; gleichzeitig weckte das Lesen des Werther die gedämpfte Gluth zu lodernder Flamme, welche Nahrung fand in den Vorstellungen von Stella, Othello, Essex, Elfride, Clavigo. Am 21. Februar 1777 wurde der Theater-Enthusiast aus der Vorstellung des „Ehescheuen" nach Hause abgerufen, Vater und Sohn kamen hart an einander. Dieser bat nächsten Morgens um Erlaubniß zu einer Reise — sein Los war jetzt geworfen. Ueber Münden ging es nach Frankfurt, wo er kein Theater fand, und weiter nach Hanau. Hier wies ihn der Director Marchand ab, er wanderte nach Gotha, von Ekhof's Namen angezogen, und dieser gewährte ihm freundliche Aufnahme. Am 15. März 1777 betrat Iffland auf dem herzoglichen Hoftheater in Gotha zum ersten Mal die Bühne.[1] Seine Rolle war: „Israel, ein Jude" im einactigen Lustspiel „Der Diamant" von Engel nach Collé.[2] Das Stück-

1) Ohne Zweifel das Trauerspiel von Chr. F. Weiße, mit Shakspere'schen Anklängen.

1) Die vorstehende Schilderung hält sich streng an Iffland's eigene Darstellung in dem Fragment: „Meine theatralische Laufbahn", S. 1 bis 67 und in „Erinnerungen aus meinem Leben", von J. Funck. II, S. 180.

2) Charles Collé (1709 bis 1783), in Diensten des Herzogs von Orléans, schrieb eine Reihe kleiner

chen ist mehr „Proverbe" als eigentliches Lustspiel. Die Rolle des Juden, welche sich durch das Ganze zieht, erfordert ein gewandtes Spiel, und es spricht für Iffland's Begabung, daß Ekhof dem kaum Achtzehnjährigen gestattete, in dieser Rolle zuerst die Bühne zu betreten. — Iffland war von der Natur nicht vortheilhaft bedacht worden. Eine untersetzte Gestalt, volles rundes Gesicht, die Nase ebenmäßig, der Mund breit, das Auge schwarz und glänzend, nicht durchdringend aber von beredtestem Ausdruck; in ungünstigem Verhältniß standen magere Schenkel, starke Waden, ein kleiner Fuß. (Später kam dazu noch ein störender Hängebauch.) Er athmete kurz, doch wurde das geschickt bekämpft und auf der Bühne selten bemerkt; die Stimme, nicht klangvoll, war weich und biegsam, durch meisterhafte Behandlung jeder Modulation fähig. Lebhafte Mimik, stets wohlüberlegt, bildete die Seele des Spiels; dieses ging auf Wahrheit der Natur, begrenzt durch die Schönheit; das Ideale, der Rhythmus war weniger willkommen. Als Unterstützung diente die Gabe scharfer Beobachtung, leichter Nachahmung — dabei lag die Gefahr nahe, in der Kleinmalerei zu viel zu thun, und diese Gefahr wurde nicht immer vermieden.[1]

Von den Jugendjahren des Dritten im Bunde fehlen uns nähere Berichte. Heinrich Beck, in Gotha geboren 1760, war ebenfalls zum geistlichen Stande bestimmt, und auch er vertauschte die Theologie mit der Schauspielkunst. Vielleicht hatte er in Reichard's Theater-Kalender auf das Jahr 1776 den Spruch gelesen, welchen Ekhof in das Stammbuch eines Theologen schrieb:

Freund! du und ich wir lehren,
Zwar an verschiednen Orten,
Doch — folget unsern Worten
Bei denen, die uns hören,
Nur stets erwünschter Segen —
Was ist am Ort gelegen!

Sicher war bei Beck's Entschluß der Umstand nicht ohne Einfluß, daß in Gotha, wo bis dahin höchstens ein Liebhabertheater sein Dasein fristete, die Seyler'sche Gesellschaft ihre Vorstellungen am 8. August 1774 begann, daß dieselbe in Ekhof, den Ehepaaren Seyler, Böck, Koch, Brandes und Madame Mecour eine Reihe hervorragender Künstler vereinigte, worauf dann am 17. Juli 1775 die Gründung des Gothaischen Hoftheaters folgte. Ekhof erhielt die Leitung des Schauspiels, Reichard diejenige des literarischen Fachs und der Casse. Beck betrat zum ersten Mal die Bühne am 2. April 1777[1] in dem Lustspiel „Die Sitten der Zeit" als Dorant; Iffland gab den Marquis als seine zweite Rolle. — Beck war von großer schlanker Gestalt, mit regelmäßigen Zügen, eine schöne Bühnenerscheinung; die Stimme lag nicht tief genug, statt des Brusttons herrschte der Nasenton vor; zu wünschen ließ das Feuer seines Vortrags, der Ausdruck seiner Mienen; im Uebrigen war das Spiel weich und edel, die feine, durchdachte Auffassung nicht zu verkennen. Zwanzig Jahre später nannte ihn der „alte Schmidt"[2] in Hamburg: feinsinnig und geistvoll, das Muster eines soliden, einsichtigen Mannes, und setzte hinzu: „So war das Ideal, das ich mir von jeher vom Schauspieler außer der Bühne entwarf."[3]

In dem Zeitraum weniger Wochen hatten sich denn die Drei beim Gothaischen Hoftheater zusammengefunden: Beil, der Zweiundzwanzigjährige, schon ausgestattet mit einem Schatze von Welt- und Bretterkenntniß, die beiden Anderen, 18 und 17 Jahre alt, als Neulinge im Leben wie auf der Bühne. Ihre Bekanntschaft vermittelte von selbst der gemeinsame Wirkungskreis; daß sie bald Freunde wurden, lag ebenso nahe, bei dem geringen Unterschied der Jahre, bei dem gleichen

Stücke für dessen Haustheater, so auch „Une partie de chasse de Henry IV", dessen Verse: „Vive Henry IV", zum französischen Volksliede wurden. Chr. Fel. Weiße bearbeitete das Stück unter dem Titel: „Die Jagd" (1769), J. A. Hiller lieferte die Composition, und es wird als „erste deutsche Oper" genannt.

1) Sein Porträt u. a. in: Meine theatralische Laufbahn.

1) In das Jahr 1777 fällt auch die erste Gastspielreise, welche Boeck vom 16. Mai bis 29. Juli unternahm. Schon im December folgte ihm Brockmann, der von Hamburg zunächst nach Berlin ging, um als Hamlet seine Triumphe zu feiern.

2) F. L. Schmidt's Denkwürdigkeiten, herausgegeben von H. Uhde. Hamburg 1875. Bd. I, S. 62.

3) Sein Porträt brachte der Mannheimer Theater-Kalender 1795.

Bildungsgange und der gleichen Begeisterung für ihre Kunst. Aber Freundschaft konnte damals nicht anders bestehen, als wenn sie äußerlich den sentimentalsten Ausdruck fand in schwärmerischen, gefühldurchtränkten Reden, in thränenfeuchten Umarmungen; und daran ist denn, nach Iffland's ausführlichen Berichten, bei den Dreien auch kein Mangel gewesen. Wir vermögen uns freilich Beil's unerschütterlichen Humor unter dem Schleier solcher Thränenströme kaum vorzustellen. Die Kunstjünger fanden ihren Lehrer und Leiter in Ekhof, der den Ausspruch gethan hatte: „Wenn man keine jungen Zweige pflanzte, woran sollten die Nachkommen sich wärmen!" Seine Feinde haben ihn den „Schulmeister" genannt, seinen Freunden, denen die Nachwelt sich anschloß, galt er als „der Vater deutscher Schauspielkunst", zu welcher schon Ackermann den soliden Grundstein gelegt hatte. Und er war Beides: ein Meister in der Schule der Wahrheit, trotz stiefmütterlichster Behandlung von Seiten der Natur, ein strenger Vater der unbändigen Jugend um ihn her, wenn sie den Ernst des Spiels nicht begreifen wollte. Wer Tags die kleine zusammengesunkene Gestalt mit hoher Schulter am Krückstock echt spießbürgerlich dahinschlurfen sah, der mußte an Zauberspuk glauben, wenn Abends die nämliche Gestalt jenseits der Lampen ihm entgegentrat — hoch aufgerichtet, ehrfurchtgebietend, mit würdevollem Schritt, wenn die Gluth des Auges flammte, wenn das Wort von der Lippe strömte, unwiderstehlich Alle mit sich fortreißend, sei es zur tiefsten Erschütterung oder, ein anderes Mal, zum herzlichen, lauten Gelächter.[1] Aber nicht bloß die leicht bewegliche Zuschauermenge beherrschte er mit Blick und Wort, auch befugtes, erfahrenes Urtheil mußte seine Meisterschaft anerkennen. Baron Grimm, der Encyklopädist, hatte Garrick und Le Kain als Richard III., als Advocat Patelin öfter bewundert, er sah, auf seinen Wunsch, auch Ekhof in beiden Rollen und stellte ihn ebenbürtig neben jene größten Kunstgenossen. Und doch schämte sich Ekhof nicht der Effecthascherei, in Voltaire's „Zayre" den hinfälligen Achtziger Lusignan, Zayrens Vater, und zugleich ihren Geliebten, den etwa dreißigjährigen Orosman zu spielen; er that das noch am 2. October 1775.[1] Jetzt waren freilich nur die schönen Reste einstiger Meisterschaft übrig geblieben, wiewohl der Künstler erst im 57. Lebensjahre stand.

1) Sein Porträt im Gothaer Theater-Kalender, 1775; auch in Iffland's Theater-Almanach, 1807.

Reichard's Gothaer Theater-Kalender, welcher durch das Erscheinen der Seyler'schen Gesellschaft hervorgerufen war,[2] meldet nun die Rollenfächer der drei Freunde wie folgt. 1778: Beil — Bediente, komische Alte und Caricatur-Rollen, Bauern, Trunkene (!); Iffland — junge Liebhaber, Stutzer, Juden, einige komische Alte im Schauspiel; Beck — kleine Liebhaber, Anfänger-Rollen. Der folgende Jahrgang bringt Beil unverändert; bei Iffland heißt es: Liebhaber, Stutzer, erste komische Alte und Caricaturen, einige Juden; bei Beck: Liebhaber, Stutzer, singt. Schon am 28. November 1777 hatte Iffland eine Rolle Ekhof's erhalten; dieser notirt zum gedachten Tage: „Die Nebenbuhler.[3] Wegen meiner Brustkrankheit Iffland den alten Baron Absolut gespielt." Reichard sagt uns ferner, daß schon seine ersten Darstellungen ein großes Talent der täuschendsten Nachahmung verriethen, weshalb es ihm nicht schwer wurde, sich Ekhof's Meisterspiel in so manchen Rollen eigen zu machen, die später stets mit besonderem Glück von ihm gegeben wurden, wie z. B. „der taube Apotheker", daß er aber auch diese Nachahmungskunst öfter zum Copiren bestimmter Persönlichkeiten mißbrauchte, was ihm dann manche Lection zuzog.[4] Beil und Beck strebten nicht minder mit gutem Erfolg vorwärts; jener entwickelte sein Genie für das Komische durch Wahrheit, Kraft, Leben und Feinheit der Darstellung, dieser kämpfte treu gegen die Schwierigkeiten des Liebhaber-

1) H. A. O. Reichard. Seine Selbstbiographie. Herausgegeben von Hermann Uhde. S. 109. 138.

2) 25 Jahrgänge, 1775 bis 1800. 1795 fiel aus, wegen Säumigkeit der Druckerei.

3) „The Rivals", Lustspiel in fünf Acten von Richard Brinsley Sheridan, zuerst gegeben im Londoner Coventgarden-Theater 1773, aber mit so zweifelhaftem Erfolg, daß es nur einmal wiederholt werden konnte.

4) Reichard, Selbstbiographie. S. 140.

fachs;[1] als kritischer Freund unterstützte sie Friedrich Wilhelm Gotter, der Dichter (1746 bis 1797), mit gutem Rath. Ekhof erlag seiner Krankheit schon am 16. Juni 1778; dadurch wurde eine Katastrophe vorbereitet, welche für die fernere Entwickelung der Freunde bedeutungsvoll werden sollte.

Ein herzogliches Rescript vom 18. März 1779 bestimmte die Aufhebung des Gothaischen Hoftheaters. Inzwischen war durch kurfürstliches Rescript vom 1. September 1778 das Mannheimer Nationaltheater begründet und unter des Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg (geb. 1750) oberste Leitung gestellt worden; die Eröffnung fand aber erst statt am 7. October 1779. Das Ende der einen, die Gründung der anderen Bühne stehen in engster Beziehung. Dem Freiherrn von Dalberg gelang es, die besten Kräfte, welche in Gotha frei wurden, für das neue Mannheimer Theater zu gewinnen, unter ihnen auch Beil, Iffland, Beck. Iffland benahm sich bei den Engagementsverhandlungen nichts weniger als correct gegen Dalberg, sein biographisches Fragment sucht vergebens die Sache in ein anderes Licht zu rücken.[2] Am 2. October trafen die Gothaer in Mannheim ein; sie waren überzeugt, daß ihr einfaches Spiel hier nicht gefallen werde, weil man lange an die gemessenere Form eines guten französischen Theaters gewöhnt gewesen war: so gaben sie sich denn, auf Alles gefaßt, bei der ersten Vorstellung ganz in der alten Weise mit harmloser, ungezwungener Laune und dadurch mit einer Eigenheit, deren Gegensatz zu dem Gewohnten gerade um so mehr gefiel. Wahrheit und Natur hatten froh begrüßt ihren Einzug gehalten. Dalberg erkannte sofort das Talent der Freunde, und sie erfreuten sich von Anfang an seines besonderen Wohlwollens. Die bisherigen Rollenfächer wurden zunächst im Allgemeinen beibehalten, doch galt hier die Anordnung, daß Keiner ein ausschließliches Recht auf irgend ein Fach hatte, daß die ersten Mitglieder öfter in Hauptrollen alternirten. Gespielt wurde wöchentlich dreimal. Schon am 16. December 1779 gab Iffland den Carlos im „Clavigo", die Vorstellung wurde, zur Anwesenheit Carl August's und Goethe's, am 22. wiederholt. Wenige Wochen später war er Harpagon im „Geizigen" von Molière, eine Rolle, die er später mit überlegtester Kunst weiter ausbildete.

Der Sommer 1780 brachte das zweimalige, durch eine Reise nach Paris unterbrochene Gastspiel des Meisters Schröder, welcher damals, sechsunddreißig Jahre alt, auf dem Höhepunkt seiner Kraft, seiner Kunst stand. Die Natur hatte ihn reich begabt: eine hohe schlanke Gestalt mit edlem Kopf, feinem Profil; ein blaues scharfblickendes Auge; frische Gesichtsfarbe; Hände und Füße von schönem Ebenmaß; die Stimme klangvoll, hell, für tiefere Töne durch Kunst geschult; dazu ein gefälliger Anstand. Und neben dem großen Künstler war er ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung, unversöhnlich gegen alle Falschheit, aber auch eigensinnig in dem, was er für Recht hielt. Jedes Fach beherrschte er, von der ernstesten bis zur ausgelassensten Rolle; so war es nur verdient, wenn man ihn ehrte mit dem Namen „der große Vertraute der Natur". Sein künstlerisches Glaubensbekenntniß gab er in diesen Worten: „Es mag sein, daß jede meiner einzelnen Rollen von einem Schauspieler übertroffen wird, den seine Persönlichkeit oder seine nähere Bekanntschaft mit dem geschilderten Verhältnisse mehr als mich für sie begünstigen. Aber es ist keine eigentliche Kunst, sich selbst zu spielen. Das wird jedem verständigen Nichtschauspieler gelingen, der gut zu sprechen und sich anständig zu benehmen weiß. Der allein scheint mir eine wirkliche Kunststufe erstiegen zu haben, der jeden Charakter so auffaßt, daß sich ihm nichts Fremdes beimischt; daß er nicht bloß an eine allgemeine Gattung mahnt, sondern sich auch von seinen Verwandten durch eigenthümliche Züge unterscheidet, die er aus seiner Kunde hernimmt, um den Winken des Dichters zu entsprechen. Das unterscheidet den Schauspieler von dem guten Vorleser und Declamator. Der letzte kann den Zuschauer, so lange er ihn mit dem ersten noch nicht verglichen hat, sehr befriedigen.

1) Iffland, Meine theatralische Laufbahn. S. 68.
2) Koffka, Iffland und Dalberg. S. 31 bis 37. Auch beim Seyler-Toscani'schen Streitfall zeigt sich eine gleiche, der Wahrheit nicht entsprechende Färbung durch Iffland. S. 37. 538.

Aber sobald er diesen sieht, muß er begreifen, daß er vorher nur an die Person erinnert worden, die er jetzt selbst erblickt. Dahin meine ich es gebracht zu haben. Ich glaube Alles ausdrücken zu können, was der Dichter, wenn er der Natur treu geblieben ist, durch die Worte oder Handlungen seiner Personen hat ausdrücken wollen; und ich hoffe in keinem Stücke hinter den billigen Forderungen des Menschenkenners zurückzubleiben, ohne einen anderen Spiegel zu Rathe zu ziehen als den der Wahrheit. Die Kunst kann nicht mehr aufzufassen begehren, wenn sie nicht Künstelei werden will."[1] -- Nach diesen Grundsätzen schuf er seine Menschen aus dem Vollen, Ganzen; das äußerliche Beiwerk mußte sich dann von selbst dazu finden, es wurde nicht mit wägender Ueberlegung herbeigezogen; darum entging ihm aber auch bei Anderen das Kleinste nicht, sobald es zum Ganzen nicht stimmen wollte. Und so war er — daheim in Hamburg wie draußen auf fremden Bühnen, der gefeierte Liebling des Hauses, vom Parterre bis hinauf zur Galerie.

In Mannheim gab Schröder zweimal den Lear; Beil war Kent, Iffland der Narr, unter allen Narren Shakspere's der schwierigste, Beck — Edmund. Von den drei Freunden stellte Schröder am höchsten Beil mit seiner frischen Ursprünglichkeit; er fand in dessen Geist etwas von dem eigenen Geiste und machte Dalberg aufmerksam, daß Beil auch in ernsten Charakterrollen sich bewähren werde. Iffland's Spiel war ihm zu ausgeklügelt; dem Auge des Menschenkenners entging es nicht, daß dieses Spiel, wie ein mechanisches Kunstwerk, fein und geräuschlos arbeitete, daß es darum aber auch dem Impulse des Augenblicks nichts überlassen konnte. Keiner wußte das besser als Iffland selbst, deshalb wich seine Befangenheit nicht, sobald er vor dem Meister auftreten mußte; die Selbstbekenntnisse nennen freilich als Grund nur seine unbegrenzte Verehrung diesem gegenüber. Bei Beck fand sich Schröder gestört durch den Nasenton des Organs und den Mangel ausreichenden Mienenspiels. Gotter schrieb im folgenden Jahre über die Freunde: „Von dem mächtigen Fortschreiten ihrer Kunst habe ich mich mit eigenen Augen und Ohren überzeugt."[1]

Schröder war nach Paris gereist, er kam von dort nach Mannheim zurück (26. Juli). Beil aufsuchend, fand er ihn nicht bloß im Bett, sondern auch in der Unmöglichkeit, aufstehen zu können. Das Spiel hatte wieder einmal sein Opfer gefordert — diesmal in Gestalt sämmtlicher Garderobegegenstände; sie lagen auf dem Pfandhause, als letztes kostbarstes Stück ein großer Mantel, welchem bis dahin der Liebesdienst oblag, die sich mehrenden Defecte zu verschleiern. Schröder löste Alles aus, früh Morgens wurden in Beil's Wohnzimmer die Herrlichkeiten einzeln ausgebreitet auf Stühle gehängt, während Schröder versteckt war, um die Ueberraschung mitzugenießen. Beil trat ein — er stand starr. „Da ist ja mein Mantel wieder!" rief er — „und die Hosen — und die Hemden!" Dann bei Seite: „Und die Hemden sind noch rein — und die Röcke sind unverletzt!" Wieder laut: „Donnerwetter! Und der prächtige Mantel! Ha! Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund!" Dieses Wort Lessing's beschloß den Monolog.[2]

Das Ereigniß des Jahres 1782 war die erste Aufführung der „Räuber" (sie sollten ursprünglich „Der verlorene Sohn" heißen) am 13. Januar: Iffland — Franz, Beil — Schweizer, Beck — Kosinsky (später Hermann). Schiller schrieb an Dalberg, daß die Rolle Franzens, die er für die schwerste erkenne, als solche über seine nicht geringe Erwartung in den wichtigsten Punkten vortrefflich gelungen sei. Der anonyme Bericht Schiller's über die Darstellung an das württembergische Repertorium enthält, Iffland betreffend, den Zusatz: „Wenn er nur seine Worte nicht so verschlänge und sich nicht im Declamiren so überstürzte." Dann heißt es: „Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer." Dalberg's Kritik einer späteren Aufführung des Stücks (1783) bemerkt: „Herr Iffland wollte sich heute übertreffen, that auch als Künstler mehr als jemals; ob aber im Ganzen die

1) Schröder's Leben von Meyer I, 337. Schröder's Bild brachte u. a. der Mannheimer Theater-Kalender auf 1796.

1) A. Pichler, Chronik des Mannheimer Theaters. S. 72.

2) Schmidt, Denkwürdigkeiten I, 202.

Wahrheit nicht dabei gelitten und ob ein Gemälde nicht durch zu starkes Farbenauftragen in Schönheit und Simplicität verliere, wird er durch sein eigen Gefühl sich selbst beantworten können.“ [1] An bedeutenderen Stücken folgten in den nächsten Jahren: Der Kaufmann von Venedig (von Dalberg als Lustspiel in vier Acten seltsam genug eingerichtet), Fiesco, Kabale und Liebe. Iffland war Shylock, Verrina, Wurm; Beil — Graziano, Muley Hassan, Miller; Beck — Bassanio, Bourgognino, Ferdinand. Es muß auffallend erscheinen, daß Schiller, der allen seinen Stücken einen bestimmten persönlichen oder sachlichen Namen als Titel gab, nur bei „Kabale und Liebe“ durch die Wahl dieser verschwommenen Bezeichnung eine Ausnahme machte, während doch der ursprünglich gewählte Titel: „Louise Millerin“, besser und einfacher lautete. Pichler's Chronik bringt die Erklärung, daß ihn Iffland zu dem Tausche bestimmte, nachdem Schiller zuvor Iffland's neues Familienstück als Taufpathe „Verbrechen aus Ehrsucht“ genannt hatte.

Schon seit 1781 bestand der von Dalberg gegründete Große Ausschuß, zu welchem, neben den Regisseuren, noch vier bis sechs Mitglieder, unter ihnen auch Beil, Iffland, Beck, gehörten. Derselbe befaßte sich praktisch mit Kritik, Vorschlägen, Beschwerden, theoretisch mit Beantwortung dramaturgischer Fragen, gestellt von Dalberg. In ihrer Beantwortung zeigt sich Iffland am längsten, Beil am gedrängtesten. So war als Thema gegeben: Ist das Händeklatschen — oder eine allgemein herrschende Stille der schmeichelhafteste Beifall für den Schauspieler?

Beil, der aus Grundsatz das „Spielen auf Abgänge“ [2] ängstlich vermied, gab seine ganze Beantwortung in folgenden drei Sätzen: „Unstreitig ist der augenblickliche Widerhall des Eindrucks, den der Schauspieler in das Volk gethan, wahrer Beifall zu nennen. Schmeichelhafter ist es, wenn der Schauspieler durch mannigfaltiges gutes Spiel mit seiner Erscheinung den Grad der Stille bewirkt, daß die leisesten Modulationen und subtilsten Wendungen im Charakter nicht verloren gehen können. Bewährter ruhiger Beifall ist (nebst dem strengen Richter eigenen Gefühls) der Beifall des Mitschauspielers oder des Beobachters, der ganz mit dem Umfang des Talents, Tönen, Herz und Feuer des Schauspielers bekannt ist.“ — Beck äußert sich ausführlicher, aber in gleichem Sinne; das Wesentlichste lautet: „Beifall, Händeklatschen der Menge, die höchste Befriedigung des Ehrgeizes, ist zugleich der trüglichste Beweis von dem Werthe des Künstlers. — — Stille hingegen ist das schönste Unterpfand der Achtung des Publikums gegen den Schauspieler; die Zuschauer geben ihm hier gleichsam ihre Herzen in Gewalt; er wird Herr ihrer Empfindungen; er führt sie durch alle Labyrinthe der Leidenschaften; jeder Funke in ihm wird elektrisch, und die Begeisterung bringt dann Dinge hervor, die das tiefste Studium und alle theoretischen Kenntnisse nicht schaffen können. — — Grabesstille in den Augenblicken der allgemeinen Begeisterung, und dann bei einem Erholungspunkt der allgemeine, mit Ausrufungen begleitete Beifall sind die Triumphlieder des glücklichen Künstlers.“ — Iffland verwendet viele Worte zu einem sehr sophistischen Vortrag, welcher in dem Satze gipfelt: „Daher ist der augenblickliche allgemeine Beifall des Künstlers größter Lohn. Er soll sich darum nicht nur bemühen, er soll danach ringen.“ [1] — Charakteristisch für Iffland's Selbstgefühl ist auch ein Brief von ihm an Dalberg, geschrieben mit dem Datum des 1. Mai 1784 aus Frankfurt, wohin Iffland und Beil (mit Schiller) gereist waren, um dort bei der Großmann'schen Gesellschaft zu gastiren und sowohl „Verbrechen aus Ehrsucht“ als „Kabale und Liebe“ dem Publikum vorzuführen. Dieser Brief lautet: „Ihro Excellenz, Größeren Triumph kann die gute Schauspielkunst nicht erleben. Gra-

1) Koffka, S. 350.

2) Erfinder des „Spiels auf Abgänge“ war (völlig naturgemäß) — der erste Gastspielreisende: Johann Michael Böck (1743 bis 1793), seit 1779 Mitglied des Mannheimer Theaters als beliebter Darsteller von Heldenrollen. Er war naiv genug, selbst zu äußern: „Jetzt hab' ich's weg! Ich brauche nur kurz vor meinem Abgang etwas leiser zu reden und dann auf einmal loszudonnern, so folgt der Beifall immer!“

1) Koffka, S. 486 bis 498.

bestille — das Haus zum Brechen voll und Enthusiasmus für das Stück,[1] daß man uns am Ende rief.[2] Großmann verschmerzt es nicht als Director, Dichter und Mensch! Die Truppe bekam moralische Gichter. Von Mainz weiß ich 24 Personen aus den besten Häusern hier. Heut' ist die ‚väterliche Rache'. Verzeihen Ihro Excellenz die Kürze dieses Briefes wegen der Eile. Ich bin Ihro Excellenz unterthänigster A. W. Iffland." Im nächsten Jahre schreibt er, ebenfalls an Dalberg, aus Hamburg unterm 10. September 1785: „Ihro Excellenz darf ich jetzt sagen — mein Spiel ist gewonnen! Bei meinem Auftreten ward ich mit lautem Beifall empfangen. Im ersten Act der ‚Mediceer' war Alles still, im zweiten merkte ich, daß ich Sensation gemacht hatte, man gerieth in Bewegung — im dritten ließ mich der Beifall nicht zu Worte kommen. Schauspieler und Einzelne vom Parterre gaben mir Beweise ihres Enthusiasmus. So bis zu Ende. ‚Die Maler' aber — der Beifall, den ich da erhielt, das war Phrenesie. Das Publikum war in meiner Manier schon zu Hause — und ich lebte den brillantesten, entscheidendsten Tag meines Lebens." [3]

Beck hatte sich am 8. Januar 1784 mit Caroline Ziegler (geb. 1767) verheirathet, welche im Alter von vierzehn Jahren zuerst auf der Bühne erschien.[4] Sie starb schon nach sieben Monaten (24. Juli), wahrscheinlich infolge eines unglücklichen Falles als Emilia Galotti, wo ihr Kopf aus Odoardo's Armen schmetternd zu Boden fiel. Iffland rühmt ihr seltenes Genie, welches feinste Zartheit mit innigster Kraft verband und durch eine idealische Gestalt veredelt wurde; er sagt, daß er diese Accente und die Melodie der Liebe, wie sie ihr als Leonore im „Fiesco" eigen gewesen, nie wieder gehört habe. Beck war tiefgebeugt durch den schweren Verlust; Iffland bemühte sich mit Erfolg bei Dalberg um die Ordnung der häuslichen Verhältnisse des Freundes, er nennt Beck und Opitz (geb. 1756) die beiden Einzigen, welche an deutschen Bühnen als erste Liebhaber brauchbar seien. Im September wurde Beck die Preismedaille zuerkannt, welche (12 Ducaten an Werth) von der Intendanz auf die beste Beantwortung der dramaturgischen Fragen gesetzt worden war.

Seitdem Schröder als Lear aufgetreten, wagte von den Mannheimer Schauspielern keiner die Rolle zu übernehmen. Dalberg bestimmte nun, daß Meyer (ein tüchtiges, fleißiges, aber nicht gerade hervorragendes Mitglied), Iffland und Beil in drei Monaten nach einander den Lear spielen sollten. Beil und Meyer verzichteten zu Gunsten Iffland's, allein dieser ging mit schwerem Herzen an die große Aufgabe; er wünschte, daß Dalberg der Aufführung (die am 29. August 1784 stattfand) nicht beiwohnen möge, denn seine Darstellung sei kein freies Kunstideal, er müsse einen schon betretenen Weg gehen, müsse Lear sein. Gleichwohl fand Dalberg's Kritik, dem allgemeinen Beifall gegenüber, nur minder erhebliche Zweifel zu erwähnen, indem er u. A. bemerkte: „Ließe sich im Gewitter nicht ein höherer Grad von Verzweiflung und Begeisterung anbringen? Obwohl Herr Iffland in dieser Stelle weit mehr als Schröder geleistet hat."[1] Beck gab jetzt den Narren.

Dalberg war stets darauf bedacht, daß den Verdiensten der Schauspieler auch die ehrende Anerkennung nicht fehlen sollte. So wurden auf seinen Antrag (1786) Beck und Iffland mit dem Dichter Matthisson zu wirklichen arbeitenden Mitgliedern der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft erwählt. Diese Gesellschaft hatte schon ein Jahr früher 50 Ducaten als Preis für das beste Lustspiel ausgesetzt; ihre Ziele waren, nach dem Inhalt des Ausschreibens,[2] die höchsten: sie verhieß dem ruhmvollen Sieger neben dem

1) „Verbrechen aus Ehrsucht", welches am 9. März zuerst in Mannheim gegeben worden war, hier am 30. April.

2) Damals noch eine seltene Auszeichnung. Brockmann war der erste deutsche Künstler, dem sie in Berlin zu Theil geworden, als er (1778) das dortige Publikum durch seine zwölfmal wiederholte Darstellung des Hamlet elektrisirte.

3) Zeitschrift „Der Bär" vom 1. Mai 1876. S. 85. 15. Mai 1876. S. 98.

4) Ihre Eltern waren: Franz Ziegler, Hofgerichtsregistrator in Mannheim, und Eva, geb. Kobell, Schwester der Maler Ferdinand und Franz Kobell (Pichler, Chronik, S. 65). Ihr Bild brachte der Gothaische Theater-Kalender für 1785.

1) Koffka, S. 371.

2) Pichler, Chronik, S. 90.

baaren Lohn noch — die Unsterblichkeit! Zur Aufführung der vorzüglichsten eingegangenen Stücke hatte das Mannheimer Theater sich bereit erklärt, erst danach sollte die Entscheidung getroffen werden. Allein das Resultat entsprach durchaus nicht der Erwartung: von den zehn concurrirenden Stücken erschien keins der Unsterblichkeit werth. Noch einmal wurde das Ausschreiben erneuert, der Preis auf 75 Ducaten erhöht; es gingen acht Stücke ein, von denen drei zur Darstellung kamen: zwei mißfielen, das dritte („Der Erbschleicher" von Gotter) wurde dann zurückgezogen und neu bearbeitet — um nach zwei Jahren nur getheilten Beifall zu finden. Die Schauspieler mußten durch solche Unfälle verstimmt werden, der Rückschlag auf das Publikum konnte nicht ausbleiben. Im Frühjahr 1786 hatten die drei Freunde eine Sommerwohnung auf dem früher kurfürstlichen Jagdhause zu Käferthal, unfern von Mannheim, bezogen. Hier erneuerte sich noch einmal die alte Gothaer Zeit: wiederum wurde strenge gegenseitige Kritik geübt, um die Vergangenheit nutzbar zu machen; daran schlossen sich aber für die Zukunft ernste Vorsätze, feste Bestimmungen: beim Zusammenspiel sollte Keiner durch ungebührliches Vordrängen der eigenen Rolle die des Anderen in Schatten stellen; bei leerem Hause wollte man doppelten Fleiß auf die Darstellung verwenden. Die Wirkung zeigte sich alsbald bei den Aufführungen: ein neues Leben schien erwacht, dem das Publikum die regere Theilnahme nicht versagte.

Beil, der seinen alten Eltern stets ein fürsorglicher Sohn gewesen war, sah die Hoffnung, diese bei sich aufzunehmen, durch den Tod der Mutter zerstört, und ohne ihre Pflege schien der Ortswechsel für den Vater zu bedenklich. So gründete er sich denn (1787) die eigene glückliche Häuslichkeit durch seine Verheirathung mit Louise Ziegler (geb. 1766), der älteren Schwester von Beck's verstorbener Frau. Nicht lange darauf (1. Februar 1788) folgte Beck dem Beispiel des Freundes; seine zweite Gattin war Josepha Scheeffer,[1] welche seit 1780 als Sängerin und Schauspielerin dem Mannheimer Theater angehörte. „Unstreitig die beste Sängerin auf allen deutschen Bühnen, und verdiente wohl auch die schönste zu sein" — sagte Schröder von ihr, der in demselben Jahre zu achttägigem Besuch nach Mannheim kam, ohne dort selbst zu spielen. Ueber den Vorstellungen, die er besuchte, waltete diesmal ein besonderes Mißgeschick. Am Abend seiner Ankunft trat er unerkannt, von Niemand erwartet, in eine Reserveloge: man verspätet den Anfang, dann wird, wegen plötzlicher Krankheit der ersten Liebhaberin, die Vorstellung abgeändert und — das Schröder'sche Stück „Der Fähndrich" eingeworfen, dessen Darstellung allerdings, nach des Autors Schilderung,[1] eine mehr als nachlässige gewesen sein muß, während die Schauspieler auf der Bühne nicht ahnten, wer sich unter den Zuschauern befand. So erging denn über dieselben, namentlich über Beil und Beck, die begründete scharfe Kritik des Meisters in seinem Tagebuch. Auch zwei weitere Vorstellungen: „Das Kind der Liebe" von Kotzebue und „Die offene Fehde", nach spanischem Stoff, fanden wenig Gnade vor dessen Augen; Iffland und Beck, die darin auftraten, blieben ihm nun einmal unsympathisch — dieser durch das Organ,[2] jener durch die Berechnung. Und doch hatte das Mannheimer Theater gerade damals den Höhepunkt seines Glanzes erreicht, welchen Iffland auf die Zeit vom Herbst 1786 bis zum Herbst 1793 setzt. Nicht zum kleinsten Theile trugen dazu die drei Freunde bei, deren neu erwachten Eifer neben theilnehmender Anerkennung auch der künstlerische Erfolg begleitete. Iffland löste längst mit Glück die schwierigsten Aufgaben, wenn auch Dalberg's strenge und unbefangene Beurtheilung das allzu sehr Ueberlegte, die gewaltsame Anstrengung in seinem Spiel öfter rügend hervorhob. Beil hatte Schröder's Ausspruch

1) Ihr Bild befindet sich im Mannheimer Theater-Kalender auf 1796.

1) Sein Leben, von Meyer, II, 69.

2) Ganz entgegengesetzt urtheilte freilich die Mannheimer, keineswegs zu milde Kritik. Sie sagte z. B. am 31. Januar 1786 (Tagebuch der Mannheimer Schaubühne, S. 37): „Das vortreffliche Organ des Herrn Beck zeichnete sich heute wieder vorzüglich aus, er spricht so richtig und vernehmlich, daß auch nicht einmal der geringste Laut seiner Stimme verloren geht."

gerechtfertigt: neben den alten komischen Rollen, welchen sein frischer Humor treu blieb, schuf er im ernsten Drama vollendete Charakterbilder. Dahin gehören: Kent (Lear); Lerse und Bischof von Bamberg (Götz); Alba (Don Carlos); Antonius (Cäsar); Menenius (Coriolan); Odoardo Galotti. Beck wirkte nicht bloß als Liebhaber und jugendlicher Held, er gab auch die Titelrolle in Shakspere's Cäsar; den Figaro (von Beaumarchais); Weißlingen (Götz); Tullus Aufidius (Coriolan); Macduff; den Narren im Lear; Hamlet.

Bald sollte die französische Revolution ihre Schatten auch nach Deutschland hinüberwerfen, um dann im Laufe der folgenden Jahre die Gemüther hier immer mehr aufzuregen. Zunächst kam eine Anzahl von Emigranten nach Mannheim; diese belebten anfangs das Theaterpublikum, bald aber wollten sie dasselbe beherrschen, politische Sympathien und Antipathien mischten sich hinein, die entgegenstehenden Ansichten kamen im Zuschauerraum zum Ausdruck. Iffland war von Herzen Royalist; seit 1781 hatte er die Bahn des dramatischen Schriftstellers betreten, und das Glück blieb ihm, nach einigen Mißerfolgen, in seltenem Maße gewogen. Er wurde, wie Eduard Devrient sagt, „zum legitimistischen Hofdichter gestempelt", fürstliche Personen ließen ihm Auszeichnungen zu Theil werden, seine Stücke gewannen immer mehr Boden auf den deutschen Bühnen. Beil, den die Politik bis dahin wenig gekümmert hatte, war den Emigranten persönlich abgeneigt, zumal er nicht französisch sprach, doch blieb es unmöglich, dem Einfluß der neuen Ideen sich ganz zu entziehen, und mit diesen befreundete ihn seine Ueberzeugung. Seit 1785 schrieb auch er für die Bühne — vielleicht durch Iffland's Vorgang angeregt, jedenfalls nicht mit dem gleichen Erfolge wie dieser; er meinte darin absichtliche Feindschaft, persönliche Intriguen zu erblicken. Aus solchen Gegensätzen erwuchs bei ihm Empfindlichkeit, Mißtrauen, Eifersucht, Bitterkeit, welche im täglichen nahen Umgang zur Sprache kommen mußten. Unberufene säumten dann nicht, das Feuer noch zu schüren. Beil ward still, in sich gekehrt, den Freunden gegenüber abgeschlossen, sein heller Blick senkte sich oft starr zu Boden — da war nichts mehr von der frischen, heiteren Lebensanschauung, die so unverwüstlich schien. Er suchte wieder einmal Zerstreuung im Hazardspiel; aber sein Bühnenspiel litt darunter nicht, es nahm nur einen höheren Aufschwung. Auch die alte treue Gesinnung brach in Momenten wieder durch, und immer galt es ihm als Ehrenpflicht, die Leistungen der Freunde gegen unbegründeten Tadel zu vertheidigen. Er konnte Unrecht dulden, er wollte nicht Unrecht thun. Iffland hatte ihm scherzend einen Traum erzählt, darin sah er Beil auf dem Krankenlager und dieser vertraute ihm die Sorge für Weib und Kind. Beil schwieg darauf, reichte Iffland die Hand und sagte ernst: „Ich weiß, daß Sie diese Sorge übernehmen würden, auch wenn ich nicht Zeit habe, Sie darum zu bitten." Als Beide dann, nach anderen Gesprächen, aus einander gehen wollten, ergriff Beil noch einmal die Hand Iffland's mit den Worten: „Wer weiß, was geschieht — es bleibt bei der Abrede!"[1] Wenige Wochen später fühlte sich Beil leidend, er spielte gleichwohl den Pachter Kunz in dem Lustspiel „Der Jurist und der Bauer" am 29. Juli 1794. Es war seine letzte Rolle. An der Ruhr erkrankt, freute er sich schon wieder der Besserung und verließ heiter das Bett, als ein Schlagfluß sein Leben endete Nachmittags am 13. August. Iffland widmete sich treu der überkommenen Pflicht. Beil's Wittwe ward seine Schülerin, er schrieb für sie das einactige Stück „Die Geflüchteten", in welchem sie (3. Mai 1795) auftrat und gefiel. Sie wurde dann engagirt, blieb aber nicht bei der Bühne.

In den Angaben über Beil's literarische Thätigkeit herrscht große Verwirrung, die sich durch den Umstand erklärt, daß er seine Stücke, nachdem sie schon gedruckt waren, umzutaufen liebte, und zwar ohne Bezugnahme auf den früheren Titel. So finden sich in den Katalogen elf verschiedene Dramen Beil's angegeben, während er nur sieben schrieb, darunter kein Trauerspiel. Alle sind Originale, auf dem Boden der Gegenwart; die dramatische Technik zeigt Mängel: in einer meist einfachen und ziemlich durchsichtigen

1) Iffland, M. theatr. Laufb., S. 181.

Handlung sind neben überflüssigen Episoden stets wirksame Scenen vorhanden, allein sie gliedern sich nicht zum Totaleindruck, zu gehobenen Actschlüssen. Die Charaktere, auch der minder bedeutenden Personen, sind scharf gezeichnet, sie bieten dem Schauspieler dankbare Aufgaben; mit Vorliebe werden verlumpte Gesellen dargestellt, welche die innere Hohlheit, selbst das Verbrechen unter glatter Form zu verbergen wissen; Sentimentalität, die im Zeitgeschmack lag, ist nicht ausgeschlossen, doch tritt sie minder hervor als bei Iffland; in vier Stücken fehlt das herkömmliche Liebespaar. Die Sprache zeigt unverkennbar den Einfluß der neuen Zeit, in welcher Lessing, Goethe, Schiller geschrieben hatten, sie ist klar, knapp, mitunter derb. Einsilbige Namen sind bevorzugt, mehr denn zweisilbige finden sich nicht. Die Reihenfolge der Beil'schen Stücke ist diese: 1) Die Spieler, oder: Schonung bessert, Schauspiel in fünf Aufzügen, zuerst aufgeführt zu Mannheim am 23. Januar 1785 und wiederholt; im Druck: Die Spieler; dann umgetauft: Die Gauner. Ein starkes Sensationsstück, mit grellen Farben; als Requisiten: Dolche, Pistolen, Terzerolen, Strick zum Erdrosseln, eine abgehauene Hand, die in einer Kapsel mitgeführt wird; Hauptpersonen: zwei falsche Spieler, der eine treibt diese Beschäftigung handwerksmäßig (Beil's Rolle), ihm eröffnet sich die Perspective auf den Pranger; der andere spielt nur ausnahmsweise falsch, kommt zur Erkenntniß und wird von dem edlen Engländer Fernes (Iffland), dem er zweimal nach dem Leben trachtete, schließlich ans Herz gedrückt, mit der Versicherung: „Morgen scheiden wir als Brüder!" — 2) Die Schauspielerschule, Lustspiel in drei Aufzügen, zuerst aufgeführt am 20. September 1785 und öfter wiederholt; später umgetauft: „Liebe um Laune." Waldeck, ein junger Mann, der mit Fleiß und Erfolg seinen Studien obgelegen, ist Schauspieler und Principal einer Truppe geworden, sein Vater hat ihn deshalb enterbt — bis er der Bühne entsagt. Jetzt kehrt er zurück in die Heimath, wo der zweite Gatte seiner Mutter, die inzwischen auch gestorben ist, sich eben mit einem jungen Mädchen wieder verheirathen will. Die Braut und Waldeck verlieben sich alsbald in einander, sie will ihm auf die Bühne folgen, dadurch wird er veranlaßt, der Bühne zu entsagen — und so gewinnt er auch sein Vermögen zurück. Das Lustspiel ist reich an Reminiscenzen aus Beil's Wanderleben, welches dadurch eine schöne Illustration erhält; zugleich wird den schlechten Schauspielervagabunden in beredten Worten der Text gelesen. So sagt Waldeck (II, 10): „Die seligen Augenblicke, die mir die Entwickelung meines Talents an kleinen, unbekannten Orten gewährte — die kommen nicht wieder. — Unvergeßlich werden sie mir sein, jene ängstlichen, ärmlich aufgeputzten Schauspielsäle, jene gedrängten Reihen guter Naturmenschen, ganz Ohr, ganz Auge, verloren in nie empfundenem Entzücken. Sie gaben meiner Kunst geschwindere Flügel als die seelenschlaffen, kunstrichterischen Versammlungen mancher berühmten Stadt." Und ferner (I, 4): „Ich will mich von dem Gesindel unterscheiden — das für Liederlichkeit und Tagdieberei die Freistatt der Bretter sucht und — weil es zu jedem ehrlichen Gewerbe verdorben ist — sich noch gut genug zum Schauspieler dünkt." — „Was nennt ihr Proben? was Spielen? Früh die Rolle vom Blatte herbuchstabiren? Abends euch ankleiden, schminken, herausgehen und die Eingebungen des Orakels im Loche auf gut Glück nachbeten? Ob ihr Unsinn herausbalset — die besten Stücke verhunzt — den Zuschauer ermüdet — und das Haus allmälig zur Einöde macht — das kümmert euch nicht." Die Würde der Kunst wird mit schöner Wärme erhoben: „Die Zeiten der Barbarei sind vorbei. Allgemeine Achtung für den Schauspieler von Talenten gehört unter die Fortschritte der Aufklärung. Die Großen beschützen ihn. Die feine Welt öffnet ihm ihre Cirkel, der Mann von Gefühl sein Herz. Gelehrte und Dichter, die der Stolz der Nation sind, schenken ihm ihre Freundschaft" (II, 10). An Beil's eigene Adresse wendet sich offenbar Waldeck (I, 6), wenn er sagt: „Du hast eine gewisse komische Ader — überall, wo dein eigenes Ich vorstechen kann, bist du brauchbar — deine groben Wirthe — schelmischen Bedienten — deine besoffenen Soldaten haben einen Anstrich von Wahrheit." — 3) Dieterich von

Ruben, Lustspiel in einem Aufzug (früher: „Baron Ruben“ genannt), von Dalberg zur Darstellung nicht angenommen, gedruckt 1786, ist mehr Skizze und Situation als wirkliches Lustspiel zu nennen. Von den fünf Personen sind vier ziemlich anrüchiger Art. — 4) Armuth und Hoffahrt, Lustspiel in fünf Aufzügen, zuerst dargestellt am 20. Juli 1788 und nicht wiederholt, später umgetauft: „Bettelstolz.“ Die Aufführung wird als sehr gut bezeichnet, man rief am Schluß den Verfasser und spendete ihm lauten Beifall. Aber Iffland bemerkt: „An einem Orte, wo noch so viele Inventarienstücke des alten Hofes verkehrten, konnte dies Stück nicht gefallen“ — das heißt wohl: einem Theile des Publikums, der sich getroffen fühlte. An anderen Orten erwarb sich dasselbe die Gunst des Publikums. Der Inhalt läuft darauf hinaus, daß aufgeblasener Hochmuth, der durch schlechte Mittel nach Geld und Gut strebt, seine Demüthigung, und bescheidenes Verdienst, welches die krummen Wege verschmäht, seinen Lohn findet. Das wird mit feiner Wahrheit und vortrefflicher Laune in Scene gesetzt. — 5) Curt von Spartau, Schauspiel in vier Aufzügen, zuerst gegeben am 13. December 1789 und mehrmals wiederholt. Der Bau des Stückes ist besser als sonst, die Steigerung der Spannung bis zum Schlusse gut durchgeführt, und wenn es hier ohne starken Zusatz von Sentimentalität nicht abgeht, so wird das damals dem Eindruck zu Gute gekommen sein. Ein Curiosum findet sich in dem ziemlich episodischen Gespräch des Küsters, der für die preußisch-sächsische Alliance eintritt, mit dem sächsisch-particularistischen Lotterie-Einnehmer (III, 1). Auf des Küsters Rede: „Die Preußen sind unsere Bundesgenossen: ich wünsch' ihnen Glück und Victoria über unsere Feinde!“ antwortet der Lotterie-Einnehmer: „Haha! Victoria? — Sie sollten einmal bei Königsgrätz anbeißen — sie sollen dort anbeißen! Herr, mit Steinen werden sie todtgeworfen, so vortheilhaft stehen die Kaiserlichen.“ — 6) Die Einöde, Schauspiel in vier Acten, von Dalberg nicht zur Aufführung angenommen, gedruckt 1792; später umgetauft: „Die Freistatt müder Pilger“ — ein Rührstück stärkster Art mit Ugolino-Färbung und langsam fortschleichender, aber nicht der Spannung entbehrender Handlung. — 7) Die Familie Spaden, Schauspiel in vier Acten, zuerst aufgeführt am 4. März 1793 und wiederholt — ein Gegenstück zu „Armuth und Hoffahrt“, denn hier triumphirt die ehrliche Armuth über den schlecht angewandten Reichthum. Das wird geschickt, wenn auch in ziemlich grellen Farben ausgeführt; die Scenen erinnern mehrfach an Kabale und Liebe. — Beil's Dramen erschienen in Einzeldrucken, sodann in zweibändiger Gesammtausgabe (Zürich und Leipzig, bei Ziegler und Söhne, 1794); diese war anfangs unvollständig, es fehlte darin: „Bettelstolz“; das Stück wurde aber 1797 hinzugefügt.

Schon im Jahre 1792 war Iffland, nach dem Abgang des Regisseurs Rennschüb, zu dessen Nachfolger einstimmig gewählt und vom Kurfürsten bestätigt worden. Er begann das neue Amt mit einer Zusammenstellung der Rechte und Pflichten des Regisseurs, diesmal in gedrängter Kürze;[1] die darin ausgesprochenen Grundsätze, welche den Sinn für strenge Ordnung mit voller Humanität zu verbinden wissen, gereichen ihm zur Ehre, Dalberg ertheilte seine unbedingte Zustimmung. Bald folgte ein Kleidungs-Reglement in 28 Paragraphen.[2] Iffland's Geschick als Ordner und Leiter bewährte sich glänzend nach allen Seiten: hier stand der rechte Mann an der rechten Stelle. Die Vorstellungen gewannen äußerlich und innerlich an Rundung. Indessen rückte der Kriegslärm näher, die Zeitläufte gestalteten sich während der nächsten Jahre immer schwieriger, immer minder erfreulich für das Theater: Mannheim wurde wiederholt bedroht, belagert, von Feinden oder Freunden genommen, die dann als unruhige Gäste dort hausten, endlich sogar acht Tage lang bombardirt (Ende 1795). Durch diese Bedrängnisse wie durch den Tod der Kurfürstin (1794) erfolgte öftere Sistirung der Vorstellungen für mehrere Wochen, auch die gänzliche Aufhebung des Theaters war bereits angeordnet, sie wurde nur durch Iffland's

1) Koffka, S. 202.
2) Pichler, Chronik, S. 331.

und Dalberg's ernste Bemühungen rückgängig gemacht. So unerquicklichen Zuständen gegenüber mag Iffland's Wunsch, das Mannheimer Verhältniß mit einem günstigeren, weniger aufregenden zu vertauschen, begründet genug erscheinen, allein sie gaben ihm niemals ein Recht, dieses Verhältniß einseitig und willkürlich zu lösen. Denn bereits 1785 hatte er dem Intendanten Dalberg die schriftliche Versicherung ausgestellt, ohne dessen Bewilligung sich an keinem anderen Orte zu engagiren, und durch kurfürstliches Decret vom 1. September 1790[1] war ihm dann (ebenso wie Beil und Beck) ein lebenslänglicher Contract nebst Pensionsversicherung für den Fall des Alters oder körperlichen Unvermögens bewilligt worden. Gleichwohl wandte er sich, hinter Dalberg's Rücken, nach Berlin, um dort — anfangs ein Engagement, später, als Engel abgegangen, die Directorstelle zu erhalten. Auch die vermehrte Sorge um seine äußere Existenz, nachdem er sich (19. Mai 1796) mit einer Kammerfrau der verstorbenen Kurfürstin, Namens Greühm, verheirathet hatte, kann hier nicht als ausreichender Entschuldigungsgrund ins Gewicht fallen. Nun erschien am 12. Juli 1796 eine Bekanntmachung Dalberg's: Das Schauspiel solle auf ein Jahr eingestellt werden; die Mitglieder, denen ihre Contracte vorbehalten blieben, dürften auf ein Jahr auswärtiges Engagement abschließen; sie würden ihre Gagen nur noch bis Ende September erhalten, da fernere Zahlungen unmöglich seien.[2] Gegen die Einstellung der Gagezahlung konnte Iffland, auf seinen lebenslänglichen Contract sich stützend, unbedingt protestiren, auch den Rechtsweg einschlagen — er that das nicht, unterschrieb vielmehr den ihm vorgelegten Revers und verpflichtete sich darin auf Ehre, die Abwesenheitserlaubniß nicht zu mißbrauchen, auf keine Weise in neue Verhandlungen mit irgend einem Theater ohne vorherige Genehmigung der Intendanz sich einzulassen, sondern den Mannheimer Contract fest und getreu in allen Punkten aufrecht zu erhalten. Die Mitglieder reisten ab, Iffland kehrte nicht

1) Pichler, Chronik, S. 108.
2) Pichler, Chronik, S. 149.

zurück, er wurde durch Cabinetsordre vom 14. November 1796 in Berlin als Director angestellt mit 3000 Thlr. Gehalt, nebst einem jährlichen Benefiz, 1200 Thlr. Pension und dem Geschenk von 14000 fl. zur Bezahlung seiner Schulden. Dalberg und Beck bezeichneten mit Recht den Schritt Iffland's als Contractsbruch; von der für denselben festgesetzten Strafe wurde Iffland auf Dalberg's Verwendung befreit.[1] Zwischen Beiden kam auch brieflich eine Art Versöhnung zu Stande, als aber Iffland im Jahre 1802 zu Mannheim Gastrollen gab, da war Dalberg — verreist.[2]

Nach dem unerwarteten Schluß am 10. Juli war das Theater in Mannheim bald wieder eröffnet worden, weil die Garnison darauf bestand und Concessionirung eines anderen Unternehmers in Aussicht stellte. Beck hatte inzwischen mit seiner Frau ein Gastspiel in Hamburg und Berlin angenommen, so konnten sie erst am 20. Februar 1797 zurückkehren. Am 1. März wurde Beck zum Regisseur ernannt, und schon nach vier Wochen sprach ihm Dalberg seine vollste Zufriedenheit aus, welche sowohl dem Leiter als dem Schauspieler galt. Er gab jetzt den König Lear, und Dalberg schrieb: „Ihre Darstellung macht Ihnen Ehre, Sie leisteten mehr als Iffland." Wir wissen freilich nicht, ob dieses Urtheil völlig unbefangen war oder ob daran der Unmuth gegen Iffland seinen Theil hatte. Immerhin blieb dieser unersetzt und unersetzlich; dazu hatte sich in den Verhältnissen, in den Bühnenmitgliedern Vieles geändert. Der alte Gemeingeist war nicht mehr vorhanden, zumal wiederholt rascher Wechsel unter dem Personal eintrat; gegen den Regisseur wurde von unten intriguirt, und von

1) Die Angelegenheit wird ausführlich dargelegt von Kosska (S. 292 bis 307); weitere werthvolle Documente bringt Pichler's Chronik (S. 151 bis 160) aus den Theateracten. Iffland's Schutzschrift: „Meine theatralische Laufbahn", war eine seiner ersten Arbeiten in Berlin, sie wurde abgeschlossen am 17. April 1798. Der Eingang sucht diesem Buche zwar den Schein völligster Objectivität zu wahren, allein damit steht im Widerspruch die höchst subjective Erklärung S. 295; auch hier setzt Iffland wieder seine Ehre ein für die Wahrheit von Einzelheiten, welche sich nach den authentischen Documenten oft ganz anders herausstellen.
2) Pichler, Chronik, S. 179.

oben fand er nicht mehr die ausreichende Unterstützung, denn auch Dalberg's frühere Energie begann nachzulassen, wie bei ihm das warme Interesse an der Sache nachließ; er wurde zeitweise von Geistesstörungen befallen, die zwar anfangs leichterer Art waren, allmälig aber sich immer bedenklicher gestalteten. So mochte Beck nicht Unrecht haben mit seiner Aeußerung, daß eine zerrüttende Unordnung das Theater beherrsche. Nun wurde noch eine Anzahl der ersten Mitglieder durch kurfürstlichen Befehl an die Hofbühne zu München berufen, darunter Beck als Director (1799). Hier vermochte er sich mit den Schauspielern nicht zu stellen, und die Folge davon war seine Zurückversetzung nach Mannheim, wo Dalberg, erfreut, den erprobten Regisseur wiederzugewinnen, ihn am 19. Mai 1801 als Theaterdirector einführte. Allein das neubegründete Zusammenwirken sollte sich bald trüben. Vielleicht trug dazu bei, daß jetzt zwei kränkelnde Männer mit einander verkehren mußten, denn auch Beck's, des Vierzigjährigen, Gesundheit begann schon zu wanken. Dalberg fand sich verletzt durch seines Directors unartige Schreibart und dessen unbefugte Eingriffe in die Theaterökonomie, er beschwerte sich sogar über ihn bei dem Minister. Beck fand die Gesellschaft, welche jetzt beisammen war, ungenügend und schlecht, er berichtete, daß das Branntweintrinken bei den Proben, das Schimpfen und Schlagen in den Coulissen, überhaupt der unsittliche Ton durch ihn abgeschafft und die Polizei im Theater hergestellt sei. Welch ein Unterschied gegen vormalige Zustände der Ordnung, des einträchtigen Schaffens! Indessen konnte Dalberg doch die erste Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ als vortrefflich in Anordnung und Darstellung rühmen und Beck seine Anerkennung aussprechen.

Mannheim fiel an Baden. Um den Regierungsantritt des Markgrafen von Baden zu feiern, wurde Mozart's „Titus“ gegeben (23. November 1802); Beck sprach dazu einen Epilog in Prosa, welcher die Bedeutung des Tages hervorhob. Er war zum letzten Mal auf der Bühne erschienen. Am 8. Januar 1803 wurde er als Director suspendirt, am 4. März pensionirt; am 6. Mai erlag er einem Brustleiden im dreiundvierzigsten Lebensjahre.[1]

Als dramatischer Schriftsteller war Beck zuerst hervorgetreten im Jahre 1787. Er gab der Bühne überhaupt sieben Stücke, so viel wie Beil, und darunter ebenfalls kein Trauerspiel. Fünf derselben sind Bearbeitungen nach dem Englischen; sie wurden sämmtlich auf den deutschen Boden der Gegenwart verpflanzt — das that auch Schröder, und Iffland hielt es für so unerläßlich, daß er in einem Briefe an Dalberg die Frage aufwirft: „Was verliert die deutsche Bühne durch ungermanisirte englische Lustspiele?“ Beck zeigt hier großes Geschick der Behandlung durch Kürzen und Umstellen. Sein Stil ist leicht und gewandt, die Verdeutschung eine vollständige: nirgends lassen sprachliche Wendungen das fremde Original durchklingen, die Charaktere sind deutsch gedacht. Im ersten der beiden Originale vermißt man Beil's dreistes Zugreifen — auf die Gefahr hin, einen Fehlgriff zu thun — es zeigt sich mehr ein unsicheres Tasten, um das Rechte zu finden. Bei dem zweiten, welches fast neun Jahre später geschrieben wurde, ist die Hand um Vieles fester geworden. Die chronologische Folge der Beck'schen Stücke ist diese: 1) Das Herz behält seine Rechte, Schauspiel in fünf Acten, nach dem Englischen, zuerst aufgeführt in Mannheim am 25. October 1787 und einmal wiederholt. Drei Paare treten auf, bei denen Liebeswünsche, Pflichtgefühl, Großmuth kraus durch einander geschlungen sind, bis endlich alle sich zurechtfinden. Gute Charakterzeichnung belebt die spannenden Scenen. Im Berichte der Kritik heißt es:[2] „Das Stück hat außerordentlich gefallen, und der Verfasser wurde am Ende herausgerufen.“ Wenn Dalberg dagegen bemerkte,[3] daß Mad. Rennschüb's schönes Spiel die Vorstellung nicht vom Untergang retten konnte, weil allgemeine Kälte und Mißbehagen durch das Ganze herrschten, so ist das nicht wohl erklärlich, zumal Inhalt wie Ausführung dem damaligen Zeitgeschmack entsprechen. Das englische Original: The false delicacy, von dem

1) Pichler, Chronik, S. 178 bis 181.

2) Tagebuch der Mannheimer Schaubühne, 1787. S. 65 bis 72.

3) Pichler, Chronik, S. 97.

Irländer Hugh Kelly, gilt für den ersten Versuch eines sentimentalen Schauspiels; Garrick setzte dasselbe in Scene, und es wurde auf dem Drury-Lane-Theater 1768 mit lebhaftem Beifall zwanzig Mal hinter einander gegeben; auch in den nächsten Jahren blieb es ein Lieblingsstück. Gleichen günstigen Erfolg hatten die Uebersetzungen — ins Portugiesische (auf Befehl des Marquis von Pombal), ins Französische (von der bekannten Madame Riccoboni) und ins Italienische. — 2) Alles aus Eigennutz, Lustspiel in fünf Acten, nach dem Englischen, zuerst aufgeführt am 24. Juni 1789 und mehrmals wiederholt. Eine schon vorhandene Uebersetzung wurde bei der Bearbeitung benutzt. Das Thema ist die Bekehrung eines Egoisten, welcher glaubt, daß Alles in der Welt bloß aus Eigennutz geschieht; sie wird — ohne Ueberfluß von Sentimentalität — durch zwei Liebespaare ins Werk gesetzt. Verfasser des Originals: The Heiress, war General John Burgoyne, derselbe, welcher sich im amerikanischen Unabhängigkeitskriege bei Saratoga mit seinem ganzen Corps ergeben mußte. Das Stück erschien 1785 auf der Bühne und fand ebenso großen Beifall des Publikums als Anfechtung von Seiten der Kritik. — 3) Verirrung ohne Laster, Schauspiel in fünf Acten, zuerst aufgeführt am 2. Mai 1790 und mehrmals wiederholt. Es ist Original, wenn man davon absehen will, daß Fielding's Roman Tom Jones, ein Lieblingsbuch Beck's, dazu die starke Anregung gab. In der Vorrede heißt es: „Der Romandichter hat viel Raum für die Phantasie. Der dramatische Dichter ist durch die Einheiten sehr beschränkt. Diesen zu entsprechen, blieb mir nichts mehr übrig, als von jenem meisterhaften Bilde des Helden Thomas, der so fehlerhaft, wahr und doch so liebenswürdig ist, eine schwache Skizze zu entwerfen; das heißt: einen leichtsinnigen, feurigen deutschen Jüngling, mit Fehlern der Außenseite und einem edlen Herzen, mit Beibehaltung der Delicatesse, welche dem Schauspieldichter obliegt. Ein Stück, welchem die beiden kräftigsten Triebfedern der Leidenschaften fehlen (Ehrgeiz und Liebe), hat Vieles gegen sich. — — Die Mutter und ihr jüngster Sohn sind allerdings zu flach gezeichnet." Alle diese Bedenken lassen sich nur bestätigen; dazu kommt, „daß die ursprüngliche Ausführung, welche einen ganz anderen Gang hatte", auf den Rath kritischer Freunde völlig umgearbeitet wurde. Ob durch diese Operation Mängel fortfielen? das wissen wir nicht, sicher aber wurden Fehler der scenischen Ausführung hineingebracht. Wenn das Stück gleichwohl auf ersten deutschen Bühnen Beifall fand, so bietet sich als Erklärungsgrund nur, daß darin eine Anzahl wirksamer Rollen und kein Mangel an Sentimentalität vorhanden ist. Die Episode des Barbiers Steps, der sich vor Niemand fürchtet als vor seiner Frau, könnte füglich auch Beil geschrieben haben. — 4) Die Quälgeister, Lustspiel in fünf Acten, nach dem Englischen, zuerst aufgeführt am 18. October 1792 und oft wiederholt. Es ist Shakspere's „Much Ado about Nothing", ganz in Prosa bearbeitet. Die allgemeine Führung der Intrigue folgt dem Original, im Einzelnen ist sehr stark geändert: was Shakspere hinter die Scene verlegt (das nächtliche Rendezvous, die Bestrafung des Intriganten), das wird hier dem Zuschauer mit großer Breite vorgeführt. Heute fände man darin eine entschiedene Verschlechterung des Originals; allein Beck kannte den Zeitgeschmack: die Quälgeister fanden an vielen Orten Beifall, sie wurden 1794 gedruckt und erhielten sich lange auf dem Repertoire. Ein Zufall wollte, daß Schröder zur selben Zeit den Stoff deutsch bearbeitet hatte. Die Aufführung, unter dem Titel: „Viel Lärmen um Nichts", erfolgte in Hamburg nur acht Tage später, am 26. October 1792, mit rascher fünfmaliger Wiederholung. Die Rolle des Benedict spielte in Hamburg Schröder, in Mannheim Beck — sie war auch Garrick's Lieblingsrolle gewesen. Schröder's Bearbeitung erschien nicht gedruckt und gerieth darum bald in Vergessenheit; soweit sich aber nach den Kritiken über die Darstellung urtheilen läßt, war sie tiefer gegriffen und kunstvoller ausgeführt als Beck's Arbeit. — 5) Die Schachmaschine, Lustspiel in vier Acten, nach dem Englischen, zuerst aufgeführt am 16. April 1795, mit öfterer Wiederholung. Ein munteres Stück mit vor-



trefflichem, schlagfertigem Dialog. Schade, daß die Haupthandlung überaus einfach, daß die einzelnen komischen Scenen zu lose neben einander stehen, statt sich mit organischer Nothwendigkeit in den Rahmen der Handlung einzufügen. So verflattert die feste Gesammtwirkung. Der jugendliche Albert Lortzing war ein höchst liebenswürdiger Carl Ruf. — 6) Rettung für Rettung, Schauspiel in fünf Acten, zuerst mit Beifall gegeben am 6. Januar 1799 und öfter wiederholt. Es ist die zweite Originalarbeit des Verfassers, welche gegen den ersten Versuch einen bedeutenden Fortschritt zeigt. Auguste, die zweite Gattin des Cabinetssecretärs Hallen, wird vor systematischer Verführung durch die aufrichtige Grobheit eines alten Freundes und ihre eigene edle Natur bewahrt. Der klaren Exposition folgt eine mehrfach spannende Handlung, getragen von scharf gezeichneten Charakteren. 7) Das Chamäleon, Lustspiel in fünf Acten, nach dem Englischen, zuerst mit Beifall aufgeführt am 23. August 1801. Als Chamäleon erscheint Irene, ein gewandtes, geistreiches Landfräulein, welches in der Stadt mit dem jungen Grafen Eduard verheirathet werden soll, weil dessen Vater seinen Vermögensverfall durch ihre Aussteuer restauriren will. Irene ist nun, der neuen Verwandtschaft gegenüber, wie es paßt — blöde, zudringlich, rücksichtslos, so erscheint sie Jedem in anderem mißliebigen Lichte. Dazwischen spielt der verkommene Schriftsteller Schulberg, in dem man — wohl mit Recht — eine Persiflage der romantischen Schule erkennen wollte. Den Scenen fehlt es nicht an Leben, Laune, Geist, aber auch nicht an Sentimentalität. Die Katastrophe spielt in der Bibliothek und erinnert an die „Lästerschule“. Als Schulberg gab der „alte Weiß“ in Berlin eins seiner Meisterbilder. Das englische Original ließ sich weder beim „Chamäleon“ noch bei der „Schachmaschine“ ermitteln. Nach Beck's Aufzeichnung in den Theateracten brachte ihm die „Schachmaschine“, das beliebteste seiner Stücke, an Honorar von 13 deutschen Bühnen 172 Ducaten — ohne das Honorar für den Druck des Buches und von einigen kleineren Bühnen, um welches ihn „Schröder's Unvorsichtigkeit brachte“. Wien steht obenan mit 25, Dessau unter, nan mit 4 Ducaten, Berlin, Mannheim, Bremen gaben 20. — Die Stücke Beck's wurden zuerst einzeln gedruckt, später erschien: „H. Beck's Theater, erster (einziger) Band mit Kupfern, enthaltend Rettung für Rettung, die Quälgeister, das Chamäleon.“ Frankfurt a. M., Eßlinger, 1803 — nach dem Tode des Verfassers.

So war denn der letzte geschieden von den drei Freunden, deren Anfänge Dalberg's Theaterleitung so glückverheißend unterstützt, deren Fortschreiten sie zum glänzenden Höhepunkt hinaufgeführt hatte. Aber als ob der Lenker mit den Künstlern, die ihm Ruhm brachten, unzertrennlich verbunden gewesen wäre, fügte es das Schicksal eigenthümlich genug, daß beim Scheiden des letzten von ihnen auch diese Bühnenleitung ihr Ende erreichen sollte. Am 6. Mai war Beck gestorben, am 20. Juni endete Dalberg's Wirken als Intendant, nachdem er zum Oberhofmeister ernannt worden war; sein Tod erfolgte am 27. September 1806 und am 5. October veranstaltete ihm das Theater eine Gedächtnißfeier.

Indeß hatte Iffland erreicht, was er wünschte und erzielte: statt der kleinen Verhältnisse einen weiten Wirkungskreis mit äußerer Stellung, die dem Ruf zu Statten kam. Nach seinem Selbstbekenntniß waren Eitelkeit und Ehrgeiz die Triebfedern, von denen der Knabe und Jüngling sich leiten ließ; sie blieben auch für das fernere Leben einflußreich in dem bewußten Streben, durch Kunst auszugleichen, was die Natur versagt hatte; aber Begeisterung legte dabei den Grund, ein kluger Geist unterstützte das glänzende Talent. Schröder hatte vordem an Dalberg geschrieben (13. December 1785): „Daß Iffland sich verbindlich gemacht hat, in Mannheim zu bleiben, ist sehr klug von ihm, denn auf keinem anderen Theater in Deutschland würde er so sehr gefallen.“ Selten verkehrte sich das Urtheil eines großen Meisters der Art in sein Gegentheil, wie das hier geschah. Wohl war es Schröder gelungen, daheim wie in der Fremde durch sein Spiel maßlosen Enthusiasmus hervorzurufen — in allen Räumen des Hauses; aber die gelehrte Kritik hat niemals einen deutschen Schauspieler in gleicher Weise gefeiert

wie Iffland. Ueber ihn erschienen die folgenden Schriften:

„Entwickelung des Iffland'schen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater im Aprilmonat 1796." (Von K. A. Böttiger, damals Consistorialrath und Director des Gymnasiums zu Weimar.)

„Briefe über das Iffland'sche Gastrollenspiel 1804 in Leipzig, von Dr. G. W. Becker." (Arzt und Schriftsteller in Leipzig.)

„Ueber Iffland's Spiel auf dem Weimarischen Hoftheater im September 1810, von Johannes Schulze" (gestorben 1859 als Director im preußischen Cultusministerium).

„Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Iffland's und Ludwig Devrient's, von Z. Funck" (pseudonym für C. F. Kunz, Kaufmann, Buchhändler, gelegentlich Schauspieler, Literat).

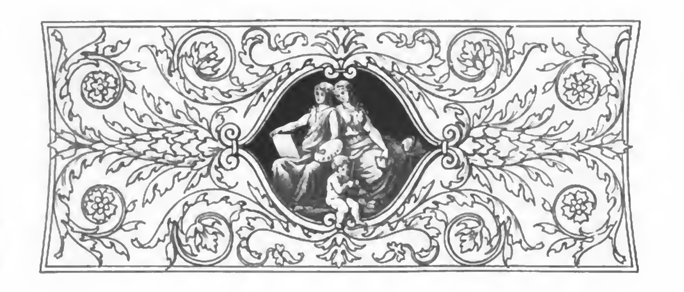
Diese Schriften zergliedern bis ins Kleinste eine stattliche Anzahl Iffland'scher Rollen — des Lustspiels, Schauspiels, Trauerspiels, sie geben also, wenn auch von Verehrern geschrieben, ein deutliches Bild der künstlerischen Individualität. Sein Spiel war das Product des sorgfältigsten Studiums; dem gesellte sich scharfe, sammelnde Beobachtung, haushälterische Oekonomie in Vertheilung des Lichts wie des Schattens, stete Berechnung der Wirkung auf den Zuschauer und — last not least — seltenes Darstellungsvermögen. Iffland sagt selbst, daß er beim ersten Durchlesen eines Stücks sofort erkannte, ob und welche Rolle für ihn passe, daß er diese schon während des Lesens im Geiste durchspielte mit allen Nüancen, daß er aber dann sich des Spiegels bediente, um die schon gefundenen Marken, Striche, Umrisse bis auf die geringsten Kleinigkeiten auszumalen.[1] Dabei wurde aber auch der Text des Autors — ganz besonders in komischen Rollen — durch mannigfache Aenderungen und Erweiterungen nach eigenem Bedarf für den Effect zurechtgeschnitten. So entstand eine fein berechnete Kleinmalerei, welche durch die Fülle geschmackvoll zusammengestellter Nüancen im Moment blendete und bestach; nahe aber lag das Bedenken der Ueberlastung auf Kosten strenger Wahrheit. Dalberg hatte wiederholt gewarnt vor dem peinlichen Ausklügeln der Rollen — das war jetzt zum Grundsatz geworden, weil die Wirkung der Ueberraschung nie versagte, am wenigsten bei einem stets wechselnden, doppelt neugierigen Gastspielpublikum. Iffland nannte dies schon früh — „seine Manier". Ein Franzose äußerte sich darüber, wenn auch allzu scharf: „Point de nature, peu d'art, beaucoup d'artifice!" — Es bedarf nicht der Ausführung, daß ein solches Spiel sich am ersten eignete für das Lustspiel, wohl auch noch für das Familiendrama mit seinem häuslichen, der Gegenwart entnommenen Kreise, daß es am mindesten der hohen Tragödie entsprach. So ist es denn bemerkenswerth, daß unter achtzehn Rollen, welche Iffland auf dem Weimarischen Hoftheater (1796 und 1810) spielte, sich nur drei eigentlich tragische finden: Franz Moor und Lear, die beiden bedeutendsten der Jugendzeit, und — Egmont, den Iffland selbst wählte, wohl um bei der ersten Darstellung des Stücks erheblich beschäftigt zu sein; Goethe hatte ihm den Alba bestimmt. Eine Gastspielreise, auf welcher er jede Schonung außer Augen ließ, untergrub Iffland's Gesundheit. Schon 1811 zum Generaldirector aller königlichen Schauspiele ernannt, starb er zu Berlin am 22. September 1814.

Als dramatischer Schriftsteller trat Iffland auf im Jahre 1781. Verworrene Angaben über seine Erstlingswerke erklären sich dadurch, daß eins derselben umgetauft, zwei niemals gedruckt wurden. Das erste Stück: „Natur und Liebe im Streit", Schauspiel in fünf Acten, gelangte am 27. Mai 1781 auf die Bretter, mit mehrmaliger Wiederholung. Das zweite Stück: „Wilhelm von Schenk", Schauspiel, folgte am 12. September 1781, ohne Wiederholung, und in demselben Jahre noch, als drittes Stück, das Lustspiel: „Wie man's treibt, so geht's" am 3. November, ebenfalls ohne Wiederholung. Iffland schrieb an Dalberg (Mannheim, 22. August 1781): „Sollte nicht mein Lustspiel diesen Carneval neben den Bataillepferden Julius Cäsar, Agnes, Faust und Sturm von Boxberg

1) Z. Funck, Aus dem Leben zweier Schauspieler. S. 125. 126.

sich besser ausnehmen als Schenk, wovon man glauben möchte, ich habe ihn alsdann auch dazu ankündigen wollen? Zudem ist mein Lustspiel nicht unter die feinere Gattung zu zählen. Das Gemälde hat starke Züge. Was im Carneval unter der Annonce „Posse“ mit durchglitscht, amüsirt — könnte jetzt leicht als Lustspiel betrachtet, verdammt werden — die ersten Fehltritte aber thut man nie wieder zurück.“ Der Mißerfolg des Schenk beschleunigte wohl die Aufführung des Lustspiels; beide wurden vernichtet, sie sind niemals gedruckt erschienen. Am 25. Juli 1782 kam dann Albert von Thurneisen auf die Bühne, eine Umarbeitung des ersten Stücks „Natur und Liebe im Streit“, mit Wiederholung. Iffland's Ruf als dramatischer Dichter wurde erst nach längerer Pause begründet durch „Verbrechen aus Ehrsucht“, 9. März 1784, welchem bald zwei andere seiner besten Stücke folgten: „Die Mündel“ und „Die Jäger“. — Gedruckt erschienen von Iffland überhaupt 68 Theaterstücke (darunter 15 übersetzt und bearbeitet) in verschiedenen Ausgaben. Eine angeblich „erste vollständige Ausgabe“ veranstaltete Ignaz Klang, Buchhändler, Wien 1843. Dieselbe bringt gleichwohl außer dem Fragment: „Meine theatralische Laufbahn“, nur 63 Stücke, es fehlen also 5, und zwar 4 Bearbeitungen: „Die beiden Schwiegersöhne“ — „Die beiden Grenadiere“ — „Die Büste des Sokrates“ — „Der Geburtstag“ — sowie ferner (pseudonym) „Das Friede wünschende Deutschland. Eine Comödia oder Gesprächsspiel. Neu aufgelegt und mit einer Vorrede versehen von einem Pfarrherrn im Holsteinischen, unter dem Namen Rist.“ — Iffland's anderweitige Schriften sind: Almanach für das Theater. 1807. 1808. 1809. (1810 fiel aus) 1811. 1812. — Fragmente über Menschendarstellung auf deutschen Bühnen. Sammlung 1. — Theorie der Schauspielkunst. 2 Bdchen. — Blick in die Schweiz. Eine Reisebeschreibung.

Wir sind den drei Künstlern auf ihrer Lebensbahn gefolgt; welche dauernde Wirkung blieb von ihnen der Kunst? — Beck war ein schönes Talent, seine Individualität ließ ihm keine Wahl, sie verwies ihn auf die jugendlichen Helden und Liebhaber in Tragödie und Komödie, er zählte zu den besten Vertretern des Fachs in Deutschland; dann gelang ihm der glückliche Uebergang zu großen Charakterrollen — da ereilte den Dreiundvierzigjährigen der Tod. Beil war ein Genie, kleinen Hülfsmitteln wollte er nichts verdanken, alles Marktschreierische lag unter seiner Würde, weil ihm die Kunst Selbstzweck blieb; als Gast spielte er nur wenige Male in Frankfurt, um die Stücke der Freunde Schiller und Iffland mit zum Siege zu führen. Sorgsames Studium zeigte ihm den Charakter, wie er war, dann war er der Charakter, wie er sein sollte. Solches Spiel ist nicht nachzuahmen, nur das gleiche Genie vermag Gleiches zu schaffen. Iffland besaß von den Dreien die geringsten äußeren Gaben; sein lebendiger Geist wußte aber diesem Mangel sogar einen Vortheil abzugewinnen: er wurde Meister in der Erfindung bis dahin unbekannter kleiner Hülfsmittel, welche, harmonisch verwebt, selbst widerstrebende Natur der Kunst zu gehorchen zwangen. Das ließ sich nachahmen — mit mehr oder minder Geist; als talentvoller, wenn auch carikirender Copist des Iffland'schen Nüancenspiels machte sich der Komiker Wurm einen Namen, ihm folgten Andere, ohne Zahl, bis auf die Gegenwart. So entstand die Signatur des Schauspiels von heute: nicht mehr das Kunstwerk steht im Vordergrunde, fest umrahmt, richtig beleuchtet — an dessen Stelle rückt der Künstler, oder der sich so nennt, die eigene Person; er fühlt sich nicht mehr als Theil des Ganzen, er ist selbst das Ganze, welches im eigenen Rahmen beleuchtet wird, um den eigenen Beifallslohn zu gewinnen. Eine Wucherpflanze macht sich breit — ihre Wurzeln: Eitelkeit, Ehrgeiz, Egoismus; ihre Frucht: Originalitätssucht auf Kosten der Natur und Wahrheit, von Nüancen wimmelnd; ihr Name: Virtuosenthum!



Die Todtentänze.

Von

Robert Springer.

in ganz besonderer Gegenstand der populären Kunst, welcher in den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters durch alle Länder Westeuropa's, und zwar in der Poesie wie in der Malerei, sowohl durch Griffel wie durch Meißel und Grabstichel verbreitet und gepflegt worden ist, sind die Darstellungen der Wirkungen des Todes in verschiedenen Lebensverhältnissen, jene Reihen allegorischer Bilder, in denen der Tod als eine groteske und unheimliche Erscheinung, einen Tanz anführend oder selber tanzend und musicirend, vorgeführt wird. Diese Darstellungen, Todtenbilder, Todtenspiegel, am gewöhnlichsten aber Todtentänze geheißen, sind offenbar höchst wichtig für die Culturgeschichte des ausgehenden Mittelalters. Dennoch sind bisher ihr Ursprung und ihre philosophische Bedeutung ebenso wenig wie ihre Geschichte bekannt, auch nur selten in das Bereich gelehrter Forschung gezogen worden. In England hat sich Douce mit dem Gegenstande beschäftigt; in Deutschland G. Kinkel (in einem Aufsatze in der Augsburger Allgemeinen Zeitung); Woltmann (in der Kunst-Chronik von 1878); Maßmann (in einem ausführlicheren Werke, worin sich auch bibliographische Tabellen über die verschiedenen Ausgaben der Todtentanz-Poesien finden); Wilhelm Wackernagel (in Moritz Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum). In Frankreich erschienen nur zwei Werke darüber: Sur les Rondes funèbres von Gabriel Peignot, 1826, und das ausgezeichnete Werk von G. Kastner, welches über Symbol und Darstellung der Todtentänze schätzenswerthe Aufklärungen giebt: Les Danses des morts, dissertations et recherches historiques, philosophiques et musicales etc. Paris 1855. In jüngster Zeit ist diese culturgeschichtliche Literatur wesentlich bereichert worden durch die Beiträge der Schweizer Professoren Vögelin und Rahn, welche die Wandgemälde im bischöflichen Palast zu Chur behandeln, und durch das interessante Werkchen von Pietro Vigo, Zögling der Normalschule zu Pisa: Le danze macabre in Italia. Livorno 1878.

Die Idee, welche den Todtentänzen zu Grunde liegt, findet sich schon in den Werken der Philosophen, Schriftsteller, Dichter und Moralisten des frühesten Alterthums vorbereitet. Der Tod gehörte neben dem Uebel und der Sünde zu den feindlichen Mächten, welche in allen alten Religionen zur Erscheinung kommen, zu den Gottheiten der Unterwelt, Nacht und Finsterniß, welche dem ewigen Lichte, der Quelle der Schöpfung und des Lebens, entgegenwirken; ähnliche Gegensätze, wie Leben und Tod, Liebe und Haß, finden sich in allen Religionen ausgesprochen. Bei den Hindus stellt der Gott Siva bald das Leben, bald den Tod vor; bei den Persern Ahriman und Ormuzd; die Juden hatten ihren Todesengel; bei den Muselmännern heißt derselbe Asrael; bei den Aegyptern bekämpfen sich unablässig Osiris und Typhon, Isis und Nephtis, Horus und Apophys; bei den Griechen liefert Hades oder Pluto dem Zeus oder Jupiter die heftigsten Kämpfe; bei ihnen auch finden wir Proserpina, die Parzen, die Erinnyen, die Schatten oder Todten und Thanatos, den Tod selber. Die Römer kannten die Laren oder friedlichen Hausgötter und die Lemuren oder bösen Geister; letztere werden bei ihren Gastmählern beschworen.

Diese Idee des Gegensatzes entwickelte sich von der Heidenzeit bis zum Ausgange des Mittelalters unter verschiedenen Formen und wurde genährt durch neue Elemente, wie sie die Zeitumstände hervorbrachten. Zu letzteren gehörte die religiöse Unduldsamkeit und die schreckliche Pestkrankheit. In den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters wüthen in Europa fortwährend Kriege und die unbezwingbaren Schrecken der Natur; die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände stellen sich freudlos und abschreckend dar; viele Tausende von Menschen werden durch Kriege hingerafft; Pest, Hungersnoth, Erdbeben und Ueberschwemmungen verheeren den ganzen Erdtheil. Basel allein wurde in den Jahren 1314, 1349, 1356, 1439 abwechselnd von der Pest, vom schwarzen Tode, von Hungersnöthen und Erdbeben in grauenvoller Weise heimgesucht.

Unter solchen Einflüssen vervollständigt sich die Idee der feindlichen Gegensätze durch geistliche Predigt und mönchische Schriftstellerei, bis sie endlich jene feststehende wunderliche Form annimmt, die sich in den Todtentänzen ausgesprochen zeigt, und welche, ebenso wie sie auf die Einbildungskraft der Mythologen, Philosophen und Dichter einwirkte, auch auf die Darstellungsweise der Künstler von Einfluß war.

Man suchte eine Ausgleichung zwischen jenen beängstigenden Gegensätzen und fand sie in der Satire. Der Tod, der Genius des Zeitalters, der keinen Stand verschont, wird in Verbindung mit Festlichkeit, Musik und Tanz gesetzt, und schon im 14. Jahrhundert stellen Dichtung und Schaubühne den Tod dar, wie er musicirend unter die Menschen tritt und mit ihnen davontanzt. In jener Zeit fällt das Drama in seiner einfachsten Gestalt mit dem Tanze zusammen. Die Darstellung zeigt die Gesellschaft von verschiedenen Ständen, in eine Reihe gestellt; der Tod tritt musicirend heran und entführt Einen nach dem Anderen; der Dialog beschränkt sich auf wenige Worte. Solche dramatische Darstellungen, welche mit der Kirche in engster Verbindung standen, wurden schon 1424 zu Paris, 1453 zu Besançon aufgeführt. In erster Reihe steht der Todtentanz, welcher auf dem Kirchhofe des Klosters der unschuldigen Kindlein („aux innocents") aufgeführt und von den Geistlichen selber veranstaltet und geleitet wurde: die sogenannte Danse macabre. Unbegründet ist die Herleitung dieses Namens von einem Dichter Eremius Macaber; der übliche Name la macabre oder chorea Maccabaeorum hängt vielmehr mit dem Umstande zusammen, daß in diesem Tanze auch ungetaufte Märtyrer eine Rolle spielten, nämlich die unschuldigen Kindlein, denen das Kloster geweiht war, und die sieben Brüder der Makkabäer, welche unter Antiochus Epiphanes den Märtyrertod erlitten hatten; es ist auch wahrscheinlich, daß die Aufführung jenes Tanzes an dem Feste der Märtyrer stattgefunden hat. Dadurch, daß man zuweilen alle Todtentänze ohne Unterschied mit dem Namen „macabres" belegte, ist zu mancherlei Irrthümern und falschen Schlußfolgerungen Anlaß gegeben worden.

Der Todtentanz, den man im Kloster der unschuldigen Kindlein spielte, wurde auch dort auf die Kirchhofsmauer gemalt und die dabei gesprochenen Verse hinzugefügt. Malerei und Schrift sind uns durch einen Holzschnitt vom Jahre 1485 überliefert; das alte Gedicht ist von Eduard Thierry in neufranzösische Verse übertragen worden. In diesem Pariser Todtentanz zeigt sich die erste Abweichung von den früheren Darstellungen des Todes, welche einfacher, aber theilweise großartiger waren; an die Stelle der gelegentlichen Personificirungen, wie sie vereinzelt in Denkmälern und Literaturwerken sich finden, treten von nun an die abgeschlossenen Darstellungen und öffentlichen Aufführungen des Todtentanzes. Solche fanden in Frankreich noch statt zu Amiens, Angers, Dijon, Rouen, Fécamp und im Schlosse zu Blois; eine Darstellung hat sich noch erhalten in der Abteikirche von La Chaise Dieu in Auvergne.

In der späteren Zeit, namentlich in der sogenannten Renaissance, wo sich heidnische und christliche Kunstideen vermischten, erscheint der Tod nicht in einer zusammengeschrumpften Leichnamsgestalt, sondern als Gerippe, ein Zwitterbild zwischen dem Symbol der Zeit und dem des Todes, als eigentliche zerstörende Macht.

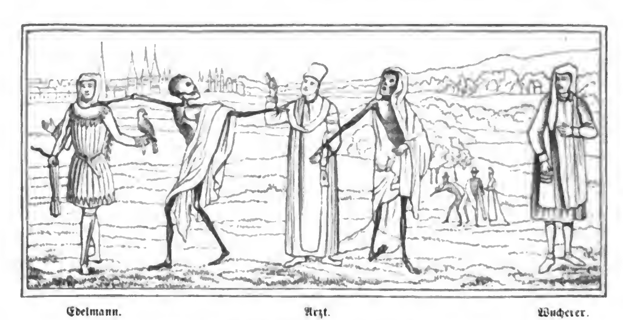
In Deutschland hörte die Aufführung der Todtentänze mit dem 15. Jahrhundert auf; dagegen mehrten sich die bildlichen Darstellungen; die Verse, welche nicht mehr als dramatische Dialoge gelten konnten, gingen nur als begleitende Erklärung mit. Solche Todtentänze findet man bildlich auf den Wänden von Kirchhöfen, Klöstern, Kirchen und Schlössern; theils als geschriebene oder gedruckte literarische Erzeugnisse; theils als einzelne oder gesammelte Bilder in öffentlichen Bibliotheken oder Privatmuseen; theils als Abbildungen auf verschiedenen Gegenständen, wie Glasfenster, Tapeten, Fahnen, Zimmergeräthe, Waffen, Schmucksachen und dergleichen. Auch dem Todtentanze verwandte Anschauungen nahm sich die bildende Kunst zum Vorwurfe. Dazu gehören die Bildchen von Hans Baldung Grün aus dem Jahre 1470, welche sich in der öffentlichen Sammlung zu Basel befinden und zwei Weiber, vom Tode als Buhlen überrascht, vorstellen, sowie auch der Holzschnitt in der Chronik von Hartmann Schedel, eine Darstellung der Auferstehung der Todten unter Musik und Tanz. Eine vollständige Uebersicht über die verschiedenen Todtentänze in Gedichten, Bildern und sonstigen Kunstgegenständen, welche früher existirten oder noch heute vorhanden sind, geben die erwähnten Maßmann'schen Tabellen und das angeführte französische Werk von Kastner. Allen diesen literarischen und künstlerischen Erzeugnissen haben drei oder vier Hauptcompositionen als Vorbilder gedient.

Von Frankreich wurden die Todtentänze nach Spanien und England übertragen. Von spanischen Erzeugnissen hat sich ein Frohnleichnamsdrama von Juan de Pedraza, aus dem sechzehnten Jahrhundert, erhalten und die Danza general, Wechselreden zwischen dem Tode und den Menschen in 79 Strophen. In England wurde unter Heinrich VII. der Pariser Todtentanz im Kreuzgange des Capitels von St. Paul zu London genau nachgebildet; ähnliche Gemälde befanden sich ehemals zu Salisbury und im erzbischöflichen Palast zu Croydon; auf einem Teppich im Tower findet sich derselbe Gegenstand in künstlerischem Gewebe.

In Italien fand vermuthlich die erste Aufführung des Todtentanzes zu Florenz statt. Darstellungen des eigentlichen Tanzes finden sich drei: die Gemälde in der Bernhardinerkirche zu Clusone, aus dem fünfzehnten Jahrhundert; die Frescogemälde zu Pisogne, aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert; und die in der Kirche St. Lazarus bei Como, aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Von diesen Gemälden sind in neuerer Zeit vortreffliche Beschreibungen von Zardelli und von Vallardi bekannt gemacht worden: Danza della morte dipinto a fresco sulla faciata della chiesa di San Lazaro, Milano 1845, und Trionfo e danza della morte, o danza macabre a Clusone, dogma della morte a Pisogne nella provincia di Bergamo etc., Milano 1859.

Verwandte Darstellungen, welche sich an jene Mustercompositionen anlehnen, sind außerdem: die Figur des Todes in den Fresken von Giotto zu Assisi; ein

Leichenzug zu Penzolo di Valle; zwei mit dem Bischofshute versehene Gerippe zu Riviera di Orta; zwei Heilige in Gesellschaft eines Skelets zu Omegna; ein Gemälde „di argomento mortuario“ zu St. Cattarina del Sasso bei Laveno am Lago Maggiore; das letzte Gericht von Signorelli im Dom von Orvieto, und der Tod als lebendiges Gerippe, von demselben Maler, im Antoniokloster zu Orvieto. Citadella giebt ferner noch ansprechende Notizen über die Fresken, welche in dem Palast de la Ragione und in der Benedictinerkirche zu Ferrara vorhanden waren.



Edelmann. Arzt. Wucherer.

Aus dem Todtentanz zu Lübeck.

Eine zweite Kategorie von Darstellungen, welche mit dem Todtentanze verwandt sind, beruht auf der Legende „Von den drei Todten und den drei Lebendigen“. In dieser Legende sprach sich im Mittelalter jene Antithese zwischen Licht und Nacht, Leben und Tod am entschiedensten aus. In Italien ist die Idee dieser Legende in einem Fresco im Kloster von Subiaco und in einem anderen von Orcagna im Campo Santo zu Pisa ausgedrückt.

Die dritte Kategorie bilden die Darstellungen vom „Triumph des Todes“, welche in Italien in hohem Grade populär geworden war. Die älteste dieser Darstellungen ist das Fresco von Orcagna im Campo Santo zu Pisa. Dieses vorzügliche Wandgemälde bildet einen auffallenden Gegensatz zu den früheren Darstellungen des Todtentanzes in Frankreich und Deutschland. Es enthält die erwähnte Legende von den drei todten und den drei lebendigen Königen. Auf einer Seite ist ein fröhlicher Jagdzug dargestellt, an dessen Spitze drei Könige einherschreiten. Zu ihrem Entsetzen gelangen sie plötzlich zu drei Särgen, welche von Schlangen umringelt werden und die Leichen von drei Königen enthalten. Die Gesichter und die Geberden der drei lebenden Könige drücken Schreck, aber gleichzeitig Reue und Bußfertigkeit aus. Auf der anderen Seite des Gemäldes stellt sich der Weltsinn dar in jugendlichen Männern und Frauen, welche sich unter blühenden Orangenbäumen mit Gesang und Spiel ergötzen und nicht gewahr werden der Gestalt des Todes, die durch den Luftraum dahereilt. — An dieses Gemälde von Orcagna schließen sich andere ähnliche Darstellungen, wie: vier Bilder von Francesco Vanni in der Galerie zu Siena, aus dem fünfzehnten Jahrhundert; ein Gemälde von Giacomo Maggiore in Bologna, nach einer Composition von Tizian, gestochen 1748 von Pomareda; ein Kupferstich von demselben Meister und ein Gemälde von Antonio Crescenzio unter dem Porticus des Hospitals zu Palermo. Der Triumph des Todes ist ferner dargestellt in einer Sculptur im Theresienkloster zu Neapel, aus dem

Jahre 1361; auf einem Schirm in der Officialgalerie von Matteo de Pasti; in elfenbeinernen Basreliefs in der Hauptkirche zu Graz; in zwei Gemälden auf der Bibliothek zu Triest; in Miniaturen von Giulio Clorio, welche sich in der Nationalbibliothek zu Neapel befinden; in einem Kupferstiche des Nürnbergers Georg Pencz. Eine ähnliche Darstellung sind die sogenannten Triumphe des Petrarca nach dem Gedichte: Der Triumph des Todes. Ein Gemälde dieses Vorwurfs von Andrea Mantengha ist verschwunden (ein Gemälde im Louvre zu Paris wird irrthümlich dafür gehalten).



Caplan. Amtmann. Küster.

Aus dem Todtentanz zu Lübeck.

Die Triumphe des Petrarca finden sich frühzeitig in der Tapisserie dargestellt; ein solcher Teppich befand sich im Nachlaß des Lorenz von Medicis; ein anderer, nach einer Zeichnung von Leonardo da Vinci, war Eigenthum der Königin Christine von Schweden, kam aus deren Besitz an Don Livio Odescalchi, wurde im Jahre 1868 in Genua gezeigt und erschien 1874 auf der Pariser Industrie-Ausstellung im Trocadero. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß der Todtentanz in Italien viel geringeren Antheil als in anderen Ländern erweckt hat, was seinen Grund in dem Einfluß der antiken Kunst und in der Leichtlebigkeit des Volkes haben mag.

In Deutschland war der Todtentanz im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ein Lieblingsgedicht; Aufführungen des Tanzes lassen sich aus dem fünfzehnten Jahrhundert nachweisen. Berühmt ist der Todtentanz, welcher sich in einer Capelle der Marienkirche zu Lübeck dargestellt findet. Die Bilder sind leider erneuert und die altdeutschen Reime gegen hochdeutsche vertauscht; die niederdeutschen sind zwar in einem Lübecker Buche aufbewahrt, doch ist es fraglich, ob sie die ursprünglichen oder bei einer Auffrischung des Gemäldes verfaßt worden seien. Für echt gelten nur die beiden Strophen zu Anfang und zu Ende des Gedichtes:

De Dot spricit:

Tho dessem Danşe rope ick alghemme
Paweſt, Keiser un alle Creaturen,
Arme, rike, grote unde kleene;
Tredet vort, wente nu en helpt nen truren.

Das Wegenkind to deme Dode:

O Dot, wo schal ik dat verstan?
Ik schal danssen: un kan nicht gan.

Der Lübecker Tanz zeigt nur 24 Personen aus verschiedenen, meist hervorragenden Aemtern und Ständen, darunter den Kaiser, den Papst, die Kaiserin, den Cardinal, den König, den Ritter, den Bürgermeister, den Amtmann, den Küster u. s. w. Die Figuren bewegen sich in wenig lebhaften Geberden, da sie sich nur unwillig zum Tanze anschicken; dagegen erscheint der Tod selber fast immer in sprin-

gender Haltung. Alle Figuren hängen zusammen und bilden einen geschlossenen Reigen, die ganze Composition ist der des Todtentanzes von La Chaise Dieu ziemlich ähnlich.

Der Lübecker Todtentanz wurde populär, und viele andere derartige Darstellungen in Nord- und Süddeutschland mögen ihm nachgeahmt sein. Solche finden sich: zu Braunschweig in der Andreaskirche; zu Erfurt, aus der Zeit des achtzehnten Jahrhunderts. In Straßburg befindet sich in der Bibliothek eine Reihe von ziemlich groben, aber doch höchst interessanten Holzschnitten, welche den „Doten-Dantz" in 41 Figuren vorstellen und als ein kostbarer Beitrag aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts anzusehen sind; die Bilder des Todtentanzes an den inneren Wänden der neuen, früheren Predigerkirche zu Straßburg rühren ebenfalls aus dem fünfzehnten Jahrhundert her, sind aber zur Zeit der Reformation übertüncht und erst 1824 nur theilweise wiederhergestellt worden; sie scheinen dem Baseler Todtentanze nachgebildet zu sein. Der Todtentanz zu Gandersheim ist nicht erhalten geblieben. In der Hauptkirche zu Annaberg in Sachsen wurden auf Veranlassung des Herzogs Georg die zehn Lebensalter des Menschen in mehreren Reihen von Figuren dargestellt, deren jede mit einer Todtenbahre oder einem Gerippe schließt. Auch in Auerbach's Hof zu Leipzig ist der Tod mit einer Schlinge abgebildet. Zu Dresden findet sich ein aus Stein gebildeter Todtentanz; solche steinerne Darstellungen finden sich häufiger in Frankreich, unter Anderem zu Rouen. Der zu Dresden ist ein Ueberrest der Verzierungen, welche der erwähnte Herzog Georg 1534 an den Bogen und Giebeln seines Schlosses anbringen ließ, von denen aber der größere Theil bei einer Feuersbrunst im Jahre 1701 zerstört wurde; der Todtentanz, welcher sich an der Mauer des dritten Stockwerkes befand, aus 27 charaktervollen und sauber in Sandstein gearbeiteten Reliefsfiguren bestehend, ist 1721 auf die Mauer des Begräbnißplatzes der Neustadt, links vom Eingange, übertragen worden. Die Figuren, von denen die letzten vier neu gefertigt sind, stellen alle Stände vor, dem Gebote des Todes in ruhiger, nicht gerade tanzender Bewegung folgend; die beigefügten Reime sind aus späterer Zeit und von geringem Werthe. — In Wien befindet sich in der Todtencapelle von Loretto ein Todtentanz, welcher auf Veranlassung des bekannten Abraham a Santa Clara gefertigt wurde; unter den süddeutschen Städten enthalten München und Heidelberg handschriftliche oder in Holz geschnittene Ueberlieferungen des Todtentanzes; in Böhmen hat sich zu Kuckucksbad ein Todtenspiegel aus dem Jahre 1700 erhalten.

Die berühmtesten Todtentänze nächst dem Lübecker hat die Schweiz aufzuweisen. Seines hohen Alters wegen ist der Todtentanz in Klingenthal, dem ehemaligen Frauenkloster der Kleinstadt Basel, merkwürdig, doch sind nur wenige von den Bildern und Reimen übrig geblieben. Er rührte vom Jahre 1312 her und zeigte die tanzenden Figuren paarweise, nicht in geschlossener Reihe. Eine Nachbildung und Abschrift hat Emanuel Büchel, Bürger von Basel, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angefertigt. Dieser Todtentanz wurde später nachgeahmt in einem Wandgemälde auf einer Kirchhofsmauer des Prediger- oder Dominicanerklosters zu Groß-Basel in der Vorstadt St. Johann. Die Darstellung von etwa 60 lebensgroßen Figuren, vom Papst und Kaiser bis hinab zum Bettler, zeigte im Vergleich mit dem Klingenthaler Gemälde einen großen Fortschritt in der Kunst, obgleich sie nur eine Nachahmung von jenem war. Das Bild wurde mehrmals übermalt, zuletzt 1568 durch Hans Hugo Kluber (Klauber oder Glauber), welcher auch einige Veränderungen nach dem Muster des Gemäldes zu Bern daran vorgenommen haben soll. Daß Holbein diesen Todtentanz in Groß-Basel gemalt habe, wie man vielfach angenommen hat, ist in überzeugender Weise widerlegt worden; schon durch den Umstand, daß Holbein 1498 geboren, jenes Gemälde aber bereits im Jahre 1431, wie man glaubt: zum Andenken an die schreckliche Pest, angefertigt worden. Der ursprüngliche Verfertiger ist unbekannt geblieben; vollendet oder auch nur erneuert sollen die Bilder durch einen Maler, Namens Glauber, und später, 1480, durch Hans Bock mit Oel-

farben übertüncht worden sein, bis ihnen die letzte Uebermalung durch den oben erwähnten Kluber zu Theil wurde. Die Bilder und Reime sind aufbewahrt worden in den Abbildungen von Emanuel Büchel, in den Kupferstichwerken von Joas Denecker, 1544, und von Joh. Jakob und Matthias Merian, 1621 und in neuerer Ausgabe 1726, in 44 Kupferstichblättern.

Aehnlicher den Holbein'schen Todtenbildern ist der Todtentanz, welchen ein Wandgemälde im bischöflichen Palast zu Chur vorstellt, und worin der höchste und vollkommenste dramatische Ausdruck vorherrscht. 41 Figuren sind in Kupferstich erschienen von Joh. Lutzelburger, welcher 1526 starb; 10 andere sind 1544 gestochen worden. — Der Todtentanz an der Kirchhofsmauer des Predigerklosters zu Bern ist jünger als der Straßburger und Baseler, dem letzteren zum großen Theil nachgebildet, aber doch bedeutungsvoller. Er rührt von dem berühmten Maler, Dichter und Staatsmann Manuel aus dem sechzehnten Jahrhundert her (Lebensbeschreibung desselben von Grüneisen, Stuttgart 1837). Dieser Todtentanz ist nur noch in einer Copie in Wasserfarben von 1649 vorhanden, welche sich in der Familie des Künstlers erhalten hat. Im Todtentanz von Manuel, 1514 bis 1522 gefertigt, sind die Gruppen des Baseler beibehalten, dagegen sind sie anders angeordnet und die Einzelheiten selbständig behandelt; einige Scenen sind ganz neu erfunden, wie die, wo der Tod sich kriechend nähert und dem Maler (als welchen sich Manuel selber porträtirt hat) den Pinsel entreißt. Die ganze Behandlung ist dramatisch. Der Tod tritt in verschiedenen Stellungen auf, welche in anderen derartigen Darstellungen nicht vorkommen. Neu ist auch die Art, wie der Tod sich jedem Einzelnen, dem Alter und Stande gemäß, nähert. Er faßt den Einzelnen nicht bei der Hand, wie dies bei den anderen Todtentänzen gewöhnlich ist: das Kind verlockt er mit einer Pfeife, den Koch mit einem Löffel; den Landsknecht geht er in dem Augenblicke an, wo sein Knecht ihm eine gestohlene Gans bringt; dem Rechtsgelehrten erscheint er in Gestalt eines Clienten, dem Herzog als Page, dem Jüngling als Falkner. Besonders ausgedrückt ist der sich im sechzehnten Jahrhundert kundgebende Spott, ja Grimm gegen die Geistlichkeit: in Verbindung mit dem päpstlichen Throne steht die Scene mit der Ehebrecherin, wo Christus den Pharisäern ihre Heuchelei vorwirft; der Patriarch wird wie ein gemeiner Verbrecher von dem Tode an einem Stricke fortgeführt; vor dem Erzbischof spielt er die Laute und dem Abte streichelt er das Kinn — eine ironische Anspielung auf die verweichlichten Sitten des geistlichen Standes.

Andere Todtentänze in der Schweiz sind: der von Hiebler in der Magnuskirche zu Füssen; ein anderer im Predigerkloster zu Constanz, beide aus dem sechzehnten Jahrhundert; ein anderer in der Jesuitenkirche zu Luzern, aus dem siebzehnten Jahrhundert; ferner im uchtländischen Freiburg, 1744 von Fries gemalt; der Todtentanz von Caspar Mylinger an der Spreuerbrücke zu Luzern hat sich nicht erhalten. (Die Schweizer Todtentänze macht Müller im 4. Bande seiner Geschichte der Schweizer namhaft.)

Daß Holbein den Todtentanz zu Groß-Basel gemalt habe, ist — wie wir bereits erwähnten — widerlegt, wenngleich Friedrich Vischer bei dieser Annahme verharrte. Auch daß er die Wandgemälde zu Chur angefertigt und die Zeichnungen seines späteren Todtentanzes daraus entlehnt habe, ist nicht entschieden festgestellt. Vögelin sucht nachzuweisen, daß Holbein den Todtentanz im bischöflichen Palast zu Chur im Jahre 1519, nach seiner Rückkehr aus Italien, selber begonnen habe; derselbe sei alsdann von seinen Schülern vollendet worden, während der Meister dasselbe Thema in seinem „Alphabet des Todes“ wieder aufgenommen habe. Rahn dagegen ist der Meinung, Holbein habe an dem Wandgemälde zu Chur gar nicht gearbeitet, dasselbe sei vielmehr 1540 von einem Schweizer Meister nach den Holbein'schen Zeichnungen oder Holzschnitten copirt worden. Dieser Ansicht ist auch Woltmann, während Kinkel auf Vögelin's Seite tritt.

Jedenfalls wird Holbein, als Schweizer, den Baseler Todtentanz gekannt haben. Seine Zeichnungen der Todtenbilder oder Schattenbilder, die vielleicht von ihm selber in Holz geschnitten wurden,

sind den Baseler Gruppen ähnlich, doch ist die Auffassung eine edlere; die Art, wie der Tod gleichsam in das Menschentreiben hineingreift, ist ebenso charakteristisch, wie sie Manuel in dem Berner Todtentanze behandelte. Die Originalzeichnungen sind in das Cabinet der russischen Kaiserin Katharina II. gekommen; gestochen sind sie in 33 Blättern in den Holbein'schen Werken, welche Chr. von Mechel im Jahre 1780 herausgab; in Holzschnitt finden sie sich in der Baseler Sammlung, woselbst auch ein Todtentanz von ihm, auf eine Dolchklinge gravirt, in drei Exemplaren aufbewahrt wird. Zu einer sinnreichen Verzierung der großen Anfangsbuchstaben des lateinischen und griechischen Alphabets verwendete Holbein ebenfalls die Bilder des Todes: so entstand das bekannte „Todtenalphabet“. Zu den berühmtesten Todtenbildern nach Holbein gehört der in Kupfer gestochene Tod der Gebrüder Rudolph und Konrad Meyer, 1650 in Zürich erschienen.

Dem Kunsteinflusse, welcher von der Renaissance und von Italien ausging, ist es zuzuschreiben, daß Manuel's und Holbein's Bilder die letzte Stelle in der Geschichte der Todtentänze einnehmen. Seitdem zeigte sich diese Art Darstellungen nur in roheren Leistungen, welche außerhalb der eigentlichen Kunst liegen, bis neuerdings Wilhelm von Kaulbach die Idee wieder aufnahm, aber fast nur in flüchtiger Weise, als wollte er einmal mit dem ihm eigenthümlichen kecken Humor die ernsteste Seite des Menschengeschicks, den Austritt aus dem Dasein, beleuchten. So beschränkte er, wie aus einer bloßen romantischen Laune, seinen Todtentanz auf bloße Federzeichnung und nur wenige Blätter. Die Auffassung des Todes ist, wie sich von einer Versinnlichung des genialen Künstlers erwarten ließ, nicht minder geistvoll und charakteristisch als die von Holbein und Manuel. Auch hier greift der Tod unmittelbar in das menschliche Getriebe. Die Darstellungen, in denen er an der Thür des Prälaten horcht oder die mit den Köpfen an einander rennenden Disputanten überrascht, zeigen dieselbe Ironie gegen das Pfaffenthum, die sich in den älteren Werken ausspricht. Die vom Tode betroffenen Menschen erscheinen auch theilweise als bekannte historische Persönlichkeiten, und es offenbart sich in jeder der Darstellungen, welche Gesinnung der Künstler gegen die eine oder die andere hegte. So tritt der Tod höhnisch und schrecklich auf, indem er dem gewaltigen Napoleon I. als sein Adjutant nahe tritt und ihm statt eines Globus einen grinsenden Schädel unterschiebt, oder indem er dem kleinen König von Rom eine Krone aus geflochtenen Todtenknochen darreicht; versöhnlich und gefällig tritt er dagegen zu dem greisen Humboldt und nimmt ihm den schweren Kosmos von den Schultern, während er ihn mit verbindlicher Handbewegung einladet, in das Grab hinabzusteigen.

Vielleicht waren es diese tragisch-satirischen Spielereien Kaulbach's, welche in jüngster Zeit noch ähnliche Darstellungen hervorriefen. „Auch ein Todtentanz“: unter diesem Titel erschienen im Verlage von B. Schlicke in Leipzig sechs Blätter, von Alfred Rethel erfunden und gezeichnet. Die Tendenz ist gegen den Geist der Revolution gerichtet, denn der Tod erscheint als ihr Häuptling und hält seine Ernte im Straßenkampfe und auf der Barricade. — Das zweite Erzeugniß ist von heiterer Art und betitelt sich: „Ein lustig Todtentänzlein“, in fünf Bildern von Coppieters, Dichtung von Richard Schmidt-Cabanis, Leipzig 1879, bei Adolf Tietze; Photographie von Bruckmann in München. Die Zeichnungen, von einem talentvollen holländischen Maler gefertigt, stellen den Tod dar, wie er einen Schwelger beim Mahle antrifft und sich durch Speise und Trank bestechen läßt. Er betheiligt sich am Mahle und geht zuletzt mit der Flasche von dannen, Hippe und Stundenglas zurücklassend. Diese Darstellung, an sich derb humoristisch, ist durch den Dichter in heiterer und gefälliger Weise erläutert.

In Plan und Ausführung großartiger als diese beiden Skizzen sind die beiden Oelgemälde in der Nationalgalerie zu Berlin, welche mit gleichem Rechte wie die Legende von den drei Todten und der Triumph des Petrarca zu den verwandten Kategorien der Todtentänze zu zählen sind, nämlich: „Der Zug des Todes“ von Gustav Spangenberg, wo der Tod als Meßner, die Glocke schwingend, dem Zuge der Opfer voranschreitet, die

er aus allen Ständen und Altersstufen hinwegführt, — und „Die Jagd nach dem Glücke" von Rudolf Henneberg, den Tod als Begleiter des wüst dahinstürmenden Glücksritters darstellend, wie er in wildem Ritt grinsend seine Fahne entfaltet.

Vor dem sechzehnten Jahrhundert wurde in allen diesen Darstellungen der Tod nicht als Gerippe, sondern nur in hagerer Leichengestalt aufgeführt; so erscheint er auch in allen Gruppen des Lübecker Gemäldes; so auch in den Kaulbach'schen Cartons. Die dürre, nicht entfleischte Gestalt wurde außerdem noch durch ein Gewand verhüllt; in dem Lübecker Todtentanz mit dem Leichentuch. Aehnlich bekleidet stellt ihn auch Kaulbach vor; in der Gruppe mit Humboldt aber trägt er eine Löwenhaut, wie ein Herkules, der sich an Atlas wendet.

Die Instrumente, deren sich der tanzende und musicirende Tod bedient, sind gar verschiedener Art: uralte und namentlich mittelalterliche, aus der Renaissance und auch aus der letzten Zeit der zweiten Periode — solche, die noch jetzt im Gebrauch; andere, die uns wenigstens noch bekannt; noch andere, welche uns völlig fremd geworden sind. Die kostbarste Sammlung von Abbildungen dieser Instrumente enthält der erwähnte „Doten-Dantz" aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, worin jede der 41 Figuren des Todes, mit Ausnahme von 4, ein musikalisches Instrument spielt. G. Kastner hat diese Abbildungen mit denen der Baseler Todtentänze, der französischen Ausgaben der „Danse macabre" und der Holbein'schen „Schattenbilder" verglichen und sich in seinem Buche über die Todtentänze der interessanten, aber höchst schwierigen Aufgabe unterzogen, die verschiedenen Instrumente nach ihren Gattungen zu ordnen, ihren Ursprung und ihre Vervollkommnung zu erläutern und auf diese Weise nicht nur einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Todtentänze, sondern auch zur Geschichte der Tonkunst zu liefern.

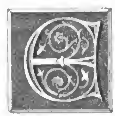




Ueber die chemischen Wirkungen des Lichts.

Von

Prof. Hermann W. Vogel.



Es giebt Naturerscheinungen, die, obgleich sie sich fast täglich vor unseren Augen abspielen, von der großen Mehrzahl der Menschen übersehen oder ganz falsch gedeutet werden und deren Erkenntniß bis in die neueste Zeit hinein selbst dem Naturforscher Schwierigkeiten gemacht hat. Dahin gehören die chemischen Wirkungen des Lichts. — Die leuchtende und wärmende Wirkung der Sonnenstrahlen ist nicht nur den Menschen seit undenklichen Zeiten wohlbekannt, sondern auch für Thiere merkbar. Auch die chemischen Wirkungen der Strahlen können dem Menschen selbst in den Uranfängen der Cultur nicht verborgen geblieben sein; denn schon in frühesten Zeiten übte man die Kunst des Färbens, des Bemalens; man nahm dazu, wie heute noch die wilden Völker, manche wenig dauerhaften Farbstoffe des Pflanzenreichs und hat zweifellos das Verbleichen und Verschießen derselben beobachtet. Aber man faßte diese Erscheinungen nicht als eine besondere Lichtwirkung auf, man schrieb sie eher der wärmenden Wirkung der Strahlen oder dem Einfluß der Atmosphäre zu. „Die Luft hat's ausgesogen," sagt heute noch der gemeine Mann beim Anblick eines verschossenen Stückes Zeug. Erst die Entwickelung unserer chemischen Kenntnisse — und wie lange hat's gedauert, ehe Chemie zu einer Wissenschaft emporwuchs! — ließ die Natur jener Veränderungen richtiger erkennen. Scheele, der berühmte Apotheker von Stralsund, machte bereits vor 100 Jahren „photochemische" Untersuchungen; später veranlaßte die Erfindung der Photographie die Chemiker, diesen Erscheinungen größere Aufmerksamkeit zu schenken. Die chemische Wirkung des Lichts zeigt sich jedoch nicht allein im Laboratorium des Photographen, sie offenbart sich überall in der lebenden wie in der todten Natur. Der Städter, der die schwülen Tage des Sommers auf dem Lande verbringt, merkt sie bald an sich selbst; seine Haut bräunt sich im Sonnenlicht, und daß in der That das Licht diese Bräunung verursacht, zeigt am besten die Thatsache, daß die von der Kopfbedeckung beschattete Stirn, die ebenso gut von der Luft, aber weniger vom Licht getroffen wird als die anderen Theile des Gesichts, weiß bleibt. Diese dunkelnde Wirkung des Lichts offenbart sich aber auch bei anderen organischen Materien; selbst die Oberfläche harziger Hölzer zeigt sie in auffälliger Weise, wenngleich eine Monate lange, ja zum Theil Jahre lange Wirkung des Lichts nöthig ist, um sie hervortreten zu lassen. Hier ein Beispiel. Vor Erfindung der Photographie waren die sogenannten Silhouetten sehr beliebt, genannt nach dem französischen Finanzminister Ludwig's XV., Silhouette. Solche Silhouetten pflegte man in einfachster Weise zu verglasen. Man legte ein Brettchen auf die Rückseite, ein Glas auf

die Vorderseite und umklebte den Rand. In dieser Weise haben Familienbilder der Art Jahr aus Jahr ein an einer Fensterbrüstung gehangen, ohne irgend eine Merkwürdigkeit ahnen zu lassen, bis man durch Zufall die Beobachtung machte, daß auf dem Brettchen, welches die Rückseite der Silhouette deckte, eine deutliche Copie der Silhouette weiß auf braunem Grunde entstanden war (siehe Fig. 1a und 1b). Das Licht war durch das weiße Papier, auf welches die Silhouette geklebt war, durchgedrungen und hatte das dahinter liegende Kienholz allmälig gebräunt. Die schwarze Silhouette dagegen hatte das Licht abgehalten und hier das Holz seine ursprüngliche Farbe bewahrt. Auch Papier wird im Lichte dunkler und nimmt einen mehr gelblichen Ton an. Häufig schreibt man diese Aenderung dem Einfluß des Staubes zu. Ich beobachtete aber solche Vergilbung des Papiers in einem Falle, wo der Einfluß des Staubes gänzlich ausgeschlossen war. Das Bild einer Statue auf schwarzem Grunde, welches sechs Monate im hellen Tageslicht gehangen hatte, wurde von der Cartonunterlage, auf welche es geklebt war, abgelöst; hier zeigte sich diese Unterlage, soweit sie durch den schwarzen Grund des aufgeklebten Bildes gedeckt gewesen war, weiß, an den durchschimmernden Stellen, d. h. unter dem Bilde der weißen Statue, aber war das Papier deutlich vergilbt und zeigte so eine schwache Copie des aufgeklebten Bildes (siehe Fig. 2a und 2b).

Dieses Dunkelwerden im Licht zeigen aber nicht nur Stoffe organischen, sondern auch solche unorganischen Ursprungs. Eines der merkwürdigsten Beispiele ist die Veränderung des Glases im Lichte. Schon vor 50 Jahren beobachtete der berühmte Physiker Faraday, daß Tafelglas, welches schwach violett gefärbt ist, sich allmälig im Lichte purpurn färbt. Da solche violette Gläser häufig unter den Fensterscheiben sich vorfinden, hat man Gelegenheit genug, die Dunkelfärbung derselben durch das Licht zu beobachten. Nach jahrelanger Belichtung zeigen solche in Fenster gefaßte Scheiben oft einen bräunlichen Ton, während die durch den Kitt und die Holzfassung vor dem Lichte geschützten Ränder ihre ursprüngliche hellere Farbe beibehalten. Die eigenthümliche Rosafarbe gedachter Gläser rührt von einem Gehalt an Mangan her; aber auch manganfreie Gläser zeigen ein ähnliches Verhalten. In den vierziger Jahren befand sich in Berlin ein Spiegelladen, der in seinem Fenster eine besonders schöne Spiegelscheibe stehen hatte, auf welcher das Wort Spiegelmanufactur in Messingbuchstaben angebracht war. Nach längerer Zeit wurde das Geschäft aufgelöst, und der Besitzer wünschte die schöne Spiegelscheibe noch zum Privatgebrauche zurückzuhalten; er ließ die Messingbuchstaben herunternehmen und die Scheibe reinigen. Merkwürdigerweise erkannte man jetzt, daß trotz der Reinigung das Wort: Spiegelmanufactur in dem Glase deutlich lesbar blieb. Es zeigte sich, daß das Glas gelblich gefärbt war und nur an den Stellen seine weiße Farbe behalten hatte, die durch die aufgeklebten Messingbuchstaben vor der Wirkung des Lichts geschützt worden waren. Die Farbenveränderung ging durch die ganze Dicke des Glases, wie man erkannte, als die Oberfläche desselben abgeschliffen wurde. Ein Stück dieser merkwürdigen Spiegelscheibe befindet sich im Besitz des physikalischen Instituts der königl. Universität, es zeigt noch deutlich das Wort: Spiegel.

Dieser Fall erregte seinerzeit großes Aufsehen. Jetzt weiß man, daß fast alle weißen Gläser sich im Lichte mehr oder weniger rasch gelblich färben. Am auffallendsten tritt solches hervor an den weißen Gläsern, welche zum Einglasen photographischer Ateliers benutzt werden. Schon in den ersten Zeiten der Photographie erkannte man, daß das Licht in den photographischen Ateliers sich von Jahr zu Jahr verschlechtere, d. h. daß die Sitzungszeit zur Aufnahme eines Porträts, alle sonstigen Umstände als gleich angenommen, um so länger genommen werden muß, je länger das Atelier im Gebrauch ist. Dieser Umstand erklärt sich aus der von Jahr zu Jahr zunehmenden gelblichen Färbung der Gläser. Gelbliches Glas verschluckt mehr blaues Licht als weißes; das blaue Licht aber ist es, welches photographisch am stärksten wirkt, und die Schwächung desselben tritt schon deutlich hervor zu einer Zeit, wo das Auge von einer gelblichen Farbe der Gläser kaum etwas gewahr wird.

Die in den bisher angeführten Beispielen hervortretenden Dunkelungen durch das Licht können nur als mäßige Farbenwandlungen aufgefaßt werden. Viel entschiedener offenbart sich die farbenerzeugende Wirkung in der Pflanzenwelt bei der Bildung der Blätter- und Blüthenfarbstoffe. Das Grün der Laubbäume und Wiesen, die zahllosen Nüancen der Blumenfarbstoffe bedürfen zu ihrer Entstehung des Lichts. (Nur das Grün der Nadelhölzer macht davon eine Ausnahme.) Die im Dunkel sich bildenden Keimblättchen sind farblos, ebenso die krankhaften Keime, welche sich bei Aufbewahrung der Kartoffeln im dunklen Keller bilden. Erst durch die Wirkung des Lichts erzeugen sich die köstlichen Massen von Laub- und Grasgrün, die wunderbare Farbenscala der Blumenblätter, welche Felder, Wald und Wiesen schmücken. Die farbenerzeugende Kraft des Lichts tritt aber auch bei Stoffen auf, die dem Lebensproceß der Pflanze gänzlich entzogen sind. Eines der interessantesten Beispiele der Art bietet der berühmte Purpur der Alten dar, der aus der Purpurschnecke gewonnen wurde. Dieses Thierchen hat nahe dem Kopfe ein mit einer eiterähnlichen Substanz erfülltes kleines Gehäuse. Die Eitermasse erscheint gelb und färbt sich erst am Lichte purpurfarben. Tränkt man Faserstoffe (Leinen 2c.) mit dieser Eitermasse, so bildet sich der Farbstoff innerhalb des Gewebes und färbt dieses roth. Erst in jüngster Zeit ist durch Schunk's Untersuchungen dieses merkwürdige Verhalten des echten Purpurfarbstoffes bekannt geworden. Sonderbar ist es, daß den antiken Färbern, welche von der Purpurschnecke so eifrigen Gebrauch machten, dieser bedeutsame Einfluß des Lichts gänzlich entgangen ist. Im Dunkeln kann man die mit Aether extrahirte Eitermasse Jahre lang aufbewahren, ohne daß sich Purpur bildet. Die Echtheit des antiken Purpurs zeigen leider die sämmtlichen übrigen, durch das Licht erzeugten Blätter- und Blüthenfarben nicht. Nur zu rasch fallen sie nach dem Absterben der Pflanze dem Verwelken, der Zerstörung anheim durch Wirkung desselben Agens, dem sie ihre Erzeugung verdanken. Ein gleiches Schicksal haben zahlreiche andere natürliche Farbstoffe, die man als unechte bezeichnet, wie die Farbstoffe des Rothholzes, der Orseille,

Figur 1a.

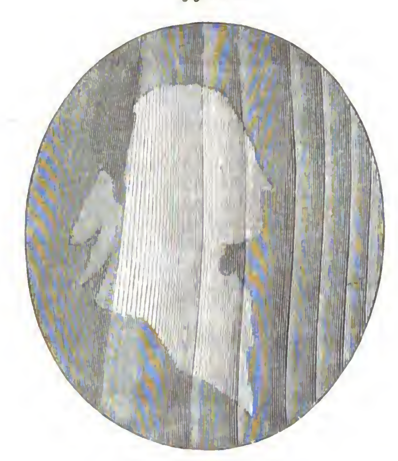


des Blauholzes, der Cochenille. Noch rascher vergehen die prachtvollen Farbstoffe, mit denen uns die moderne Chemie beschenkt hat, die sogenannten Anilinfarben.

An tingirender Kraft, Leichtigkeit der Anwendung, Feuer und Tiefe übertreffen diese Farben alle anderen, leider aber nicht an Haltbarkeit; sie sind Lichtfarben, geeignet für die Verschönerung von Stoffen, die bei Lampenlicht glänzen sollen. Am Tage macht ihre leuchtende Nüance allmälig einem nichtswürdigen Grau Platz. Die Verluste, welche die chemische Wirkung des Lichts durch Bleichung unecht gefärbter Stoffe veranlaßt, beziffern sich jährlich auf mehrere Millionen Mark.

Wenn hier die bleichende Wirkung des Lichts nachtheilig wirkt, so gereicht sie uns andererseits zum Vortheil, so in der uralten Technik der Leinewandbleiche. Der graue Farbstoff des rohen Leinens weicht allmälig bei der „Rasenbleiche" der vereinigten Wirkung von Licht, Luft und Wasser; er wird nicht zerstört, wohl aber durch den Sauerstoff der Luft bei Einfluß des Lichts oxydirt und dadurch löslich in Lauge gemacht, so daß durch Kochen in letzterer der Farbstoff entfernt wird. Auch das Bleichen des gelben Wachses erfolgt in ähnlicher Weise. Hierbei wirkt aber das Licht keineswegs direct auf den Farbstoff, sondern zunächst auf den Sauerstoff der Luft; dieser wird in einen chemisch kräftig wirksamen Körper, das jetzt so viel genannte Ozon, übergeführt, und das Ozon ist es, welches den Farbstoff des zu bleichenden Körpers „oxydirt".


Figur 1 b.



Von nicht minderem Interesse ist der Einfluß des Lichts auf den Lebensproceß der Pflanzen. Schon die oben angeführte Thatsache der Erzeugung der Blätter- und Blüthenfarben durch das Licht charakterisirt die Bedeutung desselben. Weniger auffällig für das Auge als dieser Proceß, aber wichtiger für die Pflanzenexistenz erscheint die durch das Licht beeinflußte Athmung der Pflanzen. Unter der Wirkung der Lichtstrahlen athmen die Pflanzen Kohlensäure ein und Sauerstoff aus, im Gegensatz zu dem Athmen der Menschen und Thiere, welche Sauerstoff ein- und dafür Kohlensäure ausathmen. Wie lebhaft die Pflanzen das Licht bei ihrer Entwickelung bedürfen, geht am besten

aus der Thatsache hervor, daß dieselben, im halb dunkeln Zimmer gehalten, den Lichtöffnungen zustreben. Nur ein Proceß, der der Keimung, wird durch das Licht nicht gefördert, und deshalb legen wir das keimende Korn in den „dunkeln Schoß der heil'gen Erde“. Die günstige Wirkung des Lichts auf das vegetative Leben tritt aber sofort ein bei der aufgegangenen Pflanze. Aber nicht alle während desselben sich abspielenden chemischen Processe werden durch das Licht gefördert. So beobachtete man in jüngster Zeit, daß das Licht der Bildung des wichtigsten Fieberheilmittels, des Chinins, welches sich in den Rinden der Chinabäume erzeugt, nachtheilig ist, daß die Rinde derjenigen Bäume, welche stark bemoost und dadurch vor der Wirkung des Lichts geschützt sind, mehr Chinin liefern als die Rinde anderer. Es ist sogar constatirt worden, daß das Licht auf das reine aus den Rinden extrahirte Chinin wirkt; dasselbe verwandelt sich in einen dem Chinin ähnlichen Stoff, das Chinidin, welches jedoch keine fieberheilende Kraft besitzt. Seit Erkennung dieser Thatsache hält man die Räume der chemischen Fabriken, in denen Chinin extrahirt wird, halb dunkel. Die nachtheilige Wirkung des Lichts auf die Wirksamkeit gewisser Arzeneimittel tritt noch bei anderen Stoffen, wie Schierling und Eisenhut, hervor, ferner bei Jalappenwurzel und Ipecacuana, die im Lichte ein Theil ihrer Erbrechen erregenden Kraft einbüßen.

Diesen Thatsachen gegenüber erscheint es im hohen Grade verwunderlich, daß amerikanische Homöopathen an eine günstige Wirkung des Lichts auf Arzeneimittel glauben. Ein berühmter Homöopath in Philadelphia erklärte dem Schreiber dieses, daß er alle seine festen Medicamente im blauen Licht pulvere und daß er dadurch die Wirksamkeit derselben ganz bedeutend zu steigern glaube. Der Mann fußte auf der günstigen Wirkung des blauen Lichts auf photographische Platten. In der That ist es bei diesen durch tausendfältige Erfahrung constatirt, daß das blaue Licht viel stärker wirkt als das rothe, gelbe und grüne. Diese Wirkung tritt in der Photographie so auffällig hervor, daß gewisse Gegenstände, die eine gelbliche Tönung haben, in der Photographie fast schwarz erscheinen, dagegen blaue oder violette fast weiß. Ein dunkelviolettes Band auf goldgelbem (also hellem) Grunde erscheint in der Photographie oft umgekehrt, d. h. als ein helles Band auf dunklem Grunde; ein Gelbsüchtiger bekommt ein Mohrengesicht; Sommerflecke, die im Winter wenig sichtbar sind, markiren sich in der Photographie auffällig, fast schwarz, und der Photograph ist deshalb genöthigt, die Farbenfehler des photographischen Processes durch zweckmäßige Bearbeitung der Platte (Negativretouche) auszugleichen.

Freilich darf aus diesen Angaben nicht geschlossen werden, wie es häufig geschieht, daß rothe oder gelbe Stoffe immer in der Photographie schwarz werden müßten, blaue dagegen immer weiß. Das Anilinroth und der Krapplack z. B. werden in der Photographie keineswegs schwarz, sondern hellgrau, das Indigoblau des preußischen Infanterierocks keineswegs weiß, sondern eher schwarz. Dieser Umstand hängt von der Zusammensetzung der von den Farbstoffen reflectirten Strahlen ab. Betrachtet man Mennige, die photographisch wie Schwarz wirkt, durch ein Spectroskop, so bemerkt man, daß in dem von ihr reflectirten Licht blaue Strahlen fast gänzlich fehlen; betrachtet man in gleicher Weise Anilinroth, so erkennt man, daß dasselbe eine ganz bedeutende Menge von blauen Strahlen zurückwirft, relativ sogar viel mehr als der Indigofarbstoff, und diese blauen Strahlen bedingen die starke photographische Wirksamkeit. Ich besitze eine größere Farbentafel,* in welcher viele Farbennüancen enthalten sind, die für das Auge wenig differiren, desto auffälliger aber in der Photographie, z. B. Chromroth und Zinnober. Ganz auffallend schlecht wirkt in photographischer Hinsicht das helle Chromgelb; merklich kräftiger dagegen der unserem Auge dunkler erscheinende Lichtocker. Mennige und Chromgelb, in ihrer Helligkeit für unser Auge außerordentlich verschieden, erscheinen photographisch gleich intensiv schwarz — weil sie beide gleich wenig wirksame, d. h. dunkelblaue Strahlen reflectiren. Merkwürdig ist

* Eine kleine Farbentafel, nebst Photographie danach, ist in meinem Lehrbuch der Photographie (Berlin, Oppenheim, 1878) publicirt.

die geringe Wirkung des grünen Zinnobers; er erscheint, obgleich er das photographisch intensiv wirkende Ultramarin enthält, in der Photographie noch dunkler als Indigo, ein Beweis, daß der größte Theil der blauen Strahlen, welche das beigemengte Ultramarin für sich allein reflectiren würde, durch das dem grünen Zinnober beigemengte Chromgelb absorbirt wird, so daß nur die von demselben nicht absorbirten grünen Strahlen zur Wirkung gelangen. Der Anblick des grünen Zinnobers mit dem Spectroskop läßt diesen Mangel an blauen Strahlen sofort bemerken. (Diese Thatsachen, denen ich noch eine große Zahl anderer anreihen könnte, mögen zugleich zur Abweisung der Einwände des Herrn Prof. Bruno Meyer gegen die Erklärung der Mischfarben durch Absorption dienen, s. Novemberheft 1879 d. Zeitschr. S. 205.) Eine klare Anschauung von der chemischen Wirkung verschiedenfarbiger Strahlen erhält man dann, wenn man die photographische Platte dem Sonnenspectrum exponirt.

Läßt man Sonnenlicht durch einen schmalen Spalt auf ein Glasprisma P (siehe Fig. 3) fallen, so wird der schmale weiße Lichtstreifen bekanntlich in einen Farbenfächer, Spectrum genannt, aufgelöst, der die in einander übergehenden Hauptnüancen Dunkelroth, Roth, Gelb, Grün, Blau, Dunkelblau und Violett zeigt. Jenseits des Roth herrscht für das Auge völlige, jenseits des Violett nahezu völlige Dunkelheit. Aber es ist leicht zu erweisen, daß zu beiden Seiten des Spectrums noch Lichtstrahlen existiren. Führt man ein Thermometer durch den Farbenstreifen vom Violett ab nach Roth hin, so steigt dieses um so höher, je mehr man sich dem Roth nähert, ja noch höher steigt es jenseits des Roth im „Ultraroth“. Exponirt man aber dem Spectrum eine photographische Platte, so bemerkt man, daß diese am stärksten vom Dunkelblau und Violett afficirt wird, ferner jenseits des Violett von dem unserem Auge fast unsichtbaren „Ultraviolett“, daß dagegen das Hellblau und Grün nur eine schwache, das Gelb und Roth, obgleich sie den hellsten Theil des Spectrums bilden, fast gar keine Wirkung äußern. Was unserem Auge somit als intensive Helligkeit erscheint, das erscheint der photographischen Platte als dunkle Nacht und umgekehrt. Ist der Spalt, durch den das Sonnenlicht auf das Prisma fällt, eng und schaltet man eine Linse zwischen das Prisma und den Schirm ein, auf welchen sich die Strahlen projiciren, so erscheint der Farbstreifen durch die bekannten Fraunhofer'schen Linien unterbrochen, die sich auf der Photographie mit außerordentlicher Schärfe markiren; einzelne davon, die Fraunhofer mit Buchstaben bezeichnet hat, sind in der Figur 3 angegeben.

Die folgende Figur 4 zeigt oben das Sonnenspectrum, wie es unserem Auge erscheint, unten die Photographie desselben auf Jodsilber; die Linien im Ultraviolett sind in der Zeichnung weggelassen, da es hier nur darauf ankam, von der Intensität der chemischen Wirkung des Lichts an verschiedenen Stellen des Spectrums ein Bild zu geben. Bromsilber, ein anderes photographisches Präparat, verhält sich etwas anders wie Jodsilber. Es färbt sich im hellblauen und grünen Licht bedeutend stärker als dieses.

Man darf aber aus der günstigen Wirkung, die blaues Licht in der Photographie auf Silbersalze äußert, keineswegs den Schluß ziehen, daß blaues Licht allenthalben in gleich günstiger Weise wirken müsse. Schon vor 25 Jahren wurde die Beobachtung gemacht, daß der oben geschilderte Athmungsproceß der Pflanzen, bei welchem die Kohlensäure ein- und Sauerstoff ausgeathmet wird, im rothen und gelben Licht viel energischer vor sich geht als im blauen und violetten; ferner wurde festgestellt, daß die Bleichung gewisser Blumenfarbstoffe keineswegs am schnellsten im blauen Licht erfolgt, sondern in den Strahlen derjenigen Farbe, welche die betreffende Blumenfarbe zu Weiß ergänzt. So bleicht das violette Veilchen am raschesten im gelben, die rothe Georgine am raschesten im grünen Licht, das Grün der Blätter am raschesten im rothen Licht. Insofern ist man durchaus nicht berechtigt, die blauen Strahlen als die ausschließlich chemisch wirksamen anzunehmen. Untersucht man die photographischen Silberpräparate spectralanalytisch, so erkennt man, daß diese das blaue Licht verschlucken. Das Blattgrün dagegen verschluckt das rothe Licht, der Veilchenfarbstoff das gelbe, und so gelangt man zu der Erkenntniß,

daß nur dasjenige farbige Licht chemisch auf einen Körper wirken kann, welches beim Eindringen in denselben verschluckt oder „absorbirt“ wird. Es ist das ein Naturgesetz, das bis jetzt ausnahmslos dasteht, und nur die Unkenntniß desselben ist der Grund, daß man von dem Einfluß farbigen Lichts Resultate erhofft, die nach dem gedachten Gesetze unmöglich sind.

Figur 2a.



Was kann blaues Licht bei der Pulverung eines Medicaments nützen, welches gar nicht im Stande ist, die blauen Strahlen zu absorbiren?

Ein General Pleasanton erregte vor zwei Jahren in Amerika großes Aufsehen durch seine Versuche, Weinstöcke in einem blau verglasten Gewächshause zu ziehen. Er behauptete, ein erstaunliches Wachsthum derselben durch Einfluß des blauen Lichts zu erzielen. Allerdings schienen andere Stöcke, die gleichzeitig hinter weißem Glase gezogen worden, ihnen an kräftiger Stengel- und Blattentwickelung nachzustehen. Dieser Umstand erklärt sich aber keineswegs durch eine günstigere chemische Wirkung des blauen Lichts als vielmehr durch die Thatsache, daß blaues Glas sich im Sonnenlicht erheblich stärker erwärmt als weißes und dadurch eine den Pflanzenwuchs befördernde höhere Temperatur des Gewächshauses veranlaßt. Pleasanton behauptete auch eine günstige Wirkung des blauen Lichts auf den menschlichen Körper und wollte sogar durch „blaue Lichtbäder“ Lähmungen der Wirbelsäule, Rückenmarksleiden &c. curiren. Auch in Europa spukte in den letzten beiden Jahren die „Phototherapie“ in der Irrenheilkunde. Ein italienischer Arzt, Dr. Ponza, ließ in seiner Irrenanstalt drei Zimmer herrichten, das erste mit blauen, das zweite mit violetten, das dritte mit rothen Fenstern. In letzteres wurden die Melancholiker gebracht, in die beiden

ersteren tobsüchtige Kranke je nach dem Grade ihrer Unruhe. Die Melancholiker, sagt Ponza, welche Wochen lang die Nahrung verweigert hatten, verlangten einige Stunden nach dem Aufenthalt im rothen Zimmer zu essen, während die Tobsüchtigen sich in dem blauen Zimmer beruhigten. Ein englischer Arzt hat diese Beobachtungen zu bestätigen versucht; die deutschen Aerzte wollen aber noch nicht recht daran glauben.

Die Thatsache, daß photographische Präparate, die gegen blaues Licht sich empfindlich zeigen, dieses Licht hauptsächlich verschlucken, die andersfarbigen gelben, rothen und grünen Strahlen aber wenig oder nicht, brachte den Verfasser auf den Gedanken, daß photographische Platten möglicherweise auch für diese Strahlen empfindlich gemacht werden könnten, wenn man ihnen Stoffe zusetzt, welche das rothe, gelbe oder grüne Licht absorbiren. Der Versuch bestätigte seine Erwartung. Er färbte Bromsilberplatten mit Anilinroth (welches die gelben Strahlen verschluckt) und erhielt in der That dadurch eine gelbempfindliche Platte; in ähnlicher Weise machte er Platten durch Färbung mit anderen Stoffen rothempfindlich. Ducos de Hauron benutzte diese Entdeckung zur Aufnahme der drei Negative, die zur Herstellung von sogenannten farbigen Photographien dienen sollen und von welchen Herr Dr. Bruno Meyer im November-Hefte dieser Zeitschrift berichtet hat.*


Figur 2 b.



* Mit dieser Auseinandersetzung erlaube ich mir zugleich, die Bemerkung meines verehrten Collegen Bruno Meyer im November-Heft 1879 p. 205 zu rectificiren: „Hermann Vogel in Berlin hat — meines Wissens zuerst — nachgewiesen, daß lichtempfindliche Schichten besonders für diejenigen Strahlen empfindlich sind, die sie nicht durchlassen."

Die Ehre, diesen Nachweis zuerst geführt zu haben, gebührt Draper. Ich war nur der Erste,

Immerhin ist dadurch die ungleiche Farbenempfindlichkeit photographischer Platten nur theilweise ausgeglichen; denn die gedachten Hülfsmittel wirken wesentlich nur gegenüber den hellen Strahlen des Sonnenspectrums, viel schwächer aber gegenüber dem trüben farbigen Lichte, welches die Pigmente reflectiren.

Die Empfindlichkeit der photographischen Platten muß noch bedeutend gesteigert werden, um in dieser Hinsicht größere Erfolge zu versprechen. Der erste Schritt dazu ist in der letzten Zeit gethan. Nachdem seit 25 Jahren ausschließlich das mit Jod- und Bromsilber imprägnirte Collodium als lichtempfindliche Schicht benutzt wurde, hat man neuerdings Leim als Träger der gedachten empfindlichen Silbersalze benutzt und hierbei die überraschende, noch nicht genügend erklärte Beobachtung gemacht, daß die Lichtempfindlichkeit solcher Leimbromsilbermasse leicht auf das Zehn-, ja Zwanzigfache der Empfindlichkeit der bisher üblichen photographischen Platten gesteigert werden kann, und zwar einfach dadurch, daß man gedachte Masse längere Zeit in mäßiger Wärme flüssig erhält, bevor man damit Platten präparirt. So ist der Photograph durch diesen „Gelatinemulsionsproceß" in den Stand gesetzt, auch noch bei trübem Licht, bei welchem früher das Porträtiren fast unmöglich war, Aufnahmen machen zu können. Gedachte Platten sind bereits Handelsartikel und dürften der Amateurphotographie einen um so größeren Impuls geben, als das Arbeiten mit denselben weniger unsauber erscheint wie das mit den gewöhnlichen Collodiumplatten.

Die chemische Wirkung des Lichts auf diese Platten ist freilich nach der Belichtung dem Auge völlig unsichtbar; anscheinend haben dieselben bei ihrer Exposition im photographischen „Kasten" gar keine Veränderungen erlitten. Die Wirkung des Lichts offenbart sich aber sofort, wenn man die Platten einem chemischen Proceß, der sogenannten „Entwickelung", unterwirft. Hierbei bildet sich an den belichteten Stellen pulveriges Silber von dunkler Farbe, und dadurch wird das Bild kräftig sichtbar. Eine gewöhnliche Collodiumplatte erscheint unter Anwendung der Entwickelung etwa 2500mal empfindlicher als photographisches Papier.

Bei allen diesen Processen, die bis hierher erwähnt wurden, wirkt das Licht wesentlich zersetzend auf die Substanzen. Das Licht ist aber auch im Stande, chemische **Verbindungen** zu erzeugen. Bis jetzt freilich kennt man nur wenige Fälle der Art. Einer der interessantesten ist die Vereinigung des Wasserstoffgases mit Chlorgas. Beide Gase halten sich mit einander vermischt im Dunkeln unverändert. Im mäßig hellen Tageslicht verbinden sie sich allmälig mit einander, bei auffallendem hellen Sonnenlicht aber sehr schnell unter Explosion. Diese merkwürdige Thatsache wurde bereits von Gay-Lussac und Thenard im Anfange dieses Jahrhunderts entdeckt. Auch hier zeigt sich das blaue Licht am stärksten wirksam, einfach aus dem Grunde, weil das Chlorgas dieses Licht am stärksten absorbirt.

Andere Beispiele von Verbindungen, die durch das Licht hervorgerufen werden, übergehe ich hier, als nur den Chemiker

---

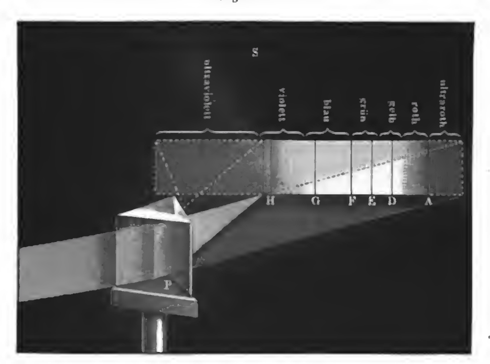
welcher nachwies, daß die Lichtempfindlichkeit gewisser Körper nicht nur durch die **eigene** optische Absorptionsfähigkeit, sondern auch durch die Absorptionsfähigkeit beigemengter Substanzen beeinflußt wird.

Zugleich sei es mir hier verstattet, auf den meiner Zeitschrift, den „Photographischen Mittheilungen", gemachten Vorwurf (p. 207 in der Anmerkung links) einzugehen. Bruno Meyer sagt, unter Hindeutung auf die über Mischfarben, Spectralfarben ꝛc. verbreiteten Irrthümer: „Selbst in technischen Zeitschriften kommt Unglaubliches vor, so z. B. die heillose Confusion Photographische Mittheilungen XIV, S. 187."

An betreffender Stelle ist die Thatsache, daß gelbe, blaue und rothe Farbstoffe, passend mit einander gemischt, Schwarz geben können, nach der bekannten **Helmholtz'schen** Absorptionstheorie erklärt und diese selbst kurz skizzirt. Hierbei lief insofern ein Fehler unter, als gesagt wurde: Gelbe Pigmente reflectiren gelbe und **blaue** Strahlen (es müßte heißen **grüne**). Diesen Fehler wird aber jeder der Farbenlehre Kundige sofort als solchen erkennen und ihn eher einer Flüchtigkeit des Schreibers als einer „heillosen Confusion" zurechnen. Vielleicht hat jedoch Bruno Meyer nicht diesen Fehler und seine Consequenzen, sondern die Theorie selbst verurtheilen wollen; denn in der Anmerkung rechts auf derselben Seite sagt er: „Geschähe bei der Mischung von Farbenpigmenten wirklich so etwas, wie ein gegenseitiges Verschlucken oder Absorbiren — — wie die Vorstellung davon in **unklaren** Köpfen (v. i.) spukt." Also Helmholtz, der Urheber jener, von der großen Mehrheit der Physiker angenommenen Theorie, ein unklarer Kopf! Sapienti sat!

interessirend. Von allgemeinerem Interesse aber sind die merkwürdigen Wandlungen in den Eigenschaften einfacher unzerlegbarer Körper, der sogenannten chemischen Elemente, welche durch das Licht hervorgerufen werden. Hierher gehört die schon erwähnte Umwandlung des wenig wirksamen geruchlosen Sauerstoffgases in das stark riechende und stark wirksame Ozon, ferner die Verwandlungen des Schwefels. Dieser Körper ist in Schwefelkohlenstoff löslich. Diese Lösung aber verändert sich im Lichte, Schwefel scheidet sich aus, aber in unlöslicher Form. Noch auffälliger ist die Verwandlung des Phosphors im Licht. Jedermann kennt die beiden Modificationen des Phosphors, den stark nach Knoblauch riechenden, dampfenden, im Dunkeln leuchtenden, giftigen, leicht entzündlichen gewöhnlichen wachsgelben Phosphor, der wesentliche Bestandtheil der älteren Zündhölzchen. Dieser Phosphor verwandelt sich durch starke Erhitzung im luftabgeschlossenen Raume in den braunen, nicht freiwillig leuchtenden, nicht giftigen, schwer entzündlichen Phosphor, der jetzt den Hauptbestandtheil der Reibfläche der schwedischen Streichhölzer bildet. Diese Umwandlung des Phosphors vom gelben in rothen oder braunen bewirkt auch das Licht. Wenn man Phosphorstückchen Monate lang dem Sonnenlicht exponirt, so bedecken sie sich, selbst unter Wasser, mit einer braunen Kruste, und das ist der braune Phosphor.

Figur 3.



Figur 4.



Es giebt aber auch Stoffe, die nicht in ihren chemischen, sondern nur in ihren physikalischen Eigenschaften durch das Licht verändert werden, dahin gehört u A. die merkwürdige Veränderung der Realgarkrystalle im Lichte. Realgar (Schwefelarsenik) findet sich in schönen rubin-

rothen Krystallen in der Natur, von denen jedes mineralogische Cabinet einige besitzt. Auch das reichhaltige mineralogische Museum in Berlin weist eine große Zahl davon auf, und einige der schönsten derselben wurden vor längeren Jahren in dem dem Publikum zugänglichen Theile der Sammlung im schönsten Lichte ausgestellt. Hier verschwanden sie bald zur Ueberraschung der Aufsichthabenden, und ein gelbes Pulver blieb an ihrer Stelle zurück. Der Gedanke, daß sie gewaltsam abgelöst und entwendet worden seien, mußte bald aufgegeben werden, als man erkannte, daß die vor dem directen Licht geschützten Krystalle von diesem Schicksal verschont geblieben waren. Ein Versuch des verstorbenen Directors der Sammlung, Gustav Rose, stellte es dann außer Zweifel, daß hier eine Wirkung des Lichts vorlag. Er brachte einen Realgarkrystall in einer verschlossenen Glasröhre ans Sonnenlicht, hier zerfiel er im Laufe mehrerer Monate zu gelbem Pulver. Schmolz man dieses, so vereinigten sich diese durch das Licht getrennten Moleküle wieder zu einer braunen festen Masse, die durch Monate lange Exposition im Sonnenlicht abermals zu gelbem Pulver zerfiel.

Eine ähnliche pulverisirende Wirkung des Lichts zeigt sich bei den versilberten Gartenkugeln. Dieselben werden auf der Südseite, wo das Sonnenlicht am kräftigsten wirkt, allmälig blind, namentlich, wenn die Silberschicht nur dünn ist. Die glänzende Silbermasse zerfällt hierbei in ein graues mattes Pulver, welches ebenfalls nichts Anderes als metallisches Silber ist. Gleiche Wirkungen hat man an den Krystallen von Chlorsilber, Bromsilber und Jodsilber beobachtet. Diese Erscheinungen gehören streng genommen nicht mehr in das Capitel von den chemischen Wirkungen des Lichts, aber sie lassen sich bei der Betrachtung der letzteren um so weniger ignoriren, als sie häufig genug chemischen Veränderungen vorangehen. Die Beispiele, die ich für die letzteren hier angeführt, bilden nur eine kleine Reihe gegenüber der Fülle von photochemischen Thatsachen, welche durch die photographischen Untersuchungen ans Tageslicht gefördert worden sind und auf welchen die mannigfaltigsten photographischen Processe: Photographie, Heliographie, Reliefdruck, Pigmentdruck, Photolithographie, Photozinkographie u. s. w., beruhen. Auf diese letzteren gehe ich vielleicht gelegentlich in einem besonderen Artikel ein. Hier sollte hauptsächlich auf die einflußreiche Rolle hingewiesen werden, welche die chemischen Wirkungen des Lichts auch in anderer als photographischer Hinsicht in der Natur spielen.

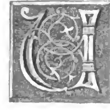




Die deutsche Göttersage.

Von

Georg Hoyns.



Ueber die Religion der alten Deutschen sind wir durch die Schriftsteller des Alterthums nur höchst unvollständig unterrichtet worden, so daß wir, wären wir auf die letzteren allein angewiesen, auf jede klarere Anschauung auf diesem Gebiete würden verzichten müssen. Die Nachrichten bei Cäsar und Tacitus, auch hier den gewichtigsten Quellen, im Uebrigen bereits durch einen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten von einander geschieden, möchten kaum einen anderen Schluß zuzulassen scheinen als den, daß der religiöse Glaube unserer Vorfahren im Wesentlichen nur ein farbloser Naturdienst, eine Verehrung der elementaren Kräfte bei geringfügig belebter Ausgestaltung nur weniger Götter gewesen sei. Cäsar sagt, als er von seinem Zusammentreffen mit Ariovist und dessen Scharen (62 v. Chr.) berichtet: „Die Germanen rechnen zur Zahl der Götter nur die, welche sie sehen und durch deren Segnungen sie unmittelbar gefördert werden, Sonne (Sol), Mond (Luna) und den Feuergott (Vulcanus). Von den übrigen haben sie nicht einmal durch Hörensagen vernommen." Tacitus nennt allerdings bereits eine ganze Reihe von Göttern und zwar als die bedeutendsten Mercur, Mars und Herkules (über deren Bedeutung später); aber das Hauptgewicht in seinem Berichte bleibt doch immer in der Hinweisung auf naturdienstliche Bräuche und die Innerlichkeit der Gottesverehrung ruhen. Und in der That spricht in dieser Auffassung nach einer Seite hin unzweifelhaft ein tiefes Verständniß für das innerste Wesen deutschen religiösen Lebens; darum aber annehmen zu wollen, wie es u. A. allerdings selbst eine Autorität auf dem Felde unserer Culturgeschichte, Gervinus, gethan, daß unsere Vorfahren eine lebensvoll ausgestaltete Mythologie nicht gehabt hätten, sondern höchstens in den verschiedenen Stämmen um einzelne mythischer Ausbildung fähigere Götter versammelt gewesen wären, erscheint uns durchaus fehlerhaft, weil damit eine andere Grundseite unseres Volkscharakters, die eigenste

Natur seines Geistestriebes und seiner Phantasie, ganz außer Acht gelassen werden würde: vom tiefsten Grunde aus und in der ursprünglichsten Anlage erscheint unser Volk auf das speculative Denken über die übersinnlichen Dinge veranlagt. Mit erhöhter Macht aber muß dieser Trieb in den Jahrhunderten gewirkt haben, die wie die heidnischen jedes positiven Wissens bar waren, wo die Gedanken nur durch die Phantasie ihr Kleid erhalten konnten. Geradezu undenkbar ist es, daß da der Geist in seinem Streben nach tieferer Erkenntniß sich sollte lediglich an objectiv-realistischer Betrachtung des Lebens haben genügen lassen. Wir würden an die speculative Ausgestaltung einer Götter- und Mythenwelt als innerlichst nothwendig glauben müssen, selbst wenn wir gar keine weiteren Fingerzeige und Anhaltspunkte übrig hätten. Aber diese sind uns, und zwar in umfassendem Maße, in den Urkunden über den Religionsglauben unserer Stammverwandten in Skandinavien, den unter dem Namen der beiden Edden* in Island gesammelten Götterliedern und Sagen, erhalten. In ihnen besitzen wir eine bis zu einem förmlichen System in sich abgeschlossene Mythologie, und dieselbe bildet für den Einblick in die Religion, ja das gesammte Geistesleben auch unserer Vorfahren einen Schatz, der an weittragender Bedeutung hinter dem Werke des Tacitus kaum zurücksteht. Allerdings kann es uns nicht gestattet sein, die dort aufgethane Gestaltenwelt mit ihren Mythen und Sagen unmittelbar als Besitz auch der alten Deutschen in Anspruch zu nehmen; wir würden stets zu bedenken haben, daß sich unter dem verschiedenartigen Charakter der äußeren Natur wie überhaupt aller Lebensbedingungen das Wesen der Nord- und Südgermanen vielfach verschieden entwickelt hat, daß sich vor Allem die Vorstellungsweise und die Phantasie der ersteren noch ausgeprägter auf das Wunderbare und Ungeheure gerichtet giebt. Nur die gediegenste und umsichtigste Prüfung und Forschung konnte das Verhältniß feststellen, in dem wir die Religion der Skandinavier als ein unseren Voreltern gemeinsames Gut zu betrachten haben. Und hier hat sich unter den Männern der Wissenschaft an erster Stelle Jakob Grimm ein Verdienst erworben, das unvergleichlich dasteht. Er ist es, dessen schöpferischer Geist uns den Bau einer nationalen Mythologie erst möglich gemacht hat, indem er, ausgerüstet mit der umfassendsten Gelehrsamkeit und einem wunderbar feinfühligen Verständniß des geheimnißvollen Wirkens des Volksgemüths und der Volksphantasie, den Resten alten heidnischen Glaubens unserer Nation nachspürte durch alle Schichten und auf allen Gebieten des Lebens, in Liedern, Sitten und Gebräuchen, und so erst den Boden einer sicheren Kritik gewann, wo und wie weit wir in der nordischen Götterlehre Eigenstes zu sehen haben. Die großen Fortschritte der Wissenschaft nach anderer Seite hin, namentlich in dem Studium der orientalischen Ideenkreise, haben dann dazu gedient, durch Erweiterung des Gesichtskreises die Anschauungen zu vervollständigen und zu klären. Die gründliche Sichtung und Combinirung der nordischen und deutschen Mythen haben zu der unumstößlichen Erkenntniß geführt, daß, wenn auch die Verschiedenheit der Volkszweige die Ausgestaltung vielfach abweichender Formen im Gefolge hatte, doch diese Formen ein und dieselbe Grundanschauung über göttliche und menschliche Dinge decken. Wenn wir heute die Ergebnisse der Forschung über den alten specifisch deutschen Volksglauben ganz einflechten in den großen Rahmen der nordischen Mythologie, so verfahren wir damit, fern von Willkür, nur in echt historischem Sinne, indem wir das Unvollständige durch organisch Verwandtes ergänzen. Der Stoff, den wir aus der skandinavischen Edda entnehmen, reicht in keinem Punkte in eine jüngere Zeit als das achte Jahrhundert hinein, wo im Norden Deutschlands das Heidenthum noch unerschüttert bestand und wo den allersichersten Zeugnissen nach unter den beiden Theilen der Germanen dieselben religiösen Lieder, nur in mundartlicher Verschiedenheit, gesungen wurden. Die Entwickelung des heidnischen Glaubens stand deshalb auch — das

* Die ältere der Edden (Edda heißt Großmutter) wurde im 12. Jahrhundert, die jüngere im 13. zusammengestellt. Die alten Lieder konnten sich so lange im Volksmunde erhalten, weil die Isländer und Norweger erst im 11. Jahrhundert, die Schweden völlig erst im 12. Jahrhundert zum Christenthum bekehrt wurden.

können wir mit vollster Gewißheit annehmen — bei den Sachsen, als sie zum Christenthum bekehrt wurden, auf der nämlichen Stufe, auf der sie uns in den Edden entgegentritt. Die Anschauung von Gottheit, Mensch und Welt, wie sie in der nordischen Mythologie sich giebt, ist eben das Ergebniß des Lebens und Denkens nicht bloß der skandinavischen Völker, sondern der germanischen Stämme überhaupt; und von diesem Gesichtspunkte aus wird uns dieselbe in ihrer Abgeschlossenheit doppelt bedeutsam und gewichtig, indem sie uns im ganzen Umfange den Zustand des geistigen und sittlichen Lebens spiegelt, den unsere Vorfahren den Lehren des Christenthums entgegenbrachten. Wir werden dabei auf das lebendigste erkennen, daß aus dem feindlichen Zusammenstoß der beiden Religionen nach allen Seiten hin den Völkern nur die segensreichste Förderung erwachsen konnte. Der germanische Glaube, der im Uebrigen reiche Elemente inniger Verwandtschaft mit dem Christenthum in sich trug, hatte, was er an schöpferischem Gehalt besaß, bereits so vollständig entwickelt, daß er sich zu zersetzen begann und der Ueberführung zu dem höheren Geiste der christlichen Lehre tief bedürftig war; aber auf der anderen Seite war auch die christliche Kirche in ihrem Ausbildungsgange unter den absterbenden Völkern der alten Welt mannigfachen und schweren Schäden verfallen, gegen die nur die frische unverdorbene Naturkraft, wie sie das Heidenthum groß gezogen hatte, Heilung bringen konnte.

In diesem inneren Verhältniß der germanischen Religion zu dem Christenthum tritt uns lichtvoll die ihr tiefstes Wesen betreffende Eigenthümlichkeit entgegen, welche sie der ihr sonst so vielfach gleichgearteten griechischen gegenüber kennzeichnet. Die letztere war in der heiteren Freude der Griechen an der Außenwelt unter der ihnen alles Begehrenswerthe spendenden Gunst des Geschickes einseitig von der Richtung auf Vergötterung der Vielheit der Natur beherrscht worden. Ihr Begriff des Vollkommenen, das göttliche Ideal, bedingte sich durch die völlige Gleichstellung des Körperlichen mit dem Geistigen. Freilich konnte diese Götter- und Mythenwelt, wie sie sich auf der beglückenden Harmonie der sinnlichen und geistigen Triebe im Individuum aufbaute, ein herrlich fruchtbares Leben zeitigen und nähren; aber es kam die Stunde, wo das Denken des Volksgeistes mit den überlieferten Anschauungen in Opposition treten mußte, und wo damit die Seele der lebendigen Beziehung zur Gottheit und mit ihr der unentbehrlichen Stütze der Sittlichkeit verlustig ging. Vergebens rang das glaubensbedürftige Gemüth Jahrhunderte hindurch, aus dem stets wachsenden Verfall heraus den verlorenen Besitz wiederzugewinnen; erst Christi Lehre konnte den Weg dazu erschließen.

Der Gottesbegriff der Germanen entwickelte sich unter wesentlich anderen Einflüssen. In härterer Schulung des Geschickes, in einem rauhen, unwirthlichen Klima mit den Anforderungen schwerer Mühe und Entsagung erzogen, erhielten sie von den Außendingen zunächst den Eindruck des Unbeständigen und der Hinfälligkeit, des steten Wechsels von Werden und Vergehen, und dieser Eindruck wies sie dringlich und nachhaltig darauf hin, das Vollkommene mehr in der inneren Welt, im Reiche des Geistes zu suchen. Auch die germanischen Götter sind gleich den griechischen in menschenähnlicher Gestalt gebildet, aber während die Griechen den ihrigen eben in ihrer Menschenähnlichkeit ewiges Dasein zusprechen, sind die der Germanen in Allem ein Abbild der Vergänglichkeit des Irdischen. Nicht allein daß ihre Götter wie die Welt dem einstigen Untergange bestimmt sind, auf daß eine bessere Welt erstehe, auch in den ihren Gestalten anhaftenden Zügen bleibt, wie wir sehen werden, der Blick auf Erfassung eines rein geistigen ewigen Wesens als des Urgrundes aller Dinge gerichtet. Ganz im Unterschiede von der griechischen Mythologie versinnlicht die germanische ein stetes Ineinandergreifen der Menschen- und der Götterkraft, so daß das Geschick der Götter selbst mit dem der Menschen innig zusammenhängt; es ist ein unmittelbares, tief innerliches Verhältniß, das die Menschenseele mit der Gottheit, und zwar über die göttlichen Einzelgestalten hinaus in einem bis gleichsam zur Versenkung in die Elemente tiefen Gemeingefühl mit dem schaffenden Weltgeiste, verbindet. Und in diesem innerlichen Verhältniß liegt die Wurzel der

Kraft, der die germanischen Völker und namentlich das deutsche es verdanken, daß ihr religiöses Leben durch alle Phasen der Entwickelung hindurch gegen jedwede vergiftenden Einflüsse sich stets hat neu verjüngen können.

Ergiebt sich schon aus den vorstehenden Andeutungen zur Genüge, wie sich die Religion der Germanen von der griechischen wesentlich durch ihre vorherrschend speculative Richtung unterscheidet, so erklärt es sich nur als nothwendige Folge, daß sie hinter der letzteren in Bezug auf plastische Gestaltungskraft und scharfe Umrissenheit der Gebilde unbedingt zurückstehen muß; aber fast ebenso unstreitig ist sie ihr dafür an Tiefe der Ideen und an Innerlichkeit der Empfindung überlegen.

Wenn wir nun im Folgenden einen kurzen Einblick in die Mythologie unserer Vorfahren zu geben versuchen, so beschränken wir uns dabei streng auf die Zusammenstellung von Grundzügen, in denen sich der eigentlichste Gehalt, Geist und Wesen ihrer Gottes- und Weltanschauung charakterisirt, und nehmen dabei für die Gruppirung des Stoffes den Gesichtspunkt, den Zusammenhang und das Verhältniß der leitenden Ideen zu einander möglichst klar hervortreten zu lassen. Aber freilich müssen wir in der Darstellung oft vorgreifen in die späteren christlichen Jahrhunderte, ja bis in die neue Zeit hinein, weil wir nur so den Bestand des Alten begründen können. Was unsere Auffassung betrifft, so haben wir natürlich bei der gebotenen Kürze weite Erörterungen sowie alle Polemik grundsätzlich zu vermeiden; sie muß ihre Begründung in sich tragen, und der denkende Leser wird aus dem gegebenen Material selber urtheilen können.*

Von der **Entstehung der Welt** berichtet der Mythus: Im Anfange war der öde, gähnende Abgrund (Ginnungagap); auf der Nordseite desselben lag die dunkle und kalte Nebelwelt, **Niflheim**, auf der Südseite die Flammenwelt, **Muspelheim**. In Niflheim war ein Brunnen, **Hwergelmir** (der rauschende Kessel), aus dem sich zwölf Ströme, Elivagar, in die Leere ergossen, wo sie, der Wärme beraubt, zu Eis erstarrten. Von den von Muspelheim herüberdringenden Funken aber begann das Eis sich in Tropfen zu lösen, diese Tropfen erhielten Leben, und es wurde aus ihnen ein zwiegeschlechtiges Menschengebilde, der Riese **Ymir** (das Bild der ungeordnet ruhenden, der belebenden Gestaltung harrenden Materie). Ymir fiel in Schlaf und Schweiß; da wuchs ihm unter dem linken Arm Mann und Weib, und einer seiner Füße zeugte mit dem anderen einen sechshäuptigen Sohn; von ihm stammt das Geschlecht der **Hrimthursen** (Eisriesen) ab. Zugleich aber mit dieser ersten Götterdynastie war eine andere höhere, geistigerer Art erwachsen. Neben Ymir war aus dem geschmolzenen Eise auch eine Kuh, **Audhumbla**, entstanden, von deren Milch jener sich ernährte. Diese Kuh beleckte die Eisblöcke, die salzig waren; da kam am Abend des ersten Tags Menschenhaar hervor, den anderen Tag eines Mannes Haupt, den dritten Tag war es ein ganzer Mann, der hieß **Buri**. Er war schön von Angesicht, groß und stark und gewann einen Sohn, der Bör hieß; der vermählte sich mit Bestla, der Tochter des Riesen Bölthorn, und erzeugte mit ihr drei Söhne: **Odin, Wili und We.*** Diese Söhne Bör's tödteten den Ymir, und als er fiel, da lief so viel Blut aus seinen Wunden, daß sie darin das ganze Geschlecht der Hrimthursen ertränkten bis auf einen, der davonkam, Bergelmir. Er bestieg mit seinem Weibe ein Boot, und von ihm stammt das neue Hrimthursengeschlecht. Den Leib Ymir's aber warfen Bör's Söhne mitten in Ginnungagap und bildeten aus ihm die Welt: aus seinem

* Aus der großen Zahl von Forscherarbeiten, auf denen unsere Darstellung beruht, heben wir hier neben der grundlegenden „Deutschen Mythologie" von **Jakob Grimm** nur die zusammenfassenden Werke von **Simrock**: „Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen" 3. Auflage (Bonn, 1868), und **Mannhardt**: „Die Götterlehre der germanischen Völker", hervor. Einseitig von der nordischen Mythologie giebt **Lüning** in seiner Ausgabe der Edda (Zürich, 1868) einen zwar etwas dürren, aber klar und gediegen gefaßten Abriß.

* Die Namen deuten auf die Begriffe Geist, Wille und Heiligkeit. (Lüning, Edda, S. 149; Simrock, Deutsche Mythologie, S. 16.) Der deutsche Name **Wodan** weist ebenfalls in seiner ersten Wurzel (dem althochdeutschen watan, altſ. wadan, im Präl. wôd, durchgehen, durchziehen) auf den Alles durchdringenden Lebensgeist hin. Simrock a. a. O. S. 164.

Blute Meer und Wasser, aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Berge, aus den Zähnen die Steine, aus dem Gehirn die Wolken, aus dem Hirnschädel den Himmel, unter dessen vier Ecken sie die vier Zwerge Austri, Westri, Nordri, Sudri setzten. Dann nahmen sie die Feuerfunken, die, von Muspelheim ausgeworfen, umherflogen, und setzten sie an den Himmel als Gestirne, um Alles zu erleuchten. Das Meer legten sie kreisrund um die Erde.

So hatten Odin und seine Brüder Himmel und Erde geordnet, um sie zu beherrschen; aber nicht zu unerschütterlicher Dauer ist ihre Welt gefestet. Zurückgedrängt wohl, aber unbewältigt sind die Riesen, die Träger der wilden Elementarkräfte. Während bei den Griechen der Kampf der Titanen eine abgeschlossene Thatsache ist, aus der die unbestrittene Herrschaft der Götter sich feststellt, dauert die Feindschaft der Riesen in der deutschen Mythologie ununterbrochen fort; ja indem sie in nie gebändigter Kampflust die ordnende, gestaltende Macht bestreiten, bleibt ihnen ein tieferes Wissen von den Geheimnissen der Zukunft zur Seite. Gegen die Anfälle der Riesen, denen die Söhne Bör's längs den Meeresküsten Wohnungen gestatten mußten, bauten die letzteren eine Burg und Midgard, wo die Menschen ihren Wohnsitz haben sollten.

Nach diesem Mythus von der Entstehung der Welt tritt uns nun sogleich ein ausgebildeter Götterstaat entgegen. Die Brüder Odin's, Wili und We, verschwinden, und statt ihrer finden wir ihn von den Asen, den „Pfeilern" der Weltordnung, umgeben. Die Asen bauten sich in der Mitte der Welt eine Burg, Asgard (auf dem Idafelde), und froh der begründeten Ordnung, nur ihrer Schaffenskraft sich freuend, lebten sie ein goldenes Zeitalter. „Sie übten die Kräfte (heißt es Völuspa 7, 8*), Alles versuchend, erbauten Essen und schmiedeten Erz, schufen Zangen und schönes Gezäh. Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln und kannten die Gier des Goldes noch nicht," bis drei der Thursentöchter kamen aus Riesenheim: die Nornen, die Schicksalsgöttinnen Urd, Werdandi und Skuld (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft). Mit dem Erscheinen der Nornen — so fassen wir den Gehalt dieser Darstellung — beginnen die Götter unter dem Bewußtsein der Zeit zu wirken; den Dingen gegenüber tritt ein Standpunkt der Berechnung ein, an den die Begehrlichkeit sich knüpft: diese aber ist das Grab der Unschuld. Als jene Riesenweiber erschienen, da schritten die Götter zum Schaffen der Zwerge, der geschäftigen Wesen, welche die Erdkräfte entwickeln und nutzbar machen, die unterirdischen Schätze heben. Durch das Gold ist das Böse in die Welt gekommen. Dieser Gedanke, mit dem ja auch die Sage von dem Goldhort, der Jedem, der ihn besitzt, das Leben kosten soll, und der in der ursprünglichst deutschen Nibelungensage so gewichtig spielt, auf gleichem Boden steht, tritt hier bedeutsam für die sittliche Anschauung des Volkes in der Geschichte des Götterlebens gleich anfangs hervor, auf das tiefsinnigste zugleich mit weiter deutenden Ausführungen verbunden. Eben im Zusammenhange mit der Schöpfung der Zwerge läßt der Mythus einen Krieg zwischen den Asen und den Wanen entstehen, den Göttern, in welchen im Gegensatze zu jenen als den rein geistigen schöpferischen Mächten alle die Kräfte und Triebe sich darstellen, die das Leben des Menschen mit heiterer Freude und Anmuth schmücken.* In der angedeuteten Gedankenverbindung heißt es in der Völuspa 25: „Da wurde Mord in der Welt zuerst, da sie mit Gabeln die Goldkraft stießen, in des Hohen Halle die helle brannten." Und 28: „Gebrochen war der Asen Burgwall, schlachtkundige Wanen stampften das Schlachtfeld. Da schleuderte Odin den Spieß ins Volk: da wurde Mord in der Welt zuerst."

Aber wenn so der Mythus das Unheil betont, das dem Besitze des Goldes anhaftet, so läßt er zugleich in hellem Lichte auf den Segen ausblicken, welchen die Freuden der Sinnenwelt mit dem Sporn zur Entwickelung der Thatkraft, den das Streben nach irdischen Gütern mit sich führt, im Gefolge haben: Es wird Frieden geschlossen zwischen Asen und Wanen, beide Theile nehmen von einander Geißeln

* Simrock's Uebersetzung der Edda.

* Die Forscher ziehen zur Erklärung des Namens das altſ. wanum, so viel als glänzend, heran.

in ihre gegenseitigen Reihen auf, und erst von da an blüht im innigsten Zusammenwirken ihrer Aller das Götterleben zu seiner vollen Entfaltung auf. Zu den Asen gehen von den Wanen Freyr und Freya (siehe unten), die Gottheiten der Fruchtbarkeit, des Frühlings und der Liebe, über und Njördr, Freya's Vater, der Gott des fahrbaren, fischreichen Küstenmeeres, auf dem mit dem Handel der Wohlstand sich entwickelt. Die Asen dagegen senden den Wanen Hönir* zu.

Der Erschaffung der Zwerge folgt nun die Erschaffung der Menschen, und zwar sind es Bäume, die Esche (ask) und die Ulme (ambla), aus denen sie gebildet werden. Odin gab ihnen Seele, Hönir Empfindung, Loki Blut und Farbe (Sinnlichkeit).

Diesem Gedanken gegenüber, der den Menschen aus einer Esche entstehen läßt, haben wir zunächst die Vorstellung zu betrachten, in der auch das gesammte Weltall unter dem Bilde einer Esche, des Weltbaumes Ygdrasil, angeschaut ist: ein Bild, das in seiner Ausführung in wundersamer Tiefe der Ideen gleichsam den Kern der germanischen Welt- und Lebensanschauung in sich beschlossen hält.

Aus drei Wurzeln emporstrebend, breitet der Stamm seine Zweige bis über den Himmel aus, wo unter dem Gipfel desselben, Lärad, die Götter thronen. Die eine Wurzel ist über Niflheim, und unter ihr ist Hwergelmir, in dem die urweltlichen Ströme ihren Ursprung haben; aber von unten wird sie von Nidhöggr und vielen Schlangen benagt; ein Sinnbild, daß nichts beständig, Alles nur ein Kreislauf von Werden und Vergehen ist: wie von Hwergelmir alles Sein ausgeht, so strömt es auch nach ihm zurück. An der Spitze der Weltesche, Lärad, weidet der Hirsch Eikthyrnir, und „von seinem Horngeweih tropft es nach Hwergelmir, davon stammen alle Ströme“ (Grimnismal 26). Die andere Wurzel erstreckt sich zu den Hrimthursen, wo vormals Ginnungagap war. Hier ist Mimir's Brunnen, worin Weisheit und Verstand verborgen sind. Selbst Odin holt sich hier von Mimir Rath. Einst, als er einen Trunk aus dem Brunnen verlangte, mußte er sein eines Auge zum Pfande setzen, „Meth trinkt Mimir jeden Morgen aus Walvaters Pfand.“ In dem geschaffenen Odin — so deuten wir die Allegorie — tritt nur ein Theil der ewigen Urkraft in die Erscheinung, der andere bleibt in dem All verborgen. Was vor seiner Persönlichwerdung war und wurde, das stellt der Riese Mimir (Erinnerung) dar. Erst gleichsam in dieser Erinnerung vollendet sich das göttliche Wissen. — Die dritte Wurzel der Esche steht über den Menschen. Da ist der Urdbrunnen, an dem die Nornen wohnen. Hier haben die Götter ihre Gerichtsstätte; jeden Tag reiten sie dahin über die Asenbrücke, Bifröst (der Regenbogen). Aus diesem Brunnen sprengen die Nornen täglich Wasser auf die Esche, damit ihre Zweige nicht dorren oder faulen. Allein im Lichte des Menschenlebens — sagt das Bild — steht der Baum ewig grün. Erst in der Entwickelung des sterblichen Geschlechts kommt das Walten der göttlichen Urkraft zur faßlichen Erscheinung. Auf das Wirken unter den handelnden Menschen sind die Götter angewiesen. Von dem Loose, das jene sich bereiten, ist ihr eigenes Geschick bedingt.* So lange das sittliche Gesetz, wie es in dem Wechsel der Dinge sich darstellt, fruchtbar bleibt gegenüber dem Unvollkommenen, das diesen anhaftet, mag auch das Walten der Götter unerschüttert von dem Einblick sich halten, daß, wie die Völuspa sagt, „die Esche Ygdrasil mehr Unbill duldet, als die Menschen wissen.“ Außer dem Hirsch Eikthyrnir, der an Lärads Zweigen weidet, fressen noch vier andere Hirsche die Knospen derselben ab, und ebenso zehrt die Ziege Heidrun an dem Laube. „Auf dem Gipfel der Esche sitzt ein Adler, der Vieles weiß, und zwischen dessen Augen der Habicht Wadrfölnir. Ein Eichhörnchen, Ratatösk, springt auf und nieder an der Esche und trägt Zankworte hin und her zwischen dem Adler und Nidhöggr. Dieser nagt unten, und auf der Seite modert der Stamm.“ Aber was das Verderben der Esche zeitigt, ist das der Menschen. Es

* Der Name ist schwer zu erklären. Nach der Erschaffung der Menschen tritt Hönir zurück; erst in der erneuerten Welt kehrt er wieder.

* Von dieser Anschauung erhält es auch erst seine ganze Bedeutung, daß Odin in Asgard mit der Göttin der Geschichte, Saga, selig Tag für Tag aus goldener Schale blinkenden Meth trinkt.

wird der Tag kommen, wo selbst Brüder sich befehden und einander fällen werden aus Habgier, und dann ist die Stunde des Untergangs auch für die Götter da.

Der Grundgedanke dieses Bildes vom Weltbau — der Unvollkommenheit alles Geschaffenen, der Götter wie der irdischen Dinge, und ihrer Unterordnung unter eine höchste sittliche Macht — findet nun in den Mythenkreisen von dem Leben der verschiedenen Götter und ihrer Geschichte seine weitere Durchführung.

Fassen wir die einzelnen Göttergestalten ins Auge, so ist in Betreff des obersten Gottes, Odin, Wodan, bereits oben bemerkt, daß schon der Name auf die Verkörperung der bewegenden und belebenden Kraft deutet; er ist der Gott der Luft, der linden wie des Sturmes in der Natur, und ebenso auf dem Gebiete des Geistes der Quell aller schöpferischen Triebe, der Leidenschaft, des Kampfes. Alles Hohe des strebenden Sinnes, im Frieden und im Kriege, Dichtkunst und Heldenthum, kommt von ihm. In seinem Wesen steht so gleichsam die gesammte Wirkenskraft im All, wie sie in den verschiedenen Göttergestalten aus einander gelegt erscheint, einheitlich zusammengefaßt. Aber wie gewaltig Odin als Vater der Götter und Menschen gedacht ist, auch er stellt nicht die höchste Vollkommenheit in sich dar, auch seine Macht ist begrenzt und von einer höheren ordnenden Kraft abhängig (nicht das Schicksal im griechischen Sinne). Odin übersieht alle Reiche der Welt, aber er bedarf dazu des Hochsitzes Hlidskialf in Walhalla; zwei Raben, Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung), muß er aussenden, um von Allem Kunde zu erhalten; wenn es irgendwo seine sofortige Gegenwart gilt, so reitet er auf dem achtfüßigen Rosse Sleipnir durch die Luft. Noch bedeutsamer jedoch als durch diese Attribute sehen wir seine Gebundenheit durch die Stellung versinnlicht, die ihm zur Runenkunde gewiesen ist; ein Mysterium freilich, in dessen Auffassung die Ansichten wohl immer getheilt bleiben werden. Die Runen, von dem altn. Worte rûn, Plur. runar, benannt, welches Wissen und Können, dann aber auch die Mittel zur Mittheilung desselben bedeutet, waren mystische Zeichen, in denen man die Kraft des Einblicks in die Dinge bei einem bestimmten Fall und damit die Macht, dieselben zu beherrschen, geheimnißvoll beschlossen hielt. Das Zeichen bestand in einem eingeritzten Anfangsbuchstaben eines religiösen Wortes, und um die ihm innewohnende Kraft zu entbinden, war die Dichtung eines Liedes erforderlich, in welchem sich der betreffende Anlaut in einem Verse dreimal wiederholte. Die Rune bedeutete so die Wesenheit der Dinge; indem man also der gleichsam von den Dingen abgeschabten Rune durch den Zauberspruch Leben einhauchte, setzte man die Wesenheit der Dinge in zauberkräftig wirkende Bewegung. Der Erfinder der Runen nun ist Odin, und zwar ist es erst diese Erfindung, durch welche er, vom Weltbaum sich loslösend, frei wirkend wurde. Neun Nächte, heißt es im Havamál (des Hohen Lied), hing Odin am Weltbaume, vom Speere durchbohrt, er selbst sich selber geweiht (der erschaffene Odin dem schaffenden Weltgeiste, Allvater), ohne Speise und Trank, auf Runen sinnend; da endlich erschlossen sie sich ihm, und er sank zur Erde herab. Vom Sohne Bölthorn's, Bestla's Bruder, lernte er neun Gewaltlieder und empfing einen Trank des kostbaren Dichtermeths. Da begann er zu gedeihen, zu wissen, zu wachsen, Wort aus dem Wort, Werk aus dem Werk, da lernte er die Runenlieder, die sein Wirken mächtig machen über alle Kräfte der Natur und des Gemüths. Aber die Runen über die höchsten Fragen des Weltgeschickes muß er bei Mimir's Brunnen und bei der Wala (Wahrsagerin) in Hel's Reich erkunden. — Man sieht: der letzte Grund des Wissens liegt außer dem geschaffenen Odin, und alle Wirkenskraft, die er aus seinem Einblick in die Dinge zieht, erwirbt er durch Zauber.

Wenn in irgend einer Vorstellung, so sehen wir in dieser lebendig das Bewußtsein des Volksgeistes von dem Unzureichenden in der Erfassung des persönlichen Gottes sich spiegeln und dagegen greifbar die Anschauung nach Gestalt ringen, daß dieser nur ein Mittler sei, dem Sterblichen das Walten einer Alles durchdringenden Urkraft näher zu führen, von der alles Werdende nur eine sinnliche Erscheinungsform ist. Nur als eine innerlich nothwendige Consequenz dieser An-

fassung giebt es sich dann, wenn der Volksglaube die Götter auch dem Irrthum und der Schuld unterworfen hält und sie in dieser schließlich dem Untergang geweiht sieht. Der volle Gehalt der Vorstellung tritt uns aber erst von einer anderen Seite her entgegen, wenn wir bedenken, wie des Zaubers, durch den Odin die Herrschaft über die Dinge erhält, auch der sterbliche Mensch mächtig sein kann. In das ganze Leben der Germanen greift diese Anschauung unter den verschiedensten Formen auf das tiefste ein. Von Runen und Zauberliedern erwartet man, wie bei Simrock das Vielartige kurz zusammengefaßt ist, Sieg im Kampf, Schutz vor Gift, Heilung von Wunden und leichte Entbindung der Frauen, Hülfe in Seegefahr, Klugheit und Wohlredenheit; man glaubte durch sie seine Feinde hemmen und ihre Waffen abstumpfen zu können, sich selbst aus Banden zu befreien, das Geschoß im Fluge zu hemmen, die eigenen Wunden auf den Gegner zurückzuwenden, das Feuer zu besprechen, Hader zu schlichten, Wind und Wetter zu stillen, Geister in der Luft zu zerstreuen, tiefe Weisheit zu erlangen, reißende Ströme zum Stehen zu bringen, die Gunst von Weibern zu gewinnen, sich vor Frost zu schützen, Zauber abzuwenden und dergleichen mehr. — Ganz in den gleichen Anschauungsbereich weist uns des Weiteren der allverbreitete Gebrauch des Loosens, durch das man, und zwar in zweierlei Weise, durch Loosziehen und Looswerfen, sowohl künftige wie gegenwärtige Dinge zu erkunden suchte; Letzteres z. B., wenn es auf die Ermittelung des Sachverhalts in schwierigen Rechtsfällen ankam. Mit Runen oder auch besonderen Hausmarken versehene Eichen- oder Buchenstäbchen wurden dabei auf ein weißes Tuch hingestreut, nach verrichtetem Gebet drei derselben aufgehoben und aus den ihnen aufgeprägten Zeichen dann der Spruch gefunden.

Wie fremdartig uns diese Vorstellungen in ihrem mystisch-phantastischen Gewande berühren, so erkennen wir doch, es ist ein inniges Gefühl der Wesensgemeinschaft des Menschen mit der Gottheit, was ihnen zu Grunde liegt. Wie dem erschaffenen Gott, so wohnt auch, nur in geringerem Grade, dem Menschen die Kraft inne, zum Urquell der Erkenntniß, zu den Tiefen von Allvaters Geistesreiche vorzudringen; und zwar ist es vor Allem die Dichtkunst, in der dieser dem Begnadeten sich offenbart. Durch die Befähigung zu der letzteren bedingt sich darum zunächst der Beruf, im Buche des Schicksals zu lesen, die Wesenheit der Dinge zu erforschen. — Aber nicht diese geistige Kraft allein genügt, mit ihr muß auch die reine Gesinnung sich verbinden, wie sie das Opfer versinnlicht. Wo diese lebt, gepaart mit dem Ernst des Denkens, da fühlt der Mensch den göttlichen Geist in ihm zu vollem Wirken aufgehen und seine ganze Kraft sich entfesseln. Diese Grundideen sind es, aus denen das Wesen des Gottesdienstes unserer Vorfahren sich bestimmt, das religiöse Bedürfniß seine äußeren Formen gefunden hat; sie sind es, die die Stellung des Priesters, den Charakter seines Amts bedingen. Bei den anderen heidnischen Völkern sehen wir den Verkehr mit der Gottheit in den religiösen Gebräuchen an einen besonderen Priesterstand gebunden, ausschließlich durch das priesterliche Amt werden erleuchtende Einwirkungen einer höheren Macht, göttliche Weisungen und Aufklärungen vermittelt; die Deutschen wie ihre nordischen Stammesbrüder kennen diese Beschränkung des Individuums in seinem Verhältniß zur Gottheit nicht. Wohl finden wir auch bei ihnen ein eigenes Priesterthum, und zwar in hohem Ansehen stehend, aber seine Aufgabe begrenzt sich einseitiger dahin, Gesetz und Sitte mit einer höheren religiösen Weihe zu umgeben. Schon das in den früheren Zeiten meist gebräuchliche Wort Ewart für Priester (Ewe bedeutet sowohl göttliches wie weltliches Gesetz) kennzeichnet ihn als den bestellten Hüter des heiligen Rechts, wie denn richterliche Functionen mit der Priesterwürde zusammenfielen. Er hat die religiösen Gebräuche zu überwachen, die Opferfeste und die feierlichen Umzüge zu leiten; er ist mit der Sorge für die Erhaltung der Ordnung in den Volksversammlungen und der Zucht auf den Kriegszügen betraut; er trägt die Symbole und heiligen Zeichen, ja im Felde hat er, gleichsam auf göttlichen Befehl, die verhängten Leibes- und Lebensstrafen zu vollstrecken. Dabei steht ihm vornehmlich der Beruf zu, die vom Volke mit gläubiger Ehr-

furcht beachteten Wahrzeichen zu deuten, wie das Wiehern der in den Tempelhainen unterhaltenen heiligen Rosse, den Flug und die Stimmen der Vögel. Und wie das Amt stets eine hervorragendere geistige Begabung forderte, geht schon aus der Bezeichnung Liederschmiede für Priester (Ynglingas, c. 6) hervor. Aber wenn allerdings so die Stellung des Priesters eine hochbedeutsame war: eben wo es die Erforschung des göttlichen Willens, die Erleuchtung zu tieferem Schauen galt, da stand, wenn es sich um öffentliche Dinge handelte, ebenso wie dem Priester dem Könige oder auch jedem anderen Vorstande in seiner staatlichen Sphäre, bei Familienangelegenheiten einfach dem Hausvater, die gottesdienstliche Verrichtung zu.

* *
*

Giebt sich nun nach den oben angedeuteten Zügen, wie schon bemerkt, das Wesen des Götterkönigs allerdings derart umfassend, daß es die Gebiete aller Einzelgottheiten gleichsam in sich schließt, so tritt doch in der Gestalt desselben, wie sie die Volksphantasie geschaffen, der Kriegsgott noch in ganz besonderer Ausprägung hervor. In dem Herrscher von Walhalla stellt sich uns ein specifischer Heldengott dar. Nur bei ihm, an dem Sitze des Kampfsiegers, giebt es ein Paradies, und nur denen, die in der Schlacht gefallen sind, die den Tod durch die Waffen gefunden haben, steht der Eingang zu demselben offen; die an Alter und Krankheit sterben, müssen zur Hel (siehe unten) unter Niflheim hinab. Der Gefallenen in Walhalla aber, der Einherier, d. h. Helden, die einzig in ihrer Art sind, wartet ein wonniges Dasein. Im schimmernden Saal sitzen sie beim Mahle, an dem köstlichen Fleisch des ewig sich erneuernden Ebers Sährimnir sich ergötzend; holde Valkyrien, die Schlachtjungfrauen, welche die Seelen der Hingesunkenen Odin zuführen, schenken in goldenen Hörnern den Meth, welcher unerschöpflich aus dem Euter der Ziege Heidrun fließt, und den auch die Götter außer Odin trinken, der ohne Speise ewig nur vom Weine lebt. Dieser sitzt indeß auf hohem Stuhle und schaut dem Schmause seiner Helden zu; zwei Wölfe, Geri (der heißhungrige) und Freki (der gierige), liegen zu seinen Füßen; auf seinen Schultern sitzen die beiden Raben Hugin und Munin. Bevor aber das Mahl die Einherier vereint, messen sie vor dem Saale im stählenden Kampfspiel ihre Kraft; denn noch sind sie dem Gotte zu einem großen Dienste berufen. Nicht die Tapferkeit allein ist das Band, das sie an Odin knüpft: wenn die Stunde kommt, wo das Geschick gegen die Götter und die Welt die verderbenden Mächte heraufführt, da werden die Einherier dem Götterkönig zum letzten Kampfe folgen. Man sieht aus dieser Vorstellung auf das deutlichste, wie tief und innig bei dem Germanen der Begriff der Kampftüchtigkeit in den Waffen mit dem Tugendgedanken verbunden war. Wie Walhalla als lohnendes Paradies, so war das Reich der Hel zugleich als ein Ort der Strafe, der Qual für die Bösen gedacht.

Gleichsam als eine ganz andere Gestalt denn als Kriegsgott mit strahlender Rüstung, den goldenen Helm auf dem Haupte und den gewaltigen Speer Gungnir in der Rechten, tritt uns Odin als Gott des Geistes, als der die Natur und das Seelenleben durchwaltende Gott entgegen. Hier läßt uns sein Bild, wie er als hoher einäugiger Greis mit langem Barte, mit breitkrämpigem, tief herabgedrücktem Hut und weitem, fleckigem Mantel auf seinem Rosse Sleipnir die Lüfte durchzieht oder in unscheinbarer Gestalt als „unermüdlicher Wanderer" prüfend die Stätten der Menschen besucht, die vorherrschend speculative Richtung der Volksnatur erkennen. Und einseitig in jener Erscheinung hat sich die Gestalt Wodan's in der Phantasie unseres Volkes lebendig erhalten. In ihr war er als Träger der die Seele leitenden und bestimmenden Ideen und Triebe mit dem Denken und Empfinden des Volkes so tief verwachsen, daß sich die Erinnerung an sein Bild und sein Wirken unter den Einflüssen eines neuen Glaubens trüben und entstellen, aber nicht auslöschen konnte. Unter den entgegengesetzten Eindrücken bald der Furcht, bald der Liebe spann der alte Glaube seine Fäden weiter.

Die beglückendste Hingebung konnte Wodan fordern als der Geber alles Guten, als der er der Gott des Wunsches (altn. Oski) hieß, mit der Bedeutung des Wortes als Inbegriff alles Heils und aller

Seligkeit, die der Mensch sich wünschen mochte. Wie innig und zugleich von dem stolzen Bewußtsein der Wesensgemeinschaft getragen das Vertrauen in seine Hülfe war, zeigt der Glaube, daß der Gott seine Erwählten selbst mit den Attributen seiner Macht, mit seinem Mantel, seinem Rosse, seinem Schwerte, beleihe, wogegen sich diese ihm (auch auf bestimmte Fristen) zu eigen zu weihen hatten, d. h. sie mußten durch den Tod in der Schlacht die Zahl der Einherier in Walhalla mehren. Höchst bedeutsam für das Gemüthsleben des Volkes haben sich wenig andere Züge des heidnischen Glaubens so wie dieser lebendig nachwirkend in Sagen und Märchen erhalten (wir erinnern nur an die Sagen von der Heil und Segen bringenden Wünschelruthe, Wodan's Wunschstabe, dem Wünschhütchen und dem Zaubermantel); ja noch zur Blüthezeit des Mittelalters finden wir in den Dichtern den „Wunsch" als ein gewaltiges schöpferisches Wesen personificirt, so daß hier mitten im Christenthum die Gestalt Wodan's vor uns hintritt.

Eingreifender jedoch in das Wesen des eigentlichen Cultus unserer Vorfahren giebt sich die Erfassung Wodan's als des obersten Lenkers und Ordners der Naturkräfte, wie sich ihr Wirken zweckvoll und harmonisch im Kreislauf der wechselnden Jahreszeiten darstellt. An diesen knüpfte sich wie bei allen Naturvölkern so auch bei den Germanen die Ausbildung des Gottesdienstes hauptsächlich, und mit reichster Schöpferkraft des Geistes und der Phantasie haben sie aus den allbedingenden Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Natur in diesem Proceß die verschiedenen Gestalten ihrer Götterwelt zu beleben gewußt. Auf das mannigfaltigste und sinnigste ist unter diese der Einfluß in den Gang der Naturentwickelung, die wandelnden Phasen des Werdens und Vergehens in denselben vertheilt und dann ihr Walten in großen, handlungsreichen Festen der Anschauung versinnlicht. Wie überall, so steht aber auch hier der Götterkönig im Vordergrunde. Um das tiefernste Bild des stürmisch Schreitenden,* den die Seelen der Todten unter gewaltigem Sturmliede durch die Lüfte begleiten (wohl die älteste Vorstellung, in der das Volk, das zu stetem Wandern und zwar unter nie aufhörenden Kämpfen mit den Waffen und gegen die Härten des Klimas gezwungen war, den Gott anschaute), legte sich ein Kranz von Mythen, in denen das tiefste Naturgefühl und ein beglückender Geist der Liebe in einer Weise geeint sind, daß wir eben in der innigen Verbindung dieser Eigenschaften den eigensten Grundzug des germanischen Wesens erkennen müssen. Das Liebeleben des höchsten Götterpaares wurde das Bild, in dem die Bedeutung und die Eindrücke der Jahreszeiten sich spiegelten, und gleichsam alle Triebe der Volksseele strebten dahin, in heiterer Lebenslust und Schönheitsfreude den Glanz des Aufgangs im Leben der Erde zu feiern.

Die ganze Zeit des aufsteigenden Jahres von der Wintersonnenwende, die im Norden als das Julfest* gefeiert ward, bis zur Sommersonnenwende war eine Zeit freudiger Feste; obgleich noch von Eis und Schnee umgeben, fühlte man doch mit dem ersten Lengen der Tage schon in ganzer Jugendkraft die Hoffnung auf den neuen Lenz geweckt, nur ihn sah man in den Winterstürmen sich verkünden: heiter vorblickend in die Zukunft feierte man Wodan's stürmische Brautwerbung.** Zwölf Tage hindurch, vom 25. December bis 6. Januar beging das Volk den feierlichen Umzug seines Götterkönigs mit religiösen und weltlichen Festlichkeiten mannigfachster Art, mit Opfern, Spielen, Tänzen, dramatischen Darstellungen mit Bezügen auf die Götterwelt unter Vermummungen in Gestalten von den Göttern geheiligten Thieren u. s. w.*** Als feierndes Symbol der befruchtenden Sonnenkraft flammte ein festliches Feuer auf (ein bedeutsamer Brauch, der in den Hauptabschnitten des Jahres sich wiederholte); dazu wurde im Inneren des Hauses ein großer Baumblock (der nordische Julblock) angebrannt, dessen Asche als besonders heilkräftig betrachtet ward; bei frohem

* Mannhardt, Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker I, S. 108.

* Jul das angels. wheol, Rad, das Sinnbild der Sonne.

** Kuhn, Norddeutsche Sagen, 189.

*** In diesen Bräuchen ist der Ursprung unseres Dramas zu suchen.

Mahle wurde Freyr's und Freya's und Odin's Minne (Gedächtniß) getrunken; an heiligen Bäumen endlich steckte man brennende Lichter dem Gotte als Opfer auf.*

Den Höhepunkt der weiteren festlichen Bräuche, die um die Zeit des nahenden Frühlings zur Feier anderer Gottheiten begangen wurden (s. unten), bildete nun das große Maifest als Wodan's Hochzeitsfeier; die zweiten Zwölften vom 1. Mai (heil. Walpurgis) bis 12. Während der Dienst der Frühlingsgöttin Ostara mit heiteren Blumenspenden und der Anzündung eines Festfeuers begangen ward — dies Osterfeuer war das Sinnbild des neuerstandenen Lebens in der Natur; fortan wurde auf allen Herden nur Feuer gebrannt, das diesem Opferfeuer entnommen war —, feierte Jung und Alt zum Preise des Götterkönigs bald in glänzenden, bald in trauten Spielen den Sieg des Lenzes und der Liebe. Unter verschiedenartigen Masken wurde im Kampfe die Ueberwindung des Winters durch den Frühling zur Darstellung gebracht; die frische Kraft strömte sich aus in Schwerttänzen und Wettritten; der straffen Zügel entledigt, fand sich die liebesuchende Jugend in sinnigen Spielen zu Scherz und Ernst zusammen. Auch diese Bräuche haben unser heutiges gesellschaftliches Leben in umfassender Weise durchsetzt, wenn sie auch wie eine Menge von Volksfestlichkeiten und Spielen sich in eine andere Zeit, namentlich auf das Pfingstfest, gerückt haben.

Der höchste Stand der Sonne um Johannis wurde dann wieder durch ein feierliches Opferfeuer begangen. Es war eine segendurchströmte Zeit: alle Pflanzen entwickeln heilsame Kräfte, auch das Wasser wirkt wunderbar beim Trunk wie als Bad; die Häuser wurden mit Blumen und Grün geziert, die Kinderwelt erging sich in Scharen mit Kränzen geschmückt; aber für Wodan's Gemahlin kam nun mit der schwindenden Sommerzeit die Stunde der Trauer, der Gott verließ sie, um während der starren Wintermonde seinen Aufenthalt im Berge zu nehmen; vergeblich weinte sie ihm goldene Thränen nach. Bezeichnend für die Tiefe, mit welcher diese Vorstellung, die Wodan, und wie ihn so auch andere Götter, in den Schoß der Erde entrückt werden läßt, in der Volksanschauung wurzelte, ist es, daß dieselbe auch in der christlichen Zeit in zahlreichen Nachklängen fortgewirkt hat. Wir stehen dabei vor einem Proceß, der in der Mythengeschichte aller Völker wiederkehrt: die Göttersage ist auf bewunderte Helden übergegangen. Von den durch ihr Walten hervorragendsten unserer Kaiser, von Otto dem Großen, Friedrich dem Rothbart, Friedrich II. und Karl V., berichtet der Volksmund, daß sie in einen Berg zur Ruhe gegangen sind und hier der Erweckung harren, um zur Wiederaufnahme ihres Wirkens zurückzukehren; und überall ist dieser Berg mit Wodan's Namen verbunden. Vor Allem bedeutsam ist die Sage von dem Heldenkaiser Friedrich Barbarossa durch die Art geworden, wie sie die fruchtbarste Idee der heidnischen Religion in sich aufgenommen hat. In dem rabenumflatterten Kyffhäuser oder in dem Salzburgischen Untersberge soll der Kaiser schlafen mit seinen Getreuen, der Stunde wartend, wo er hervorgehen kann, um eine neue glorreiche Zeit über sein Volk heraufzuführen. „Er sitzt am runden Steintisch, den Kopf in der Hand haltend, nickend, mit den Augen zwinkernd, sein Bart wächst um den Tisch und hat schon zweimal dessen Rundung umschlossen; wenn er das dritte Mal herumgewachsen sein wird, erfolgt des Kaisers Aufwachen. Doch Einige haben ihn auch wachend gesehen; einen Schäfer, der ein ihm wohlgefälliges Lied gepfiffen, fragte Friedrich: ‚Fliegen die Raben noch um den Berg?‘ und als der Schäfer bejahte: ‚so muß ich hundert Jahre länger schlafen.‘“ Aber es wird die Stunde kommen, die ihn erlöst; dann hängt der Kaiser seinen Schild an einen dürren Baum, der neu ergrünt; auf dem Walserfelde aber wird eine blutige Schlacht geschlagen. — Hinlänglich klar deuten in dieser Sage schon die Raben auf Wodan;

* Zahlreiche Volksbräuche in der Weihnachtszeit — wie u. a. die vieler Orten unter der Jugend üblichen Vermummungen als Schimmelreiter u. s. w., Formen des Gebäckes — halten uns noch heute in der Erinnerung, daß das Christfest an die Stelle des Wodanfestes getreten ist. Die ihren Umzug haltenden Götter wurden durch die heiligen drei Könige ersetzt. Am lebendigsten haben sich die heidnischen Gebräuche in dem erzkatholischen Altbaiern erhalten. (Von Felix Dahn verschiedentlich eingehender dargethan.)

in dem Kampfe aber, in welchem der Kaiser eine bessere Zeit bringt, hallt der letzte Götterkampf nach, dem das Wiederergrünen der Weltesche, die Erstehung einer vollkommeneren Welt folgen soll.

Eine unmittelbarere Erinnerung an Wodan und die alte Götterwelt hat sich im Volksglauben in den beiden Erscheinungen des wüthenden Heeres und der wilden Jagd erhalten. Zweifellos ist der segnende Umzug der Götter, wie er Aeckern und Bäumen Gedeihen brachte, der ursprüngliche Kern der phantastischen Gebilde, zu dem sich dann der kriegerische Sinn und die Jagdlust des Volkes in Beziehung brachte, der eine und die andere im Laufe der Zeit die Anschauung in besonderer Richtung ausgestaltend. Das wüthende Heer führt der Kriegsgott, an dessen Stelle freilich das Volk seine Lieblingshelden treten läßt, allein, während dagegen im wilden Heere neben Wodan als wildem Jäger noch andere Gottheiten, vornehmlich weibliche, an der Spitze stehen. Auf den Götterumzug weist jedoch gleichmäßig in beiden Erscheinungen nicht allein, daß sie besonders in der Zeit der Zwölften gesehen werder, sondern es spricht sich auch in vielen Zügen aus, wie sich das Gedächtniß wach erhalten hat, daß es sich hier einst um ein den Menschen freudenbringendes, beglückendes Ereigniß handelte. Es bedeutet ein gutes Jahr, wenn das wüthende oder Mute's (Wodan's) Heer so recht mit Brausen einherzieht, und auch den Jagenden im wilden Heere gegenüber geschieht es noch oft, daß ihnen wie befreundeten Geistern, wie Göttern zum Opfer, Speise und Trank bei nächtlicher Weile ausgestellt werden, wie sie denn ihrerseits häufig glänzende Gaben zurücklassen.

Aber weil eben die Vorstellung auf so tiefem Grunde in den Gemüthern haftete, konnten in christlicher Zeit alle Einflüsse der Kirche nur dahin gehen, das Würdevolle und Hohe in den Anschauungen möglichst auszutilgen, das Edle und Holde in sein Gegentheil zu verkehren. So weit nicht beim Volke beliebte Helden, an denen der Eifer der Priester sich brach, Vertreter der Götter wurden, erscheinen diese zu Teufeln und Gespenstern herabgedrückt. Deshalb hat denn auch nur die Sage von dem wüthenden Heere, die hauptsächlich im südlichen Deutschland ihre Verbreitung hat, eine idealere Bedeutung sich bewahren können. Eine patriotische Idee ist im Hintergrunde. Wenn Krieg droht, zieht das Heer mit seinem Helden an der Spitze aus dem Berge hervor und stürmt durch die Gegend hin. Im hessischen Odenberge wohnt Kaiser Karl mit seinem Heere, im Untersberge im Salzburgischen Kaiser Friedrich. Im Odenwalde liegen nahe bei einander zwei Berge, der Schnellerts (Wodanshaus) und der Rodenstein. In ihnen haust der Landgeist (Schutzgott) oder Schnellertsgeist (auch Rodensteiner genannt) mit einem großen Gefolge von Rittern und Reisigen. So oft feindliche Völker den Rhein überschreiten, bricht das Todtenheer aus dem Schnellerts hervor und reitet ihnen entgegen; es geht wieder in den Berg, sobald die fremden Soldaten über den Rhein zurückgegangen sind. Noch in den Befreiungskriegen zog der Rodensteiner aus unter Trommeln- und Trompetenschall. Im Badischen erzählt sich das Volk: Unter dem Schlosse Hochberg sitzen zwölf Männer im Berge an einer Tafel oder spielen mit goldenen Kegeln oder Kugeln. Diese zwölf Männer (die zwölf Asen) sind in die Burg verwünscht; aber sie kommen, wenn Deutschland in großer Noth ist, wieder heraus und befreien es von seinen Feinden.

Die wilde Jagd dagegen, die mehr norddeutscher Glaube ist, hat kaum noch einen irgendwie lebendigen Bezug zum Volksleben behalten. Nur in früherer Zeit war das der Fall, wo denn auch in sittlicher Tendenz verschiedene geschichtliche Personen an die Stelle Wodan's gesetzt worden sind. So geschah das im Mittelalter u. A. mit einem Herzog Abel in Schleswig, der um 1250 seinen Bruder, König Erich von Dänemark, ermorden ließ; ja noch seit der Reformationszeit wurden verschiedene fürstliche und andere Personen, auch ein braunschweigischer Oberjägermeister und ein hannoverscher Haidereuter, als Hackelbärend (d. i. Mantelträger, Wodan bezeichnend) zum wilden Jäger gemacht.

* *
*

Odin's Gemahlin war Frigg, bei den Skandinaviern auch Jörd und Rinda genannt; bei den Deutschen ist die Zahl

der Namen der ersten Göttin noch reicher, entsprechend der Vielheit der Volksstämme; aber alle stimmen sie dahin zusammen, daß sie die Erde bezeichnen als mütterliche Gottheit, welche als die Beschützerin des Haus- und Familienlebens und des Ackerbaues über das Loos der Menschen waltet. Tacitus erklärt ausdrücklich als Mutter Erde eine Göttin Nerthus,* welche von den suevischen Völkern an der Ostsee verehrt ward. Von dem Cultus der Göttin, wie sie ihren Umzug hielt, giebt er folgende schöne Beschreibung: „Auf einer Insel des Meeres (nach den Einen Rügen, nach Anderen die der Ostseite Holsteins gegenüberliegende Insel Fehmarn, und das heutige Heiligenhafen wäre der Einschiffungsort der Göttin gewesen) stand ein heiliger Hain, in ihm ein mit Decken umhüllter Wagen, den allein der Priester berühren durfte. Sobald dieser merkte, daß die Göttin in ihrem Heiligthum gegenwärtig sei, geleitete er den Wagen, den Kühe zogen, mit tiefster Ehrfurcht. Dann gab es frohe Tage, und festlich geschmückt waren alle Orte, welche die Göttin ihrer Einkehr und des Verweilens würdigte. Da fing Niemand Krieg an, Keiner ergriff die Waffen, jedes Eisen ruhte, und diese Zeit allein kannte man Ruhe und Frieden, für diese Zeit allein liebte man ihn. War die Göttin des Verkehrs mit den Sterblichen satt, so führte sie der Priester in ihren heiligen Hain zurück. Alsbald wurde der Wagen, die Decken, ja, wenn man es glauben darf, die Gottheit selbst in einem verborgenen See gewaschen. Sklaven verrichteten den Dienst, welche darauf der See verschlang. Daher herrschte ein geheimes Grauen und heilige Unkunde, was das sei, was nur Todgeweihte schauen.“**

Einer anderen Göttin, der ein Theil der Sueven geopfert habe und deren Zeichen ein Schiff gewesen sei, gedenkt derselbe römische Geschichtschreiber unter dem Namen Isis, indem er dabei aus diesem Zeichen schließt, daß ihr Dienst vom Auslande her zur See in Deutschland eingeführt worden sei; indessen hat die Forschung Grimm's und der auf ihm fußenden Nachfolger dargethan, daß es sich bei der Taciteischen Isis um eine durchaus nationale, der Nerthus wesentlich gleiche Göttin handelt, deren Dienst im westlichen Deutschland von Schwaben bis zum Niederrhein hinab verbreitet war, und dessen Spuren nicht allein das Mittelalter hindurch greifbar zu verfolgen geblieben, sondern selbst noch heute bemerkbar sind. Etwa um das Jahr 1133* wurde in einem Walde bei Inden (Cornelimünster) ein Schiff gezimmert, unten mit Rädern versehen und durch vorgespannte Menschen zuerst nach Aachen, dann nach Mastricht (wo Mastbaum und Segel hinzukamen) hinauf nach Tongern, Looz und so weiter im Lande herumgezogen, überall unter großem Zulauf und Geleite des Volkes. Wo es anhielt, war Freudengeschrei, Jubelsang und Tanz um das Schiff herum bis spät in die Nacht. Die Ankunft des Schiffes sagte man den Städten an, welche ihre Thore öffneten und ihm entgegengingen. In Aachen ward das Schiff durch eine Procession von Männern und Frauen festlich eingeholt; anderwärts stürzten sich Scharen von Frauen mit flatterndem Haar und losem Gewand zuchtlos unter die Menge, die das Schiff umtanzte. — Daß der Ursprung des Festes in heidnischer Zeit wurzelte, kann schon allein der Unwille zeigen, mit dem die Geistlichkeit dasselbe betrachtete; sie benennt das Schiff des „Teufels Kurzweil“, das „Abbild böser Geister“, es sei nicht zu sagen, ob es mehr ein Sitz des Bacchus oder der Venus, des Neptun oder Mars sei, man solle es verbrennen oder auf andere Weise wegschaffen. Alle Züge der Beschreibung deuten wie die Nerthusfeier auf den Dienst einer mütterlichen Göttin, die den Menschen Frieden und Fruchtbarkeit bringt. Daß das Schiff ein Schiffswagen ist, läßt den Bezug gleichmäßig auf Ackerbau und Schifffahrt erkennen, die mit dem einkehrenden Frühling zu neuer Thätigkeit rufen, und ohne Zweifel haben wir das

* Der oben erwähnte Niörðhr mag in früher Zeit als ihr Gemahl an Wodan's Stelle gestanden haben; in der deutschen Götterreihe tritt er nicht mehr hervor.

** Mannhardt hat diesem Umzuge der Nerthus in seinem Werke: „Der Baumcultus der deutschen Völker“, eine besondere eingehende Abhandlung gewidmet.

* Den Bericht enthält das Rudolfi chronicon S. Trudonis; die betreffende Stelle ist von Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe, S. 214 vollständig mitgetheilt.

Fahrzeug an der Ostsee von der nämlichen Art wie das am Rhein zu halten, da es ja von einer Insel zur Umführung auf dem Lande herübergebracht werden mußte. Der baierische Geschichtschreiber Aventinus um 1500, welcher der Schiffsumfahrt mit erweiternden Bemerkungen Erwähnung thut, nennt die Taciteische Isis Frau Eise, unfraglich dabei der Volksüberlieferung folgend; nach gewichtigen, von Simrock beigebrachten Belegen, daß der Name Eise allerdings eine Rolle spielt, die seinen Bezug auf die Schifffahrt ganz außer Zweifel setzt, muß das Urtheil desselben, daß dieser Name der Göttin der richtigere sei, als wohl begründet betrachtet werden. In gleicher Weise erscheint seine Ansicht unbezweifelbar, daß aus jenem Schiffswagen unser Carneval (car-navalis) entsprungen ist.

Schon in diesen beiden von Tacitus genannten Göttinnen läßt sich aus den positiven Angaben, die wir über den Cultus derselben erhalten, der innere Bezug zu dem Wesen der höchsten weiblichen Gottheit, Wodan's Gemahlin, deutlich erkennen. Andere vervollständigende Züge müssen wir von Göttinnen entnehmen, die uns einzig in der Volksüberlieferung erhalten sind, vor allen den allerdings phantastischen Gestalten der Holda und der Bertha. Auf diese haben sich unschwer erkenntlich in der Zeit des Uebergangs zum Christenthum die Erinnerungen an die oberste Göttin unter mannigfaltigen, verschiedenartigen Einwirkungen vertheilt, zugleich dann neue, ursprünglich abliegende Elemente in sich aufnehmend. Schon die Namen sind sprechend.* Holda ist die milde, freundliche, gnädige Göttin und Frau; Bertha, ahd. Perahta, bedeutet die leuchtende, glänzende, hehre. In den Volkssagen fallen jedoch die Namen Frau Holle, Huller Frau Perchta, Berche u. s. w. je nach den Provinzen oft mit Fru Frecke, Fru Gode, Fru Wodan u. a. zusammen. Frau Holle wird als ein himmlisches, die Erde umspannendes Wesen dargestellt; wenn es schneit, so macht sie ihr Bett, dessen Federn fliegen. Sie liebt den Aufenthalt im See und Brunnen, sie ist eine Göttin der Jagd (im wilden Heer). Holda und Bertha ziehen auf Wagen einher und halten ihren Umzug in den Zwölften; Beide begünstigen Ackerbau und Schifffahrt unter den Menschen; ein Pflug, von dem Goldspäne abfallen, ist ihr heiliges Geräth. Beide haben die Oberaufsicht über die strenge Ordnung im Haushalt, namentlich über die Spinnerinnen. Wenn Holle Weihnachten im Lande einzieht, werden alle Spinnrocken reichlich angelegt und für sie stehen gelassen; Fastnachts aber, wenn sie heimkehrt, muß Alles abgesponnen sein, die Rocken stehen dann vor ihr versteckt; trifft sie Alles an, wie es sich gehört, so spricht sie ihren Segen aus, im Gegentheil ihren Fluch.

Freilich müssen wir die hier angeführten Züge von anderen ganz entgegengesetzten, welche dieselben begleiten, sorgfältig ablösen, denn beide Göttinnen sind in den Volkssagen zugleich auch von einer bösen Seite dargestellt und treten in häßlicher, abschreckender Gestalt auf. Namentlich schlägt Bertha's Erscheinung überwiegend nach dieser Seite über. Am nächsten ihrer ursprünglichen Würde als die Hohe, Glänzende giebt sie sich in der Gestalt der weißen Frau, die sie schon im Namen ist und als welche sie, wenn auch in beschränkter Sphäre, die Erinnerung an die über das Loos der Menschen waltende Göttermutter vertritt.

Dem priesterlichen Eifer, der Wodan's Gedächtniß verfolgte, konnte natürlich die weibliche Gottheit noch weniger entgehen. Allein wie siegreich er war: wenn der Volksgeist die alten Götter verwarf, so mußte die Geistlichkeit doch aus mehr als einem Zuge erkennen, daß derselbe in ihrer Kirche nicht vollen Ersatz für das Aufgegebene fand. Wie sich ihm in dem Helden im Berge das Gedächtniß des hülf- und schutzreichen Gottes erhielt, so rettete er der finsteren Weltflucht der Kirche gegenüber auch das Andenken an den menschlich-freien Sinn des Heidenthums zu der liebreichen Holda in den Berg. Noch singt uns in rührenden Tönen die Tannhäusersage von der Sehnsucht nach der alten Religion und von der Härte der Geistlichkeit.

* *
*

* Wir folgen Grimm.

Hatte sich auf dem obersten Gott alle Abstraction vertieften Denkens abgelagert, so blieben dagegen die anderen Götter mehr die Repräsentanten eingeschränkterer Vorstellungssphären, das Wirken der Gottheit in einer mehr begrenzten Richtung versinnlichend.

Der gewaltigste wie der älteste von Odin's Söhnen, von Jörd (die unbebaut gefaßte Erde) geboren, ist Thor, Donar bei den Deutschen, der Gewittergott, der den Ackergang segnet und die Ernte, der vertrauteste Freund der Menschen, der ihnen das irdische Heim giebt, der Beschützer des Herdfeuers und der Ehe. Er ist zum Schutze der Götter und der Menschen in ewigem Kampfe mit den Riesen, den rohen Naturgewalten, er macht die Aecker urbar und gewinnt den öden Felsen fruchtbares Land ab. Mit blitzenden Augen und feuerflammendem Barte fährt der Gott auf seinem von zwei Böcken gezogenen Donnerwagen im Wettersturme daher. Das Werkzeug seiner mächtigen Kraft ist der zermalmende Hammer Miölnir, der stets, wenn er ihn geschleudert, in seine Hand zurückkehrt. (Donar's Hammer war im altdeutschen Rechte ein hochgehaltenes Symbol. Der Hammerwurf heiligt den Erwerb, mit dem Hammer werden Bräute und Leichen geweiht; er versinnlicht eben das ordnende und erhaltende Princip.)

Neben dem stärkeumgürteten Thor steht in strahlender Milde der frohmachende, schöne, heilige Freyr, deutsch Frô (Herr), der um Fruchtbarkeit und Frieden angerufen wird; von ihm hängt Regen und Sonnenschein ab. Einst sah Freyr von Odin's Hochsitze herab die schöne Gerda, die Tochter des Riesen Gymir, „von ihren Armen leuchteten Luft und Wasser, und alle Welten strahlten von ihr wieder"; da entbrannte er in heftiger Liebe. Er fordert von seinem Diener Skirnir, daß er die Werbung übernehme. Skirnir erklärt sich bereit, wenn Freyr ihm sein Schwert gebe, das sich selber schwingt gegen der Reifriesen Brut. Freyr willigt ein und giebt ihm auch sein Roß, daß es ihn durch die Flammen trage, die Gerda's Saal umgeben. Skirnir erhält Einlaß zu ihr, obgleich ihr ahnt, daß der Mörder ihres Bruders Beli nahe. Aber vergeblich macht er ihr die glänzendsten Anerbietungen, er muß zu Verwünschungen und Beschwörungen schreiten. Da endlich willigt Gerda ein, sie will nach neun Nächten im Haine Barri Freyr ihre Liebe gewähren. — Die Mythe, die das Skirnisför (Skirnir's Fahrt) erzählt, ist ebenso schön als Dichtung wie mythologisch bedeutsam. Gerda ist die unter starrer Winterdecke liegende Erde. Die lodernde Flamme ist die Gluth des Scheiterhaufens, die Waberlohe, das Sinnbild des Todes, der Unterwelt. (Da der Holzstoß mit Dornen durchflochten war, wird eine undurchdringliche Dornenhecke mit der Flamme gleichbedeutend. Dornröschen.) Freyr's sich selber schwingendes Schwert ist der Sonnenstrahl, der das blühende Leben hervorruft. Gerda's Bruder Beli (der Brüllende) versinnlicht die Frühlingsstürme. Nachdem diese gestillt sind, vermählt sich Freyr mit Gerda im maigrünen Hain. Sein Schwert konnte er hingeben, weil er der Gott des Friedens ist; später aber sollte ihm, wie wir sehen werden, die Weggabe desselben Verderben bringen.

Freyr's Schwester, Freya (Frau, Herrin), nach Frigg, mit der sie ursprünglich identisch und daher oft verwechselt ist, die vornehmste Göttin, erscheint ihrem Bruder in allen Eigenschaften gleichgestellt; sie ist die frohe, schöne, gnädige Göttin der Liebe, im reinen wie im unreinen Sinne, aber auch der schönen Jahreszeit, der Fruchtbarkeit. Sie trägt ein köstliches Halsband, Brisingamen, das Sinnbild sowohl des Liebeszaubers wie des Frühlingsschmuckes.

Schön und hehr stehen die erwähnten Göttergestalten da, aber herrlicher als sie alle gepriesen ist der jugendschöne Lichtgott Balder (Paltar, Phol), der Gott des Lichtes, wie es zur ganzen Fülle und Höhe des Glanzes im Mittsommer aufsteigt; er ist der reinste, weiseste und gütigste von allen Göttern, der Liebling dieser wie der Menschen; so schön, daß ein Schein von seinem Antlitz ausgeht. Aber das Leben in Licht und Reinheit hat keine Dauer, nicht in der Natur — der sonnigen Zeit und ihrem Blüthenschmuck folgt der tödtende Winter —, nicht bei den Menschen und selbst nicht bei den Göttern. Balder muß dem

Tod verfallen, und von jenem Gedanken aus, der die germanische Götteranschauung im Kerne durchdringt, wird der Mythus, welcher dies berichtet, zum Mittelpunkte der Göttergeschichte (siehe unten). — Balder's Gemahlin ist Nanna, die Blüthengöttin, Beider Sohn Forseti, der Gott des Rechts, der weiseste Richter bei Göttern und Menschen, dessen Ausspruch unumstößlich ist.

Der lichten Gestalt des Gottes der Unschuld und des Friedens steht Zio (altn. Tyr, angels. Tin) als der kühne, furchtlose Schwertgott, der im Kriege über den Sieg herrscht, gegenüber. Einst aber war er, wie sein Name sagt, ein leuchtender Himmelsgott, der Vater Himmel* (im Sanskr. Diaus, griech. Ζεύς Gen. Διός, lat. Jupiter (Djauspater) Gen. Jovis; auch Deus und Tyr sind verwandt, da dieses in Zusammensetzungen, wie Hangatyr, Beiname Odin's, Gott bedeutet.** Nach Zio führte der dritte Wochentag bei den Angelsachsen den Namen Tiwesdäg (engl. Tuesday); in Schwaben und Baiern heißt er Ziestag (ahd. Ziwestac), und auch unser Dienstag besagt Tag des Tiu. Tacitus berichtet (Germ. Cap. 39), ohne jedoch den Namen zu nennen, von einem Alles beherrschenden Gotte, den die Semnonen (d. h. Feßler), der zu des Römers Zeit zwischen Elbe und Oder wohnende Hauptstamm der Sueven, verehrten. „Die Semnonen," sagt er, „geben sich für die ältesten und edelsten der Sueven aus, und der Glaube an dies Alter wird durch die Religion befestigt. Zu festgesetzter Zeit kommen in einem Walde, der durch der Väter Weihe und altherkömmliche Scheu geheiligt ist, alle Völkerschaften desselben Blutes mittelst Gesandtschaften zusammen und begehen nach barbarischem Brauche grauenvolle Weihen. Es widerfährt dem Haine noch eine besondere Ehrfurchtsbezeugung. Niemand betritt ihn anders als mit einer Fessel gebunden, im Gefühl der Niedrigkeit und um zu zeugen von der Macht der Gottheit. Ist er zufällig gefallen, so ist ihm nicht gestattet, sich zu erheben und aufzustehen; auf dem Boden wälzt man sich hinaus. Und den Gesichtspunkt hat dieser ganze Aberglaube, als ob dort der Stamm seinen Ursprung, der Gott, der Alles beherrscht, seinen Sitz habe, alles Uebrige unterworfen und dienstpflichtig sei." Dieser Gott nun ist kein anderer als Zio. In Urkunden des 8. und 9. Jahrhunderts werden die Schwaben Ziuwari, d. h. Männer des Zio, genannt; und die Schwaben sind eben die Nachkommen der von Norden herabgewanderten suevischen Stämme, die sich im 5. Jahrhundert zwischen Neckar und Lech angesiedelt hatten. Die Stadt Augsburg führte vom Cultus des Gottes den Namen Ziesburc (Stadt des Zio).

Dem Zio zu Ehren fand der Schwerttanz statt, das nach Tacitus einzige, in allen Versammlungen gleiche Schauspiel der Deutschen, und noch bis in die neuere Zeit hinein ist die Pflege dieses Spiels in der Nation Sitte geblieben.

* * *

Durch die ganze religiöse Ideenwelt, wie überall in den Sitten und Bräuchen haben wir bisher den kriegerischen Sinn unserer Vorfahren in den verschiedensten Richtungen des Geistes- und Gemüthslebens sich spiegeln sehen; vielleicht von keiner Seite jedoch tritt er uns in so eigenthümlich nationalem Gepräge entgegen wie in der idealischen Verbindung mit der Hingebung an das Weib, in welcher ihn die Vorstellung von den Schlachtgöttinnen, den Walkyren, zeigt. In keinen anderen mythischen Gestalten spricht sich zugleich so concret wie in diesen Göttinnen und dem Verhältniß, in welchem sie zu dem Menschen gedacht sind, das im Tiefsten bewegende Element in dem Religionsleben des Germanen aus. Nur der Anrufung einer Walkyre bedarf es, um dem Kämpfenden in der Schlacht die Gewißheit des Sieges zu geben.* Den eigentlichsten Gehalt dieser Vorstellung beleuchtend, begegnet uns ebenso später im Mittelalter der Glaube, daß das bloße Andenken an die geliebte Frau, die Nennung ihres Namens, jene Wirkung hat.** Man sieht, gleichsam in dramatischer Lebendigkeit kommt hier der

* Mannhardt, Die Götter &c., S. 262.
** Simrock, Deutsche Mythologie, S. 264.

* Saxo Gramm., S. 72. (Grimm, 331.)
** Parzival 743, 23.

Grund und das Wesen, worin die hohe Geltung des Weibes beruht, zur Erscheinung: der Geist der Liebe ist es, der in demselben verkörpert angeschaut wird; die Liebe ist die Macht, die das Göttliche im Menschen weckt, aus ihr wächst die Kraft zu ihrer Höhe auf. Nur als eine charakteristische Fortbildung der Anschauung schon des Heidenthums, dem die Frau ja bereits dem Namen nach Göttin war (Freya, Frau), erscheint es deshalb, wenn das christliche Ritterthum in seiner Idealisirung der Liebe die Verehrung Gottes und der Frauen gleichstellte. (Êret got und diu wîp., Iw. 6044); wenn ein Dante in seiner Beatrice die Führerin sah, um zum Schauen der Gottheit zu gelangen.

* * *

Nennen wir neben den aufgeführten Göttern und Göttinnen noch den Gott der Dichtkunst, Bragi, und die Gemahlin desselben, Iduna, welche die Aepfel bewahrt, deren Genuß den Göttern die ewige Jugend erhält, so würden wir nun, um die Reihe der hervorragenden Gottheiten zu schließen, zu Loki, dem bösen Gotte, übergehen können; allein der Umstand, daß die Wesenheit desselben nur in der Geschichte der Götter ihr volles Licht erhalten kann, läßt es uns gerathen erscheinen, ihn erst bei dem Ausblick auf die Hauptmomente der letzteren in Betracht zu ziehen. Zuvor haben wir noch einen Blick zu werfen auf das gestaltenbunte Reich der niederen göttlichen Wesen, Elementargeister und Dämonen, die nach der Anschauung unserer Vorfahren unter der mannigfachsten Beziehung zu den Menschen die ganze Natur durchwirkten und durchwebten: ein Gebiet, das für die lebendige Erfassung der germanischen Gottes- und Weltanschauung kaum mindere Bedeutung als der obere Götterkreis besitzt. Der Riesen und der Zwerge, der gewichtigen Rolle, welche namentlich die ersteren spielten, haben wir bereits oben gedacht. Als das von einer älteren Götterdynastie stammende Geschlecht, das gegen die bildende Kraft der jüngeren Götter die ungezähmte Macht der Elemente vertritt, tragen die Riesen natürlich zunächst das Gepräge des Ungeheuerlichen, Wilden und Furchtbaren; aber wir wissen auch, wie sie zugleich als die Bewahrer einer älteren und tieferen Weisheit gefaßt waren, so daß Odin selbst bei Mimir sich Rath erholen mußte, und von dieser idealen Seite her bedingt es sich, daß nicht nur das Erhabene in ihrem Reiche seinen Platz hat, sondern auch, wie schon die Zeichnung der Gerda (siehe oben) erkennen läßt, das eigentlich Schöne. Auch ist das Geschlecht den Menschen nicht unbedingt feindlich; gar gern schenken Riesen holden Erdentöchtern und Riesinnen schönen Jünglingen ihre Neigung, und die Sprößlinge so geschlossener Heirathen gehen dann allmälig in die menschliche Art über; aber auch unter gewöhnlichen Verhältnissen, selbst als Knechte, können die Riesen es sich unter den Menschen heimisch machen. Ein Hauptzug ihres Wesens ist dann bei der Verschlagenheit die Gutmüthigkeit; und hier ist die Brücke, über welche die Phantasie mit der Zauberkraft des Humors, der dem physisch Uebergewaltigen die geistige Ueberlegenheit des Menschen entgegenstellt, die Riesenwelt dem Volksgemüthe traulich nahe gebracht hat.

Während die Riesen mit den alles Leben und alle Entwickelung fördernden Göttern in steter Feindschaft sind, haben diese dagegen in den Zwergen kluge und geschäftige Diener; aus der kunstvollen Werkstatt der letzteren hat nicht allein Freya ihr köstliches Halsband Brisingamen, sondern auch Thor seinen machttragenden Hammer erhalten. Und diese Artung zu sinnigem Schaffen ist es, die das kleine Volk auch in ein freundliches Verhältniß zu den Menschen stellt. Die Zwerge lieben den Verkehr mit diesen wie in Sehnsucht nach dem Lichte auf der grünen Erde, und gern sind sie ihnen mit kunstvollen Gaben gefällig. Aber die Menschen haben sich auch ihrerseits wieder vor der List und Verschlagenheit des unterirdischen Geschlechts zu wahren, das sich ihnen in mancher Hinsicht überlegen fühlt, und nicht bloß in Gewandtheit und Geschäftigkeit; namentlich klagt es über den Mangel an Redlichkeit oberhalb der Erde. So haben denn die Menschen mindestens gleiche Schuld, wenn Unheil aus dem Verkehr sich entwickelt. Den Kern des Verhältnisses giebt in bedeutungs-

voller Weise immer die Anschauung zu erkennen, daß jede freiwillige Gabe der Zwerge segenbringend ist, daß aber alles ihnen unrechtmäßig abgenommene Gut Verderben bringt. An diesem haftet dann der Zwerge Fluch.

Wie die Zwerge im Schoße der Erde, so schaffen die Elben (Elfen) in der Luft und im Lichte, die Nixen in den Wassern; sie alle sind ursprünglich innig verwandt, wie denn die Zwerge (von ihrer dunklen Wohnung) auch Schwarzelben heißen und der Zwergfürst Alberich später als Oberon König der Elfen wird. Die Lichtalfen sind hold und schön, ihre Wohnung Alfheim hat Freyr, der Gott der entwickelnden Sonnenkraft, als Zahngebinde erhalten, den Menschen sind sie freundlich gesinnt, und es wird ihnen geopfert wie den Göttern. Aber feingeistig in ihrer Natur und in ihrem stillen Wesen (das „stille Volk") von den Menschen gar oft nicht beachtet, sind sie auch neckisch und täuschen und trügen. Aehnlich geartet nach Wesen und Wirken wie die Elben sind die Nixen. Auch sie tragen den Menschen freundlichen Sinn, ja sie sind des Umgangs mit ihnen noch bedürftiger als die Zwerge. Wasserjungfrauen vermählen sich mit schönen Jünglingen und leben Jahre lang mit ihnen zusammen, bis es sie endlich wieder zu dem Element zurückzieht. Ihre Gestalt ist der menschlichen so ähnlich, daß sie nur an ganz unbedeutenden Merkmalen, wie an dem nassen Saum des Kleides, zu erkennen sind. Ein Hauptband des Verkehrs ist dabei ihre Liebe zur Musik; Spiel, Gesang und Tanz ist ihre wie der Elfen Lust und Freude; nach einer späteren Sage besitzen sie elf Weisen, würde die letzte gespielt, so würden Tische und Bänke, Alt und Jung und selbst die Kinder in der Wiege zu tanzen beginnen. Bei diesem heiter freundlichen Wesen haben jedoch auch die Nixen eine finstere, ja grausame Seite: wie es noch heute im Volksmunde heißt, muß der Fluß, der See sein Opfer haben; aber selbst da neigt sich der Volksgeist zu milder, versöhnender Auffassung: in Liebe zieht die Nixe den schönen Jüngling in die Tiefe, und Holda empfängt die Ertrinkenden auf lachendem Grunde im See oder Brunnen.

Als mit der Natur der Nixen sich berührender Wesen gedenken wir hier noch der Schwanjungfrauen, deren Geisternatur an das Schwanenhemd sich knüpft, so daß sie, desselben beraubt, auch ihrer höheren Kraft verlustig gehen und der Mensch über sie Gewalt gewinnt. Der Schwan ist der weissagende Vogel, und in ihrer Beziehung zu demselben tragen diese Gestalten einen bedeutsamen Zug besonders ausgeprägt, der überhaupt all' den erwähnten Naturgeistern eigen ist und sie von den verwandten mythischen Gebilden der übrigen Völker im Innersten unterscheidet: daß sie Theil haben an der Eigenschaft der Nornen als der Weberinnen des Geschickes. — Wer sähe in den Vorstellungen hier nicht, wie das Gefühl der innigsten Verbundenheit mit der Natur zum Gottesgefühl sich vertieft!

* *
*

Nach dieser Betrachtung der niederen Götterwelt wenden wir uns nun zu Loki, dem bösen Gotte. In keiner der Göttergestalten außer Odin spiegelt sich der germanische speculative Geist so in seiner ganzen Originalität und Tiefe wie in dieser. Der Grund, in dem sein Wesen wurzelt und von dem aus es entfaltet ist, ist die elementare Macht des Feuers (sein Name kommt von liuhan, leuchten), des Elements, durch das zuerst den erstarrten Weltströmen zeugende Kraft verliehen ward, durch das aber auch die erschaffene Welt wieder zu Grunde gehen soll. Aus dieser doppelten, wohlthätigen und zerstörenden Seite der elementaren Macht bestimmt sich sein Wesen und Wirken, und mit bewundernswerth schöpferischem Geist ist diese Doppelthätigkeit in den Mythen durchgeführt. Der Sohn des Riesen Farbanti und der Laufey oder Nål, ist Loki früh entstanden wie Odin selbst, mit diesem hat er die heilige Blutsbrüderschaft geschlossen, mit ihm zusammen hat er die Menschen geschaffen, indem er ihnen Blut und Farbe, d. h. das zweideutige Geschenk der Sinnlichkeit gab. Aber während er so schöpferisch zur Entstehung des Geschlechtes mitgewirkt hat, dessen Geschicke zu leiten die Hauptaufgabe der Götter ist, hat er zugleich mit einem Riesenweibe, Angurboda (Angstbote), drei Kinder gezeugt, von denen der ganzen Welt das

Verderben kommen wird: den Fenriswolf, die Midgardschlange und Hel. Da die Götter vor den von denselben ihnen drohenden Gefahren in Furcht geriethen, warf Allvater die Schlange in die See, wo sie nun alle Länder umgab, so daß sie sich in den Schwanz biß; Hel wurde nach Niflheim versetzt. Ein mächtiges Gitter umschließt ihre Wohnung, vor der der Höllenhund Garm wacht, der Strom Slidr wälzt Schlamm und Schwerter durch ihr Gebiet. Da sitzt Hel bei stets halb offener Thür, eine grauenvolle Gestalt, halb weiß, halb schwarz, den Guten wohlgesinnt, den Bösen eine strafende Gottheit; auch sie so wieder die Doppelnatur Loki's darstellend, wie ja Niflheim im Weltganzen der Ort ist, von dem alles Leben ausströmt und wohin es wieder zurückkehrt. — Fenris wurde von den Göttern durch List gebunden und an einen Felsen im Grunde der Erde gekettet.

Loki wird nun der hauptbewegende Theil in den Ereignissen, in denen sich das Sinken der Götter zur Schuld und zum Untergange hin vollzieht, indem er dabei die Rolle bald des verschlagenen Dieners, bald des Verführers, bald des Verräthers spielt. Zur Darstellung dieser Entwickelung sind ursprünglich reine Naturmythen auf das sittliche Gebiet gezogen und in einer Weise zu einander gestellt, daß ein förmliches, dramatisch bewegtes Götterepos vor uns steht, von einer Tiefe des sittlichen Gehalts, wie zu ihr kein anderes heidnisches Volk je gelangt ist.

Daß schon im frühen Jugendalter der Götterwelt die Unreinheit des Erschaffenen den Glanz ihres Lebens befleckte, haben wir oben aus dem Ausspruch der Seherin (Völuspa) erfahren, aber im Fortgang ihrer Rede hören wir alsbald einen wachsenden tiefen Verfall betont: die Götter achten selbst ihrer Eide und Schwüre nicht mehr. Es heißt da:

29. Da gingen die Berather zu den Richterstühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath,
Wer mit Frevel hätte die Luft erfüllt,
Oder den Riesen Odar's Braut gegeben?

30. Von Zorn bezwungen, zögerte Thor nicht,
Er säumt selten, wo er Solches vernimmt:
Da schwanden die Eide, Wort und Schwüre,
Alle festen Verträge, sonst trefflich erdacht.

An einer Stelle der jüngeren Edda (Dämisaga 42) wird berichtet, worauf die dunklen Worte zielen: „Als die Götter Midgard geschaffen und Walhalla gebaut hatten, kam ein Baumeister und erbot sich, eine Burg zu erbauen in drei Halbjahren, die den Göttern zu Schutz und Schirm wäre wider Bergriesen und Hrimthursen, wenn sie gleich über Midgard eindrängen. Aber er bedingte sich das zum Lohn, daß er Freya haben sollte und Sonne und Mond. Da traten die Asen zusammen und gingen den Kauf ein mit dem Baumeister, daß er haben sollte, was er ausspräche, wenn er in einem Winter die Burg fertig brächte; wenn aber am ersten Sommertag noch irgend ein Ding an der Burg unvollendet wäre, so sollte er des Lohnes entrathen; auch dürfte er von Niemandem bei dem Werke Hülfe empfangen. Als sie ihm diese Bedingung sagten, verlangte er von ihnen, daß sie ihm erlauben sollten, sich der Hülfe seines Pferdes Swadilfari zu bedienen, und Loki rieth dazu, daß ihm dieses zugestanden wurde. Da griff er am ersten Wintertag dazu, die Burg zu bauen, und führte in der Nacht die Steine mit dem Pferde herbei. Die Asen däuchte es groß Wunder, wie gewaltige Felsen das Pferd herbeizog, und noch halb mal so viel Arbeit verrichtete das Pferd als der Baumeister. Der Kauf war aber mit vielen Zeugen und starken Eiden bekräftigt worden, denn ohne solchen Frieden hätten sich die Riesen bei den Asen nicht sicher geglaubt, wenn Thor heimkäme, der damals nach Osten gezogen war, Unholde zu schlagen. Als der Winter zu Ende ging, ward der Bau der Burg sehr beschleunigt, und schon war sie so hoch und stark, daß ihr kein Angriff mehr schaden mochte. Und als noch drei Tage blieben bis zum Sommer, war es schon bis zum Burgthor gekommen. Da setzten sich die Götter auf ihre Richterstühle und hielten Rath, und einer fragte den anderen, wer dazu gerathen hätte, Freya nach Riesenheim zu vergeben und Luft und Himmel so zu verderben, daß Sonne und Mond hinweggenommen und den Riesen gegeben werden sollten. Da kamen sie alle überein, daß der dazu gerathen haben werde, der zu allem Bösen rathe: Loki, Laufey's Sohn, und sagten, er solle eines übeln Todes sein, wenn er nicht Rath fände, den Baumeister um seinen Lohn zu bringen. Und als sie dem Loki zusetzten, ward er bange vor ihnen

und schwur Eide, er wollte es so einrichten, daß der Baumeister um seinen Lohn käme, was es ihn auch kosten möchte. Und denselben Abend, als der Baumeister nach Steinen ausfuhr mit seinem Rosse Swadilfari, da lief eine Stute aus dem Walde dem Rosse entgegen und wieherte ihm zu. Und als der Hengst merkte, weß Rosses das war, da ward er wild, zerriß die Stricke und lief der Mähre nach, und die Mähre voran zum Walde und der Baumeister dem Hengste nach, ihn zu fangen. Und diese Rosse liefen die ganze Nacht umher, und ward diese Nacht das Werk versäumt, und am Tage darauf ward dann nicht gearbeitet, wie sonst geschehen war. Und als der Meister sah, daß das Werk nicht zu Ende kommen möge, da gerieth er in Riesenzorn. Die Asen aber, die nun für gewiß erkannten, daß er ein Bergriese war, der zu ihnen gekommen, achteten ihrer Eide nicht mehr und riefen zu Thor, und im Augenblick kam er und hob auch gleich seinen Hammer Miölnir und bezahlte mit ihm den Baulohn, nicht mit Sonne und Mond, vielmehr verwehrte er ihm das Bauen auch in Riesenheim, denn mit dem ersten Streich zerschmetterte er ihm den Hirnschädel in kleine Stücke und sandte ihn hinab gen Niflhel. Loki selbst war als Stute dem Swadilfari begegnet."

Man sieht, die Götter haben sich von einem hoch und heilig bekräftigten Versprechen durch eine List losgemacht, die bei den Wächtern des ewigen Rechts keine Stätte haben soll. Nicht fehlen kann es, daß fortan der Glaube an ihre Verläßlichkeit, damit aber die Grundsäule aller sittlichen Ordnung erschüttert wird. Das Lastende der unheilvollen That muß zunächst und am tiefsten der reinste der Götter, **Balder**, empfinden. Schwere Träume beginnen ihn zu quälen, die seinem Leben Gefahr drohen (Däm. 49). „Die Asen pflogen Rath zusammen und beschlossen, ihm Sicherheit vor allen Gefahren auszuwirken. Da nahm Frigg Eide von Feuer und Wasser, Eisen und allen Erzen, Steinen und Erden, von Bäumen, Krankheiten und Giften, dazu von allen vierfüßigen Thieren, Vögeln und Würmern, daß sie Baldern nicht schaden wollten. Als das geschehen war, kurzweilten die Asen mit Balder: er stellte sich mitten in einen Kreis, wo dann einige nach ihm schossen, andere nach ihm hieben und noch andere mit Steinen warfen. Und was sie auch thaten, es schadete ihm nicht: das däuchte sie alle ein großer Vortheil. Als aber Loki das sah, gefiel es ihm übel, daß den Balder nichts verletzen sollte. Da ging er zu Frigg in Gestalt eines alten Weibes und fragte sie, ob alle Dinge Eide geschworen hätten, Balder's zu schonen. Frigg antwortete, nur die unbedeutende Staude Mistiltein habe sie nicht in Eid genommen. Darauf ging die Frau fort. Loki riß den Mistiltein aus, ging in die Versammlung und gab ihn dem blinden Hödur,* daß er damit auf Balder schieße. Der Schuß flog und durchbohrte ihn, daß er todt zur Erde fiel, und das war das größte Unglück, das Menschen und Götter betraf. Alle Asen standen wie sprachlos und gedachten nicht einmal ihn aufzuheben. Einer sah den anderen an; ihr aller Gedanke war wider den gerichtet, der diese That vollbracht hätte, aber sie durften es nicht rächen, es war an heiliger Freistätte. Als aber die Götter die Sprache wiedererlangten, da war das Erste, daß sie so heftig zu weinen anfingen, daß keiner dem anderen mit Worten seinen Harm sagen mochte. Und Odin nahm sich den Schaden um so mehr zu Herzen, als Niemand so gut wußte als er, zu wie großem Verluste und Verfall der Asen Balder's Ende gereichte. Als nun die Asen sich erholt hatten, da fragte Frigg, wer unter ihnen ihre Gunst und Huld gewinnen und in die Unterwelt reiten wolle, um Hel Lösegeld zu bieten, daß sie Balder zurückgebe. Der schnelle Hermod, Odin's Sohn, erbot sich zu der Fahrt; er bestieg den Sleipnir und stob davon.

„Da brachten die Asen Balder's Leiche auf sein Schiff Hringhorn, um sie zu verbrennen; als sein treues Weib Nanna das sah, da zersprang sie vor Jammer, und ihre Leiche wurde mit auf den Schei-

* Hödur (d. i. der Starke) ist in dem versinnlichten Naturproceß, der dem Mythus zu Grunde liegt, als das Dunkel des Winters erfaßt, der nach dem Höhestande des Lichts in der Sommersonnenwende nun mit den kürzeren Tagen herannaht. In christlicher Zeit trat in leicht erklärlicher Beziehung an die Stelle von Balder's Gedächtniß das Johannes des Täufers.

terhaufen gelegt. Als derselbe angezündet ward, trat Thor hinzu und weihte ihn mit seinem Hammer. Auch Balder's Hengst ward mit allem Geschirr zum Scheiterhaufen geführt. Alle Asen und eine große Menge Hrimthursen und Bergriesen wohnten dem Leichenbrande bei.

„Hermod ritt unterdeß neun Nächte durch tiefe, dunkle Thäler, so daß er nichts sah, bis er zum Giöllflusse kam und über die Giöllarbrücke ritt, dann setzte er mit gewaltigem Sprunge über das Helgitter. Da sah er seinen Bruder Balder auf dem Ehrenplatze sitzen. Hermod blieb dort die Nacht über; aber am Morgen verlangte er von Hel, daß Balder mit ihm reiten sollte, und sagte, welche Trauer um ihn bei den Asen sei. Aber Hel sagte, das sollte sich nun erproben, ob Balder so allgemein geliebt werde, als man sage. ‚Und wenn alle Dinge in der Welt, lebendige und todte, ihn beweinen, so soll er zurück zu den Asen fahren, aber bei Hel bleiben, wenn Eins widerspricht und nicht weinen will.' Da ritt Hermod seines Wegs und kam nach Asgard und sagte alle Zeitungen, die er da gesehen und gehört hatte. Danach sandten die Asen in alle Welt und geboten, Balder aus Hel's Gewalt zu weinen. Alle thaten das, Menschen und Thiere, Erde, Steine, Bäume und alle Erze, nur ein Riesenweib in einer Höhle, das Thök genannt war, weigerte sich; sie antwortete: ‚Nicht im Leben noch im Tod hatte ich Nutzen von ihm; behalte Hel, was sie hat!' Man meint, daß dies Loki gewesen sei."

Von dem Augenblicke von Balder's Tode an blieb den Göttern die Unabwendbarkeit des Untergangs ihrer Aller lebendig im Bewußtsein. Sofort würden sie Loki für seinen Frevel haben büßen lassen, allein die That war an einer heiligen Freistätte geschehen. Um so übermüthiger und frecher aber wurde jetzt Loki in seiner Bosheit, bis er sich endlich dahin verstieg, die Götter bei einem gemeinsamen Gastmahl* auf das schmählichste zu verhöhnen. Gleichsam als sei er berufen, ihnen das Verdiente des sie bedrohenden Geschicks vor Augen zu stellen, hielt er jedem von ihnen in den schwärzesten Farben die Gebrechen seines Wesens vor, die Fehler und Leidenschaften, wie der Mensch an ihnen seine Bürde trägt. Jetzt kann Loki den Göttern nur noch ein offener Feind, das Abbild und die Mahnung ihrer Entwürdigung sein; zu ihrer eigenen Erhaltung muß er der Strafe verfallen. Und Loki erkennt sein Loos. Er flüchtet sich auf einen Berg und macht sich da ein Haus mit vier Thüren, so daß er nach allen Seiten sehen kann; Odin erspäht ihn jedoch von seinem Sitze Hlidskialf aus. Da birgt er sich in dem Wasserfall Franangr in Gestalt eines Lachses, aber auch die List hilft ihm nicht, er wird von Thor ergriffen, und nun bannen ihn die Götter von sich. Er wird in eine Höhle gebracht und da über drei Felsen gebunden, über seinem Haupte wird ein Giftwurm befestigt, damit dessen Gift ihm ins Angesicht träufele. Sigyn, sein Weib, steht neben ihm und hält die Becken unter die Gifttropfen. Und wenn die Schale voll ist, da geht sie und gießt das Gift aus; derweil aber träuft ihm das Gift ins Angesicht, wogegen er sich so heftig sträubt, daß die ganze Erde schüttert, und das ist's, was man Erdbeben nennt. Dort liegt er in Banden bis zur Götterdämmerung,** d. h. wo die Kraft der Götter als der Stützen der Weltordnung hinsinken wird.

Und wohl mag diese Zeit des Weltendes lange hinausgeschoben sein. Harrt doch zuvor das Todtenschiff Naglfar seiner Vollendung, das aus Nägeln der Leichen zusammengesetzt ist; und die weite Frist, die das bedingt, wird noch durch die mahnende Vorschrift verlängert, allen Todten vor der Bestattung oder Verbrennung die Nägel zu beschneiden. Wie aber gläubige Sitte der Menschen den Göttern behülflich sein mag, das Weltgericht zu vertagen — die innere Gewalt der Dinge treibt zum Niedergange. Es wird eine Zeit schwerer Kriege kommen, und die Natur wird ihre Schrecken spiegeln in drei auf einander folgenden furchtbaren Wintern, Fimbulwinter genannt, wo Schnee von allen Seiten stöbert, wo der Frost groß, die Winde scharf sind und die Sonne ihre Kraft verloren hat; da werden aus Habgier die Brüder sich befehden, Geschwister

* Säm. Edda. Oegisdrekka.

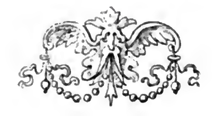
** Altn. Ragnarök, „Verfinsterung der Zeit und der waltenden Götter" (Grimm).

die Sippe brechen, Vater und Sohn gegen einander kämpfen, großer Ehebruch wird walten, und dann ist der Tag da, den der Ausspruch der Seherin verkündet. Sonne und Mond werden von Wölfen verschlungen, die Sterne fallen vom Himmel und Loki und Fenris werden ihrer Bande ledig; das Meer überfluthet das Land, das Schiff Naglfar wird flott, der Fenriswolf wüthet einher mit gähnendem Rachen, daß der Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde berührt; die Midgardschlange speit Gift, daß Luft und Meer entzündet werden, der Himmel birst: da kommen Muspel's Söhne unter Führung Surtur's, vor und hinter ihnen glühendes Feuer, die Götter aber und mit ihnen die Einherier ziehen nach der Ebene Wigrid, den letzten Kampf zu bestehen. Zuvorderst reitet Odin mit dem Goldhelm, dem schönen Harnisch und dem Spieß, der Gungnir heißt. So eilt er dem Fenriswolf entgegen, und Thor schreitet an seiner Seite, mag ihm aber wenig helfen, denn er hat vollauf zu thun, mit der Midgardschlange zu kämpfen. Freyr streitet wider Surtur, und kämpfen sie ein hartes Treffen, bis Freyr erliegt, und wird das sein Tod, daß er sein gutes Schwert mißt, das er dem Skörnir gab. Inzwischen ist auch Garm, der Hund, losgeworden: das giebt das größte Unheil, da er mit Tyr kämpft und Einer den Anderen zu Falle bringt. Dem Thor gelingt es, die Midgardschlange zu tödten; aber kaum ist er neun Schritte davongegangen, so fällt er todt zur Erde von dem Gift, das der Wurm auf ihn speit. Der Wolf verschlingt Odin, und wird das sein Tod.* Da aber kehrt sich **Widar** (er wird der „schweigsame As“ genannt, wir fassen ihn mit Simrock als den Gott der Erneuerung) gegen den Wolf, setzt ihm den Fuß in den Unterkiefer und reißt ihm den Rachen entzwei. Darauf schleudert Surtur Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt.

* Sn. Edda. 51.

Aber das Verderben kommt über Welt und Götter nur, auf daß sie herrlicher sich erneuern. Zum anderen Male taucht die Erde aus dem Wasser auf, grün und schön, die Fluthen fallen, eine neue Sonne wandelt glänzend die Bahn der Mutter, ungesäet sprießt auf den Aeckern das Getreide empor. **Widar**, der Rächer Odin's, und **Wali**, Balder's Bruder, der kaum geboren, einnächtig, diesen an Hödur gerächt hat, indem er denselben erschlug, leben noch; weder die See noch Surtur's Lohe hat ihnen geschadet. Der Sitz der Götter ist auf dem Idafelde, wo zuvor Asgard war. Auch Thor's Söhne, Modi und Magni (Muth und Kraft) stellen sich ein und bringen den Miölnir mit. Danach kommen Balder und Hödur aus dem Reiche Hel's; auch Hönir, der bei den Wanen war, kehrt zurück. Da sitzen sie alle beisammen und besprechen sich und gedenken der Dinge, die vordem sich ereignet, und sprechen von der Midgardschlange und von dem Fenriswolf. Da finden sich auch wieder die wundersamen goldenen Tafeln im Grase, welche in Urzeiten die Asen hatten. „Das Paradies ist ein verlorenes und ein künftiges der neugrün aus der Fluth steigenden Erde; dem **Idavöllr**, in dessen Grase die Götter Goldtafeln zum Spiel finden, steht schon jener alte Idavöllr, in welchem die Asen Asgard stifteten und heiter im Hofe mit Würfeln warfen, gegenüber; dem verjüngten Reiche der Zukunft ein dahingeschwundenes goldenes Zeitalter, worin Milch und Honig flossen.“ (Grimm.)

Und auch ein **neues Geschlecht der Menschen** wird die verjüngte Erde bewohnen. Lif und Lifthrasir (Leben und Lebenskraft) haben sich in Hottmimir's Holze (der Welteſche) geborgen und sich vom Morgenthau genährt. Das Böse ist nun geschwunden, fortan wird das Leben der Menschen rein sein, und nach ihrem Ende wird der Freudensaal Gimil (Himmel. Grimm, Cap. 25) die Guten vereinen.

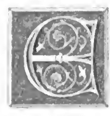




„Das deutsche Zimmer der Renaissance".

Von

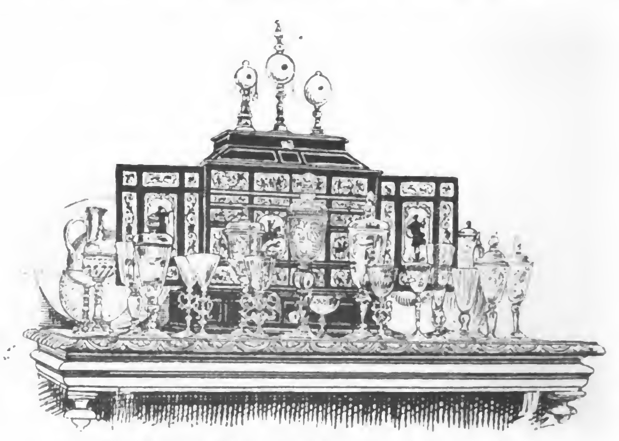
Friedrich Pecht.



Es kann gar keine Frage sein, daß die großen politischen Veränderungen, welche Deutschland im letzten Jahrzehnt erfahren, das Selbstvertrauen der Nation mächtig gesteigert, die entschiedenere Herausbildung eines specifisch nationalen Geistes sehr gefördert haben. Ist sein Besitz das Hauptgeheimniß der großen Erfolge anderer Völker, sein fast völliger Mangel eine Hauptursache der Jahrhunderte langen Erniedrigung des unserigen, so macht sich jetzt endlich seine Hebung doch allmälig auch bei uns auf allen Gebieten wohlthätig fühlbar und fängt an, das ganze Gebiet unserer geistigen und materiellen Interessen zwar noch lange nicht zu beherrschen, aber doch zu beeinflussen. Schon der im vorigen Jahre mit einer großen Majorität im Reichstage durchgesetzte Schutz der nationalen Arbeit gab ein sehr auffallendes Zeugniß von dem Umschwung in den Anschauungen der Nation; er ist aber noch auf vielen anderen Gebieten in nicht minder unzweifelhaften Thatsachen zu Tage getreten. So besonders im Kunstgeschmack und seiner Wirkung auf das häusliche Leben. Wie alle großen politischen Veränderungen sprach sich das zuerst in der Baukunst aus. Die so rasch gesteigerte Wohlhabenheit infolge unserer Siege gab ihr bekanntlich einen mächtigen Aufschwung, ist doch in den deutschen Städten seit 1866 bis heute mehr und vor allen Dingen besser gebaut worden als in dem ganzen Jahrhundert vorher. Diese glückliche Veränderung ging aber besonders vom Privatbau aus, der jetzt oft mit einer Opulenz, einer künstlerischen Durchbildung ausgeführt wird, wie sie seit dem Erlöschen der Spätrenaissance im Rococo nicht mehr in Deutschland gesehen ward.

Bei allen diesen Bauten machten sich alsbald zwei Momente sehr auffallend bemerkbar: das fast gänzliche Verlassen des gothischen Stiles und das immer allgemeiner werdende Zurückgreifen auf die Formen der deutschen Renaissance, also abermals eine sehr entschiedene Aeußerung gesteigerten Nationalsinnes. Solche Wirkung vortheilhafter politischer Veränderungen bei uns ist keineswegs ohne Vorbild. Sind es doch die Befreiungskämpfe gegen das napoleonische Joch zu Anfang unseres Jahrhunderts, welche die nationale Richtung in der Malerei durch Cornelius zuerst erzeugt und durchgesetzt haben. Ebenso verdanken wir ihnen das Herausbilden einer nationalen Sculptur durch den ursprünglich im Geschmack des Canova und Thorwaldsen ganz antikisirend arbeitenden Rauch. Denn lediglich durch die Nothwendigkeit, Denkmale der volksthümlichen Helden zu errichten, ward er auf jene scharf individualisirende Richtung, auf jenen gesunden Realismus erst hingedrängt, der seine und die Werke seiner bedeutenden Schule zu

einer unvergänglichen Errungenschaft jener großen Zeit gemacht und den Charakter und Sculptur, hat, das läßt sich jetzt schon mit großer Bestimmtheit feststellen.



Deutscher Kunstschrein (Ebenholz und Elfenbein) und venetianische Gläser aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

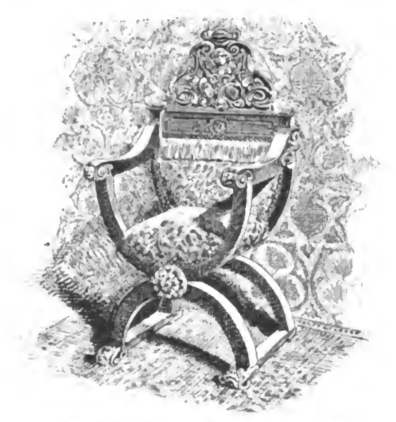


Wirthschaftszimmer im städtischen Museum zu Salzburg. Gestellt von Herrn Director Schiffmann.

der deutschen Bildhauerei für lange festgestellt hat.

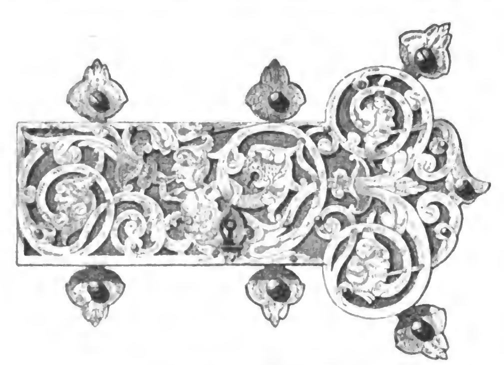
Genau so aber wie 1813 auf Malerei das Jahr 1870 auf die Architektur und das Kunstgewerbe gewirkt. Bis 1867 konnte man von der Existenz des letzteren

bei uns kaum sprechen, die damalige Pariser Ausstellung stellte das klärlich heraus; alle Beurtheiler derselben waren wenigstens darin einig, daß es so ziemlich den letzten Platz unter dem aller großen Culturvölker des Erdballs einnahm. Nur Oesterreich zeigte bereits einen bedeutsamen und hoffnungsvollen Aufschwung, der auf die Anregungen des Jahres 1848 mit voller Bestimmtheit zurückzuführen ist. Seit dem französischen Krieg ist nun aber bei uns mit einem höchst anerkennenswerthen Eifer an der Verbesserung unserer kunstgewerblichen Production gearbeitet worden, und dieselbe hat denn auch, unterstützt von dem gleichzeitigen



Deutscher Stuhl; Anfang des 17. Jahrhunderts.





Thürschloß; deutsche Renaissance.

Aufschwung in allen Zweigen der Baukunst, man kann wohl sagen außerordentliche Fortschritte gemacht. Vor Allem aber hat sie, als die Frucht einer großen nationalen Bewegung, wieder Stil und Charakter erhalten, ihr Hauptergebniß ist, wie schon angedeutet, die Wiederaufnahme des deutschen Renaissancestiles, den besonders die ehemaligen Gothiker unter den Architekten mit viel Glück anzu wehren, und unser Hauptmaterial ist das Holz, zur Wand- und Bodenverkleidung benutzen wir überdies noch die Tapete und den Teppich. Statt des Kamins aber haben wir den Ofen. Die Anpassung der Formen an diese ganz verschiedenen Materialien und äußeren Bedingungen ist es nun hauptsächlich, welche die Differenz zwischen den beiden Stilen ausmacht, die im Grunde nur aus



Petroleumlampe; entworfen von Hermann Kellner.

bahnten. Derselbe verdankte ja einer ähnlichen großen geistigen Erhebung, der Reformation, seine Entstehung und ist nichts Anderes als eine Umbildung der italienischen Renaissanceformen nach den Erfordernissen unseres Klimas, unseres Materials, unserer häuslichen Sitten und Gewohnheiten sowie unseres nationalen Temperaments. Eine specifische Verschiedenheit zwischen beiden existirt demnach nicht. Aber während die italienische Renaissance vor Allem kühle und luftige Räume herzustellen hatte und demzufolge Marmor und Stuck als Hauptmaterial benutzt, so haben wir unsererseits, wie sie vor der Hitze, uns gegen die Kälte jener künstlerischen Ausnutzung der specifischen Eigenthümlichkeiten derselben besteht, wie sie dem beiderseitigen Nationalcharakter entspringt.

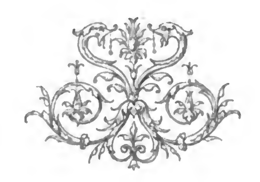
Der geschilderten großen Bewegung innerhalb der deutschen Baukunst und des Kunstgewerbes dient nun auch Dr. Georg Hirth's Werk.* Es bemüht sich, durch

* „Das deutsche Zimmer der Renaissance. Anregungen zu häuslicher Kunstpflege." Das Ganze ist auf 4 bis 5 Lieferungen in Folio berechnet, von denen jede ca. 32 Seiten und 50 Illustrationen enthält. Preis der Lieferung Mk. 2,40. (Verlag von G. Hirth in Leipzig.) Besonders hervorzuheben ist übrigens auch die typographische Leistung der Officin von Knorr & Hirth in München.

Vorführung der besten Muster des Stils sowohl den Bauherren als den ausführenden Künstlern ein wirklich vortreffliches Material an die Hand zu geben, überdies in einer Gestalt, die es möglich macht, unmittelbar danach arbeiten zu lassen. Wir erhalten zunächst die Ansichten einer großen Anzahl mustergültiger Zimmer dieses Stils aus alter und neuester Zeit, mit dem Detail an Mobilien, Geräthen aller Art und textilen Stoffen. Was die bis jetzt erschienenen zwei Hefte in dieser Beziehung bieten, ist meist vortrefflich und ganz geeignet, uns einen vortheilhaften Begriff von einem Stil zu geben, der die feine italienische Grazie so glücklich in gemüthvollen deutschen Humor, liebenswürdige Wärme, gelegentlich auch in stolze Kraft ja Derbheit übersetzt und dadurch wie wenig andere Erzeugnisse unserer heimischen Cultur ein auffallend treuer Spiegel unseres Wesens geworden ist. Eben deshalb gelingt aber auch seine Ausführung unseren Handwerkern besser als die irgend welcher anderen Stilformen, sie arbeiten sich mit unendlichem Behagen in denselben hinein und werden hier am leichtesten selbstschöpferisch. Darum handelte es sich aber ja gerade, endlich auf Formen zurückzugreifen, die, unserem innersten Wesen entsprechend, uns bald erlauben, dieselben mit voller Freiheit zu gebrauchen, nicht nur todte Copisten zu bleiben. Daß dieses Ziel aber bereits jetzt schon in ungewöhnlichem Maße erreicht worden, beweist eben, wie richtig es gesteckt war.

Das erste der bis jetzt erschienenen zwei Hefte enthält eine Einleitung über die allgemeine Berechtigung und die Vorzüge dieses Stils überhaupt; das zweite aber eine Abhandlung über die Farbe, welche etwas weit ausholt. Da indessen der Abschluß dieses Abschnittes erst im nächsten Hefte bevorsteht, so können wir ein Urtheil über die Bedeutung desselben noch nicht fällen. Nicht mit Unrecht nennt der Verfasser die Farbe das „Stiefkind" unserer kunstgewerblichen Bestrebungen, und mit noch größerem Rechte weist er auf das hin, was in dieser Beziehung schon seit Jahrzehnten in Frankreich geschehen ist. Da die eigentlich beschreibenden Abschnitte des Textes erst noch folgen, bis jetzt aber schon ca. 100 Abbildungen erschienen sind, so haben wir einen genaueren Anschluß des Textes an die Abbildungen und nützliche Winke zur Ausführung der gegebenen Muster wohl noch in den künftigen Heften des schönen Werkes zu erwarten, das wir hiermit jenem großen genießenden Publikum aufs wärmste empfohlen haben wollen, welches Bedürfniß nach einer harmonischeren Häuslichkeit empfindet, als sie ihm unsere Miethwohnungen dermalen noch bieten können.

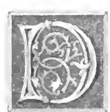
Vielleicht hätte es sich zu diesem Ende selbst empfohlen, eine Anzahl Adressen zu geben, wo dasselbe stilreine Schmuckgeräthe, Meubles, Oefen, Tapeten, Teppiche, Rahmen und Schnitzereien, Gläser und Majoliken aller Art sich am sichersten verschaffen kann. Jedenfalls würden Viele Winken dieser Art dankbar sein und somit ein vorhandenes Bedürfniß weiter damit befriedigt werden, was ja doch der Zweck des ganzen so lobenswerthen Unternehmens ist.





Literarische Mittheilungen.

Neueste Erzählungs-Literatur.



Der Forstmeister. Roman von Berthold Auerbach. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel, 1879.

Die Absicht des Dichters, einen in ländlicher Stille lebenden, durch die annähernde Gleichartigkeit der materiellen Interessen, der sittlichen Zustände und der intellectuellen Bildung eng umfriedeten Kreis wohlgesinnter Menschen zu schildern, in welchen ein fremdartiges Element in Gestalt eines moralisch verwilderten Individuums sich eindrängt, um Alles und Alle in Verwirrung und Aufregung zu bringen, bis die Gesammtheit der eingesessenen Guten energisch Front gegen den bösen Eindringling macht, so daß nach seiner Ausweisung der alte Friede und das gute Einvernehmen, nur noch schöner und inniger, wiederkehren — diese Absicht, sage ich, auf welche der Dichter des „Forstmeister“ zweifellos hinzielt, ist nicht minder zweifellos eine künstlerisch berechtigte, zweckmäßige und fruchtbare.

Vorausgesetzt, daß die Mittel zum Zweck richtig gewählt wurden, der Künstler sich nach allen Richtungen innerhalb der engen Grenzen hielt, welche ihm seine Aufgabe zog, er überall den Charakter der Idylle, auf die er es ursprünglich abgesehen hatte, in voller Reinheit bewahrte.

Um die glatte Oberfläche eines Teiches zu trüben, braucht man keinen Felsblock hineinzuschleudern; an flachen, blumengeschmückten Wiesengestaden darf man keine tobende Meeresbrandung erregen wollen.

Ich sage erregen wollen, weil in Wirklichkeit die Sache unmöglich ist. Ebenso unmöglich, wie es in unserem Falle dem Dichter wurde, aus seinem schönen, aber bescheidenen Stoffe mehr zu machen, als derselbe hergeben konnte. Ja, wir werden sehen, wie die eingeborene Kraft des Stoffes gegen die dichterische Willkür reagirt; wie diese Kraft, in geheimnißvollem Bunde mit dem dichterischen Instinct, der, wie die Nadel nach dem Pol, unfehlbar nach dem Rechten und Richtigen deutet, sich schließlich als siegreich erweist gegenüber dem Geist, der, auf seinen Reichthum pochend, wenn nicht aus Allem Alles, so doch aus dem bestimmten Einen etwas Anderes, das er selbst bestimmen will, schaffen zu können glaubt.

Für den angedeuteten Grundfehler der Dichtung, aus welchem andere geringere Fehler mit Nothwendigkeit folgten, ist gleichsam die unendliche räumliche Perspective prototypisch, zu welcher sich die Enge des Locals der eigentlichen Handlung fortwährend auszuweiten strebt, ohne doch dem verlangenden Blick deutliche Bilder zu bieten. Wie klar und plan liegt der Vordergrund da; wie trefflich eignet er sich zum Schauplatz einer Idylle, in der es immerhin an dramatisch bewegten Momenten nicht zu fehlen braucht: ein von einem schnellen, wasserreichen Bach durchrauschtes Thal, hüben und drüben einander übergipfelnde waldbedeckte Berge; weiter unten im Thal das große Dorf, zu welchem die höher gelegene, einsame Försterei und die nicht minder einsame Pfarre ressortiren; noch höher hinauf und noch einsamer das „Verdrußculum“ Schaller's und die Hütte der alten Waldhexe — es wird uns schwer, aus dem lieben Thal, wie wir es doch nur zu oft müssen, Emmy und dem Eilmeyer und anderen Personen in die nahgelegene Kreisstadt zu folgen, oder gar in die Residenz, wo wir mit dem Helden zu einer Audienz bei dem Landesfürsten befohlen sind. Diese wiederholten Ausflüge — zu flüchtig, als daß wir an dem einen oder dem anderen Orte heimisch werden könnten — stören nur unser idyllisches Behagen, um welches es vollends geschehen ist, so oft der Dichter uns aus der nächsten Nähe, in der wir so gern verweilen möchten, in die weiteste Ferne führt. Und er

thut es nur zu oft, er thut es fast beständig. In Amerika weilt der Held, den das Gedenken der treuen Menschen in der Heimath immerdar umschwebt; aus Amerika kommt er zurück in die Heimath, die ihm, wie wir annehmen müssen, doch keine rechte mehr sein kann, ihm, der sich mit so großen Projecten getragen hat und trägt. Wir finden es in der Ordnung, daß er mit der neugewonnenen Braut wieder dahin geht, woher er kam, die große Mission, zu der er berufen und auserwählt ist, durchzuführen; wir würden es begreifen, wenn ihn diese Mission drüben festhielte und so das Vaterland um einen Forstmeister ärmer, die neue Welt um einen Regenerator und Beglücker reicher würde.

Aber es ist drüben wie hüben dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und — Ruland ist nichts weniger als ein Riese. Er ist trotz des hohen Piedestals, auf das ihn der Dichter stellt, ein Mensch von durchaus nicht ungewöhnlichen Proportionen; ja er ist, recht betrachtet, ein echtes Kind seiner Heimath, ausgestattet mit dem tüchtigen Streben und dem Gefühlsüberschwang, dem geraden Sinn und dem Eigensinn und den sonstigen rühmlichen oder unrühmlichen Qualitäten seiner Landsleute. Wie er in dem wilden Schmerz über den Tod der geliebten Frau Amt und Heimath und Freunde im Stich läßt, um sich im „fernen West" zu begraben, so können ihn dort alle wichtigsten Interessen, für die er sich mittlerweile begeistert hat, nicht halten, als es einem Anonymus beliebt, eine Schmähschrift gegen ihn in die amerikanische Tagespresse einzuschmuggeln — jene Tagespresse, welche bekanntlich den persönlichsten Scandal in einer Weise cultivirt, von der wir in Deutschland Gott sei Dank keine Ahnung haben, ohne daß sich in dem Lande der „Gleichheitsflegel" so leicht Jemand ein graues Haar darüber wachsen läßt.

Nein, Ruland gehört mit Leib und Seele in sein enges heimisches Waldthal; als echter Schwabe zog er über den Ocean und als echter Schwabe kehrt er heim.

Ein ähnliches Mißverhältniß, wie zwischen der Vergötterung, deren Gegenstand Ruland seitens seiner Landsleute ist, und zwischen dem wirklichen Thun des Mannes besteht, läßt sich constatiren, wenn man den Leumund Schaller's, seines moralischen Widerspiels und persönlichen Feindes, vergleicht mit dem, was der böse Mensch denn nun vor unseren Augen Schlimmes begeht. Jenes Libell war gewiß ein recht schlechter und hämischer Streich, aber wir wollen nicht vergessen, daß er durch die lange Gefängnißstrafe zur Rache schwer gereizt war und überdies zu der That selbst durch ein schönes, intrigantes Weib verlockt wurde. Im Uebrigen treibt er sich ziel- und zwecklos um, die guten Leute mit bösen Reden ärgernd — Reden, wie man sie in den Kneipen einer Großstadt von einem oder dem anderen talentvollen verkommenen Subjecte gelegentlich hören kann, ohne daß sie dort etwas Anderes erregten als das Gelächter der Zechgenossen — und als es bei ihm endlich vom Reden zum Handeln — zu dem Mordanfall auf Ruland — kommt, ist es sehr zweifelhaft, ob man den Mann überall noch als zurechnungsfähig erachten darf, oder ob er nicht bereits dem Wahnsinn rettungslos verfallen ist.

So erscheint uns weder Ruland so bedeutend und gut, noch Schaller so bodenlos schlecht, wie sie uns der Dichter schildern möchte. Beide Gestalten hat er in Proportionen angelegt, für welche, wären dieselben consequent durchgeführt, der Rahmen des Bildes nicht genügt hätte. In dem Umstande, daß er diese Consequenzen nicht gezogen, erblicke ich meinestheils keineswegs einen Mangel seines poetischen Vermögens, sondern, wie ich bereits oben bemerkt, das Walten des künstlerischen Instinctes, der mit unabweisbarer Kraft auf die Harmonie des Ganzen dringt.

Nun aber, nachdem wir den immerhin Guten wiedergewonnen und den immerhin Bösen los sind, nachdem wir die weite schimmernde Ferne, die uns doch nicht halten konnte, aufgegeben, die dünne pessimistische Atmosphäre, in der es uns nicht wohl werden konnte, verlassen haben, um in die würzige Luft unseres Waldthals zurückzukehren, dürfen und wollen wir uns der lieben engen Heimath freuen und unseres Dichters, der sie uns so treu und herzig zu schildern weiß wie kaum Einer neben ihm. Wie melodisch murmelt und plätschert der klare Bach, wie feierlich rauschen und raunen die dunklen Wälder, wie scheint die Sonne so hell von dem blauen Himmel, wie rast der Gewittersturm grausig durch die schwarzen Schluchten! Und ihr lieben Menschen alle, mit den quellreinen Herzen und den waldfrischen Gemüthern, wie danken wir dem Dichter, der euch uns kennen lehrte: dich, du von den Schweden abstammender braver Forstmeister, der du noch heute kein Wild schießen kannst, ohne hinterher das Bedürfniß zu haben, dir die Hände zu waschen; und du, urdeutsche Frau Forstmeisterin, die du dich mit der Frau Pastorin auf Jahre verfeindest, weil sie es fertig bringt, ihrem Mann heimlich Cichorien in den Kaffee zu thun; und du, übermüthige Carla, die du doch auch wieder so demüthig sein kannst; und Mangold, du treuester aller Forsthüter, mit dem zweimal verschenkten Otterfell und den dreifach unter dem Deckel deiner Bibel verklebten Recepten gegen Hundekrankheiten! Ja, wahrlich, wie sind wir um eurethalben dem Dichter zu innigstem Dank verpflichtet!

Denn wenn uns nun auch ist, als hätten

wir euch von jeher gekannt, wir kannten euch nicht und ihr existirtet nicht ohne ihn, der des Ersten und Höchsten der Dichterkraft: Gestalten schaffen zu können, wahrhaftige, lebensvolle, sich noch heute erfreut wie vor einem Menschenalter. Was verschlägt es dagegen, wenn er einmal, wie in unserem Falle, die Leinwand für sein Bild zu groß spannt und hier und da die bescheidene Localfarbe durch schillernde Reflexe stört, die aus allzu weiten Fernen herüberblitzen! Das mag uns ja ein wenig beunruhigen, mag uns nicht zu dem ganzen vollen Genuß kommen lassen, so lange wir mit kritischen Blicken hinauf und hinab, hinüber und herüber messen, bis wir, angezogen, gefesselt, hingerissen von der Treue und Liebe und von der Kraft und Wahrheit, mit der, Alles in Allem, diese Menschen, diese Natur geschildert sind, freudig bekennen: es ist doch ein Stück, wie es einzig und allein aus der Werkstatt des alten, ewig jungen Meisters hervorgehen konnte.

Frau Venus. Roman von Karl Frenzel. Stuttgart und Leipzig, Verlag von Eduard Hallberger, 1880.

Gegen das vorschnelle Urtheil der Menge: daß das stofflich reichere Werk deshalb schon das bedeutendere sei, wird sich der Kenner zwar immer skeptisch verhalten, aber niemals mehr, als wenn es sich um die Werthabschätzung verschiedener Werke eines und desselben Künstlers handelt. Er weiß, was von dem Merck'schen: „das können die Anderen auch", zu halten ist; er verstattet dem Künstler gern, sich an kleineren Vorwürfen von den größeren zu erholen, und er begreift vollkommen, wie es den sein Atelier sinnend Durchwandelnden unwiderstehlich reizen kann, ein interessantes, von ihm bereits behandeltes Thema abermals in Angriff zu nehmen, um demselben eine neue Seite abzugewinnen und, wenn er es vielleicht auch so noch nicht erschöpft, doch den unvermeidlichen, unverrechenbaren Rest auf den kleinsten Ausdruck zu bringen.

Ich müßte mich sehr irren, oder es sind eben diese letzteren Erwägungen gewesen, welche Frenzel bestimmten, seiner „Silvia" die „Frau Venus" folgen zu lassen. In beiden Romanen handelt es sich im Grunde um dasselbe Thema; beide Romane erzählen uns die Geschichte eines Weibes, welches, durch besondere und besonders unglückliche Verhältnisse aus der eingehegten Bahn der gesellschaftlichen Sitte und Sittlichkeit geschleudert, in diese Bahn zurück- oder, wenn man will, hineinstrebt; und beide Romane gipfeln in der Frage, ob dieses Streben von Erfolg gekrönt sein kann oder nicht.

Hier ist nun sogleich die Versuchung abzuweisen, eine Parallele zu ziehen zwischen der deutschen und der französischen Weise, derartige Stoffe zu behandeln und zu verwerthen: dazu wäre eine besondere Abhandlung erforderlich. Ich muß mich damit begnügen, den deutschen Dichter mit sich selbst zu vergleichen; zu sehen, wie er in der scheinbar identischen Aufgabe doch sehr wesentlich verschiedene Factoren zur Verrechnung bringt und nun selbstverständlich auch zu sehr wesentlich verschiedenen Resultaten gelangt.

In „Silvia" wird die obige Frage verneint. Silvia kann nicht „gerettet" werden. Der genialische Schmettow formulirt in seiner drastischen Weise das Facit von Silvia's Leben im Gegensatz zu dem freundlichen Lose der Anderen so: „Alles fein und säuberlich, wie es sich für die gesitteten Leute ziemt. Sind nun einig — jedes Glück, langes Leben. . . Amen! Aber für Silvia hätte es nicht gepaßt. . . Sie war eine Tochter der Freiheit und der Wildniß." — Und gleich darauf: „Wer hieß die Närrin auch mehr sein wollen als Unsereins? Sie lieh ihr reiches Capital dem Unsichtbaren, und die Unsichtbaren zahlen eine einzige Dividende: den Tod."

Das klingt, in Anbetracht des bedenklichen Lebenswandels der Heldin, für den ersten Moment ein wenig prahlerisch, aber ist in tieferem Sinne doch buchstäblich richtig. Silvia ist eine großartig angelegte, eine wahrhaft faustische Natur. Sie hat heiß und schmerzlich in langer schweigender Nacht gerungen mit dem Unsichtbaren, daß es sie segne; und erst als der Segen ausbleibt, wirft sie sich dem Sichtbaren, Endlichen in die Arme und schwelgt in diesen Armen, ohne doch Genüge zu finden, ohne doch die Sehnsucht nach dem Unsichtbaren, Unendlichen los zu werden. Sie, deren seidene Schleppe den Staub der Spielhöllen von Nizza und Monaco aufgewirbelt hat; sie, auf deren Kleidersaum der Schmutz der Tavernen Londons gespritzt ist: sie schmachtet nach der Seligkeit einer reinen treuen Liebe; sie hat sich die Fähigkeit einer solchen Liebe voll und ganz bewahrt und achtet das Leben keinen Strohhalm werth, als es gilt, den Geliebten zu retten, trotzdem sie weiß: er liebt sie nicht — mehr noch, tausendmal mehr und schlimmer: er liebt eine Andere. So hat die Sünderin gültigsten Anspruch auf die Freude der Gottheit, auf die Theilnahme und das Mitleid der Menschen, gar nicht zu reden von dem Interesse, welches das geniale Weib, das „graue Räthsel" jedem Denkenden und Fühlenden einflößen muß; Jedem, der Aug' und Ohr und Sinn hat für jenes Ungeheure, das „durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht".

Wie nun aber, wenn wir den grauen Schleier des Räthsels ein wenig lüfteten? uns nicht völlig in die Nacht des Labyrinths verlören? uns nicht weiter wagten als bis in die Vorhallen, wo die Nacht noch mit dem Tage streitet, und aus denen man sich auch ohne

Ariadnefaden, nur wenn man seinen gesunden Sinnen frisch vertraut, zum hellen Leben der Wirklichkeit retten kann?

Der poetische Niederschlag dieser Erwägungen, welche sich dem Dichter der „Silvia" mit Nothwendigkeit aufdrängten, ist „Frau Venus" — eine sehr viel bescheidenere Figur trotz des anspruchsvollen Namens, der ihr ja überdies nicht persönlich eignet, sondern dem Bilde der Anadyomene, zu welcher sie Modell gestanden. An der Julia, wie sie in Wirklichkeit heißt, ist im Grunde auch Alles wirklich und nichts räthselhaft Sie ist nicht, wie Silvia, ein funkensprühender Komet mit schwer zu berechnender Bahn, der durch alle höchsten Himmel und alle dunstigsten Erdennähen schweift, um jäh zu erlöschen, nachdem er eben noch hellsten Glanzes gestrahlt; sie ist auch, trotzdem sie ihr Pfad über recht bedenkliche Sümpfe geführt, nicht einmal ein Irrlicht; sie ist ein schönes, nicht hervorragend geistreiches und ganz gewiß nicht geniales, aber dafür mit einer tüchtigen Portion gesunden Menschenverstandes und dem praktischen Blick für „das, was ist" ausgestattetes, im Grunde gutherziges Mädchen. Silvia könnte in einer der best regulated families das Licht erblickt haben und in den rangirtesten Verhältnissen aufgewachsen sein: ihr Schicksal wäre doch ein besonderes gewesen, denn das Alltägliche, auch in einer leidlichen, ja schönen Form, hätte ihr nicht genügt; — Julia ist eine nahe Verwandte der hübschen Dirne, aus deren Munde der Dichter der Venetianischen Epigramme ein Gebet vernahm, wie er es nie „frommer gehört". Silvia mußte den reichen Fabrikanten, den Vater, der vielleicht der bessere Mann war, ausschlagen und in den Tod schicken, weil sie den Sohn liebte mit jener Liebe, die nicht rechnet und nicht marktet; — Julia schließt ohne allzu große Mühe ein Compromiß zwischen dem Schmerz um ihre verrathene Liebe und dem Willen zum Leben und geht hin und heirathet den Großhändler, für den sie schlechterdings nichts empfindet als höchstens ein achtungsvolles Wohlwollen. Freilich fällt sie dann vor dem Bilde der Meerentstiegenen, zu welchem sie den Geliebten begeistert, in Ohnmacht, als sie nach dessen gewaltsamem Ende unversehens herantritt; aber — „der eingeborene leichte Sinn des schönen Weibes tragen sie wieder empor", und „die Hand auf die Brust legend, singt sie leise ihr Lieblingslied: Dormez, dormez, ma belle; dormez, dormez toujours."

Das ist nicht tragisch wie Silvia's Sturz von dem Schwindelsteg in den Abgrund, aber es ist wahr, es ist logisch, und so sind wir es zufrieden und lassen es den Dichter nicht entgelten, daß neben dem kleineren und anspruchsloseren Bilde das größere und farbenprächtigere jener dämonischen Frau hängt. Die Hauptfrage ist und bleibt: hat sich der Dichter innerhalb dieses kleineren Rahmens ebenso wie innerhalb jenes größeren, hat er sich zur Klarlegung dieses geringeren und, wenn man denn durchaus will, prosaischeren Vorwurfs ebenso wie dort nur künstlerischer Mittel bedient?

Ich freue mich, diese Cardinalfrage unbedingt bejahen zu können.

Unbedingt, auch wenn ich folgende Bemerkung nicht zurückhalten darf, die, falls sie einen Tadel involvirt, sich doch nicht sowohl auf die Mittel als, ich möchte sagen, auf den Effect bezieht.

Je näher uns nämlich der Künstler seine Personen gerückt hat, je durchsichtiger die Atmosphäre ist, in welcher sie stehen, je schärfer sie sich von dem Hintergrunde abheben, je genauer wir ihr Thun und Lassen zu controliren vermögen, je fester uns gewissermaßen von dem Künstler selbst der Maßstab: der Maßstab des Alltagslebens, in die Hand gedrückt wird, desto mehr fühlen wir uns auch versucht, von der uns freundlich gewährten Möglichkeit als von einem guten Rechte Gebrauch zu machen und zu fragen: befinden wir uns schließlich (und noch mehr über den Schluß hinaus) denn wirklich noch auf dem Boden von Vanity fair, — nicht dem allegorischen, sondern dem actuellen, in welchem wir nicht nur wissen, wo unsere Freunde wohnen, sondern auch wie hoch und wie sie wohnen, und wie ihre Situation sonst ist, und so mit oder ohne Grazie in infinitum. Ich fürchte nun, fürchte sehr, es werde der Frau Erich Pflug, in Anbetracht dieser so höchst unbequemen, aber unausrottbaren Neugier der lieben Nächsten, die Erinnerung ihrer Vorgeschichte, trotz alledem und alledem, manche trübe Stunde bereiten! Und so wünscht gewiß der sinnige Leser dem Grafen Berghausen, den er herzlich lieb gewonnen, von ganzem Herzen: er möge niemals, was ihm doch so leicht passiren könnte, dem Fürsten Iwan Uwaroff begegnen. Der gute Graf! Er hat sich bei Mars-la-Tour prachtvoll geschlagen und wird sich zweifelsohne, wenn ihm das Glück günstig, zu seinem Kreuz zweiter Classe auch noch das erste holen. Und die Frage: wie befindet sich Ihre Frau Schwiegermutter? ist doch sicher eine harmlose; aber man möchte Alles gegen nichts wetten, daß der tapfere Gardeoffizier tausendmal lieber eine tod- und verderbensprühende Batterie attaquiren wird, als sich auch nur der Möglichkeit dieser Frage aussetzen.

Schließt diese Bemerkung, wie gesagt, einen Tadel ein, so wiegt derselbe jedenfalls sehr leicht, wenn man, wie billig, in die andere Wagschale die zweifellosen Vorzüge des Ro-

mans legt: die correcte Zeichnung und plastische Ausrundung der aus der Fülle des concreten Lebens herausgegriffenen Gestalten; die bei aller photographischen Treue doch stilvolle, echt epische Behandlung der Scenerie, mag dieselbe nun ein Gesellschaftssalon, oder ein Künstleratelier, oder ein vom Wintersturm durchbrauster nächtlicher Wald sein; die unentwegt sichere Führung der Fabel und — als Letztes, nicht Geringstes — die vollkommene Decenz, mit welcher ein Thema behandelt ist, das unter weniger feinen, kunstgeübten Händen seine bedenklichen Seiten nicht bloß herauskehren könnte, sondern — wir Alle wissen es — in mehr als einem Roman, mehr als einem Drama jenseits und — diesseits des Rheins herausgekehrt hat.

Leidvoll und Freudvoll. Novellen von Ludwig Ziemssen. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlung, 1879.

In einem der Bulwer'schen Romane, ich glaube in My Novel, wird ein Dichter geschildert, der fern vom Getriebe der Welt seinen Gedanken und Träumen lebt, selten nur mit einer Gabe seiner Muse sich hervorwagt, wenn er es aber thut, jedesmal das Publikum anmuthet und rührt durch die keusche Reinheit seiner Empfindung, durch die thauige Frische, die, wie über einem Blumengarten an hellem Sommermorgen, über seinen Dichtungen ruht.

An diesen Dichter mahnt mich Ludwig Ziemssen; vielmehr: er ist ein solcher Dichter. Wer sein Hauptwerk, das „Novellenbuch für das deutsche Haus", welches bereits vor einigen Jahren erschien und wohl nicht die volle Beachtung gefunden hat, die es verdiente — wer, sage ich, jene Sammlung von sechs oder acht zumeist umfangreicheren Novellen kennt, wird mir zustimmen und darin beipflichten, daß der Titel trefflich gewählt war. Soll doch das deutsche Haus sein und ist es doch, dem Himmel Dank, in den unzähligen besseren Fällen: eine Stätte heiliger Ordnung und guter Sitte, materieller und moralischer Sauberkeit, tiefsinnigen Ernstes und anmuthigen Scherzes, höchster Geistescultur und zartester Herzensbildung. Wohl! und alle diese Götter des deutschen Hauses, sie weben und leben in jenen Novellen. Da ist kein Platz für die ellbogenaufstämmende, auf dicksohligen Stiefeln umherknarrende Ungebühr des modernen Naturalismus. Wem es nur in der Gesellschaft dieses derben Gesellen wohlig ist, der legte sicher das „Novellerbuch" verdrossen aus der Hand, und so würde denn „Leidvoll und Freudvoll" ebenso wenig Gnade vor seinen gestrengen Augen finden.

Wie wäre das auch möglich? Ist doch die kleinere der beiden Novellen, welche der zierliche Band enthält: „Ein Kuß in effigie", nichts weiter als eine echte, rechte, vom Wehen des norddeutschen Waldes durchschauerte Idylle, in welcher das uralte, ewig neue, tausendmal behandelte, unerschöpfliche Thema von dem Herzen, „das still in Liebe glüht", zartsinnig variirt wird. Und wenn es in der anderen, der längeren: „Eros und Anteros", auch nicht so einfach zugeht, vielmehr in dem zwischen den Göttern schwebenden Rechtshandel eine Menge Menschen als Zeugen aufgerufen werden, deren Geister in leidenschaftlicher Parteinahme hinüber und herüber heftig auf einander platzen, so daß der Richter allen Ernst aufbieten muß, den entbrannten Streit zu schlichten, die poetische Gerechtigkeit sogar, damit sie sich offenbare, blutige Opfer heischt, mit einem Worte: alle Ingredienzien zu einem realistischen Feuertrank vorhanden scheinen — das von dem gierigen Leser erwartete „excitement" bleibt doch aus, denn der Dichter benimmt jenen aufregenden Stoffen durch feine und feinste Mischung ihre individuelle Schärfe, und selbst sein Humor hat wunderlicherweise nur einen anmuthig würzigen Geschmack und keine Spur von der ätzenden Säure, an welcher man neuerdings die echte Waare erkennen will. Nein, nein! Ziemssen's Novellen sind nun einmal keine Speise für verwöhnte und blasirte Gaumen; sie sind, was sie sein wollen: unverfälschte, gesunde, nahrhafte, mit tadelloser Sauberkeit angerichtete, mit vollendeter Anmuth dargereichte Kost „für das deutsche Haus".

Friedrich Spielhagen.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.


Digitized by Google

